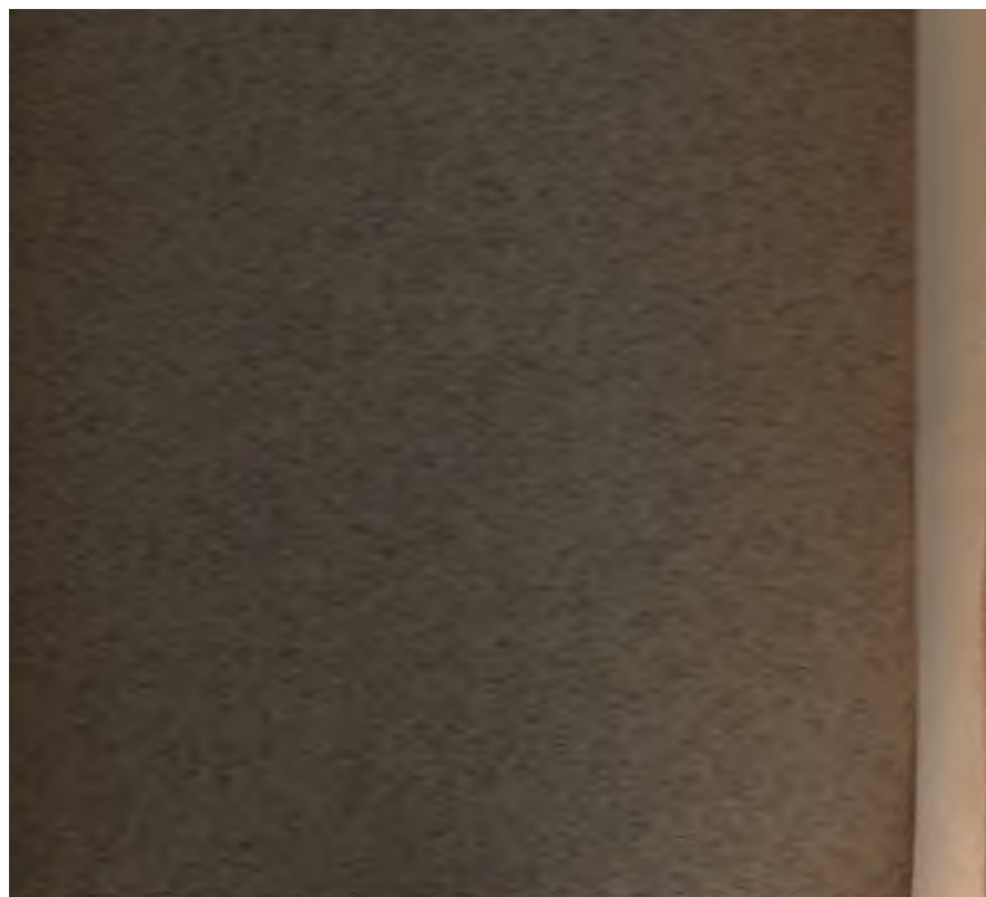


ZEITSCHRIFT

FÜR DIE

ÖSTERREICHISCHEN

GYMNASIEN.

VERANTWORTLICHE REDACTEURE

W. v. HARTEL, K. SCHENKL.

VIERUNDVIERZIGSTER JAHRGANG.

1893.

WIEN.

DRUCK UND VERLAG VON CARL GEROLD'S SOHN.

Inhalt des vierundvierzigsten Jahrganges
der
Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien.
(1893.)

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Seite

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Seite

Seite

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Programmenschau.

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen und Erlässe.

Berichtigung.

S. 573, Z. 6 v. u. lies Ceglińki statt Ceglyński.



Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Über die allgemeinen Grundlagen der neuhochdeutschen Verskunst.

§. 1. Vorwort.

Die deutsche Metrik, als Wissenschaft betrachtet, steht noch in ihren ersten Anfängen und es fehlt noch vielfach an den Vorbedingungen, die sie zur nothwendigen Voraussetzung hat.

Die reale Grundlage, der eigentliche Gegenstand metrischer Beobachtung ist der gesprochene Vers. Aber wie verschieden wird ein und derselbe Vers von verschiedenen gelesen und wie wenige verstehen Verse rhythmisch vorzutragen! Wie soll man sie überhaupt sprechen: scandierend nach dem Versschema oder recitierend nach dem Sinn? Und wenn man nun auch die Kunst des richtigen Vortrages besäße, so könnte man doch nicht zugleich Vortragender und unbefangener Zuhörer, Beobachteter und Beobachter, Subject und Object der Untersuchung sein. Vielleicht dass wir einmal in dem Phonographen ein technisches Werkzeug erhalten, um den kunstvollen Vortrag von Versen zu fixieren.

Allenthalben hat es die Metrik ferner mit Fragen der Tondauer und der Tonstärke zu thun, die mit dem feinsten Ohr kaum wahrzunehmen sind. Nur exacte Messungen können uns dahin führen, an die Stelle von relativen absolute Werte zu setzen. Physikalische Instrumente sind uns unentbehrlich und zum Theil auch schon erfunden. Aber Vorsicht vor den heutzutage so beliebten naturwissenschaftlichen Spielereien, die mehr schaden als nutzen! Wirkliche naturwissenschaftliche Bildung muss hier vorausgesetzt werden. Es genügt nicht, einmal ein Experiment anzustellen; unsere Gewährsmänner müssen im vertrauten Verkehr mit diesen Instrumenten leben, sie benutzen und gebrauchen lernen, nicht in einem, sondern in tausend Fällen. Brücke, Helmholtz und Stumpf sind hier auf sicheren Bahnen vorangegangen.

Die Accentlehre liegt gleichfalls noch im Trostlosen: über das Wesen des Accentes, über Tonhöhe und Tonstärke herrschen widerstreitende Meinungen. Den Zusammenhang zwischen Tonhöhe und Tonstärke hat noch niemand untersucht. Der Wortaccent ist nur unsicher, der Satzaccent meistens falsch bestimmt worden.

Ebensowenig Verlass dulden die Lehren von den Sprechtakten und von dem Tempo der Rede. Diese Lehren aber sind dem Metriker für die Beurtheilung des Verhältnisses der Wortfüße zu den Versfüßen, für die Lehre von den Cäsuren und von dem Versschluss unentbehrlich.

Noch weniger als die Grundbedingungen sind höhere Anforderungen erfüllt. Über den ethischen Charakter der Versmaße wissen wir so gut wie gar nichts, trotzdem in den Schriften der älteren Romantiker und in den literarischen Briefwechseln aus der classischen und romantischen Zeit ein sehr wertvolles Material von Beobachtungen zerstreut ist. Da ferner der Rhythmus wohl eine Form, aber keine Form ohne Inhalt ist, so kommt auch das Verhältnis der Form zum Inhalt, namentlich im dramatischen Verse, in Betracht. Höhere künstlerische Zwecke führen den Dichter über die rhythmische Regel hinaus. Seine Aufgabe ist es nicht, correcte Verse zu bauen, und der größte Verskünstler ist noch nicht der größte Dichter. Unsere metrischen Untersuchungen verzeichnen allein die Abweichungen von dem abstracten Versschema, auch diese leider selten vollständig und fehlerfrei. Immer aber bleibt das eine bloße Vorarbeit für die eigentliche Untersuchung, die es vielmehr mit den Wirkungen zu thun hat, die der Dichter durch seine Abweichung vom Versschema erreicht. Wie oft ist nicht der Widerstreit zwischen der prosaischen und der Versbetonung deutliche Absicht. Noch öfter aber arbeitet der Dichter unbewusst. „Der Takt", sagt Goethe zu Eckermann, „kommt aus der poetischen Stimmung wie unbewusst. Wollte man darüber denken, wenn man ein Gedicht macht, man würde verrückt." Sehr geschickt beruhigt Heine seinen Freund Immermann über metrische Bedenken. Auch die Metrik, meint er, habe ihre Ursprünglichkeiten, die nur aus wahrhaft poetischer Stimmung hervortreten und die man nicht nachahmen könne. Immermann sündige oft genug gegen die äußeren Regeln der Metrik, die man allenfalls auswendig lernen könne, selten aber gegen die innere Metrik, deren Norm der Schlag des Herzens sei.

Endlich aber sind auch unsere historischen Untersuchungen mangelhaft. Über das 16. und über das 17. Jahrhundert fehlen sie leider fast ganz. Die classische Periode ist zwar fleißig, aber nicht immer mit guter Methode bearbeitet worden. Die für die Metrik interessanteste Zeit der romantischen Schule und die hoch entwickelte Verskunst der Neueren hat die philologische Behandlung der neueren Literaturgeschichte ganz links liegen gelassen. Und doch kann das neuerdings beliebte Princip der Arbeitstheilung, das

für die Literaturgeschichte bloß von zweifelhaftem oder wenigstens bedingtem Werte ist, hier weit fruchtbarer wirken; denn vorausgesetzt, dass man über die Grundbedingungen und die Methode einig geworden ist, kann hier jeder die Hand anlegen, ohne durch den Nachbarn beengt oder gar aufgehalten zu werden.

Aus dem Gesagten ergibt sich nun, dass dieser Versuch weniger die Resultate schon abgeschlossener Untersuchungen als die Anregung zu Untersuchungen geben soll. Denn wenn auf der einen Seite eine wissenschaftliche Metrik die reichsten und sorgfältigsten Vorarbeiten voraussetzt, so können doch umgekehrt diese erst dann wieder mit Nutzen angestellt werden, wenn man über die Principien der Verskunst im klaren ist und eine einheitliche Methode befolgt.

Dass dies heute nicht der Fall ist, braucht kaum gesagt zu werden. Die alte antikisierende Metrik der Moriz, Voß, W. Schlegel, Apel u. a., denen unsere Classiker zu wenig rigoros waren, ist durch eine ebenso einseitige nationale oder germanistische Richtung abgelöst worden, deren Vertreter (Benedix, Hehn, Hildebrand, Schmeckebier u. a.) in der Verskunst unserer Classiker überhaupt nur einen Irrweg erblicken. Ein solcher Widerspruch zwischen der Geschichte der Dichtung und den Anforderungen der Metrik ist meines Erachtens eine Unmöglichkeit, und wer ihn wirklich annimmt, verlässt den sicheren Boden der Erfahrung, auf dem man hier allein festen Fuß fassen kann. Es ist unmöglich, dass eine ganze Literatur und noch dazu in ihrer classischen Periode das ihr gemäße Metrum verfehlt haben sollte. Und es ist mit eine der Hauptaufgaben dieses Versuches nachzuweisen, dass sich die Vertreter der neueren Schule über den germanischen Vers hinaus ebensowenig zu den natürlichen und allgemeinen Bedingungen des Verses erhoben haben, als die Anhänger der alten Schule über den antiken Vers hinausgekommen sind. Beide Schulen sind sich über den Gegensatz von Wortaccent und Versaccent, von Quantität und Accent u. dgl. nie völlig klar geworden und stehen ihrem Gegenstand in gleicher Befangenheit gegenüber.

Dazu beizutragen, dass in die principiellen Fragen der Verskunst Klarheit komme und eine einheitliche Methode möglich werde, ist also bei dieser Arbeit meine Absicht gewesen. Sie ist ein bloßer Versuch, der anderen zur Orientierung dienen und sie zur Mitarbeit anregen soll. Denn ein abschließendes wissenschaftliches Werk werden wir über die neuhochdeutsche Verskunst kaum von einem einzelnen erwarten dürfen, und besäße er auch den erstaunlichen Fleiß unseres Schipper. Was hier mit einem verhältnismäßig kleinen Material versucht ist, das wird sich an einem vollständigeren entweder bewahrheiten oder von selbst widerlegen. Denn selbstverständlich besteht zwischen der Principienlehre und den Untersuchungen eine beständige Wechselwirkung: so wenig man im einzelnen an eine fruchtbare Arbeit denken kann, ehe man weiß,

worauf es ankommt, ebensowenig wird man ein einmal angenommenes Princip oder eine Methode den Thatsachen zum Trotz durchführen wollen.

§. 2. Einleitung.

Unter der Metrik versteht man die Lehre von denjenigen rhythmischen Formen, die in der Dichtkunst zur Erscheinung kommen.

Denn nicht die Dichtkunst allein bedient sich des Rhythmus. Schon die alten Griechen pflegten die Künste in bildende und in musische zu unterscheiden. Die bildenden Künste (Malerei, Architektur, Plastik) stellen sich unmittelbar und als fertiges Product, ruhend im Raume, dar; ihre Schönheit beruht auf der formalen Ordnung des unbewegten Raumes, auf der Symmetrie. Die musischen Künste dagegen beruhen auf der formalen Ordnung der bewegten Zeit, auf dem Rhythmus. Sie stellen sich aber nicht unmittelbar selbst dar, sondern sie werden erst von der Mittelsperson eines vortragenden Tänzers, Sängers oder Schauspielers durch Bewegung im Verlauf der Zeit reproduciert.

Die musischen Künste unterscheiden sich wieder, je nachdem sie durch sichtbare Bewegungen des Körpers auf das Auge (Tanz) oder durch hörbare Bewegung der Luft (Töne) auf das Gehör wirken. Sind die Töne unarticuliert, so entsteht die Musik; sind sie articuliert, so entsteht die Poesie. Aber alle drei Künste waren ursprünglich eine; heute noch ist der Tanz mit der Musik unlösbar verbunden. Die Poesie hat sich freigemacht, erscheint aber in der Epik und im Drama immer noch gern Hand in Hand mit einer der beiden Schwestern oder gar im alten Dreibund. Das Band, das die drei Künste auch heute noch vereinigt, ist der Rhythmus, das Gleichmaß der Bewegung.

Musik und Poesie beruhen beide auf rhythmischen Tönen. Aber in der Musik kommt außer dem Rhythmus noch die Höhe und Tiefe der Töne (Melodie) und ihr Zusammenklang (Harmonie) in Betracht; in der Poesie steht über dem rhythmischen Wert der Töne die geistige Bedeutung der Worte. Die Musik ist immer und überall an den Rhythmus geknüpft, mit dem auch die Poesie in den ältesten Zeiten untrennbar verbunden ist. Aber der Satz Wilhelm Schlegels: „keine Poesie ohne Silbenmaß“ entspricht nicht der Erfahrung. Die Geschichte der Dichtung lehrt vielmehr, dass gerade in hochentwickelten Literaturen eine Verwischung der Grenzen zwischen Poesie und Prosa eintritt: es entsteht eine unrhythmische Poesie (im Roman und im Drama) und umgekehrt eine rhythmische Prosa (in Goethes Weimarischen Dichtungen; bei Hülsen, Hölderlin und anderen Romantikern). Und auch die Beobachtung der metrischen Kunst zeigt deutlich diesen Entwicklungsgang auf. Sie steht in den älteren Zeiten, in denen Dichten und Versemachen gleichbedeutend waren und es mehr von dem Rhythmus als von dem Inhalt abhieng, ob ein Product Poesie oder Prosa war, der Musik

näher und schaltete frei mit den Worten, die für sie wie für die Musik bloße Töne waren, zum Vortrag durch den Gesang bestimmt. Je höher aber die Dichtung entwickelt ist, umsomehr Gewicht legt sie auf Sinn und Gedanken, umsomehr hat sie den Wortaccent und die Satzbetonung zu berücksichtigen. Der Dichter und der Vortragende sind hier musikalisch weniger frei. Die Verse sind rhythmisch unvollkommener und werden weniger nach dem Rhythmus als nach dem Sinn vorgetragen; sie sind aber eben darum metrisch vollkommener. Denn alle metrischen Erscheinungen beruhen auf einem Ausgleich zwischen den musikalischen Anforderungen und den Anforderungen des Sinnes, und die vollkommenste Verskunst ist nicht die, welche die stärkste musikalische Wirkung wenn auch auf Kosten des Sinnes erzielt, sondern diejenige, welche den Gedanken am innigsten mit dem Rhythmus vermählt.

§. 3. Der Rhythmus.

Sein Wesen und seine Natur.

Die zwölf Glockenschläge oder mehrere Schläge, die ich mit einem Stäbchen in gleichen Zwischenräumen und in gleicher Stärke auf den Tisch abgebe, erzeugen in mir nicht das Gefühl des Rhythmus. Wohl aber ist das Glockengeläute rhythmisch: denn hier wechselt immer ein stärkerer Schlag, durch die Schwingung erzeugt, mit einem schwächeren ab, der durch die Gegenschwingung der Glocke ohne Einwirkung einer äußeren Kraft entsteht. Ebenso entsteht Rhythmus, wenn ich bei gleichmäßig aufeinanderfolgenden Schlägen mit dem Stäbchen immer einen stärkeren mit einem schwächeren, oder mit zwei schwächeren, oder mit drei schwächeren, oder mit vier schwächeren, oder mit fünf schwächeren abwechseln lasse. Anders gesprochen, wenn ich von den in gleichen Zwischenräumen aufeinanderfolgenden Schlägen entweder 1, 3, 5, 7 ...; oder 1, 4, 7, 10 ...; oder 1, 5, 9, 13 ...; oder 1, 6, 11, 16 ...; oder 1, 7, 13, 19 ... stärker führe als die übrigen.

Was zwischen zwei solchen stärkeren Schlägen liegt, bildet eine rhythmische Einheit, den Takt. Wechselt der stärkere Schlag mit einem schwächeren ab, so entsteht ein zweizeitiger; wechselt er mit zwei schwächeren ab, so entsteht ein dreizeitiger; mit drei, ein vierzeitiger Takt usw. Die zwei-, vier- und sechszeitigen Takte nennt man auch gerade; die drei- und fünfzeitigen auch ungerade. Mehr als sechszeitige Takte kommen in der modernen Musik nicht vor.

Der Takt setzt also zweierlei voraus: 1. ein Gleichbleibendes, Mechanisches: die gleiche Zeitdauer der Töne, die gleiche Quantität. Der vortragende Musiker misst den Takt und seine einzelnen Theile durch Auftreten mit dem rechten Fuß; oder durch die Bewegung des den Takt angebenden Dirigenten; oder durch die begleitende Stimme (z. B. die zweite Violine im Orchester)

Um das Bewegungsmaß exact zu messen, bedient man sich eines Instrumentes, des Meteronoms. 2. Ein Veränderliches, Dynamisches, den *rhythmischen Accent*, durch den mehrere gleiche Zeittheile zu einem Ganzen zusammengefasst werden. Der Rhythmus beruht also auf der regelmäßigen Wiederkehr gleich langer, aber verschieden stark betonter Zeitmomente. Die stärker betonten bilden den *guten*, die schwächer betonten den *schlechten Takttheil*. Der Takt beginnt in der modernen Musik immer mit dem guten Takttheil, in der Musik der Alten aber konnte auch der schlechte Takttheil vorausgehen; in der Metrik der Alten und der Neueren kommen gleichfalls beide Fälle vor.

Aber einzelne Takte hintereinander gleichmäßig bis ins Unendliche fortgesetzt, würden uns eher ermüden als ergötzen. Anders dagegen, wenn sich die einzelnen Takte wiederum zu rhythmischen Einheiten höherer Ordnung verbinden und zwar nach denselben Gesetzen, nach denen der einzelne Takt entstanden ist. Wiederum werden durch verstärkten Accent je zwei oder drei Einheiten (hier Takte) zu einem Ganzen vereinigt. Wenn der rhythmische Accent dazu dient, den stärkeren und den schwächeren Takttheil als ein Ganzes fühlbar zu machen, so dient der *Ictus* dazu, einen von mehreren aufeinanderfolgenden Takten durch noch stärkere Betonung des guten Takttheiles herauszuheben, auf dem also der rhythmische Accent und der Ictus zusammentreffen. Aus zwei gleichen Takten, ♩́♩ und ♩́♩ wird auf diese Weise ein Ganzes: ♩̋♩ | ♩́♩. Und nun vereinigen sich wieder zwei oder vier solche höhere Einheiten zu einem Ganzen nächsthöherer Ordnung; nach vier oder nach acht Takten tritt auch in der neueren Musik meistens eine Pause ein. Nur durch eine solche organische Gliederung werden die aufeinanderfolgenden Takte befähigt, eine ästhetische Einheit zu bilden, einen musikalischen Gedanken auszudrücken.

In der Metrik entsprechen den Takten die *Wort-* oder *Versfüße*. Den durch den Ictus zusammengehaltenen Takten entsprechen die *Dipodien*; dem durch eine Pause abgeschlossenen Rhythmus endlich entspricht der *Satz* oder der *Vers*.

§. 4. Physiologische Erklärung des Rhythmus.

Schon in uralten Zeiten ist man auf Erscheinungen in der Natur aufmerksam geworden, die in uns das Gefühl des Rhythmus erregen. Cicero weist auf fallende Tropfen hin. Schon vor ihm hat der Grieche Aristides, dessen Lehren wohl auf Aristoxenus, einen Schüler des Aristoteles, zurückführen, auf den thierischen Pulsschlag aufmerksam gemacht. Spätere haben dann eine physiologische Erklärung des Rhythmus in dem Athmungsprocess gesucht.

Unleugbar ist zunächst das Bedürfnis des Menschen, Töne mit Bewegungen zu begleiten. Es beruht auf dem nahen Zusammenhang zwischen den Gehör- und den Bewegungsnerven, welche beide

in dem sogenannten verlängerten Mark ihren Ursprung haben. Daher die rasche Übertragung, z. B. unser plötzliches Zusammenfahren bei dem geringsten Geräusch. Es ist ferner eine naturwissenschaftliche Thatsache, dass die stärksten Wirkungen gerade von intermittierenden, in rascher Folge sich wiederholenden Reizen, z. B. dem Kitzel, ausgehen. Das Intermittierende, Stoßweise gehört aber, wie wir wissen, zum Wesen des Rhythmus. Darum setzt eine rhythmische Musik, selbst wenn sie ganz ohne Melodie bloß den Takt schlägt, wie bei den Castagnetten der Spanier, dem Tambourin der Italiener oder bei unserer Trommel, mit unseren Gehörnerven zugleich unsere Muskeln in Bewegung. Wir nicken mit dem Kopf im Concert, schlagen oder treten den Takt, trommeln mit den Fingern oder bewegen die Füße nach dem Takt der Musik im Tanz.

Aber in demselben verlängerten Mark haben auch die Athembewegungen ihren Ursprung und es zeigt sich, dass auch die normale Thätigkeit der Athemmuskeln eine intermittierende ist. Das Athemholen geht durchaus rhythmisch vor sich. Entweder nach einem zweizeitigen Takt: das Ausathmen ist der gute Takttheil, das Einathmen der schlechte; oder nach einem dreizeitigen: denn man hat beobachtet, dass der Mensch wenigstens im ruhigen Zustand, z. B. im Schlaf, zwischen dem Aus- und Einathmen eine ebenso lange Zeit pausiert als das Ein- oder Ausathmen beträgt. Rhythmisch ist endlich auch der Kreislauf des Blutes, wie das Herzklopfen deutlich zeigt; Hemsterhuys wollte unser ganzes Gefühl für den Rhythmus auf Wallungen des Blutes in der Nähe des Ohres zurückführen. Nach einem neueren Forscher (Wundt) dagegen soll unser Sinn für Zeit und Rhythmus ganz am Gehen ausgebildet sein. Die am besten in der Vorstellung reproducierbare Zeitdauer sei die, welche das Bein bei raschem Gehen zu Einer Schwingung brauche. Das Gehen aber ist wie das Sprechen wieder durch das Athemholen und den Blutumlauf bestimmt: wir gehen und sprechen so, um nicht athemlos zu werden. Eine solche Erleichterung im Athmen gewährt uns auch der Rhythmus. Wenn ich sage: „der Stúrm braúst laút fórt“, so fordert jede Silbe einen neuen Athemstoß und es entsteht eine Stockung. Sage ich aber: „die Dónner róllen dúmpfer fórt“, so ist mir durch den Wechsel von betonten und unbetonten Silben die Aussprache physisch sehr erleichtert. Auf die gleiche Weise machen die künstlichen Pausen in der Cäsur und am Versschluss durch ihre regelmäßige Wiederkehr eine bequemere Oekonomie in der Athemvertheilung möglich.

Auf diese Weise begreift sich auch der uralte Zusammenhang zwischen Musik und Tanz; es ist dieselbe, von den Gehörnerven auf die Bewegungsnerven übertragene Wirkung, wie beim Takttreten oder beim Taktschlagen. Der Takt besteht aus einem Schritt: der rechte Fuß tritt stärker auf (guter Takttheil), der linke folgt schwächer nach (schlechter Takttheil). Unsere Terminologie,

die vom Tanz auf die Musik und Poesie übertragen ist, erinnert noch heute an die alte Verbindung der Künste untereinander. Der gute Takttheil, der durch Aufsetzen des Fußes bezeichnet wird, heißt in der Musik und bei den alten Metrikern Thesis; der schlechte Takttheil, der durch Aufheben des Fußes bezeichnet wird, heißt Arsis. Wir haben die Terminen noch erhalten, aber wir gebrauchen sie in umgekehrtem Sinne: Arsis bedeutet den guten Takttheil, die Hebung; Thesis den schlechten Takttheil, die Senkung. Wie sich aber in der Musik und in der Dichtung je zwei Takte zu einem Ganzen höherer Ordnung und dann wieder je zwei Dipodien zu einem abgeschlossenen Rhythmus vereinigen, so bilden auch beim Tanz je zwei Schritte vor und je zwei Schritte zurück zunächst für sich allein und dann auch zusammen eine höhere rhythmische Einheit.

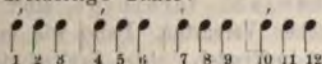
Die Freude hüpft und springt, jubelt und singt; der Schmerz zerreißt sein Gewand und schreit aus voller Brust. Beide, Freude und Schmerz, streben nach dem Äußersten und ins Maßlose. Aber ein weiser Instinct leitet den Menschen an, sich den Ausbrüchen des Schmerzes und der Freude ohne Schaden und Überanstrengung hinzugeben. Indem er sie nach dem Zeitmaß regelt, das seinem Herzschlag, dem Blutumlauf und dem Athmungsprocess entspricht, legt er seiner Laut- und Geberdensprache ein Gesetz auf, dämmt er den Ausbruch seiner Leidenschaften ein. So schützt der Rhythmus den Menschen vor dem verderblichen Übermaß, zunächst im Ausbruch der Leidenschaften selbst. Von da aus wirkt er auf die Leidenschaften selbst zurück und durch seinen sittigenden Einfluss kommt Maß und Ordnung in die Brust des Menschen. Schiller und Wilhelm Schlegel haben den Rhythmus in seiner ethischen Bedeutung gefeiert; und der Dichter des Wallenstein hat auch im ästhetischen Sinn seinen mäßigenden, nivellierenden Geist gerühmt. „Der Rhythmus", schreibt er an Goethe, „leistet bei einer dramatischen Production noch dieses Große und Bedeutende, dass er, indem er alle Charaktere und alle Situationen nach Einem Gesetz behandelt, und sie, trotz ihres inneren Unterschiedes, in Einer Form ausführt, er dadurch den Dichter und seinen Leser nöthigt, von allem noch so Charakteristisch-Verschiedenen etwas Allgemeines, rein Menschliches zu verlangen. Alles soll sich in dem Geschlechtsbegriff des Poetischen vereinigen, und diesem Gesetz dient der Rhythmus sowohl zum Repräsentanten als zum Werkzeug, da er alles unter Seinem Gesetze begreift. Er bildet auf diese Weise die Atmosphäre für die poetische Schöpfung, das gröbere bleibt zurück, nur das geistige kann von diesem dünnen Elemente getragen werden." Endlich macht auch allein der Rhythmus das Zusammenstimmen mehrerer oder aller im Ausdruck der gleichen Empfindung möglich: an Stelle eines wüsten Durcheinanderschreiens entsteht das herrliche Chorlied.

§. 5. Der Vers, vom rhythmisch-musikalischen Standpunkt aus betrachtet.

Da der Rhythmus beides, die Quantität und den Accent, zur othwendigen Voraussetzung hat, so beruht auch jeder Vers von ollkommenem Rhythmus sowohl auf der Quantität als auf dem ccent. Käme bloß der Accent in Betracht, so bestünde der Vers-ythmus bloß in dem Wechsel von forte und piano, von betonten nd von unbetonten Silben. Würde bloß die Quantität beachtet, o bestünde er aus einer Reihe von gleich langen und gleich stark etonten Silben, die so wenig als die 12 Glockenschläge einen thythmus bilden können, weil die schlechten Takttheile fehlen.

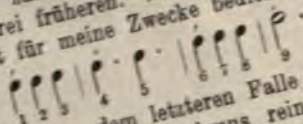
Der Forderung, dass jeder Takt aus einem guten und aus inem schlechten Takttheil bestehen soll, scheint nun allerdings die Erfahrung zu widersprechen. Denn sehr oft füllt in der Musik eine einzige Note, in der Dichtung eine einzige Silbe den ganzen Takt. Hier ist zunächst von den Fällen abzusehen, wo z. B. die begleitenden Instrumente (zweite Violine) oder die linke Hand auf dem Clavier den schlechten Takttheil markieren. Dasselbe ist auch oft in dem neueren Kirchenlied der Fall; wenn z. B. in dem Lutherischen „der | ált | boése | feind“ der erste Takt zwar nur von einer Silbe (alt) ausgefüllt, diese Silbe aber in zwei verschiedenen Tönen gesungen wird. Auch wenn der schlechte Takttheil bloß durch eine Pause vertreten ist, liegt eine Ausnahme nicht vor. Soll dagegen wirklich eine einzige Note oder Silbe in der Musik oder im Verse einen ganzen Takt füllen, dann ist das nothwendige Erfordernis, dass sie stark angeschlagen oder kräftig betont wird. Dann kann das feste Anschlagen und allmähliche Abschwellen des Tones den guten und schlechten Takttheil vertreten, bis sich, meistens schon in den nächsten Takten, der Rhythmus deutlicher fühlbar macht. Denn mehrere, bloß aus betonten Silben bestehende Takte folgen selten aufeinander. Und immer bleibt der Rhythmus in solchen Fällen ein unvollkommener.

Denken wir uns weiter die folgenden zwei Fälle. Zuerst zwölf Schläge von gleicher Zeitdauer hintereinander in der Weise abgegeben, dass der erste, vierte, siebente, zehnte stärker hervortreten; also vier dreizeitige Takte:



Gesetzt nun, ich würde die Dauer der einzelnen Noten nicht ganz streng einhalten, z. B. die Noten 3, 5, 9 um ein weniges länger anhalten als die übrigen, so würde der Rhythmus zwar an Vollkommenheit verlieren, ich würde nicht taktfest spielen, aber er würde doch auch nicht sogleich zerstört werden. Die Quantität wäre verletzt; aber durch den Accent, durch die regelmäßige Wiederkehr der accentuierten Noten nach je zwei weniger betonten, würde der Rhythmus behauptet werden.

Nehmen wir aber nun an, ich führe zuerst drei gleiche Schläge, von denen der erste stärker betont ist; dann aber nur zwei Schläge, die zusammen eben so lang dauern als diese drei und von denen der erste betont ist; dann wieder drei in der oben bezeichneten Weise; und endlich einen Schlag, der eben so lang andauert als früher die drei zusammen und ebenso stark abgegeben wird als der erste der drei früheren. Also, indem ich mich der Notenschrift mit Freiheit für meine Zwecke bediene:



Es ist nun klar, dass in dem letzteren Falle die Quantität besser zu beobachten ist, wenn der Rhythmus rein gefühlt werden *soll*, als in dem ersten. Denn dass die drei Schläge des ersten Taktes der Zeitdauer nach den zwei Schlägen des zweiten gleich sind, wird nur bei genauerem Einhalten der Quantität gefühlt werden; und die stärker betonte wechselt nicht regelmäßig mit schwächer betonten ab, sondern ihre Wiederkehr hängt nur von der gleichen Zeitdauer ab. Während also in dem früheren Fall der Accent von größerer Bedeutung für den Rhythmus ist, kommt hier neben dem Accent auch die Quantität in Betracht.

Betrachten wir von diesem rhythmisch-musikalischen Gesichtspunkt aus die neuhochdeutschen Verse, so finden wir zwei verschiedene Arten heraus:

Erstens solche, die auf regelmäßigem Wechsel von Hebung und Senkung beruhen, also alle Versmaße, die aus reinen Jamben, Trochäen, Dactylen oder Anapästen bestehen. Hier entscheidet allein der Accent, die Quantität kommt nicht in Betracht. Für einen trochäischen Vers ist Stúrmflūt, sowei die Taktdauer in Betracht kommt, ebenso gut als Versfuß zu ve wenden als Stúrmĕ. Durch den Charakter der deutschen Sprache, wie die lateinische wenig auf der Endsilbe betonte Wörter bes wird der regelmäßige Wechsel von Hebung und Senkung s in der Prosa nahegelegt.

Zweitens solche, in denen kein regelmäßiger Wechse Hebung und Senkung stattfindet, sondern Versfüße vo schiedener Silbenzahl vereinigt sind. Dies si eigentlich musikalischen Versarten. Denn wie in der Musik auch hier die Takte in Viertel, Achtel, Sechzehntel usw. a die Senkung kann fehlen oder mehrsilbig sein. Hier Quantität neben dem Accent bedeutend hervor: nur durc Einhalten der Taktdauer wird die regelmäßige Wiederkeh Silben fühlbar. Durch das Fehlen der Senkung wird Accent geschädigt. In dem Verse „hábe nun | ách, | P treffen im zweiten und dritten Takt, nur durch eine k getrennt, zwei Accente zusammen. Nur indem ich d die ganze Dauer eines Taktes fortklingen lasse, wird

fühlbar: denn nur dann ist die Quantität gewahrt und nur dann tritt auch der Accent heraus, wenn der abnehmende Ton von 'ach' das frisch einsetzende Phí(losophie) wieder deutlich hervortreten lässt. Hieher gehören alle Versmaße, in denen Fehlen der Senkungen und Auflösung von Senkungen gestattet ist. Also die sogenannten Knittelverse; die freien Rhythmen; die antiken Versmaße (Schön ist|, Mútter Na|túr|, deiner Er|findung | Prácht), wie sie bei uns gebraucht werden; Hexameter und Pentameter, in denen ja auch zwei- und dreisilbige Versfüße vereinigt sind. In allen diesen Versmaßen kommt vom rhythmisch-musikalischen Standpunkt aus die Quantität ebensosehr in Betracht als der Accent.

Vom musikalisch-rhythmischen Standpunkt aus können wir also *accentuierende* und *quantitierende* Versmaße unterscheiden, je nachdem der Accent oder die Quantität das Entscheidende für den Rhythmus ist. Man sieht, dass unter diesem Gesichtspunkt antike und nationale Versmaße auf beiden Seiten zu finden sind; dass es also nicht im musikalisch-rhythmischen Sinne gemeint sein kann, wenn man die antiken Verse als quantitierend, die nationalen als accentuierend bezeichnet. Unter diesem Gesichtspunkt fällt der altdeutsche Vers vielmehr geradezu unter die quantitierenden Verse. Ebenso auch die modernen Nachbildungen altdeutscher Versformen.

Es kommen auch oft beide Arten von Versen in einem und demselben Gedicht vor; im ersten Monolog des Faust wechseln quantitierende (Hábe nun|, ách|, Phíloso|phíe) ein paarmal mit accentuierenden (O sähst du, vóller Móndenschein) ab. Schwieriger ist die Frage, wie jambische Verse zu beurtheilen sind, wenn sie eingestreute Anapäste enthalten. Ich glaube, dass dann wirklich selbst beim fünffüßigen Jambus die Quantität in Betracht zu ziehen ist, d. h. dass die Anapäste nur sehr leichte Senkungen vertragen. Bei Schiller wenigstens habe ich nur sehr selten schwere Fälle gefunden.

Das gilt, wie gesagt, vom musikalisch-rhythmischen Standpunkt aus, der nur bis zu einem gewissen Grade der des Dichters ist. Bis hieher waren Musik und Dichtung für uns ein und dasselbe. Und wenn der Dichter im Bunde mit der Musik arbeitet, wenn er z. B. unter Zugrundelegung einer bestimmten Melodie dichtet, dann bleibt er überhaupt auf diesem Punkte stehen; er componiert eigentlich nur Worte, er macht keine Verse. Er schaltet dann mit vollkommener Freiheit über die Worte und Silben, die für ihn bloße Laute sind. Er kümmert sich nicht um die natürliche Quantität, welche den Wörtern schon in der Prosa zukommt: er dehnt die Silben und kürzt sie einzig nach den musikalisch-rhythmischen Anforderungen des Taktes. Er beachtet ebensowenig den prosaischen Accent: die stärkere Betonung fällt einfach auf den guten Takttheil und wird gleichfalls nur aus künstlerischen Gründen be-

...nt. Selbst die Silbenzahl legt ihm keine Fessel an: denn er ... eine Viertelnote in zwei Achtel auflösen und durch zwei ...en ausfüllen, oder er kann umgekehrt eine Silbe in zwei Noten ...zen. Er hat keine andere Rücksicht gegenüber dem Text als ... künstlerische auf seinen Sinn und seinen Inhalt, sowie auf ...ine Tonart. So ist es namentlich im Volkslied der Fall, dessen ...erständnis uns nach dieser Seite am glücklichsten Stolte erschlossen ...at. Nur sollten seine „metrischen Studien über das Volkslied" ...vielmehr „musikalisch-rhythmische" heißen.

Denn die Metrik beginnt erst mit dem gesprochenen Vers; sie hat durchaus nur ihn zur Voraussetzung. Der musikalische Vortrag und die kunstvolle Recitation eines Liedes sind Zweierlei.

§. 6. Vom Vortrag der Verse.

Wenn nun die Metrik ihre Beobachtungen nicht an dem gedruckten und auch nicht an dem gesungenen, sondern allein an dem gesprochenen Vers anstellt, so hat sie auch auf die Frage zu antworten: wie man Verse vortragen soll?

Es stehen dem Vortragenden, der als Mittelsperson zwischen den Dichter und das Publicum tritt, zunächst zwei Wege offen. Entweder er liest nach dem Sinne, mit Beobachtung der natürlichen Betonung, besonders des Satzaccents; oder er strebt darnach, den Versrhythmus deutlich auszuprägen, die gleiche Zeitdauer und die rhythmischen Accente, kurz den Takt deutlich hervortreten zu lassen. Ein solcher Vortrag stellt uns, wie die Liebhaber behaupten, den „idealen Rhythmus" gegenüber dem realen vor, den „intentionellen Takt", den der Dichter zwar immer anstrebt, aber durch die Ungunst des sprachlichen Materiales nicht immer erreicht. Er zwingt den Text, sich nach dem Versschema zu strecken, und wird durch die Gewohnheit, antike Versmaße zu scandieren, dazu verleitet, auch im Deutschen den Accent am Anfang oder am Ende der Takte aufzusetzen, unbekümmert darum, ob Sprache und Sinn ihn dulden oder nicht. Bellermann z. B. verlangt zu Gunsten des Verses jede Abweichung von der prosaischen Betonung; Verse sprechen, meint er, sei eine Art von musikalischem Vortrag und verlange sogar eine künstliche Aussprache. Er führt unter anderm die beiden folgenden Beispiele an: „S o l c h e r G e waltthat hätte der Tyrann" und „W e r a u s harret wird gekrönt", und verlangt für den Vortrag schwebende Betonung, das heißt: beide Silben sollen im Ton verstärkt und also auch erhöht werden, aber die Tonhöhe trete mehr in der accentuierten Thesis (Solch[er], aus[harret]), die Tonstärke mehr in der accentlosen Arsis ([Solch]er, [aus]harret) hervor. Zum mindesten in ihrer Anwendung auf diese beiden Fälle ist die Regel nicht zu billigen; denn die beiden Beispiele verlangen eine ganz verschiedene Beurtheilung und einen verschiedenen Vortrag. In dem ersten liegt uns eine zwar häufig vorkommende, immer aber

anomale Erscheinung vor; kein Künstler wird den Vers nach Bellermanns Rath „Solchér Gewaltthat hätte der Tyrann" lesen. In dem zweiten Fall dagegen liegt eine beabsichtigte Verletzung des Rhythmus zu Gunsten des Sinnes und der poetischen Wirkung vor. Auch er wird nach dem Sinn gelesen: „Wer aúshàrret wird gekrönt"; denn nur durch die stärkste Betonung des aus und durch den doppelten Accent auf dem einen Wort wird aúshàrret so hervorgehoben, wie es der Dichter dem Versaccent zum Trotz betont sehen will.

Von diesen beiden Arten des Vortrages stellt sich die eine einseitig auf den Standpunkt des Sinnes und spricht Verse, als ob sie Prosa wären. Die andere stellt sich ebenso einseitig auf den rhythmisch-musikalischen Standpunkt und spricht Verse, als ob sie Musik wären. Unserem Grundsatz getreu, dass Metrik in der Übereinstimmung des Sinnes mit den rhythmisch-musikalischen Anforderungen besteht, betrachten wir auch hier den dritten Weg als den rechten, den nämlich, der Gedanken und Rhythmus vermählt.

Dass jeder kunstgemäße Vortrag von Versen nicht von dem Vortrag des Versschemas, sondern von dem Vortrag der Dichtung auszugehen hat, wird jeder vortragende Künstler zugeben. Der Ausdruck „Verse sprechen" ist deshalb kein glücklicher. Der Dichter hat ja den Rhythmus eben in die Worte und Sätze hineingelegt, und seine Arbeit ist ihm umso besser gelungen, je mehr er auch wieder aus der sinngemäßen Betonung der Worte und Sätze hervorgeht. Mit anderen Worten: der Rhythmus geht erst aus dem Rhythmizomenon hervor. Wo das nicht der Fall ist, wo er erst auf Kosten des Sinnes hineingetragen oder durch ein vorgesetztes Versschema verdeutlicht werden muss, da ist er fürs Ohr überhaupt nicht vorhanden.

Dann aber folgt sogleich ein Zweites. Lese ich gute Verse nach dem bloßen Sinn vor, so entsteht das Gefühl für den Rhythmus in mir, der in ihnen liegt. Das Beharrungsvermögen macht sich geltend und hält ihn fest. Lese ich weiter, so bringt mir der folgende Satz nicht nur denselben Rhythmus in Erinnerung, sondern ich habe auch das Bedürfnis, in dem angefangenen Rhythmus weiterzulesen, der Rhythmus trägt jetzt auch den Satz. Dieser Widerstreit geht nun durch das ganze Gedicht hindurch und auf seiner glücklichen Lösung beruht die Kunst des recitatorischen Vortrages. Bei regelmäßigem Wechsel von Hebung und Senkung stellt sich das Gefühl für den Rhythmus am leichtesten ein; denn man hat es bald weg, dass immer die zweit- oder die drittnächste Silbe den Accent hat. Hier hat der künstlerische Vortrag vielmehr gegen die Versuchung zu kämpfen, unter Vernachlässigung der feineren Unterschiede des Satzaccentes jeden Versaccent gleichmäßig stark hervorzuheben: „Heraús in eúre Schátten, rége Wípfel." Bei Versfüßen mit unregelmäßiger Silbenzahl dagegen ist der Takt nicht

von vornherein abgegrenzt, erst das im Satze stärker hervortretende Wort gibt mir die Möglichkeit, den guten Takttheil und den Beginn eines neuen Taktes überhaupt zu erkennen. Erst indem ich genau nach dem Sinne lese, finde ich den Rhythmus heraus, falls der Dichter ihn wirklich hineinzulegen verstanden hat. Wer den Vers aus dem Faust je mit natürlicher Betonung gelesen hat, der kann ihn gar nicht anders vortragen als so, wie er auch rhythmisch am besten klingt: „Heiße Magister, heiße Dóctor gár“; wer ihn aber früher zu scandieren versucht, ehe er ihn richtig gelesen hat, der wird auf den unmöglichen Vortrag gerathen: „Heiße Magister, heiße Dóctor gár.“ Nie wird uns das lebhafteste Gefühl für den Rhythmus mit einer Verletzung des Wortaccentes (Solchér Gewaltthat) versöhnen, denn das ist die empfindlichste Seite unseres Sprachgefühles. Auch der Satzaccent darf nicht ohne Grund verletzt werden. Aber es gibt ja Fälle genug, wo die Satzbetonung in der Prosa keineswegs entschieden oder wo sie gar schwankend ist, wie namentlich bei der Aufeinanderfolge mehrerer wenig betonter einsilbiger Wörter. In Prosa sage ich „G i b d u m i r d a s Geleit“, aber das „gib“ hat einen so schwachen Accent, dass ich im Verse, von dem jambischen Rhythmus getragen, wohl sagen kann: „G i b d ú m i r d á s Geleit.“ In Prosa würden wir wohl sagen: „O, sén d e t e s t d u m i c h auf Schiffen hin“, mit unentschiedener Betonung der gesperrten Silben, im Verse stellt der regelmäßige Wechsel von Hebung und Senkung einen entschiedeneren Rhythmus her: „O sén- d e t é s t d u m i c h auf Schiffen hin.“ Absichtliche Abweichungen des Dichters von dem Versrhythmus dagegen müssen auch im Vortrag zur Geltung kommen. Keine Tragödin wird dem Dichter der Iphigenie damit eine Freude bereiten, wenn sie etwa scandieren wollte: „Zwar díe gewáltge Brúst und dér Titánen Kraftvólles Márk war seiner Söhn und Énkel gewisses Érbtheil“, sondern die Verse verlangen fallenden Rhythmus: „Zwár die gewáltige Brúst | únd der Titánen || kráftvolles Márk | wár seiner Söhn und Énkel | gewisses Érbtheil“; nur so kommt der kräftige natürliche Rhythmus der Verse zur Geltung, und der fünffüßige Jambus macht solche Freiheit möglich. Denn auch nach dem Versmaß und nach der Dichtungsgattung hat sich der künstlerische Vortrag zu bequemen. Im fünffüßigen Jambus hat man größere Freiheit, bloß nach dem Sinne zu lesen, als etwa im Hexameter oder im Trimeter. In Versen, wo kein gleichmäßiger Wechsel von Hebung und Senkung herrscht, muss nicht bloß der Accent, sondern auch die Taktdauer eingehalten werden; der Vortrag wird einen mehr rhythmisch-musikalischen Charakter annehmen, je öfter die Senkungen fehlen oder in mehrere Silben aufgelöst sind. Klopstocks antikes Maß: „Schön ist, | Mutter Nat|úr, | deiner Er|findung | Prácht|“ und Goethes Knittelvers: „Habe nun | ách, | Philoso|phíe“ stehen hier unter demselben Gesetz. Man sieht hier am deutlichsten, wie der künstlerische Vortrag gleichsam

von Natur aus dazu gedrängt wird, Rhythmus und Sinn zu vermählen: im Jambus, wo sich der Rhythmus von Anfang an leicht aufdrängt, wird er durch Streben nach sinngemäßem Vortrag in Zaum gehalten; im Knittelvers, wo sich der Takt erst aus der sinngemäßen Betonung des Satzes ergibt, darf der Rhythmus umso kräftiger betont werden, da er mit dem Satzrhythmus in Übereinstimmung steht. Und innerhalb desselben Versmaßes kommt es wieder auf seine Verwendung im einzelnen an. Wenn Carlos klagt: „Ich hábe níemand, | auf dieser gróßen wéiten Erde níemand", so wiegt sich hier der Satz gleichsam auf der Woge des Verses, und der Vortrag darf und soll bis zur musikalischen Hervorhebung des Versaccentes gehen; es wäre aber ein böser Rath, wenn man deshalb auch von dem Marquis von Posa verlangte zu sagen: „Wer áber ságte Dír | dass ích ihm éinen déiner Briefe zéigte." Jedes Metrum hat endlich seinen besonderen ethischen Charakter, der es zum Ausdruck e i n e r Stimmung oder Empfindung besonders tauglich macht. Dasselbe Versmaß aber muss sich nicht bloß in größeren Dichtungsgattungen, im Epos und im Drama, sondern gar oft auch in der Lyrik wechselnden Stimmungen und den verschiedensten Empfindungen anschmiegen; je strenger es eingehalten wird, umso weniger Beweglichkeit besitzt es, und je ausdrucksfähiger es sich verwenden lässt, umso weniger ausgesprochen ist sein rhythmisch-musikalischer Charakter. Auch hier beruht die Kunst des Vortrages auf der Versöhnung der Gegensätze, auf dem Ausgleich zwischen der Regel und der Freiheit.

§. 7. Der Vers, vom metrischen Standpunkt aus betrachtet.

Von hier aus trennen sich die Wege der beiden Schwesterkünste Musik und Dichtung. Der Musiker kann über die Wörter und Silben wie über bloße Töne frei verfügen; er kann sie nach Belieben und Bedarf lang oder kurz, betont oder unbetont brauchen. Das Material des Dichters dagegen ist in Bezug auf Quantität und Accent schon bestimmt, ehe es der Dichter im Verse verwenden kann. Die Silben haben schon in der Prosa ihren natürlichen Accent und ihre natürliche Dauer; die Wörter bilden an und für sich schon Takte oder Versfüße; die Sätze sind auch rhythmische Perioden, freilich von einem sehr ungleichen und unregelmäßigen, also auch ganz unvollkommenen Rhythmus. Außer Quantität und Accent im musikalisch-rhythmischen Sinne hat der Dichter auch die n a t ü r l i c h e Q u a n t i t ä t oder die P r o s o d i e und den n a t ü r l i c h e n A c c e n t (den p r o s a i s c h e n A c c e n t oder W o r t a c c e n t gegenüber dem r h y t h m i s c h e n oder dem V e r s a c c e n t) zu beachten.

Beiden Anforderungen, denen des Verses und denen der natürlichen Rede, völlig genau zu entsprechen, wird dem Dichter immer nur bis zu einem gewissen Grade, niemals völlig gelingen. Er wird mitunter von Seiten des Sinnes, öfters aber von der

rhythmisch-musikalischen Seite etwas zu wünschen übrig lassen. Der Musik gegenüber bleibt der Rhythmus auch der metrisch vollkommensten Verse unvollkommen. Aber der Dichter besitzt dafür die freie Beweglichkeit, sich jedem Gedanken anzuschmiegen, eine Ausdrucksfähigkeit, die in der Musik selbst das durchcomponierte Lied nur in einem weit geringeren Grade besitzt.

Es wird ferner von der Natur des sprachlichen Materiales abhängen, ob dem Dichter die Übereinstimmung der natürlichen Quantität mit der Taktdauer, oder ob ihm die Übereinstimmung des prosaischen Accentes mit dem Versaccent größere Schwierigkeiten bereitet. Im Deutschen spielt die Quantität schon in der natürlichen Rede eine wenig bedeutende Rolle; sie wird in unbetonten Silben, wie die Verkürzung ursprünglich langer Endsilben zeigt, im Neuhochdeutschen bald ganz vernachlässigt. Es würde daher auch weniger auffallen, wenn der Dichter, um der Taktdauer zu entsprechen, eine lange Silbe etwas verkürzen, d. h. die natürliche Quantität der musikalischen opfern sollte. Umgekehrt ist im Griechischen der Accent veränderlich und frei; schon in der prosaischen Rede hängt er nur von rhythmischen und prosodischen Gesetzen ab. Dem griechischen Dichter ist es möglich und erlaubt, den prosaischen Accent ganz dem rhythmischen unterzuordnen, den Wortaccent zu Gunsten des Versaccentes zu vernachlässigen. Im Griechischen wird also der natürliche Accent, im Deutschen die natürliche Quantität viel leichter eine Einbuße vertragen. Und nun wird sogleich klar werden, in welchem Sinne und mit welchem Rechte man im metrischen Sinne von einer accentuierenden und von einer quantitierenden Verskunst reden kann.

Im metrischen Sinne: denn die Metrik hat es nirgends mit den absoluten musikalisch-rhythmischen Anforderungen zu thun, sondern nur mit den Fragen, die sich auf das Verhältnis zwischen dem Versrhythmus und dem Wortrhythmus, zwischen der natürlichen und der künstlichen Betonung, zwischen der prosodischen Beschaffenheit der Silben und den Anforderungen der Taktdauer beziehen. Die Metrik lehrt nur, wie und inwieweit die musikalisch-rhythmischen Wirkungen mittelst der Sprache überhaupt und einer gewissen Sprache im besonderen zu erreichen sind.

Suchen wir das Verhältnis zwischen den natürlichen Qualitäten und den musikalischen zunächst an den beiden Versarten zu beobachten, die wir vom musikalisch-rhythmischen Standpunkt aus unterschieden haben, so ergibt sich Folgendes.

In den Versarten, die auf regelmäßigem Wechsel von Hebung und Senkung beruhen, ist zunächst die Quantität bis zu einem gewissen Grade dadurch sicher gestellt, dass jeder Takt immer nur je zwei oder je drei Silben enthält; während dort, wo kein regelmäßiger Wechsel stattfindet, ein einsilbiger Takt unmittelbar neben einem drei-, ja viersilbigen stehen kann. Es ist begreiflich, dass hier die natürliche Prosodie nur dann einer pein-

lich genauen Übereinstimmung mit der erforderlichen Taktdauer bedarf, wenn das Ohr, wie z. B. das der Griechen, besonders empfindlich für die Unterschiede der Quantität ist. Was aber den Accent betrifft, so zeigt sich, dass in den Versarten mit regelmäßigem Wechsel von Hebung und Senkung eine Art Nivellierung zwischen den im Satz stärker oder schwächer betonten oder gar nur von dem Wortton betroffenen Silben stattfindet. Je mehr ich den ersten Vers der Iphigenie seinem musikalisch-rhythmischen Charakter entsprechend lese, je pathetischer und feierlicher, umso gleichmäßiger werde ich alle Hebungen betonen: „heraús in eúre Schátten, rége Wípfel". Wenn ich sie aber ihrem Sinne und der natürlichen (prosodischen) Betonung entsprechend vortrage, dann werde ich den bloßen Wortaccent auf „eúre" nicht besonders hervorheben, sondern vielmehr lesen: „heraús in eure Schátten, rége Wípfel". Der gleichmäßig auf- und absteigende Versrhythmus hat also das Bestreben, auch weniger betonte Silben zu heben und eine Art ausgleichender Wirkung zu üben, von der schon Moriz in seiner Prosodie viel und geistreich geredet hat. Es ist nun klar, dass der Rhythmus eines solchen Verses sich von dem Accent der prosaischen Rede in demselben Maße entfernt, als er in der Prosa minderbetonte Silben und Wörter im Vers in der Hebung verwendet.

Umgekehrt muss gerade in solchen Versen, wo kein regelmäßiger Wechsel von Hebung und Senkung herrscht, die Hebung schon in der natürlichen Betonung stark und deutlich hervortreten. Denn wie wollte man sonst aus musikalisch-rhythmischen Gründen das Eintreten der Hebung erkennen? Die Kriterien des Taktes, gleichmäßige Zeitdauer und metrischer Accent, lassen uns hier beide im Stich. Denn die Zeitdauer ist vom Tempo des Vortrages, also wieder von dem Sinn und der natürlichen Betonung abhängig. Der rhythmische Accent aber ist nicht, wie in dem ersten Fall, durch den regelmäßigen Wechsel mit der Hebung zu erkennen. Wenn ich nicht lese „Hábe nún, ach, Philosóphie" und auch nicht „Habé nun, ách, Philósophie", so geschieht das aus keinem rhythmisch-musikalischen Grunde; denn musikalisch wären auch diese Betonungen möglich. Sondern es geschieht, weil sie der natürlichen Betonung entgegen sind, und weil Sinn und Rhythmus nur dann zusammentreffen, also metrische Vollkommenheit nur dann entsteht, wenn ich den Vers lese: „Hábe nun, | ách, | Phíloso|phie." Dass ich aber so zu lesen habe, ergibt sich mir bloß aus der natürlichen Betonung nach dem Sinn. Darum herrscht hier eine vollkommenere Übereinstimmung von Wortaccent und von Versaccent, als in dem ersten Fall; es wird keine Silbe herausgehoben, die nicht auch in Prosa betont wäre: „heiße Magister, heiße Dóctor gár", das unbetonte „heiße" verschwindet auch im Verse. Wenn man sagt, dass solche Verse am besten ins Ohr fallen, so weist man auf den metrischen Vorzug hin: dass die natürliche Betonung mit der Versbetonung am vollkommensten übereinstimmt.

Man sieht ferner, dass hier der Satzaccent sich stärker geltend machen kann, als bei regelmäßigem Wechsel von Hebung und Senkung; denn der Rhythmus wirkt hier nicht nivellierend zwischen stark betonten und weniger betonten Silben, sondern umgekehrt sind gerade die stark betonten Worte seine eigentlichen Stützen. Dass ich zu lesen habe: „Hábe nun, ách, Philosophíe“, duldet bei dem stark ausgesprochenen natürlichen Accent keinen Zweifel. Ob ich aber lesen soll: „und ziehe schón an die zéhen Jáhr“, oder: „und ziehe schon án die zéhen Jáhr“, ist keineswegs ebenso deutlich.

Und nun ist uns auch klar geworden, aus welchem Gesichtspunkt man z. B. die Knittelverse als accentuierende Verse bezeichnen kann. Nicht vom musikalisch-rhythmischen Standpunkt aus: denn von diesem aus sind es eher quantitierende Verse, weil bei ihnen die Quantität weit mehr die Stütze des Rhythmus bildet als bei regelmäßigem Wechsel von Hebung und Senkung. Sondern weil der natürliche Accent, die Satzbetonung hier am meisten geschont ist. Accentuierende Verse kann man sie also nicht vom rhythmisch-musikalischen Standpunkt nennen, sondern nur vom Standpunkt der natürlichen Betonung. Der Standpunkt des Metrikers aber ist weder hüben noch drüben; sondern er hat die Übereinstimmung der natürlichen Betonung mit der Versbetonung ins Auge zu fassen.

Die Unterscheidung von Versen mit regelmäßigem Wechsel von Hebung und Senkung und von Versen ohne regelmäßigen Wechsel von Hebung und Senkung ist fruchtbarer als die für die Metrik so verhängnisvoll gewordene Lehre von accentuierenden oder deutschen und quantitierenden oder antiken Versen. Denn daraus, dass in den sogenannten accentuierenden Versen die natürliche Prosodie der deutschen Wörter nicht beachtet wird, hat man voreilig geschlossen, dass es in deutschen Versen überhaupt auf die Taktdauer nicht ankäme. Und dadurch, dass in antiken Versen nur die natürliche Prosodie der Worte, nicht aber der natürliche Accent der Worte Beachtung findet, ist man noch verhängnisvoller dazu verleitet worden, auch den rhythmischen Accent der antiken Verse zu vergessen. Man hat dabei nicht bloß gegen den obersten Grundsatz verstoßen, dass Quantität oder Accent für sich allein keinen Takt, also auch keinen Vers bilden können, sondern auch den theoretischen Irrthum begangen, den Vers vom Standpunkt der natürlichen Prosodie und Betonung aus zu betrachten. In der deutschen Metrik hat man sogar dann noch von quantitierenden Versen geredet, als man die Quantität selbst längst abgedankt hatte. Und über die wichtigsten Fragen hat man sich mit dieser fehlerhaften Unterscheidung hinweggeholfen. Eine solche Frage ist z. B. diese: warum wird denn die Quantität von unseren Dichtern just im Hexameter beachtet, da doch, nach der herrschenden Meinung, der deutsche Vers überhaupt ein accentuierender ist? Warum soll,

wenn „Sturmflut“ doch ganz ohne Anstoß in einem trochäischen Verse den Takt füllen kann, nicht auch „Stúrmflut zer(reißt)“ als Dactylus gelten können? Unsere Metriker geben zur Antwort: weil der Hexameter ein quantitierender Vers ist! Als ob man verschiedene Ohren hätte, um die accentuierenden und die quantitierenden Versmaße aufzunehmen! Wir antworten vielmehr: im Hexameter fordert die Quantität Beachtung, weil zweisilbige und dreisilbige Versfüße gemischt sind; im Trochäus ist sie durch regelmäßige Wiederkehr von Hebung und Senkung ohnedies bis zu dem nöthigen Grade gesichert.

§. 8. Verhältnis des deutschen Verses zum antiken.

Der Unterschied des deutschen Verses von dem antiken besteht also nicht schlechtweg darin, dass der eine accentuierend ist, der andere quantitierend. Denn kein vollkommener Rhythmus kann die Quantität oder den Accent ganz entbehren. Und so bedarf auch der antike Vers so gut wie der deutsche des (rhythmischen) Accentes.

Der Hauptunterschied ist vielmehr der: in der antiken Verskunst ist der rhythmische Accent von dem Prosaaccent unabhängig, im Deutschen müssen beide zusammenfallen.

In der natürlichen Betonung würde der homerische Vers folgendermaßen lauten: *Τὸν δ' ἀπαμειβόμενος προςέφη κορυθαίολος Ἕκτωρ.* Im Verse aber wird er mit dieser Betonung gelesen:

Τόν δ' ἀπα|μείβομε|νός προςε|φή κορυ|θαίολος | Ἕκτωρ.

In der Prosa würde der Vergilische Vers so betont:

Princípio caélum ac térras campósque linquéntes.

Im Verse aber lautet er mit durchaus versetztem Accent:

Príncipi|ó caelum|ác ter|rás cam|pósque lin|quéntes.

Der rhythmische Accent ist also mit dem Rhythmus selbst, mit dem Versschema gegeben. Der Dichter hat auf ihn nicht weiter zu achten, sondern bloß die natürliche Quantität der Silben mit der Taktdauer in Übereinstimmung zu bringen. Den Accent gibt der Vortragende aus eigenem Antrieb hinzu. Wir bezeichnen ein solches Lesen antiker Verse als scandieren. Man kann auch deutsche Verse scandierend lesen, wenn man das Versschema auf Kosten der natürlichen Betonung durchsetzen will: z. B. „es ist Behútsamkeit vor dér Gefáhr“.

Die Erklärung dieses fundamentalen Unterschiedes zwischen der antiken und der deutschen Metrik war in früheren Zeiten leichter zu geben als heute. Damals war die Meinung herrschend, dass der Wortaccent der Griechen in der Tonhöhe, der deutsche Wortaccent dagegen in Tonstärke bestehe. Wenn also in dem Homerischen Vers in den Worten *ἀπαμειβομενος προςεφη* die Silben *βό* und *έ(φη)* den Wortaccent, die Silben *νός* und *(ε)φή* den Versaccent haben sollen, so war das kein Widerstreit: denn die

Tonhöhe wurde als ganz unabhängig von der Tonstärke betrachtet; der Versaccent gab gewissermaßen den Takt, der Wortaccent die relative Tonhöhe, also die Melodie an. Anders dagegen bei den Germanen. Hier besteht, wie jeder an sich selbst erproben kann, der Wortaccent ebenso wie der rhythmische Accent zunächst in der Tonstärke. Fielen nun die beiden Accente nicht zusammen, so würden sie sich gegenseitig widerstreben und, bei der relativen Natur des Accentes, in ihrer Wirkung aufheben. Man würde weder den Sinn noch den Rhythmus eines solchen Verses erfassen. Daher müssen Wort- und Versaccent in unserer Sprache zusammenfallen.

In neuerer Zeit ist man indessen zu der wohlbegründeten Ansicht gelangt, dass Accentstärke und Tonhöhe nicht völlig voneinander zu trennen sind. Dadurch wird die obige Erklärung des antiken Verses unmöglich. Die Thatsache nur ist auch heute sicher: dass sich in ihm der prosaische Accent ganz dem rhythmisch-musikalischen unterordnet. Also genau so, wie das in der Musik heute auch noch bei deutschen Versen der Fall sein kann oder wie beim schulmäßigen Scandiren. Der prosaische Accent findet gar keine Beachtung, wenigstens so wie wir heute antike Verse lesen und wie sie auf unsere Dichter eingewirkt haben. Ganz richtig hat daher schon Klopstok bei den Alten einen beständigen Widerspruch zwischen Metrum und Sinn, bei den Neuerern dagegen die Unterstützung des Metrums durch den Sinn herausgefunden. Natürlich kann man auch bei den Alten in kunstvollen Chorgesängen und selbst im einfachen Hexameter die instinctive Neigung beobachten, durch Übereinstimmung des natürlichen und des rhythmischen Accentes zu wirken, wie auch im Deutschen sogar Hans Sachs dahin strebt, obwohl er diese Übereinstimmung keineswegs im Princip gefordert hat. Das beweist eben nur, dass die Praxis dem metrischen Ideal oft unvergleichlich näher kommt als das Princip und die Theorie. Die Metrik hat nicht bloß mit den äußerlich aufgestellten Principien, sondern auch mit denen zu rechnen, die ein Dichter oder ein ganzes Volk stillschweigend und sehr oft unbewusst in der Praxis anerkennt. Das sind die „inneren" metrischen Gesetze, von denen Heine in dem oben citierten Briefe an Immermann redet. Indem wir also zwischen antiken und deutschen Versen eine principielle Scheidewand aufrichten, bleiben wir uns wohl bewusst, dass in der Praxis Übergänge stattfinden können, von denen wir bald noch mehr Belege finden werden.

Es ist aber nöthig, dass wir uns den principiellen Gegensatz zwischen dem antiken und dem deutschen Verse nach allen Seiten klar machen:

1. Er beruht zunächst auf der verschiedenen Natur des Wortaccentes in den beiden Sprachen. Der griechische Accent wird durch die prosodische Beschaffenheit der Silben bestimmt, der deutsche hängt zunächst von der Bedeutung ab. Freilich ist die Quantität, wie sich zeigen wird, für den Accent

keineswegs gleichgiltig; aber bei uns ist, im Gegensatz zu dem Griechischen, die Quantität weit eher ein Product des Accentes, der alle Stammsilben längt und selbst die nebentonigen Silben zu längen bestrebt ist. In dem Wechselverhältnis, das zwischen Accent und Quantität besteht, spielt bei uns der Accent, bei den Griechen die Quantität die erste Rolle.

2. Der griechische Wortaccent ist frei, er wechselt zwischen der Stammsilbe und den Flexions- oder Ableitungssilben (μήτηρ, μητρός); der deutsche Hauptaccent dagegen ist fest auf der Stammsilbe. Auch hier finden wir die Vernachlässigung des Formalen zu Gunsten des für den Sinn Bedeutenden und Wichtigen. Deshalb, weil der Deutsche einen solchen Wert auf das Wichtige legt, dass er nur die Stammsilbe betont, kann er auch den Wortaccent nicht zu Gunsten des Versaccentes verlegen. Wie der Hauptaccent in der deutschen Prosa fest ist, so ist er es auch im Vers; wie er in der griechischen Prosa frei ist, ist er es auch im Vers. Darum ist die Übereinstimmung zwischen Wortaccent und Versaccent im Griechischen entbehrlich, im Deutschen aber Gesetz.

3. Daraus folgt nun weiter: da die Hebung im Deutschen immer auf eine betonte Silbe fallen muss, die in den meisten Fällen eine betonte Stammsilbe, also auch lang ist, so haben wir einen Überschuss an arsischen Längen und einen Mangel an arsischen Kürzen. Im Mittelhochdeutschen konnte noch eine kurze Silbe unter gewissen Umständen in der Hebung stehen, im Neuhochdeutschen nur sehr selten. Irrig aber ist die Behauptung, dass uns Kürzen in der Hebung gänzlich fehlen. Nebenaccent und tonlose Silbe können sehr wohl Hebung und Senkung ausmachen: (kőstlich)éren; und wenn hier auch die Neigung besteht, die Silbe er zu dehnen, so hat man es doch in keinem Falle mit einer entschiedenen Länge zu thun. Auch die lange Silbe in Senkung (thetische Länge) ist im Deutschen häufiger, als man glaubt, wenn man sich nur erst von der Verwechslung der langen Silben mit betonten emancipiert. Von den vier Anforderungen, welche die Verskunst in Bezug auf Quantität und Accent an die Sprache stellt, nämlich: Länge in Arsis, Länge in Thesis, Kürze in Arsis, Kürze in Thesis, bietet die deutsche Sprache freiwillig nur die Länge in Arsis, die Länge in Thesis und die Kürze in Thesis dar. Die praktische Folge für die Nachbildung der antiken Versmaße im Deutschen ist, dass die Auflösung antiker Längen in Kürzen, im Trimeter, in den künstlichen Strophen der Chorgesänge usw., ebenso unmöglich ist, wie uns etwa die mittelhochdeutsche Verschleifung in der Hebung wäre. Allerdings sind W. Schlegel und F. A. Wolf auch hier von dem Unmöglichen nicht abgestanden. Aber in den Versen

– ⏑ ⏑ ⏑ ⏊ | – ⏊ ⏑ ⏑ ⏑ | ⏑ ⏑ ⏊ ⏑ ⏊
Fröhlicheren Festtanz lehrete mich Aristophanes

oder

– ⏑ ⏑́ ⏑ | – ⏑ ⏑́ ⏑ | – ⏑ ⏑́ ⏑ | – ⏑ ⏑́ ⏑ ¦ –

Diese mit dem friedlichen Vergleiche sich bemengende Gewalt

entspricht doch nur die Quantität dem antiken Schema. Nach dem Accent aber lassen sich die Verse nur so lesen:

Fróhlichéren Fésttanz léhrete mich Aristóphanés.

Diese mit dem friedlichén Vergleiche sich beméngendé Gewált.

Namentlich der letztere Vers, die vermeintlich höchst kunstvolle Nachbildung eines Verses aus den Acharnern durch F. A. Wolf, wird für das Ohr ein endloser Vers von eintönig trochäischem Rhythmus. Denn zwischen –́ ⏑ und ⏑́ ⏑ macht unser Ohr bei gleichmäßigem Wechsel zwischen Hebung und Senkung überhaupt keinen Unterschied, auch wenn wirklich Kürzen und Längen vorhanden sind. In der That aber setzt Wolf nach dem Grundsatze der antikisierenden Schule, dass antiken Längen und Kürzen bei uns betonte und unbetonte Silben entsprechen, nur schwächer betonte Silben ein. Die Folge ist, dass wir einfach trochäische Dipodien (″ ⏑ –́ ⏑) erhalten, die schwer dahinrollen, von der Leichtfüßigkeit der griechischen Kürzen aber keinen leisen Nachklang haben.

4. Der griechische Dichter hat es in der Regel bloß damit zu thun, die prosodische Beschaffenheit der Worte mit den Anforderungen des Verses in Übereinstimmung zu bringen. Er misst seine Silben in Bezug auf Länge und Kürze; der Accent ist mit dem Versschema gegeben, er wird von dem Vortragenden in der Versbebung aus eigenem hinzugefügt. Der antike Dichter erfüllt also die Forderung der Taktdauer aufs pünktlichste mit den Mitteln der Sprache, d. h. mittelst der natürlichen Quantität der Silben; aber der Forderung des Versaccentes kommt er nicht mit den Mitteln der Sprache nach, hier emancipiert sich der Vers von der Prosa. Umgekehrt hat der deutsche Dichter zunächst den Wortaccent mit dem Versaccent in Übereinstimmung zu bringen, er kommt also der Forderung des Versaccentes mit den Mitteln der Sprache nach. Die Taktdauer dagegen erfüllt er nur unvollkommen und nicht immer mit den Mitteln der Sprache. Bei regelmäßigem Wechsel von Hebung und Senkung genügt die genau bestimmte Silbenzahl, eine gewisse Taktdauer zu sichern; es bedarf nicht der Rücksicht auf die natürliche Quantität der Silben, um den Anforderungen der Taktdauer zu genügen. Die Möglichkeit, betonte Silben zu dehnen, stellt die Erfüllung der Taktdauer bis zu einem gewissen Grade dem Vortragenden anheim, wie umgekehrt der antike Vers erst durch den Vortrag seinen Accent erhält. Nur in besonders empfindlichen Fällen, dort wo Versfüße von ein bis vier Silben miteinander wechseln, sucht auch der deutsche Dichter der Taktdauer durch die natürliche Quantität der Silben zu genügen.

5. Das griechische Ohr war für die Quantität ebenso em-
indlich wie das deutsche für den Accent. Sie unterschieden die
insten Abstufungen der Tondauer schon in der prosaischen Rede
ıd die Silbenwerte waren völlig bestimmt. Die Quantität war
lein von der physischen Beschaffenheit abhängig und keiner
ıderung unterworfen; während bei uns der Accent auch die Dauer der
lben beeinflusst: in „Haúptmannscháft" und in „Haúptmánnschaft"
: die Quantität der mittleren Silbe nicht dieselbe. Man hat be-
achtet, dass in den sogenannten logischen Sprachen der Unter-
hied zwischen betonten und unbetonten Silben, der in diesem Fall
t langen und kurzen Silben zusammentrifft, größer ist als in den
genannten musikalischen Sprachen. Ein Italiener, der deutsch
let, sagt nicht légen, sondern légèn; er spricht die Stammsilbe
rzer und schwächer als wir und die Flexionssilbe, die wir ganz
rschlucken, länger und stärker. Auch die Griechen sprachen die
ngen weniger gedehnt als wir, die Kürzen dagegen länger als
die tonlosen kurzen Silben. In unserer Sprache treffen ferner
cent, voller Vocal und Consonantenposition bei den Längen, deren
hrzahl die Stammsilben bilden, zusammen. Unsere Längen ver-
achen deshalb einen viel größeren Aufenthalt als die griechischen.
er Längen hintereinander schleppen sich schon schwer fort: „Der
ırm tobt wild fort". Endlich bietet uns das Deutsche auch
hrere Kürzen hintereinander nur ungern dar. Im Griechischen
ın von zwei Wörtern, die gleich viel bedeuten, das eine aus
ter Kürzen, das andere aus lauter Längen bestehen, und die
lsilbigen Endungen enthalten meistens kurze Silben. Bei uns
gegen kommen drei aufeinanderfolgende Kürzen nur durch Ab-
ungs- und Flexionssilben zu Stande. Schon Herder und W.
ılegel haben darum gesagt, dass Jamben und Trochäen unsere
türlichsten, gleichsam freiwilligen Versfüße seien, d. h. diejenigen
che sich am häufigsten nacheinander wiederholen.

6. Den griechischen Dichtern waren die kühnsten Wort-
ellungen in Abweichung von der prosaischen Wortfolge ge-
ttet; unseren sind nur mehr geringe Freiheiten gestattet. Die
ie Wortstellung aber erleichterte ihnen zugleich auch die metrische
uptpflicht, die sie zu erfüllen hatten, nämlich die der Quantität:
ch die Position konnte der Taktdauer ebensogut wie durch die
türliche Prosodie genügt werden.

7. Endlich war bei den Griechen, mit alleiniger Ausnahme
s Epos, der Gesang mit dem Metrum verknüpft. Der
ythmus des Textes fiel mit dem der Musik zusammen, der eine
r mit dem andern gegeben. Wir hingegen lesen: „Es wár ein
nig in Thúle", aber wir singen: „Es wár ein Kǒnig in Thúlè."

Fragt es sich nun, wie man antike Versmaße im
utschen nachbilden kann, so haben wir für die rhyth-
schen Werte des Griechischen und des Lateinischen die ent-
echenden deutschen zu suchen.

Der Kürze in Thesis entspricht eine unbetonte kurze, am besten eine Silbe mit tonlosem e: (ge)ben.

Der Kürze in Arsis entspricht eine Kürze mit Nebenton vor einer ganz unbetonten Silbe: (köstlich)èr(en).

Der Länge in Thesis entspricht eine lange Silbe im Deutschen, und zwar eine nebentonige oder unbetonte, wenn in der Arsis Hauptaccent steht, eine unbetonte, wenn in der Arsis Nebenaccent steht: (Stúrm)flùt (erfásst dich); (Stúrm)flut (fásst dich).

Der Länge in Arsis entspricht entweder ein Hauptaccent (damit ist die Länge meistens bereits gegeben) oder ein Nebenton auf langer Silbe, wenn die Senkung unbetont ist. Also Stúrm(flut); (Meér)flùt (im Orkán).

Darnach würde einem griechischen Spondeus μητηρ ein deutsches „Sturmflut" im Verse völlig entsprechen. Man hat das mit Unrecht bestritten, indem man vergaß, dass μητηρ im Verse immer entweder μήτηρ oder μητήρ ist, d. h. dass der Versaccent hinzukommen muss. Sagt doch noch Scherer: „Bei den Alten gründet sich die Einheit des Versfußes lediglich auf den Gegensatz von Länge und Kürze." Die älteren Metriker aber sind durch das Übersehen des rhythmischen Accentes in den folgenden Cirkel verleitet worden. Für sie ist der Spondeus μήτηρ einfach μητηρ, denn auf den Accent kommt es nicht an. Der ersten Silbe (μη) entspricht im Deutschen eine haupttonige Silbe; also muss auch die zweite (τηρ) durch eine solche wiedergegeben werden. In Stúrmflut aber ist die zweite Silbe jedenfalls schwächer betont als die erste; das ganze Wort ist also kein Spondeus. Dies ist ein Trugschluss! Denn nicht der antiken Länge an und für sich entspricht die hauptbetonte Silbe, sondern nur der Länge in Arsis, also der mit dem Versaccent versehenen Länge. Hauptaccent wird für die Thesis so wenig gefordert, dass er vielmehr den Spondeus rhythmisch unmöglich machen würde. Denn je weniger die zwei langen Silben in Sturmflut durch den Accent unterschieden sind, umso weniger tritt der Versrhythmus heraus. μητηρ als Spondeus benutzt, ist ⊥ –, und Sturmflut ist eben dasselbe. ⊥ ⊥ aber wäre überhaupt kein Versfuß, weil zwei gleich starke Schläge hintereinander wohl zwei, aber niemals einen Takt geben können. Seitdem man in Deutschland Accent und Quantität in Verwirrung gebracht hat, also seit den Zeiten Klopstocks, Moriz', Voss' u. a., hat man auf diesem fundamentalen Irrthum weiter gebaut und zuletzt gar noch alle unbetonten Silben für kurz erklärt.

Wenn also die Frage entsteht, ob und inwieweit antike Metra im Deutschen nachgebildet werden können, so ist zunächst klar, dass die allgemeinen rhythmisch-musikalischen Anforderungen und Bedingungen in beiden Sprachen dieselben sind. Der Unterschied ist nur in der Natur des sprachlichen Materiales gelegen, mittelst dessen sie diesen Bedingungen zu entsprechen suchen; also auf dem rein metrischen Gebiet. Und da steht es nun nach dem eben

Gesagten außer Frage, dass die Nachbildung der antiken Versmaße im Deutschen sehr erschwert ist. Denn der deutsche Dichter hat nicht bloß die Quantität der Worte, wenigstens in der Senkung, zu beachten, sondern auch ihren Accent in der Hebung. Er stellt sich ferner eine wenig dankbare Aufgabe: denn wenn er auch in den gemischten Versmaßen die Quantität noch so sehr beachtet hat, so weiß ihm doch unser der Tondauer gegenüber wenig empfindliches Ohr einen nur geringen Dank. Aber trotz der Schwierigkeiten, welche der vollendeten Wiedergabe antiker Metren im Deutschen entgegenstehen, hat doch W. Meyer mit Recht behauptet, dass die deutsche Sprache sich besser als jede andere, namentlich aber als die romanischen Sprachen, dazu eigne, antike Metren annäherungsweise nachzubilden. Den romanischen Sprachen, die keinen gleichen Tonfall (d. h. steigenden oder fallenden Rhythmus) haben, ist die Nachbildung der antiken Metra fast unmöglich gemacht.

Aus dem Allen ergibt sich also, dass der Unterschied zwischen accentuierender und quantitierender Metrik kein principieller ist und zu Missverständnissen führt. Die antike Metrik ist quantitierend; das heißt: es kommt nur die Quantität der Worte, nicht ihr Accent in Betracht. Aber es heißt n i c h t, dass der antike Vers keinen Accent habe. Die deutsche Metrik ist accentuierend, das heißt: der natürliche Accent der Worte wird beachtet. Aber es heißt nicht, dass die Taktdauer für den Vers völlig gleichgiltig sei; sie stellt sich nur in den meisten Fällen ohne Rücksicht auf die natürliche Quantität der Worte bis zu dem erforderlichen Grade von selbst ein, ebenso wie der Accent im griechischen Vers von dem Accent der Worte unabhängig ist. Der Hauptunterschied zwischen dem antiken und dem deutschen Verse aber besteht darin, dass bei den Alten der Versaccent gegenüber dem Wortaccent frei ist, während bei den Deutschen das Zusammentreffen beider gefordert wird.

Wie wir lateinische und griechische Verse kennen lernen werden, die nach unseren modernen Principien gebildet sind, so kann es natürlich auch moderne geben, in denen bloß die natürliche Prosodie, nicht auch der Accent Beachtung findet. Solche Hexameter hat Wackernagel aus dem XV. und XVI. Jahrhundert mitgetheilt:

— — — — — — — — — ◡ ◡ — ◡

Es macht | allei | nig der | glaub die | gläubige | selig.

Hier ist die Quantität mit Hilfe der Position streng beobachtet. Vom rhythmisch-musikalischen Standpunkt wäre gegen solche Verse nichts einzuwenden; sie gestatten sich nicht mehr Freiheiten, als viele in Musik gesetzte Lieder mit ihren Texten. Wenn wir solche Verse als unmusikalisch oder als Versündigung gegen das Ohr verurtheilen, sind wir im Irrthum befangen. Nicht das Ohr, sondern der Sinn fühlt sich beleidigt; nicht das musikalische, sondern das

metrische Gefühl, das auf Übereinstimmung von Rhythmus und Gedanken, von Versaccent und Wortaccent beruht, fühlt sich verletzt. Als aber Bothe im Jahre 1812 in seinen „antik bemessenen Gedichten“ zu gleicher Zeit die Quantität bis auf die Position und den Accent der Wörter beachten wollte, da hat er eben, weil er den Wortaccent beachtete, keine „antik bemessenen“ Verse gemacht.

Je mehr man also von dem Verse musikalischen Rhythmus verlangt, umso eher wird man auch die Nachbildungen antiker Verse gelten lassen müssen; je fester man sich aber auf den metrischen Standpunkt stellt und genaue Übereinstimmung von Vers und Prosa verlangt, umso weniger Freiheiten wird man der Nachbildung zu Gunsten zugeben. Das ist der eigentlich principielle Gegensatz. Der Gegensatz von Quantität und Accent, von National und Fremd führt nicht weiter, sondern von der eigentlichen Sachlage ab. Denn die Volkslieder erlauben sich, wie schon Hamerling beobachtet hat, ganz dieselben Freiheiten, die man den Anhängern der antiken Verskunst nicht zugeben wollte: in „ich sóll heut mórgens früh aufstéhn“ haben wir dieselbe Betonung wie in dem von so vielen beanstandeten Vers von Voss: „Braúsender steigt Meerflút im Orkán“. Auch im Volkslied wie bei den Griechen ist das Metrum nur selten von der Musik zu trennen.

Dennoch haben unsere Theoretiker den Gegensatz zwischen quantitierender und accentuierender, antikisierender und nationaler Verskunst zum Feldgeschrei gemacht. Theoretisch unfruchtbar wurde der Gegensatz schon deshalb, weil die Anhänger der quantitierenden Metrik zwar von Längen und Kürzen redeten, aber betonte und unbetonte Silben darunter verstanden. Dadurch ist wohl die verhängnisvolle Verwechslung von Quantität und Accent auf der einen, und von Wortaccent und Versaccent auf der anderen Seite in ein haltloses System gebracht worden. Aber in der Praxis hat die falsche Theorie die glückliche Folge gehabt, dass wenigstens die Dichter nicht dazu verleitet wurden, die Quantität zu beachten und den Accent zu vernachlässigen. Umgekehrt reden die nationalen Metriker von accentuierenden Versen, dort wo der Rhythmus viel mehr auf der Quantität als auf dem Versaccent beruht; sie leiten ihre Bezeichnung von dem prosaischen Accent her, der in solchen Versen die möglichste Schonung findet.

Als Vertreter der antikisierenden Richtung nenne ich Klopstock, Moriz, Voss, F. A. Wolf, W. Schlegel, Apel, Solger, Platen, Minckwitz. Als Vertreter der germanistischen Schule, die in den altdeutschen Studien ihren Ausgang hat: Vernaleken, Benedix, Hildebrand, Asmus, Schmeckebier, V. Hehn.

Die Frage aber, ob man antike Versmaße nach den Anforderungen der deutschen Sprache wiedergeben soll, ist, dünkt mich, längst erledigt. Die Möglichkeit ist dadurch bewiesen, dass eine reiche und großartige Literatur, die in der modernen Welt nicht ihres Gleichen hat, in diesen Versmaßen entstanden ist. Nicht bloß

unsere Classiker und die gelehrten Romantiker, selbst echte Volksdichter der neueren Zeit haben an ihr Antheil. Dieser Thatsache gegenüber halte ich es für eine Verwegenheit, von einer metrischen Verirrung unserer Literatur zu reden. Erst wenn uns ein anderer eine Dichtung wie Hermann und Dorothea in einem nationalen Versmaß geschrieben hat, erst dann ist der vollgiltige Beweis erbracht, dass Goethe besser gethan hätte, sich des Hexameters zu enthalten.

§. 9. Der romanische Vers.

Wie man in deutscher Sprache Verse nach antiken Principien bauen kann, so ist es natürlich auch möglich, lateinische und griechische Verse mit Berücksichtigung des prosaischen Accentes zu dichten. In der That ist auch in beiden Sprachen der Übergang zu der modernen Verskunst durch Übereinstimmung des Wortaccentes mit dem Versaccent früh gemacht worden. Ritschl hat accentuierte Verse im Griechischen nachgewiesen. Aus dem Lateinischen sind uns bei Sueton u. a., also aus der besten Zeit, etliche Verse überliefert, mit denen man in Rom die zurückkehrenden Sieger empfieng:

Caésar Gállias subégit, Nicomédes Caésarem,
Écce Caésar núnc triúmphat, qui subégit Gállias,
Nicomédes núnc triúmphat, qui subégit Caésarem.

Man hat diese Verse bis in die neueste Zeit als bloß accentuierende betrachtet. W. Meyer hat darauf aufmerksam gemacht, dass sie ebenso gut auch quantitierend zu lesen sind. Die Übereinstimmung zwischen Wortaccent und Versaccent scheint weder gesucht noch gemieden zu sein, sie hat sich einfach zufällig ergeben. Die Betonungsgesetze der lateinischen Sprache haben sie, wie später die Natur des deutschen Accentes, nahegelegt. Denn da im Lateinischen kein Wort auf der letzten Silbe betont ist, so können auch, außer bei einsilbigen Wörtern, nie zwei betonte Silben zusammentreffen. Schon in der lateinischen Prosa ist derselbe Wechsel von jambischem und trochäischem, anapästischem und dactylischem Rhythmus zu beobachten. Die Sprache kam dem Metrum, der Rhythmus des Satzes dem des Verses entgegen, und instinctiv vollzog sich in einzelnen Fällen die Vereinigung beider. Ein Einfluss der deutschen Barbaren auf die lateinische Metrik ist ebensowenig nachzuweisen, als dass solche accentuierende Verse längst in der lateinischen Volkspoesie lebten, ehe sie in der Literatur auftraten. Auch den alten Saturnier hat ja schon W. Schlegel als einen accentuierenden Vers betrachtet.

Absichtliche Berücksichtigung des Accentes ist von dem Psalm des heiligen Augustinus Contra partem Donati (circa 393 n. Chr.) in lateinischen Versen mit voller Sicherheit nicht zu behaupten. An diesen Psalm schließt sich dann die reiche Literatur mittelalterlicher Hymnen in lateinischer und seit dem vierten Jahrhundert

auch in griechischer Sprache, deren metrische Beschaffenheit Huemer und W. Meyer mit großer Sorgfalt untersucht haben.

Nach W. Meyers Meinung wäre das Gesetz der Silbenzählung aus den semitischen Sprachen zu den Griechen und Römern gedrungen und zwar zu einer Zeit, wo das Gefühl für die Quantität durch die Vermischung mit anderen Völkern schon geschwächt war. Dadurch sei die gewöhnliche Betonung auch in den Vers gedrungen. Der Münchener Gelehrte macht darauf aufmerksam, wie in den griechischen und lateinischen Rhythmen oft vor Schluss der Zeilen kein bestimmter Tonfall herrsche, also keine bestimmten Versfüße anzunehmen seien. Hier herrsche allein der Wortaccent und der Wechsel des Tonfalles werde nicht als Unregelmäßigkeit, sondern als ein Wohlklang empfunden; der Wortaccent hat hier also sogar über den Versaccent den Sieg davongetragen. Mit dem Princip der Silbenzählung aber sei auch der Reim zu den Römern gedrungen: Silbenzählung und Reim sind von den Römern zu den romanischen Völkern gedrungen und bilden die Grundlage des romanischen Verses.

Der romanische Vers, als dessen Vertreter uns hier der französische genügen mag, besteht aus einer bestimmten Anzahl von Silben, von denen einzelne, an gleichfalls festbestimmten Stellen, immer den Accent, und zwar nicht bloß den Versaccent, sondern auch den prosaischen Accent haben müssen: am Schlusse des Verses und im Innern (meistens in der Cäsur oder an anderen festen Stellen) stimmt also der Versaccent mit dem Wortaccent überein. Die übrigen Silben sind völlig frei, sie werden ganz nach der natürlichen Betonung gelesen, wie es der Wortaccent oder vielmehr der Satzaccent, der im Französischen vorherrscht, verlangt. Einen ausgesprochenen Tonfall, Versfüße oder Takte in unserem Sinne gibt es also nicht. Von den beiden folgenden, durch den Reim verbundenen Alexandrinern hat der erste fünf, der zweite vier Takte:

Faut il, | Abner, | faut il || nous rappeler | le coúrs
Des prodi|ges fameúx || accomplis | en nos joúrs.

Der französische Vers folgt also ganz dem Accent der prosaischen Rede. Nur an wenigen Stellen ist der Versaccent fixiert, an diesen wird Übereinstimmung mit dem Wortaccent verlangt. Aber die Silbenzahl ist geregelt, wie auch im Deutschen bei den Versen mit regelmäßigem Wechsel von Hebung und Senkung. Sie wird aber im Französischen noch viel strenger beobachtet. Während im Deutschen sechsfüßige Jamben unter fünffüßigen nicht selten sind, duldet das Französische keine Abweichung von der Silbenzahl. Der französische Vers ist darum der größten Mannigfaltigkeit fähig; der deutsche ist von gleichmäßigerem Rhythmus, musikalischer, aber auch eintöniger. Wenn aber auch kein regelmäßiger Wechsel von Hebung und Senkung herrschend ist, so besteht doch auch bei dem romanischen Vers die Neigung, einen bestimmten Rhythmus auszuprägen; der Endecasillabo der Italiener z. B. zeigt durchaus die Neigung zu jambischem Rhythmus. Umgekehrt finden wir im

Deutschen Verse, die über das Schema des taktierenden Verses hinaus nach dem silbenzählenden streben. In Goethes „Zuneigung" z. B. muss man nicht lesen:

Kennst dú mich nicht? || sprach sie mit einem Múnde

sondern:

Kénnst du mich nicht? || spräch sie mit einem Múnde;

also mit Übereinstimmung des Wortaccentes und Versaccentes bloß in der Cäsur und am Versschluss, mit freier Bewegung aber am Verseingang und hinter der Cäsur, ganz wie im romanischen Vers. Auch hier findet also keine schroffe Abgrenzung, sondern allmählicher Übergang statt. Wir haben mehr silbenzählende Verse im Deutschen, als man glaubt.

Nun entsteht aber, wenn wir auf den Ausgangspunkt unserer Untersuchung zurückblicken, sogleich eine theoretische Schwierigkeit. Wir haben hier ein Metrum, das keiner der beiden obersten Bedingungen jedes musikalischen Rhythmus zu entsprechen scheint: weder der Versaccent und noch die Taktdauer scheinen im Französischen beachtet. Wir finden keinen Wechsel von betonten und unbetonten Silben in gleichmäßigem Abstand und der Unterschied von kurzen und langen Silben, die Quantität beeinflusst zwar den Wohlklang, nicht aber den Rhythmus des französischen Verses.

Westphal und Rossbach nehmen zur Erklärung dieser Erscheinung neben dem quantitierenden und dem accentuierenden Vers noch eine dritte Art an: den rhythmisch freien, silbenzählenden Vers. Dieser sei unabhängig von der natürlichen Quantität und von dem Accent. Der Vers habe sowohl rhythmischen Accent wie rhythmische Zeitdauer der Versfüße, aber es sei darin weder der Sprachaccent noch die natürliche Silbendauer zum Regulativ der Versfüße genommen, sondern höchstens die Silbenzahl beachtet.

Hier ist nun der Irrthum ganz deutlich zu erkennen, auf den sich die ganze Dreitheilung aufbaut. Wir hätten also: 1. quantitierende Verse, die auf der natürlichen Quantität der Silben beruhen; 2. accentuierende, die auf der natürlichen Betonung beruhen; 3. silbenzählende, die auf dem rhythmischen Accent und der rhythmischen Zeitdauer beruhen. Aber diese Folgerung, die freilich nur die nothwendige Consequenz des Unterschiedes zwischen quantitierenden und accentuierenden Versen ist, steht zunächst mit den Thatsachen in directem Widerspruch; denn gerade der französische Vers hat keinen ausgesprochenen Versaccent und Rhythmus, er beruht nicht auf dem rhythmischen Accent. Sie ist aber auch theoretisch falsch. Denn sie gründet den Vers einmal auf den natürlichen Accent, dann wiederum auf den rhythmischen Accent. Darnach müsste überhaupt jeder Prosasatz ein Vers sein: denn einen Rhythmus, einen natürlichen oder künstlichen, hat jeder Satz. Metrum aber ist die Übereinstimmung der natürlichen Betonung und der natürlichen Quantität mit dem Versaccent und mit der rhythmischen Zeitdauer. Diese Überein-

stimmung findet auch im Französischen statt, aber nur an bestimmten Stellen des Verses.

Der romanische Vers beruht vielmehr auf denselben rhythmisch-musikalischen Grundlagen wie der antike und der deutsche. Der Unterschied liegt darin, dass bei ihm nicht der Takt oder der Versfuß die kleinste metrische oder rhythmische Einheit bildet, sondern entweder die Vershälfte bis zur Cäsur (z. B. im Alexandriner) oder der ganze Vers (bei kürzeren Versmaßen). Bei der Lebendigkeit und dem rascheren Tempo, in dem die Romanen ihre Verse recitieren, ist von vornherein einleuchtend, dass ihr Ohr eine größere Silbenzahl zusammenzufassen vermag als das unsrige. Die rhythmische Zeitdauer, die von der natürlichen Prosodie der Silben ganz unabhängig ist, wird durch die gleiche Silbenzahl eingehalten; die rhythmischen Accente kehren in gleichen Abständen wieder (in der Cäsur und am Versschluss). Ein solches Metrum ist, vom rhythmisch-musikalischen Standpunkt aus betrachtet, gewiss das unvollkommenste und es steht dem unvollkommenen Rhythmus der Prosa schon ganz nahe. Aber von der anderen Seite, die für die Metrik in Betracht kommt, nämlich von Seite des Sinnes, empfiehlt es sich durch die größte Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit, denn es lassen sich innerhalb des weiteren Abstandes des rhythmischen Accentes hier Nebenaccente fast mit der Freiheit der prosaischen Rede verwenden. Während es ferner das Schicksal unserer taktierenden Versschemen ist, dass sie niemals ganz eingehalten werden, dass der Dichter, um leeren Singsang zu vermeiden und dem Sinn gerecht zu werden, von ihren Anforderungen immer wieder abweichen und zu ihnen zurückkehren muss, fordert und erfährt das freiere Gesetz des romanischen Verses eine stricte Befolgung. Unsere Dichter streben nach Freiheit von dem Zwang des Versmaßes und gerathen so oft genug auf den silbenzählenden romanischen Vers; die romanischen Dichter werden umgekehrt durch das rhythmische Gefühl oft genug zu einem regelmäßigen Rhythmus geleitet. Auf beiden Wegen ist das Ideal der metrischen Kunst, das weder in taktfesten Versen noch in völliger Ungebundenheit besteht, zu erreichen. Bedenkt man zuletzt, dass dem schwächeren Rhythmus des romanischen Verses die Euphonie der romanischen Sprachen und der einschmeichelnde Wohllaut ihrer volltönenden Reime zuhilfe kommen, dann wird man den schwächeren Rhythmus gern über dem melodischen Reiz vermissen, durch den uns Dantes und Petrarcas Verse fesseln.

Wien. J. Minor.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Die attische Beredsamkeit. Zweite Abtheil.: Isokrates und Isaios. Dargestellt von Friedrich Blass. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1892. 8°, 587 SS.

Im Wesentlichen hat das Buch in der neuen Auflage seine frühere Gestalt behalten, jedoch nicht ohne in Einzelheiten neue Ansichten vorzutragen oder kleinere Zusätze zu bieten. Es ist dies namentlich in dem ersten großen Abschnitte über Isokrates der Fall, geringere Veränderungen weisen die übrigen Capitel auf. Hier zeigen gewisse Partien sogar Kürzungen, z. B. die Erörterung über die Frage der Echtheit der Xenophontischen Schriften (S. 483 f.) und über den Ausdruck bei Demosthenes im Vergleiche zu den früheren Rednern (S. 499). Was den Isokrates anlangt, so beruhen einige Erweiterungen auf der Heranziehung des 30. Briefes aus der Sammlung der sogenannten Epistolae Socraticorum, von welchem man bereits früher die Vermuthung ausgesprochen hat, er sei von Speusippos, Platons Nachfolger in der Akademie, verfasst. Indem nun Blass diese Ansicht neuerdings aufstellt und begründet, handelt er jetzt (S. 68 f.) über das Verhältnis des Speusippos zu Isokrates und seine Kritik über dessen „Philippos"; ferner benützt er mehrere Stellen des Briefes, wo der angeblich von Isokrates verfassten Techne gedacht wird (S. 105 und 111).

Eine völlige Umarbeitung hat der Abschnitt über den Isokratischen Rhythmus erfahren[1]) (SS. 149—158), der eine etwas eingehendere Betrachtung verdient. Blass behauptet jetzt nämlich, man könne bei Is. eine Wiederkehr gleichgebauter rhythmischer Reihen nachweisen, allerdings nicht solcher, in denen sich etwa derselbe Fuß fortwährend wiederhole, vielmehr seien dieselben aus Takten verschiedener Art zusammengesetzt und fänden sich nicht, wie man bisher angenommen habe, in den Clauseln der Perioden,

---

[1]) Vgl. darüber Blass de numeris Isocrateis, im Lectionskataloge der Univ. Kiel 1891, S. 3—13.

sondern in den Ausgängen der einzelnen Kola. Sie folgen entweder einander unmittelbar, oder, was häufiger ist, sie überspringen ein oder mehrere Kola, welche wiederum rhythmisch gleiche Ausgänge haben können. Zuweilen finde sich auch eine ähnliche Entsprechung im Anfange der Glieder. Verschieden davon sei eine andere Art des Rhythmus, welchen nach Bl. in weit größerem Umfange Demosthenes verwende, bei dem die rhythmischen Reihen nicht an eine bestimmte Stelle innerhalb des Kolon gebunden seien. Für die erste Art führt Bl. als Beispiel aus der 8. Rede §. 41 an, wo in einer neungliederigen Periode gleiche rhythmische Reihen von 6—8 Silben in den Clauseln der einzelnen Glieder in folgender Abfolge sich entsprechen: 1. 1. 2. 2. 3. 3. 4. 4. 4., daneben auch eine gewisse Entsprechung im Anfange; ferner aus dem Areopagiticus §. 1, wo eine andere Ordnung eingehalten ist: 1. 2. 1. 2. 3. 4. 3. 4., und noch andere Beispiele. Bl. bemerkt dazu, dass dieser prosaische Rhythmus im Gegensatze zum poetischen sich im übrigen durch kein Gesetz und keine Regel binden lasse, sowie dass man nicht überall Rhythmus suchen dürfe, dieser aber doch so häufig auftrete, dass im ganzen der rhythmische Charakter sich fühlbar macht.

Gegenüber den vagen Vorstellungen, die man bisher von der Sache hatte, enthält das hier kurz mitgetheilte Ergebnis dessen, was Bl. über den isokratischen Rhythmus beibringt, immerhin etwas Greifbares, und falls der factische Bestand ihm entspricht, ist in diesen bisher noch ziemlich dunklen Punkt in der antiken Theorie der Redekunst einiges Licht gebracht. Mehrere Proben, die ich in dieser Richtung anstellte, haben mich nun völlig überzeugt, dass an der Existenz eines Rhythmus im Sinne obiger Darstellung nicht zu zweifeln ist. Vorsicht ist hier allerdings geboten; man wird leicht in jedem griechischen Texte ab und zu die Wiederkehr von gewissen gleichen Takten entdecken können, ohne darin mehr als ein Spiel des Zufalls erkennen zu dürfen. Anders bei Isokrates. Hier sind der Fälle, wo sich gleichartiger Rhythmus in bald kürzeren, bald weiteren Abständen wiederholt findet, zu viele, die entsprechenden Reihen selbst meist von zu beträchtlicher Länge, als dass man dies nicht als Ausfluss einer ganz bestimmten und wohl auch bewussten Kunstübung anzuerkennen hätte. Im Folgenden seien mehrere Fälle dieser Art angeführt. Im Euagoras §. 46 findet sich in drei aufeinander folgenden Gliedern rhythmisch gleicher Anfang: ⏑ – ⏑ – ⏑ – –; in der Friedensrede §. 119 beginnen gar vier Glieder nacheinander mit derselben Reihe – ⏑ – ⏑ ⏑ –. Ebendaselbst wiederholt sich folgende längere Form: – ⏑ – ⏑ ⏑ – – ⏑ ⏑ – (*τὴν δὲ σωφροσύνην τῶν ἀγαθῶν· = ἣν ὑμεῖς ἐπὶ μὲν τῶν ἰδιω*[*τῶν*]). In derselben Rede §. 126 finden wir die Reihe: ⏑ ⏑ ⏑ – – ⏑ – – ⏕ – in zwei einander unmittelbar folgenden Gliedern sich wiederholen (*παραλαβὼν τὴν πόλιν χεῖρον μὲν = ἔτι δ' ἀνεκτῶς πολιτευομένην*), IX. 43 die Reihe von 18

rhythmisch sich entsprechenden Silben – ⏓ – ⏕ ⏑ ⏑ – – ⏑ – – – ⏑ – ⏕ ⏕ – ⏑ ⏕ (*ἀλλ' οὔτω — πόλιν = ὥστε — Εὐαγόραν τῆς*). Die angeführten Beispiele, die sich leicht vermehren ließen, dürften wohl genügen, um jeden Glauben an das Walten eines bloßen Zufalls zu zerstören. Soweit ich sehe, sind es nicht gerade die Clauseln der Kola, wo sich, wie Bl. angibt, mit besonderer Vorliebe gleicher Rhythmus zeigt, sondern ebenso häufig ihre Anfänge, oder es wiederholt sich der Rhythmus innerhalb desselben Kolon.

Dagegen wundert es mich, dass hiebei Blass eine andere Beobachtung entgangen ist. Es springt nämlich der Umstand deutlich in die Augen, dass in der weitaus größeren Zahl der Fälle Wiederholung gleicher Rhythmen an solche Theile eines Kolon oder einer Periode geknüpft ist, welche inhaltlich miteinander correspondieren oder sowohl dem Inhalt als der Form nach in offenbarem Parallelismus stehen. Im ersteren Falle ist es z. B. ein Substantivbegriff mit dem ihm angeschlossenen Relativsatze (vgl. die oben angezogene Stelle VIII. 119 *τὴν δὲ σωφροσύνην τῶν ἀγαθῶν, ἣν ὑμεῖς κτλ.*), oder ein Hauptsatz mit dem in ihm angekündigten Consecutivsatze (IX. 43 *ἀλλ' οὔτω κτλ.*, siehe oben!); im letzteren Falle sind es die in der epideiktischen Rede so beliebten Verbindungen von Satzgliedern in gleicher grammatischer Structur, sowie die Antithesen, welche sich in ihrer Form zumeist als Homoioteleuta, Paromoia, Parisa darstellen. Beispiele aus der 8. Rede: §. 120 *τὰς ἀρετὰς ἀσκεῖν = τὰς κακίας φεύγειν*, ferner *καὶ τὰς παρὰ τῶν ἀνθρώπων = καὶ τὰς παρὰ τῶν θεῶν τιμω(ρίας)*; 128 *πλῆ(θος) τῶν προσταγμάτων = καὶ τῶν λειτουργιῶν* und *περὶ τὰς συμμορίας = καὶ τὰς ἀντιδόσεις*; 130 *ταῖς εἰσαγγελίαις καὶ ταῖς γραφαῖς = καὶ ταῖς ἄλλαις συκοφαντίαις* – – – ⏕ ⏑ – ⏓ – ⏑ –; in der 9. Rede §. 45 *οὐκ ἐπὶ τοῖς διὰ τύχην = ἀλλ' ἐπὶ τοῖς δι' αὑτόν* – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏕ ⏑ –. In der oben erwähnten Stelle des Euagoras 46 sind die rhythmisch gleich anlautenden Glieder auch im Wortlaute parallel: *πολιτικὸς δὲ τῇ τῆς = στρατηγικὸς δὲ τῇ πρός = τυραννικὸς δὲ τῷ πᾶ(σι)*. In den Clauseln erscheinen öfters Verbalformen gleichen Ausgangs: IX. 41 *ὑπερβαλόμενος = -τερος γενόμενος*, 44 *(τοῖς φί)λοις συμβουλευόμενος = ἐχθρῶν περιγιγνόμενος*, VIII. 126 *αὑτοῦ κατέλιπεν = πατρὸς παρέλαβεν*.

An dieser engen Verknüpfung des Rhythmus mit dem Wortparallelismus haben wir nun einen bestimmten Anhaltspunkt zur Beurtheilung jener Erscheinung bei Isokrates. Das Streben dieses Redners gieng also dahin, bei inhaltlich entsprechenden Satzgliedern oder Sätzen möglichst auch im Wortklange und Rhythmus volle Harmonie herzustellen. Zugleich haben wir darin auch eine Erklärung dafür, dass andere Partien der Rede, welche eben an diesen epideiktischen Figuren ärmer sind, auch keine oder geringe rhythmische Entsprechung aufweisen.

Im Anschlusse an dieses Ergebnis noch ein Wort über das Verhalten der Alten in dieser Frage. Blass wundert sich nämlich (S. 149), dass die alten Rhetoriker, wenn sie vom Prosarhythmus reden, nicht die Entsprechung gleicher rhythmischer Formen hervorheben, worin ja doch sein Wesen besteht. So merkwürdig dies in der That ist, so möchte ich doch nicht glauben, dass den Alten das Wesen der Erscheinung selbst unverstanden oder gar unerkannt geblieben wäre. Denn der Begriff des Rhythmus — und sie fanden ja doch das rhythmische Element in der Sprache des Isokrates! — schließt die Wiederkehr gleicher metrischer Gebilde in sich. Und wenn Theophrast nach Cicero den Prosarhythmus mit dem Rhythmus des strophenlosen Dithyrambus verglich, so dürfte er wohl auch nach unserem Sinne die richtige Anschauung von der Sache gehabt haben, soweit wir uns aus den spärlichen Resten jener Dichtungsart ein Urtheil bilden können. Auch für das von ihm aufgestellte Muster eines Kolon mit erstem Päon am Anfang und viertem am Ende lassen sich ähnliche Beispiele aus Isokrates beibringen, vgl. VIII 132 *εἰ συναγαγὼν τὰ μάλιστα κατεπείγοντα* – ⏑ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ ⏑ – – ⏑. Hier, wie dort, Paeon I. und IV., in der Mitte Choriambus, der auch sonst häufig an Stelle des Paeon tritt; hier, wie dort, folgen am Schlusse noch ein paar Silben. Was uns in dieser Frage weit weniger, die Alten vorwiegend interessierte, war die Untersuchung, welcher Taktformen die einzelnen Redner überhaupt und besonders in den Clauseln der Perioden sich bedienten, weshalb gerade über diesen Punkt ihre Mittheilungen reichlicher fließen.

Wien. Franz Slameczka.

T. Macci Plauti comoediae. Editionis Ritschelianae tom. IV. fasc. 3. Persa. Recensuit Fr. Ritschelius. Editio altera a Fridr. Schoell recognita. Lips., Teubner 1892. 8°, XXIX u. 171 SS.

Schölls gelehrte Ausgabe stellt die erste Ritschel'sche auf die Höhe der Zeit. Es sind vierzig Jahre seither verflossen, eine lange und arbeitsreiche Zeit, deren Resultate Schöll mit unsäglicher Mühe und nicht genug anzuerkennender Sorgfalt im einzelnen zusammenfassend verwertet. Vor allem kommen dem Texte die neue Vergleichungen zugute. Studemunds unübertreffliches Apographo der Vetus nach einer Collation von Hincke, der Decurtatus u Ursinianus nach eigenen Vergleichungen Schölls. Die Angaben ü FZ sind aus der früheren Ausgabe entlehnt. Vor allem hat a auch hier die eindringende Bekanntschaft des Herausgebers allem Detail plautinischer Forschung den Text gefördert, und, Ref. zu erkennen glaubt, ist der Heidelberger Gelehrte bei de arbeitung des vorliegenden Stückes etwas minder stürmisch gegangen, als sonst seine Art ist. Ohne ein gewisses freies

der Phantasie wird zwar überhaupt ein Plautustext nicht herzustellen sein, aber auf mich macht die Bearbeitung des Persers einen erfreulich nüchterneren Eindruck als die Casina und die Menaechmen. Und das ist im Interesse der Wissenschaft nur zu begrüßen; wird ja doch dieser Perser wieder auf ein halbes Jahrhundert Grundlage aller bezüglichen Studien und gewissermaßen Vulgata sein.

Nicht als ob ich dem gelehrten Herausgeber überall Recht geben wollte. Wie das schon nicht anders geht, denke ich über viele Stellen ganz anders. Schon im Argument 3, wo raptamque ui nach Opitz (Leipz. Stud. VI. 256) gehalten wird, vermisse ich ein bestimmendes Pronomen. Dem Schöll'schen Texte entnimmt man nicht, wem Toxilus den Rath gibt die Fremde zu kaufen. Schreibt man aber: raptamq. ui emere, so liegt die Emendation auf der Hand:

. . . . suos amores Toxilus
emit atque curat, leno ut emittat manu,
raptam *quoi* emere de praedone uirginem
subornata suadet sui parasiti filia.

In gleichem bietet schon v. 1 eine crux. Die Hss. haben (ABCD):

qui amáns egens ingréssus est princéps in amoris *uias*,

bestätigt noch dazu durch das Citat des Servius zu Buc. X 69, wo allerdings uiam steht. Die Responsion 1 — 6 = 7 — 12 verlangt einen catalectischen Octonar. Schöll will ihn dadurch herstellen, dass er *undas* ediert; ich aber glaube, dass hier ganz einfach eine alte Quantität uīa anzuerkennen ist, wie sie z. B. für pīus nachweisbar ist. Etymologisch wird ja uea (rustik nach Varro) und uia sich am leichtesten durch *ueh-ia *ueia vermitteln lassen, wobei ich die kühne Hypothese gar nicht betonen will, dass Veii eine Art 'Straßburg' gewesen sein könnte.

Eine andere Responsion findet sich v. 26 — 29 = 30 — 32, leider ist sie in den Hss. gestört und der A fehlt. Es entsprechen sich zwei trochäische Octonare 26 = 30, zwei Septenare 28 = 31, die dazwischen liegenden Worte decken sich, recht betrachtet, gleichfalls. Mit leichter Änderung ergibt sich das Strophenbild (bei dem ich die fünften Verse, die das Schlagwort Quid enthalten, als kritisch unsicher beiseite lasse):

α) TO. quíd ego faciam? deísne aduorser, quási Titani cum eis belligerem,
quibus satesse nón *queam[us]*?
SA. uíde modo, ulmeaé catapultae tuóm ne transfigánt latus!
TO. básilice agito eleútheria.
SA. *Quid iam?* . . . .
β) TO. sicut [et] tibi bene esse póte pati, ueni, uiues mecum:
basilico accipiere uictu!
SA. uáh, iam scapulae prúriunt, quia te istaec audiui loqui.
TO. séd hoc meum *animum* éxcruciat.
SA. *Quidnam* . . . .

dabei beruht animum auf dem B sed hoc *meum am* excrucia queamª für queam wird niemand eine Conjectur nennen, [et] nach Klotz S. 57. Schöll erkennt, dass hier Responsion vorliegt (p. XXIII); aber er vertheilt sie irrig, indem er sich durch das doppelte basilicus bestimmen lässt.

Von besonderem Interesse ist aber die Stelle dadurch, dass hier einer der seltenen Fälle von Logaoeden durch Responsion gedeckt vorliegt (vgl. Klotz, Grundzüge altr. Metr. 517 ff.); denn ersichtlich decken sich die Schlussverse in dem Schema des Glyconeus: ⏕ ⏑ ⏕ ⏑ – ⏑ ⏑ –.

Auch v. 39, den Schöll nach Seyffert, stud. Plaut. p. 5 gibt (er ist übrigens eine alte crux) glaube ich ganz anders lesen zu sollen. Die Überlieferung ist, abgesehen von Kleinigkeiten, qua confidentia rogare tuiame (CD, tuame B) argentum tantum audes, impudens...... Seyffert schrieb allzu kühn fiducia, wo er weiter als bis zu fidentia nicht gehen durfte. Aber er sah den Ursprung des Fehlers nicht. Dieser ist offenbar eine Lesevariante, die hier mit eingetragen ist. Während die eine Lesart quā fidentiā.... audes? bot, hatte die andere cum fidentiā.... audes! Indem nun beide Varianten nebeneinander geschrieben wurden, entstand qua confidentia. Demnach schreibe ich:

cúm fidentiá rogare tú *iam* me argentúm tantum audes.

Nichts ist häufiger in den Plautushandschriften als die Entstellung von cum in con und umgekehrt, iam entnehme ich dem Decurtatus (tu iā me). Unmittelbar darauf weist die bessere Überlieferung sitiare BCD gegen sitiat FZ darauf hin zu schreiben, und zwar ohne alle Bedenken:

nam tu aquam a pumice nunc postulas,
qui ipsús *siti[t] are*[1)]..................

Es steht also hier are in adverbieller Verwendung = ardenter sitire des Cicero, wie adjectivisch in dem einer *aris* des Lucilius nach Ribbecks ingeniöser Vermuthung und in dem bekannten Verse des Lucrez:

principio terram sol excoquit et facit *are*.

Es beginnen somit die jambischen Verse schon 43. Für sitis arens u. dgl. werden wohl Beispiele hier nicht erst anzuführen sein; kennt sie ja doch jedes Kind.

Aus dem Schlusse des ersten Actes sei noch die Frage aufgeworfen, ob v. 51 nicht zu lauten habe:

sed *récipe te* quam *póte* primum, caue fúas mi in quaestione.

Den zweiten Act beginnt Schöll (nach Spengel) mit dem Au[ftreten] des Saturio. Gleich der erste Vers ist wieder schwer [zu] fassen: ueterem atque antiquom quaestum mali (B malo CD) ser[...]

[1)] Paläographisch noch leichter wäre qui ipsus *siti[ã] are*, insof[ern] der Redende in bekannter Weise sich dem Verglichenen unterlegt. Al[ler]dings ist auch qui ipsus siti *are(t)* denkbar; vgl. fauces siti are[ntes] Livius.

atque obtineo et magna cum cura colo. Der erste Vers ist unvollständig. Ritschl schrieb mit Gruter nach v. 61 maio[rum meum], Schöll will sogar den ganzen Versschluss aus 61 übertragen. Aber dadurch wird die ganze Auseinandersetzung fad wie Sodawasser. Auch Bothes paläographisch so einleuchtende Vermuthung quaestum [quaesitum] malo leidet an sprachlichen, noch mehr jedoch an sachlichen Bedenken, da ja doch der Parasit hier sein Gewerbe lobt, beziehungsweise loben will. Ich vermuthe, dass eine scherzhafte Umschreibung des Parasitenthums im ersten Verse stand und zwar vielleicht:

ueterem atque antiquum quaestum [illum sine quaestu] ali
„Das alte Gewerbe [ohne Erwerben] satt zu sein".

Zu v. 60, den Schöll für unecht hält, für dessen Heilung aber Bugge sicher den richtigen Standpunkt gefunden hat (Festschrift an Madvig p. 175), erlaube ich mir nur die eine Bemerkung, dass das von Saturio seinen Ahnen gegebene cognomentum sicher e i n Wort gewesen ist. Wenn ein Parasit einen Beinamen kriegt, so ist dieser Beiname nur 'Hartschädel' nach der lieblichen Gewohnheit des aulas frangi in caput. Nun frage ich, kann durus capito diese Bedeutung je gehabt haben? Nein! In dieser adjectivischen Verbindung geht durus auf den ganzen Mann, beschränkt es sich nicht auf den Schädel allein. Soll der plautinische Witz richtig gefühlt werden, dann ist duricapitones als e i n Wort zu lesen und der ganze Abschnitt lautet:

neque edácitate eos quisquam poterat uincere
neque [aúlas fractas cápite melius pérpeti,
unde] eis cognomentum érat *duricapitónibus.*

Zu v. 89. Me dicit: eugae! möchte ich einen Irrthum Schölls richtig stellen. Er sagt S. 129 „ad eugae scripturam cf. Richterus in Studem. Stud. I p. 517; quamquam improbat Stowasserus." Zur Richtigstellung diene, dass ich in dem Referate über den Richter'schen Aufsatz (in dieser Zeitschrift) die Schreibung eugae ausdrücklich anerkannt habe für Stellen von der Bedeutung eines Jubelrufes wie die vorliegende (*εὐαῖ* interaspiriert *εὐαΐ*), dass ich aber der einsichtslosen Uniformierung Richters entgegengetreten bin und für jene Stellen, in denen euge bloß zustimmende Antwort ist (*εὖγε*), die Schreibung mit einfachem e verlange, für die in eugepae (*εὖγε παῖ*) der urkundliche Nachweis der Kürze des e geboten wird, wie ja auch Schöll selbst schreibt und schreiben muss Capt. 274 u. a. Hier also hätte ich selbst eugae ediert, wie z. B. in der Asinaria 555 pugnándo ui, periúrii, nostris *eugae* potiti, nicht aber z. B. 462, wo die Lesart der Handschriften intact zu bleiben hat:

SA numquid moror? TO *euge, euge*; éxornatus basilice![1])

---

[1]) Über die total verkehrte Schreibung irritare v. 829 vergleiche meine Schrift 'Das Verbum lare' S. 7 ff.; a. a. O. hat der B ganz richtig irritassis!!

V. 120 sucht Schöll den Schwierigkeiten zu begegnen durch eine kühne Wortbildung:

nihili parasitus est qui a r g e n t u m d o n i d e s t —

die Hss. cui argentum domideste B domi idē CD. Die Bildung liegt im Bereich der plautinischen Wortschöpfung, wie Vers 702 ff. mit guten Beispielen zeigen; sie zerfällt aber, sachlich betrachtet, sofort dadurch, dass leihen und schenken nicht identisch sind — und nur jenes verlangt Toxilus — und dass ferner der Gegensatz 122 si quid domist hier gebieterisch die Beibehaltung des domi verlangt. Ich vermuthe, dass hinter der Lesart der Hss. uides steckt, so dass der Vers etwa so lautet:

nihili parasitust, *cui[s]* argentum dómi *[u]ides.*

V. 145 lies uende *sei* lubet; uendes elubet B, uendas elubet CD. Schöll nimmt richtig uende auf, schreibt aber si. So muss es auch 469 richtig heißen: nunc *age eite* uos; denn BC haben age rite D agite. Auch 560 möchte ich vorschlagen zu schreiben *ubei haberunt*; der A, in dem er allein überliefert ist, liest angeblich UBIEA ÁBERUNT. Über ubei als Doppelkürze Klotz S. 50.

V. 157, wo die Überlieferung gibt et tu tuam gnatam tamen ornatam adduce, begnügt sich Schöll mit der Lesart von Kammermeister, die über das ganz eigenartige tamen hinweggeht. Acidalius wolle item (= tam̄) schreiben nicht ohne Schein; ich glaube aber, dass zu lesen sein mag:

TO. quasi sit peregrinus. SA. laúdo. TO. et tu tuam gnátam, *amem,*
ornatum adduce lepide in peregrinum modum.

Amem als Einschub, wie sonst amabo.

Vers 168 f. verstehe ich die Überlieferung so, dass 168 die Protasis zu 169 ist:

sate si fuit indoctae, ínmemori, insipiénti dicere totiens,
nimis tándem me quidem pró barda et rullá reor habitam esse áps te.

Der A hat nämlich SATISTFUIT, satis fuit BCD.

Weiter auszuholen zwingt mich v. 174, nach ABCD im wesentlichen so lautend:

quom interim tu meum ingenium fans atque infans nondem etiam edidicisti.

Es steht nämlich sicher, dass hier etwas zu viel ist, es steht ebenso fest, dass der anapästische Rhythmus in quom interim gebrochen ist[1]). Letzteres suchte also Schöll wegzuschaffen und will es durch tamen ersetzen; offenbar denkt er, es sei aus dem quom interea in v. 170 eingedrungen. Allein leichter scheint mir folgender Weg. Es steht durch das Plautusglossar (Ritschl opusc. II. 266) fest, dass einst im Persa die Form interibi vorkam. Schöll nimmt sie nach Acidalius im Vers 166 auf, wie mir scheint mit Unrecht. Denn dort haben BCD abi et istuc *curam metibi* ego

[1]) Das behaupte ich gegen Klotz, Grundzüge S. 60.

puerum uolo mittere ad amicam meam. Die paläographische Möglichkeit für interibi ist hier höchst gering. Ich glaube, es ist zu lesen: abi et istuc cura *mihi et tibi*; ego puerúm uolo
mittére ad amicam meam ......

Der Sinn der Stelle ist ja klar. Wenn Saturio die Geschäfte des Toxilus besorgt, ist ihm (v. 140) weiterhin gute Verköstigung zugestanden, wie Immermanns Buttervogel sagt. Insofern ist der Wink deutlich genug. An unserer Stelle aber richtet interibi sofort den ausgerenkten Rhythmus ein. Also entweder:

quom *intéribi* tu meum ingénium *fans infáns* nondum etiam edidicisti —

oder

quom *intéribi* tu meum ingénium fans atque infans nondum edidicisti.

Jenes ist mir wahrscheinlicher. Die alte asyndetische Verbindung erlag eben der Interpolation.

Zu v. 190 frage ich, warum man nicht lesen soll:
séd ita uólo te cúrrere ut dómi sis, cum égo te esse illi cénseam.
Über Messungen wie cúrrĕre ŭt dómi sis, Klotz S. 77, bes. Stich. 716. 696.

V. 204: §. compellabo §. commorandust apud hanc (CD hana, d. i. hance B) obieci. Nach dem F schreibt man richtig commorandūst, was Schöll nicht hätte aufgeben sollen. Denn seine Theorie von den buchbinderischen Versverstümmlungen im Auslaut und Anlaut der Verse steht auf recht schwachen Füßen:

§. cómpellabo §. cómmorandūst apud hanc! *[nc] ohé, ioci!*

V. 230 behält Schöll Ritschls uorsicapillus bei. Die Hss. haben:
témperi hanc uigiláre oportet fórmulam atque aetátulam,
ne ubi capillus uersipellis fias (aus faas B) foede semper seruias.
Der Gedanke liegt klar nach dem Horazischen (Od. IV. 10):

insperata tuae cum ueniet pluma superbiae . .
nunc et qui color est ....
mutatus, Ligurine, in faciem uerterit hispidam
dices, 'heu' e. q. s.

In diesem Sinne passt uersipellis fias vortrefflich; qui cum pelle id est cute uel facie uertaris. Und doch bleibt der ganze Vers räthselhaft. Halbwegs zur Lösung trägt C bei, der von erster Hand pillus hat, darüber geschrieben ca. Nicht die capilli, sondern die pili machen ja den Knaben zum uersipellis. Aber weiter ist auch Schölls Versuch, das semper zu erklären, missglückt; denn in der von ihm angezogenen Stelle Alciphr. ep. I 27 bezieht sich ὅλον — das noch lange nicht semper ist — auf ἀνατρέψασα, nicht auf δουλεύειν. Mein Weg ist ein anderer. Zweifelsohne spricht Plautus von der passiven Päderastie. Diese findet ihren unzweideutigen Ausdruck in dem Lucilianischen 'imberbi androgyni'. Und ganz so nennt Lucanus den pathicus 'semivir', Phars. VIII 552, ja selbst in Prosa Livius XXXIII. 28. 7. Wie nun, wenn Plautus,

für den ich ja jüngst erst das semisenex im Miles gloriosus wiedergewonnen habe, einen solchen *παθικός* genannt hätte *ἡμίπαις*, semipuer, semipor und mit keineswegs unerhörter Verkürzung (vgl. sēm-mestris = ἑμιμηνιαῖος, sē-libra = semilibra, sē-modius = semi-modius) sēm-por. Dann hieße der Vers:

ne, ubi *pileis* norsipellis *feias*, foede *sempor* sernias.

Ich begnüge mich — der Anlage dieser Zeitschrift gemäß — mit diesen Bemerkungen zu den ersten beiden Acten, betone aber zum Schlusse nochmals, dass die philologische Welt alle Ursache hat, die neue Ausgabe mit Dank entgegen zu nehmen.

Wien. J. M. Stowasser.

Latinská mluvnice pro střední školy. I. Nauka o slově. (Lateinische Grammatik für Mittelschulen. I. Wortlehre). Verfasst von Franz Hrbek, k. k. Gymnasialprof. zu Jung-Bunzlau. Prag, im Selbstverlage 1891.

Mit Freuden begrüßen die Lehrer der classischen Philologie an böhmischen Gymnasien das Erscheinen des genannten Buches. Die bekannte lateinische Grammatik von Kořínek, welche bis jetzt bei dem Lateinunterrichte an böhmischen Schulen in Verwendung steht, kann selbst in ihrer 5. Auflage (1890) den Forderungen der Neuzeit nicht mehr genügen; denn abgesehen von dem Zuge der Zeit, in welchem auch der Grund der bekannten Verordnung des hohen k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht vom 1. Juli 1887, Nr. 13276 zu suchen ist und der darauf ausgeht, den lateinischen grammatischen Lehrstoff zu vereinfachen und auf das Nothwendigste zu beschränken, hat die Forschung auf dem Gebiete der lateinischen Grammatik in den letzten Decennien, insbesondere was die Laut- und Formenlehre betrifft, solche Fortschritte gemacht, dass es schon hohe Zeit war, die genannte Kořínek'sche Grammatik einer durchgreifenden Bearbeitung zu unterziehen oder geradezu eine neue Schulgrammatik zu verfassen. Nun ist das letztere geschehen und vor uns liegt ein neues Schulbuch, welches einen zweifachen Zweck verfolgt, indem der Verf. dazu beitragen will, dass „einerseits der Unterricht im Lateinischen auf rationellem Wege fortschreite, andererseits, dass der Lehrstoff auf die gewöhnlichen grammatischen Erscheinungen, welche bei den Schulauctoren vorkommen, beschränkt werde [1]". Man kann mit gutem Gewissen sagen, dass er seine Aufgabe in anerkennenswerter Weise gelöst hat. Die Ergebnisse der neueren wissenschaftlichen Forschung, welche hauptsächlich in der Latein. Laut- und Formenlehre von Stolz festgestellt sind, hat H. Hrbek auf das gewissenhafteste in seinem Buche verwertet; in der Be-

---

[1]) Siehe das Vorwort des Verf.s.

schränkung des Lehrstoffes nahm er sich einige deutsche Schulgrammatiken zum Beispiel, ohne sich jedoch blindlings ihnen anzuschließen. Es bleibt ja dem persönlichen Ermessen anheimgestellt, was man, die Extreme ausgenommen, den Gymnasialschülern überhaupt und insbesondere den Schülern der ersten und zweiten Classe als Lehrpensum bestimmen will. Da das Buch für das ganze Gymnasium bestimmt ist und dem Schüler auch als ein gelegentliches Nachschlagebuch dienen soll, behandelt es freilich manche grammatische Erscheinungen, die in den unteren Classen nicht zu behandeln sind, und darum hat der Verf. den Stoff durch Druck, Anmerkungen und Fußnoten trefflich gesondert nach dem Beispiele der Griech. Grammatik von Niederle (neu bearbeitet von J. Král), welche ihm auch in der ganzen Einrichtung zum Muster diente. Es ist auch nicht der geringste Vorzug dieser Grammatik, dass sie die Eintheilung und die Methode, besonders in der Behandlung der Lautlehre, des letztgenannten Buches beibehält, gleiche Terminologie benützt, ja für gleiche grammatische Erscheinungen die Regeln, womöglich in demselben Wortlaute, wiedergibt. Nur das ist dem Ref. nicht klar, warum der Verf. die zwei Erscheinungen elisio und synkope abweichend von Niederle mit einem und demselben Worte (odsouvání) bezeichnet und nicht beide termini (odsouvání — vysouvání) beibehält, sowie auch, warum er die Verbalformen wie laudāsti, laudāram „gekürzte“, nicht „synkopierte“ nennt.

Am meisten befriedigt uns die L a u t l e h r e, da diese Partie auf der Stolz'schen Grammatik beruht und alle Vocal- und Consonantenwandlungen in einem für alle Gymnasialclassen ausreichenden Maße behandelt. Doch sei uns gestattet Folgendes auszustellen: Unter den Beispielen, dass i̯ u̯ zwischen zwei Vocalen ausfällt, wobei eventuell die Contraction eintritt, werden §. 17, 3 auch die Formen dēnuō aus *dēnou̯ō aus dē novō, abluō aus *ablou̯ō aus *ablavō angeführt, wo doch keine Contraction stattgefunden hat, sondern das ou̯ in einer unbetonten Silbe zu u geworden ist (Stolz[2] S. 262). — In §. 17, 5 wird gesagt: „Nach einem Consonanten wird i̯ u̯ zu einem Vocale: capimus, capere, capis aus capi̯imus, capi̯ere, capi̯is; salvus (: salūs), solvo (: solūtus)“; das ist falsch, denn in capimus usw. ist das i̯ ausgestoßen, in salvus, solvō ist das u̯ zu einem Consonanten geworden. — §. 18, Anm. 2 werden auch die Formen omni͡a, ări͡ete, gĕnu͡a u. dgl. als Synizese erklärt; wir würden lieber mit Stolz[2] S. 261 sagen, dass postconsonantisches i̯ u̯ bei Dichtern häufig consonantisch gebraucht wird und dann wäre es überflüssig, von dem „scheinbar abweichenden metrischen Maße“ zu sprechen. — §. 20 finden wir unter den Beispielen der regressiven Assimilation auch die Formen segetis, tegetis statt *segitis, *tegitis angeführt, obwohl in diesen Fällen progressive Assimilation anzunehmen ist. — §. 271 handelt von den anaptyktischen Vocalen u vor l, m, e vor r, i vor n; aber

für die zwei letztgenannten Fälle wird kein Beispiel angeführt, wie etwa acerbus aus *acr(i)bos, libertas aus *libr(o)tas, secerno aus *secr(i)no, demin. libellus aus *libr(o)lus; i im Suffixe -tilis für -tlis : fertilis; dann in den Fremdwörtern wie mina, griech. *μνᾶ*. Den Satz in §. 34: „Die Formen es, est nach einem Vocal, Diphthong oder Consonant m verschleifen das anlautende e" ergänze man mit den Worten: „im Verse".

Die Formenlehre, diese Hauptpartie jeder Schulgrammatik, ist eine klare, übersichtliche und zuverlässige Arbeit. Durch das Streben nach Kürze ist es gekommen, dass die Regeln hie und da für einen Anfänger zu knapp und nicht ganz verständlich sind, z. B. §. 224, und erklärende Beispiele fehlen, wie in §§. 80. 1, 82. 1, 101. 1. Am gründlichsten erscheint dem Ref. das nomen substantivum dargestellt, mit welchem gleich das Adjectivum behandelt wird. Der Anhang über die Bildung der Casusendungen befriedigt ganz. Der Stoff ist hier auf das Nothwendigste beschränkt und vereinfacht. Die 3. Declination wird wie die anderen nach dem Stammauslaute behandelt, wodurch es dem Verf. gelang, die Genusregeln, wie die Abweichungen und Ausnahmen in den Casusendungen zu kürzen. In einer Schulgrammatik, welche die gewöhnlichsten, bei den Schulauctoren vorkommenden Formen behandelt, kann man ganz gut auch die Vocativform deus vermissen, da die Vocativform dieses Wortes überhaupt erst bei den Kirchenvätern vorkommt (vgl. das griech. *θεός*); dasselbe gilt von den Dativ- und Ablativformen deabus - filiabus, welche dem Schüler schwerlich bei seiner Lateinlectüre zu Gesicht kommen werden (vgl. T. C. Wagener, Hauptschwierigkeiten der lateinischen Formenlehre). Dagegen sollte, wenigstens in einer Fußnote, der Gebrauch der Nominativform statt der Vocativform bei der 2. Declination eine Erwähnung finden: Liv. I. 24, 7 audi tu, populus Albanus, Ov. Fast. IV 731, populus, und so öfter in der Dichtersprache. Am Ende der 3. Declination vermissen wir die Erwähnung der Locativform rurī, wohl auch der Form herī. §. 104 A könnte man unter die Substantiva masc. gen. der i-Stämme neben fūnis auch ensis, unguis, in §. 117, 2 unter die gewöhnlichsten pluralia tantum neben dem angeführten fauces auch mānes, spolia aufnehmen. — Die Declination der griechischen nomina ist kurz aber der Schule ganz angemessen dargestellt, indem der Verf. alles vermeidet, was der Schüler nicht brauchen wird. — Dem pronomen indef. quis, quid §. 154 a. ist gleich hier die Regel von seinem Gebrauche mit der Bemerkung beizufügen, dass in nom. sing. fem. gen. und nom. pl. neutr. gen. die Form qua die überwiegende ist (Harre, Wochenschrift für class. Philologie 1891, S. 287). — Die Dativform von nullus lautet bei Caesar auch nullō B. G. VI. 13. 1., B. C. II. 7, 1. — In §. 117 d. wird gelehrt, dass das Adjectiv plerique, pleraeque, pleraque nur im Plural gebraucht wird und doch liest der Schüler bei Sallust Jug. 18. 12 pars inferior plera-

que, 85. 21 plerāque oratione, Cat. 17. 6 iuventus pleraque, 23. 6 pleraque nobilitas. — Die Regel in §. 173, 1, dass die numeralia ordinalia von 20 aufwärts durch das Suffix -timo (-simo) gebildet sind, ist unvollständig: bei den Zehnern ersetzt die mit -timo abgeleitete Endung -gesimus (cesimus aus *cent-timus) die Endung der cardinalia-ginta, bei den Hundertern und Tausendern tritt die Endung -ēsimus zum Stamme bei. — Das Verbum wird nach der Stammtheorie behandelt; darin sehen wir eine gute Vorschule für den griechischen Unterricht. Dass der Verf. neben dem Präsens- und Perfectstamme den Supinstamm und nicht den Part. perf. pass.-Stamm anführt, wie es schon Schweizer-Sidler in seiner Lat. Grammatik [2] und Scheindler in seiner Schulgrammatik gethan haben, entschied der „usus tyrannus". Man ersieht dies aus §. 199, wo H. Hrbek der Unrichtigkeit sich bewusst erklärt, dass auch dort, wo nicht die Supinform, sondern nur das Part. perf. pass. gebraucht wird, eine Supinform angeführt wird (s. darüber Ziemers Auseinandersetzungen in der Wochenschrift f. class. Philologie 1890, S. 409). — Die Definition der sogenannten verba deponentia in §. 185 ist unvollständig, denn die Part. praes. und fut. haben active Form mit activer Bedeutung, das Gerundivum eine eigentlich passive Form mit passiver Bedeutung. Bei der Perfectbildung §. 196 vermissen wir die Angabe, dass auch bei consonantischen Stämmen der Perfectstamm durch das Kennzeichen u (v) gebildet wird. In dem Verzeichnisse der Verba nach ihren Stammformen loben wir, dass viele ungewöhnliche, die sonst in den Schulgrammatiken angeführt werden, weggeblieben sind. Die Part. fut. lotūrus und pariturus (pareō) kommen in den Schulauctoren nicht vor; bei dem Verb tonō konnte das Part. perf. pass. attonitus angeführt werden; der Behauptung, dass die Form falsus nur ein Nomen adjectivum mit der Bedeutung „falsch" ist, widersprechen die Redensarten bei Sall. Jug. 10. 1 falsum me habuit (hat mich getäuscht), 85. 20 falsus sum (ich habe mich geirrt); zu dem impersonale taedet (me) gehört im Perfect die Form pertaesum est. Bei der unthematischen Conjugation sollte das Wesen derselben Aufklärung finden, wenigstens bei dem Verb dāre, wo selbst die Quantität einiger Formen den Schüler irreführen kann.

In der Wortbildungslehre werden kurz, aber ganz angemessen die wichtigsten Erscheinungen in der Bildung einzelner Wortarten, sowie ihrer Zusammensetzungen behandelt. Die Regel, dass die patronymica durch griechische Kennzeichen -da- (masc.), -id- (fem.) gebildet werden, ist unvollständig. Die Erklärung Osthoffs der adverbia auf -iter (ter) als Zusammensetzungen (z. B. brev[e]iter — kurzweg) lassen wir dahingestellt. Der Anhang über römische Kalender, Münzen, Maße und Wage ist übersichtlich und praktisch eingerichtet und, besonders die letzteren Partien, die zum erstenmale in einem solchen böhmischen Schulbuche nach dem metrischen Maße behandelt sind, sehr willkommen. Ein Wörter-

verzeichnis am Ende des Buches würde dessen praktischen Wert sehr erhöhen. Als Druckfehler erwähnen wir: S. 75, Z. 9 *audīe statt *audiie, S. 79, Z. 9 n statt a, S. 130, Z. 8 (inquitis) statt (inquinus), S. 154, dritte Columne bei der Zahl XIX und XVIII Kalendae desselben Monats statt des folgenden Monats (téhož — následujícího). Abgesehen von diesen im ganzen unbedeutenden Mängeln erkennen wir gerne die Vorzüge des Buches an, in welchem man viele Partien findet, die noch nicht in einer böhmischen Schulgrammatik der lateinischen Sprache behandelt worden sind und ein gutes Zeugnis von der Gewissenhaftigkeit und dem Fleiße des Verf.s geben. Wir empfehlen auf das Beste das Buch unseren Gymnasien in der Hoffnung, dass es viel zur Förderung des Lateinunterrichtes beitragen wird. Soll aber der gewünschte Erfolg aus der Benützung des Buches sich ergeben, so ist das baldige Erscheinen der Übungsbücher, wenigstens für die beiden [1]) untersten Gymnasialclassen, sowie der Syntax nothwendig; denn obwohl an geeigneten Stellen der Formenlehre auch syntaktische Regeln eingestreut sind, kann dies doch nicht einmal für die Bedürfnisse der zweiten Classe ausreichen.

Königgrätz, 25. Januar 1892. Jos. Němec.

Sammlung Göschen. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. kl. 8°. Leinwdbd. à Bändchen 80 Pf.

16. Griechische Alterthumskunde von Dr. R. Maisch. 1891, VIII u. 148 SS.
17. Aufsatzentwürfe von Dr. L. W. Straub. 1891. IV u. 138 SS.
19. Römische Geschichte im Abriss von Dr. Hermann Binder. 1891, IV u. 112 SS.
20. Abriss der deutschen Grammatik von Dr. Otto Lyon. 1891, 122 SS.
22. Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg. Eine Auswahl aus dem höfischen Epos von Dr. K. Marold. 1892, VI u. 160 SS.
23. Walther von der Vogelweide mit einer Auswahl aus Minnesang und Spruchdichtung von Prof. Otto Güntter. 1892, 152 SS.

Schon im Vorjahre habe ich an dieser Stelle (S. 432 f.) versucht, die Aufmerksamkeit der österreichischen Schulmänner auf die trefflich geleitete, ebenso glänzend ausgestattete wie wohlfeile „Sammlung Göschen" zu lenken. Mit hoher Befriedigung kann ich heute von ihrem rüstigen Vorwärtsschreiten melden. Vor allem sind zwei brauchbare Sammelbändchen mhd. Literatur zu nennen. Sie reihen sich an Golthers schon 1890 veröffentlichtes Heft „Nibelungen und Kudrun in Auswahl" und sollen mit diesem und mit einigen in Vorbereitung befindlichen Bändchen innerhalb der „Samm-

---

[1]) Das lateinische Übungsbuch für die erste Gymnasialclasse von demselben Verf. ist 1889 (Prag, J. L. Kober) erschienen.

lung Göschen" zu einer „kleinen Bibliothek zur deutschen Literaturgeschichte" zusammentreten. Marold gibt eine Auswahl aus den Werken der drei großen höfischen Epiker, Güntter gruppiert um 60 Seiten Walther'scher Lyrik gutgewählte Proben aus des Minnesangs Frühlings, einige Gedichte Neidharts und Reinmars von Zweter, einige Sprüche Freidanks. Ich fürchte nur, dass Marold dem Schüler die selbständige Arbeit zu schwer gemacht, zu wenig für die Interpretation gethan habe. Soll der Schüler ohne Anleitung Wendungen erfassen können, wie „fil li roy Gahmuret"? Ja selbst Namen, wie „Repanse de schoye" dürften dem raschen Verständnisse auch der Begabteren schwere Hindernisse in den Weg legen. Kaum dürfte jeder ohne weiteres bemerken, dass „de schoye" zum Namen gehört, und er wird dann vergeblich im Wörterbuche forschen. Wolframs Sprache bereitet ja überhaupt selbst dem Hochschüler große Schwierigkeiten, und da soll der Mittelschüler ohne eindringliche Erläuterung sich weiterfördern? Ganz undenkbar bleibt mir, wie der Anfänger Parzival 1, 1—14 verstehen kann, wenn ihm als Commentar nur die kahle Notiz zu 1, 6 geboten wird: 'Anspielung auf die schwarze und weiße Farbe der Elster', und zu „parrieren" lediglich die irreführende Übersetzung zur Verfügung steht: „verschiedenes nebeneinander stellen, mit dem Gegentheil verbinden". In Güntters Anthologie mhd. Lyrik vermisse ich schmerzlich metrische Behelfe. Die wenigen Bemerkungen, die Golther zu seiner Auswahl aus Nibelungen und Kudrun über die Metrik des Volksepos gibt — auf sie verweist Güntter — sie können doch über die schwierigen Probleme der lyrischen Metrik nicht hinweghelfen. — Der Herausgeber der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht", der treffliche Pädagoge Otto Lyon verwertet in seinem Abriss der deutschen Grammatik die Erfahrungen, die er bei seinen früheren umfangreichen Arbeiten gleichen Gebietes gewonnen hat. Nicht genug kann betont werden, wie wenig Lyon an der Sprache schulmeistert. Was er S. 41 über den Gebrauch von „welcher" mit weiser Mäßigung feststellt, kommt der Wahrheit gewiss näher, als die Behauptungen der meisten Gegner und Vertheidiger des vielumstrittenen Relativs. Aus dem knappen Anhange dürften auch die Verff. mancher für das Obergymnasium bestimmter Lehrbücher über die Geschichte der deutschen Sprache Belehrung erfahren. Lyon selbst bestimmt sein Buch für die Volksschulen und für die untersten Classen höherer Lehranstalten. — Principieller Gegner aller „Aufsatzentwürfe" kann ich wohl über Straubs Sammlung nicht ganz objectiv urtheilen. Obendrein kann ich überhaupt mich nicht für eine Themenwahl begeistern, die irgend ein Citat hernimmt, es nach allen Seiten wendet und drückt, Gedanken hineinlegt, an die der Verf. nie gedacht hat, fast nie aber den Zusammenhang berücksichtigt, in dem die interpretierten Worte stehen. Am Schlusse werden dann gewöhnlich einige Modificationen angebracht, kraft deren der Schüler natürlich, von seiner Allweisheit überzeugt, sich freut,

es so herrlich weiter gebracht zu haben. Leider fügt auch Straub seinen Themen eine ganze Reihe von Citatinterpretationen ein, und seine Entwürfe zu diesen Interpretationen bleiben auch meist an der Oberfläche haften und kommen über das Schablonenhafte nicht hinaus. Einige andere Themen finde ich absolut verwerflich. Wird dem Schüler nicht von vornherein ein falscher Standpunkt angewiesen, wenn ihn schon der Titel Lessings Riccaut als französischen Cavalier κατ' ἐξοχήν vorstellt. Die französischen Cavaliere, die Refugiés, die in den Schlachten des siebenjährigen Krieges für Friedrich den Großen gekämpft und geblutet haben, können sich für die Nachbarschaft bedanken.

Ich bemerke noch zum Schlusse, dass die „Sammlung Göschen" bereits in das Gebiet der Antike hinübergegriffen hat. Binder gab eine römische Geschichte. Maischs „Griechische Alterthumskunde" scheint mir ein brauchbares Hilfsbuch zu sein, das dem Schüler auch bei der Präparation der antiken Classiker gute Dienste thun kann. Ein Register hätte den Wert des Büchleins noch wesentlich erhöht.

Wien. Dr. Oskar F. Walzel.

Manuale della letteratura italiana compilato da Alessandro D'Ancona e Orazio Bacci. Firenze, Barbèra 1892. I, 1[1]) u. II (XI, 315 u. 621). 3 Lire per Band.

Geplant war eine Umarbeitung des weit verbreiteten und zur Zeit seines Erscheinens verdienstvollen Manuale Ambrosolis; die Wissenschaft ist indessen seitdem so sehr vorgeschritten und der Standpunkt, den die Literaturgeschichte nunmehr einnimmt, ist vielfach so verschieden, dass die mit der Revision Beauftragten bald die Überzeugung gewannen, sie könnten ihrer Aufgabe nur dann gerecht werden, wenn sie zwar die allgemeine Anlage des Werkes beibehielten, die Ausführung aber neu gestalteten. Die vorliegenden zwei Bände entsprechen vollkommen dem, was man von einem so bedeutenden Literarhistoriker, wie A. D'Ancona, der sich eine jüngere Kraft zugesellte, zu erwarten berechtigt war. Die Wahl der Stücke ist wohldurchdacht; die historischen, literarischen und biographischen Nachrichten bieten in ihrer Gedrängtheit alles Wissenswerte. Ich hebe besonders den Abschnitt 'I primi monumenti letterarii del volgare' (I, 18—34) hervor, der als ein Muster der Art gelten kann, wie die Ergebnisse der Detailforschung bündig und klar zusammenzufassen sind. Ein Seitenstück dazu ist die schöne Studie 'Origine della lingua italiana' (I, 9—18), die Pio Rajna beisteuerte. Kurze Anmerkungen sorgen für Verständnis der Texte; nur die wichtigsten Schriften berücksichtigende literarische

---

[1]) I 2 und die folgenden Bände sollen bald erscheinen.

Nachweise regen zu weiterem Studium an. Erwünscht wären gewesen einige Bemerkungen über Metrik und Strophenbau.

Für Besprechung von Einzelheiten fehlt es hier an Raum, wo es nur gilt, das nützliche Handbuch allen Freunden der italienischen Literatur aufs wärmste zu empfehlen. Die Einführung in Mittelschulen dürfte durch den überaus billigen Preis erleichtert werden.

Wien. A. Mussafia.

Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für die oberen Classen der Mittelschulen. Von Dr. Anton Gindely. III. Band 8. umgearb. u. verb. Aufl. F. Tempsky 1890.

Welchen Wert ein weiter, wissenschaftlicher Ausblick, ein bedeutender Umfang wissenschaftlicher Erkenntnis für ein Lehrbuch besitzt, das veranschaulicht in erfreulicher Weise Gindelys 3. Band des Lehrb. f. allg. Geschichte, das man bereitwillig zu den nicht allzu zahlreichen Lehrbüchern zählen wird, auf die wir stolz sein können. Freilich gibt es recht wenige Gelehrte und Lehrer, die eher berufen wären, an die Abfassung gerade dieses Lehrbuches zu gehen, die so aus dem Vollen zu schöpfen vermöchten, wie eben unser hochverdienter, vaterländischer Historiker. Denn mutatis mutandis lassen sich auf ihn und das vorliegende Lehrbuch jene schönen, sinnigen Worte anwenden, welche Scaliger in einem Briefe an den Mathematiker Stadius mit Bezug auf Zugrundelegung des Manilius für die Darstellung der alten Astronomie gebraucht: Unde enim melius haurire possunt, quam ex disertissimo poeta, qui nihil, quod ad rem facit, omisit? Gindely, der classische Darsteller hervorragender Partien der neueren Geschichte, braucht nur aus sich selbst zu schöpfen, um den geeignetsten Leitfaden für diesen Theil des geschichtlichen Unterrichtes herzustellen. Als wesentliche Änderungen, welche in dieser neuen Auflage getroffen wurden, macht der Verf. selbst im Vorwort folgende zwei namhaft: „Ich habe in diesem Buche den natürlichen Tod des Infanten Don Carlos als höchst wahrscheinlich hingestellt. Zu dieser Anschauung veranlasste mich das Werk Mouys: Don Carlos et Philipp II., das auf Grund eingehender archivalischer Studien das Zerwürfnis zwischen Philipp und seinem Sohne schildert und die Wahrscheinlichkeit seines natürlichen Todes fast zur Gewissheit erhebt“.

Die Sache ist natürlich von keinem weiteren Belange, denn mag der Beweis für das angeführte Verhältnis als objectiv erbracht gelten, oder doch noch zu einiger Ergänzung die subjective Anschauung mitwirken müssen, im Herzen der studierenden Jugend lebt der stolze Abgang des Don Carlos, den Schiller in die tönenden Worte kleidete: „Ich eile, mein bedrängtes Volk zu retten aus

Tyrannenhand; ich gehe, mit Don Philipp jetzt einen öffentlichen Gang zu thun".

Ungleich wichtiger ist die zweite Änderung, die Gindely in der neuesten Auflage traf und bezüglich welcher er a. a. O. bemerkt: „Der letzte Abschnitt, die Geschichte der Neuzeit seit 1815 enthaltend, wurde einer völligen Neubearbeitung unterzogen, wodurch die Übersichtlichkeit des umfangreichen Stoffes gefördert werden sollte. Die Neuzeit liegt eben nicht so klar und abgeschlossen vor uns wie das Alterthum oder das Mittelalter, und so macht sich die Nothwendigkeit einer Verbesserung der betreffenden Lehrbücher stets von neuem geltend."

Und gewiss erheben sich bezüglich der „Neuesten Geschichte" nicht unerhebliche Schwierigkeiten. Darüber, dass ihre Einbeziehung in den geschichtlichen Unterricht an den Gymnasien, der früher beim Jahre 1815 stille stand, unerlässlich sei, herrscht heute wohl kaum mehr ein Zweifel. Schwierigkeiten bietet jedoch die geringe, verfügbare Zeit, so dass eine weise Beschränkung des Lehrstoffes ebenso unumgänglich sich erweist. Dass dieselbe ohne Schädigung des Pragmatismus und mit glücklicher Vermeidung eines völlig unmethodischen Encyklopädismus möglich ist, diesen Nachweis halte ich durch Gindelys Vorgang praktisch erbracht.

Nur in einer Hinsicht möchte ich seiner Darstellung widerstreben. Es handelt sich bei Vorführung seiner „Neuesten Geschichte", wie ja sonst stets, um die zweckmäßige Eintheilung, sowie um das Hinlenken auf einen bedeutenden, breiten Abschluss. Ein „reichsdeutsches" Lehrbuch hat zweifellos folgende Disposition: 1815—1848; 1848—1864; 1864—1871 — der 10. Mai 1871 bedeutet eben den mächtigen Abschluss der nationalen Entwicklung Deutschlands. Für uns Österreicher bleibt der erste Abschnitt derselbe, ebenso der zweite, der mit dem Regierungsantritte unseres glorreichen Monarchen einsetzt; nicht so steht es jedoch mit dem dritten Abschnitt. Dieser sollte, denke ich, von den unglücklichen Ereignissen, mit denen er beginnt, die glückliche, constitutionelle Ära entlang hinaufführen zu dem hochbedeutsamen Ereignisse der Occupation Bosniens, wo Österreichs Siege die glänzenden Waffenthaten des Prinzen Eugen erneuerten und zur Schaffung des großen mitteleuropäischen Friedensbundes, in welchem Österreichs Außenpolitik culminiert. Mir wenigstens würde ein derartiger Abschluss zutreffender erscheinen, als ihn durch die Thronbesteigung des Czaren Alexander III. herbeizuführen.

Was die Culturgeschichte der „Neuesten Zeit" betrifft, so ließen sich auch mancherlei Bedenken geltend machen, freilich mehr als der Raum dieser Anzeige verträgt. Schon der erste Satz des §. 87: *Trotz der politischen Ohnmacht Deutschlands im 18. Jahrhundert nahmen daselbst Poesie und Kunst einen solchen Aufschwung usw.* verträge leicht eine andere „pragmatischere" Fassung durch den Hinweis auf die Antike, welche das edle, helle

Feuer des Humanismus, das wirkungsvoll in die Reformation hineinschlägt, entzündete, und das, nachdem es „unter der Asche des großen Krieges“ fortgeglimmt hatte, in mächtiger Flamme neu emporloderte in der Poesie Goethes und Schillers; so vollendete die Antike im vorigen Jahrhundert, was sie im sechzehnten begonnen hatte. Dieses gewaltige Geistesleben führt dann auch Deutschland aus politischer Ohnmacht hinauf zum Gipfel politischer Macht.

Vermieden wissen möchte ich auch den Ausdruck „Idylle“ für das herrliche deutsche Familienepos „Hermann und Dorothea“. Bei Erwähnung Manzonis könnte vielleicht auf seine Ode „Il cinque Maggio“ hingewiesen werden, die das Ende Napoleon d. Großen in so herrlichen Versen besingt, dass sie zu den Meisterschöpfungen der Weltliteratur zählt. Auch möchte neben dem Wiedererwecker der polnischen Literatur, „dem größten Dichter der Slaven“, Adam Mickiewicz, der Lyriker und Dramatiker Slowonki († 1849) einen Platz zu finden berechtigt sein.

Manchen Wunsch hätte ich bezüglich des §. 89 „Die Erfindungen der Neuzeit“. Im Anschluss an den berühmten Ausspruch Buckles: „In every great epoch there is some one idea at work, which is more powerful than any other, and which shapes the events of the time and determines their ultimate issue“ hat Schweiger-Lerchenfeld mit Recht die Dampfarbeit als die Idee des 19. Jahrhunderts bezeichnet. — Eine lebhaftere Ausgestaltung dieses Capitels, namentlich auch durch eine entsprechende Würdigung des Antheils Österreichs, wäre sehr zu wünschen, sollte dies auch nur auf Kosten anderer Capitel erreicht werden; denn das Nationalfest, das England am 15. September 1830 begieng, ist denkwürdig wie kaum ein anderes und der Beginn der Tracierungsarbeiten am Semmering vor einem halben Jahrhundert zählt nicht minder zu den historisch bedeutsamsten Ereignissen Österreichs.

Noch nach zwei anderen Seiten hin zeigt das Buch, freilich traditionelle, Lücken, nämlich in der Vorführung der socialen Frage und der Bedeutung des Romans für unser Zeitalter. Hinsichtlich ersterer sind Anfänge allerdings vorhanden, hinsichtlich des letzteren Moments fehlen auch diese. Und doch hat Friedrich Karl Peterssen sicher recht, wenn er behauptet: Der Roman führt das Scepter bei Hoch und Niedrig, im Bürgerhause wie in der Bauernhütte, im Boudoir der Gräfin wie im Dachstübchen der Arbeiterin; es gibt, abgesehen von den allerdings ziemlich zahlreichen Vertretern einer Unwissenheit, welche die Kenntnis des Nothwendigsten, der Buchstaben, ausschließt, wenig Familien, die den Roman nicht willkommen heißen, und was er hier Gutes und was er Böses stiften kann, verkünden Tausende von Existenzen in ihrem Sein und Thun — ein Wort, das wohl zunächst, aber nicht ausschließlich für Frankreich Geltung besitzt.

Mag der Rahmen des Lehrbuches, ja muss er sogar ein enger sein, George Sand mit ihren eigenartigen socialen Romanen, Dumas,

Balzac usw. bis herab zu den jüngeren Romanciers, aus denen der geistreiche Schilderer der Commune, Alphonse Daudet, herausragt, können kaum mit völligem Stillschweigen übergangen werden. — Recht stiefmütterlich ist die englische Malerei behandelt; da hätte doch wohl der Wettbewerb für die Ausschmückung des Parlaments vom Jahre 1843 eine Erwähnung verdient.

Marburg a. d. Drau. Anton Nagele.

Über Phantasievorstellungen. Von Anton Ölzelt-Nervin. Graz, Leuschner u. Lubensky 1889. 8°, 130 SS. Preis 4 Mk.

Dieses Buch, von einem Psychologen für seine Fachgenossen geschrieben, bietet doch so viel des Interessanten für die Erkenntnis der Art und der Bedingungen künstlerischer und speciell dichterischer Production, dass es wohl die Besprechung auch vom Standpunkte des Literarhistorikers verdient. Schon die reiche Sammlung und Verwertung von allerhand Selbstbeobachtungen schaffender Künstler und Poeten müsste das Interesse des Literaturforschers erregen. Freilich fragt es sich, wie weit man sich auf diese Beobachtungen verlassen kann, wie weit hier bewusste und unbewusste Täuschung eine Rolle spielen. Es wäre eine lohnende Aufgabe, einmal die Selbstbiographien der Weltliteratur daraufhin durchzugehen, das Steigen und Fallen der Schärfe der Selbstschau, der Aufrichtigkeit der Selbstdarstellung in den verschiedenen Zeiten, bei den verschiedenen Völkern zu verfolgen. Das würde freilich ebenso viel psychologische als philologische Schulung voraussetzen.

Gleich zu Beginn des Buches wird an Beispielen hübsch auseinandergesetzt, wie die gemeine Vorstellung, die dem Künstler fast nur Phantasie, dem Denker fast nur Urtheilskraft zugestehen will, irrig ist, wie bei beiden Arten von schaffenden Geistern auch beide Fähigkeiten in ungewöhnlich hohem Grade vorhanden sein müssen, eine Beobachtung, durch welche allein bereits die trotz Dilthey noch immer so vielfach beliebte Zusammenstellung von Genie und Wahnsinn in ihrer Nichtigkeit sich darstellen müsste. Die Phantasievorstellungen selbst sind entweder spontan entstanden oder associativ hervorgerufen. Die erstere Entstehungsart, die von anderen Psychologen geleugnet wird, ist hier neben anderen durch Belege aus künstlerischen Bekenntnissen gestützt, denen etwa noch die bekannte Stelle aus Dichtung und Wahrheit, sowie deren Vorbild aus dem Leben Petrarcas zuzufügen wäre.

Im zweiten Capitel wird dann die Hervorrufung durch Associationen besprochen und durch sehr instructive Beispiele aus den einzelnen Künsten belegt. Bei der Dichtkunst dient der Anfangsmonolog aus Shakespeares Richard III. als Substrat, seltsamerweise in der Schlegel'schen Übersetzung statt im Original, was im

vorliegenden Falle nicht viel ausmacht, immerhin aber den oben ausgesprochenen Wunsch illustriert, bei gewissen Untersuchungen einen Philologen neben dem Ästhetiker und Psychologen zu sehen. Übrigens thut, wie gesagt, der gerügte Mangel der trefflichen Auseinandersetzung nur geringen Eintrag. Wir belauschen den Künstler bei seinem unbewussten Schaffen und werden klarer darüber, dass die hervorgerufene Wirkung in einer ganzen Reihe von Fällen nicht gerade eine gewollte ist. Wenn die Schule etwa den jeweiligen Anapäst in der ersten Strophe des „Erlkönig“ als Tonmalerei erklärt, so ist dies wohl ein ungenauer Ausdruck, indem wir uns vielmehr den Vorgang so zu denken haben, dass die Vorstellung „reiten“, „Pferdegetrappel“ durch Association die des anapästischen Rhythmus in der Phantasie des Dichters erzeugt habe, ohne dass dabei beabsichtigt wäre die des Lesers und Hörers zu dem umgekehrten Wege zu zwingen.

Das dritte und vierte Capitel untersuchen Eigenschaften und Bedingungen der Phantasiethätigkeit, immer wieder mit Beispielen aus künstlerischer Wirksamkeit die Ausführungen belegend. Im folgenden Abschnitt kommt der Verf. auf die Spiele der Kinder zu sprechen. Der Inhalt seiner eingehenden Erörterung ließe sich gut mit Diltheys Worten zusammenfassen: „Die Kunst ist ein Spiel. Der Dichter und das spielende Kind glauben beide, das Kind an das Leben seiner Puppen und Thiere, der Poet an die Wirklichkeit seiner Gestalten. Und glauben beide doch nicht“. (Dichterische Einbildungskraft und Wahnsinn S. 22.) Es ist dies auch, wie mir scheint, ein bei der Mythenforschung noch nicht genügend berücksichtigter Gesichtspunkt. Glaubte man zur Zeit der Mythenbildung bereits an die Wirklichkeit dieser Vorstellungen oder nahmen nicht etwa erst die kommenden Geschlechter das vom Spieltrieb der Vorfahren Geschaffene als bare Münze? Anregend ist dann auch die Untersuchung über die objectlosen Gefühle; man denkt an Klopstocks Ode „An die zukünftige Geliebte“. In der dieses Capitel beschließenden Verfolgung der künstlerischen Phantasiethätigkeit durch die Weltgeschichte macht sich (S. 80) eine allerdings durch Überschätzung auf der anderen Seite vielleicht zu erklärende Opposition gegen das Griechenthum geltend: „Die Ruhe und Schönheit, die dem modernen Geiste imponiert, sind oft mehr negative Ausdrucksvorgänge. Uns ist Gesichtsschönheit Ausdruck innerer Schönheit...“ Und den Griechen etwa nicht? Oder ist Homers Thersites nur zufällig so häßlich? „Wer aber die Kämpfe Fausts oder den Gott des Faust kennt, den erfüllen die Liebesgeschichten des Zeus... ebenso wenig wie die Leerheit und infolge dessen Beschränktheit des Ausdrucks, wie sie sich bei den Griechen oft findet, selbst bei hervorragenden Werken wie der Zeus von Otricoli.“ Die Liebesgeschichten des Zeus preisgegeben: aber Prometheus? Die Gestalt des Faust ist consequenter durchgedacht und durchgefühlt — aber ist sie nicht am Ende nur eine Ausfüllung der durch die Griechen

gezogenen Grundlinien? Ich will mich mit diesen Andeutungen begnügen und nur noch die S. 81 abgedruckte Stelle aus Lombroso, in der Turpin als „der Macaulay seiner Zeit“ bezeichnet wird, den Verehrern des englischen Historikers zur wohlwollenden Beachtung empfehlen.

Im letzten Capitel „Körperliche Beziehungen“ interessiert uns vor allem eine wohl etwas willkürlich zusammengestellte Alterstabelle, welche das Märchen von der aufreibenden künstlerischen Thätigkeit widerlegt. Etwas überraschend wirken die Angaben: Walther v. d. Vogelweide 55, Hartmann von Aue 45.

Das Verständnis der interessanten Schrift wird theilweise durch den nicht genügend geglätteten Stil, vielfach selbst durch die nachlässige Interpunction erschwert. Hoffentlich lässt sich niemand dadurch von der Lectüre derselben abhalten.

Bern. S. Singer.

Dr. J. Fricks physikalische Technik, speciell Anleitung zur Ausführung physikalischer Demonstrationen und zur Herstellung von physikalischen Demonstrations-Apparaten mit möglichst einfachen Mitteln. 6. umgearb. u. verm. Aufl. Von Dr. Otto Lehmann, Prof. der Physik an der technischen Hochschule zu Karlsruhe. In zwei Bänden. I. Band. Mit 708 in den Text eingedruckten Holzstichen. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn 1890.

Die bekannte und in den Kreisen der Physiker mit vollem Rechte beliebte ‘Physikalische Technik’ von Dr. J. Frick tritt uns in der vorliegenden, von Prof. Dr. O. Lehmann bearbeiteten Auflage im ganz neuen Gewande entgegen; die früheren Auflagen dieses Werkes sind in der neuesten kaum wieder zu erkennen. Der Zweck des Buches ist ein doppelter; einerseits soll es über die Anstellung physikalischer Versuche belehren, alle die Umstände aufzählen, welche das Gelingen derselben sichern, und dasjenige erörtern, was bei der Anschaffung und der Behandlung der Apparate zu berücksichtigen ist, andererseits soll durch das Buch eine Anleitung gegeben werden, wie die meisten Apparate auf billige und zweckmäßige Weise herzustellen sind. Diesem Zwecke entsprechend wurden theoretische Betrachtungen von dem Buche ferngehalten; auch auf die eigentlichen Messversuche wurde keine Rücksicht genommen; es handelte sich lediglich um Erwähnung und Erörterung derjenigen Experimente, durch welche bekannte Naturgesetze in schulgemäßer Behandlung dargestellt werden können. Daher ist die physikalische Technik von Frick zunächst als ein Lehrbuch zu betrachten, das dem Lehrer der Physik die geeignetsten Dienste zu leisten berufen ist.

Um dem Lehrer der Physik eine specielle Anleitung bei der eigenen Herstellung von Apparaten für den Unterricht zu ertheilen,

wurden die wesentlichsten technischen Processe, welche bei derselben von Belang sind, in sachgemäßer Weise besprochen. Der erste Theil des Buches ist diesen Anleitungen gewidmet und es hat derselbe gegenüber der Bearbeitung derselben in den früheren Auflagen eine beträchtliche Erweiterung erfahren. Als wertvoll müssen wir die in dieser Auflage auftretende Neuerung bezeichnen, dass am Schlusse der Beschreibung der einzelnen Apparate kurze Bemerkungen über die üblichen Preise derselben und ebenso über die Firma, bei welcher die betreffenden Apparate bezogen werden können, gegeben sind.

Wie bereits früher erwähnt wurde, ist im ersten Theile des Buches die Behandlung der Apparate im allgemeinen und die Anleitung zu einigen häufiger vorkommenden Arbeiten geboten. Es wird die Einrichtung des Locales in mustergiltiger Weise besprochen und die daselbst durchgeführte Weisung kann insbesondere bei der Neuanlage von physikalischen Laboratorien und Lehrzimmern die besten Dienste leisten. Allerdings werden manche in diesem Abschnitte des Buches gestellte Forderungen akademische bleiben, da nicht immer den einzelnen Schulen so viele Mittel zur Verfügung stehen, wie sie diese Forderungen beanspruchen würden. Im weiteren wird das Reinigen, Reparieren und Aufstellen der Apparate erörtert und in diesem Theile des Buches findet der Verf. Gelegenheit, auf die technischen Processe, welche dem Physiker unter Umständen obliegen können, einzugehen. Es mag an dieser Stelle erwähnt werden, dass die einschlägigen Schriften über diese technischen Vorgänge gewissenhaft benutzt und aus denselben das für die Zwecke des experimentierenden Physikers Belangreichste entnommen wurde.

Der zweite Theil handelt von der Anleitung zu einzelnen physikalischen Versuchen. In demselben sind die Experimente über das Gleichgewicht der Kräfte (feste Körper, Versuche über die flüssigen und gasförmigen Körper), sodann jene über Wärme (Versuche über Zustandsänderungen der Körper durch die Wärme), endlich die Experimente über Dynamik und Thermodynamik (Bewegungen fester Körper, Bewegungen tropfbar flüssiger und ausdehnsam flüssiger Körper, Versuche über Wärmeleitung) angegeben. Die Ausdrücke „Thermostatik“ und „Thermodynamik“ sind nur der Kürze halber gewählt worden, ohne vollkommen für den in diesen Abschnitten bearbeiteten Gegenstand zuzutreffen.

Während in den früheren Auflagen des vorliegenden Buches auf die Didaktik des physikalischen Unterrichtes, soweit dieselbe mit dem Experimente nicht im Zusammenhange steht, keine oder nur unbedeutende Rücksicht genommen wurde, ist nun auch auf diesen Theil des Unterrichtes die gebürende Rücksicht genommen und dem jungen Lehrer der Physik die passenden Verhaltungsmaßregeln beim Physikunterrichte angedeutet. So stimmt der Verf., beziehungsweise der Bearbeiter der neuesten Auflage der phy-

sikalischen Technik von Frick gleich zu Beginn seiner Erörterungen nicht dem Modus bei, nach welchem der physikalische Unterricht mit abstracten Begriffen eingeleitet wird, sondern er befürwortet in richtiger Erkenntnis der Verhältnisse des Unterrichtes den langsamen und vorsichtigen Übergang von concreten zu abstracten Dingen. Auch darin unterscheidet sich die neueste Auflage von ihren Vorgängerinnen, dass die einzelnen Versuche nicht lose aneinandergekettet, sondern durch geschickte Raisonnements die Verbindung derselben, die Anordnung plausibel gemacht wurde. Durch diesen Umstand hat das Buch den Charakter eines Lehrbuches angenommen und dies — wir können es offen gestehen — nur zum Heile der Frick'schen physikalischen Technik, die in ihren früheren Auflagen einem Receptierbuche ähnlicher war als einem Buche, aus dem der junge Lehrer der Physik die gewünschten Anleitungen nach einer bestimmten Methodik erhalten soll. Hier wie überall in dem ganzen Buche finden wir die Berücksichtigung der theoretischen und experimentellen Forschungen des jeweiligen physikalischen Gebietes, den Hinweis auf die literarischen Erscheinungen sehr angemessen und erfrischend. Nur so war es möglich, der Darstellung des Vorzutragenden die gewünschte Abrundung zu geben.

In der Anleitung zu den physikalischen Versuchen finden wir in erster Linie die Versuche über das Gleichgewicht der Kräfte berücksichtigt. Hervorzuheben wäre in diesem Abschnitte die Demonstration der goldenen Regel der Mechanik an den verschiedenen Maschinen, die ausführliche Behandlung der Lehre vom Hebel und der Wage, sowie des Satzes vom Parallelogramm der Kräfte; im Anschlusse an die letztgenannten Betrachtungen wird auch des Mach'schen Apparates zur Demonstration des Fermat'schen Brechungsprincipes Erwähnung gethan. Besonders ausführlich ist die Lehre von der Elasticität behandelt. In der Hydrostatik finden wir bemerkenswert den Hinweis hinsichtlich der Erhaltung der Arbeit auf die Probleme des Gleichgewichtes der Flüssigkeiten, die Berücksichtigung der verschiedenen Versuche zur Demonstration des Gewichtsverlustes untergetauchter Körper; als besonders lehrreich wird in letzterer Beziehung der Apparat von Sire angegeben und auf eine Thatsache verwiesen, welche bereits Stevin nachgewiesen hatte, dass der scheinbaren Gewichtsabnahme eines Körpers eine ebenso große scheinbare Gewichtszunahme des Wassers entspricht. Ebenso gründlich ist die Lehre von der Bestimmung des specifischen Gewichtes der Körper behandelt. In der Capillaritätslehre hätten wir mehr die Versuche von van der Mensbrugghe betont gewünscht. Die Molekularerscheinungen in Flüssigkeiten und zwischen Flüssigkeiten und festen Körpern sind mit Berücksichtigung der neuesten Forschungen demonstriert. Da finden wir unter anderen die Bildung von chemischen Verbindungen durch Druck (Versuche von Spring), die durch Druck erzeugten

Lösungs- und Krystallisationserscheinungen angegeben. Auch die Aërostatik wurde bedeutend eingehender als in den vorigen Auflagen behandelt. Es möge an dieser Stelle bemerkt werden, dass auch auf die Erzeugung der wichtigsten Gase und auf die zu diesem Zwecke vortheilhaftesten Apparate eingegangen wurde. In diesem Abschnitte wurde auch der Hygrometer Erwähnung gethan, unter anderem die Beschreibung des Polymeters von W. Lambrecht (Haarhygrometer mit einem Bündel von Haaren) vorgenommen. Recht ausführlich und klar ist der Abschnitt über die Luftpumpe verfasst; es werden in demselben wichtige Winke zur Behandlung derselben und zur Vornahme von kleinen Reparaturen an derselben gegeben; speciell werden die nun schon häufiger in den Laboratorien in Verwendung stehenden Quecksilberluftpumpen betrachtet.

Im Nachfolgenden finden wir die Versuche aus der Wärmelehre mitgetheilt. Im Anschlusse an die Thermometer der verschiedensten Construction werden die Temperaturregulatoren betrachtet und vorzüglich der Apparate von v. Babo und Lothar Meyer gedacht. Sodann werden die Molekularveränderungen infolge der Wärme dargelegt. Das Verfertigen von Thermometern finden wir hierauf ausführlich dargestellt und wir empfehlen die Lectüre dieses Abschnittes angelegentlich allen Lehrern der Physik, denen die hieher gehörigen Demonstrationen in erster Linie obliegen. Von den vielfachen Apparaten zur Bestimmung der Dampfdichte wird nur der von Victor Meyer construierte erwähnt, da die übrigen Apparate zu gleichem Zwecke durch denselben verdrängt worden sind. Mit großem Geschicke ist der Abschnitt über die Liquefaction der Gase bearbeitet worden; es wird der Compressionspumpen von Ducretet (nach den Angaben von Cailletet) und von Natterer Erwähnung gethan und die vielfache Anwendung der flüssigen Kohlensäure gezeigt. Bemerkenswert sind auch die Versuche mit spontan explodierenden Körpern (Chlorstickstoff, Jodstickstoff), welche auf den Seiten 493—498 beschrieben werden.

Im dritten Capitel werden die Versuche über Dynamik und Thermodynamik beschrieben. Von Interesse dürfte es sein, zu erfahren, dass der Verf. zur Demonstration der Gesetze der gleichförmig beschleunigten Bewegung wieder zum Galileischen Apparate (schiefe Ebene) zurückgekehrt ist. Außerdem werden die Fallapparate von Morin und Rousseau in Kürze beschrieben.

Zur Messung der Beschleunigung einer rotierenden Masse wird der von Schleiermacher erfundene und von J. Müller in Freiburg construierte Apparat vorgeführt. Ebenso erwähnt finden wir den Universalapparat von Töpler. Von neueren Pendelapparaten wird das Kreuzpendel von Oberbeck (1888) und das verbesserte Doppelpendel von Airy (zur Demonstration der Zusammensetzung von Schwingungen) beschrieben. Damit ist der Verf. in das Gebiet der Wellenlehre gelangt, die in musterhafter Weise dem Leser vorgeführt wird. Insbesondere be-

schäftigt sich der Verf. eingehend mit den verschiedenen Wellenmaschinen, deren Gebrauch in übersichtlicher Weise dargelegt wird. Besonders eingehend betrachtet der Verf. den Wellenapparat von Pfaundler, durch den die Demonstration von vielen Wellencombinationen ermöglicht wird. Unter den Experimenten über die Bewegung von flüssigen Körpern wären besonders hervorzuheben: die Versuche mit dem Stoßheber und den Apparaten, welche auf dasselbe Princip wie dieser gegründet sind, ferner die Experimente, durch welche die Kraftwirkungen in Flüssigkeiten, welche pulsierende und oscillierende Körper aufeinander ausüben, dargethan werden (Versuche von Bjerkness). Unter den Versuchen über die Bewegung gasförmiger Körper wurden jene erwähnt, welche sich auf die Tropfluftpumpen beziehen, ebenso die auf den Wirkungen von Strahlluftpumpen und Gebläsen beruhenden. Ein eigener Abschnitt wurde den Gasbrennern zur Heizung, den Regenerativbrennern, den Weingeistlampen, den Petroleumätherlampen und den Löthlampen gewidmet. Ausführlich wurden die Dampfmaschinen- und Heißluftmodelle besprochen. Interesse werden auch die Versuche über Wirbelringe und über die Fortpflanzung von Luftwellen erregen; desgleichen jene Experimente, durch welche die akustischen Attractionen und Repulsionen zur Anschauung gebracht werden (Apparate von Schellbach, Dvořak, Phonometer von Edison). Nun folgen die Versuche über Wärmeleitung, sowie jene über Wärmeübertragungen anderer Art.

In den „Nachträgen zum ersten Bande“ finden wir eine eingehende Beschreibung des Lehrzimmers, wie es nach den neuesten Erfahrungen eingerichtet sein soll; zum Ausgangspunkt wird hiebei die Einrichtung des physikalischen Hörsaales der technischen Hochschule zu Karlsruhe genommen. Im weiteren werden noch einige Bemerkungen über die Verwaltung der physikalischen Sammlung eingeschaltet, deren Beachtung den Lehrern der Physik besonders empfohlen werden kann; weiters einige Bemerkungen, die auf die Construction und den Gebrauch einiger ganz neuer Apparate bezugnehmen.

Aus diesem Referate mag ersehen werden, wie reichhaltig die neueste Auflage der physikalischen Technik von Frick ist und welche Vortheile sie dem experimentierenden Physiker zu bieten vermag. Die Anlage des Buches ist eine derartige, dass sie auch den strengsten Forderungen, die man an ein solches Werk stellen kann, entsprechen wird. In dieser Auflage wurde auch auf Apparate Rücksicht genommen, die ein bescheiden dotiertes physikalisches Cabinet sich nicht verschaffen kann; wir machen deshalb dem Herausgeber der 6. Auflage Prof. Dr. Otto Lehmann keinen Vorwurf, sondern begrüßen im Gegentheile diesen Umstand im Interesse der Vervollständigung des Buches auf das Freudigste. Die Verlagsbuchhandlung, von der gerade im Gebiete der Natur-

wissenschaften so Vortreffliches geleistet worden ist, hat auch das vorliegende Buch auf das Würdigste ausgestattet.

Troppau. Dr. J. G. Wallentin.

Bayr L., Steile Lateinschrift. Mit zahlreichen Illustrationen. 2. verm. Aufl. Wien. A. Pichlers Witwe u. Sohn 1891.

Schon die erste Auflage dieses Buches hat eine eingehende und anerkennende Besprechung in diesen Blättern erfahren (41. Jahrgang, V. Heft, Dr. Tomanetz, k. k. Gymnasialprossor, Besprechung der „Steilen Lateinschrift“ von E. Bayr). Die neue Auflage bespricht, was in dieser Frage seit Ende 1889 geschehen ist. Prof. v. Reuss besuchte auf Bayrs Ansuchen wiederholt die steil- und schiefschreibenden Classen der Schule in der Corneliusgasse und referierte über seine Wahrnehmungen in einer Sitzung der k. k. Gesellschaft der Ärzte in Wien (Wiener klinische Wochenschrift, December 1890). Ausdrücklich hebt er hervor:

„Die Steilschrift ist für den Arzt, für den Chirurgen und den Augenarzt von großer Wichtigkeit. Es ist wunderbar, was für einen Einfluss das Steilschreiben auf die Körperhaltung des Schülers ausübt. Ich habe in Schulen, in denen die Schriftlage dem Belieben des Schülers überlassen wurde und in denen man damit keinerlei hygienische Zwecke verfolgte, einzelne Schüler gesehen, welche mir durch ihre correcte Körperhaltung direct auffielen, und es zeigte sich, dass dies die Steilschreibenden waren. Für mich hat die Sache noch eine andere wichtige Seite. Alle unsere Bestrebungen, correcte Schulbänke zu construieren, gelten immer nur normalsichtigen Augen, nicht aber bereits kurzsichtigen. Wir wagen es nicht, diesen Brillen zu geben für die normale Kopfhaltung beim Schreiben, weil bei der zu erwartenden Körperhaltung accommodative Anstrengungen eingeleitet werden, die auf das Wachsthum der Kurzsichtigkeit einen verderblichen Einfluss haben können, dem steilschreibenden Kinde jedoch kann ich mit Ruhe eine Brille anordnen, es wird seine correcte Haltung bewahren. So haben mich meine Versuche in der von Bayr geleiteten Schule in der Kopernikusgasse gelehrt.“

Auch Prof. Fuchs, der Vorstand der Augenklinik der Wiener Universität, besuchte die erwähnte Anstalt und publicierte seine Beobachtungen in einem sehr interessanten Feuilleton in der „Neuen Freien Fresse“.

Der oberste Sanitätsrath ernannte eine besondere Commission zur Berathung der Steilschriftfrage, deren Mitglieder Hofrath Prof. Albert, Universitätsprofessor Dr. Max Gruber, Ministerialsecretär Dr. Kusy, Sanitätsreferent im Ministerium des Innern, ferner die Universitätsprofessoren Dr. Lorenz und Dr. August Ritter v. Reuss am 4. Juni 1890 die Schreibversuche in Bayrs Schule eingehend

besichtigten und sich in einem Gutachten, dessen ophthalmologischer Theil von Prof. v. Reuss, dessen orthopädischer Theil von Prof. Lorenz abgefasst war, rückhaltlos zu Gunsten der Steilschrift aussprachen. Wir erlauben uns, aus diesem Gutachten, welches für die weitere Entwicklung der Steilschriftfrage von höchster Bedeutung ist, die wichtigsten Sätze zu citieren:

„Die ohne irgend eine Beeinflussung von Seite des amtierenden Lehrers von den steilschreibenden Kindern bewahrte correcte Rumpfhaltung zeigte sich als so charakteristisch und constant, dass in einer anderen Classe, in welcher steil- und schiefschreibende Kinder in unregelmäßiger Anordnung verheilt waren, die Mitglieder der Commission in der Lage waren, schon aus der Ferne, und zwar sowohl in der Ansicht von vorneher, als insbesondere auch von rückwärts, die steil- und schiefschreibenden Kinder von einander zu unterscheiden."

„Die Kopfhaltung ist erwiesenermaßen durch die Zeilenrichtung bedingt, und da diese bei der Steilschrift parallel dem Pultrande verläuft, so entfällt für das steilschreibende Kind die Nöthigung, den Kopf seitlich (links) zu neigen, wozu das schiefschreibende Kind durch die nach rechts oben ansteigende Zeile gewissermaßen gezwungen wird."

„Eine correcte Kopfhaltung muss als die Grundlage einer guten Schreibhaltung angesehen werden. Jede seitliche Neigung des Kopfes führt durch die Verlagerung des Schwergewichtes desselben schließlich unabweislich zu seitlichen Entstellungen der Wirbelsäule, deren oftmalige Wiederkehr bei jedesmaliger längerer Dauer zweifellos als eine der häufigsten Ursachen des Schiefwuchses der Kinder erkannt worden ist."

„Die Steilschrift ist vom orthopädischen Standpunkte aus der Schiefschrift vielfach überlegen und wird seit langem von vielen Orthopäden auch privatim und mit bestem Erfolge für die Sanierung der Schreibesitzhaltung empfohlen."

Infolge dieses Gutachtens that der oberste Sanitätsrath den Ausspruch, dass die Einführung der Steilschrift für den ersten Schreibunterricht zur Erzielung einer geraden Körperhaltung und Verhinderung von Verkrümmungen der Wirbelsäule im allgemeinen zu empfehlen sei.

Der Bezirksschulrath der Stadt Wien beschloss in der Sitzung vom 17. December 1890, dass im Schuljahre 1891/92 in den Classen der Volks- und Bürgerschulen die Steilschrift versuchsweise eingeführt werden dürfe. Noch radicaler war die Maßregel des k. k. Landesschulrathes von Böhmen, der die Beseitigung der bisher üblichen schiefen Latein- und Currentschrift und die Einführung der Steilschrift an allen dem Landesschulrathe von Böhmen unterstellten Lehranstalten beschloss. Auch in Baiern und in Schleswig-Holstein haben die Regierungen Versuche mit der Steilschrift angestellt. Ebenso wird in der Schweiz in dieser Richtung

rührig agitiert. Für den Rechenunterricht wird von berufener Seite der Gebrauch der Steilschrift gefordert, und hervorragende Mathematiker bezeichnen die Steilschrift als die für mathematische Arbeiten einzig brauchbare Schrift.

Lehrern, welche die Steilschrift in ihren Classen einführen wollen, gibt Bayr eine Fülle von praktischen Rathschlägen; er bringt auch eine detaillierte Skizze einer Lehrstunde in Steilschrift in einer Classe, welche diese Schreibweise noch nicht kennt (S. 162).

Am Schlusse seines Buches tritt der Autor für den alleinigen Gebrauch der Lateinschrift ein und führt als Beleg für die erhöhte Aufmerksamkeit, welche dieser Schrift von Seite unserer Schulbehörden zugewendet wird, die Zuschrift des Bezirksschulrathes der Stadt Wien (15. März 1890) an die Leitungen der Volksschulen an.

Ein umfangreiches Quellenverzeichnis, alle in dieser Frage erschienenen Bücher, Brochuren, Zeitungsaufsätze enthaltend, geht dem Buche voran. Ein mit großer Sorgfalt angelegtes Sachregister am Schlusse des Buches erleichtert dessen Gebrauch.

Unter den wertvollen Beigaben des Buches heben wir hervor die Abbildungen der Blickrichtung bei gerader Mittellage und bei gerader Rechtslage des Heftes, des Accommodationsmechanismus, des Ganges der Strahlen im hyperopischen, emmetropischen und myopischen Auge. (Nach Prof. Dr. Hermann Cohn, Die Hygiene des Auges in den Schulen.) Als Steilschriftproben finden wir Facsimiles der Handschriften des Literarhistorikers Goedeke (seinerzeit auf der Grillparzer-Ausstellung ausgestellt) und des Regierungsrathes Ottmar Volkmer, Directors der k. k. Hof- und Staatsdruckerei; ferner Schriftproben von Lehrerinnen und Schülerinnen, letztere Proben verschiedenen Classen entnommen. Besonders instructiv und überzeugend sind aber die Abbildungen schräg- und steilschreibender Schülerinnen (sowohl Einzeln- als Gruppenbilder), welche nach Momentphotographien, die mit Erlaubnis Prof. Dr. Josef Maria Eders, Directors der k. k. Lehr- und Versuchsanstalt für Photographie und Reproductionsverfahren, von Prof. Hans Lenhard aufgenommen wurden, mit außerordentlicher Treue und Sorgfalt reproduciert wurden.

Hoffen wir, dass die zähe, unverdrossene Ausdauer des Hrn. E. Bayr in dieser Frage, bei welcher es sich nicht etwa bloß um die Einführung einer neuen Schriftart oder Heftlage, sondern um die Bewahrung unserer Kinder vor Kurzsichtigkeit und Wirbelsäuleverkrümmung handelt, zum baldigen Siege führen werde, den ja auch die Gutachten der hervorragendsten ärztlichen Autoritäten und der hygienischen Congresse verbürgen.

Wien. Dr. K. Haas.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Die praktisch-pädagogische Vorbildung zum höheren Schulamte in Deutschland.

Im Supplementheft dieser Zeitschrift vom Jahre 1891 versuchte ich (S. 1—23) darzulegen, welche concrete Gestaltung die Ausbildung der Candidaten des höheren Schulamtes bisher in Österreich und Deutschland angenommen hat. Indes konnten doch die Bilder dort, insbesondere was deutsche Verhältnisse angeht, gewissermaßen nur aus der Ferne gezeichnet werden. Seitdem fand ich nun aber durch das Entgegenkommen der hohen Unterrichtsverwaltung Gelegenheit, die wichtigsten jener Einrichtungen in Deutschland aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Die Überlegung, es könnten diese meine Wahrnehmungen etwas zur Klärung der ganzen Lehrerbildungsfrage beitragen, veranlasst mich nun, dieselben hiermit zu veröffentlichen, wobei ich jedoch aus naheliegenden Gründen darauf verzichte, in jedem einzelnen Falle Personen und Veranstaltungen einer kritischen Beleuchtung zu unterziehen. Nur das Eine will ich gleich eingangs dankbar hervorheben, dass ich von seiten der betreffenden Behörden und Schulmänner in Deutschland überall das freundlichste Entgegenkommen fand und so in die angenehme Lage versetzt wurde, mich mit den verschiedenen hieher gehörigen Einrichtungen vertraut zu machen. Die weitausgreifende fruchtbare Thätigkeit, die sich mir auf diesem Gebiete entrollte, wünschte ich natürlich auch gerne uns in irgend einer Form zunutze gemacht.

Schon vor der Abreise glaubte ich überzeugt zu sein, dass neben einer gründlichen theoretischen Unterweisung der Gymnasial- und Realschulcandidaten in der Erziehungs- und Unterrichtslehre die praktische Einführung ins Lehramt ein unabweisliches Bedürfnis sei, und es spitzte sich mir damals die ganze Angelegenheit nur mehr auf die eine Doppelfrage zu: Ist diese praktische Einführung im Anschlusse an die Universität oder aber an eine höhere Lehranstalt zu bewerkstelligen? Mit dieser Formulierung hatte ich nun aber auch gleichzeitig den Punkt berührt, von dem aus die Meinungen heute scharf auseinandergehen. Die

Vertreter der Universitätsseminare sehen das Heil jeder pädagogischen Vorbildung, also auch der praktischen, nur im Anschlusse an die Universität, die andere größere Partei kann sich eine ergiebige praktisch-pädagogische Vorbildung nur im Anschlusse an die Praxis der Schule selbst denken. In der oben erwähnten Arbeit habe ich bereits zur Genüge ausgeführt, dass wir in Österreich zufolge unserer amtlichen Vorkehrungen auf dem letzteren Standpunkte stehen, indem seither nur der Weiterbildung des Probejahres größere Aufmerksamkeit zugewendet wurde. Auch Prof. Willmann in Prag will mit seinem Versuche, die theoretischen Übungen seines Seminars durch praktische Lehrproben seiner Studenten zu ergänzen, nicht die Praxis des Probejahres überflüssig machen. — Indes konnten mich doch diese factischen Verhältnisse nicht davon abhalten, gelegentlich meiner Studienreise auch solche Veranstaltungen mit ins Auge zu fassen, wodurch man im Anschlusse an die Universität eine praktische Vorbereitung für das Schulamt zu geben bestrebt ist. Möglicherweise konnte sich ja doch die Sache, in der Nähe betrachtet, ganz anders machen, als es in den oft recht abstract klingenden Berichten über derartige Seminarübungen zu lesen steht.

Diesen Erwägungen zufolge durfte ich von vornherein von bloß theoretischen Seminarien und der Kenntnisnahme ihrer Bestrebungen absehen, musste aber dafür eines oder das andere jener Universitätsseminare kennen zu lernen suchen, welche in irgend einer Form praktische Ergänzungen aufweisen. Zu den letzteren gehört vor allem das Universitätsseminar in Jena, welches mit einer Übungsschule verbunden ist, dann aber auch die pädagogischen Universitätsseminarien in Leipzig, Straßburg und Heidelberg, welche durch Übungen anderer Art Fühlung mit der Praxis der Schule suchen. Vor allem aber schien zu meiner Aufgabe die Besichtigung einer Anzahl solcher Anstalten zu gehören, wo die praktisch-pädagogische Ausbildung der Candidaten im Zusammenhange mit jener Gattung von Lehranstalten versucht wird, an denen die Candidaten als künftige Lehrer zu wirken berufen sein werden. Davon sind nun wiederum zwei Arten zu unterscheiden. In solchen älteren Datums machen die Candidaten erst nach erlangter facultas docendi den praktischen Cursus durch. Hieher gehören die sogenannten königlichen Seminare in Preußen, von denen ich zwei näher kennen lernte: das kgl. pädagogische Seminar für gelehrte Schulen in Berlin und das kgl. Seminar für gelehrte Schulen in Stettin. Jüngeren Datums sind die seit Ostern 1890 zufolge einer Verordnung des früheren preußischen Cultusministers v. Gossler eingerichteten Gymnasialseminare, von denen ich im ganzen sechs, und zwar zwei in Berlin, eines in Stettin, eines in Bonn, eines in Köln und eines in Jena kennen lernte, welches letztere in Annäherung an das preußische Muster eingerichtet ist. — Nun hatte Minister v. Gossler in der Verordnung vom 15. April 1890, welche an die Directoren jener Gymnasien hinausgieng, die mit der Einführung der Candidaten beauftragt waren, ausdrücklich hervorgehoben: ».... behufs weiterer Orientierung über bestehende bewährte Einrichtungen der vorbezeichneten Art verweise ich auf die bekannten Schriften des Directors Dr. Frick in Halle a. S. und Dr. Schillers

in Gießen, welche ähnliche Seminare mit anerkanntem Erfolge leiten. Außerdem wurde ich auch durch Geheimrath Dr. Stauder, vortragenden Rath im preußischen Cultusministerium, auf die beiden eben genannten Seminare noch insbesondere aufmerksam gemacht, so dass ich in meinem ursprünglichen Plane, Halle und Gießen aufzusuchen, nur noch mehr bestärkt wurde. Übrigens diente der Meinungsaustausch mit den Fachpädagogen Paulsen (Berlin), Rein (Jena), Richter (Leipzig), Ziegler (Straßburg), Uhlig (Heidelberg), J. B. Meyer (Bonn) und Schiller (Gießen), deren Vorlesungen ich zu hören Gelegenheit fand, sowie mit den Pädagogen und Directoren v. Sallwürk und Wendt (Karlsruhe), Richter (Jena), Jungmann (Leipzig), Kübler und Vogel (Berlin), Muff (Stettin), Fries (Halle), Hägele (Straßburg), Buschmann (Bonn) und Jäger (Köln) zur Klärung meiner Ansichten über den in Frage stehenden Gegenstand.

I. Universitätsseminare.

1. Das pädagogische Universitätsseminar zu Jena.

Über die Geschichte des Seminars, dessen Gründung durch Volkmar Stoy auf das Jahr 1843 zurückgeht, berichten: 1. eine Denkschrift aus dem Jahre 1858 „Das pädagogische Seminar zu Jena“ von V. Stoy (Leipzig, Engelmann), 2. die vom jetzigen Seminarleiter Prof. Dr. Rein seit 1888 herausgegebenen Berichte „Aus dem pädagogischen Universitätsseminar zu Jena“ (Langensalza, Beyer), von denen bis jetzt vier Hefte erschienen sind, in deren drittem (S. 24–51) die Ordnung des pädagogischen Universitätsseminars und der Seminarübungsschule enthalten ist.

Mitglied des Seminars kann jeder Studierende oder Hörer der Jenaer Universität werden, jedoch nur ordentliches, wenn er Unterricht in der Seminarschule übernommen hat. Die Übungsschule besteht aus drei Elementarclassen, wozu später eine Gymnasialclasse gekommen war, die aber von der Regierung in dem Augenblicke wieder eingezogen wurde, als am Gymnasium zu Jena für Candidaten des höheren Schulamtes die seminaristische Einrichtung geschaffen wurde.

Die wöchentlichen Versammlungen der Rein'schen Seminaristen zerfallen in ein Theoreticum, ein Practicum und eine Conferenz. Durch Prof. Reins freundliches Entgegenkommen kam ich in die Lage, allen drei Sitzungen beizuwohnen. Vorher war ich während des Unterrichtes eines jungen Theologen an der Übungsschule, der mit Schülern des zweiten Schuljahres ein Capitel aus „Robinson“ durchnahm, anwesend. Mit mir waren in der Classe zugegen: der Director der Übungsschule Prof. Rein, ein Oberlehrer und die übrigen Candidaten. Anderentags nahm ein Candidat mit den Schülern des fünften Schuljahres eine Partie aus dem Schleswig-Holsteinschen Kriege durch. Beide Stunden waren sogenannte Probelectionen. — Von den Oberlehrern selbst werden die Musterlectionen gegeben; den einen von ihnen hörte ich, wie er den Schülern den Kampf zwischen den Ungarn und den Deutschen, den andern, wie er die Verfassung Österreichs klarlegte. Ich brauche hier kaum auszuführen, dass der

Unterricht an der Rein'schen Übungsschule nach Herbart'schen Grundsätzen ertheilt wird, und dass man vor allem auf strenge Articulation nach den fünf Formalstufen hält. Außerdem ist das Princip der Concentration des Unterrichtes hier bis ins Einzelne durchgeführt, vor allem schon im Lehrplan, so zwar, dass Woche für Woche der Lehrstoff nach concentrischen Stücken im Vorhinein festgelegt und in eigenen Concentrationstabellen, die in jedem Schulzimmer hängen, anschaulich gemacht wird. Das im Lehrzimmer aufliegende Classenbuch enthält die genauen Daten des in jeder Stunde absolvierten Lehrstoffes, und in jeder Wochenconferenz werden die Wochenziele festgestellt.

Für die Candidaten mag die Beschäftigung an Reins Übungsschule gewinnbringend sein: können sie sich doch hier in eigenen, wohl zurechtgelegten, aufmerksam überwachten und streng beurtheilten Unterrichtsversuchen die ersten elementaren Kunstgriffe des Schulmeisteramtes aneignen. Und könnten sie in einer Gymnasialclasse, die Rein thatsächlich seiner Übungsschule eine Zeit lang zugelegt bekam, auch in die Elementarmethodik der gymnasialen Unterrichtszweige eingeführt werden, so erwüchse ihnen leicht die Überzeugung, dass es im Grunde nur e i n e Pädagogik gibt, die eine nämlich, welche auf vernünftige psychologische und ethische Anschauung gegründet, die Lehrstoffe aus- und übermittelt.

Reins Verdienste um die Volksschulpädagogik sind bekannt; die Wurzeln seiner Kraft aber liegen eben in den Versuchen, die er in seiner Übungsschule anstellt. Diese bildet sein Versuchsfeld für pädagogische Theorien; da wird alles Neue auf Tragfähigkeit und Haltbarkeit geprüft. Seine »Studien« und »Schuljahre«, welche in der ganzen deutschen Lehrerwelt freundliche Aufnahme gefunden, sind gewissermaßen der Reingewinn dieser Arbeit. Und doch hat sich die Weimar'sche Regierung bewogen gefunden, Prof. Rein seine Gymnasiaclasse (VI.) wieder abzunehmen und die Vorbildung der Candidaten für das Gymnasiallehramt in einer Weise sicherzustellen, wie ich es weiter unten genauer ausführen will. Offenbar hat sie trotz der Anerkennung von Reins Verdiensten in der Einrichtung des Universitätsseminars nicht die volle Gewähr für eine auf die Gymnasiallehrarbeit abzielende Ausbildung gefunden.

Außer den Lehrstunden an der Übungsschule konnte ich auch einer Wochenversammlung, dem sogenannten T h e o r e t i c u m beiwohnen. Ein Seminarist referierte da in freier Weise über den Geschichtsunterricht in aufsteigender Linie, wie er in H. Grims Aufsatz in der »Deutschen Rundschau«, 12. Heft 1891 befürwortet wurde und in den übelberüchtigten Lehrbüchern des Cadettenschullehrers Stenzler u. Co. Gestalt gewonnen hat. Es entwickelte sich im Anschlusse an dieses Referat eine lebhafte Debatte, die mit der allgemeinen Verwerfung des regressiven Ganges im Geschichtsunterrichte endigte.

Das sogenannte K r i t i c u m, die zweite Wochenconferenz, verlief nach folgenden ein für allemal vorgeschriebenen Punkten: 1. Verlesung des letzten Protokolls; 2. Verlesung der Präsenzliste; 3. Debatte über die neue Einrichtung der Erbauungsstunde, wie sie diesmal von dem auch

bei der Conferenz anwesenden Professor der Theologie, Baumgartner, vorgenommen worden war; 4. Bestimmung über die Aufsicht in den Zwischenstunden; 5. Festsetzung der Practica für die folgende Woche; 6. Mittheilungen des Oberlehrers aus dem Individualitätenbuche. Es wurden hiebei von ihm einzelne charakteristische Bemerkungen über Schüler gemacht, welche sich bei dem letzten größeren Schülerausfluge nicht besonders vortheilhaft hervorgethan hatten; 7. Vorlage der Concentrationstabelle für die nächste Woche seitens der Oberlehrer; 8. Vorschlag des Seminardirectors, demnächst einen sogenannten Elternabend zu veranstalten; 9. Besprechung des am 22. Februar gehaltenen Practicums aus Robinson, in der Reihenfolge, dass zuerst der Übungscandidat selbst zu Worte kam. Derselbe erklärte zur Überraschung der meisten Anwesenden in ziemlich unumwundener Weise, es sei ihm selbst bei dem besten Willen nicht möglich gewesen, den Robinsonunterricht in der an der Übungsschule vorgeschriebenen Weise zu geben, und es sei daher dem Zwange, doch den Rein-Ziller'schen Anforderungen gerecht zu werden, seine Stunde zum Opfer gefallen. Diese Selbstkritik, welche sich in directen Widerspruch zu der Auffassung vom Gesinnungsunterrichte und von der Nothwendigkeit, die Formalstufen, wenn nur immer thunlich, zur Anwendung zu bringen, stellte, rief eine lebhafte Debatte hervor, und die darauffolgende Beurtheilung des Practicums seitens des vorherbestellten Referenten, des Directors und der Oberlehrer fiel nicht zu Gunsten des Candidaten aus. — Für mich war an der ganzen Conferenz, die von 8 Uhr abends bis gegen Mitternacht währte, der Umstand interessant, zu sehen, mit welcher Begeisterung Reins Schüler für ihre Anschauung eintraten, und dass doch andererseits ein Epopt der Schule es gewagt hatte, seiner abtrünnigen Gesinnung Ausdruck zu geben.

Was Prof. Rein den Candidaten alles bieten will, kann ich zum Schlusse mit den Worten Dir. Richters[1]) zusammenfassen: „Die Candidaten werden durch die Vorlesungen des Seminardirectors mit den theoretischen Grundsätzen der Lehre von Erziehung und Unterricht bekannt gemacht; sie lernen gleichzeitig die Anwendung derselben an der mit dem Seminar verbundenen Übungsschule kennen, und erhalten Gelegenheit, nicht nur vorbildlichen Unterricht zu beobachten, sondern auch an besonderen Lehraufgaben unter sachkundiger Leitung ihre Kräfte zu üben.....“[2]). Doch obwohl Dr. Richter noch eine Reihe von Ergebnissen aus der Rein'schen Anleitung namhaft macht, hält er dafür, dass diese Art der Vorbildung allein für die Unterrichtsarbeit an höheren Schulen eine ausreichende Vorbereitung nicht darbieten könne, selbst dann nicht, wenn Rein seine Gymnasialclasse hätte behalten dürfen. Und dieses Urtheil Richters muss ich durchaus unterschreiben. Candidaten, welche

---

[1]) Jahresbericht über das Gymnasium Carolo-Alexandrinum zu Jena. Ostern 1891. Beilage, S. 4.

[2]) In einer Vorlesung über specielle Didaktik, der ich anwohnte, sprach Rein in höchst anregender Weise über den geometrischen Anschauungsunterricht.

keine andere praktische Vorbildung als am Universitätsseminar erhalten hätten, werden nie imstande sein, später selbständige Lehraufgaben zu übernehmen; es würde für sie die Einführung in die Methodik der gymnasialen Unterrichtszweige erst beginnen müssen.

Zum Schlusse will ich nur noch bemerken, welche Gründe für die Weimarische Regierung maßgebend waren, als sie Prof. Rein die bereits eingerichtete Gymnasialclasse an der Übungsschule entzog: 1. Ist die Fortführung bis zu einem vollen Gymnasium, also einem vollständigen Organismus, aus finanziellen Gründen unmöglich. 2. Ist es der Regierung bedenklich, dass Eltern ihre Kinder auf höheren Stufen zu solchen Versuchen beistellen, wie sie etwa noch auf niederen Stufen zulässig erscheinen, wozu noch die Schwierigkeit der Übernahme solcher Schüler auf öffentliche Anstalten kommt. 3. Fürchtete man, keine geeigneten Lehrer für eine solche Anstalt aufzubringen.

2. Das königl. pädagogische Seminar in Leipzig.

Auch dieses ist wie das Jenaer Seminar an die Universität geknüpft. In demselben arbeiten zumeist nur Candidaten, die ihre Studien noch nicht abgeschlossen haben. Als ordentliche Mitglieder werden zwölf Studenten (davon nur fünf eigentliche Philologen) nach zweijährigem Studium und unter gewissen Voraussetzungen auch Volksschullehrer[1]) (die sogenannten Pädagogen) aufgenommen. Die ordentliche Mitgliedschaft, die in der Regel ein Jahr dauert, wird durch eine wissenschaftliche Abhandlung erworben; das Stipendium beträgt per Semester 60 Mark. Die oberste Leitung des Seminars liegt in der Hand des ord. Professors der Pädagogik, jetzt des Geheimraths Masius. Mitdirector des Seminars, der nach den Statuten womöglich nicht bloß Universitätslehrer, sondern zugleich an einem Gymnasium thätig sein soll, ist jetzt Prof. Dr. R. Richter, Rector des königl. Gymnasiums in Leipzig.

Während Masius hauptsächlich die Neuphilologen und Realisten auf sich nimmt, tritt Richter in den Seminarübungen für die humanistischen Gegenstände (besonders Latein und Griechisch) ein. Masius las im letzten Semester »Allgemeine Erziehungslehre«, Richter »Unterrichtslehre der höheren Schulen«. Bei Masius trat mir mehr das wissenschaftlich-theoretische, bei Richter das erfahrungsmäßig praktische Moment entgegen: ich konnte das schon aus dem ganzen Tenor ihrer Vorlesungen entnehmen, bevor ich noch Gelegenheit hatte, ihre praktischen Übungen zu sehen.

Prof. Masius theilte mir mit, dass er die Candidaten in folgender Weise anleite. Am Anfange des Semesters gibt er zunächst die Themata bekannt, welche von den Candidaten im Laufe des Jahres auszuarbeiten sind, und bestimmt zugleich den Ablieferungstermin. Die eingelaufenen Arbeiten werden Referenten übergeben, die sie mit ihren Voten

[1]) Vgl. Voss, Die pädagogische Vorbildung zum höheren Lehramte, S. 90.

begleitet Prof. Masius zur Superkritik überreichen. Seine praktischen Übungen stellt er mit Schülern eines Leipziger Realgymnasiums an. Der betreffende ihm befreundete Director wählt zu diesem Zwecke in der Regel 5—6 Schüler aus der Unter- und Oberprima aus. Diese kommen an einem bestimmten Tage der Woche ins Auditorium an die Universität und stellen sich gegen eine Semestralentlohnung von ca. 3 Thalern dem Professor für seine praktischen Übungen zur Verfügung. Die Seminaristen kommen, wie Prof. Masius behauptete, zweimal im Semester zum Unterrichten. Nach der Lection werden die Schüler entlassen, worauf die Besprechung des Practicums erfolgt.

Leider fand ich nicht Gelegenheit, einen solchen Lehrauftritt bei Masius mit anzusehen, da aus einer Reihe von Gründen gerade in der Woche meines Leipziger Aufenthaltes ein rechtes Practicum nicht zustande kam. Denn was ich auf mein dringliches Ersuchen schließlich noch zu sehen bekam, war nicht das Normale der Einrichtung. Statt sechs Schülern sassen ihrer bloß zwei in der ersten Bank des Auditoriums; statt der Einleitung zu Lessings Nathan, welche für diesmal auf dem Programme stand, kam eine Lesestückbehandlung an die Reihe, und zu guterletzt trat nicht einmal ein Candidat auf, sondern der Professor selbst. Das Ganze stellt gewiss, auch wenn es normal verläuft, nur einen Nothbehelf dar, daran zweifelt nicht einmal Geheimrath Masius selbst, wie ich aus einer längeren Unterredung mit ihm entnehmen konnte. Masius' Stärke scheint übrigens mehr auf theoretischer Seite zu liegen, denn die Themata, welche die Candidaten in den letzten Jahren zur Ausarbeitung erhielten, sind ganz darnach angethan, in die Geschichte der Pädagogik und in die Unterrichtslehre einzuführen.[1])

Prof. Richter legt, wie schon oben gesagt, sein Hauptaugenmerk auf den praktischen Theil der Candidatenausbildung. Er nimmt seine Candidaten an einem bestimmten Tage der Woche ans königl. Gymnasium, dessen Rector er ist. Zu der Übung, welcher ich anwohnen durfte, hatten sich 20 Schüler der IV. in ihrem Classenzimmer eingefunden. Prof. Richter führte einen an seinem Gymnasium unterrichtenden Probanden ins Treffen, welcher im letzten Jahre noch Seminarmitglied war, um mir, wie er sagte, zu zeigen, wie weit es ein Candidat, der seine Übungen regelmäßig mitgemacht, nach Jahr und Tag gebracht hätte. Anwesend waren in der Classe außerdem 16 Seminaristen. Der Proband

[1]) Einige dieser Themen konnte ich mir mit Erlaubnis des Seminardirectors notieren: *a*) Was ist von Ratkes Forderung zu halten, dass nichts auswendig gelernt werden soll? *b*) Die Lüge und ihre pädagogische Behandlung. *c*) Entwicklung und Veranschaulichung des Begriffes der analytischen und synthetischen Methode. *d*) Berthold v. Regensburg als Volkserzieher. *e*) Berührungspunkte zwischen Fröbel und Comenius, zwischen Pestalozzi und Comenius. *f*) Mommsens Röm. Geschichte vom pädagogischen Standpunkte. *g*) Worauf beruht wesentlich die Bildung des Willens? *h*) Die pädagogische Bedeutung des Spiels. *i*) Luther als Familienvater. *k*) Die Vertheilung von Schulprämien, für oder wider. *l*) Verhältnis Rousseaus zu Locke? *m*) Worin stimmt H. Franke mit Locke überein; worin weichen sie von einander ab?

führte in dieser Unterrichtsstunde den Vergleich der Schweizer mit der fränkischen Hochebene durch, und ich muss gestehen, in trefflicher Weise. Nach der Stunde wurden die Schüler entlassen, und es begann nun die Kritik. Die anwesenden Seminaristen sprachen in rückhaltloser Weise ihre Meinung über Gang und Erfolg der Unterrichtsstunde aus. Eine Reihe Fragen seitens des Seminarleiters über Wahl des Themas, Disposition und deren Durchführung, Anschauungsmittel, über Kartenlesen, Lehrton, Lehrform, Art der Repetition unterstützte sie bei ihren Bemerkungen. Eine Ergänzung und Vertiefung erhielten die kritisierenden Bemerkungen des Directors dadurch, dass er aus den meth.-geogr. Werken von Matzat, Ratzel und Böttcher zugehörige Citate beibrachte. Schließlich wurde noch auf die Abänderung hingewiesen, welche der geographische Unterricht auf dieser Stufe in Sachsen infolge von Lehrplanänderung nach Ostern erfahren werde.

Außer diesen eben skizzierten Übungen bei Masius und Richter haben die Leipziger Studenten noch mancherlei Gelegenheit, sich pädagogisch vorzubilden. So führt z. B. Prof. Hofmann seine Candidaten an bestimmten Tagen an verschiedene Schulen von Leipzig, wo sie dem Unterrichte zuhören, wohl auch selbst unterrichten.

Prof. Strümpell in Leipzig hält ein sogenanntes »Wissenschaftliches pädagogisches Practicum«, das allerdings nur den Zweck hat, zu fachwissenschaftlicher Arbeit anzuleiten, mit der Praxis der Schule hat es gar nichts zu thun.

Auch das alte Ziller-Seminar zeigt noch Nachwirkungen auf. Ein Privatdocent, Dr. Glöckner, hält in pädagogischen Vorlesungen die Fahne Zillers hoch und vereinigt seine Hörer wöchentlich in einer pädagogischen Gesellschaft zur Interpretation von Werken Herbart'scher Richtung. Ich hatte selbst Gelegenheit, den begabten Docenten in seinen Bestrebungen kennen zu lernen, und erfreute mich an der Begeisterung, mit welcher er und seine Zillerianer an den Ideen ihres Meisters festhalten.

Alles in allem genommen, herrscht also an der Universität in Leipzig ein reges pädagogisches Leben, reger vielleicht als sonst irgendwo im großen Deutschland. Aber es fehlt leider da, wie mir scheint, an der rechten Concentration: man findet Vortreffliches da und dort, zu einer rechten Gesammtwirkung indes dürfte es wohl so lange nicht kommen, als nicht irgendwie von amtswegen auf eine Zusammenführung der Einzelwirkungen Bedacht genommen wird.

Ohne rechte Organisation ist weiters in Sachsen auch die Institution des Probejahres geblieben, was umsomehr wundernimmt, als gerade vom sächsischen Cultusminister v. Gerber im Jahre 1882 in eindringlicher Weise der Gedanke der Unzulänglichkeit des Probejahres aufgeworfen und die ersten Linien für das später in Preußen eingeführte Seminarjahr gezeichnet worden sind.

Zur Erlangung der Facultas docendi hat übrigens jeder Candidat zu seiner eigentlichen Fachprüfung auch ein Examen aus Pädagogik abzulegen und eine Lehrprobe zu bestehen. Diese Einrichtung interes-

sierte mich umsomehr, als bei uns in Österreich von einer mündlichen Prüfung aus Pädagogik eigentlich nie die Rede war und die Lehrprobe wieder abgeschafft wurde.

Die beiden Examinatoren, Rector Jungmann (von der Thomasschule) und Rector Richter (vom kgl. Gymnasium), gaben mir die Erlaubnis, der Prüfung beizuwohnen, die Lehrprobe dagegen ist nicht öffentlich. Nachdem Prof. Jungmann den Candidaten — es war ein Neuphilologe — aus dem Latein geprüft hatte, gieng Richter an die Prüfung aus Pädagogik. Nach der Vorschrift handelt es sich um »Kenntnis der philosophischen Grundlagen der Pädagogik und Didaktik und der wichtigsten Thatsachen ihrer Entwicklung seit dem 16. Jahrhunderte«. Die Fragestellung drehte sich um J. Pauls 'Levana', Rousseaus 'Emil' und Comenius' 'Didactica magna'. Ich könnte die von Prof. Richter gestellten Fragen unter folgende Hauptpunkte bringen: 1. Welche Sammlung pädagogischer Classiker kennen Sie? 2. Was hat J. Paul für eine Bedeutung in der Geschichte der Pädagogik? 3. In welche Zeit gehört seine Levana? Woher der Titel? Welches die Bedeutung des Werkes? Dessen Haupteintheilung? 4. Haben Sie aus dem Buche ein Vorbild erkannt, dem sich J. Paul anschließt? 5. Welcher Grundgedanke Rousseaus kehrt hier, wenn auch in veränderter Form, wieder? 6. Nennen Sie einige hervorragende Sätze aus der Levana! Wie sieht es da mit der Kinderbeschäftigung aus? Wie mit der Mädchenerziehung? 7. Kennen Sie einen modernen Pädagogen, der J. Pauls Sätze gewürdigt hat und uns Leipzigern näher steht? (Theol. G. Bauer). 8. Wann ist Rosseaus Emil erschienen? 9. Was wissen Sie über Form und Inhalt? 10. Auf wen hat er in Deutschland gewirkt? 11. Welche Wendung gewinnt Rousseau bei Basedow? 12. Wie sind die Begriffe human, humanistisch, Humanismus pädagogisch zu definieren? 13. Welches sind die Vertreter des Humanismus in dieser Zeit auf dem Throne? In der Schule? Unter den Geistesheroen? 14. In welchem Jahre ist die Didactica magna erschienen? 15. Woher stammte Comenius? Welchem Bekenntnisse gehörte er an? In welcher Sprache ist ursprünglich die Didactica magna geschrieben? 16. In welchen Richtungen muss nach seiner Ansicht der Mensch ausgebildet werden? Mit welchen Beweismitteln sucht Comenius seine Sätze zu stützen? 18. Wie theilt er die Schüler ein?

Der Candidat zog sich im ganzen leidlich aus der Affaire und hatte nun noch die Lehrprobe zu bestehen. Prof. Richter hatte zu diesem Zwecke zehn Schüler aus seiner Anstalt in die Kreishauptmannschaft bestellt. Mit diesen hatte der Candidat das Gedicht »Des Sängers Fluch« durchzunehmen. Einer späteren Mittheilung des Examinators zufolge war diese Lehrprobe eben so ausgefallen, wie sie ausfallen kann, wenn man noch keinerlei Erfahrungen im Unterrichten hat, dazu auch die Schüler nicht kennt u. dgl. — kurz, Prof. Richter hält nicht viel davon und meint, man könne niemandem zur Einführung dieser Institution rathen.

3. Das pädagogische Universitätsseminar in Heidelberg.

Dasselbe zeigt in seiner äußeren Einrichtung große Ähnlichkeit mit dem Leipziger Seminar. Es arbeitet gleichfalls mit Studenten und wird

ebenso wie das Leipziger von einem Gymnasialdirector geleitet, der zugleich Professor der Pädagogik an der Universität ist. Seminardirector Dr. G. Uhlig ist in weiteren Kreisen als wackerer Verfechter des humanistischen Bildungsideals bekannt und gibt seit zwei Jahren das Organ des Gymnasialvereins, die Zeitschrift „Das humanistische Gymnasium", heraus. In der Anleitung seiner Candidaten schlägt er einen mehr individuellen Weg ein; nur in den Vorlesungen und den sogenannten Disputationen sind alle Seminaristen vereinigt. — Uhlig liest gewöhnlich Geschichte der Pädagogik und zwar in zwei Serien, die erste von den Alten bis auf Pestalozzi, die zweite von Pestalozzi bis auf die Neuzeit. Dabei kommen, wie ich schon aus dem Gange der Vorlesung, welcher ich beiwohnte, erschließen konnte, die Hauptprobleme des Unterrichtes, sowie die wichtigsten Streitfragen der Gegenwart zur Behandlung.

Während ihrer letzten Semester können die Studenten an den pädagogischen Besprechungen oder Disputationen, wie sie Uhlig nennt, theilnehmen. Dieselben werden nur in den Wintermonaten abgehalten und beschäftigen sich, wie ich aus den Protokollen entnehmen konnte, vornehmlich mit der Erörterung praktischer Unterrichtsfragen. So wurden z. B. in den Sitzungen der letzten Wintermonate behandelt: Die Fragestellung im Unterrichte, die Zuchtmittel, das Auswendiglernen, die Methode im geographischen, im neusprachlichen, im philosophisch-propädeutischen Unterrichte. Im Anschlusse daran fanden regelmäßig kleine Unterrichtsübungen mit einem oder zwei Schülern statt, die mehr nur den Zweck der Exemplification [1]) hatten. Man interpretierte z. B. mit den Schülern ein Epigramm des Martial oder legte an einem geometrischen Stoffe den Wert und die Art des maieutischen Verfahrens dar.

Die eigentlichen Practica aber finden in folgender Weise statt. Dr. Uhlig schickt z. B. den Studenten in die Classe, in der er den nächsten Tag seine Lehrprobe halten soll. Hier soll er sehen, wie der ständige Lehrer seinen Stoff behandelt. Da der Director gewöhnlich mit anwesend ist, so ist er in der Lage, den Studenten aus dem Verfahren in dieser Stunde heraus darauf aufmerksam zu machen, was für ihn beim Lehrauftritt zu beachten sein wird.

Es folgt also zweitens eine eingehende Vorbesprechung des Practicums seitens des Directors. Ich bat ihn, einige solche Vorbesprechungen mit anhören zu dürfen, was mir gern bewilligt wurde. Die eine derselben bezog sich auf die Interpretation eines Cäsarcapitels in III. A; eine andere auf die Behandlung des Mosen'schen Gedichtes „Andreas Hofer" in V., die dritte auf die Durchnahme der Lafontaine-schen Fabel „Die Stadt- und Landmaus" (Franz. in III. A). Es wurde vom Director hauptsächlich auf die Nothwendigkeit der Wiederholung, der Anknüpfung des Neuen ans Alte, richtiges Textlesen, Schüler- und Lehrerübersetzung, sprachliche und sachliche Auswertung u. dgl. aufmerksam gemacht.

---

[1]) Vgl. Zieglers Übungen in Straßburg S. 71.

Darnach folgten die Lehrversuche der Studenten in der betreffenden Classe in Gegenwart des Directors und des Fachlehrers. Dabei griff, wie ich sehen konnte, Dr. Uhlig öfter ganz energisch in den Unterricht des Candidaten ein, wenn etwas ins Wanken kam.

Nach der Stunde unterzieht der Director mit dem Praktikanten den Lehrversuch einer eingehenden Besprechung, zu der nur dann der Fachlehrer zugezogen wird, wenn der Gegenstand (z. B. Mathematik, Naturwissenschaften u. dgl.) dem Director etwas ferner liegt.

Die rechte Würdigung können nun die von Director Uhlig angestellten Übungen erst dann finden, wenn man sie im Ganzen der hieher gehörigen Veranstaltungen betrachtet. Die Reihenfolge ist: Universitätsvorlesungen über Geschichte der Pädagogik mit Erörterung einschlägiger methodischer Fragen, Besprechungen pädagogischer Gegenstände sammt Exemplification in kleinen Unterrichtsübungen, Hospize der Studenten in Gymnasialclassen, Vorbesprechungen der Lehrstunden, Lehrauftritte, eventuell Wiederholung dieser in derselben Classe oder in einer Parallelabtheilung, Nachbesprechung des Lehrauftrittes.

Ein Theil des Examens pro facultate bildet sodann die Prüfung aus Pädagogik. Der bekannte Herbartianer und pädagogische Schriftsteller Oberschulrath v. Sallwürk in Karlsruhe stellt die pädagogischen Themen für die schriftliche Bearbeitung und nimmt das mündliche Examen ab. Dabei kann sich allerdings für die Badischen Lehramtscandidaten eine gewisse Schwierigkeit ergeben; denn Uhlig nimmt bei seiner Anleitung die Hilfe der sogenannten wissenschaftlichen Pädagogik nicht in Anspruch, während v. Sallwürk bei seinem Examen vielfach gerade auf die Erörterung psychologisch-ethischer Leitbegriffe ausgeht.

Nach erlangter facultas tritt der Lehramtscandidat als Volontär (Proband) an ein Gymnasium ein. Die Einführungsbestimmungen sind durch ein amtliches Circulare vom 11. März 1891 für Baden neu geregelt worden.

Weil man im Badischen Cultusministerium die Bemühungen Uhligs um die praktisch-pädagogische Ausbildung der Lehramtscandidaten schätzen gelernt hat, glaubt man nun durch die Vervielfältigung der Heidelberger Lehranleitung der Einführung des preußischen Gymnasialseminars aus dem Wege gehen zu können. Wie ich hörte, sollen künftig auch am Polytechnicum in Karlsruhe (durch Herrn v. Sallwürk) und an der Universität in Freiburg pädagogische Vorlesungen und Übungen veranstaltet werden. Mir scheint aber, als ob die Heidelberger Verhältnisse einfach deswegen nicht übertragbar sind, weil sie vielfach auf subjectiven Potenzen beruhen. Als Professor der Pädagogik und Gymnasialdirector vermag in Heidelberg Dr. Uhlig vieles, was anderswo gewiss nicht leicht möglich ist: in fasslicher Weise eröffnet er den Studenten schon an der Universität das weite Gebiet pädagogischen Strebens, er belehrt sie in engerem Kreise über die Aufgaben ihres künftigen Wirkungskreises, bereitet den Einzelnen auf seine ersten Lehrversuche vor, kurz, er thut alles, was nur möglich ist, um einem jungen Manne, der noch vor der schwierigen Aufgabe seines Staatsexamens steht, die Augen über seinen künftigen Beruf zu öffnen.

Uhlig löst also in gewissem Sinne die Aufgabe, praktische Anleitung schon an der Universität zu vermitteln. Könnte er es aber auch, wenn er nicht gleichzeitig als Leiter des Gymnasiums die Mittel zur Lösung dieser Aufgabe in den Händen hätte? Und was vermöchte er umgekehrt als Gymnasialdirector mit Universitätshörern, wenn er nicht dieselben in pädagogischen Vorlesungen um sich versammeln und sich mit ihnen im Auditorium ins Einvernehmen setzen könnte? Kurz, dieses reciproke Verhältnis bildet in Heidelberg, wie bei Richter in Leipzig das Um und Auf der ganzen Einrichtung.

Bevor ich zu dem Berichte über die Seminare, welche in Verbindung mit höheren Lehranstalten stehen, übergehe, muss ich der Vollständigkeit halber erwähnen, dass außer den besagten Universitätsseminarien auch die von Prag und Straßburg sich die Aufgabe setzen, beziehungsweise setzten, praktische Übungen als Ergänzung der Universitätsvorlesungen zu veranstalten. In meiner oben erwähnten Schrift habe ich auf S. 11 und 12 die ersteren nach eigener Erfahrung und Antheilnahme, die letzteren nach Prof. Zieglers Mittheilung in dessen Schrift: „Die Fragen der Schulreform“, S. 150 skizziert. Wie erstaunte ich deshalb, als ich nach Straßburg kam und weder ein pädagogisches Seminar, noch praktische Übungen fand. Man hatte Prof. Ziegler unterdes bis auf weiteres die Übungen aufzugeben veranlasst. Derselbe hält nunmehr bloß seine obligaten Vorlesungen über Geschichte der Pädagogik, Logik usw., erachtet sich jetzt aber nicht mehr für verpflichtet, etwas darüber hinaus für die pädagogische Ausbildung der Candidaten zu thun. Dieselben treten jetzt möglichst naiv ins Probejahr ein, das übrigens auch, wie ich dort erfuhr, keinerlei organisches Gepräge hat. So stehen eigentlich die pädagogischen Dinge im Reichslande nicht besonders glänzend. Wohl waren auch Zieglers Übungen, die er früher mit seinen Studenten anstellte, nach meiner Meinung nicht ausreichend, um das Probejahr zu ersetzen, ja sie stellten überhaupt nur eine Art Nothbehelf dar. Aber Prof. Ziegler fasste sie, wie er mir selbst sagte, gar nicht so auf, als hätten sie das Probejahr überflüssig machen sollen; er betrachtete sie vielmehr nur als eine Art Exemplification [1]) für die theoretischen Erwägungen seines Seminars. Das Bedürfnis, von den pädagogischen Auseinandersetzungen auf der Universität hinüber zur Praxis des Probejahres eine Brücke zu schlagen, habe ihn veranlasst, seine Studenten mit den aus dem protestantischen Gymnasium entlehnten Schülern Lectionen halten zu lassen. Und dieses habe sich um so leichter gemacht, als er zum Theil die Schüler als ehemaliger Conrector des Gymnasiums noch kenne, mit ihren Lehrern in durchaus freundlichen Beziehungen stehe und sich deshalb fast jedesmal vor den Übungen erst mit den Lehrern der entlehnten Schüler darüber ins Einvernehmen setzen konnte, was in der Schule gerade vorgenommen wurde. Auf diese Weise hätten denn auch die Stoffe der Universitätsübungen immer im Anschlusse an die jedesmaligen Aufgaben der Schule stattfinden können.

---

[1]) Vgl. Uhligs Übungen in Heidelberg S. 69.

Ich meine also, es sei schon deshalb zu bedauern, dass im Elsass vorläufig gar nichts für die planmäßige Einführung der Schulamtscandidaten geschieht, weil dort ein kenntnisreicher Pädagoge an der Universität wirkt, der eine langjährige Schulpraxis hinter sich hat.[1])

II. Seminare in Verbindung mit höheren Lehranstalten.

1. Seminare älteren Datums.

a) Das königl. pädagogische Seminar für gelehrte Schulen in Berlin.

Die Anstalt ist statutenmäßig zur Bildung von Lehrern für gelehrte Schulen bestimmt. Die Direction steht unter dem Unterrichtsministerium. Die zehn Mitglieder werden von dem Director des Seminars dem Unterrichtsministerium zur Bestätigung vorgeschlagen. Der Aufzunehmende muss die Prüfung pro facultate docendi bestanden haben. Die Mitglieder des Seminars versammeln sich alle zwei Wochen einmal zu einer Conferenz und haben jährlich eine wissenschaftliche und eine didaktische Abhandlung einzuliefern, auch unterrichten sie an den Berliner Gymnasien (sechs Stunden wöchentlich). Jedes der drei jüngeren Mitglieder erhält jährlich 600 Mk., jedes der sieben älteren 750 Mk.

Das Berliner Seminar ist das älteste seiner Art, nach seinem Muster wurden erst später die kgl. Seminare in Königsberg, Danzig, Stettin, Posen, Breslau, Magdeburg, Kassel, Koblenz, Göttingen und Münster eingerichtet. Es ist von dem bekannten Rector Fr. Gedike 1787 gegründet, stand 1819—1867 unter der Leitung des Philologen August Böckh und seit 1869 unter dem trefflichen Bonitz, der aus Österreich nach Berlin zurückgekehrt als Director des Gymnasiums »Zum grauen Kloster« die Verbindung des Seminars mit dem Gymnasium wieder herstellte. In den von ihm verfassten Statuten gewann neben der fachwissenschaftlichen (philologischen) Richtung, die früher fast ausschließlich betont wurde, auch das pädagogische Moment wieder seine Beachtung.

Auch heute ist trotz der neuen Ordnung für die praktische Ausbildung der Lehramtscandidaten in Preußen dieses Statut noch unangetastet geblieben. Aber eine Ortsveränderung hat unterdes mit dem Seminar stattgefunden, indem es jetzt mit dem Köllnischen Gymnasium in Berlin in Verbindung gebracht ist, dessen Director, der bekannte Germanist Prof. Dr. Franz Kern, die Übungen leitet.

Da die Seminaristen auf verschiedenen Berliner Gymnasien als Probanden vertheilt sind, wäre es mir nur schwer möglich gewesen, dieselben während ihres Unterrichtes zu besuchen, was, wie ich hörte, sogar seitens des Seminardirectors nur seltener geschehen kann. Das Hauptgewicht der Seminararbeit liegt daher in den 14tägigen Conferenzen, deren einer ich nach beigebrachtem Einführungsschreiben seitens des preußischen Cultusministeriums beiwohnen durfte.

---

[1]) Ziegler war nämlich Gymnasiallehrer in Würtemberg, in der Schweiz und in Baden und zuletzt, wie oben bemerkt, Conrector in Straßburg.

Der erste Theil der Sitzung (am 9. März) erinnerte an die Tradition von Böckh, indem zunächst ein rein philologisches Thema behandelt wurde. Es wurde nämlich der Monolog von Sophokles' Antigone v. 891: *ὦ τύμβος, ὦ νυμφεῖον, ὦ κατασκαφής* bis v. 928 von den Seminaristen stückweise gelesen und übersetzt, wobei Director Kern bemerkte, es handle sich hier vor allem darum, eine wirklich mustergiltige Übersetzung zu bieten, so wie sie den Schülern schließlich immer vom Lehrer vorgelegt werden müsse. Zur Besprechung schlug dann daraus Kern die bekannte, an Herod. III, 119 erinnernde Stelle vor, welche gewöhnlich als Interpolation bezeichnet werde. Die Candidaten betheiligten sich unter Vorführung von ästhetischen und grammatischen Gründen an der Debatte, die mit der Erklärung Kerns schloss, es sei thatsächlich hier mindestens von v. 907—912 an eine Schauspieler-Interpolation zu denken, denn erst nach Ausscheidung dieser Stelle käme die wärmere Färbung, die innige Empfindung Antigones zum Ausdrucke, wie sie allein des Sophokleischen Talentes der Darstellung würdig sei.

Der zweite Theil der Conferenz war rein didaktischer Natur. Es wurde aus Schillers 'Prakt. Pädagogik' §. 32 das Lehrverfahren im deutschen Unterrichte, speciell der Aufsatz behandelt. Dabei wurden Schillers Vorschläge, besonders dessen Forderung kritisiert, dass für V. die Stoffe aus den eigenen Erlebnissen der Schüler genommen, ferner dass ein Gespräch in eine Erzählung, Beschreibung oder in einen Brief verwandelt werden könne, oder dass eine Geschichte von den Schülern ersonnen werden dürfe. Auf die Frage eines Candidaten, was man von dem Grundsatze der Concentration zu halten habe, insoferne möglichst viele Gegenstände ihre Stoffe für deutsche Aufsätze liefern sollten, bemerkte Kern, dass es wohl rathsam sei, das Deutsche auch auf diese Weise in den Mittelpunkt des Unterrichtes zu stellen. Bei der Erörterung dieses Punktes sagte Kern unter anderem, man solle sich doch nur ja zu keinem Thema aus rein äußeren Gründen zwingen, sondern nur solche Aufgaben stellen, die man in der That gerne gebe.

So kamen thatsächlich während des zweiten Theiles der Conferenz eine Reihe didaktischer Fragen in höchst beachtenswerter Weise zur Erörterung, und ich gewann die Überzeugung, dass wenigstens von der theoretischen Seite her unter der fachkundigen Leitung Kerns für die Candidatenweiterbildung gesorgt ist. Ich war nun neugierig zu sehen, wie sich etwa auch die praktische Einführung in einem anderen Seminar mit ähnlichen Statuten gestaltet. Ich besuchte daher

b) Das königl. Seminar für gelehrte Schulen in Stettin.

Zweck dieses Seminars ist jetzt, Lehrer für höhere Schulen, besonders der Provinz Pommern, namentlich während des Probejahres auszubilden. Es hat nämlich die Einrichtung desselben, die im ganzen allerdings noch auf dem Statut vom 3. Juli 1844 beruht, unter dem Einflusse der neueren Anordnung über die praktische Ausbildung der Schulamtscandidaten in Preußen doch eine gewisse veränderte Bestimmung erhalten. Dr. G. Weicker, der als Director des königl. Marienstifts-

gymnasiums zugleich das Seminar leitet, hat selbst in zwei Gutachten (vom 15. Mai und 12. September 1890) dem Cultusministerium in Berlin darüber seine Gedanken eröffnet, was nun wohl mit der Einrichtung der älteren königl. Seminare geschehen sollte. Daraufhin ist durch Min.-Erlass vom 1. Juli und weiters vom 21. November 1890 in Weicker'schem Sinne verfügt worden, dass nunmehr das Seminar wesentlich den Zwecken des Probejahres im Sinne der Verfügung vom 15. März 1890 dienstbar zu machen und die Mitgliedschaft in demselben als Probejahr anzuerkennen sei, jedoch mit Rücksicht darauf, dass die Seminarmitglieder hier von vornherein am Gymnasium als Hilfslehrer mit zehn Stunden thätig seien, unter einer Reihe von Voraussetzungen, welche in dem Stettiner Osterprogramm 1891, S. 13 veröffentlicht sind.

Da in den Tagen meines Stettiner Aufenthaltes gerade keine Seminarconferenz stattfand, erlaubte mir Dir. Weicker in sein Actenmaterial Einsicht zu nehmen. Aus den Protokollen der Seminarjahre 1888/89 und 1889/90 ergab sich mir der Gang der Anleitung nach dem alten Statut, aus den Protokollen des Jahres 1890/91 konnte ich die neugeregelte, auf die Probandeneinführung abzielende Einrichtung ersehen. Ich notierte mir die Vertheilung der Arbeiten, die Disposition der Probelectionen und die Themata der Jahresarbeiten und ersah daraus, dass die Arbeit in diesem Seminare sowohl in theoretischer als praktischer Beziehung eine höchst erfolgreiche sein musste, was mir übrigens auch durch die Anerkennung bestätigt wurde, welche der Minister der Thätigkeit Weickers zu wiederholtenmalen bei Zurückstellung der Jahresberichte zollte.

Die vierzehntägigen Conferenzen, welche man in dem Seminar auch weiterhin beibehalten hat, sind zwar in der preußischen Verordnung vom 15. März 1890 über das Probejahr nicht vorgeschrieben, bilden aber jetzt gewissermaßen den Ersatz für die in jener Verordnung vorgeschriebene strenge Beaufsichtigung, die hier dem Director nicht immer möglich ist. Die Probanden genießen nicht unerhebliche materielle Vortheile, indem jedes der Mitglieder freie möblierte Wohnung (eventuell auch Heizgelder) und jährlich 450 Mk. Stipendium bezieht. Da nun aber in diesem Seminare nur vier Mitglieder jährlich Aufnahme finden, so müssen die anderen zwei vom königl. Gymnasium abgehenden Seminaristen am Stadtgymnasium in Stettin Unterkunft suchen, was, wie ich höre, in der Regel möglich ist. Wenn ich bedenke, dass Dir. Muff vom königl. Gymnasium, der die Candidaten während des Seminarjahres anleitet, und Dir. Weicker, der sie von ihm als Probanden übernimmt, in durchaus freundschaftlichen Beziehungen zueinander stehen, so können diese beiden Anstalten wohl die Theile eines Organismus darstellen, der in consequenter Weise darnach angethan ist, tüchtige Lehrer für die Gymnasien Pommerns heranzubilden.

Nunmehr kann ich auf die Seminareinrichtungen neueren Datums eingehen, auf deren Kenntnisnahme ich natürlich die größte Aufmerksamkeit verwendete.

2. Seminare jüngeren Datums (Gymnasialseminare).

Entwicklungsgeschichte.

Auf der Directorenconferenz Preußen im Jahre 1877 war bereits die Rede davon, dass an gewissen Musteranstalten Einrichtungen zur Aufnahme einer Anzahl von Lehramtscandidaten geschaffen werden sollten. Indes waren damals der Referent und Correferent nicht gleicher Meinung, indem der letztere sogar in solchen Vorkehrungen etwas Unpraktisches erblickte. Im Jahre 1882 wurde seitens des Ministers des Cultus und der öffentlichen Arbeiten in Dresden, v. Gerber, eine Generalverordnung erlassen, welche nicht bloß dadurch ein erhöhtes Interesse gewinnt, weil in derselben die Unzulänglichkeit des Probejahres damit begründet wird, dass es ihm an einer planmäßigen, eingehenden Organisation fehle, sondern besonders dadurch, dass in ihr geradezu das erstemal die Idee der Seminargymnasien zur Erörterung kam. Am 15. Februar 1888 theilte mir Dir. Frick gelegentlich meines Aufenthaltes in Halle mit, er komme eben aus dem Ministerium in Berlin, wo er erreicht zu haben glaube, dass man an höchster Stelle nunmehr auf die praktische Ausbildung der Lehramtscandidaten eine größere Aufmerksamkeit verwenden werde. Darauf stand im XXIII. Heft der »Lehrproben« S. 111—120 »Die Denkschrift, betreffend die praktische Ausbildung der Candidaten für das Lehramt an höheren Schulen und die Grundzüge der Ordnung der praktischen Ausbildung« zu lesen. Am Ende des Jahres 1888 fügte H. Meier (Schleiz) eine Reihe von ihm aufgestellter Thesen über das Seminargymnasium dem Berichte der im selben Jahre stattgehabten Directorenconferenz der Provinz Sachsen bei, welche mit diesem an die vorgesetzte Behörde geleitet wurden (vgl. L. Pr. XXIV. 13). Am 8. März 1889 eröffnete der preußische Cultusminister v. Gossler in einer längeren Rede die seitens der Regierung geplante künftige Organisation der praktischen Vorbildung zum höheren Schulamt, und endlich am 15. März 1890 erschienen die amtlichen Bestimmungen darüber, als deren Verfasser von Schiller (Päd. Sem. S. 125) direct Dr. Stauder, vortragender Rath im preußischen Cultusministerium, genannt wird. Welche Factoren sonst noch in dem ganzen Werdeprocess der neuen Einrichtung eine Rolle spielten, konnte ich natürlich als Fernstehender nicht ermitteln, sicher werden die gleichzeitigen literarischen Erörterungen über die Frage nicht ohne Einfluss auf die Entwicklung der Angelegenheit geblieben sein. Freilich Schillers Schrift über »Pädagogische Seminarien« ist sicher erst nachher veröffentlicht worden, und auch Zange scheint, wie Schiller behauptet, in seiner Abhandlung »Gymnasialseminare« [1]) die beabsichtigte Einrichtung der künftigen preußischen Seminare nicht gekannt zu haben.

Seit Ostern 1890 ist nun in der That eine große Zahl solcher Seminare eingerichtet worden. Ob es wirklich dazu kam, 70 Anstalten im ersten Jahre damit zu bedenken — denn so viele hätten es nach der ersten Berechnung des Ministers sein müssen — konnte ich nicht er-

---

[1]) Buchhandlung des Waisenhauses 1890.

mitteln, im Jahre 1891 sind es nurmehr nach dem Statistischen Jahrbuche für das höhere Unterrichtswesen in Deutschland usw. von Mushacke 35 gewesen, die indes auch nicht alle, wie ich am Königstädter Gymnasium bei Dir. Dr. Bellermann erfahren konnte, in Action waren. Der Zahl nach bestanden heuer solche Seminare: für Ostpreußen 1 (Tilsit), für Westpreußen 1 (Marienwerder), für Brandenburg 6 in Berlin, 1 in Prenzlau, 1 in Landsberg, 1 in Perleberg, für Pommern 1 in Stettin, 1 in Greifswald, für Posen 1 in Bromberg, für Schlesien 1 in Hirschberg, 2 in Liegnitz, 1 in Leobschütz, für Sachsen 1 in Wernigerode, für Schleswig-Holstein 1 in Flensburg, 1 in Altona, 1 in Kiel, für Hannover 1 in Hannover, 1 in Goslar, 1 in Leer, für Westphalen 1 in Minden, 1 in Warburg, 1 in Arnsberg, 1 in Iserlohn, für Hessen 1 in Marburg, 1 in Wiesbaden und für die Rheinprovinz 1 in M. Gladbach, 1 in Bonn, 1 in Köln, 1 in Düsseldorf.

1. Das Seminar am Königstädter Realgymnasium zu Berlin.

Die theoretische Ausbildung fand daselbst im Jahre 1890/91 unter der Leitung des Dir. Dr. O. Vogel und des Oberlehrers Dr. Schrader statt, an dessen Stelle im abgelaufenen Seminarjahre Dr. Evers trat.

Dir. Vogel hatte die Güte, mir den Gang zu skizzieren, welchen er nunmehr bei der praktischen Ausbildung seiner Candidaten immer einschlagen werde. Er unterscheidet nämlich im ganzen drei Ziele, zu welchen er die Candidaten successive hinanzuführen suche und mit Bezug auf welche er auch die Arbeit unter die Seminaristen während des Jahres auftheile. Als diese drei Ziele gelten ihm: 1. zweckmäßige Gestaltung der einzelnen Lehrstunde, 2. gründliche Durcharbeitung und Einübung des ganzen Jahrespensums einer Classe und 3. Überblick über den Aufbau des gesammten Unterrichtes in den einzelnen von den Candidaten vertretenen Lehrfächern, Vertheilung des Stoffes auf die einzelnen Classen, Verschiedenheit der Lehrweise auf den einzelnen Unterrichtsstufen.

Um das erste Ziel zu erreichen, müssen die Candidaten zunächst in verschiedenen Classen von der Vorschule bis zur Prima den von einzelnen Lehrern ertheilten Musterlectionen beiwohnen, womit vom zweiten Halbjahre an wohlvorbereitete Probelectionen der Candidaten abwechseln. Diese werden in den Conferenzen einer kritischen Besprechung unterzogen. Um das zweite Ziel zu erreichen, nehmen die Candidaten je nach ihrer Fachgruppe, die der mathematisch-naturwissenschaftlichen an dem Unterrichte des Directors, die der sprachlich-historischen Gruppe am Unterrichte des oben genannten Seminarlehrers theil. Um endlich das dritte Ziel zu erreichen, hospitieren die Candidaten in 3—5 Wochenstunden in ihren besonderen Fächern in verschiedenen Classen, geben dann unter der Aufsicht der betreffenden Lehrer erst Einzelstunden, vom zweiten Halbjahre an ständig zwei Stunden wöchentlich in den betreffenden Gegenständen.

Was dann die theoretische Seite der Unterweisung betrifft, so finden vom Anfang an unter Anleitung des Directors und in Gegenwart des Seminarlehrers wöchentlich 2—3 Stunden pädagogische Be-

sprechungen statt, durch welche alle Candidaten zunächst mit den wichtigsten Grundsätzen der Erziehungs- und Unterrichtslehre, vornehmlich des Unterrichtsverfahrens, im zweiten Halbjahre mit der speciellen Methodik bekannt gemacht werden. Die Referate, welche während dieser Conferenzen in den zwei ersten Seminarjahren verhandelt wurden, sowie die Jahresarbeiten, welche die Candidaten abzuliefern hatten, finden sich in den Osterprogrammen der Anstalt vom Jahre 1891 und 1892 abgedruckt. In die letzten Jahresarbeiten konnte ich noch Einsicht nehmen. Sie waren zum Theil sehr umfangreich, eine derselben „Über die Biologie im botanischen Unterrichte" hätte nach Inhalt, Form und Ausdehnung einer Arbeit zum Staatsexamen alle Ehre gemacht. Der Director dringt darauf, dass am Anfang jeder Arbeit die benützten Hilfsmittel nach den Rubriken: Didaktisches, speciell Methodisches und Fachwissenschaftliches verzeichnet werden. Angehängt war jeder Arbeit eine ausgeführte Präparationsskizze über eine wirklich abgehaltene Lehrprobe [1], die meist mit der Arbeit selbst in einem didaktischen Zusammenhange steht.

Ich wohnte an der Anstalt erstens folgenden Probelectionen der Seminaristen an:

1. Geographie in VI. über das Thema: Oro- und Hydrographie von Afrika.
2. Deutsch in VI. über das Thema: Erklärung des Uhland'schen Gedichtes: „Siegfrieds Schwert".
3. Naturgeschichte in U.-III. über das Thema: Die Gliederfüßler.
4. Latein in O.-III. über das Thema: Caes. bell. Gall. V. 27.
5. Physik in U.-II. über das Thema: Die elektrischen Erscheinungen, durch grundlegende Experimente veranschaulicht.
6. Mathematik in U.-II. über das Thema: Entwicklung des Sinussatzes und zugehörige Constructionsaufgaben.

Über die Anlage und Durchführung dieser Probelectionen, die im ganzen als gelungene bezeichnet werden müssen, habe ich meine Beobachtungen zu Papier gebracht.

Zweitens hatte ich Gelegenheit, einer Seminarconferenz beizuwohnen. Die Verhandlungen in derselben verliefen in folgender Reihenfolge:

a) Bestimmung des Protokollführers. Dieser hatte den Verlauf der ganzen Sitzung zunächst zu concipieren und hierauf in ein eigenes Hauptbuch niederzuschreiben, welches am Ende des Seminarjahres dem Provincialschulcollegium vorgelegt wird.

b) Verlesung des Protokolls der letzten Sitzung, in welcher über das Zeichnen im geographischen Unterrichte nach Lehmann und Matzat gesprochen worden war. Nach einer Richtigstellung seitens des Directors wurde es von diesem und dem Seminarlehrer unterzeichnet.

c) Referat eines Candidaten über das Buch von R. Hildebrand „Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule". Der Candidat hatte als Grundlage für die darauffolgende Debatte eine hektographierte Skizze

---

[1]) Vergl. die Jahresarbeiten in Halle, worüber im Folgenden.

unter die Conferenzmitglieder vertheilt. Die Debatte gestaltete sich sehr anregend, konnte aber in dieser Sitzung nicht völlig abgeschlossen werden.

Dir. Vogel gab mir in bereitwilligster Weise über alle in das Seminar einschlägigen Fragen Auskunft. Als ich ihn z. B. fragte, ob er nicht befürchte, dass etwa die ganze Veranstaltung an dem Umstande scheitern werde, weil es ja unmöglich eine genügende Anzahl geschulter Lehrkräfte für die Anleitung geben könne, antwortete er: „Auch ich sehe darin eine gewisse Schwierigkeit, die mir aber nicht unüberwindlich erscheint; denn es werden eben gerade diese Seminarien die Pflanzstätten solcher Lehrkräfte werden, die in den Dienst der Ausbildung von Candidaten gestellt werden können.[1]) Aber es müsse auch an der Universität schon etwas für die rationelle Gestaltung des Unterrichtes gethan werden. Über diesen Gegenstand hat Dir. Vogel, wie er mir mittheilte, seinerzeit ein Gutachten an das Ministerium abgegeben, dessen Hauptgedanken ich mir der Originalität halber in meinem Handbuche anmerkte. Ebenso sprach er sich über die verzweifelte Lage, in welcher sich nach Herausgabe der neuen Lehrpläne die Realgymnasien in Preußen befänden, aus. Schließlich eröffnete er mir einen Vorschlag über die Heranbildung von neuphilologischen Lehrern, welche dem Staate weniger kosten würde, als die nur einzelnen zugute kommenden Stipendien für den Aufenthalt in Frankreich und England.

Dass Dir. Vogel dem modernsprachlichen Unterrichte an seiner Anstalt große Sorgfalt zuwendet, wurde mir aus folgendem Umstande klar. Ich konnte nämlich die Probeaufführung seiner Primaner in der Aula mitansehen, wobei eine Scene aus Molières L'Avare in französischer Sprache vorgeführt wurde. Die Schüler zeigten dabei eine außerordentliche Gewandtheit in der französischen Conversation und eine für Schüler erstaunliche schauspielerische Routine. Solche Scenen führen nämlich die Primaner — im Englischen aus Shakespeares Dramen — am Ende jedes Schuljahres vor einem geladenen Publicum (meist Eltern der Schüler) auf. Das hierbei eingehobene kleine Eintrittsgeld wird zu einem Fond angelegt, aus welchem ärmeren fleißigen Schülern die Hälfte des Eintrittsgeldes ins Theater bei Aufführung classischer Stücke gezahlt wird.

So schied ich von der Anstalt mit einer Reihe wertvoller Anregungen, die ich natürlich zum größten Theile dem Director des Gymnasiums selbst danke.

2. Das Seminar am König Wilhelms-Gymnasium in Berlin.

Der Director der Anstalt, Prof. Dr. O. Kübler, den die Regierung mit der Leitung des Seminars betraut hat, ist in Fachkreisen hauptsächlich durch die Neuausgabe der „Verordnungen und Gesetze für die höheren Schulen in Preußen“ von Wiese bekannt. Gleich bei meinem ersten Besuche schilderte er mir die Grundzüge seiner seminaristischen Veranstaltung mit dem besonderen Hinweise, ich würde bei ihm nicht, wie ich es wahr-

[1]) Vergl. Schillers „Pädag. Seminarien“ S. 134 f.

scheinlich anderswo gefunden haben würde, die auf Herbart'scher Grundlage geübten Formen finden. Wohl sehe auch er darauf, dass seine Candidaten von diesen Kenntnis nehmen, aber doch mit der Einschränkung, dass er immer darauf aufmerksam mache, man müsse diese Formen zwar beherrschen, sich aber nicht von ihnen beherrschen lassen. Er gehöre ja doch der alten, von Thiersch und Fr. A. Wolff begründeten Berliner philologischen Schule an, und in diesem Geiste werde auch hier weiter gearbeitet. Die stricte Anwendung der Formalstufen sei beim Elementarunterricht zwar zulässig, bei dem höheren Unterricht handle es sich aber durchwegs nur um eine freie Handhabung derselben.

Seine Candidaten stünden anfänglich ganz unter seiner Leitung, indem sie unter seiner Aufsicht zunächst in verschiedenen Classen und Gegenständen hospitierten; erst im zweiten Halbjahre überweise er sie den Fachlehrern des Seminars. Gerade jetzt stünden die Seminaristen, die bei ihm zu Michaelis eingetreten seien, im Unterricht der U.-III., nachdem sie früher längere Zeit selbständigen Unterricht in U.-I. ertheilt hätten. Neben ihrem ständigen Unterricht aber giengen fortwährend noch Hospitierungen nebenher. Jeden Dienstag fände die Conferenz statt, in welcher die Probeauftritte der Candidaten besprochen und Referate erstattet würden. Diese letzteren hätten sich im vergangenen Sommer hauptsächlich auf französische Schulordnungen bezogen, und es wäre damit eine reiche Gelegenheit geboten gewesen, die einheimischen Schulordnungen vergleichend zu behandeln. Der letzte Winter war ausgefüllt mit einer Besprechung der sechs Vorlesungen des Franzosen Bréal: De l'enseignement des langues anciennes, die sich auf die Methode des lateinischen und griechischen Unterrichtes beziehen. Die Behandlung dieser exotischen Erzeugnisse veranlasste mich zur Frage, ob der Director auch unsere österreichischen Instructionen kenne, was er bejahte und wobei er bemerkte, dass er mit Vergnügen besonders von dem letzten ausgezeichneten Erlasse des österreichischen Unterrichtsministers Kenntnis genommen habe, der sich in höchst freundlicher Weise zu dem Betrieb der classischen Sprachen stelle. Außer den oben erwähnten Schriften waren in der Conferenz des vergangenen Jahres auch Theile aus Herbarts Ethik und deren Verwertung bei Ziller und wichtigere psychologische Fragen erörtert worden. Ich habe mir aus den Sitzungsprotokollen genauere Aufzeichnungen sowohl über die Referate als über die Jahresarbeiten machen können. Außerdem war ich bei zwei Probelectionen der Candidaten anwesend.

1. Latein in U.-III. über das Thema: Caes. bell. Gall. I. c. 47. »Ariovist versucht abermals mit Cäsar zu verhandeln« (Präp.-Skizze).
2. Latein in derselben Classe: Fortsetzung der ersten Lection seitens eines anderen Candidaten (Caes. bell. Gall. I. c. 47 u. 48).

Während eines Gespräches über methodische Angelegenheiten machte mich Dir. Kübler mit seiner Lieblingsidee bekannt, den lateinischen Unterricht für die Unterstufe möglichst dadurch zu erleichtern, dass man den Übungsstoff für VI. in Semestralpensen abgekürzt darstelle und auf Grund derselben den Unterricht vornehme. Um aber in dieser

b) Eine Griechischstunde in derselben Classe: Aus der Hoplopoiie der Ilias.

Von den Seminaristen wurden folgende Probelectionen gehalten:

a) In U.-III. Geschichte: Die Entdeckung von Mexico.

b) In VI. Deutsch: Erklärung des Gedichtes von Rückert „Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt".

c) In II. A. Griechisch: Übersetzung und Erklärung von Xen. Memor. III, 6. §. 7—10.

Ich verfolgte die Durchführung dieser Probelectionen mit der Präparationsskizze in der Hand und machte mir für die nachfolgende Conferenz darüber meine Aufzeichnungen.

Die Seminarconferenz verlief nach folgenden Punkten:

1. Festsetzung der Termine für die Probelectionen der nächsten Woche.
2. Verlesung des letzten Protokolls.
3. Freier Bericht eines Seminaristen über den Abschnitt aus Kerns 'Grundriss der Pädagogik' „Von der Zucht".
4. Referat eines anderen Seminaristen über „Die psychologischen Momente der Aneignung aus Willmanns Didaktik II. 4. Abschnitt.
5. Bestimmung des nächsten Referates aus Schraders Erziehungslehre.
6. Beurtheilung der obigen drei Probelectionen nach der Reihenfolge: *a*) Selbstkritik des Candidaten, *b*) Kritik der übrigen Seminaristen, *c*) Kritik des Seminarlehrers Dr. Wehrmann, *d*) zusammenfassendes Urtheil des Directors.

Wenn ich zu dieser Theilnahme an den Muster- und Probelectionen und an der Seminarconferenz noch hinzunehme, dass ich mich auch aus den Protokollen über die sonstigen Seiten der Einführung und aus den übrigen Actenstücken über den äußeren Gang der Candidateneinweisung unterrichten konnte, so muss ich sagen, dass ich eigentlich hier in Stettin das Gymnasialseminar in seinen einzelnen Phasen vollständig kennen gelernt habe. Das etwa noch Fehlende lässt sich jetzt leicht aus Muffs Seminarberichten in der Berliner Zeitschrift für das Gymnasialwesen ergänzen. Der Eindruck, den ich hier in Stettin von der ganzen Einrichtung empfieng, ist ein besonders günstiger. Dir. Muff hat eben sein Seminar in vollem Zuge, wozu er natürlich das Allermeiste beiträgt. Mit großer Sachkenntnis und Redegewandtheit verbindet er eine edle Begeisterung für das neue Institut, und sein köstlicher Humor reißt alle, Candidaten und Lehrer, mit vorwärts. Ich habe hier das erstemal so recht gesehen, was die Persönlichkeit bei einer neuen Einrichtung vermag. Hat Preußen viele solche Seminarleiter, so müssen die Gymnasialseminare die Geburtsstätten einer außerordentlich tüchtigen Lehrergeneration werden.

Über den Zusammenhang des Gymnasialseminars in Stettin mit dem zu Zwecken des Probejahres eingerichteten königl. Seminar für gelehrte Schulen daselbst habe ich bereits oben S. 74 f. berichtet.

4. Das Gymnasialseminar zu Bonn.

Weniger genau als das Stettiner lernte ich das Bonner Seminar kennen. Es war nämlich der Leiter desselben, Prof. Dr. Jos. Busch-

mann, Director des königl. Gymnasiums, zur Zeit unwohl, so dass ich mich mit einigen aufklärenden Bemerkungen seinerseits und der Einsichtnahme in die Protokolle bescheiden musste. Auf meine Frage, ob er seine Seminarerfahrungen bereits in einem der letzten Jahresberichte veröffentlicht habe, erklärte er, er werde damit so lange zuwarten, bis er sich über die Art der Probandenanleitung ein abschließendes Urtheil gebildet haben werde: man müsse nicht gleich alles an die große Glocke hängen.

Buschmann steht auf dem Standpunkt einer freien Handhabung Herbart'scher Unterrichtsformen; indes fand ich doch unter den Werken, die er seinen Seminaristen zum Studium empfahl, solche strengster Observanz. Als Gehilfen hat Dir. Buschmann regelmäßig zwei Oberlehrer, von denen der eine die mathematisch-naturhistorischen Fächer vertritt.

Wie ich aus den Protokollen ersah, beauftragte Dir. Buschmann jeden seiner Seminaristen von allem Anfang an mit der Ausarbeitung einer sogenannten Präparationsskizze. Es sollte darin ein gewisser Stoff, z. B. die Lehre vom Magnetismus schriftlich genau für die Classe und Stunde disponiert werden, ohne dass es vorläufig noch zur Durchführung vor den Schülern kam. Diese Dispositionen wurden dann regelmäßig in der nächsten Sitzung einer Besprechung unterzogen und daran allgemeine Bemerkungen über die Behandlung des Gegenstandes, dem die Lehrprobe entnommen war, geknüpft. Ende Juni begannen dann die wirklichen Probelectionen, die dann gleichfalls in der folgenden Sitzung einer Kritik unterzogen wurden. Selbständigen Unterricht übergab der Director den Candidaten erst nach den Sommerferien, während gleichzeitig in den Conferenzen auf Grund von Candidatenreferaten die einzelnen Gymnasialfächer bezüglich ihres Bildungswertes und ihrer Methode zur Behandlung kamen. Die theoretische Unterweisung der Candidaten Dir. Buschmanns gliedert sich nach folgenden Aufgaben, bezw. Gesichtspunkten:

a)
1. Zweck und Aufgabe des Seminarjahres.
2. Vorbedingungen für eine erfolgreiche Wirksamkeit des Lehrers.

b)
3. Begriff und Zweck des Unterrichtes.
4. Die reale und formale Seite des Unterrichtes.
5. Das vielfache Interesse.
6. Die Aufmerksamkeit.
7. Der Unterricht als Kunst.
8. Auswahl, Anordnung und Vertheilung des Unterrichtsstoffes.
9. Wesen und Wert der Methode.
10. Lehrgang, Lehrstufen, Lehrformen.
11. Lehrmittel.

c)
12. Das Verhältnis von Unterricht und Zucht.
13. Die Gestaltung des erziehenden Unterrichtes.
14. Die verschiedenen Erziehungsmittel.
15. Die Erziehungsgrundsätze.
16. Die Erziehung durch die Person des Lehrers.

Ein Einblick in den Jahresbericht über das verflossene Seminarjahr gewährte mir die volle Überzeugung, dass Dir. Buschmann sich mit Hin-

gebung den Aufgaben der Probandeneinführung zuwendet, und ich bedauerte daher umsomehr, dass ich weder den Lehrauftritten seiner Candidaten noch einer Seminarconferenz beiwohnen konnte.

5. Das Gymnasialseminar in Köln.

Dasselbe untersteht der Leitung des über Fachkreise weit hinaus bekannten Gelehrten und Schulmannes Dr. O. Jäger. Ich brauche nicht zu sagen, mit welchem Interesse ich nach Köln gieng, einmal um den Mann kennen zu lernen, der durch sein »Pädagogisches Testament« die Aufmerksamkeit aller Schulmänner des Continentes auf sich gezogen, andererseits aber, um zu sehen, welche Formen unter seiner Leitung das preußische Seminarstatut angenommen haben würde. Auf meine briefliche Bitte, nach Köln kommen zu dürfen erhielt ich von Director Jäger die freundliche Einladung mit der ihn völlig bezeichnenden Bemerkung: »Das preußische Statut für Seminarien ist vernünftig, muss aber freilich, wie alles Vernünftige, auch von vernünftigen Menschen ausgeführt werden.«

In Wirklichkeit habe ich nun in Köln freilich weder etwas von Muster- und Probelectionen — für letztere war damals noch nicht die Zeit da — noch auch einen Seminarlehrer zu Gesichte bekommen. Die Lehrversuche des einzelnen Candidaten finden daselbst unter Ausschluss der übrigen, nur in Gegenwart des Directors und des Fachlehrers statt. Jäger sieht in dem Eintreten einer größeren Anzahl junger Leute in die Classe nicht bloß eine Störung des Unterrichtes, sondern auch eine Beeinträchtigung der freien Bewegung des Candidaten. Übrigens müssen hier die Candidaten möglichst bald, ohne erst lange zu hospitieren, ans Unterrichten. Die Besprechung der Lehrprobe geschieht in der Regel nur vom Director zum Candidaten, also inter duos, wobei er, wie er betonend hervorhob, dem Candidaten auch bemerke, was an der Übung gut war, damit er vielleicht in dieser Richtung künftig seine Befähigung ausnütze.

Das Hauptgewicht seiner Unterweisung fällt offenbar in die wöchentlichen Conferenzen, deren Aufgaben ich hier nur in Kürze skizzieren will. Es wird der Lehrplan für die Classen VI.—III. O. Fach für Fach, wie sie im Classenpensum nebeneinander stehen, behandelt, wobei bereits eine Reihe pädagogischer und didaktischer Regeln gestreift werden. Hierauf unterbricht der Director diese Besprechungen an der Hand des Lehrplanes und erörtert dann eine Zeit lang pädagogische und didaktische Grundbegriffe, ohne dass er dabei zur Vorlage eines abgeschlossenen pädagogischen Systems gelangt — gar nicht zu reden vom Herbart'schen. Ist die kurze Zeit des Hospitierens vorüber und ertheilen die Candidaten bereits selbständigen Unterricht, so nimmt Jäger die Besprechung des Lehrplanes wieder auf und zwar jetzt fächerweise noch für die Classen II und I.

Wie im Bonner Seminar arbeiten die Probanden vor ihren Lehrversuchen, also in der Zeit des Hospitierens, Präparationsskizzen aus, z. B. über eine Geschichtstunde in IV., eine lateinische Lectürestunde in III., die Erklärung eines deutschen Gedichtes in III. usw. — Daran schließen sich in den Conferenzen Besprechungen, die vom Besonderen

der Lehraufgabe ausgehend in die Erörterung allgemein-methodischer Bestimmungen verlaufen. Trotz der Abneigung Jägers gegen alles, was an Herbart erinnert, kommen doch auch während dieser Sitzungen die Candidaten in die Lage, von den Grundgedanken Herbarts Kenntnis zu nehmen, wenn auch in der negativen Beleuchtung ihres Seminarleiters. Derselbe findet die Herbart'schen Bestimmungen, wenigstens wie sie von Ziller und Frick ausgewertet wurden, zu wenig scharf und klar; irreführend sei geradezu das Gerede von den sechs Interessen u. dgl. — Meine Kölner Aufzeichnungen enthalten eine Anzahl geistreicher Bemerkungen und Urtheile Jägers über Zeit- und Fachgenossen, die sich jedoch der Veröffentlichung entziehen; dem Tone nach liegen sie seinen aphoristischen Sätzen »Aus der Praxis« nahe.

Ganz natürlich bat ich Jäger, mich einer seiner Lehrstunden anwohnen zu lassen, um ihn auch von der Seite des praktischen Schulmannes kennen zu lernen. Er gewährte mir gerne den Eintritt in seine O.-I., in welcher er das Latein lehrt. Es wurde eben Tacitus Ann. III. 26 gelesen. Anderntags nahm mich Director Jäger in die U.-I. mit, wo er vertretungsweise Deutsch übernahm. Es wurde ein Aufsatz disponiert und zwar nach dem Ovid'schen Verse: »Nam genus et proavos et quae non fecimus ipsi vix ea nostra voco«.

Was Jäger an dem Seminarstatut preußischer Provenienz aussetzt, ist durchaus plausibel. Der zweijährige Seminarcursus erscheint ihm als Härte, das Seminarjahr hätte man einfach als Probejahr gelten lassen sollen. Auch ist er, wie ich oben schon angedeutet habe, gegen den gar zu complicierten Apparat, der bei den Probelectionen in Szene gesetzt wird. Gewiss verurtheilt er auch — das schließe ich aus seinem ganzen Standpunkte — das gelehrte pädagogische Rüstzeug in der Seminareinrichtung, das seine rechte Stelle doch nur an der Universität hat. Er regt seine Candidaten ganz gewiss durch die ihm eigenthümliche, scharf pointierte Behandlung pädagogischer Fragen zu weiterem Nachdenken an. Für mich hatte der Besuch des Kölner Seminars den besonderen Nutzen, dass ich eine Einrichtung mit liberalerer Verfassung sehen konnte, als es die bisherigen Gymnasialseminare waren; denn für unsere österreichischen Verhältnisse passte wahrlich eine bureaukratisch scharf zugeschnittene Institution nicht.

(Schluss folgt.)

Wien. Dr. J. Loos.

Gratzy, Oscar Dr., Hilfsbüchlein zur Einführung der Jugendspiele an Gymnasien und Realschulen. Mit einer Spielplantabelle. Laibach 1891. Im Selbstverlage des Verfassers. Preis 50 kr.

Als das Thema über die Einführung der Jugendspiele an den österreichischen Mittelschulen auf die Tagesordnung des III. deutsch-österreichischen Mittelschultages gesetzt wurde, konnte man hoffen, dass bei der Debatte gerade jene Schulmänner zum Worte kommen würden, welche

betreffs der praktischen Durchführung dieser Neuerung bereits einige Erfahrungen gesammelt hätten. Indes nahm die Generaldebatte einen so schleppenden Verlauf, dass sie über allgemeine Theorien nicht hinauskam und dass schließlich zum Bedauern vieler Theilnehmer die Referate gerade der Praktiker nicht mehr zur Verlesung kamen. Glücklicherweise hat einer von diesen, Dr. Gratzy aus Laibach, seinen Vortrag schon vorher dem Drucke übergeben, so dass wir auf dem Wege der Lectüre erfahren, in welcher Weise das Jugendspiel am Staatsgymnasium in Laibach betrieben werden soll oder wie dies auch schon versucht worden ist. Das Schriftchen kann als eine Art praktischer Anleitung gelten, welche um so höher zu schätzen ist, als sie aus österreichischen Gymnasialverhältnissen erwachsen ist und von einem einheimischen Verfasser stammt. Wir empfehlen das Büchlein den betheiligten Schulkreisen zur eingehendsten Würdigung. Es handelt zunächst über den Spielplatz, die Spielzeit, über die Überwachung der Jugendspiele durch Schüler und Lehrer, über die beim Spiele einzuhaltende Ordnung, die Eintheilung der Spiele und die Beschaffung des Spielmaterials. Eine Tabelle bringt die Spielgruppen sammt den dazugehörigen Spielarten, nämlich: Ordnungsübungen, Bewegungsspiele, Rast- (nicht Kraft-) und Geschicklichkeitsspiele, Kraftübungen zur Anschauung. Die Spiele sind aus den besten Quellen ausgewählt: 1. aus Eitners Jugendspiele (Görlitz 1890), 2. Schreber-Verein, Spielcommission zu Eisleben, 75 Spiele, 3. Lion, Leitfaden für Ordnungs- und Freiübungen, Bremen. Die Exercierübungen, die mit den Zwecken des Jugendspieles nicht ganz vereinbar sind, schließen sich dem k. u. k. Exercierreglement der Infanterie an.

So sehr wir der strammen Ordnung beim Spiele das Wort reden, so können wir doch nicht billigen, dass die Spielordnung sich allzusehr der militärischen Praxis anschließe. Wenn z. B. S. 14 verlangt wird, dass beim Erscheinen einer höheren Persönlichkeit die Spieler das Spiel aufgeben, sich in Front aufstellen und die Habt-Acht Stellung einnehmen, so widerspricht dies wohl den Zwecken der Visitation, die die Jugend beim Spiele beobachten will. Die Zahl der Aufsichtsorgane ist zu groß, wenigstens nicht für alle Schulverhältnisse praktisch; man darf beim Spiel nicht zu viel schulmeistern, sonst wird das angestrebte Ziel vereitelt. Gratzy verlangt folgende Aufsichtsorgane: Spielmeister, Ordner, Spielwart, controlierender Lehrer, Turnlehrer, Director. Es ist wünschenswert, dass möglichst viele Spielleiter die Erfahrungen, die sie mit dem Jugendspiel machen, in Schulprogrammen und Zeitschriften rückhaltlos mittheilen, damit diese Neuerung im Sinne des bekannten hohen Minist.-Erlasses sich entwickle und den Ungläubigen bald klargemacht werde, dass hier Spiel von Spielerei scharf zu trennen ist.

Wien. J. H.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Culex, carmen Vergilio ascriptum. Recensuit et enarravit Fridericus Leo. Accedit Copa elegia. Berolini apud Weidmannos 1891. 8°. 122 SS. Preis 3 Mk.

Nachdem der Herausgeber den Text des Culex, begleitet von den Lesarten des Archetypus, geboten, folgt die Praefatio, worin Fragen allgemeiner Art, betreffend das edierte Gedicht, zur Behandlung kommen. Der Herausgeber setzt die Abfassung des Culex kurz nach Vergil, aber womöglich noch vor Augusts Tod. Was das Sujet anlangt, so vermuthet Leo ein Vorbild und zwar das eines griechischen Dichters, der etwa eine im Volke verbreitete Fabel verarbeitete. An ein Corpus kleiner Gedichte Vergils, das schon im Alterthum vorhanden gewesen sein soll, glaubt L. nicht: von der Sammlung, in welcher der Culex im Bembinus (jetzt Vaticanus, s. IX) und seinen Verwandten erhalten ist, meint er: Non pridem facta est cum scriberetur codex Bembinus. — Was aber L. vor allem mit seiner Ausgabe will, entnehme man aus seinen Worten p. 21: Me ad carmen de culice accuratius tractandum non virtus poetae allicuit, .. sed, ut accidit philologis, difficultas sermonis et proprietas, und p. 22: Carminis memoriam interpretatione restituendam et vindicandam suscipiam, emendandam ea ratione, quam carmini non praeter modum corrupto adhibere par est. In der That ist es dem Herausgeber gelungen, durch scharfe Interpretation namentlich unter Beleuchtung sprachlicher Eigenthümlichkeiten, die allerdings nicht der Trivialgrammatik angehören, verhältnismäßig oft die Überlieferung vor weiteren Emendationsversuchen sicherzustellen. Was Ref. anzumerken hat, dass das V. 143 überlieferte *excedunt*, welches in *escendunt* corrigiert wurde, an dem ähnlich behandelten *excedere* Tac. Agr. 42 eine Stütze hat, dass zu dem Dativ beim Comparativ V. 182 nicht Wölfflin, sondern der Ref. 'Gymnasium' III 223 f. zu erwähnen war, dass nebst den zu V. 218 beigebrachten Stellen über die Schlangenhaare der Eumeniden auch Ov. Her. XIX 134 *et nondum nexis angue Medusa comis* eine passende Parallele abgäbe, dass *flamma lacrimans* V. 314 mit *fax lacrimoso stridula fumo* (Ov. Met. X 6; s. das. die Bemerkung von Lindemann) zu vergleichen ist, sind Kleinigkeiten, die sich ihm bei der Lectüre des gehaltvollen Commentars ergaben. — Den Schluss des Büchleins bilden der Text der Copa mit kritischem Apparat und ein zweifacher Index.

De futuri infinitivi usu Latinorum quaestiones duae. Scripsit Nils Sjöstrand. Lundae 1892, apud H. J. Möller bibliopolam universitatis. gr. 8°, 55 SS. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Eine nützliche statistische Arbeit, deren Resultate jedenfalls der Schulgrammatik zugute kommen werden! Wenn die Ansicht, Umschreibungen des passiven Infinitivus futuri durch *fore* (*futurum esse*) *ut* würden dem Gebrauch der Formen auf *-um iri* vorgezogen, in unseren Grammatiken noch Vertreter findet, so erhält sie durch die Statistik des Verf.s den Todesstoß. Aus der ersten tabellarischen Zusammenstellung entnimmt man folgende, auf die Schulautoren bezüglichen Zahlen für den Gebrauch des mit *iri* gebildeten Infinitivs und seines Ersatzes: Der Fälle, wo der Infinitiv mit *iri* gebraucht wird, sind bei Cäsar 5, bei Cicero 61, bei Sallust 2, bei Nepos 1, bei Livius 9, bei Ovid 0, bei Tacitus 1; Umschreibungen des Inf. fut. pass. finden wir bei Cäsar 7, bei Cicero 28, bei Sallust 1, bei Nepos 0, bei Livius 4, bei Ovid 1, bei Tacitus 5. Vergil und Horaz fehlen in der Tabelle. Zu beachten ist, dass mit Ausnahme einer einzigen Stelle (Cic. ad Att. 12, 7, 1 deinde fore ut angeretur) die Umschreibung durchaus zwanglos stattfindet. Eine zweite Tabelle weist nach, dass die Umschreibung des activen Inf. fut. auch nicht annähernd auf die Fälle beschränkt ist, wo dem betreffenden Verb ein Supin fehlt, sondern die Stellen, in denen ohne Noth umschrieben wird, in der Majorität sind; so gebraucht Cicero nur an 8 Stellen *fore ut* durch supinlose Verba gezwungen, an 39 ohne diesen Zwang. — Den beiden Übersichtstabellen folgen die Belegstellen nach den Autoren geordnet. — Im weiteren (de infinitivo futuri ad verbum sperandi relato) untersucht S. den Infinitiv und seine Umschreibung nach *spero*. Da unsere Grammatiken die von S. getadelte Lehre des Spero fore ut nicht kennen, ist dieser Abschnitt von geringerem Interesse.

Wien. J. Golling.

Höcker P. O., Götz von Berlichingen. Culturgeschichtliche Erzählung, der deutschen Jugend gewidmet. 2. Aufl. 8°, 180 SS.

Derselbe, Der Wüstenprinz. Culturgeschichtliche Erzählung aus der Blütezeit Altägyptens, der deutschen Jugend gewidmet. 2. Aufl. Berlin, Krüger 1892. 8°, 153 SS. Preis je 4 Mk., 80 Pf.

Das erste der beiden Bücher enthält eine Erzählung, die auf Götzens Selbstbiographie und auf Goethes Schauspiel beruht. Wir denken, dass es besser gewesen wäre, bloß die Selbstbiographie zugrunde zu legen und so ein ganz treues Geschichtsbild zu geben. Eine solche Erzählung würde auch eine zweckmäßige Vorbereitung für die Lectüre der Dichtung Goethes gebildet haben. So aber muss der junge Leser das, was Goethe erdichtet hat, z. B. dass Sickingen Götzens Schwager gewesen sei, als historisch wahr hinnehmen. Es versteht sich übrigens von selbst, dass der Verf. bei der Verwertung des Goethe'schen Dramas alles für die Jugend minder Geeignete hinweggelassen hat. Sieht man davon ab, so kann man das Büchlein immerhin empfehlen. Der Verf. versteht gut zu erzählen und hat auch für Ton und Farbe seine Vorbilder entsprechend benützt; die Sprache könnte wohl hie und da einfacher und naiver sein. Die zweite Erzählung zeigt, dass der Verf. sich mit der ägyptischen Alterthumskunde eingehend beschäftigt hat. Man findet zwar hier und da Irrthümer; sie sind aber nicht zahlreicher und größer, als sie in Werken erscheinen, die mit ganz anderen Ansprüchen auftreten. Daher können Ton und Colorit befriedigen; dagegen scheint uns die Fabel nicht besonders glücklich und in der Erzählung macht sich die Phrase oft störend bemerkbar. Doch

auch dieses Buch

trägt aber auch

eingeflochtenen

Burg Hornberg

größeren Bilder

Bildern

storischer Erwerb

die Moltke

rauch im Auszug

11 Karten

92. K.

Strategen

ist nur

militärischen

Werke über Kriegs

wo er den

die

eine ganz

keineswegs allzu

treffliche Leistung

nen. Das

nur eine

Buch mit einer

Stil offenbart.

gegen die Auswahl

entspricht ganz

Anmerkung

sind.

der lateinischen

Kasuslehre sowie

Nepos. Prag.

34 SS.

schon vor vier

Beispielen aus

herausgeben

trossen das Mate-

Hindernisse

ierten. Mittler-

aus Nepos, und so

erscheinen. Da er

ger fand als die

Veröffentlichung seiner

ist die Ausgabe

die Grammatiken

nur der Accusativ

auf 17, der Dativ auf 15

Beispiele bei einem Verbum

zusammengestellt, wie man es billig erwarten sollte. So sind sie bei *adoriri, aggredi, obire, reddere* usw. an verschiedenen Stellen zerstreut. — Beim doppelten Accusativ wird praef. 1 *qui hoc genus scripturae leve et non satis dignum summorum virorum personis iudicent* übergangen. — S. 27 citiert Lopot aus Ages. 6, 2 »zum richtigen Verständnis« *in eo discrimine celeritas consilii Epaminondae* (statt des überlieferten *eius*) *saluti fuit omnibus.* Es ist aber Agesilaus gemeint. — S. 36 sind in dem Abschnitte »Dativ bei Verben, abweichend vom Deutschen« zuletzt drei Beispiele citiert, bei denen kein Dativ vorkommt, wohl aber die Präpositionen *de* und *inter*.

Die Interpunction ist nicht immer genau. Außerdem begegnen dem Leser nicht wenige Druckfehler, von denen die schlimmsten *Dyonisius* S. 17 und *accerimo* S. 20 sind. S. 17 werden *admirari, indignari, desperare, gloriari* usw. als Verba des Effectes (statt Affectes) aufgeführt. Ein Druckfehlerverzeichnis ist nicht beigegeben, wäre aber nöthig gewesen.

Übrigens hat der Verf. auf die recht langweilige, durchaus mechanische Arbeit ohne Zweifel viele Mühe und Zeit verwendet, wie Ref. gerne anerkennt.

2. Poppler Franz, *esse* mit einem prädicativen Adverbium bei Sallust und Cäsar. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Bielitz 1891, 8°, 31 SS.

Nach den Ausführungen des Verf.s, dessen Fleiß und Belesenheit alle Anerkennung verdient, verbindet Cäsar nur fünf prädicative Adverbien (am öftesten *satis*) mit *esse* an 17 Stellen, Sallust jedoch als Liebhaber der Vulgärsprache 17 (am häufigsten *frustra* und *abunde*) an nicht weniger als 40 Stellen, so dass bei ihm schon auf drei Seiten eine solche Verbindung kommt, bei Cäsar erst auf 20. Dabei citiert Poppler aus Sallust die beiden vollständigen Werke, aus den Fragmenten nur die vier Reden und zwei Briefe, die auch in den meisten Schulausgaben zu finden sind. Von den angeführten Stellen möchte ich Cat. 20, 2 *spes magna, dominatio in manibus frustra fuissent* in Abrechnung bringen, denn daselbst gehört *fuissent* ohne Zweifel nicht zu *frustra*, sondern zu dem präpositionalen Ausdrucke *in manibus*. Dagegen hätte eine ausgiebigere Benutzung der Fragmente für Sallust sicherlich eine Vermehrung der Stellen ergeben. Vgl. z. B. in Jordans Ausgabe S. 127.

Sallust ist auch im Gebrauche prädicativer Adverbia freier als Cäsar, der nur solche Verbindungen anwendet, welche schon lange üblich waren, wie aus Plautus und Terenz nachgewiesen wird. Den Grund für diese Abweichung findet P. nicht bloß darin, dass solche Verbindungen in der Volkssprache oft vorkamen, sondern auch in dem besonders häufigen Vorkommen von *esse* bei Sallust und in dem Gebrauche dieses Verbs theils für seine Composita, theils für andere Verba (S. 11). Der Unterschied zwischen den beiden Schriftstellern wird durch eine Masse von Citaten, die sich auch auf Plautus und Terenz erstrecken, erhärtet. Dabei ist S. 16, Z. 9 v. o. der Zusatz »ferner auch andere Verba« in dieser Stellung stilistisch unklar, da meist Beispiele mit *subesse* nachkommen. — S. 18 lässt sich P. in eine Polemik mit Schmalz über den Gebrauch von *inesse in re* bei Cicero ein und citiert dabei Zumpt und den Antibarbarus von Krebs. Warum zog er nicht lieber die Specialwörterbücher von Merguet zu den Reden und philosophischen Schriften Ciceros zurathe oder ließ die betreffende Stelle einfach weg, zumal da sie eigentlich nicht zur Sache gehört? — Den Abschnitt S. 29 *Futurum* gleich *postea* möchte Ref. gestrichen sehen. Der Verf. versuche nur, im zweiten und dritten Beispiele statt *futuris* und *futuri* das Adverb *postea* einzusetzen. Es muss hier ein Missverständnis obwalten. — S. 30 f. wird der Inhalt des letzten Abschnittes über den Gebrauch von *esse* recapituliert.

Druckfehler finden sich leider genug, darunter auch sinnstörende, so S. 6 und 19 *maribus* statt *manibus*, S. 21, Z. 4 v. o. *qui* für *quin*. Öfter ist eine Präposition ausgefallen oder am unrechten Orte hinzugekommen wie S. 22 *breviore in itinere*. Ferner ist bei Abbreviaturen häufig der Punkt weggelassen. Manches davon wird wohl auf Rechnung der Druckerei zu setzen sein. — Andere Bemerkungen: S. 26 begegnet die veraltete Schreibung *coelum*. Auch Abtheilungsfehler wie *reg-num* und *mag-nus* finden sich.

Das Programm enthält noch S. 35—42 aus der Feder des Directors Dr. Waniek einen warmen, dem unlängst verstorbenen Landesschulinspector Philipp Klimscha gewidmeten Nachruf. Ref. kann als Freund und Studiengenosse des todten Biedermannes dem reichlich gespendeten Lobe nur aus vollem Herzen zustimmen. Sit ei terra levis!

3. Porazil Ernst, Versuch einer vergleichenden griechisch-deutschen Phraseologie zu Caes. bell. gall. (Warum nicht Gall.?) (Schluss: comm. VI. VII.) Für unsere Quartaner bearbeitet. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. zu Wiener-Neustadt 1891, 8°, 29 SS.

Mit diesem vierten Programmaufsatze gedenkt Porazil seine Arbeit abzuschließen und erfüllt damit auch einen Wunsch des Ref., indem er vom 8. Buche absieht. Er berücksichtigt aber auch noch einen zweiten Wunsch, indem er unter dem Striche bei sehr vielen griechischen Phrasen angibt, aus welchen Schriftstellern er sie entlehnt hat. Wir ersehen daraus seine umfassende Belesenheit, da außer den Schulprosaikern Xenophon, Herodot, Demosthenes und Plato noch Älian, Appian, Aristoteles, Dio Cassius (aus diesem sogar wiederholt Fragmente), Diodor, Dionysius von Halikarnasus, Isokrates, Plutarch, Polybius, Strabo und Thukydides citiert werden. Der Verf. hat somit auf seine Arbeit jedenfalls großen Fleiß und viele Mühe verwendet. Durch diese zahlreichen Citate unter dem Texte wird zugleich die erfreuliche Thatsache festgestellt, dass Porazils Aufsätze von der Übersetzung des byzantinischen Grammatikers Planudes Maximus ganz unabhängig sind.

Der vorliegende Schluss behandelt auf 15 Seiten das 6. und auf nur 14 Seiten das weit längere 7. Buch. Von diesem letzteren sind nämlich die Capitel 12, 13, 32, 52, 57, 60, 68, 78, 88 und 90 ohne jedwede Version geblieben, andere sind wieder nur spärlich damit bedacht. Den von uns beanstandeten Zusatz im Titel »Für unsere Quartaner bearbeitet« hat der Verf. nicht gestrichen. Was soll aber selbst eine Elite von Quartanern mit Stellen aus Schriftstellern anfangen, die sie zum Theile nicht einmal dem Namen nach kennt? Es müssten denn nur lauter hellenistische Wunderkinder in der Classe zusammengedrängt sein, mit denen der Lehrer sogleich eine pädagogische Kunstreise in die weite Welt antreten könnte! — Dagegen werden Lehrer und Lehramtscandidaten für die ihnen gebotene, immerhin interessante Version, die aus so verschiedenen Autoren geschöpft ist, gewiss dankbar sein. Für Schüler des Gymnasiums aber kann nur die deutsche Übersetzung einen nennenswerten Nutzen haben.

Musculus ist S. 29 mit χελώνη χωστρίς übersetzt, die Version aber mit einem Fragezeichen versehen. Einfacher wäre es gewesen, die betreffende Zeile ganz wegzulassen. — S. 22 passt die beigegebene griechische und deutsche Übersetzung nicht zu der angeführten Lesart *apertis quibusdam cohortibus*, sondern zu der Conjectur *laxatis cohortibus*, welche in der 3. und 4. Auflage meiner Schulausgabe als Nothbehelf Aufnahme gefunden hat. Der Druck ist meist correct. Bemerkte Druckfehler: S. 12 *confectas* statt *confectus* und γέρως, S. 14 der Accentfehler διάχεισθαι und S. 28, Note 114 Hel. für Hell.

Nebenbei bemerke ich noch, dass der Vorgang Nachahmung verdient, zur angemessenen Verwertung des Umschlages darauf die Titel sämmtlicher Programmaufsätze in möglichster Kürze abdrucken zu lassen, wie ich dies außer Wiener-Neustadt auch bei den Programmen des Znaimer Gymnasiums gefunden habe. Dass in Wiener-Neustadt in sechs Jahren kein Programmaufsatz gedruckt wurde, halte ich in unserer schreibseligen Zeit für kein Unglück.

Krems. Ig. Prammer.

---

4. R. de Luyk, Ugo, Berengario II ed Ottone I. Progr. der Communal-Oberrealschule in Triest 1891, 8°, 74 SS.

Die Arbeit enthält im wesentlichen eine Geschichte Italiens unter den Königen Hugo, Berengar II. und Otto dem Großen. Wiewohl der Verf. das einschlägige Quellenmaterial fleißig citiert, dürfte man doch nur wenig neue Gesichtspunkte in der Arbeit vorfinden. Von den Hilfsschriften sind gerade einige wichtige nicht benützt worden. Hieher gehört die bekannte Schrift Sickels über das Privileg der römischen Kirche und die hiemit im Zusammenhang stehenden Studien anderer Gelehrten.

5. Sturm, Dr. Alexander, Die Anfänge der Habsburger in Österreich und der Widerstand der Adeligen und Wiener. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule im III. Bezirke von Wien 1891, 8°, 30 SS.

Der Verf. schildert in der vorliegenden Schrift die Lage der österreichischen Länder nach dem Aussterben des babenbergischen Mannsstammes im Jahre 1246, die Erwerbung Österreichs durch Přemysl Ottokar, die weitere Ausgestaltung der Přemyslidenmacht und deren Zusammenstoß mit dem deutschen Königthume, die Begründung und Ausbildung der habsburgischen Macht in den österreichischen Ländern und die Kämpfe um deren Befestigung. Die Arbeit wird den Anforderungen, die man heute billigerweise an sie zu stellen berechtigt ist, in keiner Weise gerecht. Sie steht auf einem so veralteten Standpunkt — mindestens für einzelne Theile —, dass man glauben könnte, sie sei bereits vor 50 Jahren abgefasst worden. Ich will hier nur einen Fall statt mehrerer herausheben: Es ist heute völlig erwiesen, wie außerordentlich geringfügig der historische Wert der steirischen Reimchronik selbst in jenen Theilen ist, von denen man erwarten sollte, dass ihr Verf. gut unterrichtet sei. Wie wenig zuverlässig ihre Angaben über das sogenannte österreichische Interregnum sind, das hat in ganz vortrefflicher Weise Huber in einem sehr gehaltvollen Aufsatze dargelegt, wie wenig Wert auch späteren Capiteln zukommt, haben wir aus einigen Arbeiten Bussons erfahren. Es ist demnach gar nicht mehr möglich, den Reimchronisten zum Ausgangs- und Stützpunkt einer Arbeit über diese Zeit zu machen. Wie viel oder richtiger wie wenig z. B. von der Erzählung des Reimchronisten über den Convent von Triebensee zu halten ist, das hatte schon Lorenz vor vielen Jahren dargelegt. Wir wundern uns demnach nicht mehr, wenn die neue Ausgabe des Reimchronisten fast in jedem Capitel eine Anzahl von Berichtigungen des Textes bringt. Nun sollte von einem Horneck schon gar nicht mehr gesprochen werden, wie dies hier S. 24, 25, 26 und 27 geschieht. Wenn man aber gar das Citat Nr. 2 auf S. 25 betrachtet, so muss man wohl oder übel auf die Vermuthung kommen, dass der Verf. Horneck und den Reimchronisten für zwei ganz verschiedene Quellen ansieht, denn es heißt da: Horneck, p. 572, R. Chr. Cap. 1121, und so werden das einemal Horneck, das anderemal der Reimchronist, das drittemal beide citiert. Nach einer anderen Seite hin ist unsere Kenntnis von den durch den Verf. behan-

[illegible] referiert
[illegible] Leser
[illegible] Schriften
[illegible] ein-
[illegible] Bürger-
[illegible] nische
[illegible] Messan
[illegible]

[illegible] Öster-
[illegible] Frank-
[illegible]

[illegible] allen
[illegible] genommen
[illegible] Arbeiten
[illegible] aufge-
[illegible] Verhält
[illegible] Einwirkung
[illegible] Deutsch-
[illegible] Heirat
[illegible] Regierung
[illegible] auf
[illegible] und
[illegible] wäre.
[illegible] nicht
[illegible] Sache von
[illegible] usw.
[illegible] Huber und
[illegible] Schreibweise
[illegible] gelangen.
[illegible] bei dem
[illegible] Vertrag mit
[illegible] S. 15:
[illegible] bestätigende
[illegible] angebotenen
[illegible] schöne
[illegible] B. S. 5.
[illegible] S. 2[illegible] Busson

[illegible] rakouský
[illegible] Thronbesteigung Leo-
[illegible] Friedensunterhandlungen
[illegible] Pardubitz

[illegible] politische
[illegible] die Stellung
[illegible] Verhandlungen über den
[illegible] der Acten des
[illegible]

8. **Janáček** Ed., O vzniku rakouského Slezka (Über das Entstehen Österreichisch-Schlesiens). Progr. des Communal-gymn. in Pilgram 1891, 8°, 12 SS.

Die Arbeit, auf den einschlägigen Werken Palackýs, d'Elverts, Slamas, Praseks und J. Lepař' fußend, gibt einen knappen Überblick über die Geschichte von Österreichisch-Schlesien von den Zeiten Boleslavs I. bis auf das 18. Jahrhundert herab.

Czernowitz. J. Loserth.

---

9. **Waśkowski** W., Z przeszlości Olkusza Aktów dyplomatycznych 43 (Aus der Vergangenheit von Olkusz. 43 Urkunden). Progr. des Gymn. in Bochnia 1891, 8°, 63 SS.

Olkusz ist gegenwartig ein kleines Städtchen in Russisch-Polen, nordwestlich von Krakau; es zählt jedoch, wie der Verf. sagt, zu denjenigen alten polnischen Städten, deren ruhmreiche Vergangenheit dem Forscher ein reiches Gebiet der Arbeit darbieten. Angeregt von dem verstorbenen Prof. J. Sujszki hat der Verf. seine archivalischen Forschungen in Olkusz begonnen, deren Frucht die vorliegenden 42 Urkunden sind, von denen nur eine, nämlich Nr. 36, bisher gedruckt war. Sie rühren aus den J. 1342—1765 her; die meisten sind in lateinischer Sprache abgefasst, sechs in polnischer und nur eine in deutscher. Regesten und genaue Beschreibungen der Originalien sind der beachtenswerten Publication beigegeben. Die Urkunden beziehen sich übrigens fast ausschließlich auf die innere Geschichte der Stadt. Auch sei noch bemerkt, dass gegenüber der Angabe im Titel und der Einleitung, die von 43 Urkunden sprechen, im Texte nur 42 zum Abdrucke gelangen. Ein Register der Könige, der geistlichen und weltlichen Obrigkeiten, wie auch der anderen Personen und ebenso der Orte, welche in den Urkunden genannt werden, soll später nachfolgen.

10. **Krotowski**, Dr. K., Norwegia pod względem kultury (Die culturellen Verhältnisse in Norwegen). Progr. des Gymn in Neu-Sandec 1891, 8°, 54 SS.

Der Verf. bietet in seiner Arbeit eine eingehende und übersichtliche Schilderung der Entwicklung und des gegenwärtigen Standes der Cultur in Norwegen. Er gliedert seine Arbeit in folgende Abschnitte: 1. Geschichte der Cultur in Norwegen und ihre Träger; 2. ethnographische und Religionsverhältnisse; 3. Anwachsen der Bevölkerung und Besiedlung des Landes; 4. Land- und Forstwirtschaft, Viehzucht; 5. Vermögensverhältnisse in den Dörfern, die Landleute und ihre Gehöfte; 6. Fischfang; 7. Bergwerk und Industrie: 8. Schiffahrt und Handel; 9. Städtewesen; 10. Verkehrswesen; 11. Bildungswesen; 12. politische Verhältnisse. — Die Arbeit beruht auf fleißiger Benützung der neuesten Specialliteratur über Norwegen und bringt deren Ergebnisse in anschaulicher Weise zur Darstellung. Mit Nachdruck hebt der Verf. am Schlusse die großen Fortschritte der Norweger in neuerer Zeit hervor und schließt mit der Bemerkung, dass die Norweger ein Beispiel jener Völker seien, die im wechselnden Laufe der Geschichte zwar tief sanken, unter dem Schutze der Vorsehung früher oder später sich jedoch wieder emporschwingen konnten. Die Anwendung dieser Ansicht auf Polen liegt nahe.

Czernowitz. Dr. R. F. Kaindl.

Entgegnung.

Hr. Jacob Minor hat in dieser Zeitschrift, Bd. 43, S. 902 manches Lobende von den Berichten des Frankfurter Hochstiftes gesagt, damit sich von dem hellen Hintergrunde mein dunkles Bild um so Abscheu erregender abhebe. Hätte die Leitung der Hochstiftsberichte einen Menschen, wie Hr. Minor mich zu schildern für gut findet, seit 1889 mit der Berichterstattung über die Goethe-Schillerliteratur betraut, der Gesammtausschuss des Hochstiftes würde auch das für die übrigen Beiträge ihm gespendete Lob dann nicht verdienen. Dass meine, von dem Verbrechen zweimaligen Citierens eines in meiner eigenen Zeitschrift erschienenen Aufsatzes von Marcus Landau und Otto Francke, befleckten Berichte, gerade weil sie von jeder Parteistellung und Kameraderie sich gewissenhaft freihalten, manchen, je nach der Parteistellung Lob und Tadel verlangenden Herrn zum schweren Ärgernisse gereichen, habe ich nicht erst aus Hrn. Minors Verurtheilung gelernt. Seine Anmaßung über meine Befähigung den Richter spielen zu wollen, brauche ich bei jedem unbefangenen Leser der Berichte nicht erst zurückzuweisen; sie haben von den berufensten Beurtheilern wiederholt so rückhaltlos freundliche Zustimmung gefunden, dass ich auf Hrn. Minors oberherrliche Billigung wirklich verzichten kann. In einem aber muss ich aus Achtung für diese Zeitschrift und ihre Leser, trotz des von Hrn. Minor angeschlagenen Tones, dem persönliches Schimpfen und Drohen beliebt, entgegnen. Sein zartes Ehrgefühl hat über zwei Jahre Zeit gebraucht, um sich über meine Bemerkung, er habe den überlegenen Mitwettbewerber Weltrich in wenig tactvoller Weise angegriffen, sittlich zu entrüsten. Hat er doch im 'Anzeiger für deutsches Alterthum' XII, 289 Weltrichs Buch die beste wissenschaftliche Schillerbiographie, die wir besitzen, genannt. Allein diesem Urtheile, auf das Hr. Minor sich so stolz beruft, gehen in derselben Recension ganz andere, von denen ich nur einige herausgreife, voran.

»Auf diese Weise macht W.s Buch weit mehr den Eindruck eines Compendiums der Schillerliteratur, als den einer nach wissenschaftlichen und künstlerischen Grundsätzen gearbeiteten Monographie« (S 278). Was muss das aber für ein Compendium sein, von dem es S. 288 heißt: »Über W.s Art, die wissenschaftliche Literatur zu citieren, bin ich nicht im Klaren. Man weiß nicht, welche Auswahl er in seinen Citaten trifft«. — »Auch in den erzählenden Theilen macht sich indessen eine auffallende Ungeschicklichkeit in der Kunst des Disponierens geltend und W. hätte in dieser Hinsicht gegen Hepp bescheidener auftreten dürfen« (S. 278). Weltrich musste bei seiner Hrn. Minor wohl bekannten Stellung zu Hepp dies als die bitterste, höchst tactlose Kränkung empfinden. W.s »Grundsatz kann leicht zu dem kunstlosen Chronikstil verleiten... noch störender ist die Anordnung in den folgenden Capiteln... der Hauptfehler einer solchen Darstellung ist natürlich der, dass der Leser von der Entwickelung Sch.s als Schüler und als Dichter kein bestimmtes Bild erhält. Hätte W. den inneren Zusammenhang über den äußeren nicht vernachlässigt... Ich kann aber nicht sagen, dass er seine Vorgänger hierin (im Nachweis der psychischen Entwickelung) weit hinter sich zurückgelassen hätte« (S. 279). »Leider lässt uns W. in Bezug auf die Grundlagen der philosophischen Bildung Schillers ganz im Stich. Zufällige Bemerkungen ... sind alles, was er zu bieten hat« (S. 283). »Ich habe behauptet, dass W. die Erkenntnis der dichterischen Entwickelung Schillers nicht weit über das bekannte hinaus gefördert habe; und dieser Vorwurf führt mich auf einen allgemeinen Fehler, welcher das ganze Buch von W. durchzieht. Wir finden nämlich S. 163—167 einen langen, fast hätte ich geschrieben langweiligen Excurs« (S. 284). »Und so wie W. hier die Zeugnisse nicht zum Reden zu bringen versteht... so fehlt auch sonst zwischen dem allgemeinen und dem individuellen Theile der Zusammenhang.« »Hier ist ein wichtiges Princip durch ungeschickte Anwendung förmlich parodiert«

(S. 285). »Trotz der übermäßig langen Verbreitung über einen ganzen Bogen doch nicht den rechten Grund, wie er auch . . . (Schillers) Ergüsse... ohne den allgemeinen Ausblick auf die Sturm- und Drangperiode nicht gehörig zu beurtheilen weiß« (S. 286). »Die zwei Stadien (der Räuber) hätten ausführlicher erörtert und besser begründet zu werden verdient... Auch hätte ihre Entstehungsgeschichte nicht so arg zersplittert werden sollen ... Nicht genug verwertet ... finde ich das Erlebte« (S. 287). »Einen gebildeten, das geschmacklose allezeit abwehrenden und überall maßhaltenden Stil besitzt er nicht. Er ist überall weit mehr Agitator, Rufer in dem Streite, den er nicht ungern sucht, auch wohl Redner, als ein gelehrter Schriftsteller, welcher zugleich volksthümlich schreibt« (S. 289)

Und dem gegenüber hat Herr Minor die Stirne, von »Verdächtigung« zu sprechen, wenn man solchen Tadel gegen seinen Mitbewerber in der Schillerbiographie wenig tactvoll nennt, weil sein allein von ihm angeführtes Schlussurtheil in höchst überraschendem Gegensatze steht zur vorausgehenden Verurtheilung von Inhalt und Form! Nein, Hrn. Minors Kunst »mit der einen Hand zurückzunehmen, was man mit der anderen gegeben hat«, verstehe ich nicht zu würdigen, denke sie auch so wenig von ihm zu lernen, wie die Klugheit, mich von seinen oder seiner Freunde Drohungen einschüchtern und vom geraden Wege abdrängen zu lassen.

Breslau. Max Koch.

Erwiderung.

Die »beste unter den (damals) vorhandenen Schillerbiographien« ist darum noch kein fehlerfreies Werk. Ihre unbestreitbaren Mängel aufzuzeigen, war die Pflicht des Recensenten und sein Recht. Hr. Koch hat meine Einwendungen zusammengestellt und man wird finden, dass sie durchaus sachlich sind, zu einem Theile gar keinen Tadel enthalten und zum andern Theile sich gar nicht auf die Schillerbiographie Weltrichs, sondern auf einen Zwist mit Hepp beziehen. Über das Werk als Ganzes habe ich in dem Schlussurtheile: »die beste unter den Schillerbiographien« unzweifelhaft eine Empfehlung und ein Lob ausgesprochen, an dem sich nicht deuteln lässt. Wer ein solches Urtheil als »maßlos übertreibenden Tadel« bezeichnet und dem Beurtheiler die Absicht unterschiebt, sich »eines überlegenen und unbequemen Mitbewerbers zu entledigen«, der spricht damit leichtsinnig eine Beschuldigung aus, die er nicht verantworten kann.

Die »Gewissenhaftigkeit« der Koch'schen Berichte will ich an einem weiteren Beispiele kenntlich machen. Er erzählt seinen Lesern, dass ich Wilhelmine Andreä als Urbild der Schiller'schen Laura ausgegeben hätte. In meinem Buche steht davon das Gegentheil.

Wien. J. Minor.

Vorlesungen, Übungen und Ausflüge des kaiserl. deutschen archäologischen Institutes.

In Rom wurden die öffentlichen Sitzungen des Instituts am 9. December v. J. eröffnet. Der erste Secretär, Hr. Petersen, hat um dieselbe Zeit seine Führung durch die Museen begonnen, in der vaticanischen Sammlung, verbunden mit Übungen in wissenschaftlicher Aufnahme und Beschreibung der Sculpturen. Der zweite Secretär, Hr. Hülsen, wird den Cursus über Topographie der Stadt Rom im Alterthum, welchen er

besonders vor den Monumenten dreimal wöchentlich vom 15. November bis 15. December vorgetragen hat, in kürzerer Fassung im Mai d. J. wiederholen, falls sich Theilnehmer dazu finden. In den Monaten Januar bis April wird derselbe einmal wöchentlich über lateinische Epigraphik, vornehmlich in den capitolinischen und vaticanischen Sammlungen vortragen. Für das Frühjahr werden Ausflüge in die Umgegend (Nemi, Ostia, Palestrina, Corneto usw.) unter Führung der beiden Herren Secretäre in Aussicht genommen. Anfangs Juli wird Hr. Mau wie bisher einen achttägigen Cursus in Pompeji abhalten.

In Athen haben die öffentlichen Sitzungen am 7. December begonnen. Der erste Secretär, Hr. Dörpfeld, hat seine Erklärung der Bauwerke und seine Vorträge über die Topographie von Athen, Piräus und Eleusis wöchentlich einmal bis Ende December gehalten und wird sie im März d. J. fortsetzen. Der zweite Secretär, Hr. Wolters, hält Übungen zur Einführung in die Museen Athens vom December bis April. Anfangs April wird voraussichtlich die gewöhnliche Reise durch den Peloponnes unternommen werden. Da die Zahl der Theilnehmer an dieser Reise zwanzig nicht übersteigen soll, werden die Fachgenossen, die sich zu betheiligen wünschen, gebeten, sich möglichst früh beim Secretariate in Athen zu melden.

Kundmachung.

An der Gumpendorfer Communal-Oberrealschule im VI. Wiener Bezirke ist mit Beginn des II. Semesters des laufenden Schuljahres eine definitive Lehrstelle für Französisch und Deutsch zu besetzen. Bewerber, welche für den Unterricht im Englischen befähigt sind, erhalten den Vorzug. Gehalt: fl. 1200, fünf Quinquennalzulagen à fl. 200 und eine Activitätszulage von fl. 500. Näheres in der k. k. Wiener Zeitung und im Amtsblatte der Stadt Wien.

Wien, am 30. November 1892. Die Direction.

Präpariermethode für Schlangen und Lurche.

Eine Modification der Teichmann'schen Injectionsmethode für Gefäße wird von Hrn. Lehrer von Kirchrot in Neumödling zur Herstellung sehr dauerhafter und schöner Trockenpräparate angewendet. Die Bälge werden längere Zeit in Präparierflüssigkeit liegen gelassen und hierauf mit Pfeifenthon ausgegossen, wodurch die Objecte ihre Farbe und Form vollständig beibehalten, so dass selbst im k. k. naturhistorischen Hofmuseum die Präparate Anerkennung fanden. Für Schulen sind die Präparate auch noch darum von besonderem Werte, weil sie steinhart werden und sich zum Herumreichen eignen. Dabei sind sie relativ billiger und leichter zu erhalten, als Spirituspräparate, indem Kreuzottern z. B. mit fl. 4—5, Kröten, Frösche usw. mit fl. 2 abgegeben werden. Ein zeitweiliges Reinigen und Überziehen mit Lack erhält die Präparate jahrelang im gebrauchsfähigen Zustande.

Mödling. Dr. J. Gaunersdorfer.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Zur Rhetorik bei den römischen Historikern.
(Livius — Velleius — Curtius.)

In meinem Aufsatze: de rhetoribus latinis observationes (Krakau 1892) habe ich ausgeführt, wie manche in den Rhetorenschulen entstandene Floskeln in verschiedene Literaturgattungen eingedrungen sind und bei einer Reihe von Schriftstellern wiederkehren. Dasselbe Thema wurde vor kurzem in der trefflichen Arbeit von Elimar Klebs: Entlehnungen aus Velleius (Philologus 1890, Bd. 49, S. 285) gestreift. Indem der Verfasser an die Stelle des Velleius II, 46, 1 über Cäsars britannischen Zug anknüpft, macht er die Bemerkung, dass es für den modernen Sinn auffällig sei, mit welcher Zähigkeit in der römischen Prosa glückliche oder auffällige Wendungen, einmal gefunden, durch die Jahrhunderte fortleben. Parallelen zu dieser Stelle des Velleius findet er bei Solinus 22, 1, beim sogenannten Hegesippus 2, 9, 174 (cf. Josephus b. J. 2, 28, 4), im fünften Panegyricus vom J. 297 (V, 11). Der Grund dieser Erscheinung wäre meiner Ansicht nach in der Einwirkung der Rhetorenschulen zu suchen.

Diesem Einfluss hat sich auch Livius nicht entzogen, welcher in seiner Jugend eifrig rhetorische Studien betrieben hat und in alle Künste der Schule eingeweiht worden ist. In meinem Aufsatze habe ich unter anderem darzustellen gesucht, wie gewisse Phrasen über Alexander den Großen, seine Herschsucht und Unbändigkeit in der römischen Literatur fortwährend spukten und gewissermaßen zum ständigen Apparat jedes rhetorisierenden Schriftstellers geworden sind. So eine Alexanderepisode hat nun auch Livius in seine Erzählung eingeflochten. Sehr charakteristisch sind die Worte, mit welchen er dieselbe IX, 17 eingeleitet hat: Nihil minus quaesitum a principio huius operis videri potest, quam ut plus iusto ab rerum ordine declinarem varietatibusque distinguendo opere et legentibus velut *deverticula amoena* et requiem animo meo

quaererem. Der Ausdruck: deverticula amoena ist nämlich recht bezeichnend; er trifft so recht schlagend das Wesen jener Digression, deren Parallelen bei späteren, rhetorisierenden Historikern an mancher Stelle wiederkehren. Livius stellt hier Betrachtungen darüber an, was aus Rom geworden wäre, falls zur Zeit des zweiten Samniterkrieges Alexander der Große seine Streitkräfte gegen Rom gewendet hätte. Er sagt ferner, dass Alexander seinen ungeschmälerten Ruhm zum Theil dem Umstand verdanke, dass das Schicksal ihm ein kurzes Leben beschieden und einen Umschlag des Glückes erspart hat. IX, 17, 5 lesen wir: clariorem tamen eum facit ... quod adulescens in incremento rerum nondum alteram fortunam expertus decessit. Es ist das ein Gesichtspunkt, welcher bei Betrachtung historischer Persönlichkeiten in den rhetorischen Declamationen öfter hervorgekehrt wurde, wie ich in der genannten Abhandlung S. 15 dies näher ausgeführt habe.[1]) Dem werden §. 6 die magna exempla casuum humanorum entgegengestellt, ein in den Rhetorenschulen äußerst beliebtes Thema, also Cyrus und der stets bei solchen Betrachtungen reichlich beweinte Pompeius. (Cyrum quem maxime Graeci laudibus celebrant, quid nisi longa vita, sicut Magnum modo Pompeium, vertenti praebuit fortunae? Schon bei Livius wird die Unbändigkeit Alexanders hervorgehoben. §. 17 erzählt er, wie der unternehmende Macedonier Indien „temulento agmine comissabundus incessit“, seiner Maßlosigkeit im Glücke wird Erwähnung gethan (18, 1). Die späteren Rhetoren, welche den Tyrannen übertyrannen oder vielmehr nach dem Ausdruck Hamlets den Herodes überherodisieren wollten, haben noch grellere Farben hier aufgesetzt. Vgl. z. B. Seneca de benef. 1, 13.

Es war von vornherein zu erwarten, dass der Historiker Alexanders, Curtius Rufus, welcher in vielfacher Hinsicht eine starke Abhängigkeit von Livius verräth (vgl. Wiedemann, Philol. 31, 343), auch die erwähnte Stelle des livianischen Werkes nicht unbenutzt gelassen haben würde. Und in der That finden wir besonders in der Schilderung des indischen Feldzuges bei Curtius ganz sichere Anklänge an die Ausdrücke des Livius.

Vgl. Livius 9, 17, 17:	Curtius 9, 10, 27:
Indiae, per quam temulento agmine comissabundus incessit.	Hoc modo ... bacchabundum agmen incessit.

Das große aber durch Menge und Ausstattung schwerfällige Heer Alexanders nennt Livius 9, 17, 16 praedam verius quam hostem und 9, 18, 5 impedimentum maius[2]) quam auxilium. Ebenso nennt

---

[1]) In der zweiten Philippica Ciceros, welche keine wirklich gehaltene Rede ist, sondern ein literarisches Pamphlet und deshalb besonders stark rhetorisch gefärbt ist, lesen wir Ähnliches über Cato §. 12: qui cum multa vita excedens providit, tum quod te consulem non vidit.

[2]) Ich würde hier *magis* schreiben, da dies die echte und überaus häufige Formel bei solchen antithetischen Ausdrücken ist bei Livius,

Curtius das zuchtlose Heer Alexanders 9, 10, 27: parata praeda, ungefähr dasselbe sagte er vorher vom großen Heere des Dareus III, 10, 10 aciem praedam non arma gestantem, IV, 12, 9 nomina verius quam auxilia, ferner V, 1, 6 agmina nihil aliud fuisse quam onera et impedimenta. — Einen ähnlichen Ausdruck finden wir bei Livius IX, 40, 5.

Als Curtius sein Werk verfasste, standen bereits die Rhetorenschulen in voller Blüte. Es ist nun der Mühe wert zu untersuchen, inwiefern Curtius dem Einfluss der rhetorischen Declamationen zugänglich gewesen ist. Dass sein Werk im ganzen einen ausgeprägt rhetorischen Charakter trägt, ist allgemein bekannt, weniger jedoch, dass der Einfluss der Schulphrase sogar an ganzen Abschnitten seiner Erzählung sich nachweisen lässt. Namentlich aber tritt das im neunten Buche deutlich hervor, wo der indische Zug und der Anblick des indischen Oceans besonders starke Ausdrücke dem Schriftsteller eingegeben hat.

Für den Ehrgeiz Alexanders reichte die bekannte Welt nicht aus. Orbis illum suus non capit sagte von ihm der Rhetor Cestius bei Seneca Suas. 1, 5. Derselbe Ausdruck über Alexander kehrt bei Curtius in der Rede eines scythischen Gesandten wieder: orbis te non caperet (VII, 8, 12). Im Angesicht des Meeres beschließt nun Alexander, jenseits der Wogen einen unbekannten Erdtheil zu suchen. Vgl. Curt. IX, 6, 20 aliam naturam, alium orbem aperire mihi statui. In der ersten Suasoria Senecas finden wir verwandte Gedanken. Besonders ist die Ähnlichkeit schlagend in den Beschreibungen der weiten See, welche die äußerste Grenze der lebenden Natur zu sein scheint und durch ihre Gefahren den verwegenen Menschen von einem tollen Wagnis abschrecken sollte. Nachstehende Zusammenstellung möge das Obige begründen.

Seneca Suas. I, §. 1—2:	Curtius IX, 4, 18 sqq.:
Stat immotum mare et quasi deficientis in suo fine naturae pigra moles: novae ac terribiles figurae, magna etiam Oceano portenta, quae profunda ista vastitas nutrit, confusa lux alta caligine et interceptus tenebris dies ... Taetra caligo fluctus premit et nescio qui quod humanis natura subduxit oculis, aeterna nox obruit.	Trahi extra sidera et solem cogique adire, quae mortalium oculis natura subduxerit ... Caliginem ac tenebras et perpetuam noctem profundo incubantem mari, repletum immanium beluarum gregibus fretum, immobiles undas, in quibus emoriens natura defecerit.

Velleius, Curtius und anderen. — Übrigens füge ich hinzu, dass auch Valerius Maximus IX, 1, ext. 4 das Heer des Antiochus in ähnlicher Weise bezeichnet hat: avaro potius hosti praeda optabilis, quam ulla ad vincendum strenuo mora.

Derselbe Ausdruck: rerum naturam deficere kehrt bei Seneca Suas. I, 9 noch einmal wieder. Die Beschreibung des Seesturmes bei Curtius IX, 9 ist ebenso grell ausgeführt, wie die nicht minder rhetorische Schilderung bei Tacitus Ann. II, 23.

Die Soldaten Alexanders fragen erstaunt, quaenam esset eiusdem elementi natura (Curt. IX, 9, 26), schließlich werden Nearchus und Onesicritus abgesandt, „ut naturam maris noscerent" (IX, 10, 3). Sie bekommen also dasselbe Pensum, welches in den Schulen der damaligen Zeit öfter behandelt wurde; denn die Frage „quae sit Oceani natura" gehörte zu den beliebten Ingredienzen einer Suasorie, wie dies Quintilian VII, 4, 2 ausdrücklich bezeugt.

Nach den obigen Zusammenstellungen könnte man folgern, dass Curtius direct aus Senecas Sammlungen geschöpft habe; wir wagen jedoch nicht, das entschieden zu behaupten. Denn die in den Schulen geschmiedeten Phrasen wurden allmählich so geläufig, so zum Gemeingut aller, dass man sogar unbewusst sich ihrem Einfluss nicht ganz entziehen konnte. Der Dichter Albinovanus Pedo liefert dafür ein beredtes Beispiel; in der Schilderung der nordischen Expedition des Germanicus (Sen. Suas. I, 15) bewegt er sich ganz und gar im ausgefahrenen Geleise der Schule.

Velleius Peterculus ist einer der frühesten Historiker, die unter den Bann dieser Einflüsse gerathen sind. Sein Vorgehen ist in mancher Hinsicht bedeutsam für die folgenden Schriftsteller geworden. In dem erwähnten Aufsatz von Klebs über Entlehnungen aus Velleius ist jedoch Curtius außeracht gelassen worden, weil dieser Schriftsteller nach der Ansicht des Verfassers eine andere Schreibweise gepflegt habe. Neuerdings aber hat Manitius Rhein. Mus., Bd. 47 (1892), S. 465, mehrere Anklänge an Velleius in der Geschichte des Curtius aufgedeckt zu haben geglaubt. Wenn man jedoch diese Parallelen mustert, wird man sich dem entschiedenen Verdacht nicht erwehren können, dass die dort angeführten Ähnlichkeiten ganz zufällig sein können. Einige Stellen sind ohne jedweden Belang, weil sie allgemein gebräuchliche Ausdrücke enthalten, andere Redensarten des Velleius und Curtius (wie summa imis miscuit) gehen auf das gemeinsame Muster, den Sallustius, zurück. Wir glauben jedoch, dass bei näherer Prüfung sich manches ergeben wird, was für das gegenseitige Verhältnis der beiden Schriftsteller belehrend werden kann.

Schwer ist es immer bei solchen Zusammenstellungen zu entscheiden, ob eine Ähnlichkeit der Abhängigkeit eines Schriftstellers von einem andern zuzuschreiben oder ob sie nicht vielmehr auf den Einfluss eines gemeinsamen, dritten Vorbildes zurückzuführen sei. Man muss deshalb bei der Behandlung solcher Fragen äußerst behutsam verfahren. Confodere (= trucidare) hat Velleius II, 22, 3, ebenso Curtius VIII, 14, 16; IX, 5, 17; bei Florus ist es ein äußerst beliebter Ausdruck, z. B. I, 17, 7; II, 9, 16; II, 12, 2; II, 17, 14. Aber bereits bei Sallustius und Livius erscheint das

Wort in derselben Verwendung. Den Ausdruck: nulli secundus finden wir bei Velleius II, 76, 1, bei Curtius V, 10, 3; VIII, 14, 43, er ist aber auch schon aus Livius zu belegen. Capax mit dem Genetiv hat Velleius II, 29, 5; II, 93, 1; II, 127, 9, Curtius IV, 7, 29; VIII, 13, 11. Die Redensart ist zwar nicht ciceronisch, kommt aber bereits bei Ovidius und ferner auch bei Valerius Maximus (III, 7, ext. 7) vor. Wichtiger scheint uns bereits das folgende Zusammentreffen im Ausdruck. Um die niedrige Herkunft des Pseudophilippus zu bezeichnen, gebraucht Velleius I, 11, 1 die Worte: ultimae stirpis, Florus nennt denselben I, 30, 3 vir ultimae sortis, Curtius hat ultimae sortis IX, 2, 6, an einer andern Stelle VI, 8, 10 gebraucht er in demselben Sinne die Worte: ex ultima plebe. — Wir könnten die Liste derartiger seltener Ausdrücke noch reichlich vermehren, wenn wir nicht Gefahr laufen wollten, dass durch solche Parallelen schließlich doch wenig bewiesen wird.

Bedeutsamer für unsere Frage scheinen uns ganze Redensarten zu sein, welche nach Velleius bei Curtius wiederkehren. Beide Schriftsteller haben bekanntlich eine starke Neigung zur Übertreibung, in der Vorführung historischer Persönlichkeiten wimmelt es bei ihnen von superlativischen Ausdrücken. Um zu sagen, dass jemand nach Maßgabe der menschlichen Natur das Höchste geleistet hat, drücken sich beide in ähnlicher Weise aus.

Vell. II, 2, 1: virtutibus quantas mortalis condicio recipit.

II, 97, 2: virtutum quot et quantas natura mortalis recipit.

II, 104, 4: neque illi spectaculo simile condicio mortalis recipere videtur.

Vgl. auch II, 130, 3: si mediocritas recipit hominum.

Curt. IX, 3, 7: quidquid mortalitas capere poterat, implevimus.

X, 5, 36: dum quidquid mortalitas capiebat impleret.

Vieles aber übersteigt nach ihrer Ansicht die Grenzen der gewöhnlichen Menschlichkeit.

Vell. II, 40, 2 heißt es von Pompeius: per omnia fortunam hominis egressus.

II, 41, 2: (Caesar) animo super humanam et naturam et fidem evectus.

Curt. VI, 9, 18: sub eo qui modum hominis excederet.

VIII, 14, 13: Porus humanae magnitudinis propemodum excesserat formam.

IX, 2, 28: per vos gloriamque vestram qua humanum fastigium exceditis.

Fastigium ist bei Velleius ein sehr beliebter Ausdruck, mit welchem der Schriftsteller den Höhepunkt der Auszeichnungen und des Ruhmes im Leben der Menschen oder Nationen bezeichnet.

In summum fastigium evectus lesen wir II, 30, 3 und II, 56, 3, ebenfalls II, 116, 4. Vgl. II, 53, 3 und 69, 1. Efferre in fastigium kommt ebenfalls öfter bei Velleius vor. Vgl. Milkau, De Vellei Paterculi genere dicendi, Regimonti 1888, p. 76. Ähnlich lesen wir nun bei Curtius IV, 14, 20: imperium quod ad summum fastigium evexerunt.[1])

Es ist bereits von Klebs angemerkt worden, dass der Ausdruck des Velleius II, 8, 3 Cimbri ... multis mox nostris cladibus nobiles vielleicht von Tacitus Hist. I, 2 nobilitatus cladibus mutuis Dacus nachgeahmt worden ist. Bei Curtius aber lesen wir IV, 9, 9 Iam pervenerat Arbela vicum, nobilem sua clade facturus. — Bei Velleius fliehen die Markomannen in das Innere des Landes, was mit den Worten: gens .. in interiora refugiens ausgedrückt ist, II, 108, 1, vgl. II, 110, 2. Daran erinnert Curtius, wenn er von Dareus' Zweifel erzählt IV, 9, 1: an interiora regni peteret. Vgl. ebend. IV, 9, 13. — Eine gewisse Ähnlichkeit besteht zwischen Velleius und Curtius in dem, was sie über den Zug des Xerxes mittheilen. Vgl. Vell. II, 33, 4 und Curt. V, 7, 8. — Mit den Worten des Velleius über Cäsars britannischen Zug II, 46, 1, welchen dieser unternommen haben soll: alterum paene imperio quaerens orbem, weist eine große Verwandtschaft auf die Rede Alexanders bei Curtius IX, 6, 20: aliam naturam, alium orbem aperire mihi statui. Wir wollen jedoch darauf kein besonderes Gewicht legen, da die Phrase aus der Rhetorenschule stammt und zu einem geflügelten Wort geworden ist, welches auch bei Florus I, 45 und anderen wiederkehrt. — Bereits Klebs hat darauf hingewiesen, dass die Worte des Velleius über Cato II, 35, 2: semper fortunam in sua potestate habuit, beinahe wörtlich von Curtius X, 5, 35 auf Alexander angewandt worden sind. Er hat jedoch darauf keine weiteren Schlüsse bauen wollen. Uns scheint es

---

[1]) Aus Valerius Maximus ist ebenfalls dieser Ausdruck zu belegen; V, 6, 4 lesen wir: res publica ... ad summum imperii fastigium excessit. Die Anklänge an Velleius, welche bei diesem Schriftsteller nicht selten sind, wollen wir in einer besonderen Arbeit zusammenstellen. Valerius Maximus, welcher sein Werk nach dem Sturze des Seianus abgeschlossen hat, kann das Buch des Velleius benutzt haben, und uns wenigstens scheint diese Annahme unabweisbar. Über Pompeius' Tod sagt Val. Max. V, 1, 10: in suo modo terrarum orbe nusquam sepulturae locum habuit, in voller Übereinstimmung mit Velleius II, 53, 4: ut cui modo ad victoriam terra defuerat, deesset ad sepulturam. Über C. Gracchus schreibt Velleius II, 6, 2 (vgl. II, 6, 7): qui cum summa quiete animi civitatis princeps esse posset etc., ganz ähnlich Val. Max. VIII, 10, 1: cum optime rempublicam tueri posset, perturbare impie maluit. Über Sulla endlich heißt es bei Velleius II, 17, 1: L. Cornelius Sulla, vir neque ad finem victoriae satis laudari neque post victoriam abunde vituperari potest, und bei Val. Max. IX, 2, 1: L. Sulla quem neque laudare neque vituperare quisquam satis digne potest, quia dum quaerit victorias etc. Wir bemerken gleich, dass der Ausdruck satis digne echt velleianisch ist, vgl. Vell. II, 67, 1.

jedoch, dass nach der obigen Zusammenstellung kein Zweifel obwalten kann, dass Curtius in mancher Hinsicht von Velleius abhängig gewesen ist, und somit tritt auch diese Parallele in ein neues Licht. — Schließlich fügen wir hinzu, dass die allgemeine Sentenz bei Curtius V, 4, 31 saepe desperatio spei causa est wohl aus den Worten des Velleius II, 5, 2: spesque desperatione quaesita verallgemeinert und abstrahirt worden ist.

Wir haben in der bisherigen Ausführung bereits zu wiederholtenmalen des Florus Erwähnung gethan, da er ja in dieselbe Kategorie rhetorisirender Schriftsteller gehört. Dadurch schon erklären sich bei ihm manche Anklänge an Velleius, manche Übereinstimmungen mit Curtius. Vgl. außerdem Florus I, 13, 25 und Curt. IV, 5, 3; Florus II, 13, 63 und Curt. III, 5, 6. — Wir zweifeln nicht, dass bei der Fortsetzung solcher Studien sich noch manches herausstellen wird, was auch zur definitiven Fixierung des Zeitalters des Curtius beitragen könnte.

Es wäre aber überhaupt der Mühe wert, solche Nachklänge der Rhetorenschule in der gesammten Geschichtsschreibung der Römer zu verfolgen. In seinen Beobachtungen über Tacitus hat vor kurzem Liebenam (Jahrb. f. Philol. 1891, Bd. 143, bes. S. 797, 801, 802) manchen wertvollen Wink in dieser Hinsicht gegeben. Um aber schließlich zu Livius, von dem wir ausgegangen sind, zurückzukehren, wollen wir eine Notiz über Marcellus (XXV, 24) hervorheben, der beim Anblick des eroberten Syrakus Thränen vergossen haben soll: illacrimasse dicitur partim gaudio tantae perpetratae rei, partim vetusta gloria urbis. Denn die Ruinen haben stets den Rhetoren thränenreiche Ergüsse entlockt (vgl. De rhett. lat. observationes, p. 13). Außerdem hat Prof. Schmalz (Zeitschr. f. G.-W. 1881, 35. Jahrg., S. 90) darauf hingewiesen, dass ein später Nachhall derartiger Betrachtungen beim heiligen Ambrosius (Migne, Patrologie XVI, p. 1099) zu finden ist.

Krakau. Casimir von Morawski.

Propert. II 13, 25—26.

Sat mea sit magna, si tres sint pompa libelli,
quos ego Persephonae maxima dona feram.

Das ist jene vielbesprochene Stelle, die Lachmann zuerst Veranlassung gegeben hat, an der in den Handschriften des Propertius überlieferten Bucheintheilung zu rütteln.

Der erste Theil des Hexameters ist so, wie er oben steht, in den maßgebenden Handschriften überliefert. Ob er in dieser Form trotz der metrischen Schwierigkeit gehalten werden kann oder nicht, wollen wir dahingestellt sein lassen und unsere Aufmerksamkeit vielmehr dem zweiten Theile zuwenden.

Der Dichter ist in dieser Elegie von Todesahnungen geängstigt und gibt Anweisungen für seine Bestattung: keine lange

Reihe von Ahnenbildern, keine Leichenmusik wünscht er sich; er will nicht auf kostbarer Bahre ruhen, keinen Aufwand an Räucherwerk; er wünscht sich nur ein kleines, einfaches Leichenbegängnis, für dessen Ausstattung seine drei Bücher Elegien genügen mögen, das größte Geschenk, das er der Persephone bringen könne. Das wäre nun alles so ziemlich in der Ordnung, wenn nur das Gedicht, in dem Propertius von seinen drei Büchern spricht, nicht im zweiten Buche stünde. Denn ob wir nun annehmen, das zweite Buch sei so wie das erste (vgl. II 24, 1—2; Martial. XIV 189 '*Monobiblos Properti*') allein für sich, bevor das dritte noch beisammen war, vom Dichter zusammengestellt und publiciert worden, oder dass es zugleich mit dem dritten in die Öffentlichkeit kam, in jedem Falle erheben sich bedeutende Schwierigkeiten. Denn im ersteren Falle anzunehmen, der Dichter drücke damit zugleich die Hoffnung aus, er werde auch noch ein drittes Buch zustande bringen (Paldamus, Faltin, Plessis), das ist ein Gedanke, den in einem von Todesahnungen erfüllten Gedichte niemand dem Dichter zutrauen kann, und wenn man ihm auch einen so abgeschmackten Gedanken zutrauen wollte, warum sollte er sein noch zu erwartendes Schaffen gerade auf ein Buch beschränken? Im zweiten Falle aber bleibt es unerklärlich, warum der Dichter ein Gedicht, in dem er von einem dritten Buche spricht und das daher auch erst nach dem zweiten Buche mit den Gedichten des dritten Buches entstanden sein kann, in das zweite Buch sollte gestellt haben.

In Anerkennung dieser Schwierigkeiten suchte man nach Mitteln und Wegen die Sache zu erklären. So verfiel man sogar auf den Gedanken *tres libelli* sei hier nur eine allgemeine, unbestimmte Zahl, etwa wie „ein paar Büchlein", und verglich z. B. Plaut. Trin. 963 (vgl. Mil. glor. 1020) *te tribus verbis volo* oder Hor. sat. I 6, 43 *si plostra ducenta concurrantque foro tria funera* (Nobbe[1]), Voigt[2]), Reisch[3])). Aber man hat dabei übersehen, dass in solchen Fällen die Bedeutung von *tres* als einer unbestimmten Zahl sofort hervortritt, was an unserer Stelle, wo von numerierten Büchern die Rede ist, nicht zutrifft[4]). Zudem könnte *tres* als unbestimmte Zahl sicherlich nicht weniger bezeichnen als drei, sondern eher mehr, was wiederum mit den Todesahnungen, die den Dichter in diesem Gedichte ängstigen, noch weniger harmoniert, als die Annahme, dass der Dichter die bestimmte Zahl meinte und noch ein drittes Buch zustande zu bringen hoffte.

Eine reine Hypothese, die jeder weiteren Stütze entbehrt, ist es ferner, wenn Broukhuyzen und Burmann vermutheten, das Gedicht sei aus dem dritten Buche hieher übertragen worden, oder

---

1) Observationum in Propertii carmina specimen, Lips. 1818, S. 35 ff.
2) De quarto Propertii libro, Helsingforsiae 1872, S. 3 ff.
3) Wiener Studien IX 1887, S. 94 ff.
4) Ebenso urtheilt auch Heydenreich in Bursian-Müllers Jahresber. LV, S. 160.

wenn Hertzberg sich die Sache so zurechtlegt, dass dies Gedicht nach dem Tode des Propertius von späteren Herausgebern im Nachlasse des Dichters vorgefunden und hier eingeschaltet worden sei, während das meiste, was sich vorfand, zum vierten Buche zusammengestellt wurde.

Großen Beifall dagegen hat Lachmann geerntet, der aus der Erwähnung dreier Bücher in unserem Gedichte den Schluss zog, dasselbe könne auch nur im dritten Buche gestanden haben. Er nahm daher eine Zerrüttung der Bucheintheilung in der Überlieferung an, theilte das zweite Buch in zwei Theile und bezeichnete II 10 als jenes Gedicht, womit das ursprünglich dritte Buch begonnen hätte. Das dritte Buch der Überlieferung bezeichnete er dann als das vierte und das vierte Buch als das fünfte. Natürlich fanden Lachmann und diejenigen, welche sich an ihn anschlossen, auch sonst noch Gründe genug, womit man diese neue Lösung der Frage stützen zu können glaubte. Der Erfolg, den diese Bemühungen hatten, war ein durchschlagender, denn in unseren verbreitetsten Textausgaben, in der von Heinrich Keil, von Lucian Müller und von Haupt-Vahlen ist überall die Lachmann'sche Bucheintheilung durchgeführt. Der Name des gefeierten Philologen mag viel dazu beigetragen haben. Doch hat die Sache auch ihre großen Bedenken.

Fürs erste hat schon Lachmann selbst bemerkt, dass damit ein Buch geschaffen würde, welches an Umfang gegen die anderen enorm absticht: das zweite Buch würde nämlich in dem Falle kaum die Hälfte des ersten erreichen, im Vergleiche mit den drei übrigen aber wäre es sogar nicht viel größer als ein Drittel eines jeden dieser Bücher. Lachmann sah sich daher zu einer weiteren Hypothese gedrängt, nämlich anzunehmen, dass ein großer Theil dieses seines zweiten Buches verloren gegangen sei, eine Annahme, für die man sich vergeblich um triftige Gründe umsieht. Nun ist es aber doch gewiss sehr bedenklich, eine Hypothese aufzustellen, zu deren Unterstützung man eine zweite Hypothese zu schaffen sich genöthigt sieht, die vielleicht auf noch schwächeren Füßen steht als die erste.

Ferner heißt es an der bekannten Stelle im 24. Gedichte des zweiten Buches

Tu loqueris, cum sis iam noto fabula libro,

womit offenbar das erste, schon früher allein für sich veröffentlichte Buch, der *monobiblos,* gemeint ist. Nach der überlieferten Bucheintheilung ist dies ganz richtig, da die angezogene Stelle im zweiten Buche steht. Nach Lachmann aber steht dieselbe im dritten Buche. Es ist daher für ihn wiederum die weitere Annahme erforderlich, dass sein zweites und drittes Buch vom Dichter nicht getrennt, sondern gemeinschaftlich der Öffentlichkeit müsse übergeben worden sein. Wenn wir nun auch dies thatsächlich nicht bezweifeln können, da wir ja darin nach der Überlieferung nur ein

Buch sehen, so ist doch für denjenigen, der dies Buch in zwei Bücher zerreißt, die Behauptung, dass diese beiden Bücher gleichzeitig müssen publiciert worden sein, eine nur als Nothbehelf herbeigezogene, durch nichts erweisbare, also willkürliche Annahme. Somit hätten wir auch hier wiederum denselben Fall, den wir soeben als sehr bedenklich bezeichnet haben.

Nicht mindere Beachtung verdient Folgendes. Nonius citiert nämlich, wie Heimreich zuerst gegen Lachmann geltend gemacht hat [1]), p. 169, 28 (M) eine Stelle aus dem dritten Buche des Propertius und diese Stelle steht auch in der That in dem uns von der Überlieferung als drittes bezeichneten Buche. Aber nach der Lachmann'schen Eintheilung steht dieselbe im vierten Buche. Wer daher die Lachmann'sche Hypothese halten will, muss derselben zuliebe auch in der Noniusstelle ein Verderbnis annehmen und dort das III in IIII corrigieren [2]).

Endlich muss ich noch auf einen Punkt aufmerksam machen, der bisher keine Beachtung gefunden hat. Nach der Überlieferung sagt nämlich der Dichter, er werde sich mit einer Leichenfeierlichkeit begnügen, die von seinen drei Büchern Gedichte gebildet wird: *si tres sint pompa libelli.* Denn unter *pompa* versteht man den ganzen feierlichen Aufzug, die begleitenden Personen sowohl, als auch die Musik, die Ahnenbilder und anderen Embleme und Prunkgegenstände, die zur Erhöhung des Glanzes mitgeführt wurden, wie es bei Cicero in Pis. 25, 60 von einem Triumphzuge heißt: *quid tandem habet iste currus? quid vincti ante currum duces? quid simulacra oppidorum? quid aurum? quid argentum? quid legati in equis et tribuni? quid clamor militum? quid tota illa pompa?* Klingt es nun nicht fast komisch und lächerlich, wenn man den Dichter sagen lässt, sein Leichenzug sei groß genug, wenn er von den drei Büchern gebildet wird: *si tres sint pompa libelli?* Das wäre kaum *plebei parvae funeris exsequiae*, die er im vorangehenden Verse sich wünscht, und dass er doch auch an eine weitere Begleitung denkt, zeigen die folgenden Verse, in denen er die Erwartung ausspricht, dass seine Cynthia dem Zuge folgen werde. Eine ganz unbedeutende Änderung hilft über alle diese Schwierigkeiten hinweg: man schreibe nämlich statt *si* ***tres*** *sint* nur *s'* ***intersint***, wodurch der einzig entsprechende Gedanke entsteht: jede *pompa*, auch die kleine *pompa* eines ganz einfachen Leichenbegängnisses ist groß genug, wenn nur dabei seine *libelli* nicht fehlen, das größte Geschenk, das er der Persephone bringen wolle. Bezüglich der Elision der Partikel *si* verweise ich auf II 14, 10 *inmortalis ero, s'altera talis erit*; 22, 21 *sed tibi s'exiles*

[1]) Quaestiones Propert. Bonnae 1863, S. 32.

[2]) So Lucian Müller in der praef. seiner Ausgabe S. XIII. Eine einfachere Lösung fände diese Schwierigkeit freilich auf dem Wege, den Th. Birt, »Das antike Buchwesen, Berlin 1882«, betreten hat. Allein wer gibt noch etwas auf dessen Phantasie von dem Tetrabiblos?

videor tenuatus in artus; 22, 43 *aut, si 's dura, nega.* Für den Ausdruck vgl. Tac. ann. 16, 21 *funeri non interfuerat.* Die Satzverschränkung hat die von Nägelsbach in der lateinischen Stilistik §. 148, 3 gekennzeichnete Form, für die noch folgende Stellen aus Ovids Tristien als Beleg dienen mögen: IV 1, 89 *sed neque, cui recitem, quisquam est, mea carmina*; II 293 *Pallade conspecta, natum de crimine virgo sustulerit quare, quaeret, Erichthonium*; III 5, 21 *Di tibi, posse tuos, tribuant, defendere semper.*

Graz. A. Goldbacher.

Quid apud Horatium PULLIA significet.

In loco illo uexatissimo c. III 4. 9 seqq.

me fabulosae Volture in Apulo
nutricis extra limina PULLIAE
ludo fatigatumque somno
fronde noua puerum palumbes
texere, mirum quod foret omnibus...

librorum bona pars — de qua re Kellerum adeas, si uidebitur — illud *Ăpūliae* praebet, quod, etsi omnibus linguae et metri legibus respuitur, nuperrime tamen G. H. Müllero Argentoratensi quoque placuisse miror. At librorum melior pars eam, quam supra posui, praebet scripturam, cuius sat idoneus auctor etiam Porphyrio extitit: Vultur mons est in Apulia, ubi dicit se poëta educatum a *nutrice nomine Pullia,* quam fabulosam appellauit, quod nutrices fere alumnis suis fabulas narrare soleant. Et in Porphyrionis explicatione cum aliis multis conquiescit Kiesslingii acumen, qui sat habuit addidisse quosdam locos, qui Pulliae uocem ut nomen proprium adhibitam esse testantur. Duplex tamen error Porphyrionis. Nam primum quidem, quod iam ab aliis recte est obseruatum, insigni modo in iis falsus est, quae de nutricum fabulositate fabularetur ipse. Apparet Horatium alludere ad illas notissimas fabulas de Platone, Cyro, aliis, quos dormientes aues, formicae, alia animalia donis suis cumulabant. Recte igitur 'fabulosae... palumbes' coniungi quis est, quin uideat? Neque magis fidem habendam esse credo Porphyrioni illud Pulliae pro nutricis nomine uenditurienti. Nam si quid uideo, **pullia* nomen appellatiuum quod dicitur est eodem modo confictum a *pullis*, quem admodum *νεοττιά ἀπὸ τῶν νεοττῶν*, quemadmodum apud eundem Horatium *haediliae* (c. I. 17. 9) ab *haedulis* (Bücheler coniect. 23). Sic alibi idem poëta:

me libertino natum patre et in tenui re
maiores pinnas *nido* extendisse loqueris.

Id ergo hic loci dicit se *extra patrii nidi limina* dormientem a columbis lauro contectum esse.

Scribebam in uiculo Lest apud Fristadium, Id. Aug.

J. M. Stowasser.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Paul Wendland, Philos Schrift über die Vorsehung. Ein Beitrag zur Geschichte der nacharistotelischen Philosophie. Berlin, R. Gärtners Verlag 1892. gr. 8°, VII u. 120 SS.

Dem Gros der Truppe marschieren die Quartiermacher voraus. Auch für die in Aussicht genommene Philoausgabe gilt es Raum zu schaffen, zur Seite Gerücktes an den rechten Ort zu stellen, Versprengtes einzuordnen, als unecht Bezeichnetes in sein gutes Recht einzusetzen und solcherart den Umfang des philonischen Schriftencorpus zu umgrenzen. Trefflich hat sich der Verf. in dieser Aufgabe bewährt in seinen „Neu entdeckten Fragmenten", einen weiteren ergebnisreichen Schritt auf diesem Wege thut er in der vorliegenden Abhandlung.

Sie unternimmt es, die bekanntlich nur in armenischer Sprache erhaltene, erst durch Auchers Übertragung ins Lateinische (aus dem Jahre 1822) weiteren Kreisen zugängliche Schrift Philos *Περὶ προνοίας*, von der im griechischen Urtext nur einige Bruchstücke in des Eusebius' Praeparatio evangelica und in Florilegien vorliegen, in den richtigen historischen Zusammenhang zu rücken und auf ihre Quellen zu prüfen. Indem der Verf. den gelungenen Nachweis erbringt, dass in dieser Schrift, wohl einer Jugendarbeit des fruchtbaren Autors, das specifisch philonische System noch nicht mit gleicher Schärfe ausgeprägt erscheint, wie in den späteren Werken, dass sie aber aus vorzüglichen philosophischen Quellen geflossen ist, darf er mit Recht den Anspruch erheben, diese bis jetzt über Gebür vernachlässigten Quellen für die Geschichte der nacharistotelischen Philosophie (Posidonius, Epikur, Karneades) erschlossen zu haben, wenn sich auch wegen der Dürftigkeit des Materials der benutzte Philosoph nicht in jedem einzelnen Falle wird namhaft machen lassen. Auch die Echtheitsfrage musste aufgeworfen werden, denn von dieser Schrift, wie einer Reihe anderer, denen ein besonders enger Anschluss an die griechische Philosophie, dagegen ein fast völliges Zurücktreten der biblischen Lehren

gemeinsam ist, hatte man behauptet, dass sie als Kuckucksei in Philos Nest gelegt worden. Wendland tritt als siegreicher Anwalt für den philonischen Ursprung der Schrift ein, und die Worte eines so ausgezeichneten Kenners unseres Philosophen verdienen die volle Beherzigung aller jener, welche auf Grund vorschneller Generalisierungen zum Vor- und Verurtheilen geneigt sind: „Weil man sich einbildet, Philos System als geschlossenes Ganze zu kennen, . . . weil man die verschiedenen Tendenzen, die Philo in den einzelnen Schriften verfolgt, den Leserkreis, für den er sie bestimmt, nicht beachtet, darum verdächtigt man alles, was in das herkömmliche Bild und zu den vorgefassten Meinungen nicht passt, oft ohne nur die berechtigte Forderung unserer literarischen Kritik zu erfüllen, dass der Zeitabschnitt und Culturkreis, aus dem die Fälschung hervorgegangen sein soll, bestimmt ist, damit die Probe auf das Exempel gegeben, die Erkenntnis einer Fälschung erst fruchtbar gemacht werden muss“ (S. 87).

Trotz der großen Mühe, welche es gekostet, aus dem armenischen und lateinischen Text den Sinn des Originals zu erschließen, was oft nur mit Hilfe von Parallelen aus Philo, philosophischen und theologischen Quellen (vgl. S. 27 ff.) möglich war, ist es dem Verf. gelungen, seine Abhandlung durchaus klar und lesbar zu gestalten. Und wenngleich die Notencolonien naturgemäß sehr an Ausdehnung gewannen, so verlor dennoch nicht — um ein Wort Börnes zu variieren — das Mutterland, der Text, die Zügel der Regierung. Die Sammlung der Parallelen, die textkritischen Bemerkungen, die sprachlichen und lexikalischen Zusammenstellungen sind zugleich nützliche Vorarbeiten für die künftige Philoausgabe, die, wie das vorliegende Werk neuerdings beweist, kaum besseren Händen anvertraut sein konnte.

Wien. Siegfried Reiter.

Über einige neuere Liviana.

T. Livi ab urbe condita libri. Wilhelm Weissenborns erklärende Ausgabe, neu bearbeitet von H. J. Müller. III. Band, 2. Heft. Buch VIIII—X. 5. Aufl. Berlin, Weidmann 1890, VI u. 232 SS.

T. Livii ab urbe condita liber IX. Für den Schulgebrauch erklärt von F. Luterbacher. Leipzig, Teubner 1891. 118 SS. — Liber X. Leipzig 1892. 102 SS.

T. Livii ab urbe condita liber XXI. Für den Schulgebrauch erklärt von K. Tücking. 4. Aufl. Paderborn, Schöningh 1892. 116 SS.

T. Livii ab urbe condita liber XXI. Für den Schulgebrauch erklärt von E. Wölfflin. 4. Aufl. (besorgt von F. Luterbacher). Leipzig, Teubner 1891. IV u. 135 SS. — Liber XXII. Erklärt von E. Wölfflin. 3. Aufl. Leipzig 1891. IV u. 108 SS.

T. Livii ab urbe condita liber XXI. Für den Schulgebrauch erklärt von F. Luterbacher. 3. Aufl. Gotha, Perthes 1891. IV u. 148 SS. — Liber XXII. 2. Aufl. Gotha, Perthes 1889. 120 SS.

T. Livi ab urbe condita libri. W. Weissenborns erklärende Ausgabe, neu bearbeitet von H. J. Müller. IV. Band. 2. Heft. Buch XXII. 8. Aufl. Berlin, Weidmann 1891. VI u. 166 SS.

Titi Livii ab urbe condita liber XXX. Für den Schulgebrauch erklärt von F. Luterbacher. Leipzig, Teubner 1892. II. u. 87 SS.

Titi Livi ab urbe condita libri. Editionem primam curavit G. Weissenborn. Editio altera, quam curavit M. Müller. Pars IV. Fasc. II, Lib. XXXVI—XXXVIII. Lipsiae, Teubner 1890. XV u. 244—415 SS.

Livius-Commentar für den Schulgebrauch von Karl Haupt. 1. bis 5. Heft, Commentar zu Buch I—V. Leipzig, Teubner 1891. — Commentar zu Buch XXI. Leipzig 1892.

Anleitung zum Verständnis der livianischen Darstellungsform. Von Karl Haupt. Leipzig, Teubner 1892. 84 SS.

H. J. Müllers neue Bearbeitung des 9. und 10. Buches und Luterbachers Ausgaben derselben Bücher, die sich ziemlich rasch folgten, sind, wie es von diesen Gelehrten nicht anders zu erwarten war, gut durchdachte Arbeiten. H. J. Müller hat nicht nur den Weissenborn'schen Commentar hier manchmal fast ganz umgearbeitet, sondern auch wieder dem Texte und dem kritischen Anhange große Aufmerksamkeit zugewendet. So finden sich z. B. nur im 9. Buche an 57 Stellen Änderungen der früheren Lesarten und Ref. freute sich zu sehen, dass der verdiente Forscher an einer Reihe derselben — es mögen 24 sein — sich ebenso entschied, wie er einst in seiner Ausgabe dieser Partie. In manchen Fällen bleibt freilich mit den bisherigen Mitteln eine endgiltige Entscheidung schwer und gilt das, was H. J. Müller selbst im Jahresberichte des philologischen Vereines 1892, S. 3 treffend bemerkt: „Es ist indes kaum möglich, überall objectiv die Grenze festzustellen, wo der Übergang vom Haltbaren zum Unzulässigen eintritt. Im allgemeinen bildet der ausgeprägte Sprachgebrauch des Schriftstellers ein Correctiv; aber diese Hilfe versagt in der ersten Dekade des Livius und so wird es hier niemals an differierenden Lesarten in den Ausgaben fehlen.“

Dies zeigt denn auch hier und dort eine eingehende Vergleichung der Müller'schen Ausgabe mit der Luterbacher'schen und der des Ref., wo im 9. und 10. Buche sonst theilweise ML gegen Z, theilweise MZ gegen L oder LZ gegen M stehen. Ein Auseinandergehen aller drei ist selten, erfreuliches Zusammentreffen Aller auch in schwierigen Fällen öfter vorkommend. IX, 34, 7 wünschte ich nun H. J. Müllers *scierunt*, das Luterbacher aufgenommen, auch in meinem Texte; 42, 11 hätte ich an Luterbachers Stelle die Müller'sche Einschiebung *populi* zwischen *nominis* und *populo* acceptiert, ebenso 22, 7 das von M. nur im Anhang Mitgetheilte, auch paläographisch theilweise begründete ⟨*ex*⟩ *equo*, worauf ich in meinen nächstens erscheinenden Beiträgen zur 4. Decade bei guter Gelegenheit noch kurz zurückkomme. Der kritische Anhang

Müllers ist übrigens, wie immer, sehr exact bearbeitet, etwas seltener sind diesmal Anführungen Weissenborn'scher Erklärungsversuche bei Lesarten, die nun definitiv fallen gelassen wurden; ganz vereinzelt sind Fälle, wo bei Beachtung des durchdachten Grundplanes etwa doch noch eine Ergänzung wünschenswert wäre, z. B. IX, 45, 5 über *cum iis*, X, 12, 6 über *profectione*. Von Luterbachers in diesen Büchern vorgebrachten eigenen Conjecturen würde ich IX, 29, 6 die Zusetzung des *est*, X, 2, 6 *ostium⟨que⟩* ziemlich unbedenklich berücksichtigen, X, 27, 5 die Zusetzung von *agro*, X, 31, 2 *Falernum* der Erwägung für würdig halten. Zu *passis* IX, 43, 11 wäre zu bemerken, dass bereits Weissenborn in der Ausgabe 1877, S. 100 *passis* als erwartet bezeichnete, zu *tempore in ipso* X, 14, 18, dass dasselbe schon im Apparate Drakenborchs der Conjectur des J. Perizonius *tempore ipso* weiter vermuthend beigefügt erscheint. Beide Conjecturen sind übrigens beachtenswert und es gebürt Luterbacher, wenn er auch die Vorgänger übersah, das Verdienst, dieselben erneuerter Begründung unterzogen zu haben. IX, 5, 13 fehlt im kritischen Anhang eine Anmerkung über *⟨id⟩ tantam*, 27, 5 über die nun in allen Ausgaben stehende Emendation des J. F. Gronovius *conspectum*; IX, 25, 5 und 31, 7 wäre nicht nur meine freundlich erwähnte Ausgabe, sondern jetzt auch die H. J. Müllers zu nennen gewesen, der dort dieselbe Wahl getroffen.

Die Ausgaben des 21. und 22. Buches, von denen diesmal neue Auflagen vorliegen, sind in dieser Zeitschrift wiederholt besprochen worden und nach Zweck und Anlage Jedem gut bekannt. Es genügt daher im allgemeinen die Bemerkung, dass der Grundplan überall derselbe geblieben ist[1]), im einzelnen aber mit Benutzung der neuesten Arbeiten manches geändert wurde. — Bei Tücking erscheint nun auch der Anhang theilweise vermehrt und gebessert, doch ist eine streng durchdachte Methode noch nicht vollständig zum Durchbruch gekommen und auch ein paar bereits bei Besprechung der früheren Auflagen angezeigte Ungenauigkeiten sind stehen geblieben; so sei z. B. nochmals bemerkt, dass XXI, 42, 3 *et, ut cuiusque* auch schon von Valla vorgeschlagen war, 49, 10 die Einschiebung von *signum* nach *datum* bereits in alten Ausgaben sich findet. Ich beschränke mich unter solchen Verhältnissen auf die Besprechung einzelner Stellen mit gleichzeitiger übersichtlicher Angabe der Behandlung derselben in den vorliegenden Auflagen.

XXI, 44, 9 treffen wir in der von Luterbacher besorgten neuen Auflage der Wölfflin'schen Ausgabe noch immer *si destinatum animo*, Luterbacher gibt in der eigenen Ausgabe jedoch im näheren Anschlusse an cod. P Heerwagens *si destinatum in animo*,

---

[1]) In der Wölfflin'schen Ausgabe des 21. Buches vermissen wir jedoch ungerne die einstige treffliche Einleitung.

Tücking schließt sich in der Tilgung des *destinatum* (wodurch auch das Heerwagen'sche *si* überflüssig wird) an Madvig, richtiger gesagt an cod. rec., an, so dass das nach P belassene *in animo* von dem vorhergehenden *si hoc bene fixum* abhängt. Ich zweifle nun an dem *si destinatum in animo* (oder *destinatumque in animo*) nach meiner Begründung in dieser Zeitschrift 1889, S. 127 nicht mehr, wundere mich aber einigermaßen über die hier zutage tretende Ungleichmäßigkeit des sonst so überlegenden Luterbacher, der doch selbst auch in seiner Ausgabe des 6. Buches cap. 6, 7 *destinatum in animo* nach der einstimmigen Überlieferung (denn der alte V mit *d. id animo* führt auf dasselbe, vgl. jetzt auch meine Hilariusausgabe p. XVII) so sehr betont hatte. — XXI, 23, 6 *ipsos* Wölfflin - Luterbacher nach Muret, wie auch H. J. Müller und Luchs diese Conjectur aufnahmen, *ipse* Luterbacher und Tücking mit den Hss.; ich glaube, obwohl ich in der größeren Ausgabe mich auch selbst noch an die Codices gehalten hatte, dass gerade in so speciell für die Schule berechneten Ausgaben die Beachtung der Muret'schen Conjectur doppelt berechtigt ist. — XXI, 43, 4 *habentibus* mit P. Wölfflin, Luterbacher, Tücking, während indes doch selbst H. J. Müller und Luchs Doujats *habentes* in den Text gesetzt hatten; ich habe letzteres wenigstens in der Schulausgabe gleich vom Anfang auch unbedenklich verwertet. — XXI, 58, 10 *recipere* mit den Hss. Wölfflin und Tücking, Luterbacher *recepere* mit ed. Mediol. 1505, welche Lesart auch H. J. Müller 1888 im Anhange als wahrscheinlich richtig bezeichnet hatte. — XXII, 14, 8 *nos quam* Luterbacher (*nos quamquam* P), *nostram quam* mit cod. rec. Wölfflin, H. J. Müller (und Luchs). — XXII, 23, 6 *plus* Wölfflin nach cod. rec. (prius P), *plures* mit Valla H. J. Müller, Luterbacher (wie auch Luchs); auch in diesen drei Fällen, wie in ähnlichen noch mehr oder weniger zweifelhaften, deren Aufzählung hier zu weit führen würde, schien es mir aus den angedeuteten und in dieser Zeitschrift 1891, S. 520 ff. auseinandergesetzten Gründen nur Consequenz, bei Herstellung der 3. Auflage meiner Schulausgabe die jedesmal an zweiter Stelle genannten, zugleich dem Schüler wieder leichter verständlichen Lesarten zu wählen; ja ich hielt da, obwohl ich mich vor Überschreitung gewisser Grenzen hütete, z. B. auch noch XXI, 26, 7 Büttners *Volcarum* mit Luterbacher und Tücking gegenüber dem hs. *eorum* (Wölfflin) für erlaubt. XXI, 31, 11 hatte ich Kiderlins Conjectur, bzw. Ergänzung in der Wortstellung *gignit* ⟨*gurgites*⟩ bereits in die 1. Auflage der Schulausgabe aufgenommen; dieselbe erscheint seitdem in den meisten neuesten Ausgaben (Luchs, Luterbacher, H. J. Müller, Wölfflin — nur bei Tücking nicht), doch in der Stellung *gurgites* ⟨*gignit*⟩, welche ich jetzt auch bevorzugt habe. — XXI, 39, 6 fehlt bei Luterbacher das überlieferte *esse* nach *secuturos*; wohl nur Versehen, da im Anhange darüber nichts bemerkt ist?

In der zweiten Hälfte der 3. Decade, die einst für diese Teubner'sche Sammlung Friedersdorff übernommen und bis zum 28. Buche einschließlich bearbeitet hatte, begegnet uns nun auch Luterbacher mit der Ausgabe des 30. Buches. Die eigenen kritischen Beiträge des Herausgebers sind hier verhältnismäßig weniger zahlreich als in früheren Bändchen. Es sind deren fünf (4, 5; 6, 2; 25, 6; 27, 11; 29, 4). Die Zusetzung *eam aperiret* an der ersten Stelle ist ein guter Gedanke, aber ob die Madvig'sche *eam promeret* dadurch endgiltig aus dem Felde geschlagen ist, dürfte bezweifelt werden; vom paläographischen Standpunkte ist bei einem solchen zwischen *sententia* und *seu* angenommenen Ausfalle jede Buchstabenreihe ziemlich gleichwertig und sonst könnte *promeret* immer noch fast mehr bestechen (vgl. außer Tac. Ann. I, 8, 15 auch die Verbindung Quintil. XII, 10, 40 *promere animi voluntatem*; Livius gebraucht das Wort in unserem Buche in nächster Nähe cap. 12, 8 in der Verbindung *nec, quae acta essent, promendo*). 29, 4, wo L. *audacia hostis fiduciaque* schreibt, billige ich seine gegen die anderen Conjecturen vorgebrachten Gründe, welche auch mir bei meiner von ihm im Anhang angeführten Herstellung *spiritu hostis fiduciaque* nebst Anderem einst vorschwebten; ich sehe aber nicht ein, wie denn hier *audacia* aus den Schriftzeichen P *si* sich leichter entwickeln sollte und halte das auch sonst passende *spiritu* noch immer für näher liegend (vgl. meine Beiträge zur 3. Decade des Livius, Sitzungsber. der kais. Akademie Wien 1882, S. 12 [564]). 30, 21 hätte ich der von H. J. Müller gerathenen Einschiebung *ad spem* nach *bello* Raum gegeben. 11, 10 wird als Lesart der Luchs'schen Ausgabe 1889 *pavere* angegeben; das bezieht sich aber auf die Ausgabe 1879, während 1889 das Weissenborn'sche *torpere* im Texte steht. Dass an Stellen, wie 11, 3; 24, 7; 30, 17 L. der von mir schon 1883 bevorzugten Wahl folgte, hat mich gefreut; ich habe in einer neuen, nächstens erscheinenden Ausgabe dieses Buches seine Winke auch mehrfach, z. B. 41, 1; 43, 7 beherzigt.

Moriz Müllers neue Bearbeitung der Bücher 36—38 habe ich bald nach dem Erscheinen in der Berliner philolog. Wochenschrift XI, S. 1037 ff. besprochen, wobei die Verdienste hervorgehoben und einige Nachträge geliefert wurden. Ich kann mich daher im allgemeinen, sowie für manches Einzelne auf das dort begründete Urtheil berufen, und da ich anderes aus dieser Partie in einer nächstens neben dem betreffenden Theile meiner Ausgabe erscheinenden Abhandlung eingehender erörtere, gebe ich hier nur noch ein paar weitere nachträgliche Bemerkungen, wobei ich freilich ausdrücklich bitten muss, diese Kleinigkeiten nicht etwa als eine Herabdrückung der verdienstlichen Arbeit anzusehen. M. Müller hat den cod. B namentlich in der Wortstellung möglichst consequent zur Geltung gebracht; nicht beachtet jedoch fand ich dieselbe XXXVI, 25, 3 (*posita in tumulo est*), 27, 8 (*ut se in fidem*

permitterent), XXXVII, 16, 11 (*navalis etiam socios*), XXXVIII, 36, 5 (*coegissent censeri*) 37, 11 (*audierat venisse*) und man sieht hier den Grund der Abweichung nicht überall in gleicher Weise ein. XXXVI, 32, 3, wo in B das erste *interdum* infolge eines ihm geläufigen Versehens ausgefallen ist, möchte ich mit den meisten cod. rec., worunter sich auch der in meinen Beiträgen näher gewürdigte Lov. 2 befindet, die Stellung *interdum purgare sese* halten. XXXVI, 11, 1 ist *profectus* wohl nur aus Versehen im Texte ausgefallen? XXXVII, 10, 5 ist *eius* cursiv gedruckt, obwohl es doch in den erhaltenen Handschriften, einschließlich B, überliefert ist und nur in M gefehlt haben soll. XXXVIII, 8, 3 liest man im Müller'schen Texte *decurrererunt*, 60, 9 *a cognatis*, während doch die Überlieferung viel mehr für *ab cognatis* spricht und so auch bereits Fügner mit Recht im Lexikon S. 12 citiert hat. In der praefatio critica muss es p. IX zu XXXVII, 45, 2 heißen: „*petiit* Frob. I." (nicht II.); 36, 2 (p. VIII) hat *est pollicitus* schon Aldus, wie es denn auch bei Drakenborch im Texte steht; wenn man p. XIV zu XXXVIII, 50, 4 liest: „*et clariore* in uno M deesse videtur", so scheinen die Angaben von Drakenborch bis Hertz doch vielmehr das Gegentheil zu ergeben und ich konnte auch kein anderes Resultat finden, als dass die Worte *et clariore* überall bis zu Aldus fehlen, der sie aus M geschöpft zu haben scheint; zu XXXVIII, 25, 12 (p. XII) fehlt die Angabe der Lesart B *cepit.*

C. Haupts Commentare beruhen auf einem selbständig überlegten Plane, welchen der Verf. im Programm von Wittenberg 1890 und weiter in der Einleitung zum Commentar des 1. Buches entwickelt hat. Der ursprünglich und hauptsächlich leitende Grundgedanke ist Verwertung der Liviuslectüre für den Geschichtsunterricht und es treten darum Bemerkungen über Inhalt, Zusammenhang und Gedankengang, über sachliche Verhältnisse und Motive der handelnden Personen in den Vordergrund. Doch wird zugleich auch der Veranschaulichung der Satzverhältnisse, der Wortstellung und Wortbedeutung im Verlaufe hier und dort wachsende Aufmerksamkeit zugewendet. Die Durchführung ist eine fleißige, sie zeugt durchaus von guten Studien und von einem lebhaften Streben, den Unterricht interessant zu gestalten. Manche Partien, namentlich im letzten Theile, mit eingestreuten Vergleichen aus der neueren Geschichte und Hinweisen auf den heutigen Zustand der betreffenden Örtlichkeiten können den Schüler fast wie eine Unterhaltungslectüre anziehen. Zu bedenken dürfte aber sein, ob die rapid zunehmende Steigerung des Umfanges den Grundplan nicht einigermaßen alteriert und theilweise ein Schwanken hervorruft, das hie und da zweifeln lassen könnte, ob das Hilfsmittel eigentlich mehr für Lehrer oder für Schüler geschrieben sei, wie auch manche Wendungen im neuesten Theile fast schon auf eine Instruction ersterer Art hindeuten. Während der Commentar zum 1. Buche,

welches der Behandlung in der Schule bekanntlich nicht kleine Schwierigkeiten bietet, sich noch auf 14 Seiten Einleitung und 46 der eigentlichen Erklärung beschränkte, ist der zum 5. Buche bereits auf 132 und der zum 21. gar auf 255 Seiten gestiegen. Würdigt man auch die für diese Bücher vorgebrachten Gründe einer Erweiterung, so wird doch entweder ein gewisses Maßhalten oder eine frische Entscheidung nothwendig werden.

Die „Anleitung zum Verständnisse der livianischen Darstellungsform“ ist eine für Schüler sehr passend angelegte Arbeit, die wir recht verbreitet sehen möchten. Sie gliedert sich in folgende Hauptcapitel: 1. Das Wesen der historischen Periode. 2. Methodische Anweisungen. 3. Grammatische Eigenthümlichkeiten des Livius. 4. Die Wortstellung (Anapher, Chiasmus, Verbindung von Anapher und Chiasmus). 5. Erklärung einiger umfangreicher Perioden. Am Schlusse ist ein Verzeichnis der besprochenen Stellen beigefügt.

Innsbruck. Anton Zingerle.

Sili Italici Punica. Edidit Ludovicus Bauer. Volumen prius. Libros I—X continens. Lipsiae, in aedibus Teubneri MDCCCXC. — Volumen alterum. Libros XI—XVII continens. MDCCCXCII.

Während sehr lange die Dichter der Kaiserzeit vernachlässigt wurden, beginnt sich ihnen jetzt wieder die Thätigkeit der Philologen zuzuwenden. Sie werden nicht nur einzeln neu herausgegeben — allerdings hatten einige das Unglück, Bährens in die Hände zu fallen — sondern sie finden auch eine objective Würdigung in Ribbecks herrlichem Buche „Geschichte der römischen Dichtung, III. 1892“, das an sogenannten Rettungen sehr reich ist. Auch Silius Italicus besitzt an Ribbeck einen warmen Vertheidiger, ja sogar einen Lobredner. Um so freudiger müssen wir es also begrüßen, wenn uns endlich eine Ausgabe dieses Dichters beschert wurde, die auf conservativer Grundlage aufgebaut, allen billigen Anforderungen entspricht und auch überall lobend erwähnt wird. Das Wörtlein „endlich“ ist völlig berechtigt, denn bereits im Jahre 1858 versprach uns G. Thilo in seinen trefflichen 'Quaestiones Silianae' eine neue Ausgabe, die aber nie erschien. Dieser Gelehrte trat seine sämmtlichen Vorarbeiten an Hermann Blass ab, den wieder an der Einlösung seines Versprechens frühzeitiger Tod hinderte. Endlich gelang es Bauer, dem Blass' gesammter Apparat zur Verfügung stand, die Ausgabe zustande zu bringen. Was die hier schwierige handschriftliche Frage betrifft, so steht Bauer bereits im ersten Bande ganz auf Blass'schem Standpunkt (vgl. die Textquellen des S. J. in Fleckeisens Jahrb. 1875, S. 161—251) und lässt sich von diesem auch im zweiten Bande trotz G. Thilos ausführlicher Abhandlung in „Jahrbücher für classische Philologie“ 1891, S. 589—624 nicht abbringen. Wer also Bauers Ausgabe

benützt, darf jenen Aufsatz nicht unberücksichtigt lassen. Nicht unberechtigt ist Thilos Vorwurf, dass der kritische Apparat oft zu dürftig ausgefallen sei, dem auch Rossbach, Deutsche Literaturzeitung 1892, S. 720, selbst betreffs der Lesarten des Coloniensis beistimmt. Überhaupt ist Rossbachs Recension äußerst gehaltreich und darf nicht übersehen werden. Es sei dem Ref. hier die Bemerkung gestattet, dass dieser Gebrauch der Billigkeit wegen leider immer mehr um sich greift und nur Schaden, aber keinen Nutzen stiftet. Mit Kohlmanns Statius ist es genau so bestellt. Noch zwei Vorzüge besitzt Bauers Ausgabe. Dem zweiten Bande ist ein äußerst ausführlicher Index nominum angehängt, den Jos. Schlichteisen geschrieben hat. Ferner stellte der Herausgeber in der Praef. des ersten Bandes p. XII—XV die gesammte Literatur über Silius zusammen, und im zweiten Theile finden wir p. III nicht nur ein Verzeichnis sämmtlicher Recensionen des ersten Theiles, sondern auch p. V—IX eine Zusammenstellung aller neu veröffentlichter Conjecturen. Leider ist die Handschriftenfrage selbst in der Praefatio etwas zu dürftig behandelt. Angenehm berührte es den Ref., dass auch Bauer nicht an die Identität des Silius Italicus mit dem Verf. der Ilias latina glaubt. Ribbeck tritt ebenfalls in dem bereits erwähnten Werke entschieden gegen jene bekannte Vermuthung Büchelers auf. Schanz ist allerdings noch der alten Ansicht treu geblieben. — Hoffentlich wird Bauers treffliche Arbeit recht viel Nutzen stiften, denn zu thun gibt es noch für Silius genug. Rossbach bietet, besonders was die Nachahmungen anderer Schriftsteller betrifft, viele Fingerzeige.

Lateinische Literaturdenkmäler des XV. und XVI. Jahrhunderts. Herausgegeben von Max Herrmann u. Siegfried Szamotólski. Berlin, Verlag von Speyer u. Peters. — IV. Philippus Melanchthon. Declamationes. Ausgewählt und herausgegeben von Karl Hartfelder. — V. Euricus Cordus. Epigrammata. 1520. Herausgegeben von Karl Krause. — VI. Jacobus Wimphelingius. Stylpho. In der ursprünglichen Fassung aus dem Cod. Upsal. 687 herausgegeben von Hugo Holstein.

Dieses treffliche Unternehmen schreitet in erfreulicher Weise rasch vorwärts. Nr. IV rührt von dem bedeutendsten jetzt lebenden Kenner Melanchthons her. In der Einleitung wird zunächst der Gebrauch der Declamationen in der Humanistenzeit erörtert, die besonders in Wittenberg seit 1536 durch M. eine seltene Blüte erreichten. Eine solche Declamatio, die bei Eröffnung von Vorlesungen, bei dem Tode fürstlicher Persönlichkeiten oder Lehrer der Hochschule und bei akademischen Promotionen stattfand, wurde wie eine Disputatio mit fünf Groschen entlohnt. Von M. sind uns Declamationen in allen drei Gattungen erhalten. Ebenso verschieden wie die Anlässe waren bei der bekannten Vielseitigkeit Melanchthons die Stoffe der Reden. Er behandelt humanistische und theologische Gegenstände, besitzt aber auch große Vorliebe für histo-

rische, besonders biographische Darstellungen. Nach einer zwar kurzen, aber äußerst trefflichen Behandlung der Echtheitsfrage geht der Herausgeber über zu einer „Würdigung der Reden im ganzen". Bei den Zeitgenossen fanden sie eine fast schwärmerische Verehrung, die wohl heute herabgemindert werden muss, wenn man auch allen die 'proprietas et simplicitas sermonis' nicht absprechen kann. Besonders in diesem Theile zeigt sich Hartfelder als besonnener Kritiker. Im vorliegenden Bändchen finden wir fünf Reden vereint. Die erste ist zugleich die älteste uns erhaltene Rede, sie führt die Aufschrit *De artibus liberalibus* und stammt noch aus der Tübinger Zeit (1512—1518). Diese Rede des noch nicht zwanzigjährigen Mannes entbehrt noch der edlen Einfachheit, in der M. selbst später das höchste Ziel seiner Schriftstellerei sah. Merkwürdig erscheint das in diesen Reden den Scholastikern gespendete Lob. An zweiter Stelle ist die Antrittsrede 'De corrigendis adulescentiae studiis' abgedruckt, mit der M. am 25. August 1518 zu Wittenberg seine Vorlesungen als Lehrer des Griechischen eröffnete. Sie enthält das Programm der akademischen Thätigkeit Melanchthons, ja seiner ganzen Lebensaufgabe, wie sich diese der einundzwanzigjährige Gelehrte dachte. Culturhistorisch wichtig ist das dritte Stück 'Eloquentiae encomium'. Eloquenz ist der Inbegriff alles dessen, was die Pädagogik der Humanisten anstrebte, die noch damals viele Gegner hatten. Diese Rede verräth bereits stilistische Vorzüge gegen die früheren. Am 23. Mai 1524 wurde die sogenannte 'obere Schule' zu Nürnberg eröffnet, zu deren Leiter Melanchthons bester Freund Camerarius ernannt wurde. Bei dieser Gelegenheit wurde die kurze vierte Rede 'In laudem novae scholae' gehalten. Ein recht düsteres Bild vom Lehrerberuf des 16. Jahrhunderts entwirft die fünfte Declamatio 'De miseriis paedagogorum', die M. wohl für einen anderen verfasst hat, der als Knabenlehrer auf bittere Erfahrungen blickte. Sie enthält viel wahres und widerspricht vielfach den sonstigen Ausführungen M.s. Es war Humanistenart, oft auch das Gegentheil von den üblichen Anschauungen scharf hervorzukehren. Oft werden die Humanisten noch heute dieser Gewohnheit wegen der Charakterlosigkeit angeklagt; ich erinnere nur an L. Greg. Giraldis noch immer trotz der ausdrücklichen Erklärung in der Einleitung missverstandenen 'Progymnasmata adversus litteras et litteratos'. Dieser Gesichtspunkt scheint Hartfelder entgangen zu sein. — Wer sich nur immer für die Literatur- und Culturverhältnisse jener Zeit interessiert, der wird in diesem Büchlein reichliche Belehrung finden.

Nr. V enthält einen für die Religionsgeschichte sehr wichtigen Dichter. Der Herausgeber ist auf diesem Gebiete rühmlichst bekannter Specialist, dem wir eine ausführliche Biographie dieses Dichters und des Eobanus Hessus verdanken. In der gelehrten Einleitung wird in überzeugender Weise nachgewiesen, dass unser Dichter den Familiennamen Heinrich Solde trug und sich seit 1505

an der Universität zu Erfurt aufhielt, wo er 1507 zum Baccala promoviert wurde. Noch einmal weilte Codrus, bereits als Fam vater, von 1513—1516 an der Erfurter Hochschule und e sich jetzt den Magistertitel. Elend und Noth verfolgten un Dichter durch das ganze Leben. Durch den Streit mit dem Er Humanisten Thilonin wurde sein epigrammatisches Talent ge und gereift. Seine Epigramme, die nach dem Muster Martial arbeitet sind, wuchsen bis auf 13 Bücher. Für ihren hohen spricht wohl am meisten der Umstand, dass selbst Lessing bei i eine reichliche Anleihe für seine Sinngedichte machte. In di Bändchen sind nur die ersten drei Bücher abgedruckt, welch vorreformatorische Periode der Cordischen Dichtung darstellen. gehängt ist die 'Defensio contra Thilonium.' Diese Gedichte w interessante Streiflichter auf das damalige Gelehrtenleben.

Nr. VI bietet uns das erste Humanistendrama in Deu land. Bei der am 8. März 1480 zu Heidelberg stattgefundenen motion hielt Wimpheling eine von der allgemeinen Sitte a chende Rede, da er den Candidaten durch die vorliegende Com in der die Vertreter der Geistlichkeit und der Scholastik heftig gegriffen werden, ein Bild vor Augen führt, was aus ihnen worden wäre, wenn sie nicht so fleißig gewesen wären. Der tische Wert dieses prosaischen Stückes ist allerdings nicht aber es verräth doch eine stark ausgebildete satirische Ader Verf.s. Später wurden Recitationen derartiger Dialoge in He berg üblich. Vorliegende Ausgabe geht auf die handschriftl Aufzeichnungen Wimpfelings selbst zurück, während wir be Martin in den Straßburger Studien nur einen Neudruck des ält Druckes finden, der nicht vom Dichter selbst besorgt wurde. Cu historiker werden aus diesem Bändchen viel lernen können.

Oberhollabrunn. Dr. Karl Wotk

---

1. Die cum-Constructionen. Ihre Geschichte und ihre Fu onen. Von William Gardner Hale. Übersetzt von A. Neit Mit einem Vorwort von B. Delbrück. Leipzig, Teubner 1891. g X u. 341 SS. Preis 6 Mk.
2. Das Modusgesetz im lateinischen Zeitsatze. Antwor William Gardner Hales: 'The cum-Constructions'. Von Em Hoffmann. Wien, Carl Gerolds Sohn 1891. gr. 8°, V u. 4 Preis 1 Mk.
3. Das Recht in dem Streite zwischen Hale und Em. mann über die Tempora und Modi in lateinischen T poralsätzen. Von Dr. M. Wetzel. (Sonderabdruck aus 'G X, 1 u. 2.) Nebst einem Anhang, enthaltend Erklärungen gegen Besprechungen meiner Schrift: 'Selbständiger und bezogener Geb der Temp. im Lat.' Paderborn, F. Schöningh 1892. 8°, 47 SS. 60 Pf.

1. Eine neue Untersuchung über die Conjunction *cum* beansprucht kein geringes Interesse: hielt man doch die Forschung auf dem Gebiete der lateinischen Zeitpartikeln mit Em. Hoffmanns bekannter Arbeit für abgeschlossen, seitdem deren Resultate nicht nur von der wissenschaftlichen Syntax[1]) ohne Einschränkung acceptiert wurden, sondern auch in die Schulgrammatik Eingang gefunden haben. Unter solchen Umständen war ein Buch des Titels 'The cum-Constructions: their history and fonctions', dessen Erscheinen von vornherein nur in wesentlich von Hoffmann abweichenden Anschauungen seinen Grund haben konnte, des regsten Interesses seitens der Forscher und Schulmänner sicher, und so begreift sich leicht, wie schon die englische Ausgabe von Hales Werk auch auf deutschem Boden in Kritiken und gelegentlichen Besprechungen eine Beachtung gefunden, wie sie nicht immer außerdeutschen Arbeiten auf dem Gebiete der lateinischen Syntax zutheil zu werden pflegt, und so begreift sich weiter, dass die Schrift, noch bevor sie ins Deutsche übersetzt wurde, ihre Geschichte hatte und der Verf. nun in der deutschen Bearbeitung Gelegenheit nimmt, nicht nur die inzwischen erschienene, ihn betreffende Literatur stellenweise zu notieren, sondern auch seine Ansichten hin und wieder anders zu fassen und ihnen eine breitere Begründung zu geben. — Wie selbstverständlich, nimmt die Polemik gegen Hoffmann fast ausschließlich den ersten, ziemlich umfänglichen Theil des Buches S. 1—82 ein. Nachdem hier Hale unter anderem gefunden, 'dass die Lehre, der Moduswechsel im *cum*-Satze sei bedingt durch den Unterschied zwischen absoluter und relativer Zeit, grundfalsch ist', unternimmt er in dem 'constructiven' Theile seine eigene Untersuchung, welche auf der Zusammenstellung der *cum*-Sätze mit den Arten des Relativsatzes, dessen Entwicklung die *cum*-Sätze vollständig mitgemacht haben sollen, basiert und den auffallenden Conjunctiv der letzteren aus dem Gebrauch des zur Charakterisierung (qualitativen) Conjunctivs im Relativsatze erklärt. Wie sich Hale die Entwicklung des erzählenden *cum*-Satzes aus dem qualitativen denkt, ersehe man daraus, wie er S. 243 die Stelle Cic. Rosc. Com. 12, 33 *accepit agrum temporibus eis, cum* (= *quibus*) *iacerent pretia praediorum* variiert:

Accepit agrum tum cum iacerent pretia praediorum. Emit agrum tum cum iacerent pretia praediorum. Tum cum iacerent pretia praediorum, emit agrum.	qualitativ
Cum iacerent pretia praediorum, emit agrum.	erzählend.

[1]) Lübbert, Die Syntax von *cum*. Breslau 1870, nennt die Basis der Hoffmann'schen Theorie, die Ansicht von dem Conjunctiv der relativen und dem Indicativ der absoluten Zeitgebung, ein 'wohl für alle Folgezeit sichergestelltes großes und wichtiges Gesetz'. — Von älteren Gegnern Hoffmanns scheint nur Foth in den Romanischen Studien, 8. Heft, S. 301 ff. erwähnenswert.

Was von Hales Polemik und seiner neuen Theorie zu halten ist, darüber suchen die beiden unten zu besprechenden Schriften zu belehren: Ref. constatiert nur, dass der Grundgedanke der Hale'schen Arbeit ziemlich alt ist. Schon W. Mohr, Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Lehre vom Conjunctiv im Lateinischen, Göttingen 1827, S. 18 ff., rechnet unter die 'Conjunctivsätze, die in einer Satzverbindung Bestimmungssätze sind', außer den hieher gehörigen Arten des eigentlichen Relativsatzes auch die mit dem Relativwort *quum* eingeleiteten Conjunctivsätze, 'die eine begriffliche Bestimmung für einen Nebenbestandtheil des Hauptsatzes enthalten' (Caes. b. G. IV, 15 *ex tanti belli timore, quum hostium numerus capitum CCCCXXX milium fuisset;* I, 41 *septimo die, quum iter non intermitteret*) und weiter 'die mit dem Relativworte *quum* anfangenden Sätze, welche eine rein begriffliche Zeitbestimmung für das in dem Hauptsatz Ausgesagte enthalten. Auf jene rein begrifflich bestimmte Zeit wird durch die Wörter *tum* und *nunc* in dem Hauptsatz noch besonders hingewiesen'. Vgl. Cic. Mur. §. 8 *tum, quum peteres consulatum, — nunc quum Murenam ipsum petas.* Hieran schließt Mohr die Bemerkung: 'Bei dem Relativsatz mit *quum* findet also ebenso, wie bei den vorhin angeführten Relativsätzen mit *qui* ein wichtiger Unterschied statt, je nachdem er im Indicativ oder Conjunctiv steht; indem im ersten Falle der Satzinhalt in der Bestimmung der Wirklichkeit, in dem letzten Falle nur rein begrifflich dargestellt wird'. [1])

2. Hoffmann hält an seiner Lehre fest, dass nach *postquam* und seiner Sippe die vorkommenden Imperfecta und Plusquamperfecta absolut zu fassen seien, während sie Hale als relativ erklärt, erläutert seine Definition der relativen Zeitgebung, welche Hale eben nur für das Wesen der Zeitlage von Infinitiv und Particip passend findet, erklärt als verwirrend die von Hale eingeführte praktische Relativität, die Hale nicht immer von der syntaktischen zu scheiden vermag (Hoffmann möchte den ersteren Terminus durch 'logische Relativität' ersetzen; doch sei der Begriff an sich überflüssig), legt den von Hale geleugneten Unterschied dar, der zwischen Sätzen mit *postquam* c. plusq. coni. und solchen c. plusq. indic. existiert, und kommt nun zur Polemik, welche Hale gegen Hoffmanns Ausführungen über den Modus nach *cum* eröffnet. Ein grelles Streiflicht wirft auf die ganze Art von Hales Polemik und den blinden Parteieifer seiner Anhänger die auch von Gegnern Hoffmanns bisher nicht weggeleugnete Thatsache, dass in etlichen Punkten eben nicht untergeordneter Bedeutung Hale seinen Gegner gröblich missverstanden und gleichwohl den uneingeschränkten Beifall seiner Freunde, unter denen sich der zustimmungsfreudige Stegmann besonders bemerklich macht, auf seiner Seite hat. Nicht

---

[1]) Zu beachten ist übrigens, dass Mohr neben dem Relativwort *quum* noch die Conjunction *cum* kennt.

minder charakteristisch für den Wert der Hale'schen Polemik ist endlich noch der Vorwurf, Hoffmann stehe mit der Elementargrammatik auf Kriegsfuß, wenn er in Stellen wie *cum iudicaveris, diligere oportet, non cum dilexeris iudicare* (Cic. Lael. 22, 85) Perfect-Conjunctive für Futura exacta halte. Ruhiger und vornehmer kann man kaum diesen schwerwiegenden Vorwurf ablehnen als es Hoffmann thut, wenn er die schlichte Beleuchtung von Hales naivem Irrthum mit den Worten abschließt: 'Den Rückschluss auf Hales 'grammatical acumen' überlasse ich dem Leser'. Von Rechthaberei kann übrigens bei Hoffmann keine Rede sein: offen gesteht er, dass der Abschnitt in den Zeitpartikeln (S. 165 ff.) über partitives *cum* — *tum* misslungen ist; nur habe eben Hale die Schwäche desselben nicht erkannt. — Mit logischer Schärfe deckt schließlich Hoffmann die Unzulänglichkeit von Hales positiven Lehren auf, indem er das Dilemma vorlegt: 'Entweder haben alle temporalen *cum*-Sätze in der historischen Erzählung qualitative Wirkung und müssen darum conjunctivisch gefasst werden, dann begreift sich nicht, wie die ex professo die Zeit des Hauptsatzes qualitativ ausführenden nachgestellten *cum*-Sätze in der ungeheuren Mehrzahl im Indicativ auftreten können: oder die eigentlich explicierenden *cum*-Sätze in der Nachstellung sind, falls keine potentiale Nuancierung sich einmischt, indicativisch zu geben, dann begreift man nicht, wie die Vordersätze mit *cum* in der historischen Erzählung, in denen schlechterdings von einer causal-concessiven Nuancierung nicht die Rede sein kann, ausnahmslos im Conjunctiv zu stehen haben. — Dieses Dilemma hat Hale nicht gelöst und es kann durch Vergleichung der Relativsätze nicht gelöst werden. Zwischen den Fällen, wo im *cum*-Satz wie im Relativsatz der Conjunctiv stehen kann, und denen, wo er im Zeitsatz stehen muss, gähnt eine Kluft, die sich durch Phrasen nicht überbrücken lässt.'

3. Unentbehrlich zur Orientierung in der schwierigen Affaire Hoffmann-Hale ist die kleine, aber gehaltvolle Schrift Wetzels, der mit vollem Interesse den Gang des Streites bis in alle Einzelheiten verfolgt und mit der Objectivität des nur der Sache zugewandten Richters sein Urtheil abgibt. Dazu kommt, dass W. die Gedanken der beiden sich bekämpfenden Gelehrten in leicht fassbare Formen kleidet, um sie vor weiteren Missverständnissen zu schützen (wie wohl angebracht diese Arbeit im vorliegenden Falle ist, werden besonders unsere Schlussbemerkungen lehren), und endlich selbständige Beiträge zur Syntax des Temporalsatzes liefert. — Wie nicht anders zu erwarten, fällt die Hauptentscheidung zu Gunsten Hoffmanns aus; namentlich erklärt W. dessen Lehre, dass beim Indic. imperf. und plusq. im Temporalsatz absoluter, beim Conjunct. imperf. und plusq. relativer Tempusgebrauch anzunehmen sei, im allgemeinen als richtig; nur meist Unwesentliches findet W. unhaltbar. Erwähnenswert ist jedoch auch, dass er Hales praktische Relativität des Näheren erläutert und schützt, dessen Hypothese aber über die Entstehung des Conjunctivs im *cum*-Satze ablehnt.

Dies der bisherige Verlauf des Streites über das Wesen des lateinischen Temporalsatzes. Nicht immer haben die Bekämpften durch den Inhalt ihrer Ansichten, sondern häufig genug auch durch die mehr minder missverständliche Form, deren sie sich in ihren Ausführungen bedienten, Anlass zum Wortwechsel gegeben. Daneben hatten freilich auch die klarsten Darstellungen durch Missdeutung zu leiden. Wie dem auch sei, schon Hoffmann hatte in den Zeitpartikeln über mangelhaftes Verständnis seitens seines Mitforschers Lübbert zu klagen; Hale hinwiederum behauptet von Lattmann und Wetzel (welche sich schon bei früherer Gelegenheit auf die englische Ausgabe von Hales Buch bezogen) gelegentlich missverstanden zu sein; Wetzel bespricht die von Hale, Lattmann und Stegmann 'gänzlich verkannte Auffassung Hoffmanns' über den Indic. imperf. und plusq. bei *postquam, ubi* usw., während andrerseits wieder Hoffmann nach Wetzel die praktische Relativität Hales nicht verstanden hat; dass dafür Hale das Non plus ultra in falscher Interpretation Hoffmann'scher Lehren geleistet hat, wurde schon bemerkt. Ob unter solchen Verhältnissen hier noch auf Verständigung zu hoffen ist?

Wien. J. Golling.

Alexander Riese, Das rheinische Germanien in der antiken Literatur. Leipzig, Teubner 1892. gr. 8°, 8 u. 496 SS. Preis 14 Mk.

Dass eine schlichte Zusammenstellung der literarischen Quellenzeugnisse für die Geschichte der römischen Rheinlande Bedürfnis geworden ist und ein namhafter Gelehrter sich entschlossen hat, zu Gunsten dieser mühsamen und wenig erquicklichen Arbeit seine Mußestunden größeren Aufgaben zu entziehen, ist neuerdings ein beredtes Zeugnis von der stattlichen Ausdehnung der topographischen und antiquarischen Studien am mittleren und unteren Rhein, mit der sich leider der Stand der Forschung und der allgemeinen Betheiligung des gebildeten Publicums an ihr in den Donauländern noch immer nicht in erfreulichen Vergleich ziehen lässt. Erst seit wenig mehr als zehn Jahren gelingt es, und dies nur schrittweise, den Funden in Carnuntum auch in weiteren Kreisen der Bevölkerung Beachtung und Interesse zu verschaffen; für andere Punkte, zumal in Ungarn, wirkt kaum ein oder der andere der einheimischen Gelehrten. Ein so wichtiger und reicher Fundort wie z. B. Brigetio, aus dem Jahr aus Jahr ein ansehnliche und wertvolle Mengen von antiken Geräthen und Münzen in den Handel gebracht und in alle Welt zerstreut werden, ist, trotzdem er nur eine Wegstunde von der ansehnlichen Stadt Komorn und näher den großen Orten Uj-Szöny und Ó-Szöny liegt, nahezu vernachlässigt; ein ausgedehntes Raubbausystem auf Ziegel, Bausteine und Handelsobjecte wird offen daselbst betrieben, ohne einer Controle unter-

zogen, in einer Fundkarte gewürdigt und in seinen Fortschritten einigermaßen wenigstens im Interesse der Forschung geleitet zu werden; Inschriftsteine und größere Fundstücke, deren Transport schwieriger ist und die im Handelsverkehr nur gering geschätzt werden, lässt man mitunter zugrundegehen, ohne dass sich Alterthumsforscher in Komorn fänden, die sie wenigstens durch Zeichnung oder Copie zu retten sich veranlasst sähen.

Ich bin überzeugt, dass das vorliegende Sammelwerk am Rhein, wo zahlreiche Localvereine das ganze Bereich des römischen Germanien unter sich auftheilen und innerhalb der selbst gesteckten Grenzen nach Kräften in erfreulichem Wetteifer wirken, sich viele Freunde erwerben wird, namentlich in der großen Zahl der Dilettanten, die das für sie zum Theil schwer oder gar nicht zugängliche Material, das die antike Literatur in ihren Resten für das rheinische Germanien aufbewahrt, nun bequem vereinigt und gesichtet dargeboten bekommen.

Vollständig wurden vom Verf. die beiden Germanien und überhaupt alles Land zwischen Rhein (mit Aar u. zw. aufwärts bis Avenches) und Maas berücksichtigt; 'aus den entfernteren Gebieten Galliens, sowie aus Rätien und dem inneren Germanien' nur 'was zum Rheinlande in irgend einer Beziehung steht'. Der historische Theil des Buches führt von der vorrömischen Zeit bis in das 5. nachchristliche Jahrhundert, hie und da noch weiter hinaus. Dann folgt ein geographischer Abschnitt und ein culturhistorischer, dieser 'zunächst für das praktische Bedürfnis der Entdecker, Ausgraber, Localforscher und der Museen bestimmt'; er gibt, 'ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob das Rheinland darin genannt ist oder nicht, die für dieses wichtigen Stellen, denen allerdings vielleicht noch andere hätten zugefügt werden können, während andererseits mancher schon zu vieles darin angehäuft finden mag.' Die Hauptabschnitte sind der Übersichtlichkeit wegen in Unterabtheilungen zerlegt und innerhalb dieser erscheinen die Excerpte möglichst nach der Abfassungszeit der Werke, aus denen sie genommen sind, aneinandergereiht. Griechische Texte sind im Original mitgetheilt und außerdem ins Lateinische übersetzt; warum nicht lieber gleich ins Deutsche, kann ich nicht einsehen; ja wahrscheinlich wäre es einem großen Bruchtheil jenes Publicums, für das der Verf. sein Buch bestimmt hat, lieb gewesen, auch die lateinischen Excerpte von einer guten deutschen Übersetzung begleitet zu sehen.

Neben den Schriftstellertexten sind auch (ganz summarisch) Münzlegenden ausgezogen, soweit sie die Rheinlande angehen; Inschriften so gut wie gar nicht; warum, ist nicht recht ersichtlich. Der Verf. macht es vom Erfolge des Buches abhängig, ob er einen zweiten Band folgen lassen soll, 'welcher umfassen würde, was aus den Inschriften und aus mittelalterlichen Schriften und Urkunden für Geschichte, Geographie und Culturgeschichte des römischen Rheinlandes verwendbar wäre.' Das ist ein löblicher Vorsatz; aber

der Verf. dürfte sich dann nicht damit begnügen, eine entsprechende Auswahl der rheinischen Inschriften zu bringen, sondern er müsste aus dem Gesammtbereiche der antiken Inschriften für seinen Zweck wählen. Dass z. B. nichtrheinische Inschriften, wie Eph. ep. VII 1040. 1041 nicht schon durch dieses Buch mitgetheilt werden, scheint mir nicht zweckmäßig eingerichtet zu sein; ebensowenig, dass nicht schon jetzt aus seinem Buche hervorgeht, was Rom zum Schutze der Rheinlinie gethan hat und was seinerseits die beiden Germanien für die Wehrkraft des Reiches geleistet haben, insofern unsere Kenntnisse davon auf inschriftlichen Zeugnissen beruhen; ebenso, dass die inschriftlichen Zeugnisse für die Provincialverwaltung am Rhein fehlen.

Das Buch beschließen zwei Indices, von denen der erste auf neun Seiten ein alphabetisches Verzeichnis der ausgewählten Stellen gibt, der zweite ein Sachregister auf 33 Seiten darstellt und hauptsächlich die Übersichtlichkeit des ganzen Werkes ermöglichen soll und ermöglicht. Denn die Natur der Excerpte bringt es mit sich, dass sie vielfach auch in anderem Zusammenhange als in jenem, der zunächst für ihre Einordnung maßgebend war, verwendet werden können; überdies sind, was ein Fehler des Buches genannt werden muss und vom Verf. selbst ehrlicherweise zugegeben wird, nicht wenige Stellen unter den Varia im letzten Capitel zusammengewürfelt, die nicht rechtzeitig am zugehörigen Orte eingestellt worden waren, so XV 57 über die Veleda, XV 49. 50 über Caecina, XV 65 über Caesar u. a. m.

Mit sacherklärenden und textkritischen Anmerkungen [1]), sowie mit Literaturnachweisen scheint mir der Verf. gar zu sparsam umgegangen zu sein, und in manchen Fällen dürften sogar durch diese Sparsamkeit jene zahlreichen Dilettanten, die in seinem Buche sonst einen hocherwünschten Ersatz für die ihnen mangelnde Specialbibliothek sehen werden, durchaus nicht der Nöthigung sich überhoben sehen, doch auch Einblick in die von Riese excerpierten Texte zu nehmen; so fehlt bei I 13 = Vell. II 8, 3 die Beziehung des *tum*. Auch hätte sein Buch wahrscheinlich an Brauchbarkeit bei dem Gros seiner Leser gewonnen, wenn der Verf. ganz knappe Bemerkungen über die literarhistorische Stellung [2]) der excerpierten Werke

---

[1]) Unangenehm aufgefallen ist mir unter diesen S. 74 der bedauerliche Druckfehler im Tribusnamen (statt Lemonia: Lemuria!). Überflüssig hingegen und störend ist S. 477 die Verweisung von Dio Cassius LV 24, 3 auf CIL VI 1377 (s. III 1457), da die Abführung der legio I Minervia, wenn sie überhaupt erfolgt ist (Brambach inscr. Rhen. p. XIV), nur auf kurze Zeit ihren Aufenthalt in Germanien unterbrochen haben kann. Hie und da finden sich auch veraltete Citate, z. B. S. 229 Anm. auf Grut. 279, 3 statt auf CIL VI 1116 = Wilm. 1057.

[2]) Die chronologische Ordnung trägt, sowie sie der Verf. durchgeführt hat, nicht immer zur Übersichtlichkeit bei. Beispielsweise stehen die von Plinius aus Agrippa gemachten Excerpte, weil sie von Plinius

an geeigneten Stellen gegeben und schwierigere Texte etwas erläutert hätte, von denen manche, zumal die geographischen und juristischen selbst nicht wenigen unter den Philologen, wenn sie unvorbereitet an sie heranträten, Schwierigkeiten zu bereiten vermöchten.

Ich will übrigens durch diese und ähnliche Bemerkungen über Auswahl, Anordnung und Gestaltung der Texte, welche der Verf. gewiss zum Theil auch seinerseits erwogen hat, in keiner Weise das große Verdienst seiner Arbeit beeinträchtigen. Sie wird dem rheinischen Alterthumsfreund ein treffliches Vademecum sein. Ihr praktischer Gebrauch, der meines Erachtens hauptsächlich, ja fast ausschließlich in Rücksicht zu ziehen ist, wird die Mängel und die Vortheile klar hervortreten lassen, von welch letzteren ich nur deshalb nicht ausführlich gesprochen habe, da sie in der Sache begründet sind und daher sich von selbst verstehen. Ihr Wert für die Alterthumsfreunde unserer Gegenden hat seinen hauptsächlichen Grund in der engen Verbindung der römischen Rhein- und Donauländer durch Geschichte und Nationalität ihrer Bewohner und ihrer Nachbarn, so dass ein Theil des Buches ohneweiters auch zur Illustrierung der römischen Donauländer verwendbar erscheint.

Wien. J. W. Kubitschek.

Thumb Albert, Die neugriechische Sprache. Eine Skizze. Freiburg i. B., Mohr 1892. 36 SS.

Diese kleine Schrift verfolgt den Zweck, „den heutigen Stand der neugriechischen Sprachforschung in einem übersichtlichen, für weitere Kreise verständlichen Gesammtbild darzustellen". Ihr Erscheinen ist vollkommen berechtigt; denn bietet sie auch dem näheren Kenner des Neugriechischen nichts wesentlich Neues, so empfiehlt es sich doch bei den abweichenden und verkehrten Ansichten, die über das neugriechische Volk und seine Sprache in gelehrten und ungelehrten Köpfen noch immer festsitzen, von der wissenschaftlichen Forschung anerkannte Thatsachen öfter und an verschiedenen Orten zu wiederholen.

Der Verf. gibt zuerst eine kurze historische Übersicht der neugriechischen Studien, die nach mancherlei Irrwegen erst in den letzten Decennien in die richtige Bahn gelenkt in Hatzidakis und Krumbacher ihre glänzendsten Vertreter haben. Im Gegensatz zu der von Cristopulos, Maurophrydis u. a. vertretenen Ansicht, das Neugriechische sei unmittelbar zurückzuführen auf das Äolische und Dorische und Urgriechische, ist jetzt bei allen einsichtsvollen Beurtheilern die Erkenntnis zum Durchbruch gelangt, dass die

---

mitgetheilt werden, statt nach etwa XIII 11 erst XIII 44. Die ebenfalls auf Agrippa zurückgehenden Notizen der Divisio und der Dimensuratio gar erst XIII 89 a. 97. Warum hat der Verf. das Verhältnis zwischen diesen Stellen nicht durch knappe Verweisungen illustriert?

heutige griechische Volkssprache vielmehr als eine der Zeit gemäß vollkommen regelmäßige Fortentwicklung der späteren hellenistischen Gemeinsprache anzusehen ist, die in der Laut-, Beugungs- und Satzlehre bereits die Ansätze für die Haupteigenthümlichkeiten des Neugriechischen erkennen lässt. Nur das Zakonische ist unmittelbar auf die altlakonische Mundart zurückführbar. Das Neugriechische selbst gliedert sich in eine Reihe von Mundarten, die Hatzidakis in zwei Hauptgruppen, eine nordgriechische und eine südgriechische, mit dem 38. Breitegrad als Grenze theilt, während Krumbacher (Ein irrationaler Spirant im Griechischen) einer Dreitheilung das Wort redet.

Im weiteren Abschnitt erörtert Th. die Frage, ob und in welchem Umfange fremde Völker auf die Gestaltung der neugriechischen Sprache von Einfluss gewesen seien. In der Laut- und Formenlehre nun zeigt sich das Neugriechische als echte Tochter des Altgriechischen, aber im Bereiche der Wortbildung und besonders des Wortschatzes haben namentlich aus dem Lateinischen, Romanischen und Türkischen zahlreiche Entlehnungen stattgefunden, die jetzt die Sprachreiniger wieder auszumerzen eifrig bemüht sind.

Zum Schlusse stellt Th. die bekannte Fallmerayer-Hypothese von der Abstammung der heutigen Griechen dahin richtig, dass dieselben zwar physisch, aber nicht geistig von den eingewanderten Slaven beeinflusst worden seien, während in neuester Zeit der griechische Historiker Constantin Sathas die Ansicht vertheidigt, dass Slaven überhaupt niemals in den Peloponnes eingedrungen seien, sondern dass die Byzantiner den in Morea angesiedelten Albanesen theils aus Missverständnis, theils aus Missachtung den Namen Slaven gegeben hätten. Vgl. G. Meyer, Essays und Studien zur Sprach- und Völkergeschichte S. 134.

Eine Reihe von höchst lehrreichen Anmerkungen beschließt die kurze Skizze, deren Lesung kein Lehrer des Griechischen versäumen sollte. Zugleich verweisen wir auf desselben Verfassers bibliographische Berichte über die neugriechische Sprachforschung in den Jahren 1890 und 1891 im Anzeiger für indogermanische Sprach- und Alterthumskunde S. 38 ff. und 146 ff.

Mitsotakis Joh. K., Neugriechischer Sprachführer. Conversations-Wörterbuch. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1892. 16°, VI u. 385 SS. Preis 4 Mk.

Der vorliegende Sprachführer, in der Meyer'schen Sammlung der achte, ist in der neugriechischen Umgangssprache abgefasst, als demjenigen Idiom, das von Hoch und Nieder in gleicher Weise verstanden wird; doch findet daneben auch die feinere Ausdrucksweise der Gebildeten gebürende Berücksichtigung, so dass wir diesen zeitgemäßen, verlässlichen Behelf allen Besuchern hellenischer Lande warm empfehlen können, umsomehr, als es bisher an einem so handsamen, von einem Griechen selbst bearbeiteten Büchlein dieser Art gefehlt hat.

Das Bestreben, den Reisenden instand zu setzen, das Neugriechische möglichst rein auszusprechen, hat Mitsotakis bewogen, sich fast durchwegs mit der Transcription in lateinische Buchstaben zu begnügen und auch die Orthographie der Aussprache zu opfern. Ich zweifle, ob besonders die philologisch Gebildeten sich mit dieser neuen Gewandung des Griechischen werden ohne ein gewisses Sträuben befreunden können. Bei Wörtern fremden Ursprungs wird durch einen Zusatz darauf hingewiesen. Doch ließe sich die Zahl der Lehnwörter, namentlich aus den romanischen Sprachen, noch erheblich vermehren.

Man wird von einem 'Sprachführer' nicht verlangen, dass er ein vollständiges Lexikon sei, aber es will uns doch scheinen, dass der Herausgeber manches Wort habe liegen lassen, das noch des Aufhebens wert war. Der von Kleinpaul bearbeitete italienische Sprachführer ist entschieden reichhaltiger. So vermisse ich z. B. unter dem Buchstaben S: saldieren, Schadenersatz, Schicht, Schiefer, Seitenflügel, Sims, Spirale, Staatseinkünfte, Stapelplatz u. a. Dagegen konnte m. E. 'Schläfer', 'Schläferin' ganz gut wegfallen, ebenso 'Schlafkammer', da es gleichbedeutend ist mit 'Schlafzimmer'. Manchmal wünschte man auch den deutschen Begriff durch das Griechische vollständiger gedeckt; so wird für 'schaffen' bloß *πλάττω*, für 'sauer' nur *ξυνός* eingesetzt, das so vielseitig gebrauchte Wort 'Sache' mit zwei Redensarten erläutert. Das Auffinden der Worte macht bei der zweckmäßigen Anlage des Ganzen keine Schwierigkeiten. 'Anschein' (*ἐξωτερικό*) wird man wohl nicht unter dem Stichworte 'Schein' suchen, sondern unter dem Buchstaben A, wo es auch steht, aber mit *ὄψις, φαινόμενα* übersetzt wird. Der leichteren Orientierung dient vor allem eine Reihe längerer Artikel, auf die in der Inhaltsangabe besonders hingewiesen wird. Es muss anerkannt werden, dass M. bei diesen mehr oder minder schablonenmäßigen Zusammenstellungen die Verhältnisse seines Mutterlandes immer wohl im Auge zu behalten versteht, und recht dankbar wird ihm mancher sein für die mannigfachen lehrreichen Bemerkungen, welche dem eigentlichen Wortschatze beigegeben sind. Man lese z. B. die Artikel Apotheke, Arzt, Bäder, — Eisenbahn, Empfehlungsschreiben, Führer, — Brot, Fische, Obst, Wein, — Hochzeitsgebräuche, Tanz, Theater. Vielleicht wären auch reichere Angaben über Post- und Zeitungswesen am Platze gewesen.

Mit dem Conversations-Wörterbuch ist ein neugriechisch-deutsches Vocabular geringen Umfanges verbunden, das nach dem Wortschatz zu schließen von anderer Hand herrühren dürfte, da die daselbst angeführten Bedeutungen mit denen im ersten Theile oft gar nicht übereinstimmen. So heißt Zuckerdose I sacharodhochio, II sachariéra — betteln I sitó eleïmossýni, II situlewo — Zimmermädchen I gypirétria, II kameriéra — Vorhang I parapétasma, II kurtína — Scheidemünze I kermátion, II lianá — Luxus I polytelia, II lusso usw.

Ein grammatischer Anhang enthält das Nothwendigste über das neugriechische Alphabet und seine Umschreibung und behandelt die einzelnen Redetheile in der üblichen Abfolge; nur das Zahlwort wurde bereits unter dem Stichwort 'Zahlen' besprochen. Hervorzuheben ist, dass das Substantiv nach einem sehr einfachen Eintheilungsprincip in drei Declinationen untergebracht wird. — Schade, dass die Bildung der Deminutiva, die in der Volkssprache eine so große Rolle spielen, ganz übergangen wird.

Was den Druck betrifft, so wird man bei den kleinen Lettern und der Masse von Wörtern geringfügige Fehler, wie den Ausfall von Buchstaben, gerne entschuldigen. Größere störende Versehen kommen äußerst selten vor. S. 203 lies sfajion st. fsajion.

Wien. F. Hanna.

Bonnet M., Professeur a la faculté des lettres de Montpellier, Qu'est-ce que la philologie? Paris, A. Colin 1891, gr. 8°, 23 SS.

Mit der vorliegenden Rede hat der Verf. im December 1890 einen „Curs von Vorlesungen eröffnet, die eine Übersicht über das philologische Studium oder, wie man zu sagen pflegt, eine Encyklopädie des classischen Alterthums geben sollten. Naturgemäß drängt sich hier die Frage auf, inwieweit die Philologie als eine einheitliche Wissenschaft betrachtet werden kann, wie dies seit F. A. Wolf von so Vielen behauptet worden ist. Der Verf. ausgehend von dem, was Schleiermacher in seiner „Kurzen Darstellung des theologischen Studiums" Berlin 1811 dargelegt hat, sieht in ihr nur eine science appliquée. Sie ist eine Vereinigung verschiedenartiger Zweige des Wissens aus dem großen Gebiete der sciences historiques ou sciences morales. Bei dieser Vereinigung war nicht etwa die natürliche Verwandtschaft maßgebend, sondern ein rein praktischer Zweck, nämlich die Nothwendigkeit, sich in diesen verschiedenartigen Zweigen des Wissens für den Unterricht der Jugend überhaupt und ganz besonders für den Unterricht in den Schulen auszubilden, deren Besuch als eine unerlässliche Bedingung für gewisse höhere Studien betrachtet wird. Auf dieser Stellung beruht die Bedeutung, welche die classische Philologie noch gegenwärtig trotz mancher Schmälerung und Einschränkung genießt. Würde sie diese verlieren, dann würde sie hinter andere Philologien, die sich nach ihrem Muster entwickelt haben, z. B. hinter die romanische zurücktreten und in dem Kreise der höheren Studien nur einen solchen Platz wie die Ägyptologie, Assyriologie u. dgl. einnehmen. Als reine Wissenschaft würde sie dadurch nichts verlieren, aber an Bedeutung für die Cultur und Civilisation sehr vieles einbüßen und auch nicht mehr die gleiche Förderung wie bisher erfahren. Der Verf. glaubt nicht, dass die classischen Studien ganz aus dem Unterrichte der Jugend verschwinden werden, geht aber auf die

Frage, welche Schädigung diesem Unterrichte durch eine Verbannung der classischen Philologie zutheil werden würde, nicht ein. Er deutet nur an, dass ohne sie die Vorbildung für gewisse Studien, z. B. des Rechtes oder der Medicin, erheblich leiden würde. Ist nun auch für die Studierenden der classischen Philologie der praktische Zweck, nämlich die Ausbildung für das Lehramt, das sie dereinst bekleiden sollen, in erster Linie maßgebend, so schließt dies doch nicht aus, dass sie die Wissenschaft um der Wissenschaft willen betreiben. Nicht das Brot ist es, das sie im Auge haben sollen, sondern die geistige Ausbildung. Je höher und reiner das Ideal der wissenschaftlichen Bildung sich gestaltet, desto mehr kann man sicher sein, den praktischen Zweck der Studien zu erreichen. Diese ideale Richtung erhebt und läutert und gibt die Kraft, das ganze Leben nicht bloß dem Lehren, sondern auch dem Studium zu widmen. Und nur so kann man hoffen, ein guter Lehrer zu sein: 'il n'y a de bon professeur que celui qui reste étudiant.' Wir haben hiemit die Hauptgedanken der trefflichen Rede angegeben; der Leser wird aber noch vieles in dieser finden, was ihn anziehen wird, namentlich über den Unterricht in den höheren Bildungsanstalten Frankreichs, worauf wir aber hier ohne ausführliche Darlegung nicht eingehen könnten.

Wien. K. Schenkl.

Denkmäler der älteren deutschen Literatur. Für den literaturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten herausgegeben von Dr. Gotthold Bötticher und Dr. Karl Kinzel. II, 1. Walther von der Vogelweide und des Minnesangs Frühling. 2. Aufl. VIII u. 115 SS. Preis 90 Pf. — III, 4. Kunst- und Volkslied in der Reformationszeit. VIII u. 140 SS. Preis 1 Mk. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses 1891/92.

Von den trefflichen 'Denkmälern' habe ich in dieser Zeitschrift seinerzeit den armen Heinrich und Meier Helmbrecht besprochen und kann heute auf zwei neue, ebenbürtige Ausgaben zu Schulzwecken hinweisen.

1. Eine Einleitung bringt eine gut abgefasste, kurze Darstellung der Entwicklung des Minnesanges und Walthers, hierauf aus zeitgenössischen Chroniken einige — entbehrliche — Berichte, endlich eine knappe Belehrung über Lied, Spruch und Leich.

Darauf folgen passend ausgewählte Gedichte aus MF., und zwar: Namenlose Lieder, Kürenberg: Ich zôch mir einen valken, Dietmar, Veldeke, Hausen: Mîn herze und mîn lîp diu wellent scheiden, Hartmanns Kreuzlied, Reinmar, Spervogel.

Walthers Lyrik ist mit Rücksicht auf die Schule in folgende drei Gruppen gebracht: Minnelieder. Für Kaiser und Reich. Für Gottes Ehr' und deutsches Wesen.

Durchaus ist die Einrichtung getroffen, dass mhd. Text und Übertragung sich gegenüberstehen, so dass ein Vergleich, eine gegenseitige Rücksichtnahme jederzeit möglich ist. Die Übersetzung ist fast ausnahmslos zu loben; sie ist sinngemäß, geschmackvoll und fließend. Manchen wird sie vielleicht zu frei sein. Selten finden wir dunkle Stellen, wie Walther 4. V. 39/40, oder bedenkliche Wörter, wie W. 30. V. 40. drinne. Hier sei auch gleich angemerkt, dass S. 3 4 v. o. dieselbe undeutlich bleibt.

Die auf S. 90 beginnenden Anmerkungen erweisen sachlich und formell gute Dienste und leiten durch Fragen und Aufforderungen methodisch an, die Situationen, Gedanken und deren Einkleidung, Stimmungen, Voraussetzungen, Strophenformen u. dgl. zu beachten. Nur die Anmerkung zu Nr. 1 erscheint mir zu weit ausgesponnen.

Von S. 104 bis 112 reicht ein knappes Glossar, den Schluss bildet ein Verzeichnis der Gedichte in alphabetischer Folge.

Das Werkchen wird auch dort gute Dienste leisten, wo Mittelhochdeutsch an sich getrieben wird. In katholischen Schulen wird man natürlich mehrere antipäpstliche Sprüche übergehen.

2. Nach denselben Grundsätzen ist das andere Bändchen von demselben Herausgeber (Kinzel) bearbeitet. Es ist dazu bestimmt, „das Bild des 16. Jahrhunderts, zu dem die beiden Hefte 'Luther' und die Auswahl aus Hans Sachs die Unterlage gegeben, weiter auszuführen und zu vertiefen".

Die sechs Seiten umfassende Einleitung orientiert über die Entstehung und Bedeutung des evangelischen Kirchenliedes und des Volksliedes. Darauf folgen charakteristische Kirchengesänge von Luther, Speratus, Decius, Burchard Waldis, J. Walther, Erasmus Alberus u. a. Biographische Notizen und Quellenangaben fehlen nirgends. In Form eines 'Anhanges' werden lateinische und deutsche Kirchengesänge älterer Zeit mitgetheilt, insoweit sie Quellen für die aufgenommenen waren. Im Anschluss daran werden als Proben weltlicher Dichtung, besonders des nationalen Gedankens, mehrere Poesien Fischarts mitgetheilt, und zwar unter andern Das glückhaft Schiff von Zürich (gekürzt). Auch Huttens berühmtes Lied: 'Ich habs gewagt' ist aufgenommen. Der Meistergesang ist als minderwertig eigentlich durch keine selbständige Probe vertreten, dafür wurden, um ihn nicht ganz ohne Würdigung zu lassen, — wohl unnöthig — die Berichte des Adam Puschmann und Joh. Christoph Wagenseil in gekürzter Form abgedruckt. Wertvoller sind die Proben des Volksliedes, von dem alle Gattungen vertreten sind, auch das historische, z. B. Hildebrandslied, Sickingens Tod, Schlacht bei Pavia, Tannhäuser.

Die Texte sind namentlich den bewährten Sammlungen von Goedeke, Liliencron, Uhland, Wackernagel entnommen. Die Orthographie ist die gegenwärtig übliche, alles sprachlich Auffällige ist gut und auch für den Anfänger ausreichend erklärt. S. 10, Z. 9 v. u. ist 13 statt 16 zu setzen.

Dass dieses Heft vermöge seines Inhaltes und unseres Lehrplanes keine unbedingte Verwendung in unseren Schulen finden kann, ist selbstverständlich, doch wird der Lehrer manches gute Beispiel daraus geben können. Auch ist zu wünschen, dass dem Jünger der Germanistik bei seinem Universitätsstudium solche Ausgaben unter die Hände kommen mögen.

Das Gudrunlied. Neuhochdeutsche Bearbeitung von Walter Hübbe. Hamburg, Herold'sche Buchhandlung 1892. X u. 120 SS.

Die neueste Übertragung der berühmten mittelhochdeutschen Dichtung kann im ganzen als wohlgelungen bezeichnet werden. Der Verf. ist möglichst treu gegenüber dem Originale, ohne aber die zahlreichen Entstellungen und Geschmacklosigkeiten desselben nachzuahmen; er ist aber auch bemüht, den sprachlichen und ästhetischen Forderungen der Gegenwart gerecht zu werden.

Man höre zunächst einige besonders zutreffende Bemerkungen allgemeiner Natur aus dem Vorworte:

Neben der philologischen Textkritik muss vor allem ästhetische Kritik maßgebend sein, wenn man einen neuhochdeutschen Text gewinnen will, „der dem heutigen Leser eine poetische Erfassung des alten Liedes ermöglichen soll".

„Was dem philologischen Textkritiker mit vollem Rechte verdächtig ist, braucht doch darum noch lange nicht unschön zu sein."

Auch die beste Übertragung „soll für uns ein Werk des Mittelalters bleiben und darf nie wie eine moderne Dichtung erscheinen".

Hübbe hat sich an tüchtige Herausgeber und Erklärer angeschlossen, so Müllenhoff, Martin, Klee. Besonders letzterer hat ihm nützlich vorgearbeitet (s. S. V). Das Hagen- und Hildenlied ist bei der vorliegenden Bearbeitung vollständig weggefallen, ein Vorgang, der im Vorwort (VI/VII) ausführlich begründet wird. Man mag seine ästhetisch-technischen Argumente gelten lassen, wird aber gleichwohl bedauern, dass demjenigen, welcher die Gudrundichtung nur aus diesem Büchlein kennen lernt, nun die Schönheiten des Hildenliedes gänzlich unbekannt bleiben.

Diese bedeutende Auslassung bedingte natürlich, einige Einleitungsstrophen hinzuzudichten. Ein Stern kennzeichnet hier und später solche (seltenen) Zusatzstrophen. Die Dichtung ist ferner in 24 Abenteuer zerlegt, nach Umfang und Bezeichnung in theilweiser Übereinstimmung mit dem Original. Die Gudrunstrophe wurde beibehalten, aber nicht durchaus formvollendet gehandhabt und leidet namentlich in der achten Halbzeile häufig an Härten. Ich glaube, dass es überhaupt kein Missgriff gewesen wäre, aus euphonischen Gründen auch die vierte Verszeile sechshebig zu gestalten. Dieses Recht müsste einem Übersetzer entschieden zugestanden werden.

Größere Änderungen sind weiters noch an folgenden Stellen zu finden: IV. 26 ff. (Original: Grenze der 13. und 14. âventiure), VII. 19 fg. (Tod Hettels). Der Beginn des 9. Abenteuers (Wie die

Hegelingen heimfuhren) wurde erweitert aus Gründen, die S. 113 in den beigegebenen 'Anmerkungen' zusammengestellt sind. Vgl. ferner wohlüberlegte Umstellungen, Zusammenziehungen, Auslassungen und Zusätze in X (Hartmuts Heimkehr), XI und XII (Aufenthalt Gudruns in der Normandie), XV (Wie Gudrun die Ankunft der Ihrigen erfuhr), XXI 11—18 (= 1471 ff.) eine Episode, gegen die sich trotz der Erörterung auf S. 118 Bedenken erheben, XXII (Wüthen Wates). Was endlich den Schluss betrifft, so wurde alles bis circa Str. 1700 aufgenommen, sogar noch eine Abschlusstrophe hinzugedichtet; doch scheint es am zweckmäßigsten, die Dichtung ohne diese abzuschließen. Vgl. hiezu Anm. S. 120.

An der eigenen Sprache des Verf.s hätte ich nur gewisse burschikose Ausdrücke wie: guter Kerl, backfischmäßige Ziererei, Kalauer u. ä. zu beanständen.

Zu den S. X und 120 mitgetheilten Versehen käme noch: S. 3 (Hinabrücken der Zahl 570, S. 116, 17 v. o. haben st. hat.

Eine Neuauflage wird auch gewisse mittelhochdeutsche Wörter und Fügungen durch neuere ersetzen müssen, so fleißiglich (1072. 4), gedeihn (mehrmals), unterwinden (1157. 3), um den mitten Tag (1166. 1). S. ferner 1197. 4, 1201. 3, 1509. 4. Als falsch gilt heutzutage sahe (891. 4 und 1511. 2).

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Der Streit über die Tragödie von Theodor Lipps. (Beiträge zur Ästhetik, herausgegeben von Th. Lipps und R. M. Werner. II.) Hamburg u. Leipzig, Leop. Voss 1891. 79 SS. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Durch Zufälle, die hier nicht näher erörtert werden sollen, hat sich die Anzeige von Lipps' „Streit über die Tragödie" in dieser Zeitschrift verzögert. Ich muss dies umsomehr bedauern, als das wenig umfangreiche Heft sicher zu den bedeutendsten und wichtigsten Äußerungen über dramatische Poesie zu rechnen ist, die in den letzten Jahren hervorgetreten sind. Es ist im wesentlichen negativ gehalten; sein Hauptwert liegt in der reinigenden Tendenz. Gerade deshalb muss die Literaturgeschichte es mit echter Freude begrüßen. Die von Scherer mit größter Energie begonnene Bewegung, die von ihm inaugurierte Neugestaltung der Poetik findet in Lipps einen wesentlichen Förderer. Lipps' Arbeiten haben vor anderen ähnlichen Versuchen den großen und unleugbaren Vortheil voraus, nicht dilettantisch mit ihren Problemen zu spielen. Der Spreukasten alter und veralteter ästhetischer Vorurtheile kann aber nur dann erfolgreich ausgefegt werden, wenn Philosophen vom Range des Breslauer Professors sich der unwiderstehlich vordringenden, oft aber mit unzulänglichen Mitteln arbeitenden Regungen annehmen. Mir ist anderseits Lipps' Büchlein auch weit lieber, als Bergers „Dramaturgische Vorträge"; ich

bin ja überzeugt, dass Berger in Wirklichkeit noch weit radicaler mit den Ansichten der alten Schulästhetik bricht, als er selbst eingestehen will, und ich habe diese meine Ansicht ausführlich in einem Aufsatze der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ (1891 Nr. 62 Beilage) dargelegt. Doch bei Berger verquickt sich die theoretische Erörterung immer mit Nebeninteressen, die ihm von seinem dem Naturalismus wenig freundlichen Standpunkte nahegebracht werden. Die polemische Tendenz schlägt immer wieder — und in neueren Äußerungen noch mehr, als in den „Vorträgen“ — durch und lenkt ihn zu Einseitigkeiten hin. Anders Lipps. Ohne auf Nebenwege abzuschweifen, führt er mit wenigen starken und sicheren Strichen seine negative Kritik durch und erbaut sich mit ihrer Hilfe ein System der Tragödie, das mit den modernen brennenden Tagesfragen nicht in Conflict kommt.

Lipps sagt sein Ziel und seine Absicht offen heraus. Er wendet sich gegen die der Kunst fremde Weltauffassung, die der „Philosoph“ aus der Betrachtung der Wirklichkeit gewonnen oder vielleicht auch nur in seinen Mußestunden erträumt hat, um sie dann dem Kunstwerke unterzuschieben und dieses zum Mittel zu machen, jene Welt- und Lebensauffassung zu verkündigen und zu bestätigen. Lipps stellt sich mit der modernen Literarhistorik auf den Standpunkt, alle fremden Maßstäbe abzuweisen, die von außen in eine Dichtung getragen werden. Was bei einer Dichtung gedacht werden kann, die Reflexionen, die sich an sie anknüpfen lassen, die sich ergeben, sobald wir uns selbst zu dem Kunstwerke in Beziehung setzen, Nutzanwendungen für uns ziehen und Vergleiche mit unserer eigenen Existenz und unseren eigenen Anschauungen anstellen, all dieses Kribskrabs nicht hergehöriger Imagination soll von der ästhetischen Betrachtung ausgeschlossen werden. Im Laufe der Zeiten hat sich eine ganze Reihe von Gesichtspunkten ausgebildet, nach denen die Kritik und ein Theil des Publicums ein Kunstwerk, speciell das Drama zu beurtheilen sich berechtigt fühlen. Sie lassen sich durchaus auf den Wunsch zurückführen, den Dichter und sein Werk vor ein Tribunal zu citieren, vor das sie nicht gehören, sie unter eine Jurisdiction zu stellen, der sie nicht unterworfen sind. Man glaubt in dem Drama eine „sittliche Weltordnung“ wirken zu sehen, die mit „poetischer Gerechtigkeit“ dem Helden die Strafe für seine „Schuld“ zutheil werden lässt. Findet man Strafe und Schuld nicht entsprechend, glaubt man also, der „poetischen Gerechtigkeit“ sei nicht Genüge geleistet worden, dann wird mit Behagen und mit Wonne darauf los geschulmeistert. Da indes die „tragische Schuld“ nicht immer leicht zu finden ist (sie existiert ja zumeist gar nicht), so construiert man frischweg eine solche und entdeckt Schuld, wo keine Schuld ist, Strafe, wo keine Strafe ist. Antigone, Desdemona, Ophelia, Cordelia müssen eine tragische Schuld auf dem Gewissen haben, so meint man; denn sie gehen ja unter. Gegen diese ima-

ginären ästhetischen Worte, gegen die „poetische Gerechtigkeit“ vor allem, den Mittelpunkt des ganzen Lügengewebes, richtet sich Lipps. Dem Tragiker ist nicht um den Nachweis zu thun, dass der Gute für seine guten Handlungen belohnt, der Schlechte für seine schlechten bestraft wird — gut und schlecht nach einem Maßstabe der Moral bestimmt, von dem die Tragödie selbst nichts weiß. Der Tragiker will nur streng motivieren. Das Schicksal des Helden muss sich, wie aus den Umständen und dem Charakter derer, die ihm sein Schicksal bereiten, so auch aus seinem eigenen Charakter und aus seinem eigenen Handeln auf begreifliche Weise ergeben. Nicht eine Schuld fällt dem Helden zur Last, für die er büßen muss; er muss nur an seinem Schicksale Schuld sein. Der Held ist — wie Lipps mit epigrammatischer Schärfe formuliert — gewiss an seinem Tode Schuld, aber er ist nicht des Todes schuldig. Man hat aus dem Schuldsein ein Schuldigsein gemacht. Eine poetische Gerechtigkeit ist — wenn schon einmal das Wort bestehen soll — nur in diesem höheren Sinne denkbar, dass der Mensch sein Schicksal selbst verantwortet, dass ihm geschieht nach seinen Werken. Eine poetische Gerechtigkeit, die ein Vergehen gegen eine nicht angenommene sittliche Weltanschauung züchtigt — eine poetische Gerechtigkeit, die meist von dem Zuschauer ein Gewissen verlangt, das die handelnden Personen des Dramas selber nicht haben, eine solche poetische Gerechtigkeit ist und bleibt ein Unding.

Auch Berger hat eine seiner Vorlesungen der poetischen Gerechtigkeit gewidmet. Seine Vorstellungen sind nicht zu gleicher Klarheit durchdacht. Auch er lehnt die poetische Gerechtigkeit ab, doch nur für den modernen Dichter. Nach seiner Ansicht hat Shakespeare geglaubt, dass mehr Dinge im Himmel und auf Erden sind, als unsere Schulweisheit sich träumen lässt, dass Mord „mit wundervollen Zungen“ spreche, dass schließlich in manchem menschlichen Schicksalswechsel das geheimnisvolle Walten einer höheren Gerechtigkeit sich bekunde. Nur dem modernen, „vor lauter Aufgeklärtheit bornierten Menschen“ sei die poetische Gerechtigkeit ein conventionell gewordenes, entseeltes theatralisches Wirkungsmittel. An den Finger Gottes glaube er ja so wenig, wie an Gespenster.

Ich bekenne, dass mich Lipps' Ausführungen viel mehr befriedigen. Wenn Berger recht hätte, müsste ja gerade jetzt wieder eine neue Ära der poetischen Gerechtigkeit angehen. Der „von Aufgeklärtheit bornierte Mensch“ wird täglich unmoderner. Von Paris aus rückt eine neue Welle geistiger Bewegung immer näher an uns heran, die dem Jenseits, dem Au delà, sich ganz anders gegenüberstellt, als die jüngste Vergangenheit. Wieder beginnt das Interesse für das Übernatürliche und mit ihm der Mysticismus in dem Geistesleben der Culturvölker eine Rolle zu spielen. Gerade jetzt schickt man sich an, mehr als je an den waltenden Finger unerkannter, unbegriffener, nur dunkel geahnter Mächte zu glauben. Wäre Bergers Ansicht richtig, dann müsste gerade jetzt mit diesem neuen

Glauben die poetische Gerechtigkeit wieder der Tragödie zugeführt werden. Ich denke anders. Die klärenden Auseinandersetzungen von Lipps sollten gerade deshalb dem schaffenden Dichter und dem Kritiker des Tages nicht aus der Hand kommen, damit beide alle Abwege vermeiden, die ihnen drohen.

Denn dies ist ja wohl sicher. So überzeugend Lipps spricht, so gern seine Thesen für eine ganze Reihe von Dichtern zugegeben werden können, ich zweifle nicht, dass unter dem Einflusse der falschen Theorie viele und ganz unverächtliche Dichter an poetische Gerechtigkeit gedacht haben, wenn sie ihre Trauerspiele schrieben. Ja es wäre geradezu Aufgabe der Wissenschaft, zu zeigen, wo man aus ästhetisch-kritischer Kurzsichtigkeit die poetische Gerechtigkeit mit Unrecht supponiert hat und wo die Dichter mit Bewusstsein poetische Gerechtigkeit in ihren Schöpfungen haben walten lassen. Fordert eine äußerliche Anwendung des Deus ex machina nicht die Idee der poetischen Gerechtigkeit zu ihrer Begründung? Und liegt nicht in der Thatsache, dass Schillers 'Jungfrau von Orleans' zuletzt nicht nur ethisch, sondern auch physisch befreit wird, dass sie nicht nur selbst zur Verklärung sich durchringt, sondern auch noch durch übernatürliche Macht ihrer Fesseln entledigt wird, liegt in dieser Thatsache nicht eine unnöthige Concession an poetische Gerechtigkeit? Die 'Jungfrau von Orleans' ist nicht so romantisch, als dass wir an dieser Stelle den Finger Gottes nicht gerne vermissten. Ich werfe die Frage nur auf, ohne sie beantworten zu wollen.

Wie anregend und förderlich Lipps' Schriftchen wirken kann, beweist heute schon ein ebenso geistvoller, wie formvollendeter Vortrag Franz Brentanos, „Das Schlechte als Gegenstand dichterischer Darstellung" betitelt [1]). Brentano greift die Ideen des Breslauer Fachgenossen über tragische Schuld und über poetische Gerechtigkeit auf und prüft sie an dem durch die Überschrift seines Vortrages angedeuteten Capitel der Ästhetik. Mit Entschiedenheit kehrt er sich gegen die aristotelische Theorie von der tragischen Schuld und nennt sie einen Lehrsatz, der mehr aus philosophischer Reflexion, als aus directer Beobachtung erwachsen ist. Und jene poetische Gerechtigkeit, die manche unvernünftig genug gehandhabt haben, findet er dann undurchführbar, wenn der Dichter das Walten des Schicksals mit Naturwahrheit und mit einer gewissen Totalität darstellen will.

Auch Brentano ist sich bewusst, dass er ein ausnehmend actuelles Thema behandelt; dennoch weiß er die Erörterung auf der Höhe akademischer Discussion zu halten und berührt nur mit leiser Hand das moderne Drama. Mit leiser Hand und mit schonender. Was er über das neueste Drama zu sagen hat, darf als Muster enthaltsamer Kritik bezeichnet werden. Mit ihm wird jeder

---

[1]) Leipzig, Dunker u. Humblot 1892.

rechte Kritiker eingestehen, es wäre umsonst, wollte man mit seinem Worte den Stürmen Befehle ertheilen. „Und auch kein anderer Kritiker“, fährt er fort, „wird der Josua sein, der Sonne und Mond Halt gebietet. Wollen wir mit unserer Kritik fördernd auf den Lauf der Dinge einwirken, so müssen wir es machen wie die, welchen die Aufgabe wird, einen Strom zu regulieren. Wenn sie weise sind, so erforschen sie die natürliche Tendenz des Stromes und helfen ihr nach, indem sie nur wilde Ausschreitungen hemmen. Sind gewisse Auswüchse beseitigt, so wird man sicher auch das Drama, das sich mit gewissen Modestoffen beschäftigt, als etwas erkennen, was eines Idealrealismus fähig ist, und was trotz aller Aufnahme des Schlechten das Gute in dem Gegenstande der Darstellung überwiegen lassen kann.“

Lessings Fabelabhandlungen. Kritische Darstellung von Dr. Albert Fischer. Berlin, H. L. v. Trautwetter 1892. 47 SS.

Eine fleißige, noch mehr: eine scharfsinnig gedachte Abhandlung! Und doch kann man sie nicht mit ungetrübter Befriedigung lesen. Fischer legt Lessings Fabelabhandlungen unter eine scharfe Lupe, sucht ihre schwachen Seiten aufzudecken und will verbessern, was der Verbesserung bedarf. Um dieses Resultat zu erreichen, geht er mit Lessing'scher Methode an Lessing heran. Er analysiert auf das Eingehendste die Abhandlungen über die Fabel und sucht schärfere Bestimmungen einzuführen, wo Lessing nicht scharf genug zugesehen hat. Fraglich bleibt nur, ob diese Methode an dieser Stelle überhaupt erfolgreich angewendet werden kann. Fischer weiß sehr gut und hat es auch bei Erich Schmidt nachgelesen, dass Lessings Fabelabhandlungen durchaus nicht auf erschöpfender Induction ruhen, dass Lessing viele Gebiete der Fabeldichtung nicht beschritten hat, die uns heute bekannt sind. Auch Fischer schätzt an den Abhandlungen vor allem die strenge Maieutik und verkennt nicht, dass sie heute besser nur zu pädagogischen, nicht zu wissenschaftlichen Zwecken angewendet werden. So lange wenigstens als die Mittelschule nur die Ziele einer geistigen Heilgymnastik verfolgt, so lange man sich begnügt, den Schüler nur formal auszubilden, so lange werden ja gewiss Lessings Fabelabhandlungen eine große Rolle spielen. Ob eine wissenschaftliche Förderung zu erwarten steht, wenn man mit seiner Methode auf ihnen weiterbaut, ist und bleibt eine andere Frage. Heute holt man sich die Hilfsmittel zur Bestimmung des Fabelbegriffes von ganz anderer Seite. Fischer freilich prüft Lessing nicht einmal an dem neu gewonnenen Materiale. Er will nur darthun, was sich aus Lessing herauslesen lässt, wenn Lessings Methode antithetischer Begriffstrennung noch schärfer durchgeführt wird, als bei Lessing, wenn man Lessing überlessingt. Das Hauptresultat Fischers, zugleich seine Hauptthese liegt in einer neuartigen Division der Paradigmata. Er scheidet zunächst zwei große Gruppen der Paradigmata. Ent-

weder ist das eine *ὅμοιον* erst durch Deutung zu erkennen, oder beide *ὅμοια* werden zum Vergleich nebeneinander gestellt, um aus ihnen das Tertium comparationis zu gewinnen. In die erste Gruppe gehören Metapher und Allegorie, in die zweite Vergleichung und Gleichnis, dann Parabel und Fabel. Als dritte Abtheilung schließen sich den beiden ersten großen Gruppen die Beispielerzählungen an, die entweder einzelne Thatsachen aus Geschichte und Leben oder auch erdichtete einzelne Fälle heranziehen. Durch diese Division soll dreierlei erreicht werden: erstlich scheidet sie strenger als Lessing die Allegorie von der Fabel. Lessing findet das Wort Allegorie 'müßig' in der Definition der Fabel; Fischer betont, dass die allegorisierende Redeweise der exemplificierenden durchaus heterogen ist. Zweitens bekommt das Gebiet der Parabel ganz neue Grenzen: die Parabel stellt neben einen weniger zugegebenen Gedanken einen anderen, allgemein zugestandenen aus der wirklichen Welt des Seins, der ein analoges Verhältnis der Begriffe enthält, um aus ihm die Richtigkeit des ersten zu erweisen. Das tertium comparationis liegt hier in einem Urtheil, das sich aus dem analogen Verhältnisse ergibt; die Parabel ist also ein Urtheilsgleichnis. Ein Beispiel: „Kann man Trauben lesen von den Dornen und Feigen von den Disteln? Darum an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." — Als drittes und letztes Resultat erreicht Fischer durch seine Tabelle eine scharfe Umgrenzung der Fabel. Der erdichteten Beispielerzählung fehlt zur Fabel nur das Typische der Figuren.

So scharfsinnig und wohldurchdacht die neuen Grenzbestimmungen sind, die Fischer den genannten Begriffen gibt, ich fürchte doch, die Sache wird durch sie wenig gefördert. Gewiss ist scharfe Trennung ästhetischer Begriffe gut und förderlich. Was soll aber eine Begriffsscheidung nützen, die Längstbestehendes, Längstgedachtes umstürzt, um schließlich nur zu erreichen, dass fortab, was bisher A geheißen hat, B genannt werden soll? Rückerts Parabel vom Mann im Syrerlande muss nach Fischer für alle Zukunft als Allegorie gelten. Ist durch eine solche Verschiebung viel geholfen? Wird nicht nach wie vor das Rückert'sche Gedicht als Parabel gefasst und seine ethisch-belehrende Tendenz dem freien Phantasiespiel der Allegorie gegenübergestellt werden? Ich brauche mich nicht auf einen exclusiv historischen Standpunkt zu stellen und brauche nicht gegen aprioristische Vergewaltigung lebendigen Dichtens zu protestieren, wenn ich Fischers neue Grenzbestimmung unnöthig finde. Wie gefährlich solche rein gedachte Constructionen ästhetischer Begriffe sind, sobald sie zu historischen Folgerungen verwertet werden, beweist ein Fall auf das schlagendste. Fischer ist sich vollkommen bewusst, dass Jacob Grimms schöner Traum von einem altarischen Thierepos längst widerlegt ist. Er glaubt indes, die Sache wesentlich zu fördern, wenn er das Thierepos der Allegorie zuweist, es durch diese Bestimmung der Fabel ganz ferne rückt. Auf dieser Behauptung baut Fischer folgende kühne

Construction auf: „Das Thierepos ist keine „Fabel" aller Stände und Berufsarten, sondern eine „Allegorie" derselben. Sonach kann man die Thiersage mit Grimm in das früheste Alterthum hinaufrücken und die zahlreichen Übereinstimmungen der germanischen und der alten indischen Thiersage auf eine uralte gemeinsame Überlieferung zurückführen, wie denn Bergk die Thiersage in das früheste Alterthum setzt und sie mit Recht ihrer ganzen Art entsprechend die Zwillingsschwester des Heldengedichtes nennt" (S. 37). Heißt das nicht, Dinge, die durch mühsame, historisch gedachte Untersuchungen längst klargestellt sind, willkürlich verwirren? Ist da der historisch denkende Geschichtsschreiber der Literatur nicht berechtigt, dem allzu kühn construierenden Ästhetiker ein „hands off" zuzurufen? Solche Fragen lassen sich doch nicht mit Möglichkeiten und Vermuthungen abthun; und nie und nimmer dürfen wir gestatten, dass durch ein ästhetisches Hinterpförtchen sich Dinge in die Wissenschaft wieder einschleichen, die längst aus ihr hinausgewiesen sind.

Nebenbei bemerke ich: im Zusammenhange seiner Erörterungen über Thierepos und Thierfabel meint Fischer einmal (S. 35), die griechische und deutsche Sprache sei vom Sanskrit ausgegangen. Das ist unrichtig. Ein Schluss auf „die in diesen Sprachen fortgepflanzten volksthümlichen Erzählungen" darf aus dieser falschen Prämisse nicht gezogen werden.

Fischers ganze Eintheilung scheint mir obendrein an einem bösen Versehen zu leiden. Seine Anschauungen über Lehrdichtung sind nicht zur vollen Reife gediehen. Einmal preist er Lessing, weil er die „lehrende Moral in der Poesie auf die Fabel beschränkt" hat; dann lobt er ihn, weil er dem Lehrgedichte mit so scharfen und siegreichen Waffen ans Leben gegangen war. Soll das heißen, dass Lehrgedichte überhaupt abzulehnen sind? Was soll dann mit Schillers großen philosophischen Rhythmengebäuden geschehen?... Fischers Stellung zum Lehrgedichte muss wohlbedacht werden, will man seine Tabelle der Paradigmata gehörig würdigen. Ihr Grundfehler scheint mir gerade in dem Mangel aller Rücksicht auf das Lehrgedicht zu liegen. Ich glaube, er hätte für Parabel und für Allegorie andere Gesichtspunkte gefunden, wäre er vom Standpunkte der belehrenden Absicht ausgegangen.

Wien. Dr. Oskar F. Walzel.

Anseïs von Karthago herausgegeben von Johann Alton. Tübingen 1892. 606 SS. (Auch u. d. T.: Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart CXCIV.)

Als Herrscher über den eroberten Theil Spaniens setzt Karl der Große Anseis ein; ihm zur Seite steht der zum Christenthume bekehrte Isoré. Während der Abwesenheit Isorés entehrt Anseis

— wenn auch ohne Wissen und Willen — dessen Tochter. Der Beleidigte kehrt zum alten Glauben zurück, und in Gemeinschaft mit Marsilie überzieht er das christliche Spanien mit Krieg. Trotz seiner großen Tapferkeit verliert Anseis eine Stadt nach der anderen; erst als Karl zur Hilfe herbeieilt, wendet sich die Lage; Marsilie wird gefangen und getödtet, Anseis erfreut sich wieder des früheren Besitzthums.

Dem Gedichte liegt die Sage vom Grafen Julian zugrunde, der, um die Entehrung seiner Tochter zu rächen, die Araber nach Spanien herbeiruft. Solange diese Begebenheit erzählt wird, entspricht dem fesselnden Inhalte die frische, dramatisch bewegte Darstellung; der spätere — leider bei weitem größere — Theil des Gedichtes besteht fast ausschließlich aus der Schilderung immer neuer Kämpfe; nur hie und da wird die Monotonie durch kurze Episoden, zumal durch solche, in denen Frauen eine Rolle spielen, gemildert.

Überliefert ist das Gedicht in vier vollständigen Handschriften, einem größeren und zwei kleineren Fragmenten. Wie bei den meisten Chansons de geste gehen die einzelnen Handschriften ziemlich stark auseinander. Die ursprüngliche Gestalt mit Sicherheit herauszufinden, scheint wegen Verlustes von Zwischengliedern nicht möglich; der Herausgeber entschied sich dafür, eine im ganzen und großen recht gute Handschrift (A) zum Abdruck zu bringen, die er nur dann verließ, wenn sie entschieden Falsches bot. Stellen, die nur in A vorkommen, mussten, um das Princip zu wahren, im Texte Aufnahme finden, wurden jedoch in Klammern eingeschlossen; somit kann, wer sie für Interpolationen hält, von ihnen absehen. Alle 'wichtigeren'[1]) Sinnvarianten der übrigen Hss. werden am Fuße der Seite mitgetheilt.

Die Handschrift ist gut gelesen und der Druck sorgfältig überwacht worden; einige Versehen und Druckfehler sind am Schlusse berichtigt. Hier noch ein paar Vorschläge und Fragen: 77 da anderswo *crīspus*, *-os crīsp's* als *cres* erscheint, so hier vielleicht Demin. *crespés*. — 212 hat die Hs. wirklich *ueuenes (vīduas)*? Wenn ja, so liegt, falls die Schreibung eine rein persönliche ist, Einfluss von *orphenes* in derselben Zeile vor[2]); wenn *-eues*, so kann es nur Dittographie statt *ueues* sein; denn dem lat. Proparox. könnte doch nur *vedeves* entsprechen. — 1000 Komma zu tilgen. — 1024 *tout*. — 1352 *vo plait*. — 1624 *O lui*. — Mit 1799 beginnt eine neue Tirade. Ebenso 6775. — 2110 *ill a* = *il a*. Ebenso 3837 *k'ill ataigne*.[3]) — 2198 *vaurres vous m'i aidier?;*

---

[1]) Ob alle? Man möchte Genaueres über die getroffene Wahl erfahren. Es scheint doch Vieles nicht aufgenommen worden zu sein. So vermisst man in der *varia lectio* fast alle Stellen, in denen die S. 457 verzeichneten ungenauen Reime vorkommen.

[2]) Kommt die Form auch sonst vor, so ist Anbildung (u. zw. phonetische oder bloß graphische?) an *orphene, virgene* anzunehmen.

[3]) Kaum mit dem Herausgeber proleptischer Accusativ.

1. *mi* betontes Pronomen; die zwei Enclitica müssten nach *vaurres* stehen. — 2352 *la menee* wie 6781. — 4429 *sous l'escu*? — 5145 eher *desroi*. — 5710 *le tort acointier* ist nicht haltbar; wenn nicht nach B oder D, etwa *l'estor*? — 6070 die Inclination ist durch Belassung von *laissié* besser ersichtlich; *me* könnte zwar auch proclitisch sein; dann aber wäre eher *m'ui* zu schreiben. — 7203 Gänsefüße zu tilgen. — 7383 *par tens*. — 7620 A ist richtig; man lese *aie ge* mit enclitischem *ge*; was *Joiuse* hier soll, ist nicht klar. — 7804 *mule* von A wurde ohne Grund aufgegeben. — Komma nach 8415, Semikolon nach 8416. — 9899 ob die Hs. nicht eher *entercier* hat? Freilich *ié : é*, was sonst nicht vorkommt; die anderen Hss. haben *aviser*. — 10905 entweder *as* oder mit BCD *est degastee*; in beiden Fällen ist der Sinn: 'Durch einen schlechten Gedanken, der dich auf Abwege führte, hast du (oder: ist) Spanien verwüstet'. Demgemäß wäre die Anmerkung zu dieser Stelle zu modificieren. — 11410 *seoir* (Druckf.).

Die sehr ausführlichen literarhistorischen Erörterungen stellen alles Wissenswerte zusammen. Die sprachliche Untersuchung hätte durch eine mehr übersichtliche Darstellung wesentlich gewonnen. §. 6 'ọ in *-ors* bleibt ungebrochen; *esfors, fors (foris), depors*'; nur bei *fors* ließe sich *fuers* erwarten, aber von Haus aus gedecktes ọ ergibt doch nie Diphthong. In *bors : mọrs, ọrs* liegt keine Bindung von ọ : ọ vor; es handelt sich um nfz. *bord*, nicht um *bourg*. — §. 12 'Die Quellen von *eu* sind *ẹls = alis*, *ō*, *ęls (illos)*, *ẹ + lj*'; genauer: 'Die Quellen von *eus* sind usw.' oder: 'Die Quellen von *eu* sind *al* vor Cons., *ō*, *el*[1]) u. *el̃* vor Cons.' — §. 15 Aus *mal : consal* ergibt sich nicht, dass auslaut. *l̃* zu *l* wird; *consal*, eine übrigens der vielen durch den Reim abgezwungenen, oft willkürlichen Bildungen, ist aus *consaus* erschlossen, nach Analogie von *cheval chevaus*. — §. 16 *cuidié* kann substantiviertes Partic. Perf. sein; vgl. *pensé*. — §. 21 '*an* reimt nicht mit *am*'; dies wäre jedenfalls nur Zufall; doch 7866 *fains = fames*. — §. 24. Zur 1. Praes. wären zu erwähnen: 6102, wo das Metrum gestattet, *pris* st. *prise* zu lesen; aber im Reime 6415 *emploie*, 7410 *devine*. Zur 1. und. 3. Praes. Conj. der A-Conjug. wäre eine Bemerkung erwünscht: neben organischen Formen auch solche mit *-e*, z. B. 556, 691, 2330, 8162. Hie und da, aber doch nicht überall, liegt vielleicht Indic. vor. — Die starken Partic. *esmu, esmute* neb. *-ëu, ëue; rechiu* neb. *-ïu*, die für Bestimmung der Mundart so wichtig sind, werden nicht hervorgehoben.

Zum Metrum vermisst man eine Bemerkung über Silbenzählung. Die Endungen *-ions, iiez* im Imperf. sind oft zweisilbig; man darf

---

[1]) *ẹl*, nicht *ęl*; einziger Beleg: *eus = illos*. Dass *ẹl* und *ẹl̃* vor Cons. auch *aus* ergeben, hat der Herausgeber gelegentlich erwähnt.

daher auch 3350 *sel* st. *se le saviez,* 7723 *s'en* st. *se en avies mestier,* 8153 *deviens* st. *deviemes* lesen. Im Condit. scheint dagegen nur Einsilbigkeit vorzukommen.

In der Aufzählung der Reime wäre zu unterscheiden gewesen, ob bloß die altfranz. Regel verletzt erscheint, oder ob Formen uns entgegentreten, die zu keiner Zeit berechtigt waren. Zum ersten Falle gehören nomin. sing. ohne *-s* (z. B. *barnage, ki a lui est aclin*) und nomin. plur. mit *-s* (*li coart sont tapis*). Diese lassen sich allenfalls als vom Dichter herrührende Belege für den später allgemein gewordenen Gebrauch auffassen.[1]) Wenn aber obl. sing. mit *-s* auftritt (*el palais listés, el blason pointurés, le vieillart asotis, por espïer son barnés*), wenn die Numerus-Flexion verletzt ist (*des esperons agu*), so drängt sich die Frage auf, ob der Dichter selbst der Sprache, die er doch so gut handhabt, derartige Gewalt angethan hat[2]) oder ob Zusatz und Auslassung des *-s* auf Rechnung des um Augenreim besorgten Copisten zu setzen seien. — Das Genus soll der Dichter dem Reim zuliebe geopfert haben, wenn er Adj. *gent* als Femin. anwendet; diese Form ist aber auch anderswo zu treffen. Ebenso in *soutaine* als Attribut zu *chel val*; da der Herausgeber hier einen Copistenfehler annimmt und emendiert, so entfällt eigentlich diese Stelle; indessen kann die Lesung von AB bleiben und *soutaine* als nicht organische Bildung von *solitaneus* angesehen werden, wie *chevetaine* aus *capitaneus.* Auffallend ist daher nur 9020 *biaus niés, vo legerie vous a de joie et d'onor desaisie.*

Die Anmerkungen gehen besonders gern auf Syntaktisches ein. Die allzu zahlreichen Hinweise auf wohlbekannte Dinge[3]) mögen überflüssig erscheinen, umsomehr als es nicht recht ersichtlich ist, nach welchem Princip die Wahl der hervorzuhebenden Erscheinungen getroffen wurde. Wenn so viel Naheliegendes erwähnt wird, warum z. B. nicht der Gebrauch von *mais* in 836 *par lui sui cëue en vieuté. K'ai jou dit? Lasse, mais par mon fol pense,* die Construction *a l'enfouir ot grant duel demené,* der

---

[1]) Dies umso mehr, als es sich fast überall um Prädicate handelt; attributiv in *li baron seignoris.* — Aus der Liste des Herausgebers sind einzelne Fälle zu streichen: 1081 *bien fu colorés,* 10632 *le roi fu cascuns secorans* sind regelrecht; 6162 *en ches regnés; ches* beweist, dass hier Plural gemeint ist; 3061 *les a rendu* belegt die in der Anm. zu V. 23 erwähnte Freiheit in Bezug auf Congruenz des Particips. Sowohl 4455 *ensemble o lui ·Xm· bien armé* als 4623 *ens. o lui ·XX· mile mescrëus* werden als unrichtig angeführt; beide sind vielmehr richtig, da nach *ens. o lui* sowohl Nomin. als Accus. verwendet wurde. *Esfrois* 'Lärm' ist vielleicht ein anderes Wort als *esfroi* 'Aufregung, Schrecken'; vgl. ital. *fruscio.*

[2]) Dafür scheint allerdings 5576 *trai ches françois natural* (: *al*) zu sprechen; Plural wäre *-aus.* Doch lässt sich Angleichung des Plur. an den Sing. bei einer gelehrten Bildung nicht schwer annehmen.

[3]) Nicht selten wiederholt, so wird auf den Inhalt des zwölften unter Toblers Verm. Beitr. in den Anm. zu 147, 278, 291, 366, 854, 1368 verwiesen.

Ausdruck *des mois* usw.? Nicht mit allen Anmerkungen wird man sich einverstanden erklären. Hier nur ein paar Proben. 353 Anseis sagt: 'Ich kenne kein Mädchen, das nicht meine Verwandte oder (aus anderen Gründen) eine solche wäre, dass ich sie nicht nehmen kann', *Jou n'en sai nule ki ne me soit parente u de tel point, ke jou ne la puis prendre.* Anm.: 'statt dessen würde man eher erwarten *ke jou la puisse.*' Daraus würde sich ergeben: *nule ki ne soit de tel point ke jou la p. p.*, also das Gegentheil von dem, was gemeint ist. — 498 *Letise est plus bele ke ne di*; Anm.: 'man erwartet den Conjunctiv, also Reimopfer'. Im zweiten Glied des Comparativsatzes ist Indic. die Regel; Conjunctiv ist weit seltener. Auch im Ital., wo jetzt Conj. üblich ist, war einst fast ausschließlich Indic. gebraucht; vgl. z. B. bei Dante: *Sei savio e intendi me' ch' i' non ragiono.* — 636 '*grande* ist unmöglich'. Dies geht zu weit; wenn auch *grant* bei weitem üblicher war und noch in unsere Zeit hineinragt, so ist *grande* schon im Alexis zu treffen. Es entfällt somit auch das zu 1695 Gesagte.

Das 'Wörterverzeichnis' ist sehr ausführlich. Aber auch hier ist das leitende Princip nicht gut zu ersehen. Im allgemeinen scheinen Wörter, die im Neufranzösischen bei identischer oder wenig verschiedener Lautgestaltung (*herbe, ceval*) dieselbe Bedeutung haben, ausgeschlossen worden zu sein; warum aber dann *mu, mul, mulet* oder *quire, quisine, quisinier,* bei welch letzteren die Abweichung vom Neufranzösischen nur in der Graphie liegt? Dem gegenüber vermisst man manches Wort, so *barné* als Subst., *barnage, envis, plenté, regreter* in der Bedeutung 'die Todtenklage anstimmen' oder 'jemand schwer Vermissten herbeirufen'. Die meisten Wörter werden übersetzt, und zwar theils deutsch, theils französisch; zahlreich aber sind die Fälle, in denen von einer Erklärung abgesehen wird. Einigermaßen störend ist, dass mehrmals Wörter gleichen Stammes gegen die alphabetische Reihenfolge in éinem Artikel vereinigt erscheinen. Diese wenig empfehlenswerte Methode führte dann zu einigen Unebenheiten; unter *hu* wird 'ebenso *hie*' verzeichnet; zu '*oré* Wind' findet sich 'fem. *ore*'; auf das Schlagwort *peneanchier* folgt 'daher *penitanche*' usw.

Bei flüchtiger Durchsicht des Verzeichnisses ergab sich mir Folgendes:

afi 'défi, bravade, insulte'; *felon sont et de mout fier afis;* man wird gern *fiers* bessern und *afit* ansetzen; vgl. Foerster zu Ivain 70.

coisir; es war die altfrz. Bedeutung 'sehen, erblicken' zu verzeichnen.

desploier; 3098, 4532 liegt der absolute Accus. *les gonfanons desplois* vor. Es ist das deverbale Adjectiv (vgl. *gonfle, tremble, deschauz* usw.), das gesondert anzuführen ist.

duir; l. *duire*, möge man darin noch *docere* oder *ducere* erblicken.

entamer 'hineinstoßen'; in den zwei letzten Belegen liegt *broigne entamée, haubert entamé* vor; im ersten — *le fer li met par dedens le costé, grant plaine paume l'en a bien entamé* — bezieht sich *l'* nicht auf *fer*, sondern auf *costé;* überall also hat das Verb die übliche Bedeutung.

esclairier; 2204 liegt kein Reflexiv vor.

esclarchier: u li ors esclarchie. Da sonst, wo Präsens *-ie* vorliegt, als Infinitivendung *-oier* angesetzt wird, so ist auch hier *-choier* (höchstens *-chïer*) zu lesen. Der zweite Beleg dann — *esclarchissent* — ist eine Form von *esclarchir*.

eskiper bedeutet nicht 'ausrüsten', sondern 'in die See stechen'; vgl. meine Bemerkungen in der Romania 18, 501.

estoire 'Heer'; an beiden Stellen bedeutet es 'Flotte'.

galoner; an beiden Stellen handelt es sich um Haare *galonés a un fil d'or;* passt da die Übersetzung 'mit Borden besetzen'?

mar; man vermisst den Gebrauch von *mar* mit dem Futur in der Geltung eines prohibitiven Heischesatzes: *mar le meskerrés* 'ihr sollt den Glauben nicht verweigern' = 'glaubet'; *mar en arés paor* 'fürchtet nicht'.

mestier; die Stellen 1352, 2551, 2560 gehören nicht zu *avoir m.* 'nöthig haben', sondern zu *n'av. m.* 'nichts helfen'.

mine: por d'or pleine une m., nicht 'Erdgang', sondern ein Maß; lat. *hemina*.

osterin 'eine Art Stoff'; in beiden Stellen *blïaut ost.,* also Adjectiv.

palüer 'vgl. *empaluer* schmutzig werden', *enseigne del sanc vermeil et noirchie et palue.* Es müsste *paluée* heißen. *Palu* ist wohl Nebenform von *pali*; vgl. 695 *tainte et empalie.*

restorer 'rächen'. 'Wenn die zwei Knaben 20 Jahre leben, *restorés iert Oliviers et Rollans*'; also 'die zwei Helden von Roncesvaus werden gleichsam wiederhergestellt', 'es wird für sie Ersatz entstehen'.

rosel zur Verstärkung der Negation (z. B. *ses armes ne valent un rosel*) wird wohl eher nfrz. *roseau* entsprechen als dass es 'Rosenstrauch' bedeute. Ebenso wird man in *ses armes ne valent un rosin* denselben Stamm mit anderem Suffix erblicken; Herausgeber, wenn auch zweifelnd: 'Weinbeere'.

sas: l'aubert li trenche con se fust uns viés sas hat mit *setaceus* (ital. *staccio*) nichts zu thun, denn dies ergäbe zweisilbiges *seas, saas.* Es ist Nomin. von *sac*.

terel kann nicht mit *tertre* zusammenhängen und 'Hügel' bedeuten; denn wie schwände *-tr-*? Es ist Ableitung von *terra* wie *terin*.

vevé; BCD bieten nicht *vevée,* sondern, wie das Metrum zeigt, *veveé* aus *vèdvetàtem,* während *vevé* aus dem französ. *veve* gebildet ist.

vieus (vetus) ist wohl Druckfehler für *vetulus*.

viaure: les ceviaus cres con viaures de brebis hat mit *vertragus* nichts zu thun; es ist aus *vellus velleris*, vgl. Arch. glott. 10, 12 Anm.

Wir scheiden von der schönen und verdienstvollen Arbeit mit dem Ausdrucke des Dankes und der Hoffnung, der Herausgeber werde sich von der Wehmuth, die aus S. 534 spricht, nicht abhalten lassen, uns noch mit anderen Früchten seines großen Fleißes und tüchtigen Wissens zu erfreuen.

Wien. A. Mussafia.

Grundriss der allgemeinen Chemie von W. Ostwald. Mit 58 Holzschnitten. 2. Aufl. Leipzig, Wilhelm Engelmann 1890.

Wenn in Jahresfrist von einem wissenschaftlichen Buche eine neue Auflage sich erforderlich erweist, so ist durch diesen Umstand allein die große Brauchbarkeit und Nützlichkeit desselben dargethan. In der That wurde der „Grundriss der allgemeinen Chemie" von Ostwald von der Kritik ausnahmslos auf das Freudigste begrüßt, und auch in diesen Blättern wurde vor kurzer Zeit der Inhalt und die Anlage des nun in zweiter Auflage vor uns liegenden Werkes besprochen und in dem bezüglichen Referate betont, dass durch das Erscheinen des Buches die innige Verbindung der Physik und der Chemie und die Anwendung der ersteren auf die Probleme der letzteren einem weiteren Leserkreise in sehr sachgemäßer und klarer Weise dargelegt wurde. In diesem Buche wurden die neuesten Ergebnisse der chemischen Forschung berücksichtigt und dies in einer Weise, welche strengen Forderungen entsprechen dürfte. Der Verf., welcher in Verbindung mit Prof. van't Hoff in Amsterdam die Zeitschrift „für physikalische Chemie, Stoechiometrie und Verwandtschaftslehre" unter Mitwirkung der bedeutendsten Chemiker der Jetztzeit redigiert, ist unzweifelhaft einer der geeignetsten Forscher zur Abfassung eines Werkes über theoretische Chemie gewesen, da er an den Wandlungen, welche diese Wissenschaft in den letzten Jahren durchmachte, den innigsten Antheil hat. In der vorliegenden zweiten Auflage wurden gegen die erste keine bedeutungsvollen Änderungen vorgenommen; es wurden nur vorhandene Druckfehler beseitigt und einige stilistische Mängel ausgeglichen. Wir empfehlen neuerdings das Buch nicht nur den Lehrern der Chemie, sondern auch den Physikern, welche manche Theile der Molekulartheorie ohne Rücksichtnahme auf das in dem Buche Gebotene nicht mehr wissenschaftlich streng und correct darstellen können.

Troppau. Dr. J. G. Wallentin.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Die praktisch-pädagogische Vorbildung zum höheren Schulamte in Deutschland.

(Schluss.)

6. Das Gymnasialseminar in Jena.

1. Das Statut.

Man könnte von einer förmlichen Geschichte des Seminars sprechen, da es thatsächlich nicht entstanden ist aus der einfachen Herübernahme der preußischen Bestimmungen über die Ausbildung der Candidaten des höheren Schulamtes, sondern nach reiflicher Erwägung seitens des Weimar'schen Staatsministeriums durch eine Anpassung der preußischen an die vielfach anders gearteten Verhältnisse der Ernestinischen Staaten. Im §. 20 der preußischen Verordnung heißt es nämlich ausdrücklich: »Verhandlungen mit den übrigen deutschen Bundesregierungen wegen Abänderung der durch diesseitige Verfügung vom 28. April 1875 angeordneten Anerkennung ihrer Zeugnisse über das Probejahr bleibt vorbehalten.« Diese Verhandlungen mit der Weimar'schen Regierung müssen sehr bald in Angriff genommen worden sein, denn bereits am 3. October 1890 berief der Chef des Cultusdepartements in Weimar eine Versammlung von Fachmännern ein, deren Berathung mit dem Ergebnisse endete, »die Vorbildung der Candidaten sei in Hinkunft in grundsätzliche Übereinstimmung zu bringen mit der für Preußen diesbezüglich vorgeschriebenen Ordnung. Das einzurichtende Gymnasialseminar soll an das Großherzogliche Gymnasium in Jena angeschlossen und mit dem dort bestehenden pädagogischen Universitätsseminar in Verbindung gebracht werden.« Hierauf wurde Hofrath Dr. G. Richter, Director des Gymnasiums in Jena, beauftragt, auf diesen Grundlagen ein Gutachten zu erstatten und den Entwurf einer Seminarordnung für die zu errichtende Anstalt vorzulegen. Dir. Richter schritt sofort an die vorläufige Einrichtung des Seminars, welches er mit den drei damals dem Gymnasium zugewiesenen Probanden eröffnete. Er wollte sich auf diese Weise für sein Gutachten eine gewisse Erfahrungsgrundlage schaffen. Bereits am

24. December 1890 konnte Hofrath Richter dem Ministerium in Weimar sein Gutachten unterbreiten. Hierauf wurde dort der Entwurf durchberathen und fast in allen wesentlichen Punkten angenommen. Das Gutachten selbst ist im Osterprogramm der Anstalt 1891 zum Abdruck gekommen und muss als höchst beachtenswert bezeichnet werden. Die vom 17. April 1891 datierte »Ordnung der praktischen Ausbildung der Candidaten für das Lehramt an höheren Schulen in den Ernestinischen Staaten« zeigt nun erhebliche Abweichungen vom preußischen Statut. So wurde in die Weimar'sche Ordnung gleich unter §. 2 die Forderung aufgenommen, dass die Candidaten in der Regel auch an den Übungen des pädagogischen Universitätsseminars theilnehmen sollen, und zwar an den theoretischen und praktischen Übungen desselben. Sie wohnen also in der Rein'schen Seminarschule den wöchentlich einmal stattfindenden Probelehrstunden und den an diese sich anschließenden Besprechungen bei und übernehmen mindestens während des ersten Halbjahres eine kleine Unterrichtsaufgabe von 2—3 wöchentlichen Stunden nach Vorbild und unter Anleitung eines Seminarlehrers. Ich habe, wie ich früher auseinandersetzte, Gelegenheit gehabt zu sehen, welche Verpflichtungen den Candidaten aus dieser ihrer Theilnahme am Universitätsseminar erwachsen. Sie hören die Vorlesungen des Prof. Rein in wenigstens drei Wochenstunden, ertheilen jeder wöchentlich 2—3 Stunden ständigen Unterricht an der Übungsschule und nehmen außerdem sowohl an dem regelmäßig in der Woche einmal von einem Seminaristen gehaltenen Practicum, sowie an den an zwei Abenden stattfindenden kritischen Besprechungen jener Probelectionen und theoretischen Erörterungen theil. Dass ihnen daneben wirklich noch »reichliche Zeit für die am Gymnasium ihnen gestellten Aufgaben und Pflichten bleibt«, kann wohl Dir. Richter jetzt selbst nicht mehr behaupten. Wenn ich nicht irre, so meinte derselbe in der That, es hätten ihn seine seitherigen Erfahrungen eines anderen überzeugt. Ich habe schon früher hervorgehoben, dass die Leitung der Candidaten während eines und desselben Jahres seitens zweier Directoren, es mag dies in noch so einträchtigem Sinne geschehen, schon wegen des sich nicht völlig deckenden pädagogischen Standpunktes nothwendig zu Schwankungen in der Auffassung des didaktisch Maßgebenden führen müsse. Viel ärger aber ist die Arbeitslast, die durch dieses Ziehen an zwei Strängen den Candidaten auferlegt wird. Sie kommen eben aus den Hospitierungen, Probelectionen und Conferenzen gar nicht heraus; zu alledem sollen sie auch noch für ihre philosophisch-pädagogische Weiterbildung an der Universität sorgen und in fachwissenschaftlicher Beziehung nicht zurückbleiben. Ich muss gestehen, dass ich über dieses Nimium nicht hinwegkomme. Wäre es denn nicht möglich, dass man diese vielfältigen und oft ganz verschiedenartigen Arbeiten, statt sie zu cumulieren, zeitlich vertheilte und zwar in einer gewissen inneren Abfolge? Wenn ich mich recht erinnere, so gab mir Dir. Richter selbst Recht, als ich meinte, man sollte doch die Candidaten, wie es auch im §. 4 der Weimar'schen Verordnung angedeutet erscheint, im ersten Halbjahre dem Universitätsseminare, im zweiten dem Gymnasial-

seminare zuweisen. Freilich drängt sich mir auch da wieder, nachdem ich nunmehr fünf andere Gymnasialseminare kennen gelernt habe, das Bedenken auf, ob dann nicht erst recht die Einführung der Candidaten in die Methode des gymnasialen Unterrichtes und in den ganzen Schulorganismus zu kurz käme. Haben mir doch anderwärts die Leiter solcher Seminare geradezu erklärt, sie könnten nur mit Anstrengung aller Kräfte während des einen Jahres die wichtigsten der ihnen gestellten Aufgaben bewältigen. In Voraussicht dieses Übelstandes hat Richter nun allerdings in seinem Gutachten eine Abschüttlung der Last für sein Seminar angestrebt, indem er die eingehendere Behandlung aller der im §. 5 der preußischen Ordnung stehenden Probleme auf das Probejahr überwälzt und den mehr theoretischen Theil der Anleitung dem Professor der Pädagogik zuweist. Aber es bleibt auch nach Abzug dieser Aufgaben noch ein solch reichliches Ausmaß von Arbeit, welche im Seminarjahre zu bewältigen ist, dass ich an eine noch weitere Verschiebung denken könnte. Warum bleibt man nicht dabei, dass die Candidaten schon vor ihrem Staatsexamen in den letzten Semestern ihrer Studien, wie es nach den Statuten des Universitätsseminars ja doch erlaubt ist, die theoretischen und praktischen Übungen desselben mitmachen, damit sie sich nach erlangter Facultas einzig und völlig den Aufgaben des Gymnasialseminars widmen können? Ich möchte höchstens zugestehen, dass sie während ihres Gymnasialseminarjahres noch Universitätsvorlesungen hören, um auch von dieser Seite her eine Vertiefung ihrer augenblicklichen Unterrichtsarbeit zu gewinnen.

Im einzelnen zeigt sonst das Weimar'sche Statut eine liberalere Auffassung als das preußische. Während es z. B. im §. 5 der ersteren Verordnung einfach heißt: „Die geeigneten Formen hiefür (für die Anleitung) anzuordnen, wird dem sachkundigen Ermessen des Directors überlassen“, wird im §. 5 des preußischen Reglements die Aufgabe des Seminarleiters fast bis ins Kleinste detailliert. Auch bezüglich der Anstalt, an welcher das Probejahr abgelegt werden soll, hat die Weimar'sche Ordnung nicht die Verfügung getroffen, dass es, wie in Preußen, in der Regel nur an solchen höheren Lehranstalten abgelegt werden dürfe, welche nicht bereits durch die Aufgaben der Seminarausbildung in Anspruch genommen sind. Ich meine, gerade der Umstand, dass die absolvierten Seminaristen nun als Probanden plötzlich wieder unter eine andere Leitung gestellt werden, kann vor allem den Nachtheil mit sich bringen, dass der Probandendirector, der gewissermaßen zum Mann zweiter Güte gestempelt ist, nun alles aufbietet, um die Seminargrundsätze auszuwurzeln und den Boden mit seinem Samen zu besäen. Ich sehe nicht ein, warum der Proband sich nicht an derselben Anstalt, wofern es deren Verhältnisse zulassen, in veränderter, ich möchte sagen, gehobenerer Stellung als mehr selbständiger Lehrer wohlfühlen und den Segen einer continuierlichen Unterweisung genießen könnte. Es würde sich auch so immer ein gewisser Stamm von Seminarmitgliedern erhalten, an deren Vorbild sich die Jüngeren emporarbeiten könnten. Dir. Dr. Fries in Halle bezeichnete es mir gegenüber ganz direct als einen Vor-

theil des jetzt unter ihm stehenden Seminars, dass die Seminaristen gleich ihr Probejahr an der Anstalt ableisten können. In der Conferenz, welcher ich in Halle anwohnte, saßen die Probanden an der rechten, die Seminaristen an der linken Längsseite des Tisches, und im ganzen bot die Sitzung das Bild eines einträchtigen Zusammenwirkens zwischen der älteren und jüngeren Candidatengeneration.

Noch einige andere Abweichungen der Weimar'schen von der Berliner Ordnung müssen hier Erwähnung finden, da sie geeignet sind, über die ganze Institution aufzuklären. In Preußen haben nach §. 5 *a* »das ganze Schuljahr hindurch mindestens zwei Stunden wöchentlich unter der Anleitung des Directors oder auch eines der beauftragten Lehrer mit den Candidaten planmäßig geordnete, pädagogische Besprechungen stattzufinden«. Die Weimar'sche Ordnung behält diese, wie ich glaube, mit Recht dem Director allein vor. Es gehört gerade diese Aufgabe zu den wichtigsten Theilen der ganzen Anleitung, und ich kann mir gar nicht denken, dass aus irgendwelchem Grunde der Director der Anstalt dabei umgangen werden könnte. In allen anderen Theilen, speciell was die praktische Beschäftigung der Seminaristen angeht, ist natürlich die Theilnahme eines oder mehrerer anderer Lehrer nicht bloß zulässig, sondern unerlässlich. Gerade aber in den planmäßig geordneten Besprechungen jeglicher Art tritt das vereinigende Moment der ganzen seminaristischen Veranstaltung hervor, und das kann sich nur verkörpern in der Person des Directors.

Das Interesse der Candidaten im Weimar'schen berührt fast noch tiefer die Abänderung des §. 19 der preußischen Ordnung, in der es heißt: »Der Minister der Unterrichtsangelegenheiten behält sich vor, in einzelnen Fällen, insbesondere bei Berufung von Geistlichen als Religionslehrer höherer Schulen, von der Ableistung der zweijährigen praktischen Ausbildung zu entbinden.« Was nun hier für einzelne Fälle und da besonders den Theologen zugestanden erscheint, das hat das Weimar'sche Ministerium eigentlich jedem Candidaten zugestanden, wenn es §. 18 heißt: »Das vorgesetzte Ministerium behält sich vor, in einzelnen Fällen, auf Grund ausgezeichneter Leistungen und Fähigkeiten der Candidaten, einen Theil der zweijährigen Ausbildungszeit zu erlassen.« Genau überlegt muss es ja doch als eine Härte bezeichnet werden, Candidaten, die ihr Staatsexamen bedingungslos bestanden und ihr Seminarjahr mit gutem Erfolge absolviert haben, noch ein zweites Jahr in diesem Vorbildungsstadium festzuhalten, ohne ihnen die Anstellungsfähigkeit zuzuerkennen. Übrigens waren die meisten der Seminarleiter und Seminarlehrer, mit denen ich über den Gegenstand sprach, meiner Ansicht. Auch Dir. Richter sagt in seinem Gutachten: »Ich bin der festen Überzeugung, dass ein gut organisiertes Seminarjahr für tüchtige Candidaten das Probejahr entbehrlich machen werde.« Einzelne Schulmänner meinten, es werde sich schon im Laufe der nächsten Jahre, wenn wieder Candidatenmangel eintreten werde, von selbst die Nothwendigkeit ergeben, von einem solchen Probejahre abzusehen. Prof. Paulsen in Berlin äußerte mir gegenüber sogar in ziemlich drastischer Weise, der zwei-

jährige Cursus sei nur ein Schreckmittel gewesen, um möglichst viele von dem Lehrberufe fernzuhalten. Leider sei das Mittel zu spät gekommen, da sich um die Zeit der Einrichtung der Gymnasialseminare bereits der Strom der dem Lehrberufe Zueilenden nach anderen Richtungen abgelenkt hatte.

Was Dir. Richter über seine eigene Thätigkeit im Gymnasialseminar spricht, speciell welches Maß von Zeit und Kraft dafür in Anspruch genommen wird, ohne dass sich erhebliche Erleichterungen seiner sonstigen Pflichten durchführen lassen, habe ich fast von allen anderen Seminarleitern gehört. Wohl ist nach §. 6 der beiden Ordnungen zugestanden: „Der Director und die mit der Anleitung der Seminaristen beauftragten Lehrer des Gymnasiums werden in ihrer eigenen Unterrichtsertheilung erforderlichenfalls erleichtert.“ Indessen hält man im allgemeinen Erleichterungen für unthunlich, welche dahin gehen, etwa den Director ganz oder zum großen Theile aus seiner Unterrichtsthätigkeit herauszunehmen. Dasselbe gilt auch für Seminarlehrer. Wie Schiller (Pädag. Seminarien S. 159) richtig bemerkt hat, müssen der Seminarlehrer und der Director vorbildlichen Unterricht ertheilen können, und um dazu stets in der Lage zu sein, müssen sie eben stets in einer reichen Unterrichtsthätigkeit stehen. „Ausgezeichnete Schulmänner haben wiederholt die Erfahrung bestätigt, dass man, wenn man sich aus dem ganzen Unterrichte oder auch nur aus einem bestimmten Gebiete zurückzieht, sehr rasch die gleichmäßige präsente Übersicht und Urtheilsfähigkeit über alle Bedürfnisse des Unterrichtes verliert.“ Dazu kann man bemerken, dass die Directoren vielfach von einer Unmasse Schreibereien überlastet sind, in Österreich noch bedeutend mehr als in Deutschland. Gerade diese mehr mechanische Beschäftigung ist es, nicht das Pflichtmaß des Unterrichtes, welches den Director oft nur zu sehr von seinem idealen Geschäfte ablenkt. Kann da eine Erleichterung eintreten, etwa in der Form, dass man dem Director eine Hilfsperson für die Abwicklung der zeitraubenden und seine besten Kräfte lähmenden Schreibgeschäfte zuweist, so wäre damit schon viel gewonnen. Man würde so das Messer an einen Krebschaden des ganzen Gymnasialwesens ansetzen: der Director würde seinem eigentlichen Berufe, der vorbildliche Leiter und Lehrer der Anstalt zu sein, wieder zurückgegeben; er gewänne so sicher, nachdem er nun nicht mehr hauptsächlich mit dem Lineal zu hantieren hätte, die vornehmste Auffassung seines Berufes. Und gerade die Verpflichtung, einen Theil seiner kostbaren Zeit dem hohen Zwecke der Probandenerziehung zu widmen, wozu es einer Vertiefung in die Fragen der Pädagogik nach allen Seiten hin bedürfte, könnte ihm den idealen Schwung wiederverleihen, der ihm zwischen den Actenstücken oft völlig verloren geht. Den Seminarlehrern könnte man immerhin einige Stunden von ihrem Pflichtpensum erlassen, denn diesen bliebe dann noch immer so viel eigene Unterrichtsthätigkeit übrig, dass sie nicht aus dem Zuge kommen. Ja der Umstand, dass sie gehalten sind, sogenannte Musterlectionen zu halten und Probelectionen beizuwohnen, macht intensiv einen etwaigen äußeren Verlust wieder wett.

Ich habe mich bei der Besprechung des Weimar'schen Statuts absichtlich etwas länger aufgehalten, weil die darin vorkommenden Abänderungen genügenden Anlass boten, einmal auf die Schwächen des preußischen Statuts hinzuweisen, das anderemal im vorhinein Punkte zu berühren, die bei einer etwaigen Übertragung auf österreichische Verhältnisse nicht außeracht gelassen werden dürften.

Durch die Güte des Seminarleiters, Director Richters, konnte ich in Jena allen Acten des Seminars beiwohnen.

2. Beobachtungen.

a) Musterlectionen:

α) des Directors in U.-I. Griechisch nach folgender Disposition:

I. Rückblick auf Il. Σ 1—368

a) Schauplatz, *b*) Handlung, *c*) Personen.

II. Vertiefende Bearbeitung des in erster Lesung bereits behandelten Stückes v. 369 ff.

a) Thetis bei Hephaistos. Einl. Theil zur eigentl. Hoplopoiie.

b) die Hoplopoiie selbst: die Vorbereitung, die Zusammensetzung des Schildes, die Anordnung der Bildwerke, die Bildwerke selbst.

Es war in dieser Stunde hauptsächlich abgesehen auf Herausarbeitung des culturhistorischen Gehaltes und auf anschauliche Verarbeitung des am Schlusse des Ganzen zu gewinnenden Begriffes des Kunstwerkes. Die Stunde war eine Musterlection im wahren Sinne des Wortes: ist doch Dir. Richter in didaktischen Dingen außerordentlich bewandert. Man weiß das, noch bevor er bei dem Erscheinen der ersten Hefte von Fricks »Lehrproben und Lehrgängen« Pathe gestanden ist. Er verstand es, mit großer Sicherheit sowohl in seinem Unterrichte als bei der ganzen Seminarleitung gerade jene Punkte in den Vordergrund treten zu lassen, welche in der jedesmal angeregten Frage durchschlagend sind.

β) Des Seminarlehrers Dr. Rausch in VI. Latein: Aus 'Pauli Sextani liber' Nr. XXIII: Aemilius patri salutem.

1. Wiederholung der Formen von lĕgo, theils einzeln, theils im Chor
2. Inductiver Gewinn der übrigen Formen von lĕgo aus dem Lesestoffe.

Auch diese Stunde muss durchaus als eine Musterstunde bezeichnet werden. Dr. Rausch kannte ich schon von Halle her, wo ich ihn vor einigen Jahren an der Latina unterrichten hörte, und ich freute mich, ihn hier wiederzufinden. Er unterrichtet mit feiner Accentuierung, mit möglichst geringem Aufgebot äußerer Mittel, aber mit sicherem Erfolge.

b) Probelectionen:

α) eines Seminaristen in IV., Geschichte, über das Thema: »Die Anlage einer römischen Kolonie auf deutschem Boden«. (Ein Culturbild).

β) eines Seminaristen in O.-II., Religion, über das Thema: »Die Wirksamkeit des Paulus in Korinth«.

Beiden Probelectionen lagen eingehend ausgearbeitete Präparationsskizzen zugrunde, welche ersichtlich machten: *a*) die angestellten metho-

dischen Vorerwägungen, *b*) die Gliederung des zu behandelnden Lehrabschnittes, *c*) den Unterrichtsgang der Stunde selbst und *d*) das beabsichtigte Unterrichtsergebnis.[1])

c) Die Conferenz. Dieselbe verlief in folgender Weise:

1. Verlesung des letzten Protokolls.
2. Der Director trägt aus der letzten Sitzung noch einiges über Comenius nach, verweist dann auf eine interessante Abhandlung von Prof. Götz im letzten Lectionsindex der Jenenser Universität: Colloquium Harleianum, das handschriftlich bis ins X. Jahrhundert zurückgeht.
3. gibt der Director eine Selbstkritik seiner vormittags vor mir und seinen Candidaten gehaltenen Musterlection.
4. folgt die Kritik der von den Candidaten gehaltenen Probelectionen.

Über die Arbeit während des ganzen Seminarjahres konnte ich mich dadurch unterrichten, dass ich mir aus den 16 aufliegenden, ins Einzelne ausgeführten Präparationsskizzen der Candidaten genaue Auszüge machte und mir in einzelnen Unklarheiten vom Director Auskunft erbat, die er mir in bereitwilligster Weise ertheilte. Wenn ich noch das hinzunehme, worüber ich mich durch Prof. Rein belehren lassen konnte, so kann ich wohl sagen, dass ich in Jena mehr als irgendwo Gelegenheit hatte, die Zwecke meiner Studienreise zu fördern.

7. Das Seminarium Praeceptorum an den Francke'schen Stiftungen zu Halle.

Die Geschichte und Einrichtung dieses Seminars ist zu wiederholtenmalen in eingehender Weise dargestellt worden von dem leider zu früh verstorbenen Director der Anstalt selbst, von Dr. O. Frick, in der Schrift: »Das Seminarium Praeceptorum, Halle, Waisenhaus 1883«, und in verschiedenen Aufsätzen der von ihm redigierten »Lehrproben und Lehrgänge«. Bei der hohen Bedeutung dieses Seminars haben auch andere Schulmänner wie Schiller[2]), Voß[3]) usw. darüber berichtet, ich brauche daher nur auf diese Arbeiten zu verweisen. Als ich vor drei Jahren von Prag aus die Francke'schen Schulen besuchte, kam es mir vor allem darauf an, die vielgerühmte Lehrweise an der Latina kennen zu lernen und Kenntnis zu nehmen von der an den niederen Schulen der Anstalt geübten Herbart'schen Praxis. Nur zufällig kam ich damals dazu, der Lection eines Probanden in U.-III. des Realgymnasiums anzuwohnen, in welcher der Candidat ein Capitel aus dem siebenjährigen Kriege (den Überfall bei Hochkirch) nach Archenholtz behandelte. Ich ahnte damals, wo Frick und seine Seminaristen in der Classe anwesend waren, nicht, dass mich gerade die Besichtigung dieser Einrichtungen noch ein zweitesmal nach Halle führen würde. Aber noch vor meiner Abreise kam die Kunde von dem Ableben des Directors der

---

[1]) Vgl. Jahresbericht des Gymn. in Jena 1891, Beilage S. 8, Anmerkung 1.

[2]) Pädagog. Seminarien S. 19.

[3]) Die Vorbildung z. h. L. S. 63.

Stiftungen, was ich umsomehr bedauerte, als ich gerade von ihm die besten Informationen für meine Reise zu empfangen hoffte. Nun war dies unmöglich geworden. Mittlerweile war Dr. W. Fries, der Rector der Latina, Fricks Nachfolger geworden, und ich wendete mich daher an ihn mit der Bitte, mir einen Besuch seines Seminars zu gestatten. Dir. Fries schrieb mir darauf wörtlich Folgendes: »Sie werden unser Seminar allerdings nicht in ganz normalen Verhältnissen antreffen, denn da ich bis auf weiteres neben meinem neuen Amte noch das alte zu verwalten habe, kann ich auf die Leitung der Übungen vorläufig nicht so viel Zeit und Sorgfalt verwenden, wie es Frick gethan. Indes werden Sie doch im allgemeinen dieselben Grundsätze angewendet sehen, die Sie hier schon beobachtet haben.«

Und dies bestätigte sich. Ich kam zwar wegen Überbürdung des Directors leider nicht in die Lage, den ganzen Einführungsmodus kennen zu lernen, auch die Probelectionen fielen noch vor meine Ankunft in Halle, aber ich konnte doch aus den Verhandlungen der Seminarconferenz, der ich am 16. März anwohnte, manches erschließen, was vorher geschehen war und nothwendig folgen musste.

Die Sitzung verlief folgendermaßen:

1. Kamen einige Anfragen der Candidaten bezüglich der Absolvierung des Lehrstoffes im Französischen, dann Personalien von Schülern zur Erledigung.
2. machte der Director die Candidaten darauf aufmerksam, dass in der nächsten Woche die Versetzungsprüfungen beginnen, denen sie möglichst oft beiwohnen sollten; auch sollten sie dem nun beginnenden Censurgeschäfte ihre Aufmerksamkeit zuwenden.
3. Bericht über die Probelection eines Candidaten, der in VI. die Geographie von Frankreich behandelt hatte. Zuerst kamen die übrigen Candidaten zum Worte, welche über Stoffwahl, Stoffbehandlung und besonders über die Benutzung des Kartenmaterials ihre kritischen Bemerkungen machten. Hierauf erhielt der Candidat, welcher die Lection gehalten hatte, selbst das Wort zu seiner Rechtfertigung. Schließlich sprach sich Dir. Fries selbst über den Vorgang des Unterrichtenden aus, indem er resumierte: »Die Stunde ist wohlüberlegt und planmäßig durchgeführt worden; Sie haben heute bewiesen, dass Sie nunmehr selbständig den Unterricht zu ertheilen imstande sein werden.«
4. Nach denselben Gesichtspunkten wurde die Lection eines anderen Candidaten besprochen, die derselbe in IV. über das Thema: »Nep. Hannibal c. 4: vorbereitende Behandlung zu einem Extemporale« gehalten hatte. Auch mit dieser Lection erklärte sich Fries im ganzen einverstanden, indem er besonders die Ruhe hervorhob, mit welcher der Candidat beim Unterricht verfahren sei.
5. Der Director gibt noch eine Reihe Erläuterungen zu dem in der letzten Sitzung von einem Candidaten behandelten Begriff der Autorität. Er machte den Unterschied zwischen persönlicher und amtlicher Autorität durch Beispiele aus der eigenen Schulerfahrung

klar. Wie ich von den Seminaristen später erfuhr, hatte Frick im laufenden Seminarjahre über einzelne Abschnitte aus Willmanns Didaktik, über Wigets Formalstufen, über Grims Aufsatz bezüglich des regressiven Geschichtsunterrichtes und die zugehörigen Lehrbücher von Stenzler usw., über Heimat- und Naturgefühl, über Frage und Antwort u. dgl. von den Candidaten referieren lassen.

Nach der Sitzung legte mir Dir. Fries die gerade zur Ablieferung bereitliegenden Jahresaufgaben der Seminaristen vor, deren Titel lauten: 1. Begriff, Wesen und Arten des Heldenthums und einheitliche Verwertung desselben auf den verschiedenen Stufen und Gebieten des Unterrichtes. 2. Comenius-Anthologie. 3. Die Berechtigung und die Schranken der Forderung, dass jeder Sprachunterricht Sachunterricht sein solle. 4. Die unterrichtliche Verwertung der Flachsmann'schen Bilder in der Odysseesage in VI. — Jeder dieser Arbeiten war eine Präparationsskizze über eine Probelection angehängt, welche der Candidat im Laufe des Jahres gehalten hatte. Die Aufgaben hatte noch Frick gestellt, die Durchsicht und Beurtheilung war bereits von Fries besorgt worden.

Auf mein Ersuchen bot mir Dir. Fries Gelegenheit, dem selbständigen Unterrichte zweier seiner Seminaristen anzuwohnen. Ich hörte

1. eine Mathematikstunde in O.-III., deren 1. Theil mit der Rückgabe eines Extemporales und deren 2. Theil mit der Entwicklung des positiven Potenzexponenten ausgefüllt war;
2. eine Geographiestunde in IV. über das Thema: »Eintheilung und Colonisation der Vereinigten Staaten Nordamerikas«.

Nach diesen Hospizen erbat ich mir vom Director noch einige Aufklärungen, die Seminareinrichtung betreffend. Auf meine Frage, ob das Statut des Seminars auch nach der preußischen Verordnung vom 15. März 1890 dasselbe geblieben sei wie früher, antwortete er, es seien nur ganz unwesentliche Veränderungen eingetreten. Glücklicherweise sei die Bestimmung nicht abgeändert werden, dass die Candidaten in Halle nach ihrem Seminarjahr gleich ihr Probejahr an derselben Anstalt ablegen.[1]) Mit einem großen Übelstande hätte man früher in Sachen der Musterlectionen zu kämpfen gehabt. Dieselben seien von Frick, ihm, Dir. Kramer und dem Vertreter des Religionsunterrichtes abgehalten worden. Man hätte aber gewöhnlich in fremde Classen gehen müssen, deren Schüler man nicht kannte, weil ja die Directoren zumeist nur in den oberen Classen unterrichten, in welchen sich wenigstens für Anfänger nicht gut Musterlectionen abhalten lassen. Daher pflegte denn Frick später zu diesem Zwecke während der ersten Wochen in IV. den Geschichtsunterricht zu übernehmen; erst später trat er dann den Unterricht an die Candidaten ab.

Im ganzen habe ich trotz meines kurzen Aufenthaltes in Halle doch die Erfahrung machen können, dass die Einrichtungen des Seminarium praeceptorum, wie sie von Frick ins Leben gerufen worden sind und unter der Leitung des neuen Directors wohl beibehalten werden

---

[1]) Vgl. oben S. 147 f.

dürften, vorbildlich gewesen sind für die Einrichtung der Gymnasialseminare in Preußen. Das Halle'sche und das Gießener Seminar sind die Mutteranstalten für die große Zahl von Filialen, die nach Ostern 1890 in Deutschland geschaffen wurden, und Fricks Antheil daran kann gar nicht hoch genug angeschlagen werden. Die Vortheile aber, welche das Halle'sche Seminar auch in Zukunft noch vor den Tochteranstalten voraus haben wird, hat neidlos Dir. Schiller in Gießen zugestanden, wenn er mit Bezug auf die neuen Gymnasialseminare sagt: »Diese werden die reichen pädagogischen und materiellen Mittel und die bedeutende Leitung der Francke'schen Stiftungen so wenig haben als das hiesige (das Gießener) Seminar; sie werden sich aber auch nicht auf eine Elite von Candidaten beschränken können, wie es dort meist der Fall ist, und sie werden keinen zweijährigen Curs haben; sie werden endlich die reiche Gestaltung der dortigen Schulorganismen, die dieser Mannigfaltigkeit entsprechende Zahl hervorragender Lehrkräfte, die Fülle von Lehrmitteln jeder Art, die hier auf einem Punkte vereinigt sind, durch den einheitlichen inneren Ausbau bis zu einem gewissen Grade ersetzen, jedenfalls den Mangel minder fühlbar machen müssen.«[1])

Inwieweit dies letztere möglich ist, hoffte ich an Ort und Stelle, in Gießen selbst, zu sehen.

8. Das pädagogische Seminar in Gießen.

Das Gießener Seminar wurde im Herbst 1876 eröffnet. Die Großherz. Regierung in Darmstadt hatte damals zu diesem Zwecke den Gymnasialdirector von Constanz Dr. Hermann Schiller, der bis dahin mehr als Historiker denn als Pädagog bekannt war, nach Gießen berufen. Sie übertrug ihm fast gleichzeitig eine Professur der Pädagogik an der Gießener Universität, um ihm auch von dieser Seite her die Mittel zur Durchführung seiner Pläne in die Hand zu geben. Wie ich hörte, hatte Dir. Schiller anfänglich mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, deren verhängnisvollste wohl die gewesen sein mochte, dass sich für das neue Seminar keine Candidaten finden wollten. Es war eben Noth an Mann, und nur die von der hessischen Regierung ausgesetzten hohen Stipendien vermochten dann einen und den anderen sich erst in Gießen ein pädagogisches Gepräge geben zu lassen, das ihm übrigens damals gar nicht nöthig, ja geradezu als Zeitverlust galt. Heute steht die Sache natürlich in Hessen ganz anders; es besteht jetzt sogar außer dem Seminar in Gießen noch ein zweites in Darmstadt (das ehemalige Wormser Seminar) unter Dir. Dr. Nodnagel.

Wir sind über die Einrichtung des Gießener Seminars besonders in letzterer Zeit genauer unterrichtet worden durch die Mittheilung des Seminarleiters selbst, des geh. Oberschulrathes Dr. Schiller, in seinem Buche »Pädagogische Seminarien für das höhere Lehramt« (Leipzig, Reisland 1890). Einige Kenntnis davon hatte man wohl schon durch

[1]) Pädagog. Seminarien S. 19.

frühere Berichte Schillers gelegentlich der Philologenversammlungen[1]) und in der Berliner Zeitschrift für das Gymnasialwesen, die besonders in der Zeit aufmerksam gelesen wurden, als in Preußen die Frage der Lehrerbildung in Fluss kam. Aber, wie ich schon in der Einleitung hervorhob, macht man sich aus diesen Druckberichten in der Regel nicht die rechte Vorstellung von der Einrichtung, ja man ist in Gefahr, sie völlig zu verlieren, wenn solche Berichte breitspurig sind. Das Beste ist es dann immer, sich an Ort und Stelle zu überzeugen, wie die Dinge stehen. Vielleicht gelingt es mir jetzt, nachdem ich in Gießen gewesen bin, durch folgende Skizzierung ein Bild der ganzen Einrichtung zu entwerfen.

Der Eintritt der Mitglieder war früher so geregelt, dass die Absolventen des Ostertermins im Darmstädter, die des Michaelistermins im Gießener Seminar Aufnahme fanden. Wie ich vernahm, ist jetzt diese feste Ordnung durchbrochen, so dass es nunmehr in Gießen gegen Schillers Wunsch und Princip vorkommt, dass Oster- und Michaeliscandidaten nebeneinander arbeiten; das stört natürlich die gleichmäßige, continuierliche Arbeit.

Schiller will in seinem Seminar drei Aufgaben lösen:

1. Anknüpfend an die Universität soll den Candidaten die theoretisch-pädagogische Vorbildung gewährt werden;
2. sollen vorbildliche Zustände in Erziehung und Unterricht dargeboten,
3. die Candidaten in die praktische Unterrichtsthätigkeit eingeführt werden.

Bezüglich des Anknüpfens an die Universität will ich hier Folgendes vorausschicken: Nach der hessischen Prüfungsordnung vom Jahre 1889 sollen die Candidaten „eine übersichtliche Kenntnis der Geschichte der Pädagogik und genauere Bekanntschaft mit der Entwicklung derselben seit dem XVI. Jahrhundert besitzen und mit den wesentlichsten Grundlagen der Methodik vertraut sein“. Schiller liest daher in Gießen abwechselnd „Geschichte der Pädagogik“ (3 Stunden) wesentlich auf Grund seines Lehrbuches, dann über „die allgemeinen Grundsätze der Methodik“ (2 Stunden), daneben über Schulhygiene, über Reformfragen, über auswärtiges Schulwesen, über die Fragen der höheren Lehrerbildung. Außerdem hält Schiller im Auditorium von Zeit zu Zeit, wenn gewisse Abschnitte zu Ende geführt sind, förmliche Examina mit seinen Hörern ab, um zu constatieren, wieweit sie des Stoffes Herr geworden sind.

Um zu den Aufgaben des Seminars selbst überzugehen, so ist oben angeführt als

Erste Aufgabe, im Anschlusse an das auf der Universität Gebotene die Candidaten in die Theorie der Pädagogik einzuführen.

---

[1]) Auch auf der letzten Philologenversammlung in München 1891 hat Schiller eine eingehende Darlegung seiner Seminarverhältnisse gegeben, mit denen man die gleichzeitigen Vorschläge von Prof. Vogt (Wien) bezüglich der Errichtung von Universitätsseminarien mit Übungsschulen vergleichen möge.

Dies geschieht in Seminarconferenzen

a) durch Zusammenfassung der Grundbegriffe der Psychologie und Ethik und Anwendung derselben auf die pädagogischen Fragen nach Schillers Handbuch der Prakt. Pädagogik (S. 79—132) in 12—15 Sitzungen,

b) durch Referate und Besprechungen über Schulzucht, Bildungsgehalt der Unterrichtsgegenstände, allgemeine Aufgaben und Mittel des Unterrichtes, Concentrationsfragen, nach Schillers Handbuch der Prakt. Pädagogik (S. 131—275) in 19 Sitzungen,

c) durch Behandlung der Hauptpunkte der Schulgesetzgebung und Schulgesundheitspflege in 9 Sitzungen,

d) durch Behandlung der Methodik der einzelnen Unterrichtsfächer in 52—56 Sitzungen.

Diese letztere Aufgabe wird erledigt: 1. in Referaten der Candidaten, 2. in Besprechungen über die von den Candidaten im Unterrichte gemachten Wahrnehmungen, 3. durch Lösung von Aufgaben. — Die fachliche Specialliteratur wird nebenher von den betreffenden Fachlehrern gegeben.

e) Durch pädagogische Jahresarbeiten, welche stofflich aus der Theilnahme am Unterrichte und der Erziehung erwachsen, vor Schluss des Wintersemesters gestellt werden und, wenn sie eingeliefert sind, einer allgemeinen Beurtheilung in den Sitzungen unterzogen werden.

Schon diese erste Aufgabe stellt, wie man sieht, große Anforderungen an die Arbeitskraft des Seminardirectors und der Candidaten. Man denke: 92—99 Sitzungen à 2 Stunden geben zusammen 184—198 Stunden allein für die theoretische Unterweisung. — Wie diese Sitzungen ungefähr verlaufen, konnte ich aus dem Gange der Sitzung am 25. Mai entnehmen, welcher ich anwohnte. Zunächst wurde eine Recapitulation dessen vorgenommen, was in der letzten Sitzung über die Methode des französischen Unterrichtes am Gymnasium besprochen worden war. Die Candidaten wussten guten Bescheid über die historische Entwicklung des französischen Unterrichtes und über die Perthes'sche Reform, welche auch den neusprachlichen Unterricht beeinflusste. Hierauf erstattete ein Candidat sein Referat über den Geographie- und Geschichtsunterricht nach den österreichischen Instructionen.

Die zweite Aufgabe des Gießener Seminars liegt in der Darbietung vorbildlicher Zustände in Erziehung und Unterricht. Diese gliedern sich:

a) in Äußerliches, wie: Schulgebäude, Spielplatz, Turnhalle, Bibliothek und Lehrmittel;

b) in Innerliches, wie: Stundenplan, Pausen, häusliche Arbeitszeit, Förderung der körperlichen Frische, Einheitlichkeit der Erziehungs- und Unterrichtsthätigkeit, Spiellehrpläne.

Auch hiezu will ich aus meiner Erfahrung über Gießen gleich das Nöthige mittheilen. Das Großherzogliche Gymnasium in Gießen ist ein neueres Gebäude, liegt in gesunder Lage an der Promenade, ziemlich abseits vom Verkehr. Die innere Einrichtung desselben bietet nichts

onders Bemerkenswertes, doch zeugt alles von guter Ordnung und ständiger Ausnützung der verfügbaren Räume. Von einem eigenen elplatze konnte ich nichts entdecken, es müsste denn der große gemige Hof gemeint sein, auf welchem sich die Schüler während derısen tummeln. Gelegentlich sah ich einen Vorschullehrer mit seinen gen auf einem schattigen Plätzchen der gegenüberliegenden Baumagen Spiele aufführen. In einer Lehrerconferenz wurde das Bedürfnis h einem ordentlichen Platze für die eventuell einzuführenden Jugendele betont. Die Turnhalle jenseits des Hofes ist geräumig, licht und eingerichtet, entspricht aber trotzdem nach den Aussagen eines nlehrers nicht allen hygienischen Anforderungen. Die Bibliothek, besondere die Seminarbibliothek, ist reichhaltig, die Lehrmittel erienen mir, wenn auch nicht in großer Reichhaltigkeit vorhanden zu ı, aber gut ausgewählt, ja, was die physikalische Abtheilung angeht, r das Gewöhnliche hinausgehend. Auf diese letztere komme ich noch ter unten zu sprechen. [1])

Macht nun die ganze äußere Einrichtung, wenn man große ulgebäude und Anstalten gesehen hat, nur einen schlichten Eindruck, muss ich gleich hervorheben, dass besonders in der inneren Einıtung das organisatorische Talent Schillers bemerkbar wird. Der ındenplan freilich ist eine harte Sache für jeden Director; über visse Schwierigkeiten in der Anlage ist wohl auch Schiller nicht hinwegommen, aber wo es gieng, ist er da den Anforderungen der Contration gerecht geworden. Die Pausen sind in Berücksichtigung der naligen Schulfrequenz ausreichend; während derselben turnt sogar hentlich jede Classe ein- oder zweimal. Die häusliche Arbeitst der Schüler ist genau festgestellt und für die körperliche Frische Schüler, wie mir scheint, gut gesorgt. In einem eigenen »hygienien Controlbuche« werden verzeichnet: Die Sitzverhältnisse der Schüler ause und in der Schule, die Art der Beleuchtung bei ihren häuslichen eiten, die eventuelle Erlaubnis seitens der Eltern an Schulspaziergen theilzunehmen, Turndispensen, Hör- und Sehfähigkeit u. dgl. [2]) — en dem Pausenturnen ist natürlich der Turnunterricht für alle Schüler igat; die Lehrer machen monatlich einen Spaziergang mit ihren ülern, und, wie schon oben bemerkt ist, wird in Gießen nur vormittags errichtet.

Was die Einheitlichkeit der Erziehungs- und Unterhtsthätigkeit angeht, so konnte ich in Gießen mancherlei wertle Erfahrungen machen; ich kam ja gerade in dieser Beziehung mit ßen Erwartungen zu Schiller, der in einer Abhandlung »Die einheitle Gestaltung und Vereinfachung des Gymnasialunterrichtes unter

---

[1]) S. 162.

[2]) Ausführlich ist dieser Gegenstand jetzt von Schiller in der Zeitrift für Schulgesundheitspflege (Kotelman, Hamburg) 1892, Nr. 7—9, er dem Titel: »Der hygienische Unterricht in den pädagogischen ninarien« behandelt worden.

Voraussetzung der bestehenden Lehrverfassung«[1]) die allgemeine Aufmerksamkeit auf seine Anstalt gelenkt hatte. Er überreichte mir auch sogleich eine Reihe darauf bezüglicher Elaborate zur Einsichtnahme, woraus ich nur Folgendes bemerke. Die »Allgemeinen Bestimmungen für Schulzucht und Unterricht« enthalten im ersten Theile eine Art Disciplinarordnung, die sich von der gewöhnlichen trockenen Aufzählung der Paragraphe durch kurze ethische oder psychologische Motivierung wohlthuend unterscheidet[2]); der zweite Theil enthält einige den ganzen Unterricht beherrschende, überall durchgreifende Regeln, hauptsächlich zum Zwecke der Candidateneinführung. Ferner sind sowohl für den Vorschul- als auch für den Gymnasialunterricht vom Director Speciallehrpläne ausgearbeitet worden. Dieselben wurden dann gewöhnlich in der Lehrerconferenz durchberathen und hierauf für alle als bindend angesehen. Mir lagen alle diese Speciallehrpläne und außerdem einige andere Elaborate vor, in welchen einer und der andere Lehrer es versucht hatte, die Lehrstoffe auch z. B. nach Tertialen zu begrenzen. Die Lehrgegenstände erscheinen aber in diesen Speciallehrplänen nicht bloß zeitlich aufgetheilt, sondern auch innerlich zusammengeführt, so dass dem Principe der Concentration die weitgehendste Aufmerksamkeit geschenkt ist. Gelegentlich meines Besuches in den Unterrichtsstunden älterer Lehrer (nicht bloß Seminaristen) konnte ich wahrnehmen, dass diese Bestimmungen in Gießen nicht lediglich auf dem Papiere bleiben. Schiller verfügt über treffliche Lehrer, die sich zumeist schon vom Seminar her in seine didaktische Auffassung hineingelebt haben; einige von ihnen unterrichten geradezu virtuos. Diese verstehen es trefflich, die Concentration auf dem Papiere in klingende Münze umzusetzen. Freilich, das Gebot, vorwärts zu kommen und Lehrstoffe zu absolvieren, lässt auch sie, wie mir zugestanden wurde, öfter auf jegliches Concentrieren vergessen, was dann allerdings am Ende durch Zusammenfassungen, Rück- und Seitenblicke wieder gutgemacht wird.

Um immer den Blick über das Ganze der Leistungen an seiner Anstalt zu behalten, hält Schiller am Ende jedes Schuljahres die schriftlichen Versetzungsprüfungen ab, für welche er die Themata selbst stellt; er verbessert die Aufgaben der Schüler und verfasst hierauf Befunde, in welchen er die Ergebnisse der bei Classenbesuchen, Revisionen der schriftlichen Arbeiten, sowie bei mündlichen Prüfungen gemachten Beobachtungen in einem Gesammtbilde fixiert. Zum Schlusse dieser Befunde sind in der Regel neue Aufgaben fürs kommende Jahr für die Lehrer zur Discussion gestellt.

---

[1]) Sammlung pädagog. Abhandlungen, herausg. von Frick u. Meier, IV. Heft, Halle 1890. »Das österr. Gymnasialstatut« wurde von dem Verf. dieses Berichtes in einer bei Hölder, Wien 1892, erschienenen Arbeit unter dem Titel »Der österr. Gymnasiallehrplan im Lichte der Concentration« behandelt

[2]) Dass am Gießener Gymnasium noch die Prügelstrafe, wenn auch in weisem Ausmaße, gehandhabt wird, kann auffallen.

Die dritte Aufgabe des Gießener Seminars besteht in der Einführung der Candidaten in den praktischen Unterricht.

1. Die Thätigkeit der Candidaten an der Vorschule gliedert sich in:
   a) Hospitieren im Vorschulunterrichte bei den Musterlectionen der Vorschullehrer;
   b) Probelectionen (auf Grund schriftlicher Präparation);
   c) Kritik über die Probelectionen.

Nebenher geht täglich die theoretische Behandlung der von den Candidaten in der Vorschule gemachten Beobachtungen.

Was meine Gießener Erfahrungen darüber betrifft, so will ich hier Folgendes bemerken. Gleich bei meinem Eintritt in die Anstalt lud mich Geheimrath Schiller ein, der bereits begonnenen Probelection eines Candidaten in einer Vorschulclasse beizuwohnen. Das Thema war »Luft und Wasser«. Der Seminarist hatte sich vorher eingehend mit dem ständigen Lehrer der Classe über den Gegenstand auseinandergesetzt und hierauf eine schriftliche Disposition angefertigt, welche die Punkte Wiederholung, Darbietung des Neuen, Verknüpfung und Übung enthielt. — Die Probelection eines anderen Candidaten, der in der 3. Vorschulclasse mit den Schülern ein Lesestück »Die Erbauung der Wartburg« zu behandeln hatte, verlief ungefähr nach denselben Gesichtspunkten wie die erstere. Im ganzen gleicht die Art, wie die Gießener Candidaten an der Vorschule in die elementaren Kunstgriffe des Unterrichtes eingeführt werden, dem an der Rein'schen Übungsschule üblichen Vorgange.

Nach der circa zwei Monate dauernden Vorschulperiode folgt

2. die Thätigkeit der Candidaten am Gymnasium. Sie zerfällt in:
   a) Hospitationen bei den Musterlectionen der anleitenden Lehrer;
   b) Probelectionen in Anwesenheit der Fachcandidaten, des anleitenden Lehrers und des Directors;
   c) kritische Besprechung der Probelection.

Für die Zeit dieser ihrer Thätigkeit werden die Candidaten der sprachlich-historischen Gruppe für die Gegenstände Latein, Deutsch, Geschichte und Französisch zunächst in die Classen VI—IV vertheilt, die der mathematisch-naturwissenschaftlichen Gruppe für die Gegenstände Rechnen, geometrische Anschauungslehre und Naturgeschichte in die Classen VI—IV und Physik U.-III. — Nach diesem sechswöchentlichen Cursus findet eine neue Vertheilung der Candidaten in die Classen III und II und ausnahmsweise in die I. statt; auch tritt erst in dieser Periode Griechisch, Arithmetik und Geometrie, Geographie und Naturbeschreibung hinzu. Auch in dieser Zeit finden natürlich Hospitationen, Muster- und Probelectionen und Kritik der letzteren statt.

In der Praxis des Gymnasialunterrichtes trat mir wohlthuend die elastische Behandlung der Formalstufen, sowie überhaupt eine freiere Auffassung der Herbart'schen Formen entgegen. So zunächst in einer

Musterlection in IV. aus Geographie. Der Lehrer hatte vor der Stunde die zwei Fachcandidaten darauf aufmerksam gemacht, sie sollten sich bemühen, seinen methodischen Vorgang während der Stunde

aufzufassen, damit sie ihm nach derselben darüber Rechenschaft zu geben imstande wären. In einer

Probelection in VI. aus Naturgeschichte hatte ein Proband — es war seine dritte Lection — die „Schlüsselblume“ zu behandeln. Den Eindruck, den ich selbst im Verlaufe der Stunde empfand, gaben die Urtheile der übrigen Candidaten, des Fachlehrers und des Directors wieder: es fehlte der Stunde an Anschaulichkeit und Lebendigkeit. Schiller bemerkte außerdem, der Unterrichtende sei zu steif und feierlich gewesen.

Zu den eben skizzierten Veranstaltungen im Gießener Seminar kommen nun noch eine Reihe neuerer Einrichtungen, die ihm erst so recht eigentlich die Signatur aufdrücken, denn im ganzen sind die eben geschilderten Vorgänge, wenn auch in wechselnden Formen, jetzt in allen neueren Seminarien zu finden.

Schiller hat nämlich in seinem Seminar Unterabtheilungen geschaffen und zwar hauptsächlich zu dem Zwecke, um die Fachbildung der Candidaten, soweit sie eben nicht auf der Universität abgeschlossen wurde, zu ergänzen; andererseits werden wohl auch diese Erörterungen auf die künftige Behandlung der Unterrichtsgegenstände in der Schule zugespitzt. So besuchen alle Candidaten

1. während des ganzen Jahres den Geographieunterricht, gegen Ende des Jahres auch den Zeichen- und naturgeschichtlichen Unterricht. Die Gründe für diese Maßnahmen kann man bei Schiller („Pädag. Seminarien“ S. 151—154) nachlesen. — Ich konnte dabei wenigstens soviel wahrnehmen, dass die Candidaten mit lebhaftem Interesse an diesem Unterrichte, für welche Fächer treffliche Lehrer vorhanden sind, theilnehmen. Die Lehrer für den naturgeschichtlichen[1]) und Zeichenunterricht[2]) legten mir dar, wie sie sich ihre Gegenstände nach dem Concentrationsprincipe in den gesammten Unterricht eingegliedert denken.

   Außerdem besteht
2. eine altphilologische, 3. eine neuphilologische, 4. eine naturgeschichtliche, 5. eine mathematisch-physikalische und 6. eine Turnabtheilung.

Die altphilologische Abtheilung wird vom Oberlehrer L. Hüter[3]) geleitet. Derselbe hatte die Güte, mir am Anfange der Sitzung die Aufgaben und Ziele der Abtheilung zu entwickeln. Sie seien, sagte er mir, theils rein wissenschaftlicher, theils didaktischer Art[4]); im ganzen sei immer die Application auf die Praxis der Schule ausschlaggebend.

---

[1]) Oberlehrer Kutsch.

[2]) Oberlehrer Dr. Matthaei, Verf. einer treffl. Abhandlung: „Der Zeichenunterricht am human. Gymnasium und sein Verhältnis zu den übrigen Unterrichtsfächern“ (Beil. zum Gießener Progr. 1889/90).

[3]) Derselbe verfasste als Programmbeilage 1888/89 einen jetzt öfter citierten Aufsatz: „Concentration des sprachlich-historischen und geographischen Unterrichtes in der Unter-Tertia“.

[4]) Man erinnert sich dabei an eine ähnliche Zweitheilung im Kern'schen Seminar in Berlin.

So würden unter anderem die Candidaten darauf hingeleitet, von den Schülern immer eine wirklich gute, deutsche Übersetzung zu verlangen. Man stand während der Sitzung, welcher ich anwohnte, gerade bei der Besprechung einiger Paragraphe von Ciceros Schrift de oratore. Die Übersetzung war, wie man mir sagte, bereits in der letzten Sitzung von einem Candidaten gegeben worden, und nun fand im Anschlusse daran eine Besprechung der Stelle statt. Der Candidat wurde aufgefordert, den logischen Zusammenhang der behandelten Gedanken aufzudecken. Ich hatte dabei öfter den Eindruck, als säße ich im philologischen Universitätsseminar, und bedauerte sehr, dass ich statt dieser Behandlung, die meines Erachtens sich mit Dingen beschäftigte, welche eigentlich doch schon an der Universität abgethan sein müssten, nicht eine schulmäßige Behandlung der Stelle zu hören bekam, wie sie Hüter wohl sonst pflegen mag. Herr Hüter ist, wie ich als Hospitant in seinen Primastunden hören konnte, gewiss der rechte Mann für die Sache.

Die Leitung der neuphilologischen Abtheilung hat ein alter erfahrener Schulmann, Prof. Pichler, Director des praktischen Seminars für neuere Sprachen an der Universität, übernommen. Auch dieser hatte die Freundlichkeit, mich in Kürze über Wesen und Aufgabe der Abtheilung zu belehren. Es handelt sich dabei vor allem um Übung im mündlichen und schriftlichen Gebrauche des modernen Französisch und Englisch und Übung in der Anwendung der sprachlichen Kenntnisse im Unterrichte. Das Nähere darüber ist in Schillers Schrift („Pädag. Seminarien“ S. 95 f.) zu finden. Prof. Pichler besprach in der betreffenden Sitzung die Fehler einer französischen Arbeit, welche von den drei Candidaten abgeliefert worden war, in französischer Sprache. Hierauf wurde aus dem französischen Lesebuche von Meurer ein Lesestück gelesen und übersetzt, wobei auf correcte Aussprache und gutes Deutsch gedrungen wurde. Dann schritt man zur Feststellung der Totalauffassung mit Hilfe von Concentrationsfragen und trat auch noch zum Theil in die sprachliche Analyse ein. Die Candidaten sind hier gezwungen, nur Französisch zu sprechen, und erwerben so gewiss auf leichte Weise eine Fertigkeit in der Conversation, die sie sich an der Universität unmöglich aneignen können. Das Verfahren in den englischen Stunden soll, wie ich hörte, ähnlich sein.

Die mathematisch-physikalische Abtheilung wird vom Oberlehrer Dr. Noack geleitet. Derselbe hat bereits darüber in Poskes Zeitschrift für physikalischen und chemischen Unterricht III. S. 104 berichtet, und ich kann mich daher hier auf das beschränken, was ich davon selbst gesehen habe. Zuerst wurde in der Sitzung die Probelection eines Candidaten im physikalischen Unterrichte besprochen. Hierauf folgte seitens eines Candidaten ein Vortrag darüber, wie sich die Theorie der Widerstände und Abstände eines elektrischen Stromes zueinander verhalten. Vorausgieng die Darlegung des Begriffes der Stromstärke, des Widerstandes, der Spannung und Energie eines Galvanometers. Für die didaktische Behandlung nahm der Candidat die Analogie mit einem Wasserstromverzweigungssystem zuhilfe. Er versuchte die Aufgabe graphisch und experimentell zu lösen; daran betheiligten sich dann auch die anderen

zwei Fachcandidaten. Aus dem Umstande, dass bei der Behandlung des Apparates vom Fachleiter oft eingeholfen werden musste, konnte ich ersehen, dass diese Übungen hier wirklich eine nothwendige Ergänzung der betreffenden Universitätsvorbildung für die künftigen Physiklehrer darstellen. Zum Schlusse führte Dr. Noack selbst noch einen neuen Apparat für die Erklärung der Verzweigung eines Luftstromes vor.

Im Zusammenhange damit will ich gleich bemerken, dass derselbe Fachlehrer auch sogenannte Schülerübungen an der Anstalt anstellt. Denjenigen Schülern der II. und I., welche in den übrigen Gegenständen gute Fortschritte machen und sonst Lust zum physikalischen Experimente zeigen, ist wöchentlich ein- bis zweimal Gelegenheit geboten, unter Aufsicht Dr. Noacks und der Fachcandidaten selbst Übungen im Gebrauche der physikalischen Apparate anzustellen und Versuche zu machen. Es hat sich für diese Übungen im Laufe der Zeit eine eigene Sammlung einfacher Schülerapparate herausgebildet, für welche die hessische Regierung in munificenter Weise die Mittel bewilligt. Dr. Noack will, wie er mir sagte, in nächster Zeit eine Publication über seine Erfahrungen auf diesem Gebiete erscheinen lassen.[1])

Die Turnabtheilung des pädagogischen Seminars wird dermalen von Dr. Schmitt geleitet. Die ganze Seminargliederung in Hospitierungen, Muster- und Probelectionen ist auch hier wieder zu finden. Dr. Schmitt führte mir einige Übungen der Candidaten, die alle an diesem Cursus theilnehmen müssen, in Ordnungs-, Frei- und Geräthe-turnen vor und zeigte mir, wie er in diesem Gegenstande Theorie und Praxis verbindet. Ich glaube es gern, dass auf diese Weise die Seminaristen nicht bloß in die Lage versetzt werden, einmal einen rationellen Turnunterricht der Schüler zu leiten, sondern dass sie auch so die beste Vorbereitung für den Turncursus zur Ablegung der Turnlehrerprüfung erhalten. Die Art, wie sich Herr Schmitt das Turnen in den Sachunterricht der Schule eingegliedert denkt, zeigte mir deutlich, dass er mit zu den überzeugtesten Vertretern des Concentrationsgedankens am Gießener Gymnasium gehört.

Ob es mir gelungen ist, mit dieser Skizzierung, welcher ich meine eigenen Erfahrungen eingefügt habe, auch dem Fernerstehenden ein deutliches Bild der Thätigkeit am Gießener Gymnasium zu entwerfen, weiß ich nicht. Gewiss sind mir trotz meiner Anwesenheit an Ort und Stelle Einzelheiten entgangen, das Wesentlichste glaube ich aber doch kennen gelernt zu haben. Es ist ein großer complicierter Apparat, der in Gießen in Bewegung gesetzt wird, welcher aber, wie ich gezeigt habe, gut functioniert. Indes wäre es nicht gut, wenn es überall eines solchen Aufgebotes von Kraft, Zeit und Mitteln bedürfte, um junge Kräfte für das höhere Lehramt praktisch heranzubilden. Würde es doch auch öfter an Männern fehlen, die mit ähnlicher Sicherheit wie Schiller den zusammengesetzten

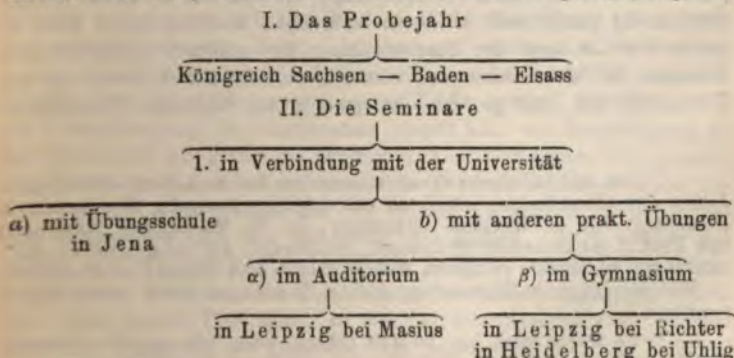
---

[1]) Dieselbe ist nunmehr in Poskes Zeitschr. für phys. u. chem. Unterricht (1892, Nr. 6) erschienen.

Apparat in Bewegung erhielten. Wenn ich mich jetzt frage, warum denn in Gießen so viel mehr gethan wird als anderwärts, so glaube ich den Grund dafür in dem Umstande zu sehen, dass Dir. Schiller einen großen Wert darauf legt, nicht bloß sein Seminar seinem Gymnasium organisch einzugliedern, sondern auch das Gymnasium den Aufgaben seines Seminars zu adaptieren. Aus diesem reciproken Verhältnisse hat sich die Nothwendigkeit vorbildlicher Arbeit nicht bloß in den Seminarübungen jeglicher Art, sondern auch im Unterrichte und der Erziehung des Gymnasiums ergeben. Daher denn alle die Bemühungen um einheitliche Gestaltung des Unterrichtes, um einheitliche Auffassung der Erziehungsprobleme u. dgl. Übrigens scheinen auch noch äußere Gründe für diese Kraftentfaltung maßgebend gewesen zu sein. Das Schülermaterial in Gießen scheint nicht das beste zu sein; Schiller selbst hat den hessischen Menschenschlag als langsam bezeichnet.[1]) Es zeigte sich thatsächlich in allen Classen, die ich besuchte, ein schwerfälliges Tempo in den Schülerantworten, und wenn das Schwerfällige nun eine Nationaleigenthümlichkeit ist, die sich auch aufs Denken bezieht, dann begreife ich, wie so Schiller schon aus dem Grunde, um aus seinen Schülern etwas Ordentliches zu machen, tüchtige Lehrer für sie heranzubilden bestrebt sein musste. Nimmt man nur diese eben angeführten Gründe zusammen, so begreift man, warum Schiller von Jahr zu Jahr seinem Seminar einen Erker mehr anbaut. Ich meine, unsere österreichischen Verhältnisse sind, was Schüler- und Candidatenmaterial angeht, anders, ich kann wohl sagen beweglicher geartet, so dass wir hoffen können, etwas billiger und schneller zu bauen.

Zusammenfassung.

Die Veranstaltungen zur praktisch-pädagogischen Heranbildung von Lehramtscandidaten, welche ich gelegentlich meiner Studienreise in Deutschland kennen gelernt und worüber ich im Vorausgehenden berichtet habe, sind, nochmals in ein Schema zusammengestellt, folgende:



[1]) „... Der oberhessische Menschenschlag ist jedoch langsam im Denken und sehr ungewandt im Reden, dafür aber fleißig und zuverlässig.“ Schiller, Die einheitl. Gestaltung ....., S. 33.

2. in Verbindung mit höheren Lehranstalten

a) älteren Datums	*b*) jüngeren Datums (Gymnasialseminare)
α) die kgl. Seminare in Berlin und in Stettin	2 in Berlin
	1 in Stettin
	1 in Bonn
β) in Halle	1 in Köln
γ) in Gießen	1 in Jena

Was zunächst die Praxis des Probejahres angeht, so ist sie für Deutschland als alleiniges Institut für die praktische Einführung ins Lehramt jetzt so ziemlich als aufgehoben zu betrachten. Sie kommt natürlich in anderer Form, wie z. B. im preußischen Statut, wieder in Betracht, oder aber tritt sie, wie in Sachsen, Baden, Hessen und Würtemberg, nach den praktischen Übungen des Universitätsseminars auf, während sie wahrscheinlich im Elsass und in Baiern[1]) nur noch kurze Zeit bestehen wird, bis man die geeigneten Ersatzformen dafür gefunden haben wird. Allgemein aber ist die Überzeugung, dass das Probejahr, sowie es bis jetzt gehandhabt wurde, nicht die volle Gewähr für eine gründliche praktische Vorbildung bietet. Die Meinungsäußerungen über diesen Gegenstand in den Directorenconferenzen habe ich bereits in meinem früher citierten Aufsatze verzeichnet, ebenso die Stimmen aus Fachkreisen in Österreich und Deutschland[2]). Heute kann ich sie noch vermehren durch die Urtheile fast aller jener Pädagogen und Schulmänner, mit denen ich auf meiner Reise in Berührung kam. Es ist darnach gar kein Zweifel, dass die Praxis des Probejahres, wie sie jetzt geregelt und geübt ist, völlig unzureichend ist. Es fragt sich nur, was an ihre Stelle zu setzen wäre: Die Auswahl ist ziemlich groß, man braucht bloß einen Blick auf die oben verzeichnete Seminartabelle zu thun. Wenn ich jedoch zuvor selbst meiner Empfindung, die sich mir im Laufe meiner Studienreise immer mehr und mehr aufdrängte, Ausdruck geben darf, so ist es die: Je loser der Zusammenhang der praktisch-pädagogischen Übungen, die ich zu sehen und mitzumachen Gelegenheit hatte, mit der Universität war, und je mehr ich jene in den wirklichen Unterrichts-

---

[1]) Das kgl. baierische Staatsministerium hat zu Anfang des vorigen Jahres eine Commission, bestehend aus den Directoren Dr. G. Autenrieth (Nürnberg), Dr. N. Wecklein (München), Dr. W. Markhauser (München) und Prof. J. Gerstenecker (München), beauftragt, die pädagogischen Einrichtungen in Preußen, Sachsen, Baden, Hessen und Weimar zu studieren. — Wie die Dinge in Würtemberg stehen, konnte ich leider bisher nicht ermitteln.

[2]) Es würde mich hier zu weit führen, wenn ich auch die Urtheile von Fachmännern auf der Berliner Decemberconferenz über die Nothwendigkeit einer gründlicheren pädagogischen Vorbildung verzeichnen wollte; es genüge hier, auf die „Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichtes“ (Berlin, Hertz 1891) S. 8, 42, 44, 45, 49, 510, 554, 602, 782, 796 zu verweisen.

betrieb der Schule eingegliedert sah, desto fruchtbringender stellte sich mir das Ergebnis nach beiden Seiten hin dar. Die Universität war gewissermaßen ihrer Aufgabe treu geblieben, pädagogische Wissenschaft zu übermitteln, indem sie sich mit der Geschichte pädagogischen Forschens und mit der Grundlegung der Didaktik durch Psychologie und Ethik in vertiefter Weise beschäftigen konnte; die Schule wiederum schien mit einer Aufgabe betraut, die ihr naturgemäß zukommt, nämlich ihre zukünftigen Mitarbeiter sich selbst für ihre praktischen Aufgaben an Ort und Stelle groß zu ziehen. Stand ich aber früher schon nach theoretischen Überlegungen nicht auf dem Standpunkte der Universitätsseminare, so habe ich jetzt völlig die Überzeugung gewonnen, dass die beste praktische Einführung der Candidaten ins Lehramt nur in dem Schulorganismus stattfinden kann, in welchem sie später zu wirken berufen sein werden. Man könnte mir nun einwenden: Das geschieht aber doch im Probejahre, denn nach den für dasselbe geltenden Bestimmungen wird ja gerade der Candidat direct ins Gymnasium oder in die Realschule hineingestellt, an der er künftig unterrichten soll. Ich gebe es zu, wenn durch diese Bestimmungen auch eine planmäßige, alles Wesentliche erschöpfende Anleitung sichergestellt ist. Das ist nun aber nicht der Fall; es ist darin viel zu viel mit bloß zufälligen Factoren gerechnet. Ganz abgesehen davon, dass es öfter vorgekommen ist und wohl auch für die Zukunft nicht völlig ausgeschlossen wäre, dass Probanden Lehrern zugewiesen werden, welche weder Neigung noch Geschick haben, anderen die Wege zu weisen, so liegt eine große Gefahr für den Candidaten in dem Umstande, dass er das ganze Jahr hindurch nur einem, höchstens zwei Fachleitern zugewiesen ist, von deren redlichem Willen allein der ganze Erfolg der Einführung abhängig gemacht ist. Hat er das Glück, einem wissenschaftlich tüchtigen und pädagogisch geschulten Fachleiter zugetheilt zu werden, so wird er am Ende des Jahres allerdings einen Blick über sein künftiges Unterrichtsgebiet gewonnen und sich ein gewisses Geschick in der Behandlung seines Fachgegenstandes erworben haben. Ist das aber genug, um ein tüchtiger Lehrer und Erzieher zu werden? Nein. Dazu gehört in der That viel mehr. Es gilt nicht, den Blick zu verengen auf die Fachgruppe, für die man sich die Lehrbefähigung im Staatsexamen geholt hat, die Beschäftigung an der Universität hat genug die Thätigkeit in ein bestimmtes Bett gelenkt; hier heißt es neben der Erwerbung einer gewissen Sicherheit in der Behandlung des Fachgegenstandes den Ausblick erweitern auf das Ganze des Unterrichtes und den Unterricht des Ganzen, sonst werden hier gerade jene einseitigen Fachlehrer großgezogen, die in den letzten Jahrzehnten das meiste zur Überbürdung der Schüler beigetragen haben. Die bloße passive Theilnahme an den Lehrerconferenzen aber ist kein Correctiv dagegen; der Candidat hat keineswegs noch die gehörige Schulung, um aus den Berathungen der allgemeinen Conferenzen allein oder etwa gar aus den zutage tretenden Unterrichtsergebnissen für sich die Nothwendigkeit einer über sein Fach hinausgehenden Auffassung des Lehrberufes zu deducieren. Es muss dazu eine äußere Veranlassung ge-

schaffen werden, die ihn nöthigt, seitwärts und vorwärts zu blicken. So wie die Dinge jetzt stehen, gehen sogar die einer und derselben Anstalt zugewiesenen Candidaten das ganze Jahr nebeneinander her, umbekümmert darum, was der andere macht, oder was er von ihm lernen könnte. Und doch gäbe es dazu vielfach Gelegenheit, wenn man bedenkt, dass die allgemeinen Formen des Unterrichtes ja dieselben sind und sich nur unwesentlich nach dem Fache differenzieren. Außerdem liegen für die Probandenanleitung eine ganze Masse von Fragen vor, welche alle Candidaten gleich sehr angehen. Hieher gehören allgemein-methodische Winke, Schulamtsweisungen, Disciplinar- und Schulordnung, Hauptpunkte der Schulhygiene u. dgl. — Wäre es da nicht das natürlichste, dass solche Dinge, die alle gleich angehen, auch für alle gemeinsam erörtert würden?

Und wenn dies zugestanden würde, müsste man dann nicht gerade nach einer Gelegenheit suchen, um solche gemeinsame Erörterungen anstellen zu können? Mit anderen Worten: Sollten nicht gerade deshalb an eine und dieselbe Anstalt immer mehrere Probecandidaten zusammengezogen werden, damit diese allgemeine Anweisung, die sich bei dem Einzelnen weder lehrhaft, noch auch gewinnbringend genug gestalten lässt, möglich wäre?

Zudem liegt ja in der größeren Zahl Gleichstrebender ein nicht zu unterschätzender Antrieb zu energischer Arbeit. Als eine Hauptbedingung des Gelingens würde ich dabei ansehen, dass den Candidaten von dem Director der Anstalt die oben erwähnten allgemeinen Belehrungen ertheilt würden, mit einem Worte, dass dem Director die Oberleitung über die gesammte Probandeneinführung wieder zurückgegeben werde. Gerade in den planmäßig geordneten pädagogischen Besprechungen liegt das alle vereinigende Band. Jene kann aber nur der Director in recht nutzbringender Weise leiten, da er allein den vollen Überblick über alle Bestandtheile des Schulorganismus hat, dem er vorsteht. Er allein kann jeden Probanden dem Manne zuweisen, der ihn am besten in die Fachmethodik und in den Fachunterricht einführen wird; er allein kann die Aufgaben so vertheilen, dass dabei der Unterricht der Anstalt nicht Schaden leidet. Nur dem Director eignet schon zufolge seiner amtlichen Stellung die nöthige Autorität, um den kleinen Organismus der Probandenanleitung in den großen der Schule einzugliedern.

Diesem generellen Momente gegenüber aber müsste das individuelle der Anleitung durch den Fachprofessor möglichst gewahrt bleiben. In der geschickten Vereinigung beider Momente[1]), für welche es natürlich genauerer Ausführungsbestimmungen bedürfte, würde ich die segensreichste Fortbildung des Probejahres erblicken.

---

[1]) Im Grunde genommen nur eine Vereinigung des Wertvollen aus unseren Bestimmungen über die Ableistung des Probejahres vom Jahre 1856, 1876 und 1884 (Marenzeller Nr. 22, a, Art. XXV und 295, §. 19).

Zur Erhärtung meiner Ansicht über die Nothwendigkeit einer über die bisherige Probepraxis hinausgehenden planmäßigen pädagogischen Vorbildung gestatte ich mir zum Schlusse noch die

Urtheile von Fachmännern

theils über die neuen preußischen Gymnasialseminare, theils über meine ihnen mitgetheilten Vorschläge zu verzeichnen.

Prof. Paulsen in Berlin sagte mir, er sei nicht für Übungsschulen im Zusammenhange mit der Universität: sie stellen keinen eigentlichen Organismus dar. Eine Prüfung aus Pädagogik sei wenig ersprießlich: man könne ohnehin nur aus Geschichte der Pädagogik prüfen, von der Didaktik könnte der Candidat deshalb nichts Ordentliches wissen, da er noch keine Berührung mit der Schule gehabt habe. Mit Bezug auf die theoretischen Belehrungen im Gymnasialseminar meinte Paulsen, es sei ein Unglück, junge Leute, die vielleicht zehn Semester hinter sich hätten, wieder mit Büchern zu beschäftigen, das müsse den jungen Leuten die Pädagogik gründlich verleiden. Ebenso sei es ihnen zuwider, wenn man sie lange nur dem Unterrichte zusehen lasse, statt sie möglichst bald in denselben hineinzustellen. Der zweijährige preußische Cursus sei deshalb besonders hart, weil die Studierenden ohnehin lange nicht zum Brode kämen, sondern auf halbes Futter gesetzt als Hilfslehrer weiterdienen müssten. Sonst aber billigte Paulsen das Streben der preußischen Regierung, die in den jetzigen Gymnasialseminarien eine Übungsschule trefflicher Art gefunden hätte; es wäre ja auch das Probejahr, wenn es irgend ordentlich durchgeführt worden wäre, ausreichend gewesen, aber es habe sich eben früher niemand so recht um die Sache annehmen können, besonders der Director hatte dazu keine Zeit. Man sollte ja überhaupt die Leute, welche mit der Ausbildung der Candidaten zu thun haben, entlasten und entsprechend entlohnen.

Prof. J. B. Meyer in Bonn bemerkte, als ich ihn um seine Ansicht in der Frage der Lehrerbildung bat, er müsse vor allem gestehen, dass an der Universität leider nicht alles so sei, wie er sichs wünschte. Vor allem bedürfe die Art des philosophischen und pädagogischen Studiums auf der Universität einer Änderung. Es seien z. B. nicht wie bisher in der Regel bloß Kenntnisse aus der Geschichte der Philosophie, wobei die Candidaten zur Prüfung einfach die Behauptungen der Philosophen ohne jedes selbständige Urtheil wie Dogmen eingepaukt hätten, sondern hauptsächlich dasjenige zu fordern, was für den künftigen Lehrberuf von Bedeutung sein würde, nämlich Psychologie und Ethik. Bisher seien, um nur eines hervorzuheben, die Studenten oft nicht in der Lage gewesen, ein klares Urtheil über das Wesen der Temperamente abzugeben, und daher sei es ihnen auch gewöhnlich unverständlich geblieben, wie sie die Temperamente dann im Unterrichte zu behandeln hätten, ob sie auf deren Ausrottung oder Veredelung abzuzielen hätten. Weiters sei es ein Fehler in der preußischen Prüfungsordnung, in der Geschichte der Pädagogik gerade die Zeit vom 16. Jahrhundert an zu normieren, und die frühere Zeit, welche z. B. für die Philologen, wie die pädagogischen An-

sichten der Griechen und Römer, wichtig sei, zu vernachlässigen. Es sei dafür ein ganz äußerlicher Umstand maßgebend gewesen, nämlich der, dass Raumers Geschichte der Pädagogik mit diesem Zeitpunkte anhebe. Was die praktische Einführung der Candidaten ins Lehramt angehe, so sei auch er der Meinung, dass sie auf die Schule gehöre, nicht auf die Universität. Er sei nicht für die Errichtung von Universitätsübungsschulen: es wäre schon sehr viel gethan, wenn überall eine ordentliche Professur für Pädagogik bestände. Das aber sei die nothwendige Ergänzung der jetzt in Preußen bestehenden Gymnasialseminare. In eines derselben habe er einmal einen Blick gethan; da sei ihm allerdings aufgefallen, dass dort den Candidaten Aufgaben viel zu allgemeiner Art gestellt worden seien, die sie zum Räsonnieren, aber nicht zum verständnisvollen Verwenden in der Praxis anleiten. Gegen den zweijährigen Cursus hätte er nichts einzuwenden, da doch erst die Praxis des zweiten Jahres eine gewisse Gewähr für eine rationelle Ausbildung der Candidaten gebe.

Prof. Ziegler in Straßburg äußerte mir gegenüber, obwohl er bis dahin den Betrieb an einem Gymnasialseminar durch eigene Anschauung noch nicht kennen gelernt hatte, er habe an dem neuen preußischen Statut trotz der grundsätzlichen Anerkennung desselben Verschiedenes auszusetzen: 1. sei es völlig unmöglich, in Preußen eine so große Anzahl Directoren ausfindig zu machen, welche das Seminar ordentlich zu leiten imstande sein werden[1]). Deshalb sei die ganze Einrichtung vorläufig mehr darnach angethan, die Directoren und die an dem Seminar betheiligten Lehrer zu pädagogischen Studien zu nöthigen. Die Candidaten würden so vorläufig nur sporadisch Gutes lernen, im allgemeinen würden sie nur das Experimentiermaterial für die Seminarlehrer bilden. 2. Sei die zweijährige Vorbildungszeit eine Härte, ein ordentliches Seminarjahr sei hinreichend. 3. Enthalten auch die Instructionen manches durchaus Verfehlte, so z. B. die lange Zeit des Hospitierens vor dem eigentlichen Unterrichte. Das Probejahr, sagte Ziegler, genüge ihm nicht, weil er wisse, wie wenig seitens der Directoren und der einführenden Lehrer dafür geleistet worden sei; nur wolle er wieder nicht so weit gehen, dass man nur nach einer bestimmten Schablone die Einführung bewerkstellige. Ein rationell weitergebildetes Probejahr, etwa in der Art, wie ich es für Österreich im Sinne hätte, würde ihm besser zusagen, wofern nur an der Universität schon durch pädagogische Vorlesungen und durch das pädagogische Seminar tüchtig vorgearbeitet würde. Auch vom wissenschaftlichen Standpunkte aus sollte der Umstand Berücksichtigung finden, dass ja doch nicht lauter Gelehrte gezüchtet, sondern hauptsächlich Beamte herangebildet werden sollen. Nur läge gerade wieder in der Forderung hodegetischer Studienpläne eine Gefahr für die Freiheit der Wissenschaft.

E. v. Sallwürk, Oberschulrath in Karlsruhe, ist als Herbartianer natürlich ein Feind bloß pädagogischer Receptologie; daher meinte er auch, er könne mit manchem, was hie und da an Pädagogik produciert

[1]) Vgl. jetzt die von Muff in seinem 2. Seminarberichte unternommene Entkräftung dieser Behauptung in der Berl. Ztschr. f. d. Gymnasialwesen, Mai 1892.

werde, nicht einverstanden sein. Er habe auf seinen Schulvisitationen und als Examinator für Pädagogik vollauf Gelegenheit gehabt, Bedürfnisse und Leistungen in dieser Beziehung gegeneinander abzuschätzen. Es werde eben im ganzen noch recht wenig mit didaktischem Bewusstsein unterrichtet, die reinen Praktiker bildeten noch immer die Überzahl. Er ist, wenn ich ihn recht verstanden habe, für eine Annäherung an das preußische Seminarstatut.

Auch die Professoren Uhlig und Schiller äußerten, als ich ihnen bei meiner Abreise meine Gedanken über die Nothwendigkeit und eventuelle Art der Weiterbildung des Probejahres in Österreich darlegte, ihre volle Zustimmung.

Director O. Jäger in Köln, hält, wie früher bemerkt, die Einrichtung des preußischen Gymnasialseminars für etwas Vernünftiges, nur dürften die Ausführungsbestimmungen nicht zu engherzig aufgefasst werden. Einzelnes sei darin überhaupt verbesserungsbedürftig. Der zweijährige Cursus ist auch nach seiner Ansicht eine Härte, das Seminarjahr hätte einfach als Probejahr gelten sollen, übrigens werde man von selbst darauf kommen, wenn Noth an Mann eintreten werde. Auch Jäger genügte ein rationell ausgestaltetes Probejahr.

Wie die Directoren Vogel (Berlin) und Richter (Jena) über die neue Einrichtung urtheilen, habe ich an Ort und Stelle ausgeführt[1]); Director Chr. Muffs Urtheil muss ich jedoch hier noch in Kürze nachtragen. Er ist für die Verbindung des pädagogischen Seminars mit gymnasialen Lehranstalten schon in seinem ersten Seminarberichte im 45. Jahrgang der Berliner Zeitschrift für das Gymnasialwesen (1891) eingetreten, mit noch größerer Entschiedenheit thut er dies in seinem zweiten Seminarberichte. Er bemerkt da: »dass auf der Universität durch Vorlesungen über Psychologie, Ethik, Didaktik, Geschichte der Pädagogik und verwandte Fächer vorgearbeitet wird, ist ganz unerlässlich. Mit eingehenden philosophischen Studien kann sich das Seminarjahr nicht befassen. Dazu fehlen die Kräfte, und dazu fehlt die Zeit. Gibt es Universitätsprofessoren — und es könnte eine Reihe glänzender Namen genannt werden — die die Praxis mit der Theorie verbinden und in Seminarien ihre Zuhörer in die Kunst des Unterrichtes einführen, so ist das mit Freuden zu begrüßen. Aber etwas hat die Schule immer vor der Universität voraus, das ist die Einführung in den lebendigen Organismus.... So viel Gutes also die Universitätsseminare leisten mögen, die Gymnasialseminare können dank der ganzen Einrichtung der Schule noch Besseres leisten.... Trotz der Schattenseiten, die sich vielleicht lichter gestalten, je länger das Seminar an einer Anstalt gelassen wird, was sich auch schon aus anderen Gründen empfehlen dürfte, muss ich warm für die Beibehaltung der Einrichtung eintreten, weil ich nunmehr aus Erfahrung weiß, dass sie trotz aller Mängel, die ihr anhaften, großen Segen stiftet und zur Lösung der schwierigsten Frage der Schulreform, der Frage nach der Heranbildung tüchtiger Lehrer, ganz wesentlich beiträgt«.

---

[1]) Prof. Rein hat seine Ansicht über die neuen Gymnasialseminare in den »Grenzboten« 1890, 8. Heft, S. 360 ff. niedergelegt.

Zum Schlusse will ich dem Altmeister unter den noch lebenden Pädagogen, W. Schrader, das Wort geben, der in der 3. Auflage seines trefflichen Buches „Die Verfassung der höheren Schulen“[1]) mit Bezug auf die damals schon in Aussicht genommene Errichtung der preußischen Gymnasialseminare folgende interessante Erwägungen anstellte: „Es könnte die Frage kommen, ob nicht durch eine so planmäßige und im wesentlichen gleichartige Ausbildung unserer Candidaten in der Erziehungs- und Unterrichtskunst des Guten zu viel geschehe. Es sei doch bisher auch ohne dieses gar nicht schlecht gegangen; wozu ein Verfahren, welches einen erheblichen Kraftaufwand verlange, die feste Anstellung der jungen Leute hinausschiebe und in seiner Ähnlichkeit mit der Volksschullehrerbildung die freie Entwicklung eigenthümlicher Kräfte gefährden müsse? Für den Kundigen werden indes diese Bedenken nicht viel bedeuten. Dass es im ganzen mit unseren höheren Schulen und mit dem Geschick der Lehrer leidlich steht, mag richtig sein; das Streben nach einer höheren Stufe ist dadurch ja wohl nicht ausgeschlossen. Den Candidaten gelingt aber die Aneignung eines genügenden Lehrgeschicks und klarer Erziehungsgrundsätze keineswegs so leicht und sicher, als nöthig wäre: manche bittere Erfahrung, manche innere Wunde, deren Nachwirkung sich noch spät in der herben Behandlung der Jugend merklich macht, würde ihnen durch planmäßige Leitung erspart werden, manche Kraft, welche jetzt dazu verwendet wird, um Missgriffe gutzumachen oder das erschütterte Ansehen zu befestigen, würde sich von vornherein in dem gesunden Wachsthum des Lehrers und in der stetigen Förderung der Schüler entfalten. Und hat nicht jeder Director die Erfahrung gemacht, dass einige Candidaten unter der Schwierigkeit der Aufgabe mehr oder weniger verkrüppeln und, da sie doch nicht ohneweiters ausgeschieden werden können, sich selbst zur Last, der Jugend zum Schaden einen innerlich und äußerlich hemmenden Bestandtheil des Lehrercollegiums und ein wahres Kreuz bei der jedesmaligen Feststellung des Lehrplanes bilden? Und wenn diese Erfahrungen dem einzelnen Director nicht erspart werden, mit welchem Auge soll die Aufsichtsbehörde, welche das Gesammtergebnis des Unterrichtes, das Gesammtschicksal der Lehrer und der Lehrercollegien tiefer und wie häufig mit dem schmerzlichen Gefühle der Verantwortlichkeit empfindet und trägt, Misstände ansehen, die sich nur deshalb immer wiederholen, weil sie nicht planmäßig bekämpft werden? Allzuviel Willkür und Zufall waltet auf diesem Gebiete, und spätere Zeiten werden schwer begreifen, dass man diesen Mächten in einem so wichtigen Zweige des öffentlichen Lebens so lange und so weiten Spielraum gelassen hat... Wer seinen Weg in der Unterrichtsthätigkeit planmäßig betritt und gleichzeitig sich mit ernster Hingebung um die Ergebnisse der wissenschaftlichen Pädagogik bemüht, der wird wohl von dem noch hie und da geäußerten Dünkel frei bleiben, dass er keiner Unterweisung bedürfe, weil jeder Lehrer seine eigene Methode sei, ein Wort, das eigentlich durch seinen großen Unverstand lächerlich wird. Eine Gleichförmigkeit

---

[1]) Berlin, Dümmler 1889.

der Bildung, wie sie in unseren Volksschullehrerseminarien allerdings obwalten muss, würde freilich verwerflich sein, ist aber auch gar nicht zu besorgen. Abgesehen von der durchgängigen Verschiedenheit der Vorbildung waltet der große Unterschied ob, dass in dem Volksschulunterrichte bis auf einen hohen Grad Form und Inhalt unauflöslich mit einander verwachsen sind, und so lernt auch der künftige Elementarlehrer Stoff und Behandlung des Unterrichtes zugleich, dem entsprechend er sich auch für den gesammten Unterricht seiner Classe vorbildet. In den höheren Schulen folgt in ziemlicher Ausdehnung die Methode der besonderen Wissenschaft, welche schon an sich und in ihrer fortschreitenden Entwicklung so viel befreiende Kraft besitzt, um eine ungebürliche und einförmige Abrichtung der Lehrer unmöglich zu machen. Dass ein planloser Unterricht etwas tauge, wird wohl niemand behaupten; wahrhaft plan- und zweckmäßig wird er aber nur in der Hand eines auch für sein Amt planmäßig ausgebildeten Lehrers.-

Wien. Dr J. Loos.

Otto Schröder, Der Schulfriede von 1890. Randbemerkungen zur Decemberconferenz. Berlin, Walther u. Apolant 1891. 8°, 29 SS. Preis 50 Pf.

Unter diesem Titel hat der durch die Schrift „Vom papiernen Stil" bekannte Verf. zwei Aufsätze mit einigen Änderungen und Zusätzen ganz unnützerweise wieder abdrucken und, wie er selbst in dem kurzen Vorworte sagt, „unter einem klingenden Titel als Flugschrift in die Welt gehen lassen", die unter dem Eindrucke der Conferenz in dem 1. und 16. Hefte der „Grenzboten" (1891) erschienen sind. In dem ersten derselben, der „Die Eröffnung der Conferenz" betitelt ist, wird der Stand der Dinge vor derselben, Zweck und Veranlassung, sowie die Entscheidung, die mit den Namen der Eingeladenen und den Fragen bereits gegeben war, kurz und richtig angegeben. Durch eine kurze Analyse der Eröffnungsrede des Kaisers, die natürlich des Verf.s ungetheilten Beifall findet, wird der Sinn derselben darin gefunden, dass sie ein Aufruf an die Gymnasien sei, „über den Rahmen bloßer Gelehrtenschulen hinauszugehen". Die Hauptquelle der drängenden, stürmenden und, wie der Verf. hofft, dereinst auch siegreichen Thatkraft des Kaisers wird darin gefunden, dass er hofft, bei einer anderen Erziehung der deutschen Gymnasialjugend mit ihrer Hilfe der Socialdemokratie rascher Herr werden zu können. Endlich bemüht er sich, durch tiefere Auffassung der Worte des Kaisers — und zwar verbindet er dabei die Eröffnungs- und Schlussrede — die Richtigkeit der bestrittenen Behauptung, dass die deutsche Jugend vor 1870 patriotischer gewesen sei als die nach 1870, zu erweisen; doch zeigen seine Ausführungen, dass er sich selbst darüber nicht klar und nur auf Vermuthungen angewiesen ist.

In dem zweiten, „Die Verhandlungen" überschriebenen Aufsatze wird der Versuch gemacht, durch geschickte Gruppierung und mehr oder weniger passend gewählte Schlagworte ein Bild von dem Gange und den

Resultaten der Verhandlungen zu geben. Da aber mehr reflectiert als referiert wird, so kann nicht behauptet werden, dass man durch die Ausführungen über die Vorkommnisse ausreichend unterrichtet wird. So viel scheint klar zu sein, dass der Verf. mit den Beschlüssen im allgemeinen einverstanden ist. Insbesondere findet die verkündete Freiheit der künftigen Schulgestaltungen seinen Beifall. Was mit den Schlagworten, die der Kürze halber gebraucht werden, Mommsen-, Boeckh-, Grimm-, Helmholz-, Stephanschule gewonnen werden soll, ist allerdings nicht immer ersichtlich; was der Verf. sich unter diesen Spielarten denkt, kann man nur ungefähr errathen. Er kommt zu dem Resultate, dass, wenn durch die Verhandlungen auch der Schulfriede noch nicht erreicht ist, dennoch dieser sowohl als ein anderer (der sociale) Friede durch dieselben angebahnt sei. Als Randbemerkungen zum Texte der Verhandlungen bezeichnet der Verf. seine Aufsätze und als solche mögen sie in den »Grenzboten« ihren Zweck erfüllt haben; sie jedoch gesondert abdrucken zu lassen und sie dadurch über die vorübergehende Gelegenheit hinaus der »Literatur« zu erhalten, lag durchaus keine Nöthigung vor.

Die wichtigeren Beschlüsse der Berliner Schulconferenz von 1890, nebst ein paar kurzen Betrachtungen über die Reform des höheren Schulwesens. Von A. Grumme. Gera, Theodor Hofmann 1891. 8°, 30 SS. Preis 50 Pf.

Der Verf., Director des fürstl. Gymnasiums in Gera, weist zunächst auf den reichen Inhalt der in den »Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichtes« veröffentlichten Conferenzprotokolle, die man geradezu eine Darstellung des Gymnasial- und Realschulwesens mit besonderer Rücksicht auf die einschlägigen Zeitfragen nennen könne, hin und bedauert es, dass die Benutzung durch das Fehlen eines nothwendigen Sachregisters erschwert wird. Er stellt die wesentlichen Ergebnisse in 28 Sätzen zusammen und findet in der Hauptsache trotz mehrfacher Einwendungen im Einzelnen das Werk der Reform gelungen. Beachtenswert ist die Zusammenstellung der einstimmig, sowie der mit größerer oder kleinerer Mehrheit gefassten Beschlüsse. In vier Abschnitten wird dann die in Aussicht stehende Schulreform einer näheren Prüfung unterzogen. Die grundsätzliche Bestimmung, dass künftig hier nur zwei Schulgattungen, gymnasiale und reale Anstalten, bestehen sollen, findet seine Billigung, und er bezeichnet die Einrichtung der Realgymnasien als einen Missgriff. Gegen die weitere Einschränkung des classischen Unterrichtes erhebt er seine warnende Stimme, billigt jedoch die Beseitigung des lateinischen Aufsatzes als Zielleistung, der lateinischen Sprechübungen und des griechischen Versetzungsscriptums. Wenn er auch für Vereinfachung der Reifeprüfung ist, so hält er die Dispensation überhaupt und die in der Religionslehre und Geschichte im besonderen, ferner die Beschränkung des Examens auf die Lehraufgabe der Prima, wie nicht minder die zu weitgehende Verminderung der Hausarbeiten für bedenklich. Für unglücklich erklärt er die Feststellung des sogen. Abschlussexamens nach dem sechsten Jahrgang, der im Zusammenhange mit der Regelung des Berechtigungs-

wesens gefasst wurde, und zeigt seine schädliche Einwirkung auf den Gang des Unterrichtes und den Organismus der Schule.

Hat auch Ref. keine wesentlich neuen Gesichtspunkte in der Schrift G.s gefunden, so ist doch die maßvolle und sachkundige Beurtheilung der Ergebnisse der Conferenz anzuerkennen. Die seither veröffentlichten und wenigstens theilweise bereits in Kraft getretenen Lehrpläne und Prüfungsordnungen werden nur zum Theil den vollen Beifall des Verf.s finden, da nicht wenige der von ihm als zu weitgehend bezeichneten Beschlüsse verwirklicht worden sind.

Wien. Dr. S. Frankfurter.

Das Casseler Gymnasium der Siebenzigerjahre. Erinnerungen eines Schülers aus damaliger Zeit. Berlin, Walther u. Apolant 1891. 84 Seiten.

Ein warmherziges und herzerwärmendes Schriftchen! — In erster Linie beabsichtigte der Verf. den Nachweis zu führen, dass man gar sehr mit Unrecht und ohne Kenntnis der Verhältnisse aus der von Kaiser Wilhelm II. an unseren heutigen allgemeinen Gymnasialzuständen geübten Kritik schließen zu müssen geglaubt hat: das Lyceum Fridericianum zu Cassel sei in den Siebenzigerjahren ein schlechtes Gymnasium gewesen. So wohlthuend, weil von dankbarem Gemüthe zeugend, eine derartige apologetische Absicht berühren muss, so ist es doch nicht sie, um deren willen wir an dieser Stelle auf das Büchlein hinweisen, sondern weil, wie die »Preußischen Jahrbücher« sagten, sein Inhalt »eine Charakteristik unserer bisherigen Gymnasialerziehung ist, dargethan an den persönlichen Erinnerungen eines Einzelnen. Dieser Einzelne aber ist ein Mann von ungewöhnlicher Bildung, ausgezeichnetem Erzählungs- und Darstellungstalente und verständnisvollem, freudigem Urtheile. Die Schrift ist ein vorzüglicher Beitrag sowohl zur Geschichte der deutschen Pädagogik, als auch zur Gewinnung einer gesunden Ansicht in den obschwebenden Streitfragen über die Reform des höheren Unterrichtes«. — Wie dem Büchlein die scharf sich ausprägende Individualität seines ungenannten Verfassers (in welchem wir aus manchen Anzeichen etwa einen Physiker erkennen möchten) den Hauptreiz verleiht, so ist auch sein Inhalt gegliedert in eine Reihe in sich abgeschlossener Charakterbilder von Lehrern des Verf.s, die uns mit gleicher Liebe geschildert werden nach ihrer allgemein menschlichen, wie nach ihrer besonderen Eigenart in der Vertretung ihrer Lehrfächer. Als »Die Verstorbenen« ziehen so an uns vorüber: »Der alte Mathematiker« und »Der Religionslehrer«. Im zweiten Abschnitt: »Noch lebende Lehrer« wurden in die einzelnen persönlichen Darstellungen »Der Director«, »Der Ordinarius in Prima«, »Der Lehrer des Griechischen« sachliche Mittheilungen darüber eingeflochten, wie die gegenwärtigen Probleme »Die Überbürdung«, »Der lateinische Aufsatz«, »Geschichte und Deutsch« im Schulleben des Verf.s ihre Lösung gefunden haben.

Wir glauben dem Schriftchen die Leser, welche es verdient, nicht wirksamer zuführen zu können, als indem wir aus einer der Charakterzeichnungen einige Züge in der Darstellung des Verf.s folgen lassen:

„Der alte Mathematiker. — Als wir bei Versetzung nach Unter„secunda den damaligen Oberlehrer, späteren Titularprofessor Schorre als „Lehrer der Mathematik und Naturlehre bekamen, war dieser Mann den „meisten von uns schon recht wohl bekannt.. Pflegte dieser Lehrer doch „keine Gelegenheit vorübergehen zu lassen, wo er irgend einem einzelnen „Gymnasiasten — dessen Namen er gar nicht zu wissen brauchte — oder „irgend einer Classe nähertreten konnte. Solche Gelegenheiten boten sich „besonders oft vor Beginn des Unterrichtes und in den Pausen auf dem „Schulhofe.. Mit besonderem Wohlgefallen liebte er es zuzusehen, wenn „in einer Classe irgend ein Laufspiel zustande gekommen war. Nicht „minder, wenn eine kleine Keilerei vor sich gieng, und es konnte da „schon recht erbittert gerauft werden, ehe es Schorre für geboten hielt „einzugreifen... Scharf umrissen wie Schorres ganze Persönlichkeit war „auch seine Lehrweise. Er schien beim Unterricht nie aus dem Auge zu „verlieren, dass Schüler nicht Verstandesmaschinen, sondern Menschen „sind, welche fürs Leben — und Sterben — ausgerüstet werden sollen. „Außerdem muss er dafür gehalten haben, dass, wie es in der Edda „heißt, wer, was er weiß, nur wirklich weiß, es immer leicht im Leben „habe. — Schorre legte zunächst den einzelnen vom Lehrplane *in mathe„maticis* geforderten Zielleistungen einen sehr verschiedenen Wert bei.. „Er hielt vor allem die Anschauung hoch. 'Ja, es gibt wunderliche „Heilige', erzählte er oft, wenn er einer mangelhaften Figur an der Tafel „aufhelfen musste. — Fr.s Vater — er hat mit mir auf der Schulbank „gesessen — betrachtete es immer als ein besonderes Kunststück, an ver„kehrten Figuren richtige Sätze zu beweisen.. Auch die Physik betrieb „er wie ein Mann, der mit Richard Wagner die Überzeugung theilt: 'Wir „reden zu viel — selbst auch hören zu viel, und — sehen zu wenig'. Zu„nächst handelte es sich immer um klares Präcisieren der Erscheinung; „erst in zweiter Linie wurde nach den Gründen gefragt. Eine allgemeine „Charakteristik von Schorres Lehrweise in der Naturlehre lässt sich jedoch „kaum geben. Er besaß eben keinen Actenschrank eines wohlgeordneten „*système de la nature*.. Als die für ihn anziehendsten Naturerschei„nungen pflegte Schorre die 'himmlischen Erscheinungen' zu bezeichnen. „Thatsächlich behandelte er das in den Schulprogrammen als 'mathema„tische Geographie' bezeichnete Capitel in wahrhaft classischer Weise. „Lange Zeit hindurch entstand wöchentlich zweimal an unserer Schultafel „in Obersecunda eine Figur, welche dem uneingeweihten Beschauer für „ein höchst verwickeltes mystisches Diagramm hätte gelten können. An„fangs entwarf Schorre die Zeichnung selbst; später wurden auch die„jenigen von den Schülern herangezogen, deren Freihandellipsen nicht „gar zu bucklig ausfielen. Besagte Figur stellte 'die Sonnenschraube' dar; „den scheinbaren Weg der Sonne am Himmel während mehrerer aufein„anderfolgender Tage in den verschiedenen Jahreszeiten. Schorre zeigte „uns das Problem der scheinbaren Bewegung der Sonne im Laufe eines

n am Horizonte fortrücken, so genügten ihm selten Antworten, in
:n nur von Himmelsrichtungen die Rede war; er wollte die Stelle
Sonnenunterganges vielmehr auch noch durch irgend eine in der
e gelegene Bodenerhebung des welligen Casseler Horizontes sinn-
ger gekennzeichnet haben. — Nach allseitiger Discussion der schein-
n Bewegung des Fixsternhimmels und der Sonne wurde in sehr an-
ulich überzeugender Weise die wirkliche Bewegung der Erde abge-
t. Auf Grund dieses gieng Schorre bei Erörterung des Laufes von
d und Planeten dann rascher voran. Wohl mancher Schüler wird
in späteren Jahren mit Freude an die Einführung in die Grund-
n der modernen Astronomie zurückdenken« ..

Wir müssen es uns versagen, das ergötzliche Beispiel wiederzu-
len, wie Schorre nöthigenfalls Disciplin hielt. Der Leser wird es
er Schlussmoral der Geschichte errathen: »Im übrigen rathe ich
, die Geschichte lieber weiter niemanden zu erzählen; wer mich
stens in Cassel kennt, der müsste nur den Schluss ziehen: 'Muss
ber ein Flegel sein, sonst hätte sich der alte Schorre gewiss nicht
rgessen können.' —«

Es ist jüngst wiederholt beklagt worden, dass Äußerungen früherer
er über ihre Schuleindrücke — geläutert durch eigene Lebenserfah-
— so selten seien. Hier haben wir ein Muster der gewünschten Art
ns. Mich selbst mahnt es an einen Aufsatz ähnlichen Charakters
Josephstädter Piaristen-Gymnasium in Wien. Erinnerungen an einstige
r. Von Dr. Adalbert Horawitz. Aus dem 'Österreichischen Jahr-
für 1888' besonders abgedruckt«. Umsomehr darf ich des wohl
bekannt gewordenen Schriftchens hier gedenken, als auch ich in
»großen grauen Hause, dem Gebäude des Piaristenordens«, meine
nasialjahre — etwa ein Jahrzehnt später als Horawitz — verbracht
ihn hier während mehrerer seiner Supplentenjahre als Lehrer gehabt
Auch er ist seither heimgegangen in noch jungen Jahren: und so
ich dann in jeder Hinsicht gleichwie von mehreren der von ihm

Anregung und Leitung gaben. Unvergesslich sind sie wenigstens mir, jene anspruchslosen Männer, die oftmals irren mochten, wie wir alle, aber häufig das waren, was unsere Zeit stets mehr vermissen lässt: Individualitäten, — allerdings auch oft Originale.« — Doch zurück zu unserem eingangs genannten Büchlein: möge es allen, die den Wert von »Individualitäten, Originalen« zu schätzen wissen, die feste Versicherung geben, dass sie wenigstens in dieser Wertschätzung noch nicht allein stehen.

Wien. Dr. A. Höfler.

Schulreden von Dr. Max Planck, Rector des Karlsgymnasiums in Stuttgart. Stuttgart, Krabbe 1892, 8°, VIII u. 214 SS.

In dem Vorworte spricht der Verf. über die Bedeutung der Schulreden, über die Einwirkung, welche sie auf die Schüler, namentlich die älteren, und auf die bei der Feier anwesenden Eltern dieser ausüben. Mit Recht hebt er hervor, welch großen Wert es für den Schulvorstand habe, einmal im Jahre in einer Versammlung zu den Eltern über Schule und Schüler zu sprechen. Wir wünschten, dass dieser Brauch auch bei uns bestünde. Die Eltern würden die Schule aus einem anderen Gesichtspunkte als aus dem Verkehre mit dem Director, besonders wie er sich bei Klagen über ihre Kinder ergibt, kennen lernen und ihre Aufgabe und ihr Wirken im großen besser würdigen. Der Verf. widmet, wie er im Vorworte sagt, diese Sammlung als Erinnerungszeichen den früheren Schülern, den Collegen, den Eltern und Freunden der Anstalt. Und er hat damit auch wirklich eine wertvolle Gabe geboten. Die Reden sind durchdrungen von wahrer Liebe zur Schule und den Zöglingen, getragen vom Streben nach allem Guten und Schönen, zugleich belehrend und erhebend. Der Hauptsache nach beziehen sie sich auf das Schulleben im allgemeinen, wie die Reden »Die Arbeit in der Schule, Schule und Haus, Über Bildung und Erziehung, Der Patriotismus in der Schule, Das Lernen, Über das Lesen der Schüler, Aus dem Leben der Schule, Wahrheit und Wahrhaftigkeit, Über den idealen Sinn der Jugend, Welches ist der rechte Geist in der Schule?« und auf wichtige Ereignisse in demselben, wie die Festrede bei der Einweihung des neuen Schulgebäudes (1885), zum Theile auf einzelne Lehrgegenstände, wie die Reden »Über den Wert der antiken Classiker, Das Sittliche in der antiken Welt« und »Der neue Lehrplan und das Deutsche« (1891). Die letztgenannte Rede wird besonderes Interesse erregen durch die Bemerkungen über den Unterricht im Deutschen, der durch die in Würtemberg jüngst vorgenommene Reform eine so hervorragende Stelle am Gymnasium erhalten hat. Namentlich ist das, was über die Verwertung des Unterrichtes in den classischen Sprachen, für welche der Verf. warm eintritt, für jenen im Deutschen und umgekehrt gesagt ist, sehr beachtenswert. Wir können diese Reden, welche die Zeit von 1879—1891 umfassen und zum Theile am älteren Gymnasium, meistens aber an dem 1881 neu begründeten Karlsgymnasium gehalten worden sind, unseren Lesern auf das Beste empfehlen.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Gravenhorst H., Über die Perser des Äschylos. Ein Beitrag zum Verständnisse und zur Würdigung dieser Tragödie. Leipzig, Fock 1891. 8°, 22 SS.

Das Schriftchen ist aus einem Vortrage hervorgegangen, den der Verf. 1890 vor einem größeren Publicum gehalten hat. Anknüpfend an die Aufführung der Perser im Jahre 1889 zu Athen, welche, wie der Verf. S. 6 sagt, die theilnahmsvolle Aufmerksamkeit der gebildeten Kreise Deutschlands auf diese bis dahin wenig genannte und bekannte (??) Tragödie lenkte, gibt er eine Einleitung und dann den Inhalt der einzelnen Scenen. Wenn er S. 9 f. den Umstand, dass Äschylos nicht Griechenland, sondern Susa zum Schauplatz der Handlung macht, mit der Bemerkung erklärt, es wäre nach der Anschauung der Alten strafbare Selbstüberhebung, gottloser, den Zorn der Gottheit herausfordernder Übermuth gewesen, wenn Äschylos die eigenen Landsleute über ihren Sieg jubelnd auf die Bühne gebracht hätte, so ist dies nicht richtig. Vielmehr war hier der Gedanke maßgebend, dass durch die Verlegung des Schauplatzes nach Susa der Sieg der Hellenen und der Sturz des Perserreiches ganz anders hervortritt als es der Fall gewesen wäre, wenn die Handlung in Griechenland gespielt hätte. Auch wäre es dem Dichter bei Verlegung des Schauplatzes nach Griechenland nicht möglich gewesen, das zum Ausdrucke zu bringen, was er durch das Drama erreichen wollte. Der Sieg sollte als die That des gesammten hellenistischen Volkes erscheinen und dadurch war die Aufführung einzelner hellenischer Stämme und Führer geradezu ausgeschlossen. Endlich kommt noch in Betracht, dass der Vorgänger des Äschylos Phrynichos für seine *Φοίνισσαι* gleichfalls Susa zum Schauplatz erwählt hatte. Zum Schlusse gibt der Verf. einige Proben seiner Übertragung der *Πέρσαι*, in welcher er sich, wie er sagt, nach dem Vorbilde Schillers in dessen Nachdichtung der euripideischen Iphigenie in Aulis gerichtet hat. Aber seine Übertragung ist zum großen Theile keine Nachbildung, sondern bewegt sich ganz frei, so dass von Äschylos wenig übriggeblieben ist. Zudem ist der Verf. kein Dichter oder wenigstens kein Dichter, wie er für eine solche Aufgabe erfordert wird. Vieles ist in der Übertragung manieriert, matt, ja auch geradezu unklar. Man sieht ganz deutlich, dass nur ein wahrer, großer Dichter einen solchen Versuch wagen darf.

Merry W. W., Selected fragments of Roman poetry from the earleest times of the republic to the Augustan age. Oxford, Clarendon Press 1891. 8°, 260 SS.

Wie der Verf. in dem Vorworte sagt, hat ihn zur Herausgabe dieser Sammlung der Umstand bestimmt, dass es den Studierenden der Philologie an einem Buche fehlt, welches ihnen eine Auswahl aus den Fragmenten der epischen, dramatischen und satirischen Dichter der Römer böte, deren Werke uns verloren sind. Sie müssen sich daher verschiedene Bücher beschaffen, während es ihnen durch eine solche Sammlung sehr leicht gemacht wird, mit diesen Dichtern näher bekannt zu werden, als dies durch das bloße Studium der Literaturgeschichte geschehen kann. In diesem Sinne hat der Verf. die Epigramme und eine Reihe von Bruchstücken, besonders die größeren zusammengestellt, wobei er die besten Texte zurathe gezogen hat. Aber er hat sich nicht bloß damit begnügt, sondern er hat auch überall die Quellen angeführt und durch kurze Andeutungen über den Inhalt der verlorenen Werke, die Stellung und den Zusammenhang der Bruchstücke, den Sinn derselben, die grammatische Construction und die Bedeutung seltener Wörter die nöthige Belehrung gegeben. So finden wir gleich auf den ersten Seiten Bruchstücke aus dem Carmen saliare und das Carmen fratrum Arvalium mit den für das Verständnis erforderlichen Erklärungen und einigen einleitenden Worten, bei Ennius sind die einzelnen Fragmente durch kurze Überschriften, z. B. Invocation of the Greek Muses, The poem begins with the fall of Troy u. dgl. charakterisiert, bei den Tragödien und Komödien ist nach Ribbeck der Inhalt der Stücke und wie sich die Bruchstücke aneinanderreihen, bezeichnet, ebenso bei Varros saturae Menippeae nach Vahlen und Riese usw. Besonders reich sind die Anmerkungen zu den Fragmenten des Lucilius. Auch die Kritik ist nicht vernachlässigt, sondern man findet das Wichtigste kurz angedeutet. Auf Einzelnes einzugehen würde zu weit führen. Man kann ja über die Auswahl der Stücke verschiedener Meinung sein (so hätte z. B. Ref. den Traum des Dichters im Eingang der Annalen des Ennius schon wegen der 'somnia Pythagorea' nicht übergangen) und auch die Frage, wieviel zur Erklärung geboten werden soll, ist nicht immer leicht zu lösen. Bei einer zweiten Auflage könnten die Zahlen der Hauptausgaben, z. B. bei Ennius die der Ausgabe von L. Mueller und bei den Fragmenten der Dramen auch die der Ribbeck'schen Sammlung beigefügt werden. Nach der Anordnung des Buches ließe sich dies ohne Schwierigkeit durchführen. Auch wäre es vielleicht besser, wenn alle Erklärungen in lateinischer Sprache gegeben würden. Dies könnte dem Buche eine weite Verbreitung schaffen, die wir ihm nur wünschen können. Freilich müsste auch an die Stelle der sehr schönen Ausstattung eine einfachere treten, damit so ein niedriger Preis ermöglicht würde.

Dahl B., Tabellarisk oversigt over den latinske Litteraturs Historie. Kristiania og Kjøbenhavn A. Cammermeyer 1891. 4°.

Während früher Tabellen auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft sehr beliebt waren, sind sie in neuerer Zeit sehr vernachlässigt. Gewiss mit Unrecht; denn solche Tabellen dienen nicht bloß dazu, dass man einzelne Gebiete des Wissens leichter lernt und das Erlernte festhält, sondern sie können auch mit sehr gutem Erfolge bei der Wiederholung verwendet werden. Man kann daher den Plan des Verf. nur billigen. Er bietet sechs hübsch ausgestattete Tabellen, von denen die erste die Anfänge der Literatur 753—241 v. Chr., die zweite die archaische Literatur 241—78 v. Chr. behandelt. Für die anderen Perioden der Literatur hat er die früher üblichen Bezeichnungen der Zeitalter verwendet. Und zwar enthält die 3. Periode 78—14 v. Chr. das goldene Zeitalter in zwei Abtheilungen: Tabelle 3 die ciceronianische Zeit 78—43 v. Chr. und

Tabelle 4 die augusteische Zeit 43 v. Chr. bis 14 n. Chr. Die 5. und 6. Tabelle beziehen sich auf das silberne und eherne Zeitalter 14—138 (Hadrians Tod) und 138—476 n. Chr. Es wäre wohl besser gewesen, wenn die in den zwei letzten Tabellen dargestellte Zeit auf drei Tabellen vertheilt worden wäre. Man hätte dann in der 5. die Literaturgeschichte bis zum Tode Trajans, in der 6. bis zu Septimius Severus führen können, während der 7. das übrige zugefallen wäre. Es wäre so die Eintheilung passender geworden, die Tabellen hätten an Übersichtlichkeit gewonnen und man hätte auch die zweckmäßigeren Bezeichnungen 'erste Kaiserzeit', 'hadrianische Zeit', 'letzte Kaiserzeit' einführen können. Was die Anordnung der Tabellen betrifft, so ist in der ersten Spalte links die politische Geschichte in ihren Hauptpunkten gegeben, daran reihen sich in eigenen Spalten die einzelnen Literaturgattungen mit ihren Unterabtheilungen, wobei die Poesie den Platz vor der Prosa einnimmt. Auf das Einzelne einzugehen scheint nicht nothwendig; es genügt die Bemerkung, dass die Ausführung den Verf. als einen in dem Gebiete wohl bewanderten Mann zeigt. Allerdings würde Ref. manches anders dargestellt wünschen, namentlich in der ersten Tabelle, und auch im einzelnen ist einiges zu bemerken, wie z. B. dass die Epoden des Horaz zweimal, unter Satire und Lyrik, erwähnt werden; indessen derlei Dinge ausführlich zu besprechen würde zu weit führen. Wir schließen daher mit der Bemerkung, dass wir diese Tabellen als eine nützliche und verdienstliche Arbeit besonders Studierenden empfehlen können.

Schrödels Lehrer-Kalender für das Jahr 1893. 3. vermehrter Jahrgang. Verlag von H. Schrödel in Halle a. S.

Das sehr hübsch ausgestattete Büchlein ist zunächst für Lehrer an Volks- und Bürgerschulen bestimmt. Für diese ist es sehr praktisch eingerichtet und mit allen Behelfen, die der Schulmann benöthigt, ausgerüstet. Es ist daher in der preußischen Provinz Sachsen und auch weiter sehr verbreitet. Der Preis (50 Pf.) ist sehr billig.

Programmenschau.

11. Mendl K., Die Platonische Apologie die wirkliche Vertheidigungsrede des Sokrates. Progr. des Communal-Obergymn. in Kaaden 1891, 8°, 30 SS.

In vorliegender Programmarbeit behandelt der Verf. die schon oft ventilierte Frage, ob die unter dem Titel Apologie des Sokrates uns überlieferte Schrift Platons die wirkliche Vertheidigungsrede des großen Weisen enthält, oder ob ihr irgend ein philosophisches Thema zugrunde liegt, das Platon in der äußeren Form einer Vertheidigung zum Ausdruck bringt.

Im Eingange der Untersuchung verspricht der Verf., diese Frage von einem ganz objectiven Standpunkte aus zu behandeln, und man sollte nach dieser Ankündigung meinen, der Verf. habe das stenographische Protokoll der denkwürdigen Sitzung des athenischen Gerichtshofes gefunden und sei durch Vergleich dieses Actenstückes mit der Platonischen Apologie zu dem Resultate gekommen, dieselbe sei bis auf einige ganz unwesentliche Abweichungen mit der wirklichen Vertheidigungsrede des Sokrates identisch. So wenigstens stelle ich mir subjectiv einen objectiven Standpunkt in dieser Frage vor. Der Verf. scheint aber einer anderen Ansicht zu sein; denn er beschränkt sich in seiner Untersuchung darauf, den Inhalt der Apologie abschnittweise, zuerst, wie er meint, kurz anzugeben, dann denselben breitzutreten und zu zeigen, dass Sokrates

so gesprochen haben konnte und dass die Vertheidigungsrede dem Charakter desselben vollkommen angemessen ist. Dies wollen wir dem Verf. gern zugeben, doch was ist damit bewiesen? Gewiss nichts weiter, als dass die Vertheidigungsrede des Platon zu dem Bilde stimmt, das wir von der Persönlichkeit des großen Weisen haben. Woher kennen wir aber diese Persönlichkeit? Nicht zum geringsten Theile aus den Schriften Platons selbst. Der Verf. hätte somit nur bewiesen, dass Platon in der Apologie eine dem Charakter des Sokrates vollständig entsprechende Vertheidigungsrede geliefert hat. Dass er sich bei der Abfassung dieser Schrift an die von Sokrates gehaltene Vertheidigungsrede anschloss, halte ich für ausgemacht; ob er aber diese Rede einfach aus dem Gedächtnisse reproduciert hat, wie der Verf. dargelegt zu haben meint, bleibt für immer eine offene Frage.

Zum Schlusse kann ich nicht umhin, auf die ἀμέλεια hinzuweisen, mit der die griechischen Citate, mit denen die Untersuchung oft überflüssigerweise gespickt ist, abgedruckt sind. Leicht könnte man die Stellen zählen, an denen nicht Accent- und Interpunctionsfehler oder Verwechslungen von Buchstaben vorkommen.

Wien. Dr. Franz Lauczizky.

---

12. **Widmann J., Das Brucker St. Nikolaus-Spiel.** Ein Beitrag zur Literatur des Volksschauspieles in Salzburg. Progr. des Gymn. in Salzburg 1891, 8°, 26 SS.

Die Mittelschulprofessoren und die Jahresberichte sind die geeignetsten Personen und Orte, sich der Localforschung zu widmen und die Ergebnisse aufzunehmen. Wo sich dergleichen findet, ist es allemal hervorzuheben und so auch hier. Nach einem »ziemlich abgenutzten Manuscript, das in einem Kramladen des Dorfes Bruck« im Salzburgischen gefunden wurde, und das »der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, möglicherweise sogar dem Anfange dieses angehört«, bietet uns der Herausgeber die Bruchstücke eines Nicolausspieles, wie solche am St. Nicolaustage, d. i. am 6. December, oder am Vorabende mit darauffolgender Bescherung der Kinder durch den Heiligen aufgeführt wurden. Es umfasst 370 Verse; die Sprache ist ein mit allerhand Dialectauswüchsen oder auch bloßen Nachlässigkeiten des unbeholfenen Schreibers versetztes Hochdeutsch, so wie es die meisten Passionsspiele aufweisen. Bei den Versuchen des Herausgebers, den Text correcter zu gestalten, war es darum auch schwer, immer die richtige Grenze zu finden. Man sieht auch nicht recht, was damit bezweckt wurde. Auch in der ganzen Tendenz, dem Streit einerseits zwischen Tod und Teufel, der in verschiedenen Verkleidungen auftritt, und dem Erzengel Michael andererseits in hausbackenen Verführungs- und Ermahnungsreden, geht das Fragment im Geleise der alten Passionsspiele, so dass der alte Ursprung sichergestellt ist. Eine etwas weit ausholende, doch nicht irregehende Einleitung, die sich schließlich über das Leben solcher Spiele im Salzburgischen und den anliegenden Ländern verbreitet, sowie Anmerkungen, die besonders aus Landesordnungen, Mandaten und Verboten treffende Erläuterungen bringen, enthalten das, was sonst zum Verständnis erforderlich ist.

13. **Kluibenschedl H., Erzherzog Ferdinand II. von Tirol als Schauspieldichter.** Progr. des Gymn. in Görz 1891, 8°, 40 SS.

Seine Anregung und zum größten Theile den Stoff verdankt der vorliegende Aufsatz einer Arbeit Prof. J. Minors, dem 1889 mit einer ausführlichen Einleitung herausgegebenen Neudrucke des Schauspieles: »Speculum vitae humanae«, dessen Verfasser eben Erzherzog Ferdinand,

der kunstsinnige Gemahl der Philippine Welser, ist. Auf Grundlage vorwiegend jener Einleitung gibt der Verf. in sehr übersichtlicher Weise die literarischen und individuellen Grundlagen des Stückes, nämlich einen Abriss der Entwicklung des deutschen Dramas bis auf unser Werk, dann nach einer Inhaltsangabe des Stückes eine Charakteristik des Erzherzogs als Freundes der Künste, insbesondere des Dramas, sowie den Nachweis, dass das Stück vollständig der Individualität seines Verfassers entsprungen, ja vielfach geradezu ein Tendenzwerk zu nennen ist. Dieser Nachweis ist vollständig erbracht und darum für die Persönlichkeit des erlauchten Dichters sehr interessant. Als ganz eigene Zuthat behandelt der Verf. die sprachlichen Einheiten des Speculum vitae, indem er unter steter Berücksichtigung „der älteren, beziehungsweise mhd. Sprachformen auf Grundlage des gegenwärtigen Schriftdeutsch“ die Abweichungen zusammenstellt, und diese Zusammenstellung ist, soweit eine kleine Nachprüfung es erkennen ließ, eine erschöpfende, nur dass das, was offenbar auf falscher Schreibung beruht, übergangen ist.

14. Horak W., Die Entwicklung der Sprache Hallers (Schluss). Progr. der Oberrealschule in Bielitz 1891, 8°, 43 SS.

Was gleichzeitige Freunde und Kritiker wiederholt aussprachen, was Haller selbst zugab und, je mehr er nach seiner Übersiedelung aus der Schweiz nach Göttingen des Unterschiedes inne ward, auch im einzelnen erkannte, dass nämlich seine Sprache vom Standpunkte des damaligen Schriftdeutsch incorrect und mit schweizerischen Idiotismen erfüllt sei, und wie er nun ferner von Ausgabe zu Ausgabe — es sind ihrer elf — an seiner Sprache herumbessert, um sie mit dem ihm allmählich geläufiger werdenden Schriftdeutsch in Übereinstimmung zu bringen, das wird durch alle Einzelheiten als Ergebnis mühsamen Vergleichens nach Laut-, Formen-, Bedeutungslehre und Syntax wohlgeordnet von Ausgabe zu Ausgabe aufs concreteste dargelegt. Das meiste Interesse erregen wohl die Zusammenstellungen in dem Abschnitte: Bedeutungswandel. Die Abweichungen und Änderungen der anderen Capitel sind schließlich Äußerlichkeiten, die durch ein einfaches Anpassen an das herrschende Schriftdeutsch, das übrigens von der ersten bis zur letzten Ausgabe auch ein Stück Geschichte durchmachte, zu beseitigen waren. Was aber den Bedeutungswandel anbelangt, so brachte die Vertiefung des ganzen Denkens und die Erweiterung der Erfahrung und Einsicht auf so vielen Gebieten bereits in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts im Stande unserer Sprache gar mächtige Veränderungen, Bereicherungen und Verschiebungen hervor, und Haller hat seinen Theil daran. Nur dass diese freilich ungleich schwerer zu verfolgen und zu constatieren sind als die lautlichen und syntaktischen Veränderungen. Und darum ist alles, was auf diesem Gebiete geboten wird, mit besonderem Danke anzunehmen. Allerdings hätten wir gern etwas mehr gewünscht. Vor solchen Arbeiten scheint indes eine wahre Scheu zu herrschen. Noch nicht einmal ein derartiges Klopstockwörterbuch haben wir, und um ein Bild der genannten Sprachbewegung im vorigen Jahrhundert zu geben, würde doch niemand mehr Material darbieten wie er.

15. Prosch F., Das Fabelbuch Meyers von Knonau, in Auswahl herausgegeben und eingeleitet von F. P. Progr. des k. k. Staatsgymn. im IV. Bezirke in Wien 1891, 8°, 24 SS.

Die Fabel hat den genannten Herausgeber schon wiederholt beschäftigt. Nicht nur dass eine kritische Ausgabe von Lessings Abhandlungen über die Fabel sammt den Fabeln selbst, sowie eine Schulausgabe in der Gräser'schen Sammlung vorliegt, sondern die Einleitungen und Anmerkungen zu beiden geben auch reichliche Beweise, dass ihm die

ganze Fabelliteratur sehr wohl vertraut ist. Unter den minder bekannten Fabeldichtern ist Meyer von Knonau wohl derjenige, der am ehesten wieder ans Licht gezogen zu werden verdient, und darum ist zu bedauern, dass der Ort, wo diese Arbeit Aufnahme fand, nicht Raum genug für den Abdruck der ganzen Sammlung sowie für erläuternde Anmerkungen gewährte. Ebenso weit abstehend von der Lessing-Äsopischen Kürze wie von der breiten Gellert'schen Geschwätzigkeit fesseln seine Fabeln sowohl durch Anmuth und originelle Frische der Darstellung wie durch die Lehren, die sie umkleiden. Dass des Herausgebers knappe und inhaltsvolle Einleitung nur das enthält, was zur Orientierung und Beurtheilung dient, ist selbstverständlich. Ob es wirklich nicht zweifelhaft ist, dass Lessings Gepflogenheit, die Moral einer der Personen der Fabel in den Mund zu legen oder sie durch die Erzählung durchschimmern zu lassen, unserem Meyer von Knonau abgelauscht ist, dem ist doch nicht so ohneweiters zuzustimmen. Denn solches findet sich vereinzelt ja schon bei Äsop, noch öfter bei Phädrus, z. B. in den Fabeln »Der Fuchs und der Storch«, »Die Bäume unter dem Schutze der Götter«, »Die Schlange« u. a.

16. Soffé E., Die erlebten und literarischen Grundlagen von Goethes Clavigo. Progr. der deutschen Oberrealschule in Brünn 1891, 8°, 16 SS.

Die Arbeit bringt nichts Neues; aber was an verschiedenen Orten, bei Düntzer, Danzel, H. Grimm u. a. sowie beim Dichter selbst über den Gegenstand schon gesagt ist, findet man hier mit Geschmack und in guter Anordnung — wohl ursprünglich zum Zweck der Selbstbelehrung — zusammengestellt, und wer eine kurze Einführung in das Stück sucht, wird die hier gegebene mit Befriedigung benützen. Nur einzelnes hätte stärker betont werden sollen, z. B. dass Carlos in seinem Charakter zwar nicht Goethe ist, aber in ihm doch alles das sich vereint, was an Bedenken bezüglich der Zukunft und ihrer hochgehenden Pläne in seinem Verstande der Neigung zu Friederiken sich entgegenstellte, ferner dass von allen Goethe'schen Stücken Clavigo dasjenige ist, welches die wirksamste Bühnentechnik aufweist u. a. m. Nahe liegt bei solchen Untersuchungen stets die Gefahr, dass überall da, wo Reminiscenzen an ähnlich Klingendes und Gestaltetes geweckt werden, gleich mehr oder weniger bewusste Nachahmung und Entlehnung behauptet wird. Und so wird auch hier nichts übergangen, was man an dergleichen schon aufgestöbert zu haben glaubt. Besonders Lessing wird reichlich herangezogen, und nicht immer mit Recht. Ist denn z. B. erst Lessing der Erfinder jener Art von Diaphora, dass der Antwortende ein Wort oder mehrere des Sprechenden aufnimmt? Ferner dieselbe Sprechweise Marinellis, die »in den Dialogen Clavigos mit Carlos durchschlägt«, findet sich auch in den französischen Komödien, besonders Molières; sie ist überhaupt französisch bis auf den heutigen Tag. Wenn alles Anklingende entlehnt ist, dann stammt wohl auch die Wendung am Schlusse: »Ich hoffte, ihr Brautbette mit Rosen zu bestreuen usw.« aus jenen bekannten Worten Emilias gleichfalls am Schlusse: »Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert«, weil an beiden Stellen die Rose zu einem Tropus dienen musste, der zudem hier wie dort etwas gesucht erscheint. Das wird wohl niemand behaupten. Überhaupt also: was nicht zweimal und öfter erfunden werden kann, kann auch nicht einmal erfunden werden.

Wien. A. Lichtenheld.

17. Levec F., Die Einfälle der Türken in Krain und Istrien. Progr. der k. k. Oberrealschule in Laibach 1891, 8°, 58 SS.

Von dem auf quellenmäßiger Grundlage ruhenden Aufsatze liegt vorläufig nur der erste Abschnitt vor, der den Gegenstand von den ersten Einfällen der Türken in Krain bis zu dem Ausgang der Regierung Friedrichs III. führt. Der Verf. schildert in größter Anordnung die Einfälle von 1408, 1425, 1429, 1469, 1470, 1471, 1472, 1473, 1474, 1475, 1476, 1477, 1478, 1482—1483, 1488 und 1491. Im ganzen werden 24 Einfälle der Türken in Krain und Istrien behandelt. Der Verf. hat für seine Zwecke die vorhandenen gedruckten und, soweit sie ihm erreichbar waren, auch die ungedruckten Materialien fleißig zurathe gezogen und den Gegenstand in durchaus sachlicher Weise behandelt.

18. Hopf Al., Anton Wolfradt, Fürsterzbischof von Wien und Abt des Benedictinerstiftes Kremsmünster, Geheimer Rath und Minister Kaiser Ferdinands II. Zumeist nach archivalischen Quellen. Progr. der Gumpendorfer Communal-Oberrealschule im VI. Wiener Bezirke 1891, 8°, 44 SS.

Von der ganzen Abhandlung veröffentlicht der Verf. einstweilen nur einen Theil, der die Jugend Wolfradts, seine Erziehung in Rom, seinen Eintritt bei den Cisterciensern in Heiligenkreuz, seine Wirksamkeit in Reun und Wilhering und seine Erhebung zum Abte von Kremsmünster und zum kaiserlichen Hofkammerpräsidenten schildert und seine Thätigkeit in beiden Eigenschaften behandelt. Der Verf. hat nicht bloß die einschlägigen gedruckten, sondern auch reichhaltige ungedruckte Materialien aus dem Stiftsarchiv in Wilhering, dem k. k. Hofkammerarchive, dem k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchive u. a. fleißig benützt.

Czernowitz. J. Loserth.

Lehrbücher und Lehrmittel.

(Fortsetzung vom Jahrgang 1892, Heft 12, S. 1143).

Deutsch.

Wappler, Dr. Anton, Lehrbuch der katholischen Religion für die oberen Classen der Gymnasien. III. Theil: Die katholische Sittenlehre. 6. Aufl. Wien, Braumüller 1892. Pr. geb. 1 fl. 20 kr., mit Ausschluss der früheren Auflagen desselben, die Approbation der comp. kirchl. Oberbehörde vorausgesetzt, allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 6. Dec. 1892, Z. 26.912).

Kummer, Dr. Karl Ferd., und Stejskal, Dr. Karl, Deutsches Lesebuch für österreichische Gymnasien. VI. A. Band (mit mittelhochdeutschen Texten), 4. unv. Aufl. Wien, J. Klinkhardt 1892. Pr. geh. 1 fl. 20 kr., geb. 1 fl. 40 kr. (Min.-Erl. v. 31. Oct. 1892, Z. 23.551).

Mayer, Dr. Franz Martin, Lehrbuch der Geschichte für die unteren Classen der Mittelschulen. I. Theil: Alterthum. 2. verb. Aufl. Wien und Prag, Tempsky 1893. Pr. geh. 70 kr., geb. 90 kr., mit Ausschluss der ersten Auflage allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 13. Nov. 1892, Z. 24.074).

Močnik, Dr. Franz Ritter von, Lehrbuch der Arithmetik und Algebra nebst einer Aufgabensammlung für die oberen Classen der Mittelschulen, 24. unv. Aufl. Wien, K. Gerolds Sohn 1893. Pr. 1 fl. 60 kr., geb. 1 fl. 85 kr. (Min.-Erl. v. 13. Nov. 1892, Z. 24.753).

Wallentin, Dr. Ignaz G., Lehrbuch der Physik für die oberen Classen der Mittelschulen und verwandter Lehranstalten. Mit 232 in den Text gedruckten Holzschnitten und einer Spectraltafel in Farbendruck,

8. unv. Aufl. Wien. A. Pichlers Witwe u. Sohn 1893. Pr. 1 fl. 40 kr., geb. 1 fl. 60 kr. (Min.-Erl. v. 10. Dec. 1892, Z. 25.949).

Grabers Leitfaden der Zoologie für die oberen Classen der Mittelschulen. 2. verb. Aufl. Bearb. von Dr. Vitus Graber, nach dessen Tode besorgt von J. Mik. Mit 381 Abbildungen in Schwarzdruck, 102 farbigen Abbildungen und 5 Farbendrucktafeln. Wien, F. Tempsky 1892. Pr. geh. 1 fl. 60 kr., mit Ausschluss der ersten Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 10. Dec. 1892, Z. 27.033).

Albrecht, Dr. Karl, Lehrbuch der Gabelsberger'schen Stenographie. Für Schul-, Privat- und Selbstunterricht. I. Cursus. Vollständiger praktischer Lehrgang. 58. Gesammtaufl., 3. Aufl. in österr. Orthographie, eingerichtet von Josef Adelsmair. Hamburg, Haendke u. Lehmkuhl 1893. Pr. geh. 90 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 21. Nov. 1892, Z. 25.668).

Scheller Franz, Lehr- und Lesebuch der Gabelsberger'schen Stenographie für Schulen und zum Selbstunterricht, 4. unv. Aufl. Proßnitz 1893, im Selbstverlag des Verf.s, in Commission bei Leopold Weiß in Wien. Pr. des I. und II. Theiles 1 fl. 80 kr., gesond.: I. Theil 1 fl. 25 kr., II. Theil 80 kr. (Min.-Erl. v. 30. Oct. 1892, Z. 23.744).

Anděl Anton, Das polychrome Flachornament. Ein Lehrmittel für den elementaren Zeichenunterricht, Heft XIV (der neuen Serie Heft II). Tafel 86—90. Wien, R. v. Waldheim 1891. Pr. 3 fl. (auch mit böhm. Texte unter dem Titel: Plochý ornament polychromovaný), allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 21. Dec. 1892, Z. 22.281).

Čechisch.

Müller P. J. und Simonides J., Fysika pro vyšší třídy škol středních. 2. verb. Aufl. Prag, F. Borový 1892. Ausg. für Gymn. Pr. 2 fl. 80 kr. Ausg. für Realsch. Pr. 2 fl. 66 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 20. Nov. 1892, Z. 25.607).

Italienisch.

Noë Enrico, Antologia tedesca, compilata per uso delle scuole medie. Parte prima, con un vocabulario delle parole contenute in ambo le parti; 3. unv. Aufl. Wien, Manz 1892. Pr. geb. 1 fl. 80 kr. (Min.-Erl. v. 31. Oct. 1892, Z. 23.069).

Serbo-croatisch.

Kořínek Fr. B., Povjestnica novoga vieka za više razrede srednjih učilišta (Geschichte der Neuzeit für die Oberclassen der Mittelschulen). 2. vollst. umg. Ausg. von A. Klaić. Agram, Verlag der Landesregierung 1889. Pr. geb. 1 fl. 20 kr., mit Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der ersten Ausgabe in derselben Classe allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 5. Dec. 1892, Z. 24.032).

Slovenisch.

Wiesthaler Franz, Latinske vadbe za prvi gimnasijski razred (Lateinisches Übungsbuch für die I. Gymnasialclasse). 2. Aufl. Laibach, Kleinmayr u. Bamberg 1892. Pr. geb. 1 fl. 30 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der ersten Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 16. Nov. 1892, Z. 24.034).

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Seine k. u. k. Apost. Majestät haben mit a. h. Entschl. v. 26. Oct. 1891 a. g. zu genehmigen geruht, dass zum Zwecke der Verleihung von Reisestipendien an Lehrpersonen der Mittelschulen für Studienreisen nach Italien und Griechenland ein Betrag von jährlich 10.000 fl. zunächst auf drei Jahre, vom Jahre 1893 angefangen, in den Staatsvoranschlag eingestellt werde. Unter der Voraussetzung der verfassungsmäßigen Bewilligung des erwähnten Credites werden diese Stipendien vom Ministerium für Cultus und Unterricht, und zwar zum erstenmale im Jahre 1893 verliehen werden. Diese Reisestipendien sind für Lehrpersonen (Lehrer und Supplenten) an Mittelschulen bestimmt, welche in den Fächern der classischen Philologie oder Geschichte Unterricht ertheilen. Sie bezwecken, den mit den didaktischen Bedürfnissen der Mittelschule schon vertrauteren Lehrern Gelegenheit zu geben, durch das Studium dieser wichtigsten alten Culturländer ihre berufliche Ausbildung zu erweitern und dadurch in höherem Grade befähigt zu werden, den Schülern das Verständnis für das Geistes- und Culturleben der classischen Völker des Alterthums zu erschließen. Solche Stipendien werden auf die Dauer des Sommersemesters einschließlich der Hauptferien für Reisen nach Italien oder Griechenland oder nach beiden Ländern verliehen und in der Regel mit je einem Betrage zwischen 800 und 1000 fl. bemessen. Die Stipendisten werden für das Sommersemester beurlaubt und bleiben im vollen Genusse ihrer normalmäßigen Bezüge. Das Ministerium für Cultus und Unterricht wird unter Berücksichtigung der von dem Bewerber etwa besonders geäußerten Wünsche den Reiseplan der Stipendisten genehmigen. Der Stipendist ist verpflichtet, nach Vollendung seiner Reise dem Ministerium für Cultus und Unterricht Bericht zu erstatten. Bedingungen der Bewerbung um Verleihung eines solchen Stipendiums sind: 1. die vollständige Lehrbefähigung für classische Philologie oder für Geographie und Geschichte, 2. eine mindestens dreijährige Verwendung als selbständiger Lehrer an einer Mittelschule. Dem Bewerbungsgesuche sind anzuschließen: 1. das curriculum vitae, 2. die Qualificationstabelle sammt Verwendungszeugnissen, 3. das Lehrbefähigungszeugnis, 4. wissenschaftliche Arbeiten, die der Bewerber etwa veröffentlicht hat, oder zu veröffentlichen gedenkt. Dem Bewerber steht es frei, in seinem Gesuche jene besonderen Zwecke anzugeben, welche er auf der Studienreise zu verfolgen beabsichtigt. Die an das Ministerium für Cultus und Unterricht zu richtenden Bewerbungs-

gesuche sind auf dem vorgeschriebenen Dienstwege einzubringen, von der Direction und der Landesschulbehörde zu begutachten und im Jahre 1892 bis spätestens Ende Mai, in der Folge bis spätestens Ende April jedes Jahres hieher vorzulegen (Min.-Erl. v. 1. März 1892, Z. 23.250 ex 1891).

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen.

Der mit dem Titel und Charakter eines Sectionschefs bekleidete Ministerialrath Dr. Benno Ritter von David zum Sectionschef im Min. für C. und U. (a. h. Entschl. v. 3. Nov.).

Dem Ministerialrathe im Min. für C. und U. Vincenz Grafen Baillet de Latour wurde der Titel und Charakter eines Sectionschefs verliehen (a. h. Entschl. v. 3. Nov.).

Der Statthaltereirath bei der Statthalterei für Mähren Arthur Graf Bylandt-Rheidt zum Ministerialrathe im Min. für C. und U. (a. h. Entschl. v. 5. Dec.).

Dem im Min. für C. und U. in Verwendung stehenden Landesschulinspector Dr. Matthias Ritter von Wretschko wurde der Titel und Charakter eines Ministerialrathes verliehen (a. h. Entschl. v. 22. Nov.).

Dem Ministerialvicesecretär im Min. für C. und U. Xenophon Freiherrn von Mustatza wurde der Titel und Charakter eines Ministerialsecretärs verliehen (a. h. Entschl. v. 4. Nov.).

Der Ministerialvicesecretär Dr. Eugen Hauenschield von Przerąb zum Ministerialsecretär im Min. für C. und U. (a. h. Entschl. v. 4. Nov.).

Der Ministerialconcipist Dr. Adolf Müller zum Ministerialvicesecretär und der Bezirkscommissär Dr. Hieronymus Köller zum Ministerialconcipisten im Min. für C. und U.

Der Privatdocent Dr. Rudolf Meringer zum a. o. Prof. für vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 26. Oct.), der a. o. Prof. Dr. Max Grünert zum ord. Prof. für semitische Sprachen und Literatur an der deutschen Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 27. Oct.), der a. o. Prof. Dr. Jaromir Čelakovský zum ord. Prof. der böhm. Rechtsgeschichte an der böhm. Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 21. Oct.), der a. o. Prof. der Zoologie Dr. Franz Vejdovský zum ord. Prof. der vergleichenden Anatomie und Embryologie an der böhm. Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 26. Oct.), der ord. Prof. der Pharmakologie und Pharmakognosie an der Univ. in Innsbruck Dr. Josef Moeller zum ord. Prof. dieser Fächer an der Univ. in Graz (a. h. Entschl. v. 31. Oct.), der a. o. Prof. der Staatswissenschaften an der k. preuß. Akademie in Münster Dr. Ladislaus von Ochenkowski zum ord. Prof. der polit. Ökonomie an der Univ. in Lemberg (a. h. Entschl. v. 9. Nov.), der Privatdocent Dr. Stanislaus Głąbiński zum a. o. Prof. der polit. Ökonomie an der Univ. in Lemberg (a. h. Entschl. v. 9. Nov.), der Privatdocent und Regimentsarzt Dr. Ladislaus Niemilowicz zum a. o. Prof. der Pharmakognosie an der Univ. in Lemberg (a. h. Entschl. v. 17. Nov.), der Privatdocent Dr. Karl Bayer zum a. o. Prof. der Chirurgie an der deutschen Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 14. Dec.).

Dem Privatdocenten an der philos. Fac. der böhm. Univ. in Prag und Prof. an der Staatsmittelschule mit böhm. Unterrichtssprache auf der Kleinseite in Prag Dr. Franz Augustin wurde der Titel eines a. o. Univ.-Prof. verliehen (a. h. Entschl. v. 22. Oct.).

Dem Privatdocenten für Physik an der Univ. und der techn. Hochschule in Graz Dr. Franz Streintz wurde der Titel eines a. o. Prof. der techn. Hochschule verliehen (a. h. Entschl. v. 14. Nov.).

Der Vicedirector der geologischen Reichsanstalt Oberbergrath Dr. Guido Stache zum Director dieser Anstalt (a. h. Entschl. v. 21. Nov.).

Die k. k. Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Wien wurde in ihrer dermaligen Zusammenstellung für das Studienjahr 1892/93 bestätigt (Min.-Erl. v. 3. Nov. 1892, Z. 24.006), desgleichen die Prüfungscommission für das Lehramt der Stenographie in Innsbruck (Min.-Erl. v. 31. Oct. 1892, Z. 23.892) und jene in Graz (Min.-Erl. v. 6. Dec. 1892, Z. 27.057).

Der Privatdocent an der Univ. in Graz Dr. Karl Luick wurde zum Mitgliede der Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Graz und zum Fachexaminator für englische Sprache ernannt und diese Commission in ihrer dermaligen Zusammensetzung für das Studienjahr 1892/93 bestätigt.

Die a. o. Proff. der Univ. in Czernowitz Dr. Oswald Zingerle von Summersberg und Dr. Robert von Lendenfeld wurden zu Mitgliedern der Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Czernowitz, und zwar ersterer zum Fachexaminator für das deutsche Sprachfach, letzterer zum Examinator für Zoologie ernannt und im übrigen die Commission in ihrer bisherigen Zusammensetzung auf die Dauer des Studienjahres 1892/93 bestätigt.

Zum Director der k. k. Prüfungscommission für das Lehramt der Stenographie in Lemberg der Univ.-Prof. Dr. L. Cwikliński und zu Examinatoren der Univ.-Prof. Dr. E. Tiel und der Lehrer der Stenographie J. Poliński für die Dauer des Studienjahres 1892/3.

Zum Custos an der Studienbibliothek in Olmütz der Scriptor an dieser Bibliothek Willibald Müller.

Zum Custos an der Universitätsbibliothek in Lemberg der Scriptor an dieser Anstalt Dr. Friedrich Papée, zum Scriptor der Amanuensis Dr. Zdislaus Hordyński und zum Amanuensis der prov. Amanuensis Dr. Boleslaus Ritter von Mańkowski.

Der Director des Gymn. in Radautz Schulrath Heinrich Klauser zum Mitgliede des Landesschulrathes für die Bukowina für die restliche Dauer der laufenden Functionsperiode (a. h. Entschl. v. 22. Oct.).

Der mit dem Titel und Charakter eines Sectionsrathes bekleidete Ministerialsecretär im Min. für C. und U. Karl Freiherr von Jakobi d'Ekholm zum Statthaltereirathe und Referenten für die administrativen und ökonomischen Angelegenheiten bei dem Landesschulrathe für Oberösterreich (a. h. Entschl. v. 26. Oct.).

Der Prof. am Gymn. in Trient Benjamin Andreatta zum Director der genannten Lehranstalt (a. h. Entschl. v. 6. Nov.).

Die Proff. des Gymn. in Feldkirch Hugo Schönach, Max Stadler von Wolffersgrün und Josef Kiechl wurden in die VIII. Rangsclasse befördert.

Zum provis. Lehrer am Gymn. in Tarnopol der Supplent an dieser Anstalt Adolf Gawalewicz und zum röm.-kath. Religionslehrer am Gymn. in Kolomea der suppl. Religionslehrer daselbst Josef Sienkiewicz.

Der Min. für C. und U. hat für das Sommersemester 1892/93 (einschließlich der Hauptferien) Stipendien für Studienreisen nach Italien oder Griechenland oder nach beiden Ländern folgenden Lehrpersonen verliehen: dem Prof. am akad. Gymn. in Wien Franz Hanna, dem Prof. am Landesgymn. in St. Pölten Dr. August Herrmann, dem Prof. am II. Gymn. in Graz Franz Lang, dem Prof. am Gymn. in Klagenfurt Dr. Franz Hann, dem Prof. am Untergymn. in Laibach Simon Rutar, dem Prof. am deutschen Gymn. in Budweis Wenzel Eymer, dem Prof. am böhm. Gymn. in Smichow Johann Vařeka, dem Lehrer am böhm. Obergymn. in Brünn Johann Korec, dem Prof. am Gymn. in Stryj Cornel Hock und dem Prof. am Gymn. in Czernowitz Anton Polaschek.

Auszeichnungen erhielten:

Der mit dem Titel und Charakter eines Hofrathes bekleidete Director der geologischen Reichsanstalt Dionys Stur aus Anlass der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand das Ritterkreuz des Leopold-Ordens (a. h. Entschl. v. 21. Oct.).

Der Chefgeologe der geologischen Reichsanstalt Oberbergrath Dr. Edmund Mojsisovics Edler von Mojsvar den Orden der eisernen Krone III. Classe (a. h. Entschl. v. 21. Oct.).

Der Statthaltereirath und Referent für die administrativen und ökonomischen Angelegenheiten bei dem Landesschulrathe für Oberösterreich Theodor Altwirth aus Anlass der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand den Titel und Charakter eines Hofrathes (a. h. Entschl. v. 26. Oct.).

Der Sectionschef im Min. für C. und U. geheimer Rath Dr. Arthur Graf von Enzenberg aus Anlass der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand das Großkreuz des Franz Joseph-Ordens (a. h. Entschl. v. 3. Nov.).

Der ord. Prof. der Geschichte und der histor. Hilfswissenschaften an der Univ. in Wien Hofrath Dr. Theodor Ritter von Sickel aus Anlass seines Übertrittes in den bleibenden Ruhestand den Orden der eisernen Krone II. Classe (a. h. Entschl. v. 8. Nov.).

Der Prof. am Gymn. in Trient Dr. Alois Perntner das goldene Verdienstkreuz mit der Krone (a. h. Entschl. v. 14. Dec.).

Der Sectionschef im Min. für C. und U. Dr. Eduard Rittner den Orden der eisernen Krone II. Classe (a. h. Entschl. v. 21. Dec.).

Der ord. Prof. der spec. med. Pathologie und Therapie an der Univ. zu Wien Dr. Otto Kahler den Titel eines Hofrathes (a. h. Entschl. v. 4. Jan. 1893).

Der Prof. der Pastoraltheologie an der theol. Diöcesan-Lehranstalt in Przemyśl Dr. Johann Gobelski wurde zum Domherrn am griech.-kath. Kathedralcapitel zu Stanislau ernannt (a. h. Entschl. v. 6. Jan.).

Nekrologie.

(November 1892 bis Januar 1893.)

Am 4. Nov. in Paris der Prof. der chines. Sprache am Collège de France Marquis d'Hervey de Saint Denis, 67 J. alt.

Am 7. Nov. in Paudorf bei Krems der Componist Albert Jungmann, im 68. Lebensjahre, und in Mühlhausen der edle elsäßische Dichter Adolf Stöber, 82 J. alt.

Am 8. Nov. in Berlin der Feuilletonist und Lustspieldichter Albin Rheinisch, ein geborener Österreicher.

Am 10. Nov. in Dorpat der vormalige ord. Prof. des Staatsrechtes an der Univ. daselbst, Dr. Iwan Ditjalin.

Am 11. Nov. in Clifton in England der Historiker und Romanschriftsteller, Thomas Adolfus Trollope, im 83. Lebensjahre, und in Graz der Prof. der math. Physik an der dortigen Univ. Dr. Heinrich Streintz, 44 J. alt.

Am 14. Nov. zu Rhoden bei Arolsen der ausgezeichnete Lepidopterolog Hofrath Dr. Adolf Speyer, 80 J. alt.

Am 15. Nov. in Basel der a. o. Prof. der class. Philologie an der Univ. daselbst, Dr. Joh. Jac. Merian, 66 J. alt.

Am 17. Nov. in Wien der Herausgeber der österreichischen botanischen Zeitschrift, Dr. Alexander Skositz, im 71. Lebensjahre.

Am 18. Nov. in Wien der Director der Landesgebär- und Findelanstalt daselbst, Dr. Karl Friedinger, 71 J. alt.

Am 20. Nov. in Kopenhagen der Komödiendichter Jens Christian Hostrup, 74 J. alt.

Am 22. Nov. in Kopenhagen der Prof. der Chirurgie an der Univ. daselbst Axel Iversen, 48 J. alt, und in Marburg a. L. der Gymnasialdirector a. D., Oberschulrath Dr. H. L. Schmitt, 86 J. alt.

Am 24. Nov. auf seinem Landgute bei Nimes der Prof. der germanischen Literatur am Collège de France, Guillaume Guizot, 59 J. alt.

Am 27. Nov. in Düsseldorf der Historienmaler Heinrich Mosler, 56 J. alt, und in Dorpat der Pastor Louis Körber, als hervorragender Forscher der esthnisch-lettischen Sprache verdient.

Am 29. Nov. in Stettin der geh. Regierungs- und Provinzialschulrath Dr. F. Wehrmann.

Im Nov. in Rom der philosophische Schriftsteller P. Matthias Liberatore, 82 J. alt, in Glasgow der Prof. der Astronomie an der Univ. daselbst Dr. Grant, 78 J. alt, und in Ludlow England der walisische Barde Robert Parry, 88 J. alt.

Am 1. Dec. in Graz der Landesschulinspector i. P. Franz R. v. Močnik, durch seine mathematischen Schulbücher verdient, 78 J. alt.

Am 4. Dec. in Straßburg i. E. der ord. Prof. der Medicin Dr. Joh. G. Jössel, 53 J. alt, und in Moskau der russische lyrische Dichter A. A. Schenschin, unter dem Pseudonym Fet bekannt, im 72. Lebensjahre.

Am 6. Dec. in Berlin das Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften, Dr. Werner von Siemens, 76 J. alt.

Am 8. Dec. in Leipzig-Gohlis der a. o. Prof. an der philos. Fac. der Univ. in Leipzig Dr. Rudolf Seydel, im 58. Lebensjahre.

Am 12. Dec. in Bensheim der vormalige Archivar des germanischen Nationalmuseums zu Nürnberg, Dr. Alexander Flegler, 89 J. alt.

Am 13. Dec. in Wien der k. k. Bezirksschulinspector und Bürgerschuldirector, emer. Mitglied des n. ö. Landesschulrathes, Laurenz Mayer, als Pädagoge rühmlich bekannt, im 59. Lebensjahre.

Am 14. Dec. in Paris der Publicist John Lemoine, Mitglied der französ. Akademie, 77 J. alt.

Am 18. Dec. in London der Naturforscher Prof. Owen, 89 J. alt.

Am 19. Dec. in Kopenhagen der Dichter Christian Richardt, im 62. Lebensjahre.

Am 23. Dec. in Friedenau bei Berlin der Prediger Dr. Paulus Cassel, 72 J. alt.

Am 25. Dec. in Wien der Prof. am Communal- und Realgymn. in der Leopoldstadt in Wien Dr. Hubert Fuß, Reichsraths- und Landtagsabgeordneter, im 40. Lebensjahre, und in Lemberg der Prof. am akad. Gymn. daselbst Dr. Julian Celewicz, im 49. Lebensjahre.

Am 28. Dec. in Bremen der volkswirthschaftliche Schriftsteller August Lammers, im 62. Lebensjahre.

Im Dec. in Göttingen der hochverdiente Prof. der classischen Archäologie an der Univ. daselbst, Dr. Friedrich Wieseler, 81 J. alt, in Paris der Numismatiker Henri Lavoix, Conservator der Medaillen und Münzen an der Nationalbibliothek in Paris, 72 J. alt, in Kassel der emer. Rath des Reichsgerichtes in Leipzig Dr. Victor von Meibom, früher Prof. des deutschen Rechtes in Rostock, Tübingen und Bonn, 71 J. alt, und in Stuttgart der würtembergische Oberst a. D. Ernst J. von Günthert, als militärischer Schriftsteller, aber auch als Dichter bekannt, im 72. Lebensjahre.

Am 2. Jan. in Blasewitz bei Dresden der Naturforscher, Prof. an der techn. Hochschule in Dresden, Dr. Benjamin Vetter, 45 J. alt.

Am 3. Jan. in Dresden der a. o. Prof. an der techn. Hochschule daselbst Dr. Franz Richard Steche, als Forscher auf dem Gebiete der sächsischen Kunstgeschichte verdient, und in Wien die Schriftstellerin

[illegible] als Übersetzer spanischer Werke, namentlich der von [illegible] im [illegible]. Lebensjahre.

Am [illegible] Jan. in Paris der beliebte Romanschriftsteller Albert Delpit, [illegible] J. alt.

Am [illegible] Jan. in Wien der Prof. der Physik an der hiesigen Univ. [illegible], Vicepräsident der kais. Akademie der Wissenschaften, ausgezeichnet als Gelehrter, Lehrer und edler Charakter, im [illegible]. Lebensjahre.

Am [illegible] Jan. in Wien der Senior des Wiener Metropolitancapitels [illegible], emer. Univ.-Prof., im Alter von 80 J.

Am [illegible] Jan. in [illegible] der Humorist Daniel Spitzer, durch seine [illegible] »Wiener Spaziergänge« bekannt, [illegible] J. alt.

Am [illegible] Jan. in [illegible] der Physiker und Meteorolog Prof. Dr. [illegible], früher Director der technischen Hochschule daselbst.

Am [illegible] Jan. in [illegible] der Dichter Ludwig Goldhann, im [illegible]. Lebensjahre.

Am [illegible] Jan. in [illegible] der pens. Hofcapellmeister Vincenz [illegible], als Componist geschätzt, [illegible] J. alt.

Am [illegible] Jan. in Madrid der bedeutende Dichter Don José Zorrilla [illegible], im [illegible]. Lebensjahre, und in Wien der Gymn.-Prof. im Ruhestande [illegible], [illegible] J. alt.

Am [illegible] Jan. in Wien der ausgezeichnete Gelehrte Hofrath Dr. [illegible], Prof. der inneren Medicin an der Univ. in Wien, im [illegible]. Lebensjahre.

Am [illegible] Jan. in Bonn der berühmte Anthropologe Geheimrath Dr. Schaaffhausen, Prof. an der Univ. daselbst, im Alter von 77 Jahren.

Im Jan. in London die Dichterin und ausgezeichnete Shakespeare-[illegible] Anne Kemble, [illegible] J. alt, und in Lyon der Cardinal Erzbischof [illegible], als theologischer und historischer Schriftsteller verdient, im [illegible]. Lebensjahre.

X. Protokoll der archäologischen Commission für österreichische Gymnasien.

(Mitgetheilt vom Schriftführer Prof. Feodor Hoppe.)

(11. November 1892.)

Anwesend sind die Mitglieder der Commission und die zur Theilnahme an der Sitzung eingeladenen Herren Dr. S. Frankfurter, Gymn.-Prof. Dr. J. W. Kubitschek und Univ.-Docent Dr. E. Szántó. Der Vorsitzende berichtet, dass für die galvanoplastischen Nachbildungen antiker Münzen ein neues, eleganteres Kästchen hergestellt wurde, wodurch sich der Preis der jetzt aus 27 Münzen bestehenden Sammlung auf [illegible] fl. erhöhte. Dass dieses Anschauungsmittel einem wirklichen Bedürfnisse abgeholfen habe, ersehe man aus der nicht unbedeutenden Zahl von Bestellungen von Gymnasien und Realschulen aus Österreich und Ungarn. Aber auch im Auslande habe diese Sammlung Anklang gefunden, wie dies eine aus Bayern mit einem sehr anerkennenden Schreiben eingelaufene Bestellung beweise. Eine Anfrage sei an die Commission gerichtet worden, wo der »delphische Dreifuß« (Herod. IX. 81) entsprechend abgebildet sei; die Anfrage wird erledigt. Hinsichtlich der Wandtafeln seien die Verhandlungen noch im Zuge; doch glaube der Vorsitzende in diesem Zusammenhange erwähnen zu können, dass in dem eben erschienenen Werke: »Lehrbuch der Geschichte für die unteren Classen der Mittelschulen« von Dr. Franz Martin Mayer, I. Th., Prag, Tempsky 1893, neben anderen bildlichen Darstellungen auch zwei Farbendrucktafeln aufgenommen wurden, darstellend einen Legionär und einen Hopliten,

an deren Herstellung Mitglieder der Commission mitgewirkt haben. Hierauf zeigt der Vorsitzende eine von Prof. Langl modellierte Gipsstatuette eines Hopliten vor. (Gipsstatuette in polychromer Ausstattung. 12 fl. A. Schroth, Kunstformator des k. k. Museums für Kunst und Industrie. I., Stubenring.) Die Commission erklärt, dass trotz mancher Ungenauigkeiten im einzelnen, die aber demnächst verbessert werden dürften, dieser Lehrbehelf, ein Seitenstück des gleichfalls von Prof. Langl modellierten Legionärs, empfohlen werden könne. Zur Anschaffung für Lehrerbibliotheken empfiehlt der Vorsitzende: Griechische Götterideale in ihren Formen erläutert von Heinrich Brunn. München 1893. 4 fl. 50 kr. Forum Romanum (Reconstruction nach Angaben und mit Erläuterungen von Ch. Hülsen. Roma, Libreria Spithöver 1892. 2 Mk.). Hierauf legt der Vorsitzende vor: Tabulae, quibus antiquitates graecae et romanae illustrantur. (Ed. O. Stephanus Cybulski. Berlin, Calvary.) Tab. I: Vertheidigungs- und Angriffswaffen der alten Griechen. 4 Mk. Tab. II: Griechische Krieger. 3 Mk. Tab. XI: Das römische Haus. 4 Mk. Tab. XII und XIII: Das griechische Theater. 9 Mk. Tab. XIV: Das alte Athen (Plan auf zwei Blättern). 10 Mk. In einer eingehenden Debatte wird darauf hingewiesen, dass die Abbildungen für Wandtafeln zu klein sind und dass der Herausgeber mit seinen Vorlagen theilweise allzu frei verfuhr. Bei dem noch bestehenden Mangel an geeigneteren Wandtafeln dieser Art dürften indes diese Tafeln für den bestimmten Zweck immerhin genügen. Der Schriftführer legt vor: 1. Strack, Baudenkmäler des alten Rom. Berlin, E. Wasmuth, II. Th. (20 Lichtdrucke mit erläuterndem Text.) 12 fl. 2. Pompeji und seine Ausgrabungen. Rundgemälde von Hans Petersen. (Photographie nach dem Originale.) München, Franz Hanfstaengl 1891. 5 fl. Die Commission erklärt, dass 1 mehr für Lehrer und Architekten als für Schüler geeignet sei; 2 sei wegen der Kleinheit der Details und des hohen Preises für Schüler als Anschauungsmittel nicht zu empfehlen. Der Schriftführer zeigt zwei Holzmodelle römischer Schlösser (Louis Jacobi, Hamburg v. d. Höhe. 5 Mk.), die den Beifall der Commission finden. Er berichtet ferner über eine Studienreise, auf der er auch die hervorragenden Sammlungen von Modellen (Kriegsausrüstungen, Belagerungsmaschinen usw.) in den Museen zu Paris und St. Germain, sowie das römisch-germanische Generalmuseum in Mainz mit seiner reichhaltigen Sammlung von Nachbildungen kennen gelernt habe. Im Anschluss an diese Bemerkungen spricht Hofrath Schenkl den Wunsch aus, es möge in Wien ein archäologisches Centralcabinet geschaffen werden, das eine möglichst vollständige Sammlung archäologischer Anschauungsmittel enthalten soll. Wie es sich empfehle, dass die Lehrerbibliotheken durch Austausch, besonders der Zeitschriften, die Lücken ergänzen und das immer mehr anwachsende Anstaltsbudget entlasten, so müsste auch eine solche archäologische Sammlung den Schwesteranstalten die nöthigen Lehrbehelfe leihweise überlassen. Der Vorsitzende erklärt, er werde die Erörterung dieser Frage dem Vereine „Mittelschule“ empfehlen. Der Vorsitzende verliest eine von Herrn Director Bulić in Spalato an die Commission gerichtete Zuschrift, welche sich auf die in der letzten Commissionssitzung besprochene Frage der Anschaffung von Anticaglien für Mittelschulen bezieht. Die Anregung findet den Beifall des Herrn Directors. Derselbe macht auch detaillierte Vorschläge, unter welchen Bedingungen die staatlichen Museen und Sammlungen nach seiner Meinung für Mittelschulen herangezogen werden könnten. Die Bereitwilligkeit des Herrn Directors, die Interessen der Schule durch seine thätige Mithilfe auch in dieser Frage zu fördern, wird mit großem Beifall begrüßt. Alle Einzelheiten seines Vorschlages können jedoch, da die Frage noch nicht spruchreif ist, noch nicht erörtert werden. Nach eingehender Debatte erklärt die Commission, es sei wünschenswert, dass von einem Fachmanne die Zahl und Art der in den Staatsmuseen zu Aquileja und Spalato vorhandenen und für den Unterricht verwert-

baren Doubletten erhoben werde. Dann solle an das hohe k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht die Bitte gerichtet werden, es mögen Doubletten an einzelne Unterrichtsanstalten verschenkt werden. Die Vertheilung könnte von einer in Wien zu errichtenden Sammelstelle aus erfolgen. Hofrath Benndorf weist auf den großen Erfolg hin, welchen die archäologischen Lehrcurse für Mittelschullehrer in Deutschland aufzuweisen haben. Er sei bereit, auch in diesem Winter Vorlesungen für Mittelschullehrer an Sonntagen zu halten. Überdies hätten auch Professoren an den beiden Universitäten in Prag und an den Universitäten in Krakau, Graz und Innsbruck ihre Bereitwilligkeit ausgesprochen, Lehrcurse für Mittelschullehrer abzuhalten. Der Vorsitzende erklärt, er werde dieses von allen Mittelschullehrern gewiss dankbarst begrüßte Anerbieten am nächsten Vereinsabend der „Mittelschule“ zur allgemeinen Kenntnis bringen.

Einladung zur XLII. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

Das unterfertigte Präsidium beehrt sich hiemit, zum Besuche der 42. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner, welche in der Pfingstwoche 1893 und zwar von Mittwoch den 24. Mai bis einschließlich Sonnabend den 27. Mai zu Wien abgehalten werden wird, ergebenst einzuladen. Se. Excellenz der Herr Minister für Cultus und Unterricht hat mit Erlass vom 8. Juli 1892 dieser Versammlung seine Genehmigung ertheilt und ihr seine Unterstützung freundlichst zugesagt. Der hohe akademische Senat der Wiener Universität hat für die Tage der Versammlung die große und kleine Aula, sowie Hörsäle der Universität zur Verfügung gestellt. Die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner hat seit ihrem Bestehen nichtdeutsche Fach- und Berufsgenossen als willkommene Gäste begrüßt. Das Präsidium richtet daher diese Einladung insbesondere auch an die Philologen und Schulmänner ungarischer, slavischer und italienischer Nation im weiten Bereiche der österreichisch-ungarischen Monarchie. Anmeldungen zur Theilnahme an der Versammlung wollen unter Einsendung des statutenmäßigen Beitrages von 10 Mk. (5 fl. 80 kr.) an die Buchhandlung Gerold & Comp., Wien, I., Stefansplatz 8, gerichtet werden. Zugleich mit der Anmeldung möge auch Mittheilung darüber erfolgen, ob die Wohnung vorausbestellt werden soll; ebenso wird Äußerung über die Theilnahme am Festmahl und Einsendung des Betrages (das trockene Gedeck 3 fl.) erbeten. Die Zustellung der Mitgliedskarte eventuell Wohnungsanweisung und Festmahlkarte wird sobald als thunlich erfolgen. Die Mitgliederkarten gelten für alle Zusammenkünfte als Legitimation; dieselben sind daher stets mitzuführen und auf Verlangen vorzuzeigen. Fahrpreisermäßigungen für die Eisenbahnen finden nur gegen Vorweis der Mitgliedskarten statt. Anmeldungen von Vorträgen für die allgemeinen und Sectionssitzungen an das Präsidium (I., Heßgasse 7) werden bis längstens zum 1. Mai erbeten. Das Programm der Versammlung wird Ende März veröffentlicht werden.

Wien, den 31. Januar 1893.

Das Präsidium
der 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner:

I. Hofrath *Dr. Wilh. R. v. Hartel*, I., Heßgasse 7.
II. Reg.-Rath *Egger-Möllwald*, IV., Theresianum.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Fauststudien.

I. Die Urgestalt von Marlowes Faust.

Die Frage, welche Theile des Dr. Faustus Marlowe selbst angehören, welche dagegen wahrscheinlich erst durch seine Bearbeiter hinzugesetzt wurden, hat vielleicht für den Germanisten noch größere Bedeutung als für den Anglisten. In England ist uns durch die vielen Auflagen des unter Marlowes Namen gehenden Stückes bis zu Mountforts Farce die Veränderung des Geschmackes während des 17. Jahrhunderts deutlich genug dargestellt. Wir sehen eine zweifache Tendenz der Bearbeiter: die Einen wollen ursprünglich fortgelassene Theile des Faustbuches fürs Drama retten und fügen außerdem aus noch nicht aufgeklärter Quelle Scenen ein, die wir den ernsten Partien der Haupt- und Staatsactionen vergleichen können; unter ihren Händen wird das Stück prächtiger, bedeutungsvoller: die Benno-Episode des päpstlichen Hofes gibt einen Anklang an die religiösen Kämpfe der Zeit, wenn wir auch noch nicht genau wissen, wer unter dem Sachsen Benno zu verstehen ist (vgl. Friedrich Notter im Kloster II S. 1017 ff.). Die Anderen dagegen verflüchtigen die ernsten Bestandtheile, suchen dafür den komischen Figuren möglichst viel Platz einzuräumen und nähern das Drama immer mehr der Farce, bis es bei Mountfort geradezu als solche erscheint. Die éine Richtung sucht größeren Aufwand an Personen zu ermöglichen, die andere die Anzahl der Spielenden einzuschränken. Außerdem können wir eine Vermehrung der Maschinerien bemerken, es werden Verwandlungen auf der Bühne vorgeführt, Gegenstände verschwinden und kehren wieder, Feuerwerk als Schlusseffect kommt vor, kurz es wird Gelegenheit zu Schaustellungen des Theatermeisters geboten, was jedenfalls eine Folge des französischen Einflusses ist, denn dieser brachte Theaterdecorationen auf die Bühne, während solche dem sogenannten altenglischen Theater fremd gewesen waren.

In Deutschland dagegen fehlt uns für das alte Faustdrama jeder Beleg, wir sind auf gelegentliche Notizen, auf Theaterzettel und Anspielungen, endlich auf die Erben der alten Volksstücke, auf die Puppenspiele, angewiesen. Es kommt für uns darauf an, zu erforschen, ob wir mit diesem Material das alte Fauststück reconstruieren können und ob wir uns dabei des Marlowe'schen Dramas bedienen dürfen. Die Ansichten gehen auseinander: während seit Ludwig Achim v. Arnim viele Forscher Marlowe geradezu als den Vater des deutschen Faustdramas ansehen, sind andere der Meinung, es habe sich in Deutschland, unabhängig von Marlowe, ein Drama von Dr. Faustus entwickelt, das sich in den Puppenspielen erhalten hat, ja A. Bielschowsky vertritt in der Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte (IV, S. 193 ff.) die Ansicht, es seien zwei alte deutsche Dramen anzunehmen, auf die uns die Puppenspiele verwiesen; für den Don Juan habe ich in den 'Theatergeschichtlichen Forschungen' (III S. 67 ff.) dieselbe Thatsache zu begründen gesucht. Für uns hätte darum die ursprüngliche Gestalt, in der Marlowe seine Tragedy abfasste, die größte Wichtigkeit.

Man hat bereits allerlei Hilfsmittel angegeben, durch die es gelingen könnte, das Eigenthum Marlowes aus den späteren Gestalten auszuscheiden: Metrik, Stil, Sprache; sie werden gewiss in erster Linie beachtet werden müssen. Doch kann noch auf anderes aufmerksam gemacht werden: die Namensform des Teufels ist nicht überall gleich, einmal *Mephastophiles,* einmal *Mephastophilus,* während das älteste Volksbuch die Form *Mephostophiles* bietet. Wichtiger ist jedoch eine Untersuchung der Quelle von Marlowes Faust. Bisher hat man, so viel ich sehe, ausschließlich das Verhältnis Marlowes zum Spiesischen Volksbuch erwogen und nur geschwankt, ob Marlowe das deutsche Original oder die englische Übersetzung benutzt habe, Breymann vor allem hat jene Möglichkeit mit großem Nachdruck zurückgewiesen. Aber für das angeblich Marlowe'sche Faustdrama muss noch anderes berücksichtigt werden, und das soll im folgenden gezeigt werden.

Marlowe weicht gleich im Beginne des Stückes dadurch von Spies ab, dass er Faust einen Monolog halten lässt, in welchem Faust über den Wert der Wissenschaften seine Gedanken entwickelt; er greift nacheinander zu Aristoteles, Galenus, Justinian und zur Bibel des Hieronymus, überall findet er einen Satz als Krönung, der ihn abstößt, und so wendet er sich schließlich der Magie zu, um von ihr ganz anderes zu erlangen als ihm die Wissenschaften bieten können. Davon finden wir bei Spies keine Spur, während den deutschen Dramen dieser Eingangsmonolog geläufig ist. Aber schon im 16. Jahrhundert lässt sich ein Anhalt für diesen Monolog nachweisen, nicht bei Spies, wohl aber bei Widman, dessen großes Faustbuch 1599, also nach Marlowes Tod erschien.

Bei Spies heißt es im Cap. 1, nachdem von Fausts Beschäftigung '*mit Chaldeischen, Persischen, Arabischen vnd Grie-*

chischen Worten, figuris, characteribus, coniurationibus, incantationibus, vnd wie solche Namen der Beschwerung vnd Zauberey mögen genennet werden' die Rede war: *'Das gefiel D. Fausto wol, speculiert vnd studiert Nacht vnd Tag darinnen, wolte sich hernacher keinen Theologum mehr nennen lassen, ward ein Weltmensch, nandte sich ein D. Medicinæ, ward ein Astrologus vnnd Mathematicus, vnd zum Glimpff ward er ein Artzt, halff erstlich vielen Leuten mit der Artzeney, mit Kräutern, Wurtzeln, Wassern, Träncken, Recepten vnd Clistiern, darneben ohne Ruhm war er Redsprechig, in der göttlichen Schrifft wohl erfahren, Er wuste die Regel Christi gar wohl: Wer den Willen des HERRN weiß, vnd thut jn nicht, der wirdt zwyfach geschlagen. Item, Niemand kan zweyen Herren dienen. Item, du solt Gott den HERREN nicht versuchen. Diß alles schlug er in Windt, setzte seine Seel ein weil vber die Vberthür, darumb bey jhm kein entschuldigung seyn sol.'*

Bei Widman schildert Faust vor seinem Ende rückblickend sein Leben im Gespräche mit seinem Famulus Johann Wäiger (III Cap. 12) und sagt über seinen Zustand (Kloster II S. 696): *'bin auch, als ich hernach der Vniversitet nachgezogen, so weit mit meinem scharpffen ingenio kommen, das ich in dreyen Facultteten einen grossen verstand hatte: ich war ein guter Jurist, ein Theologus, vnd auch ein Medicus, von denen dreyen gaben Gotts einer hette ich mit Gott vnd ehren der Welt dienen können, jedoch da ich schon den einen stand als medicinam an mich bracht, da hab ich mich der gaben Gotts dennoch nit wollen begnügen lassen, sondern ich tobte vnd wütete wie ein newer most in einem faß, der nicht ruhe hat, biß er vergeret, alsdann setzet er sich: also war mir, ich hatte nicht ruhe noch rast, biß ich höher stieg vnd mich dem Teufel ergab.'* Auch in der Rede, die Faust (III Cap. 17) an die Studenten hält, findet sich folgende, bei Spies fehlende Stelle (a. a. O. II S. 731): *'Dann ich habe erstlich, es sey Gott lieb oder leidt, einen sehr rasenden vnsinnigen Geist für mich angenommen, vnangesehen daß ich von Gott mit einem scharpffen ingenio begabet war, war auch in allen Faculteten herrlich, vnd bey menniglichem in grossem ansehen, diß alles habe ich aus der acht geschlagen, vnd mich dargegen gefliessen, damit ich höher steigen vnd niemandt vnter den Füssen liegen möchte. Derhalben habe ich mich hefftig auff die Schwartzkunst geleget, biß das ich nun sahe, das alles dardurch glücklich, was ich begerte, mir zun henden gieng, da brustet mir das hertz, vndt wardt ich gantz hoffertig vnd verwegen, gedacht nimmer an Gott, der mir sonst alles hette geben können, ja ich speyet aus, wann ich einen gelahrten Mann sahe, den man herfür zog, den feinde ich hefftig an, vnd war eine solche Person bey mir eytel vnd nichtig, gegen mich vnd der hohen Kunst, so ich gelernet hatte, die mir auch biß an mein ende nimmer fehlen würde. Also kam ich hernach mit meiner Schwartzkunst so hoch vnd weit, daß in meiner Kunst mir nichtes was vnmüglich war.'*

Wie man sieht, findet sich bei Widman ein Anklang an das Motiv Marlowes, da von Fausts Beschäftigung mit allen Facultäten die Rede ist, was bei Spies fehlt; bei diesem dagegen begegnen uns einige Sprichwörter, die uns an Marlowes Verwendung von lateinischen Sätzen zur Ablehnung der einzelnen Wissenschaften erinnern können. Mountfort in seinem Faustus hat von Marlowes Monolog nur ganz wenig bewahrt, nichts von der Lectüre der vier genannten Schriftsteller, sondern nur wenige Sätze mit folgendem Inhalte: Setz aus im Studium, diese magischen Bücher sind himmlisch, sie enthalten was Faust begehrt, ein guter Zauberer ist ein Halbgott, hier gilts zu grübeln, um Göttlichkeit zu erlangen. Dürften wir aus dieser Fassung des Monologs bei Mountfort irgendwie Schlüsse für den Urfaust Marlowes ziehen, dann könnte gewiss die Übereinstimmung mit Widman auf eine spätere Entstehung dieses Theils hindeuten. Das vermag aber gegenwärtig nicht festgestellt zu werden.

Die nächste Neuerung Marlowes folgt unmittelbar auf den Monolog: er schickt Wagner um die beiden Valdes und Cornelius — ob sie als Deutsche bezeichnet sind, lasse ich mit Rücksicht auf die Conjectur Notters (Kloster V S. 1010), die Breymann in seiner Ausgabe (Englische Sprach- und Literaturdenkmale des 17., 18. und 19. Jahrhunderts Nr. 5) nicht anführt, unberücksichtigt — von ihrem Umgang verspricht er sich mehr Erfolg als von all seinem Arbeiten. Die Warnungen des guten Engels sind vergebens, Faust schwelgt, vom bösen Engel aufgestachelt, in dem Gedanken, was ihm seine Geister alles würden leisten müssen. Nun erscheinen Valdes und Cornelius, Faust bittet sie um Unterricht in der Magie und den geheimen Künsten, er wiederholt eigentlich kurz seinen Gedankengang im Monolog, gibt zu erkennen, was er erwartet; die beiden stellen ihm in Aussicht, was er durch die Zauberei erlangen werde, Valdes verspricht Faust, ihn in den Rudimenten der Magie zu unterrichten, dann werde er es weiterbringen als sie. Faust bittet die Beiden nun — zu Tische, nachher will er bei ihnen lernen und nachts den Teufel beschwören, selbst wenns sein Leben gelte.

Zwei Studenten erscheinen dann vor Fausts Wohnung und wundern sich, dass er heute nicht erscheint, um vom Beifall der Studentenschaft begrüßt zu werden; sie suchen aus dem tölpelhaften Wagner Näheres herauszubringen, der aber gibt ihnen confusgelehrte Antworten, legt schließlich sein Gesicht in die Falten eines Puritaners und theilt ihnen mit, dass Faust mit Valdes und Cornelius diniere, worüber der Wein, wenn er sprechen könnte, Aufschluss zu geben vermöchte. Die Studenten schöpfen Verdacht, dass sich Faust von den Beiden in der verdammten Kunst unterrichten lasse, um derentwillen sie in der ganzen Welt berüchtigt sind. Sie beschließen, beim Rector die Anzeige zu machen, damit er Faust durch seinen ersten Rath zurückrufe.

Von diesen Scenen, die im folgenden nicht weiter beachtet werden, von denen die zweite mit den Studenten sich durch die Prosa und den Charakter Wagners vom übrigen Stück unterscheidet, finden wir im Volksbuche bei Spies keine Spur; allerdings kommen bei diesem im 1. Capitel Leute vor, mit denen Faust Sprachen und dunkle Künste treibt; die Ausgabe C verlegt diesen Verkehr in Übereinstimmung mit den Nachrichten über den historischen Faust nach Krakau, aber Namen sind keine genannt und das Ganze hat nicht die Bedeutung wie bei Marlowe. Dagegen heißt es nun bei Widman (I Cap. 5): '*Wie Faustus, ehe er den Teuffel beschworen, allerley Zäuberische stücke vnd Teuffelsbeschwerungen bekommen, geprobieret, vnd sich in der prob gesterket hab*'; es wird erzählt (Kloster II S. 301): '*Es sol einer mit namen Thomas Hanner wunderseltzame Beschwerungen des Teuffels gehabt haben, welche Doctor Faustus aber zu seinen henden hat bekommen.*' Faust beginnt die Versuche, entsetzt sich anfangs, überlegt dann aber, wie lange die Schwarzkunst schon im Schwange sei, und wer sie getrieben habe, '*Darauff er dann alles hat gewaget vnd seine Necromantiam angestellet. Es war aber zu der zeit bey jhm in seiner kost einer mit namen Christoff Hayllinger, ein fürtrefflicher berühmbter Crystallseher, der sonderlich sein Praeceptor vnd lehrmeister war.*' Hier haben wir also bei Widman zwei Lehrmeister Fausts, die wir mit Valdes und Cornelius in Parallele setzen können; wieder lässt sich ein Zug der ältesten erhaltenen Fassung von Marlowes Drama leichter aus der Darstellung Widmans von 1599, als aus der früheren von 1587 erklären, ja vielleicht darf man die auffallende Ungeschicklichkeit der englischen Scene, dass der nach magischem Unterricht so sehr verlangende Faust die beiden Lehrer zuerst zu Tisch bittet und dann erst ihre Unterweisung erwartet, auf den Ausdruck Widmans '*in seiner kost*' zurckführen. Wie dem auch sei, unzweifelhaft steht diese Scene Widman näher als Spies, und nun kommt noch hinzu, dass sich auch die Scene mit den Studenten nicht aus Spies, wohl aber aus demselben Capitel Widmans erklären lässt.

Widman fügt jedem Capitel eine 'Erinnerung' bei, worin er einzelnes erläutert, einzelnes durch Parallelen stützt oder doch bestrebt ist, allerlei Wissenswertes, Auffälliges oder wenigstens Absonderliches vorzubringen. In der Erinnerung zu dem eben citierten Capitel über Thomas Hanner und Christoff Hayllinger werden zuerst die Päpste durchgenommen, die Zauberei trieben, dann wird dargestellt, was man durch Zauberei erlangen könne: dass man hieb- und stichfest wird, Glück im Spiele hat, '*sich bey meniglich wol gelitten und angenem*' macht. Widman fährt fort (Kloster II S. 303 f.): '*vnd wen sie böse sachen im gericht vnd vom Rate haben, das sie dieselben dennoch können gewinnen, vnnd das man jhnen nichts widersprechen dörffe, wie dann folgendes vom Fausto ausweiset, der solchs auch wol gestudiret hatte. Es war Faustus*

in der gantzen Vniversitet Wittenberg seiner Zäuberey halber in grossem beruff, vnd kam solchs auch den Professoribus mit gutem grunde zu ohren. Darumb musten der Rector vnd Concilium einen ernst wieder jhn fürnehmen. Als sie jhn nun beschickt, vnd jhm, da er erschienen, seinen Zäuberischen wandel fürgehalten, hat er begehret, das sie jhm solchs erweisen wolten. Ob aber der Rector, wie dann auch die andern Herrn im Concilio hierauff wol hatten jhre probationes einzubringen, so ist jhnen doch weiß nicht was ankommen, daß sie nichts drauff haben antworten können, wie dann auch hernach solchs mehrmals geschehen, darob jhn die Studenten haben lieb gekriegt, jhm beystandt geleistet, vnd jn allenthalben vertretten.' Aus dieser Stelle könnte man das Motiv bei Marlowe erklären, während es im Stücke selbst unverständlich bleibt und im Spies'schen Volksbuche durch nichts angeregt ist. Und die beiden scheinbaren Neuerungen Marlowes, die Einführung der Zauberer und jene der Studenten lassen sich durch ein einziges Capitel begründen, das Widman dem älteren Faustbuche zugesetzt hat; das ist jedenfalls entscheidend.

Und wieder darf vielleicht auf Mountfort hingewiesen werden, bei dem sowohl die Zauberer, als die Studenten fehlen. Haben wir bei alledem nicht ein Recht, dem ursprünglichen Drama Marlowes diese beiden Scenen abzusprechen und sie für spätere Zusätze zu erklären? Nur muss ich bekennen, dass ich keine Kenntnis über die Verbreitung des Widman'schen Faustbuches in England besitze. Dagegen habe ich die Frage erwogen, ob nicht umgekehrt Marlowes Darstellung auf Widman gewirkt habe, das Resultat ist jedoch negativ.

Noch einen Zug bei Marlowe finden wir in Widmans Buch angedeutet, während Spies keinen Anhalt gewährt: den Selbstmordversuch Fausts; aber auch hier decken sich die Darstellungen bei Marlowe und bei Widman nicht, während dort gerade der Teufel auf den Selbstmord hinarbeitet, sucht er ihn hier zu hindern. Schließlich erinnert auch die Unterbrechung der Faustischen Oratio durch Gegenbemerkungen wohl an Widman, der einem Theologen eine Gegenrede in den Mund legt, nicht aber an Spies, obwohl freilich die dramatische Technik einen Dialog statt einer Rede nahezulegen vermochte.

Durch die voranstehenden Bemerkungen glaube ich für einige Neuerungen des sogenannten Marlowe'schen Faustus wenn auch nicht den Beweis, so doch die Wahrscheinlichkeit ihres späteren Ursprungs erbracht zu haben. Ich gebe mich keinem Zweifel hin, dass nun eine genaue Untersuchung von Metrik, Stil und Sprache zur Bestätigung oder Widerlegung angestellt werden müsste, diese jedoch überlasse ich Berufeneren. Meine Hilfsmittel reichen in keiner Weise hin, eine solche Untersuchung auch nur im allgemeinen zu versuchen. Mir schien es nur angezeigt, auf die theoretische Wichtigkeit des Vergleiches von Marlowe und Widman hinzuweisen. Alle

Motive, die sich auf Widman schon aus der Ausgabe des Marloweschen Faust von 1604 zurückführen lassen, fehlen in dem Drama Mountforts, so dass diese Farce vielleicht bei der Ausscheidung von Marlowes Eigenthum mehr verwertet werden sollte, als bisher geschah.

Man hat gewiss mit Recht betont, dass mit ästhetischen Erwägungen bei diesem Erzeugnisse des 16. Jahrhunderts nicht auszureichen sei, aber so viel muss wohl zugegeben werden, dass man einem Dichter, der aus einem so rohen Material, wie ihn der Schluss des Volksbuches darbietet, eine so großartige Scene, den Schlussmonolog[1]) mit dem Schlagen der Uhr, zu schaffen verstand, mehr zutrauen darf, als einem anderen, oder, um noch vorsichtiger zu sein, nichts zutrauen darf, was folgenlos und abgerissen dasteht. Und gerade die aus Widman zu erklärenden Scenen sind so folgenlos und abgerissen.

II. Marlowe und das deutsche Drama.

Die einzige Nachricht darüber, welche Gestalt das Faustdrama bei einer deutschen Aufführung(?) während des 17. Jahrhunders hatte, finden wir in dem Tagebuche des Danziger Rathsherrn Georg Schröder. Dieser ziemlich eingehende Bericht ist wiederholt gedruckt worden[2]) und darf als bekannt vorausgesetzt werden. Die Folgerungen für den Ursprung des Dramas sind aber meiner Ansicht nach bisher mit der nöthigen Schärfe noch nicht gezogen worden; auch nicht von Creizenach a. a. O. S. 44 ff., denn er legt zu viel Nachdruck auf die Ähnlichkeiten des Berichtes mit dem englischen Drama und geht über die Unterschiede zu leicht hinweg. Es lohnt sich daher wohl besonders mit Rücksicht auf das oben Vorgetragene nochmals den Schröder'schen Bericht zu betrachten.

Die Aufführung im Jahre 1669 begann mit einer Scene, in der Pluto aus der Hölle kommt und einzelne Teufel ruft, den Tobak-Teufel, den Huren-Teufel, auch unter andern den Klugheit-Teufel, und ihnen Ordre gibt, dass sie nach aller Möglichkeit die Leute betrügen sollen. Schon bei dieser Scene lässt uns Marlowes

---

[1]) Wenigstens in einer Anmerkung sei der Vollständigkeit halber auf eine Parallele zwischen diesem Monolog und Widman hingewiesen. Bei Marlowe sagt Faust u. a.:

Moutaines and hills, come, come, and fall on me
And hide me from the heauy wrath of God.

Widman citiert in der Erinnerung zu III Cap. 13 (Kloster II S. 714) die Klage der Verdammten in der Hölle (vgl. Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte V S. 137 f.), worin die Stelle vorkommt: '*O jhr Berg vnd Thall was verzieht jhr, was halt jhr so lang auff, warumb bedeckt jhr vns nicht für dem jämmerlichen vnd grausamen Anblick*'. Bei Spies nichts Entsprechendes.

[2]) Creizenach, Versuch S. 5 ff. Engel S. 28 ff.

Doctor Faustus im Stich, in keiner Fassung dieses Dramas findet sich auch nur eine Spur dieses charakteristischen Motivs.

Nun hat Wilhelm Creizenach (Der älteste Faustprolog. Krakau 1887) nachzuweisen gesucht, diese Scene stamme aus Th. Dekkers Bruder-Rausch-Drama *If this play be not good, the devil is in it* (1612). Die Übereinstimmung, die er aufdeckt, ist groß genug und hat manche Forscher, so Philipp Strauch (Anzeiger für deutsches Alterthum XIV S. 275), Johannes Bolte (Jahresbericht X S. 141) und den ungenannten Recensenten in der Deutschen Literaturzeitung (1888, Sp. 452) von Creizenachs Ansicht überzeugt. Schon der letztgenannte Kritiker, dann auch Max Koch in der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte und Renaissance-Literatur (Neue Folge I S. 396) haben aber auf weiteres Material hingewiesen, das in Betracht zu ziehen wäre.

Wenn wir uns an Schröders Bericht halten, dann brauchen wir nicht auf eine englische Quelle für das Motiv des Vorspiels zu greifen, weil wir in Deutschland selbst genug Anhalt finden. So hat Renward Brandstetter in der Zeitschrift für deutsche Philologie (17 S. 347 ff.) ein Luzerner Fastnachtsspiel vom Jahre 1592 veröffentlicht, in dem nach '*vorred vnd yngang*' und einer kurzen Narrenscene[1]) folgendes Motiv behandelt wurde: '*Daruff hallt Lucifer mit synen Tüfflen syn Examen, gespräch vnd klag abgangs, hallt ein Gericht vmb den wolverdientisten, der würdt bekröntt, daruff sendet er sy vß jn die wellt die menschen zum fal zubringen.*' Brandstetter macht (S. 358 f.) darauf aufmerksam, dass auch im Spiel vom jüngsten Gericht eine Prüfung der Teufel durch ihren Obersten abgehalten wird, wobei die einzelnen gelobt oder getadelt und dann in die Welt gesandt werden, um die Menschen zu verführen. Schon A. Vilmar hat in der Zeitschrift für deutsches Alterthum (III S. 479 ff.) bei der Besprechung des Alsfelder Passionsspieles[2]) auf das Alter dieses Motives hingewiesen; er citiert Schernbecks *Frau Juttenspiel* und gibt aus dem Alsfelder die einschlägige Stelle: '*Luciper ascendit doleum. Et dicit*':

Woil her, woil her vss der hellenn
Sathanas vnd alle dyne gesellen!

Dann werden die einzelnen Teufel vorgenommen, erstatten Bericht, erhalten neue Aufgaben, also wesentlich dasselbe Motiv, wie nach Schröders Bericht in der Danziger Faustaufführung von 1669. Auch im Egerer Frohnleichnamsspiel (herausgegeben von G. Milchsack in der Bibliothek des Lit. Vereines in Stuttgart, Bd. CLVI,

[1]) '*Die Narren machent ein kurtz vnd lächerig Intermedium mit dem Bettelvogt*'. Damit kann man die Scene vergleichen, welche Mountfort in seiner Farce *The Life and Death of Doctor Faustus* (Engl. Sprach- und Literaturdenkmale Nr. 3, S. 29 f.) unsinnig genug verwendet: '*Scaramouche and poor People, with a Basket of Bread and Money.*'

[2]) Seither herausgegeben von C. W. M. Grein (Cassel 1874).

V. 373 ff.) kehrt dieses Motiv wieder, und so noch oft [1]). Die Vorstellung war echt volksthümlich, so erzählt v. Löher (Der Kampf um Paderborn, Berlin 1874, S. 186) nach Klöckeners Chronik (vgl. S. 364) und Massens Annal. Paderb.: '*Sah doch Einer nicht weit von Paderborn in einer Waldschlucht eine ganze Rathsversammlung der häßlichsten schwarzen Teufel, die sich über das Verderben der Menschenkinder beriethen, und einer davon rief ihm seine innersten Gedanken zu*'. Das soll sich im Jahre 1603 zugetragen haben. Auch ins Schuldrama, das von allen Seiten beliebte theatralische Motive aufnahm, drang diese Versammlung der Teufel schon sehr früh ein und hielt sich sehr lange. Im Salzburger Schuldrama vom 15. Mai 1725 *Theophilus divino amore Saucius in Conflictu Triplici Contra Carnem, Mundum, et Orcum Bellator et Victor* begann die Darstellung nach dem Programme mit einem Prologus, der erste Theil dann mit folgenden Scenen: *Pluto in furias actus cum Carne, Mundo, et Fraude consilium init de perdendo Theophilo etc.*, hierauf: *Dæmonibus ex Orco evocatis nova nomina et imperia injungit.* Oder in einem anderen dieser Dramen: *In Fuga Salus, Sive Paulus Nobilis ex Belgio Juvenis per fugam a sæculo ad divi Benedicti Ordinem confugiens, et de mundi insidiis triumphans* (Salzburg 1745). Hier steht ein *Præludium musicum* voran, das Eberlin componiert hatte: *Inferni minas per fugam eludit anima.* Es treten auf: *Pluto. Furores. Anima.*

Pluto. ADeste furores stygii! insidias parate, animas impugnate, expugnate, conquassate, reportabit infernus opima spolia, certa erit victoria.

ARJA.

Dolos jam instruite,
Animam pervertite,
Impetum tentate,
Per me jam lata est lex.
Ruet in discrimina,
Quæ nos spectat anima,
Arma præparate,
Sic jubet inferûm Rex.

---

[1]) In Wolfhart Spangenbergs '*Tragödische Vorbildung*': Mammons Sold (Nürnberg 1613) setzt der erste Act (Ernst Martin in den Elsässischen Literaturdenkmälern IV S. 261 ff.) die Scene voraus. Satan hat Veit den Landsknecht (Mord und Raub), Reichart den Wucherer und Lentz den Bawr (Grenzverletzung) ausgeschickt, und sie berichten nun ihre Thaten. Das ist eine geniale Umbildung des Faustprologs, der also damals schon ganz geläufig gewesen sein muss. Auch dies spricht gegen Creizenachs Ansicht. Ich muss dagegen betonen, dass ich das allerdings wichtige Vorkommen Charons bei Dekker nicht berücksichtige, weil dieser Zug bei Schröder fehlt und nur in einzelnen Puppenspielen erhalten ist. Wir kommen später darauf zurück. — Vgl. noch Bielschowsky a. a. O. S. 207, der auf die Passions- und Fastnachtsspiele verweist; Wirth, Oster- und Passionsspiele, Halle 1889, S. 186 ff., Der indische Pilger von Heros 1562.

F u r o r e s. *Impetum tentabit,*
Arma præparabit,
Iuvabit tota,
Stygi devota
Furorum gens. usw.

Ich könnte diesen Salzburger Benedictinerstücken noch vieles entnehmen, was hierher gehört, aber alles würde nur die Ansicht bestärken, dass wir es bei der Danziger Eröffnungsscene mit echt deutschem Gute zu thun haben. Und meines Wissens ist es durchaus nicht ausgemacht, dass 1669 in Danzig englische Comödianten spielten.

So viel steht fest, die Eröffnungsscene gehörte 1669 nicht dem Marlowe'schen Drama an, möge sie stammen, woher immer. Schröder fährt in seinem Berichte fort: *'Hierauf begiebt es sich, dass D. Faustus mit gemeiner Wissenschaft nicht befriediget, sich um magische Bücher bewirbet.'* Dieser Bericht ist zu allgemein, als dass wir entscheiden könnten, ob ein Monolog Fausts Verwandlung ausdrückte, wie er die magischen Bücher erhielt. Die Darstellung konnte mit dem Volksbuch gestimmt haben, freilich auch mit Marlowe.

Schröder berichtet weiter, dass Faust ..*'die Teufel zu seinem Dienst beschwöret, wobei er ihre Geschwindigkeit exploriret und den geschwindesten erwählen will: ist ihm nicht genug, dass sie so geschwinde seyn, wie die Hirsche, wie die Wolken, wie der Wind, sondern er will einen, der so geschwinde wie des Menschen seine Gedanken.'* Diese wichtige Scene findet sich wieder nicht in Marlowes Faust, sie begegnet uns aber schon in den sogenannten Erfurter Capiteln des Berliner Volksbuches von 1590 und könnte sogar als Grundlage des 23. Capitels bei Spies angenommen werden, wo Faust sieben Teufel erscheinen, aus denen Marlowe die sieben Todsünden machte, während im Schuldrama so auch die sieben freien Künste Verwertung fanden. Also wieder ist es undenkbar, dass Marlowes Faust zu Danzig im Jahre 1669 aufgeführt wurde.

Schröder sagt dann: *'Und nachdem für einen solchen sich der kluge Teufel* (d. i. der Klugheitsteufel des Vorspiels) *angeben, will er, dass er ihm 24 Jahre dienen solle, so wolle er sich ihm ergeben. Welches der kluge Teufel für sein n Kopf nicht thun will, sondern es an den Pluto nimmt, auf dessen Gutbefinden ergiebt sich der kluge Teufel im Bündniss mit D. Faust, der sich ihm auch mit Blut verschreibet.'* Diese Scenenreihe stimmt mit dem Volksbuch, überhaupt mit allen älteren Faustdarstellungen, und kehrt allerdings auch bei Marlowe wieder. Hier ist also eine Entscheidung nicht möglich: es kann Marlowes Drama gemeint sein, aber nichts zwingt uns dazu, dass nur Marlowe die Grundlage gebildet haben könne; weder — um schon von der komischen Scene Marlowes abzusehen — die Engel erscheinen, noch die Teufel, *giuing crownes and rich apparell to Faustus, and daunce,* noch der

weibliche Teufel, der Faust von seinen Heiratsgelüsten abbringen soll. Alles das kann zufällig von Schröder ausgelassen worden sein, aber da wir keinen anderen Bericht haben, müssen wir auf solche Kleinigkeiten achten.

Weiter: '*Hierauf will ein Einsiedler den Faustum abmahnen, aber vergeblich.*' Die Warnung Fausts durch einen alten Mann wird bei Spies im 52. Capitel erst gegen den Schluss erzählt; dem entsprechend lässt Marlowe *an Old Man* erst nach den Hofscenen auftreten. Bei Spies heißt es: '*Ein christlicher frommer Gottesförchtiger Artzt*', Marlowe gibt nichts näheres über den Stand dieses Warners an. Schon Augustin Lercheimer erzählt 1585 in 'Christlich Bedenken vnd Erinnerung von Zauberey' (vgl. Maximilian Schwengberg, Das Spies'sche Faustbuch und seine Quelle, Berlin und Leipzig 1885, S. 36 f.) von einer Warnung durch '*herrn Philippo*' (Melanchthon) und dann durch einen andern *alten Gottesförchtigen Mann.* In allen diesen Quellen folgt darauf eine zweite Verschreibung Fausts, von der Schröder nichts weiß. In Danzig wurde demnach 1669 nicht die Marlowe'sche Fassung aufgeführt. Die größte Ähnlichkeit mit Schröders Bericht zeigt, wenigstens was den Zeitpunkt der Warnung betrifft, das Faustbuch von Widman. Hier wird sie zweimal erzählt (II Cap. 1 und 2), das einemal ists '*ein guter alter frommer Gottesfürchtiger Mann*', das zweitemal: '*ein frommer trewhertziger Mann (welcher ein Artzt vnd sonst ein liebhaber der H. schrifft war)*', darauf erst werden weiterhin die Abenteuer Fausts am Hofe dargestellt. Das ist wichtig, ja entscheidend dafür, dass wir in der Danziger Aufführung diesen auffallenden Zug wieder aus einer deutschen Quelle zu erklären vermögen. Was nun das Costüm dieses Warners anlangt, so hat Creizenach (Versuch S. 49) allerdings hingewiesen, dass der Einsiedler in den englischen Comödien eine stehende Figur ist; er kommt aber auch in den deutschen Dramen vom verlorenen Sohn vor (vgl. Franz Spengler, Das Drama vom verlorenen Sohn. Innsbruck 1888) und im Don Juan-Drama. Wir sind darum keineswegs genöthigt, englischen Ursprung für diese Eigenthümlichkeit der Danziger Aufführung anzunehmen.

Schröders Tagebuch bemerkt dann: '*Dem Faust geriethen alle Beschwörungen wohl, er lässt ihm Carolum Magnum, die schöne Helenam zeigen, mit der er sein Vergnügen hat.*' Das weicht von allen Darstellungen ab und wurde schon von Creizenach für einen lapsus memoriae von Seiten Schröders erklärt. Ich glaube, man müsse lesen: *es lässt ihm Carolus Magnus die schöne Helenam zeigen*, so dass also in Danzig für *Carolus Quintus* der ältere *Carolus Magnus* eingetreten wäre, statt der Vorführung Alexanders des Großen aber jene der Helena.[1]) Wieder stimmt aber das Danziger Stück nicht mit Marlowe.

[1]) Anders erklärt H. Lübke (Zeitschrift für deutsches Alterthum 31, S. 170) diese Stelle; er sieht darin ein Missverständnis eines Verses in

'*Endlich* — so heißt es bei Schröder weiter — *aber wachet bei ihm* (Faust) *das Gewissen auf* — diese Wendung wäre bei einer Wiedergabe des Marlowe'schen Faust geradezu widersinnig, denn bei Marlowe wird Faust von Anfang an fortwährend als bereuend, aber wieder sündigend dargestellt — *und zählet er alle Stunde, bis die Glock Zwölfe, da redet er seinen Diener an und mahnet ihn ab von der Zauberei.*' Das Stundenzählen ist nur bei Marlowe belegt, es scheint seine Neuerung zu sein, so dass wir diesen Zug als ein Zeugnis für die Beeinflussung des Danziger Stücks durch Marlowe ansehen müssen; aber gleich das Weitere stimmt nicht, Faust mahnet bei Marlowe keineswegs seinen Diener von der Zauberei ab.

'*Bald kommt Pluto und schicket seine Teufel, bis sie D. Faust holen sollen.*' Diese Scene steht nicht im ursprünglichen Texte Marlowes, sie findet sich aber in der Ausgabe von 1616 und gehört zu den Lieblingsauftritten auch im deutschen Drama des 16. und 17. Jahrhunderts. Sie beweist gar nichts für den Einfluss Marlowes.

'*Welches auch geschiehet und werfen sie ihn in die Höhe und zerreissen ihn gar.*' Das ist auch in den deutschen Faustdarstellungen das Ende Fausts und darum wieder nicht charakteristisch.

'*Auch wird präsentieret, wie er* (Faust) *gemartert wird in Höllen, da er bald auf- und niedergezogen wird und diese Worte aus Feuer gesehen werden: Accusatus est, judicatus est, condemnatus est.*' Von diesem Nachspiele bei Marlowe keine Spur, auch bei Mountfort ist der Schluss anders: Fausts Glieder vereinigen sich wieder, Tanz und Gesang beenden das Stück. Faust erhält allerdings in den deutschen Darstellungen einen Vorgeschmack von der Hölle, die ihm gezeigt wird, und die drei lateinischen Sätze kommen in den Puppenspielen vereint mit dem Stundenschlagen vor.

Fassen wir zusammen. Es hat sich aus der Analyse des Schröder'schen Berichtes ergeben, dass gar nichts für eine Abstammung des Danziger Stückes von Marlowe spricht, als das Zählen der Stunden. Bei Spies heißt es im Cap. 62: '*Dem Fausto lieff die Stunde herbey, wie ein Stundglaß, hatte nur noch einen Monat für sich, darinnen sein 24. Jar zum ende lieffen... da ward Faustus erst zame... Dann er ward geängstet, weynet und redet jmmer mit sich selbst...*' und nun werden die einzelnen Klagen Cap. 63. 64 und 66 mitgetheilt, freilich mit der komisch-ungeschickten Einführung durch den Epiker, dass Faust die Klagen aufzeichnete, '*damit ers nicht vergessen möchte.*' Drei Klagen bei Spies, wie bei Marlowe drei Theile der Klage, d. h. auch eigentlich drei Klagen unterbrochen durch das Schlagen der Uhr. So oft

---

der Ausgabe des Marlowe'schen Faustus von 1616 (S. 1193) *And hee intends to shew great Carolus The race of all his stout progenitors; And bring in presence of his Maiesty The royall shapes and warlike semblances of Alexander and his beauteous Paramour.* Das ist sehr unwahrscheinlich.

ich schon diesen Theil des Spies'schen Volkbuches untersucht habe, immer wieder hatte ich den Eindruck, es müsse Spies, obwohl er vom Stundenglas spricht, etwas ähnliches wie Marlowe vorgeschwebt haben. Das Verlegenheitsmittel vom Aufschreiben der Klagen ist kläglich, unsinnig, es könnte nur eine Umschreibung eines theatralischen Monologs sein und das Stundenschlagen voraussetzen. Das ist allerdings nur eine Vermuthung, die mit Herman Grimms Ansicht (Preußische Jahrbücher 47, 445 ff. Fünfzehn Essays. Dritte Folge. Berlin 1882, S. 192 ff.) nur im allgemeinen zusammenhängt, aber unwillkürlich drängt sie sich auf. Wäre sie richtig, dann fiele die letzte Stütze für die Ansicht, dass auf Marlowe das deutsche Faustdrama zurückgehe. Jedenfalls ist nur diese Scene im Danziger Stück ähnlich mit Marlowes Fassung, nicht identisch, denn bei Marlowe endet das Drama mit dieser Scene, es spricht nur noch der Chorus die Schlussmoral des Spies'schen Volksbuches (Neudruck S. 119 f.), im Danziger Stück folgte, wie bei Spies nach den Klagen noch weiteres.

Möglich bleibt nur, dass das deutsche Drama durch eine Anleihe aus Marlowe um den Einen Zug bereichert wurde. Das hätte gar nichts Auffallendes, können wir doch das Wandern der einzelnen Scenen von einem Drama zum anderen unzähligemale verfolgen.

Von den deutschen Puppenspielen soll später gehandelt werden.

Lemberg. R. M. Werner.

Zum Gebrauche von atque bei Cäsar.

Dass Cäsar *atque* als Copulativpartikel hauptsächlich vor Vocalen anwendet, ist hinlänglich bekannte Sache; weniger scheint man zu beachten, dass Fälle, wo *atque* vor einem Consonanten bei ihm steht, sich auf Verbindungen zweier gleichartigen, coordinierten und durch kein drittes Wort voneinander getrennten Ausdrücke beschränken, als: I 2, 5 belli atque fortitudinis; III 8, 2 Silii atque Velanii; IV 1, 8 lacte atque pecore; 2, 2 parva atque deformia; 3, 3 ampla atque florens; V 7, 1 coercendum atque deterrendum; 21, 3 vallo atque fossa; VI 23, 5 regionum atque pagorum; 1, 5, 1 raptim atque turbate; 7, 5 Saturnini atque Gracchorum, falls jedoch der ganze Satz *atque haec — docet*, welcher wenig in den Zusammenhang passt, echt ist; 20, 2 spe atque fiducia; 40, 4 aggere atque cratibus; 80, 1 lente atque paulatim; 2, 2, 5 muri atque turrium; 4, 2 adiecerant atque contexerant; 9, 5 tecta atque munita; 10, 5 centum atque triginta; 19, 1 Pompei atque Caesaris; 30, 1 Caesar atque Pompeius; unsicher ist I 34, 1 commeatu atque molimento, weil *emolumento* die Handschriften bieten und *molimentum* sonst bei Caesar nicht vorkommt; 2, 9, 6 abditi atque muniti, welches von Paul für einen fremden

Zusatz erklärt wird; 3, 4, 3 ex Ponto atque Syria, weil U *ex Syria* hat, vielleicht richtiger;[1]) VI 30, 3 ist silvarum ac fluminum besser beglaubigt als silvarum atque fluminum.

Die Zahl der Stellen ist, wie man sieht, im Verhältnisse zu dem Umfange der cäsarianischen Bücher sehr gering, weswegen man Bedenken tragen sollte, sie durch Conjecturen dort zu vermehren, wo nicht sehr triftige Gründe dazu auffordern. Dies ist wohl nicht der Fall 1, 26, 1 ut rates perrumperet atque opera disturbaret, wo Paul *opera* tilgen möchte, oder 3, 105, 2 repetitis atque enumeratis diebus, wo Meusel und Paul *numeratis* vorziehen, vielleicht auch nicht 1, 19, 4 id ne fieri posset, obsidione atque oppidi circummunitione fiebat, wo Meusel *oppidi* am unrechten Platze gesetzt findet und Paul ihm beistimmend oppidi obsidione atque circummunitione schreibt;[2]) denn man kann *obsidione* im Sinne von *obsidione eorum* fassen, wie c. 20, 2 obsideri se a Caesare, opera munitionesque prope esse perfectas zeigt. Ganz abzulehnen wäre die Wortstellung *obsidione oppidi atque circummunitione*, wie aus dem Gesagten hervorgeht. Keiner Beachtung wert sind die Versuche Nipperdeys zu 3, 21, 5 vis atque proditio und Öhlers zu 3, 53, 6 frumento atque cibariis.

Nur zwei Stellen widersprechen dem oben erwähnten Gesetze, nämlich IV 25, 3 paulum modo pedem retulerunt. *atque* nostris militibus cunctantibus — contestatus deos und VII 32, 3 summo esse in periculo rem, quod, cum singuli magistratus antiquitus creari *atque* regiam potestatem annum obtinere consuessent, duo magistratum gerant et se uterque eorum legibus creatum esse dicat, da hier *atque* vor einem Consonanten zur Verbindung eines längeren Satzes, respective Satzgliedes dient. Aber diese Stellen sind keineswegs über jeden Zweifel erhaben. Denn an der ersteren von ihnen hat die Handschriftenclasse β *at,* nicht *atque,* nach meiner Ansicht

---

[1]) Vgl. I 33, 2 in servitute atque in dicione videbat; II 3, 2 in fidem atque in potestatem — permittere; VI 21, 3 vita omnis in venationibus atque in studiis rei militaris consistit; 1, 5, 3 in ipso urbis incendio atque in desperatione omnium salutis; 2, 28, 2 apud Domitium atque apud se quaestorem. Cäsar wiederholt nämlich nach *atque* die vocalisch anlautende Präposition, wenn das zweite Substantivum consonantischen Anfang hat. Bloß die Stelle 1, 40, 4 *ex aggere atque cratibus* macht eine Ausnahme; doch kann ihre Richtigkeit in Zweifel gezogen werden. Denn viele von den jüngeren Handschriften bieten *et cratibus* im Einklang mit VII 86, 5 aggere et cratibus fossas explent; dann erwartet man im Vorhergehenden *a Petreio atque Afranio* für a Petreio et Afranio, weil Cäsar an sieben anderen Stellen (1, 43, 1; 63, 3; 67, 1; 72, 5; 73, 3; 74, 3; 87, 3; vgl. auch 2, 32, 2 Siciliam atque Africam) so schreibt. Soll man daher nicht annehmen, dass *atque* und *et* a. a. O. ihre Plätze vertauscht haben und dass die ursprüngliche Lesart ist a Petreio *atque* Afranio ex aggere *et* cratibus?

[2]) Auch ich habe diese Lesart in meiner Ausgabe des *Bell. civ.* (Prag 1893) aufgenommen, aber nicht, ohne meinem Bedenken in der *Adnotatio crit.* S. 136 Ausdruck gegeben zu haben.

richtig — *itaque* will Stamm, *ita* Dinter schreiben —, an der zweiten aber halte ich die Worte *atque regiam potestatem annum obtinere* für unecht, weil im nächsten Satze ihnen nichts entgegengestellt wird und überhaupt eine Angabe der Dauer des höchsten Amtes bei den Äduern hier unnöthig ist. Auch wäre dies der einzige Fall, wo wir *atque* bei Cäsar vor *r* hätten, einem Buchstaben, vor welchem dieses Wort auch bei Sallust, Livius und Velleius nicht zu finden ist. Ebenso wenig kommt *atque* bei Cäsar vor dem Consonanten *l* vor. Der erwähnte Zusatz konnte nach VII 33, 2 und I 16, 5 von einem Interpolator gebildet werden. Wollte man aber trotzdem die Worte nicht aufgeben, so empfähle sich die Änderung *atque eam potestatem* oder die Umstellung *atque annum regiam potestatem*.

Diese Regel nun, wornach Cäsar *atque* vor Consonanten nicht zulässt, wenn nicht coordinierte oder zwar coordinierte und gleichartige, aber durch ein anderes Wort geschiedene Ausdrücke, sodann zwei aus mehreren Worten bestehende Satzglieder oder Sätze verknüpft werden sollen, wurde bis jetzt, obzwar sie nicht bloß von diesem Schriftsteller befolgt worden ist[1]), von den Kritikern so gut wie völlig verkannt. Man begegnet wenigstens in ihren Arbeiten zu Cäsar nicht selten solchen Vorschlägen, welche jenes Gesetz arg verletzen; vgl. beispielsweise I 24, 2 atque supra se (einst Kraner); 44, 5 esse oportere atque se (Madvig, R. Menge, Meusel); III 8, 1 in magno impetu ventorum atque mari aperto (Vielhaber); VII 11, 1 atque biduo (R. Menge, dem E. Wolff beipflichtet); 1, 7, 2 armis notaretur atque ⟨potestas⟩ opprimeretur (Heller); 2, 10, 3 iniciunt atque laminis (Kraner, Paul); 3, 11, 1 itinere atque mutatis (Ald. nep., Nipp., Kraner, Meusel); 19, 3 atque navi esse vecturum, quo admodum (früher Em. Hoffmann); 53, 5 atque collaudatum ab octavis (Endler); 73, 6 atque qui ante (Em. Hoffmann). Die Kenntnis dieses Gesetzes ist an einigen Stellen auch für Beurtheilung der beiden Handschriftenclassen wichtig. So kann man nicht zweifeln, dass VII 53, 2 β durch *equestri proelio atque eo* (α lässt *eo* fort) *secundo* das Richtige bewahrt hat, ebenso dass umgekehrt α VII 73, 4 das Ursprüngliche bietet, indem es liest *quini erant ordines coniuncti inter se atque implicati* (β: *complicati*); vgl. auch die Überlieferung III 4, 1; VI 30, 3; VII 34, 1; 59, 2; 79, 4; 1, 21, 3. Selbstverständlich ist das VII 77, 15 überlieferte Romani vero quid petunt aliud aut quid volunt beizubehalten und nicht etwa in *petunt aliud atque volunt* zu ändern.

In comparativer Geltung wendet Cäsar *atque* nur vor Vocalen an, *ac* vor Consonanten mit Ausnahme der Kehllaute, wo *et* oder *qui* eintritt; vgl. I 28, 5 in parem iuris — condicionem atque

---

[1]) Für Velleius ist sie in meinen 'Velleianischen Beobachtungen' (Prag 1892) S. 71 f. erwiesen; bei einem anderen Schriftsteller hoffe ich sie später nachweisen zu können.

ipsi erant receperunt; III 9, 7 longe aliam esse navigationem in concluso mari atque in vastissimo atque apertissimo Oceano perspiciebant; IV 13, 5 contra atque esset dictum; V 13, 2 pari spatio transmissus atque ex Gallia est in Britanniam; VII 14, 2 alia ratione esse bellum gerendum atque antea gestum sit; 33, 3 alio tempore atque oportuerit — renuntiatum; 38, 10 simili ratione atque ipse fecerit suas iniurias persequatur; 59, 3; 2, 15, 1; 3, 12, 2; 51, 4; 101, 4; — II 19, 1 sed ratio ordoque agminis aliter se habebat ac Belgae ad Nervios detulerant; III 28, 1 qui longe alia ratione ac reliqui Galli bellum gerere coeperunt; V 24, 1 coactus est aliter ac superioribus annis exercitum — collocare; 1, 24, 6 neque vero idem profici — ac si coram — disceptetur; 3, 45 proinde aestimans ac si usus esset; 60, 5 proinde ac ⟨si⟩ suis satis facere — vellent; 72, 4 sed proinde ac si virtute vicissent; 1, 33, 2 eodem se habiturum loco qui Romae remansissent *et* qui in castris Caesaris fuissent; I 12, 7 avum — eodem proelio *quo* Cassium interfecerant. Somit erscheint sehr auffallend II 6, 2 Gallorum eadem *atque* Belgarum oppugnatio est haec, davon ganz abgesehen, dass bei Cäsar — wie bei Livius — *atque* vor *b* nicht begegnet. Doch kann diese Stelle bezüglich ihrer Richtigkeit angezweifelt werden. Zu beachten ist nämlich, dass nur in BCR *haec* überliefert sich findet, dass dagegen AM *ac*, *β at* aufweisen. Außerdem setzt Cäsar nie die einsilbigen Formen der Demonstrativa *hic* und *is* am Schlusse des Satzes vor starker Interpunction; vgl. besonders III 7, 1 eius belli haec fuit causa; IV 7, 2 quorum haec fuit oratio; 17, 3 rationem pontis hanc instituit; 33, 1 genus hoc est ex essedis pugnae; VI 25, 5 ex quibus quae maxime differant—, haec sunt; VII 23, 1 muri autem omnes Gallici hac fere forma sunt; 1, 25, 5 quorum operum haec erat ratio; 79, 1 genus erat hoc pugnae; 2, 10, 1 cuius musculi haec erat forma; 3, 7, 1 eius belli haec fuit causa; 10, 3 erat autem haec summa mandatorum; 57, 2 quorum haec erat summa; 66, 2 castrorum hic situs erat. Auch vermisst man bei Cäsar die Verbindung *idem hic*, wo *hic* auf das Nachfolgende sich bezieht. Man kann daher sehr wohl fragen, ob *haec* a. a. O. die echte Lesart vorstellt und ob nicht das besser beglaubigte *ac* mit dem als regelwidrig sich herausstellenden *atque* in Beziehung gebracht werden soll. Und da bin ich geneigt, in jenem *ac* eine an unrechten Ort gerathene Lesart zu erblicken, durch welche *atque* corrigiert werden sollte, und nach Ausscheidung des letzteren zu lesen: Gallorum eadem *ac* Belgarum oppugnatio est; vgl. II 19, 1 ratio — aliter se habebat ac Belgae — detulerant. Was ferner von Pluygers Vorschlag VI 24, 4 nunc quod in eadem inopia egestate patientia *atque* (Handschriften: *qua*) Germani permanent zu halten wäre, leuchtet nach obiger Erörterung von selbst ein.

Für die Temporalpartikel *simulatque* hat Cäsar nie *simul ac*, was Pauly 2, 34, 2 hätte beachten sollen — er emendiert *simul*

ac ..... cernebantur, ad eos — und wie ich denke, auch nicht das bloße *simul* je gebraucht. Hat er doch trotz seiner Abneigung gegen *atque* vor Consonanten *simul atque* ausnahmslos an Stellen beibehalten, wo es vor einem Consonanten steht, als: IV 27, 1 hostes proelio superati simul atque se ex fuga receperunt; V 3, 3 simulatque de Caesaris — adventu cognitum est; 1, 18, 2 Sulmonenses simul atque signa nostra viderunt, portas aperuerunt; 2, 20, 2 simul atque sit cognitum. Wie könnte man also glauben, dass er von seiner Regel dort abgewichen wäre und *simul* gesetzt hätte, wo nach dieser Partikel ein Wort mit einem Vocal im Anlaute folgt? Cäsar greift sogar zu *simul* für *simul atque* selbst dann nicht, wenn kurz darauf *atque* sich wiederholt, wie VII 12, 5 quem simul *atque* oppidani conspexerunt *atque* in spem auxilii venerunt. Deswegen stehe ich nicht an, *atque* an den zwei Stellen, wo *simul* = *simul atque* vor einem Vocale überliefert ist, zu ergänzen, nämlich IV 26, 5 nostri simul ⟨atque⟩ in arido constiterunt und 1, 30, 3 simul ⟨atque⟩ ad se Valerium mitti audierunt.

Schon oben ist bemerkt worden, dass Cäsar *atque* vor *r*, *l* und *b* meidet. Jetzt mache ich noch darauf aufmerksam, dass *atque* bei ihm vor *j* durchwegs — ebenso bei Livius und Velleius —, vor *v* aber bis auf die einzige Stelle III 8, 2 retinendi Silii atque Velanii fehlt. Dies thue ich deswegen, weil Eussner 1, 51, 6 *atque iumentorum* für *atque impedimentorum* und Landgraf 3, 70, 1 *angiportis atque viis* für *angustis portis* (d. i. *angustiis* [*portis*]) *atque his* schreiben wollen. Auch vor *n* und *q* lässt Cäsar *atque* nicht zu,[1]) was ebenfalls 3, 73, 6 gegen E. Hoffmann und 3, 105, 2 gegen Meusel und Paul spricht.

Vor vocalisch anlautenden Wörtern setzt Cäsar sehr häufig *atque*, besonders wenn es gilt, zwei coordinierte und gleichartige Ausdrücke zu verbinden. Besondere Beachtung verdient hier seine Vorliebe für *atque* vor gewissen Wörtern; denn er geht hierin manchmal so weit, dass er andere Partikeln, namentlich *et*, gar nicht zulässt. So sagt er ständig *atque inde (unde), atque ille, atque ita* (nur I 52, 3 *itaque*, wo aber *ita* vorhergeht), öfters *atque ibi*, nie *et ibi*, bis auf 1, 41, 2, wo jedoch *et*, falls es nicht interpoliert ist, durch vorhergehendes doppeltes *et* erklärt werden kann, immer *atque ipse* ausgenommen III 1, 4; IV 3, 3; 13, 5.[2]) Sehr selten oder niemals hat er *et* überhaupt vor Wörtern,

---

[1]) Ähnlich hat Livius *atque* nie vor *q* und bloß zweimal vor *n*.

[2]) Alle diese drei Stellen ziehe ich in meiner Ausgabe des Bell. civ. S. 143 in Zweifel; an der ersten kann *et* interpoliert sein, an der zweiten scheinen die Worte *et ipsi — adsuefacti* und an der dritten die Worte *et ipsi petissent* unecht zu sein, da sie überflüssig sind. Doch ihre Richtigkeit zugegeben, nach dem vierten Buche des Bell. Gall. findet sich kein Beispiel für *et ipse* bei Cäsar. Hiermit ist die Hinfälligkeit von Hugs Vorschlag 1, 3, 3 *et ipsum comitium* und von Madvigs Vermuthung 3, 10, 9 *id interesse rei publicae et ipsis placere debere*, sowie die Un-

welche mit *imp-*, *ind-*, *int-*, *id-*, *it-* anfangen (vgl. impeditus, impedimentum, imperitus, imperator, imperare, imperium, integer, interficere, idoneus, iter, Italia; entweder *atque* oder (seltener) *que* ist da im Bell. Gall. gewöhnlich, im Bell. civ., zweifelhafte Fälle abgerechnet, immer zu finden. Auch dadurch gewinnt das 1, 51, 6 überlieferte und wohl verständliche *atque impedimentorum* eine Stütze,[1]) nicht minder der Anstoß Forchhammers an *et imperiorum* 3, 32, 4, wofür er *et apparitorum* vermuthet. Dagegen bedenklich erscheint Pauls Vorschlag zu 3, 22, 4 *occupatione magistratuum et imperiorum* für *o. m. et temporum*, welches vielleicht nicht zu verwerfen ist (vgl. Cic. Planc. 66 ecquid ego dicam de occupatis meis temporibus; Caes. 3, 20, 3), oder zu 3, 32, 4 *et interpretum* für *et imperiorum*, Kindschers Ergänzung II 26, 4 *quod nullo certo ordine et ⟨imperio⟩ sine timore iter fecerant.*[2]) Außer I 41, 4 findet man nicht bei Cäsar *et iter*, sondern entweder *atque iter* (so in der Regel) oder *iterque*; vgl. besonders 1, 67, 3 *atque* omnia loca *atque* itinera obsidere. Doch wagt es Madvig, 3, 30, 1 zu schreiben: viderant ipsi ⟨et⟩ iter — derexerant. Auffallend ist *et item* an drei Stellen des Bell. Gall., nämlich I 29, 1; III 5, 2; IV 1, 1; doch an allen diesen Stellen könnte *et* ganz wohl fehlen und dürfte unecht sein. *Et* vor *interea* I 24, 3 findet, wenn anders die Stelle richtig überliefert ist — Prammer hält *interea* für unecht —, durch die zwei anderen coordinierten *et* seine Erklärung. Zweifelhaft erscheint *et intus* 3, 69, 4, weil T *et* fortlässt. Nicht ersichtlich ist mir die Ursache von *et* I 13, 7 et internecione und VII 65, 4 intellegebat et interclusis.

Von anderen Wörtern, welche Cäsar gerne mit *atque* und ungern mit *et* verknüpft, erwähne ich noch folgende:

---

richtigkeit der Lesart α VII 66, 6 *et ipsos quidem non dubitare* (β richtig: *ne ipsos quidem dubitare*) dargethan.

[1]) Vgl. nebstdem VII 10, 4 legionibus atque impedimentis; 59, 5 praesidio atque impedimento; 3, 6, 1 mancipia atque impedimenta; — VI 8, 1 fugientem atque impeditam; VII 19, 1 difficilis atque impedita; 40, 4 moratur atque impedit; 1, 29, 2 longum atque impeditum; 78, 5 carperet atque impediret; 2, 6, 3 imprudentibus atque impeditis; 3, 77, 2 altissimis fluminibus atque impeditissimis itineribus; 1, 63, 3 vermuthe ich morari iter atque impedire incipiunt (für atque iter i. i.).

[2]) Vgl. I 31, 7 dicione atque imperio; IV 21, 5 obsides dare atque imperio populi Romani obtemperare; VI 8, 9 principatus atque imperium; 1, 61, 3 nomen atque imperium; 3, 22, 1 iussu atque imperio; IV 25, 3 rei publicae atque imperatori; VI 37, 7 exercitu atque imperatore; V 20, 2 dedituros atque imperata facturos; 22, 5 interdicit atque imperat; 2, 44, 3 constituit atque imperavit; 3, 81, 2 parerent atque imperata facerent. *Et imperium* im Fragm. bei Gell. 19, 38 wurde durch zwei coordinierte *et* veranlasst, *et imperio* VII, 37, 2 ist fraglich, man erwartet vielmehr *et ad imperium*. Vielleicht fehlt *in* vor *imperio*, welches in QM[1] hinzugefügt wird (ut se liberos et in imperio natos meminerint); dann könnte man vergleichen VI 35, 16 non hos palus in bello latrociniisque natos, non silvae morantur.

agger: VII 58, 1 cratibus atque aggere; 74, 4 pluteorum atque aggeris; 79, 4 cratibus integunt atque aggere explent; 1, 25, 5 moles atque aggerem; 9 terra atque aggere; 3, 62, 1 facere atque aggerem iubet comportare. Nur V 9, 7 milites — testudine facta et aggere ad munitiones adiecto locum ceperunt ist *et* vor *agger*, aber die Stelle darf man nicht für sicher halten, weil in *β* die Copula fehlt. Möglich, dass im Archetyp eine Lücke war und dass auch hier Cäsar *atque* für *et* geschrieben hatte. Oder ist *et* in *α* interpoliert? Vgl. II 30, 3 ubi vineis actis aggere extructo turrim procul constitui viderunt, primum irridere.

apertus: III 8, 1 in magno impetu maris atque aperto; 9, 7 aliam esse navigationem in concluso *atque* in vastissimo mari *atque* apertissimo Oceano perspiciebant; 12, 5 vasto atque aperto mari; V 9, 1 in litore molli atque aperto; VII 18, 3 in loco edito atque aperto; 1, 71, 1 loco aequo atque aperto; VII 59, 2 manus cogere *atque aperte bellum* (*α*; falsch *β*: *bellum aperte*) parare coeperunt. Nur VII 22, 5 liest man *et* vor *apertus*, aber hier hat Cäsar der Gleichmäßigkeit halber — denn der vorhergehende Satz ist ebenfalls mit *et* angereiht — so geschrieben.

asper: V 45, 1 gravior atque asperior; 2, 24, 3 praeruptum atque asperum; 3, 48, 1 editi atque asperi. Deswegen stimme ich Paul nicht zu, wenn er 3, 49, 1 *montuosa et aspera* für das überlieferte *montuosa et ad specus* schreibt.

obsecrare: VII 8, 4 circumsistunt atque obsecrant; 1, 22, 3 orat atque obsecrat; 64, 3 adire atque obsecrare; 2, 5, 5 evocati atque obsecrati; 28, 3 circumire aciem Curionis atque obsecrare; 43, 1 illi orant atque obsecrant, so dass *et* und *que* durchaus ausgeschlossen erscheinen.

omnis: Die Zahl der Stellen mit *atque* vor diesem Worte ist eine sehr große, weswegen ich auf eine Aufführung derselben verzichten muss. Im ganzen findet man an sechs Stellen *et* vor *omnis*, nämlich I 4, 2; 24, 2; IV 29, 4; 1, 26, 1; 40, 3; 3, 42, 4; aber an zwei von ihnen ist *et* gewählt worden, weil *que atque* vermieden werden sollte (1, 40, 3 impedimentaque et omnis equitatus; 3, 42, 4 Parthinisque et omnibus castellis; nur 1, 20, 1 centurionesque atque honestissimos hat Cäsar *que* und *atque* beisammen), an zwei wurde *et* durch coordiniertes *et* empfohlen. Somit ist der Grund von *et* bloß I 4, 2 und 1, 26, 1 nicht recht ersichtlich.

oppidum: II 28, 3 finibus atque oppidis; VII 11, 8 intromittit atque oppido potitur; 1, 31, 3 portu atque oppido; 3, 11, 4 se atque oppidum[1]). Auch dies scheint 1, 19, 4 für die Überlieferung obsidione *atque oppidi* circummunitione zu zeugen.

---

[1]) Vgl. auch II 14, 6 auxiliis atque opibus; VI 1, 4 disciplina atque opes; Att. IX 16, 1 consiliis atque opibus; 3, 80, 5 pleno atque opulento; III 24, 5 sua cunctatione atque opinione timoris; 25, 1 speciem atque opinionem; IV 16, 7 nomen atque opinionem.

opus: V 21, 4 natura atque opere; 1, 41, 4 exterrerentur atque opere prohiberentur; 42, 3 terrendi causa atque operis impediendi; 3, 66, 2 obiecisset — copiis atque opere — circummuniret; vgl. auch 2, 43, 4 multitudine atque onere. Auch solche Stellen ermahnen uns, *opera* 1, 26, 1 ut rates perrumperet *atque opera* disturbaret nicht zu streichen.

Prag. Rob. Novák.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Nové kritické a exegetické příspěvky k Vergiliově Aeneidě. Napsal Dr. Jan Kvíčala. Prag 1892. — VIII u. 160 SS. (Aus den Berichten der böhmischen Kaiser Franz Joseph-Akademie 1891.)

Die vorliegenden Beiträge zur Kritik und Erklärung der Aeneis bilden eine Fortsetzung der früheren diesbezüglichen Arbeiten des Hrn. Verf.s („Vergil-Studien", Prag 1878; „Neue Beiträge zur Erklärung der Aeneis", Prag 1881; vgl. die Besprechungen des Ref. in dieser Zeitschrift 1879, S. 253 ff.; 1881 S. 339 ff.). Im Vorwort zum letzteren Buche war S. VII bereits der Plan einer weiteren Fortführung mit folgenden Worten angekündigt worden: „In einer dritten, meine Vergiluntersuchungen vorläufig abschließenden Arbeit gedenke ich in kürzerer Weise die übrigen Bücher der Aeneis und ebenso die übrigen Gedichte Vergils zu behandeln, wobei ich zugleich angeben werde, welche von den früher aufgestellten Erklärungen und Conjecturen ich im Anschlusse an die von Anderen erhobenen Einwendungen zurücknehme und welche ich aufrecht halten zu sollen glaube." Ist dieser Plan nun in der neuen Schrift, wie theilweise schon der Titel zeigt, auch nicht vollständig ausgeführt, indem dieselbe einerseits nur die Aeneis bis zum Anfange des XII. Buches berücksichtigt, anderseits hie und da auch zu objectiv und eingehend begründeten Bemerkungen nicht Stellung nimmt, so enthält sie doch wieder, wie vom Verf. nicht anders zu erwarten, eine Reihe von beachtenswerten Vorschlägen oder anregenden Auseinandersetzungen. Nicht wenige von den Beiträgen zur Erklärung, in denen der gewiegte Kenner namentlich auch gerne auf Verwandtes im Sprachgebrauche und in Wendungen der Griechen aufmerksam macht, werden in Zukunft den Commentaren Dienste leisten können. Auf dem Gebiete der Kritik betont der Verf. „eine gewisse mittlere Richtung" (vgl. Vorrede S. IV); so wenden sich denn manche seiner Darlegungen mit besonnenen Erwägungen gegen zu gewagte Annahmen von Interpolationen, anderseits wird jedoch wiederholt und in mehrfach interessanter

Weise die Ansicht zu stützen gesucht, dass die Anzahl der unvollendeten Verse der Aeneis ursprünglich größer war, als die uns jetzt vorliegende, und dass mehrere Bedenken in unserer Überlieferung durch frühe Ergänzungsversuche Anderer sich erklären.

Unter den vorgeschlagenen Einzelconjecturen werden manche Beachtung finden oder die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, z. B. zu II, 170 (*res Danaum*); VII, 215 (*regiove viae*); IX, 486 (*heu, nec tua funera mater*); zum ebenfalls ansprechenden *testatumque locum et letum* VIII, 346 wäre zu bemerken, dass auf diesen Vorschlag bereits Sabbadini (Studi critici sulla Eneide, Lonigo 1889, S. 31) gekommen war und gleichzeitig Deuticke unabhängig an testatumque loco letum gedacht hatte (vgl. dessen Ausgabe Berlin 1889, S. 165). Sabbadini hätte auch sonst noch ein paarmal beachtet werden können, z. B. zu VII, 363 mit seiner Vertheidigung des *an non* (S. 26) oder X, 317, wo er sich ebenfalls gegen *quod licuit* entschied und seinerseits Entstehung desselben aus *quoi licuit* annahm (S. 36); bei der Empfehlung der Lesart des Hamb. u. Leid. *examine tanto* VII, 703 ist der Vorgang Mählys in der Zeitschr. f. österr. Gymn. 1887, S. 416 übersehen worden. Die Vermuthung *praes* (st. *pars*) VII, 266 dürfte darum Zweifeln begegnen, weil dieses Wort nicht nur bei Vergil, sondern meines Wissens in der augusteischen Dichtersprache überhaupt unbelegbar ist — ein Punkt, den sonst auch der Hr. Verf. würdigt (vgl. z. B. „Neue Beiträge“ S. 405[1]). Für Aufrechthaltung der Überlieferung VIII, 94 *olli remigio noctemque diemque fatigant* könnte man wohl an ähnliches wie bei Valer. Flacc. V, 598 (*quin Marte diem noctemque fatiget*) denken.

Der servianische Commentar ist auch hier wieder, nun nach der Ausgabe von Thilo-Hagen, fleißig berücksichtigt; zur Stelle über Aen. I, 559 wird eine neue, der Beachtung würdige Conjectur (*non vitabat* st. *nominabat*) vorgeschlagen. Das Buch von Georgii „Die antike Aeneiskritik“ (Stuttgart 1891, vgl. des Ref. Anzeige in der Berl. philol. Wochenschrift 1892, S. 366) war bei der Abfassung dieser Beiträge natürlich noch nicht zur Hand (vgl. z. B. Georg. S. 346 zu VIII, 40); bei den noch zu erwartenden kann es vielleicht auch noch den einen oder anderen Gedanken anregen. Auch die Alliteration ist neuerdings für die Textkritik herangezogen. Ref. kann in dieser Beziehung auf seine Äußerungen in der Besprechung der „Neuen Beiträge“ verweisen (vgl. diese Zeitschrift 1881, S. 344 und z. Th. Berl. phil. Wochenschrift 1888, S. 591), wo er bei aller Würdigung dieser auch von ihm wiederholt verfolgten und verwerteten Erscheinungen doch gewisse Grenzen empfahl, die diesmal auch meist gut eingehalten sind.

---

[1]) Gebhardi hatte hier in seinem Commentar (Paderborn 1888) bei Aufrechthaltung des *pars* den Einfluss der Alliteration auf die Wahl der Worte hervorgehoben.

Hoffentlich wird uns der noch zu erwartende Schluss dieser Beiträge in nicht zu ferner Zeit geboten. Vielleicht wäre es in mehrfacher Hinsicht erwünscht, wenn derselbe auch mit Aufnahme des Wichtigsten aus dieser Abhandlung, mit Begründung der schließlich nur mehr kurz angedeuteten Vermuthungen (worunter einige von Novák) und mit Weglassung einiger Ansätze zur Polemik als dritter Band der „Vergilbeiträge" im engen Anschlusse an die zwei früheren erscheinen würde. Denn da die vorliegende Arbeit ihrer nächsten Bestimmung gemäß in böhmischer Sprache abgefasst ist, wurde nur ein kurzer deutscher Auszug angeschlossen, welcher dem jenes Idioms nicht ganz Mächtigen doch nur ein theilweiser Ersatz ist. Das bereits hier am Ende angefügte recht dankenswerte Verzeichnis aller Stellen, die bisher in den drei Schriften behandelt wurden, könnte dann als ganz vervollständigtes dem abschließenden Bande beigegeben werden.

Innsbruck. Anton Zingerle.

Vergil als bukolischer Dichter. Vergilstudien von M. Sonntag, Oberlehrer am königl. Friedrichs-Gymnasium zu Frankfurt a. O. Leipzig, B. G. Teubner 1891. gr. 8°, 249 SS.

Das Buch stellt sich die Aufgabe, über die Entstehungszeit und Reihenfolge der bukolischen Dichtungen Vergils einer neuen Anschauung Bahn zu brechen, und gelangt thatsächlich zu Ergebnissen, welche von den seit Ruaeus über diesen Gegenstand fast allgemein herrschenden Ansichten wesentlich abweichen. Der Weg, den der Verf. dabei einschlägt, ist die genaue Analyse des Gedankeninhalts der einzelnen Eclogen und, was die I. Ecloge betrifft, auch die eingehende Erörterung der technischen Seite der Äckervertheilungen. Die Betrachtung der letzteren bildet den Ausgangspunkt seiner Untersuchungen, deren Hauptinhalt im folgenden skizziert werden soll.

Die gewöhnliche Annahme, dass die I. Ecl. wegen der in ihr erwähnten Äckervertheilungen im Jahre 41 v. Chr. abgefasst ist, wird als unrichtig zurückgewiesen; der Verf. sucht vielmehr in ausführlicher Darlegung (S. 15—46) zu zeigen, dass jene Vertheilung der Äcker an die Veteranen sowohl aus technisch-gromatischen Gründen, als auch wegen der Ungunst der Zeitverhältnisse nicht so rasch durchgeführt werden konnte als man allgemein annimmt. Sicherlich sei sie im Herbste 41 noch nicht abgeschlossen gewesen, im Gebiet von Mantua aber, wo Vergils Gut lag, jedenfalls noch gar nicht in Angriff genommen worden. Denn da Mantua ursprünglich nicht zu den zur Vertheilung bestimmten Städten gehörte, so sei es erst dann ins Unglück hineingezogen worden, als sich das Gebiet des benachbarten Cremona als unzulänglich erwiesen habe. Diese Nothwendigkeit, ins fremde Territorium hinüberzugreifen,

habe sich aber frühestens im Frühjahr 40 ergeben, jedoch wegen des aus verschiedenen Gründen verzögerten Fortganges der Vermessungsarbeiten wahrscheinlich erst später und, da der Winter eine Fortsetzung der Arbeiten kaum gestattete, so sei der Beginn der Vermessungen im Mantuanischen erst ins Frühjahr 39 anzusetzen (S. 45). Nun bietet die I. Ecl. zwei Zeitbestimmungen: Tityrus war im Herbst in Rom gewesen (v. 36 ff.), und das Gespräch zwischen ihm und Meliböus, das den Inhalt der I. Ecl. bildet, ist, wie der Verf. S. 49 ff. zu erweisen sucht, in den Frühling zu verlegen. Da nun Tityrus-Vergil nicht früher als im Herbst 40 Veranlassung haben konnte, sich hilfesuchend nach Rom zu wenden, so ergibt sich als frühester Termin für die Abfassung der I. Ecl. das Frühjahr 39.

S. 61 ff. begründet der Verf. seine von der gangbaren wesentlich verschiedene Auffassung der IV. Ecl. Nach Abweisung der bisherigen Erklärungsversuche und genauer Zergliederung des Wortlautes und Gedankenganges kommt er auf S. 85 f. zu dem Ergebnisse, dass diese Ecloge nach Abschluss des Brundisinischen Friedens, als Pollio sein Consulat angetreten hatte und man allgemein den Anbruch einer besseren, friedlichen Zeit erwartete, gedichtet sei, und dass Vergil die Absicht hatte, Pollio mit diesem Gedichte seine Ergebenheit auszudrücken, indem er dessen Amtsantritt „mit glückverheißenden Wünschen begleitete". Dabei finden die viel besprochenen Worte: nascenti puero usw. (v. 8) eine von der gewöhnlichen durchaus abweichende Erklärung: nascenti ist nach Sonntag nicht attributiv, sondern prädicativ zu fassen = cum nascetur, und unter dem puer hat man sich weder den Sohn Pollios, noch sonst eine historische Persönlichkeit vorzustellen, sondern ganz allgemein den Knaben, mit dem das ungerechte, eiserne Geschlecht aufhören, das gerechte, goldene erstehen solle (S. 77).

Der nächste Abschnitt (S. 88—118) befasst sich zunächst mit der VIII. Ecl. Dieselbe enthält nach des Verf.s Ansicht eine Widmung, „mit welcher dem (aus Illyrien) nach Italien zurückkehrenden Pollio auf seine Aufforderung hin begonnene Gedichte, unter ihnen die VIII. Ecl., also wohl bukolische Gedichte, mit dem Wunsche überreicht werden, dass er diesen Epheukranz zwischen den siegreichen Lorbeern sich um seine Stirne winden lassen möge". Indem der Verf. dabei carmina v. 12 abweichend von der Mehrzahl der Herausgeber als eigentlichen Plural auffasst, denkt er an eine dem Pollio zu seinem Parthinischen Triumph im Jahre 39 überreichte S a m m l u n g bukolischer Gedichte und rechnet zu derselben außer der VIII. Ecl., die den Anfang bildete, noch die II., III., IV., V. und VII., denen allen das gemeinsam ist, dass sie friedliche Verhältnisse darstellen, ohne die Unruhen der Äckervertheilung zu erwähnen. Über die Anordnung der Eclogen in dieser Sammlung spricht der Verf. keine bestimmte Ansicht aus, ihre Veröffentlichung

aber ergibt sich ihm aus folgenden Gründen (S. 106 ff.): 1. Aus den Schlussversen der Georgica

Carmina qui lusi pastorum audaxque iuventa,
Tityre, te patulae cecini sub tegmine fagi,

wo S. carmina pastorum auf die erste mit den Worten Pastorum Musam (Ecl. VIII) beginnende Sammlung bezieht, während er im letzten Verse eine Bezeichnung der zweiten Gruppe, an deren Spitze Ecl. I stand, erkennt. 2. Aus den Anfangsworten der VI. Ecl. Prima Syracosio dignata est ludere versu | nostra . . . Thalia, welche nach des Verf.s Ansicht, der dignata est als historisches Perfect auffasst, von der Einführung der bukolischen Poesie als etwas Vergangenem sprechen und demnach die Veröffentlichung bukolischer Gedichte zur Voraussetzung haben. Das Gleiche folgert der Verf. aus den Worten: si quis tamen *haec quoque* .. leget im V. 9 derselben Ecl. 3. Aus Ecl. IX 10 omnia carminibus vestrum servasse Menalcan. Menalcas ist nur eine Maske Vergils, und die Gedichte, durch die er alles gerettet hat, können keine anderen gewesen sein als jene, welche die dem Pollio zugeeignete Sammlung bildeten. Denn an die Veröffentlichung einzelner Eclogen glaubt S. nicht, und die Jugendgedichte gelten ihm sämmtlich für unecht. Die Octavian verherrlichende I. Ecloge kann, wie auf S. 105 dargelegt wird, zu diesen dem Pollio überreichten Gedichten nicht gehört haben. War es nun, wie Sonntag annimmt, die Pollio gewidmete Sammlung, welcher Vergil die Empfehlung bei Octavian und seine Berücksichtigung bei der Äckervertheilung verdankte, so kann die in der I. Ecloge erwähnte Reise nach Rom nicht früher als in den Herbst 39 gesetzt werden (S. 115), womit das früher für den Beginn der Vermessungen im Mantuanischen gefundene Datum (Frühling 39) übereinstimmt, so dass die Abfassung der I. Ecloge in das Jahr 38 zu verlegen ist.

Die sechs Gedichte jener dem Pollio überreichten Sammlung scheiden sich, wie S. 119 ff. ausgeführt wird, in zwei Gruppen, von denen die erste Ecl. II, III und V, die zweite IV, VII und VIII umfasst. Ecl. II und III sind die ältesten und nach des Verf.s Ansicht von irgend einem Freunde Vergils (vermuthlich Corn. Gallus) dem Pollio als Proben von Vergils bukolischer Dichtung vorgelegt worden, der daraufhin den Dichter zur weiteren Pflege dieser Dichtungsart aufgemuntert, aber auch auf größere Selbständigkeit und die Wahl heimischer Stoffe gedrungen zu haben scheint (S. 129 f.). Von den drei Eclogen der anderen Gruppe verlegt Sonntag die VII. in den Winter 40/39, die VIII. in den Herbst 39 (S. 136 f.); die IV. nach Abschluss des Brundisinischen Friedens verfasste gehört etwa dem Spätsommer 40 an.

Die vier übrigen Eclogen (I, IX, VI, X), von denen der VI. Abschnitt (S. 141—174) handelt, hat nach des Verf.s Ansicht Vergil in der angegebenen Reihenfolge im Sommer oder Herbst 38, als er sich, einer Gewaltthat weichend, von seinem kaum

wiedergewonnenen Gute habe flüchten müssen, in rascher Aufeinanderfolge gedichtet (S. 154), und zwar „I, um seinen Dank auszusprechen für den Schutz, den ihm Octavian im Herbst 39 und Frühjahr 38 hatte angedeihen lassen; IX, um zu zeigen, mit welchen Entwürfen er sich seit jener Zeit beschäftigt habe, Entwürfe, die alle durch seine Flucht unterbrochen und verurtheilt seien unvollendet zu bleiben; VI, welche dem Varus eine Schuld der Dankbarkeit abtragen und ein gegebenes Versprechen einlösen soll, endlich X, welche des Cornelius Gallus Namen dem Octavian empfehlend vor die Augen führt.“ Diese Eclogen bilden die zweite, dem Octavian gewidmete Sammlung, welche später, wahrscheinlich von Varius und Tucca (S. 172 f.), mit der ersten, dem Pollio überreichten Sammlung vereinigt wurde. Diese überraschenden Ergebnisse, die hier nur in aller Kürze angedeutet werden konnten, namentlich die Annahme jener zwei Sammlungen bukolischer Gedichte, dürften wenig Gläubige finden. Nur in einem Punkte kann nach des Ref. Ansicht der Verf. auf allgemeine Zustimmung rechnen, nämlich in seinen interessanten Auseinandersetzungen über die I. Ecl., welche viel Neues bieten und als die gelungenste Partie seines Buches bezeichnet werden müssen. In den übrigen Theilen aber, insbesondere in dem Abschnitt über die Einleitungen in die VIII. und VI. Ecl., fühlt sich der Leser umso mehr zum Widerspruch gereizt, je öfter schwach begründete Annahmen zum Ausgangspunkte weitgehender Folgerungen gemacht werden und je gekünstelter und geschraubter die Deutung ist, welche hie und da die Worte des Dichters erfahren. So werden z. B. die Gründe, die Sonntag S. 101 für die Auffassung von carmina (Ecl. VIII 12) als Plural anführt, nur wenige überzeugen, da die Beziehung von carmina auf die folgenden Lieder der beiden Hirten so natürlich und naheliegend ist, und gegenüber der Deutung der beiden Schlussverse der Georgica (S. 107) dürften wohl die meisten unbefangenen Leser auf den bei Vergil so häufigen Gebrauch hinweisen, einen Gedanken in zwei parallelen Gliedern auszudrücken. Damit fallen aber zwei der Hauptstützen jener Ansicht, dass in den Bucolica zwei getrennt herausgegebene Sammlungen vereinigt seien.

Zu erwähnen bleibt noch der letzte Abschnitt der Schrift (S. 175—249), welcher eine Kritik der aus dem Alterthume stammenden Nachrichten über Vergils Leben und Schriften enthält und sich mit dem Nachweis der Unechtheit der sogenannten Jugendgedichte Vergils befasst, die S. insgesammt für eine Fälschung des 1. Jahrhunderts n. Chr. erklärt (S. 209—237).

Pola. Dr. Georg Heidrich.

Die Entwicklung des metonymischen Gebrauchs von Götternamen in der griechischen Poesie bis zum Ende des alexandrinischen Zeitalters. Von Siegm. Reichenberger. Karlsruhe, G. Braun'sche Hofbuchhandlung 1891. gr. 8°, 118 SS. Preis 2 Mk. 40 Pf.

Ein anmuthiges Buch, dessen Inhalt eine systematische Behandlung bisher noch nicht erfahren! Der Verf. hatte ursprünglich die Absicht, dem metonymischen Gebrauch von Götternamen bei den Römern, bei welchen derselbe weit ausgedehnter ist, als bei den Griechen und ein 'wichtiges Requisit zum Schmuck der poetischen Rede' wurde, nachzugehen: 'aber es zeigte sich, dass diese nicht zu verstehen sind, wenn man nicht den Gebrauch in seine ersten Anfänge hinauf verfolgt, nicht zu verstehen sind ohne Erforschung der Entwicklung, die der Gebrauch bei den Griechen genommen hat'. Beschränkt ist der Stoff in zweifacher Hinsicht, insofern vorläufig nur die Dichtung bis zum Ende der alexandrinischen Periode vorgenommen wird und dann die wenig Ausbeute versprechenden Komiker ausgeschlossen sind.

Die Untersuchung geht streng historisch vor sich. Nach Feststellung gewisser leitender Gesichtspunkte kommt der metonymische Gebrauch von Götternamen während der Blütezeit der griechischen Poesie, Homer und die Hymnen an der Spitze, zur Behandlung. Weitaus am meisten metonymisch gebraucht erscheint bei Homer der Name *Ἄρης* (= Krieg, Kampf), der von den Lyrikern auch auf die Begriffe 'Kriegsglück, Waffen' übertragen wird, von Äschylus und Pindar außerdem für 'Mord', seit ersterem endlich selbst für 'Heeresmacht' gebraucht wird: auch die Bedeutung 'Kampfesmuth, Kraft' findet sich bei Bacchylides und den Tragikern. — Was Homer weiter anlangt, so setzt er je einmal *Ἥφαιστος* = Feuer und *Ἀφροδίτη* = Liebesgenuss; bei anderen Namen, wie besonders *Δημήτηρ*, *Ἀίδης* (in der vorliegenden Literatur seit Pindar auch = Tod) und *μοῦσα* ist, von zweifelhaften Fällen oder jungen Partien abgesehen, stets an die betreffende Gottheit selbst zu denken. Im hohen Grade merkwürdig, doch bei der Nüchternheit des Dichters wohl erklärlich, ist, dass Hesiod den metonymischen Gebrauch von Götternamen gar nicht kennt. In der folgenden Literatur ziehen außer den genannten besonders drei Namen, nämlich *δαίμων*, *Ἐρινύς* und *Κύπρις* unsere Aufmerksamkeit auf sich. Mit Pindar nähert sich *δαίμων* ganz allmählich der Bedeutung des von den Göttern verhängten Geschickes, ein Gebrauch, den sich auch die Tragiker aneignen. Ähnlich steht es mit dem Worte *Ἐρινύς*, welches schließlich (bei Sophokles) geradezu = Fluch erscheint. Auch *Κύπρις* — *Ἀφροδίτη* tritt daneben zurück — wird von Äschylus ab, namentlich aber bei Euripides, Ausdruck der Geschlechtsliebe und verwandter Begriffe. 'Auf der Stufe der Entwicklung, die uns Euripides darstellt, sind die meisten der bisher metonymisch gebrauchten Namen in der alexandrinischen Zeit stehen geblieben.'

Ref. war im vorstehenden nicht imstande eine ausreichende Skizze der von R. gewonnenen Resultate zu geben: vielleicht aber ist es den wenigen Zeilen des Referats gelungen, einem Buche Beachtung zu verschaffen, von dem auch die Interpretation in der Schule gelegentlich mit Nutzen Gebrauch machen wird. Auf einen Punkt sei schließlich in Kürze noch besonders hingewiesen. R. bespricht auch die zahlreichen Fälle, wo die Vorstellung von der Gottheit mit dem ihr unterworfenen Gegenstande bei dem metonymischen Gebrauche des Namens der Gottheit vermengt wird [1]). Hier war nun zu beachten, dass ähnliches auch sonst beim Gebrauche von Eigennamen hin und wieder stattfindet. So spricht Aristoteles in der Poetik c. 24, p. 1460ᵃ 30 zunächst von dem Drama Ödipus (Rex), hat aber gleich darauf die Person des Ödipus im Auge [2]). Wie weit sind solche psychologisch wohl erklärbare Vermengungen in der griechischen Literatur überhaupt nachweisbar?

Wien. J. Golling.

Theatergeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von Berthold Litzmann. IV. Studien und Beiträge zur Geschichte der Jesuitencomödie und des Klosterdramas. Von Jacob Zeidler, Professor am k. k. Staatsgymnasium im III. Bezirke Wiens. Hamburg u. Leipzig, Verlag von Leopold Voß 1891.

In der Einleitung verbreitet sich der Verf. über die lateinische Dichtung im allgemeinen, wie sie in den Klosterschulen gepflegt wurde, die er eine 'gelehrte Meistersängerei' nennt. Doch weist er auch darauf hin, dass sich im Drama der Süddeutschen, selbst noch bei Grillparzer, bewusst und unbewusst Nachwirkungen der Jesuitencomödie finden. Nicht mit Unrecht wird auch das Internationale der ganzen Dichtungsart hervorgehoben, das etwas Schablonenhaftes im Gefolge hatte. Der zweite Abschnitt, der die Aufschrift führt: 'Typus, Grundlage und Weltanschauung des Ordensdramas', betont die Wichtigkeit der Form des Gleichnisses für diese Dichtungsart, die ja fast ausschließlich moralisierenden Zwecken dienen sollte. Eingehend wird bei dieser Gelegenheit die Vermischung mythologischer und christlicher Erzählungen behandelt. Reichlichen Nutzen hätte der Verf. für diese Frage aus dem Buche von Sousa

---

1) Auch bei römischen Dichtern nicht selten. Ohne strenge zu scheiden, verweise ich auf Hor. Sat. II 2, 124 (s. das. Fritzsche), Ov. Met. II 303, XI 125, Fast. I 277.

2) Um die Erscheinung auch aus dem Deutschen zu belegen, so leitet G. Andresen (zwar kein Classiker, aber ein Gelehrter, dessen Stil sonst sorgfältig ist) die Anzeige einer Schrift über Tacitus' 'Agricola', Zs. f. d. G.-W. 1871, S. 811, mit den Worten ein: 'Ein sehr beachtenswerter Aufsatz, welcher zu beweisen sucht, dass der 'Agricola' in der Form einer Biographie wesentlich eine Ehrenrettung desselben bezweckt.'

Viterbo: 'Fr. Bartolomeu Ferreira o primeiro censor dos Lusiadas. Subsidios para a historia litteraria do seculo XVI em Portugal. Lisboa 1891' ziehen können, wo die Sache vielfach anders dargestellt wird. Im letzten Abschnitte (Aus römischen Jesuitencomödien) werden fünf Stücke, die sämmtlich im römischen Colleg aufgeführt wurden, mehr oder minder ausführlich abgedruckt und besprochen. Der Verf. will durch diese sehr alten Dichtungen gewissermaßen den Archetypus der Jesuitencomödie gewinnen. Das ist immerhin möglich, obgleich Zeidler selbst S. 27 zugibt, dass sich auch die Väter dieses Ordens den Forderungen der Zeit anzuschmiegen verstanden; im großen und ganzen wich man von diesem Schema nicht viel ab. Die Arbeit ist ein sehr wertvoller Beitrag zur Literaturgeschichte, und dies freut uns umsomehr, da der Verf. einer der wenigen Österreicher ist, die auf diesem Gebiete thätig sind. Doch hätte Zeidler noch viel schönere Ergebnisse erzielt, wenn er das humanistische Drama zur Vergleichung herangezogen hätte, dem ja speciell die römischen Jesuiten sehr nahe standen. Die Geschichte des italienischen Theaters von D'Ancona und Sollertis Aufsatz: 'Il teatro Ferrarese' (Giornale storico d. Lett. Ital. 1891, p. 148 ff.) hätten treffliche Dienste geleistet. Ferner wäre es sehr interessant zu verfolgen, wie sich die Jesuitencomödie zur heimischen Poesie der einzelnen Länder im Verlaufe der Zeit gestellt hat; besonders wären die romanischen Länder, die dem Orden nicht feindlich gegenüberstanden, heranzuziehen. Wieder für sich sollte diese Dichtungsart in Amerika betrachtet werden, wo sie besonders in Mexiko sehr blühte und mit anderen Einflüssen nicht zu kämpfen hatte. Vielleicht wird der Verf. im zweiten Theile auf diese Fragen näher eingehen.

Oberhollabrunn. Dr. K. Wotke.

Beiträge zur Geschichte des griechischen und römischen Familienrechtes von Dr. Ernst Hruza, Prof. der Rechte in Czernowitz. I. Die Ehebegründung nach attischem Rechte. Erlangen und Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchh. Nachf. (Georg Böhme) 1892. 8°, 145 SS. Preis 3 Mk.

Für die homerische Zeit nimmt der Verf. an, dass das Institut der Kaufehe nicht mehr vorhanden war und dass die *ἕδνα* des Bräutigams bloß die Bedeutung von Geschenken haben, mit denen er den Brautvater gewinnen will. Die Ehe wird vielmehr begründet durch den Vertrag des Brautvaters mit dem Bräutigam und durch die Hochzeit vollzogen. Das attische Eherecht setzt sich auf dieser historischen Grundlage fest. Denn hier ist die *ἐγγύησις* das begründende Moment der Ehe, ohne sie daher eine giltige Ehe nicht denkbar. Sie ist aber auch nichts anderes als Begründungsact der Ehe und kann daher nicht auch mit Buermann

als eine nothwendige und ausreichende Bedingung für ein von ihm postuliertes legitimes Concubinat angesehen werden. Die Argumente, die der Verf. gegen diese Theorie Buermanns vorbringt, mögen nicht erschöpfend sein, aber auch sie genügen schon, um sie abzuweisen. Die ἐγγύησις wird als ein Vertrag definiert zwischen dem κύριος der Braut und dem Bräutigam, der nichts mit der Verlobung gemein hat als sein zeitliches Verhältnis zur Hochzeit, der aber ebenso nothwendig ist zur Begründung der Ehe, wie in anderen Gesetzgebungen der vorhergegangene Consens der Brautleute, der im attischen Rechte durch die mangelnde Rechtsfähigkeit der Frau unmöglich ist. Der Verf. nimmt an, dass der Vollzugsact der Ehe, das ἐκδοῦναι, in der Regel sich unmittelbar an die ἐγγύησις angeschlossen habe, und deshalb der juristische Unterschied zwischen ἐγγυητὴ und γαμετὴ γυνή in der Regel nicht hervorgehoben wird, dagegen scharf hervortritt in solchen Fällen, in denen durch irgendwelche Umstände ein längerer Zeitraum zwischen diesen beiden Acten eintritt. Der Ausdruck ἐγγυᾶν ἐπὶ δικαίοις im Gesetze bei Dem. c. Steph. II §. 18, in welchem der Verf. ἐπὶ δικαίοις als müßigen Zusatz erkennen will, ist neuerdings durch seine Citierung in der jüngst aufgefundenen Rede des Hyperides gegen Athenogenes nicht bloß geschützt, sondern auch erklärt. Er bedeutet die Rechtmäßigkeit des Vorganges und verbietet die Verhehlung bestimmender Thatsachen, vielleicht auch die Vorspieglung der Mitgift. Der Nachweis, dass die Engyesis nicht ἐπὶ δικαίοις erfolgt sei, könnte demnach die Ehelichkeit der Kinder in Zweifel stellen. Der Verf. handelt sodann über die Personen, welche als Gewalthaber der Frau dieselbe verloben können. Die Erklärung, welche hiebei dem Schlusspassus in dem oben citierten Gesetze gegeben wird, lässt sich kaum halten; das Gesetz sagt offenbar nur, dass in jenen Fällen, in welchen die natürlichen κύριοι der Frau nicht am Leben sind, der κύριος dann gegeben ist, wenn sie eine Erbtochter ist, wenn sie es aber nicht ist, sie sich einen κύριος wählen kann. Der letzte Fall ist sehr eingeschränkt, denn jede Frau, deren Vater und Brüder todt sind, ist eine Erbtochter; sie kann es nur aufhören zu sein, wenn sie z. B. Söhne hat, und diesen Fall fasst das Gesetz ins Auge.

Während in der Regel also die ἐγγύησις die Ehe begründet, gibt es Fälle, in denen der Begründungsact eine Epidikasie gewesen ist. Es sind diejenigen, welche die Heirat von Erbtöchtern betreffen. Die Erbtochter wird durch das Gesetz im Wege eines Processes wie eine Erbschaft dem Meistberechtigten oder, wenn sie arm ist, dem Meistverpflichteten zugesprochen, dasjenige Moment, welches die Ehe begründet, ist die λῆξις ἐπικλήρου und der bei der ἐγγύησις vorhandene Wille des Gewalthabers wird bei der Erbtochter durch den Willen des Gesetzes ersetzt. Dies wird in der Schrift sehr klar hervorgehoben, im einzelnen ist natürlich wenig Neues über das Erbtöchterrecht hinzugekommen.

Der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit der Hochzeit. Hier entsteht die Frage, durch welchen Act die Ehe, die durch ἐγγύησις oder Epidikasie begründet ist, vollzogen wird. Wir wissen nun von einer ganzen Reihe von Hochzeitsgebräuchen religiöser Natur, welche von vornherein sehr wohl als die nothwendigen Formen des Ehevollzuges angesehen werden konnten. Der Verf. sucht jedoch mit einem allerdings nicht hinreichenden Material wahrscheinlich zu machen, dass, wenn die Ehe begründet ist, sie juristisch ausschließlich durch die copula carnalis vollzogen wird, und die religiösen Gebräuche Privatsache der Eheschließenden seien. Über die Einführung der Frau in den Demos des Mannes und ihre Beziehung zu dessen Phratrie handelt das Schlusscapitel, welches in den Anmerkungen bestreitbare, ja unrichtige Behauptungen enthält. Der Verf. stellt eine Fortsetzung dieser Studien, und zwar über Polygamie und Concubinat, über Apokeryxis und abdicatio und über die Entstehung der querela inofficiosi testamenti in Aussicht. Mögen diese Untersuchungen bald erscheinen!

Recueil des inscriptions juridiques grecques. Texte, traduction, commentaire par R. Dareste, membre de l'institut, conseiller à la cour de cassation, B. Haussoullier ancien membre de l'école d'Athènes, directeur adjoint à l'école des hautes études, Th. Reinach docteur en droit et es-lettres. Second fascicule. Paris, Ernest Leroux éditeur 28, rue Bonaparte, 1892. S. 180—349.

Das erste Heft dieser sehr nützlichen Sammlung juristischer Inschriften habe ich bereits vor Jahresfrist in dieser Zeitschrift angezeigt und freudig begrüßt. Das vorliegende zweite Heft behält dasselbe Eintheilungsprincip bei und gibt in der ersten Abtheilung „lois et decrets“ das Coloniegesetz von Naupaktos I G A 132, in der Abtheilung „actes et contrats“ die tabulae Heracleenses, deren Commentar durch eine zugefügte Flurkarte an Anschaulichkeit gewinnt und welche jetzt zum erstenmale in einer zugleich verlässlichen und handlichen Publication vorliegen, ferner eine Reihe von Pachtverträgen, und zwar von athenischen C I A II 1055, 1058, 1059, von solchen aus Mylasa Bull. de corr. hell. V p. 108, XII p. 30, 109, 110, wozu noch eine Aufzählung der übrigen Pachtcontracte kommt, welche das Material zu überschauen und zu verwenden gestattet. Hieran schließen sich Darlehenscontracte, unter welchen die erste Stelle die Urkunden über die Anleihen der Stadt Orchomenos bei Nikareta einnehmen, den Schluss die Staatsschuldurkunden von Amorgos bilden, deren vollständige Abschriften den Verfassern von Homolle überlassen wurden, durch welchen sie auch fast gleichzeitig im Bulletin de correspondance hellenique publiciert worden sind. Die dritte Abtheilung „jugements“ enthält den Schiedsspruch der Megarer über die Grenzstreitigkeiten zwischen Korinth und Epidaurus (Collitz 3025). Sämmtliche Inschriften sind mit französischer Übersetzung und mit Commentaren

versehen, welche sämmtlich die Literatur über diese mitunter vielfach behandelten Urkunden gewissenhaft benützen. Die zum Theil abweichenden Erklärungen können hier nicht im einzelnen besprochen werden. Hoffentlich erfüllt auch dieses zweite Heft seinen Zweck, die Theilnahme an dem Studium des griechischen Rechtes, welches einen erfreulichen Aufschwung zu nehmen beginnt, in weiteren, namentlich juristischen Kreisen zu erregen.

De Cei insulae rebus. Scripsit Alexander Pridik. Berolini, apud Mayerum et Muellerum 1892. 8°, 178 SS. Preis 3 Mk. 60 Pf.

Diese auf Anregung Ulrich Köhlers unternommene Untersuchung, welche der Dorpater Facultät als Doctordissertation vorgelegen hat, schließt sich jenen in den letzten Jahren in Berlin und Leipzig mit vielem Erfolge begonnenen Darstellungen der Geschichte und Verfassung einzelner griechischer Staaten an, welche zu den geeignetsten, nützlichsten und ertragreichsten Doctordissertationen zu zählen sind. Die vorliegende Schrift beginnt mit einer topographisch-geographischen Übersicht und behandelt darauf die älteste Geschichte der Insel Keos, deren Bevölkerung unter Zugrundelegung der Hypothese von der Wanderung der Joner aus einer thessalischen Urheimat für jonisch erklärt, während gleichzeitig die angeblichen Colonien der Athener und Arkader auf der Insel bestritten, die von Naupaktos zugegeben wird. Die darauffolgende Darstellung der Geschichte von Keos im V. Jahrhundert bietet eine erschöpfende Zusammenstellung der für diese Zeit bekannten Nachrichten. Hervorgehoben sei, dass in der schwierigen Stelle Herod. VIII 76 über die Aufstellung der persischen Flotte bei Salamis für die Worte *οἱ ἀμφὶ τὴν Κέον*, welche Lolling in *οἱ ἀμφὶ τὴν Λέρον* ändern wollte, vom Verf. die Conjectur *οἱ ἀμφὶ τὴν Ζέαν* vorgeschlagen wird. Ebenso wird eine Zusammenstellung der Nachrichten über die Geschichte der Insel vom IV. Jhdt. bis zur Kaiserzeit geboten, in welcher auch die Isopolitiedecrete von Keos und Naupaktos eine eingehende Behandlung erfahren, in welcher der Böckh'sche Ansatz auf die Jahre 240—220 gegen spätere Vermuthungen vertheidigt wird.

Sorgfältig gearbeitet ist der Abschnitt über die Verfassung. Die Eintheilung der Bürgerschaft, welche nach Phylen, Demen und *οἶκοι* vollzogen war, wird mit der attischen Bürgereintheilung verglichen und der *οἶκος* der attischen Phratrie gleichgesetzt. Ob die Meinung Halbherrs, der den *οἶκος* mit dem *γένος* identificierte, vollständig abzuweisen oder eine gewisse Beziehung desselben zum Geschlechte hervorzuheben war, bleibe dahingestellt. In dem Abschnitte über Rath und Volksversammlung wird hervorgehoben, dass die Städte von Keos eine Sympolitie gebildet haben, welche jedoch im IV. Jhdt. vorübergehend aufgelöst wurde. Der Beweis dafür wird einer neuen Lesung der Inschrift Athen. V p. 519 ff. verdankt, in welcher Köhler nach des Verf.s Mittheilung *πολιτεύεσθαι*

[Κεέου]ς κατὰ πόλεις erkannte. Später waren die Städte der Insel Keos wieder sympolitisch verbunden. Die Competenzen der gemeinsamen Volksversammlung werden genau untersucht, auch der inschriftlich erhaltene Proxenenkatalog der Insel erfährt eine eingehende Behandlung, und schließlich werden die in den einzelnen Städten vorkommenden Probulen näher bestimmt. Es folgt ein Capitel über die Magistratur und ein weiteres über das Gerichtswesen, in welchem die Grenzen der Gerichtsbarkeit der Bundesgenossen namentlich mit Rücksicht auf das Decret der Athener für die Julieten abgesteckt werden und anlässlich der ἔνδειξις über den Begriff der ἔφεσις gehandelt wird. Das Schlusscapitel handelt über die Einnahmen und Ausgaben der Städte, unter den letzteren namentlich über den Aufwand für die heiligen Spiele und Opfer. Ein Anhang stellt die Inschriften und zwar zuerst die auf der Insel selbst gefundenen, dann die auf die Verhältnisse von Keos Bezug nehmenden, anderswo gefundenen Inschriften zusammen. Hiebei wurde der Verf. durch die Übersendung der Abschriften von fünf keischen Inschriften, welche Fr. Halbherr copiert hat, unterstützt, und ebenso konnte er ein in Delos gefundenes Proxeniedecret, welches ihm von Fougères zur Verfügung gestellt wurde, benützen, dessen Text er jedoch nicht gibt. Der Zweck des Buches, eine vollständige Übersicht zu geben, macht es natürlich nöthig, auch auf viele bekannte Dinge einzugehen, wie es der Zusammenhang erfordert.

Wien. Emil Szanto.

Andreas Heusler, Zur Geschichte der altdeutschen Verskunst (Germanist. Abhandl. herausg. von K. Weinhold. 8. Heft.) Breslau, Köbner 1891. 8°, VIII u. 161 SS.

Diese Schrift gehört zu den interessantesten Arbeiten, die in jüngerer Zeit auf dem Gebiete der deutschen Metrik erschienen sind. Wie sehr dieser Zweig in Bewegung gerathen ist, weiß jeder Fachmann. Von Sievers gieng die Anregung aus, ziemlich rasch folgten einander die Arbeiten von Möller, Wilmanns, Wirth. Von allen diesen Vorgängern ist Heusler beeinflusst, er selbst weist wieder auf spätere — Sievers hat in seinem neuesten Buche bereits begonnen, mit ihm sich auseinanderzusetzen. Denn gerade bei Heusler ist das Meiste und Wichtigste noch Aussicht und Möglichkeit. Ich glaube nicht, dass das Buch den Leser von allen seinen Hauptsätzen überzeugen kann, aber es enthält eine Fülle von Gedanken, die an und für sich ein günstiges Vorurtheil wecken, und einen Reichthum von Anregungen stellt es in anziehendster Form dar. Seine Lectüre ist geradezu ein Vergnügen. Das ist auch von anderer Seite schon hervorgehoben worden.

In der Auffassung des altgermanischen Verses geht der Verf. — im Gegensatze zu Sievers — von Möllers Rhythmisierung aus. Wie es sich auch mit der Allgemeingiltigkeit des Möller'schen Grundschemas verhalten mag (vgl. Sievers' Polemik in seiner neuen Altgerm. Metrik), so viel scheint mir gewiss, dass es für die Entwicklung der speciell deutschen rhythmischen Gebilde besonders fruchtbar und wertvoll ist. Eines seiner Hauptmerkmale, die dipodische Gliederung des Kurzverses, gewinnt nun in Heuslers Untersuchungen besondere Wichtigkeit. Er nimmt mit Möller dipodische Messung des ältesten einheimischen Verses an und findet sie wieder in der thatsächlichen dipodischen Gliederung neuhochdeutscher volksthümlicher Versformen, besonders des Kinderliedes. Er sieht hierin eine Continuität der Entwicklung und stellt sich die Aufgabe, die Thatsache dipodischen Baues auch in der literarischen Überlieferung der mittleren Zeit aufzuweisen.

Er findet Dipodien in Strophen der älteren Lyrik, bei Dietmar von Eist, in einigen der namenlosen Lieder im MSF und in den Kürenbergstrophen. Ohne Zweifel fügen sich viele Zeilen zwanglos dem dipodischen Rhythmus. In anderen aber ist mir H.s Annahme bedenklich. In den Kürenbergliedern insbesondere kann man den Versuch, die 4. gerade Halbzeile dipodisch zu lesen, nicht eine Verbesserung des Rhythmus nennen: die Schlusszeilen der 4., 6., 7., 8., 10., 11., 12., 13., 14., 15. Strophe lauten (in dieser Reihenfolge): *alder ich geniete mich sîn, vil manigen trûrigen muot, ez ist den liuten gelîch, und floug in anderiu lant, vil wol des wære ich gemeit, des engan ich dir niet, wiez under uns zwein ist getân, mir wart nie wîp als liep, sô stêt wol hôhe mîn muot.* Für sie ergibt sich durchweg und ungezwungen der Rhythmus:

(x) (x) | x́ x x́ x́ x x́

Zweisilbiger Auftakt ist nur ein einzigesmal (in Str. 4) nöthig, wenn wir die Lachmann-Haupt'sche Lesung *ald* für *alder* verwerfen wollen, um möglichst unbefangen die Überlieferung sprechen zu lassen. Für Heuslers dipodische Messung (welche den ersten Ictus über den zweiten hebt) ergibt sich zunächst die Nothwendigkeit, in 7 und 13 (*ez ist den; wiez under*) dreisilbigen Auftakt anzunehmen, die Lesung von *mir wart nie wîp als liep* ist ihm 'fraglich', und in fünf anderen gewinnt er die Dipodien durch Verschiebung des Satzaccentes: denn das ist meines Erachtens der Fall, wenn man mit ihm *álder ìch (geníete mich sìn), vil mánigen trùrigen (múot), und flóug in ànderiu (lánt), vil wól des wære ich (gemeít), so stét wol hòhe (min múot)* liest. Wollte man diese Verse dipodisch lesen, so müsste man *alder ich ge | níetè mich sîn, vil manigen | trúrìgen múot, und floug in | ánderiu lánt, vil wol des | wǽr ìch gemeít, so stet wol | hóhè min múot* rhythmisieren. Und auch jene fragliche Zeile müsste *mir wart nie | wíp als líep* (oder *wíp àlso líep*) gelesen werden. An und für sich

wäre der schwerere Auftakt nicht bedenklich: aber ihn so oft ansetzen zu müssen (achtmal in 10 Zeilen), während die andere Lesung ohne jede Schwierigkeit einheitlichen Rhythmus erzeugt, räth doch davon ab, um jeden Preis Dipodien aus den Zeilen zu machen.

Etwas anderes aber geht mir mit größerer Sicherheit aus H.s Darstellung hervor und scheint mir wichtiger. Wenn auch dipodische Rhythmisierung in mhd. Dichtung in größerem Umfange sicher nicht nachzuweisen ist, so halte ich H.s Vermuthung für sehr wahrscheinlich, dass metrische Eigenthümlichkeiten des dipodischen Maßes in den größten Theil jener mhd. Gedichte übergegangen sind, auf welche die streng monopodische und durch andere Kunstformen geregelte Messung der rein höfischen Dichtungen noch nicht angewendet werden kann: die schweren Auftakte, die Mehrsilbigkeit der Senkung wie die 'leichten Taktfüllungen', die Behandlung des Versausganges: der sogenannte vierhebig klingende Vers erweist sich als Fortsetzung des dipodischen mit 'vollem' Ausgange (x́ x x̀ x x́ x x̀ x), der sogenannte dreihebig stumpfe als Entwicklung des dipodischen mit 'stumpfem' Ausgange (x́ x x̀ x x́). Ja ich glaube, dass auch die zweihebig 'klingenden' und 'stumpfen' Verse auf die Praxis des dipodischen Verses zurückgehen. H. hält es S. 57 für gewagt, den Vers des St. Galler Bruchstückes vom Eber *unde zene sine* nach dem Muster von Hildebrdsld. 9[b] *hwer sin* | *fáter wárì* oder Musp. 48 b *vílo gótmànno*(?) zu analysieren. Aber ich sehe keinen Grund, warum man gerade hier halt machen soll, wenn man zur Erklärung der anderen 'zu kurzen' (oder 'zu langen') Verse die Kunstübung des alteinheimischen Verses heranzieht. Aus den Rhythmen (x) | x́ x (r r) | x́ x̀, (x) | x́ (r r) x | x́ x̀, (x) | —́ (r r) | x́ (*so imo se der* | *chúning gáp* Hildebrdsld. 34[b]) erkläre ich daher Verse wie Rother (Rückert) 2036 *ir* | *bótin mínnìn*, 127 *ûz* | *dísen lándèn*, Linzer Entecr. 113, 15 *ín dem zítè*, 109, 12 *von* | *dánnín*; hieher rechne ich auch Rother 1325 *zô Dieteríchè*, 3766 *von grózin nótìn*, 2505 *was trochtsæze*, Wiener Genesis 80, 5 *des éntis wúof*, 57, 4 *den líuten rúoffen*, Linzer Entecr. 115, 35 *ein tíjer séhe*, 121, 17 *si wéllint dáz*; so lese ich auch Anno 221 *half víx half mán*, und Köhn (Schriften z. germ. Phil. VI, S. XXI) hat recht, wenn er den Vers Wernhers v. Niederrh. 506 *den girigen dûvil* zweihebig nennt.

Sehr beachtenswert sind ferner die Vermuthungen, zu denen H. aus der Analyse der Kürnbergerstrophen für den Bau der Nibelungenstrophe gelangt. Wenn ich auch in der Scansion einzelner Zeilen vielfach von H. abweiche, so ist doch nicht zu bezweifeln, dass in den ungeraden Halbversen neben vorwiegend 'klingendem' auch stumpfer Versausgang vorkommt, in den geraden neben stumpfem auch klingender (in der 2. und 4. Halbzeile sogar öfters), dass ferner die 8. Halbzeile auch dreihebig stumpf sein kann. Ich stimme ganz der Hypothese H.s bei, dass diese Eigenthümlichkeiten

das Zeichen hohen Alters an sich tragen und Reste einer ursprünglichen Freiheit des Versausganges sind, welche ihre vollkommene Analogie in der Rhythmik des alteinheimischen Verses haben, daher auf diese wahrscheinlich zurückzuführen sind. Nach dieser Auffassung unterwirft H. schließlich die Überlieferung des Versausganges im Nibelungenliede einer sehr eingehenden Prüfung und gelangt zum Ergebnis, dass das Original des Liedes 1. die ungeraden Halbverse neben klingendem Normalschluss häufig 'voll' (d. h. 'vierhebig stumpf'), 2. den zweiten und vierten Halbvers gewöhnlich stumpf, aber auch dreihebig klingend (vielleicht auch vierhebig stumpf = 'voll'?), 3. den achten gewöhnlich 'voll', aber auch 'stumpf' (= 'dreihebig stumpf') bildete, dass es also eine viel größere Mannigfaltigkeit der Strophenbildung kannte, als uns die späteren Umarbeitungen zeigen. Diese hatten das Bestreben, die Strophenform möglichst zu regeln, und beseitigten daher die Mannigfaltigkeiten der Versausgänge. H. sucht aus den Varianten der Hss. die ursprünglichen Ausgänge an einer großen Zahl von Stellen zu erschließen. Diesen Versuch eines empirischen Nachweises seiner Theorie halte ich für sehr unsicher, weil seine Reconstructionen im wesentlichen auf eine Contamination von Lesarten hinauslaufen. Viel mehr Gewicht haben für mich die theoretischen Erwägungen, die ihn zu seiner Annahme führten, besonders ferner der Umstand, dass die Form der Nibelungenstrophe, die er für das Original voraussetzt, thatsächlich in den Kürnbergerstrophen vorliegt, endlich die thatsächliche Übereinstimmung der Überlieferung in mehreren Fällen, durch welche unmittelbar die Richtigkeit seiner ersten und zweiten Annahme erwiesen wird.

Ich habe früher in dieser Zeitschrift (1889, S. 1024) meine Zustimmung zu Wilmanns' Hypothese ausgesprochen, welcher den Nibelungenvers aus dem romanischen Zehnsilbler erklärte, beziehungsweise aus seiner deutschen Umformung, dem 'daktylischen' Verse. Ich kann jenes Urtheil nicht mehr aufrecht erhalten, denn aus dem daktylischen Verse sind (gerade) Halbverse wie *niwet wecken, schône fliegen* (in den Kürnbergerstrophen MSF 8, 12; 9, 6) nicht zu erklären, und Wilmanns' Annahme, dass der achte Halbvers ein daktylischer Versikel sei, welcher trotz vorausgehender weiblicher Cäsur sechs Silben behalten habe

x x | ⏑́ ⏑̀ x ⏑́

woraus dann

x́ x x́ x́ x x́

geworden sei, halte ich deshalb für unstatthaft, weil ihre Voraussetzung, dass jene zwei Auftaktsilben zu einer Hebung und Senkung (einem Takt) geworden seien, doch willkürlich ist. Vollends wird jetzt durch H.s Erklärung der auf den ersten Anschein bestechenden Hypothese der Boden entzogen. Wilmanns hatte zu ihrer Unterstützung darauf verwiesen, dass der rhythmische Ausgang der ganzen Strophe gerne die Form

. . . ⏑́ ⏑́ x ⏑́

habe, und diese verrathe eben den typischen 'daktylischen' Rhythmus. Die Beobachtung ist richtig; aber ihre Erklärung dürfte anderswo liegen. Hier ist ein Punkt, wo, dünkt mich, an die Möller-Heusler'schen Theorien fruchtbar angeknüpft werden kann. Der Hauptrhythmus des mhd. 'dactylischen' Verses ist

x́ x̀ x x́ ⁝ x | x x́ x̀ x x́ (x̀)

wie solt ich armer der swære getriwen (MSF 114, 21).

Das sind aber zwei Dipodien in einer rhythmischen Grundform, die im Allitterations- wie im Nibelungenverse gleich beliebt ist. Und die Vermuthung darf wohl gewagt werden, dass die Aufnahme und Umformung des Zehnsilblers in Anlehnung an alteinheimische rhythmische Gebilde geschah.

Auf dem Wege, den H. zur Durchführung seiner Hauptthesen machen musste, hatte er auch auf Otfrids Metrik einzugehen und sie als monopodische Messung zu charakterisieren. Dabei gelangt er zur geistreichen, mich aber nicht völlig überzeugenden Hypothese, dass Otfrid seine metrischen Accente zum Zwecke gesetzt habe, zu verhüten, dass der Vortrag in die Dipodie, in den Viervierteltakt, falle. Noch möchte ich seine Polemik gegen die 'schwebende' Betonung — im altdeutschen Verse — hervorheben, deren frische Unmittelbarkeit jeder mit Vergnügen lesen wird; ihr gegenüber verzichte ich gerne auf die 'Verschleierung' ihres Wesens, die ich mir, wie H. sagt, durch meinen Erklärungsversuch in dieser Zeitschrift (1889, S. 781) habe zu Schulden kommen lassen.

Innsbruck. Joseph Seemüller.

Friederike von Sesenheim. Nach geschichtlichen Quellen von Dr. J. Froitzheim. Gotha, F. A. Perthes 1893. 8°, IV u. 137 SS. Preis 1 Mk. 80 Pf.

In Straßburg wurde während des letzten Jahres die Aufgabe der Literaturgeschichte untersucht, zuerst durch ten Brink in seiner Rectoratsrede, dann von W. Wetz in einer polemischen Flugschrift; im Wesen waren beide Männer einig, wenn auch ten Brink mehr den Philologen, Wetz mehr den Psychologen als das Muster des Literarhistorikers ansah. Von Straßburg wird nun aber durch Dr. J. Froitzheim ein ganz neues Ideal der Literaturforschung verkündigt, und zum Muster nimmt er sich — den Detektive (S. 22 f.)! Sagte der Hr. Verf. nicht ausdrücklich (S. 57), er sei in den Jahren 1873—1879 Lehrer am Realprogymnasium in Buschweiler gewesen, und wüsste man nicht aus dem Literaturkalender, dass er gegenwärtig als Realschuloberlehrer in Straßburg wirke, man könnte ihn für einen Juristen halten, der durch einen Indicienbeweis eine verjährte Schuld ans Tageslicht zu bringen hat. Aber sein Heft

liest sich wie die Schrift des Anklägers, die auch nicht ein Wort der Vertheidigung enthält. Man folgt den Auseinandersetzungen mit wachsendem Staunen und Unbehagen und weiß zu Ende nicht, soll man das Büchlein mit Ernst bekämpfen oder als eine traurige Probe einer auch in der Wissenschaft einreißenden Verrohung und Skandalsucht unbeachtet lassen.

Auf die Gefahr hin, von Froitzheim wie Düntzer, Erich Schmidt und andere Goetheforscher mit Hohn und Verachtung behandelt zu werden, will ich seine Darstellung schildern, ohne dem Widerwillen zu erliegen, den mir das Heft erregt hat.

'Urkundlich' will Hr. Dr. Froitzheim feststellen, dass Friederike Brion den Cultus nicht verdient, der mit ihrem Andenken getrieben wird. — Er nimmt zu diesem Ende 'quellenmäßig' den Klatsch vor, der seit vielen Jahren die Lebensführung der Sesenheimer Pfarrerstochter in den Schmutz gezerrt hat, durchstöbert Kirchenbücher und Waisenhausacten, horcht alte Herren und alte Damen aus, verdächtigt die Glaubwürdigkeit der Entlastungszeugen und beweist die Zuverlässigkeit der Belastenden; er glaubt alles nur durch 'urkundliche Forschung' ermittelt zu haben und merkt nicht, dass nur durch die kühnsten Vermuthungen, durch die spitzfindigste Gruppierung des Materials sein zweifelhaftes Resultat gewonnen wird.

Es gibt eine alte Nachricht, Friederike sei nicht rein aus ihrem Liebesverhältnisse hervorgegangen, sondern habe Goethe einen Sohn geboren, der dann in Straßburg als Pastetenbäcker gelebt habe. Weiter wird von einer anderen Seite behauptet, Friederike habe sich später mit einem katholischen Geistlichen Laurentius Reinbolt vergangen und sei eines Knaben genesen. Nun weist Hr. Froitzheim aus den Acten nach, dass am 31. Mai 1787 *a été présenté pour l'hôpital de céans par Mr. L'abbé Reimbolt curé à Sesenheim un enfant, suivant son extrait baptistaire nommé jean Laurent fils illégitime de jean Frideric Blumenhold de Pfaffenhofen et de Françoise Louise Wallner de Schweighaussen*, er findet auch in Straßburg bei St. Stephan den Taufschein vom 3. März 1787, der in allen Angaben mit der anderen Eintragung stimmt, nur Reinbolts nicht gedenkt, es gelingt ihm nun, sich im Straßburger Sterberegister über den Tod dieses unehelichen Johann Lorenz Blumenhold zu unterrichten, und da heißt der zwanzigjährige (gest. 14. Februar 1807): *patissier!* Also —. Ich gestehe, nicht so tief in die Methode von Froitzheims 'urkundlicher Forschung' eindringen zu können, dass ich seine Beweisführung für etwas anderes anzusehen vermöchte als fast eine bewusste Fälschung. Er erklärt die Urkunden, auf die er sich doch selbst beruft, für einen Betrug, was die Namen betrifft; es habe nie eine Francisca Louise Wallner in Schweighausen, noch einen Johann Friedrich Blumenhold in Pfaffenhofen gegeben, Johann Lorenz Blumenhold sei der Sohn Friederikens und Reinbolts, dieser sei Pastetenbäcker geworden — was natürlich in der Stadt

der Gänseleberpasteten eine ganz besondere Seltenheit ist — durch das Gerücht sei Friederikens Sohn von Goethe irrthümlich für einen Pastetenbäcker ausgegeben worden, während doch Friederikens Sohn von Reinbolt dieses seltene Gewerbe ergriffen hatte. Also was ist's nun mit Goethes Sohn? Hat er existiert? Ist er früh gestorben? Vielleicht gleich bei der Geburt? Froitzheim entscheidet durch Einvernahme von noch heute lebenden Zeugen, ja, Goethes Sohn hat existiert und muss gleich bei der Geburt gestorben sein. Friederikens Gestalt sinkt immer tiefer in Schmutz. Auch das Liebesverhältnis mit Lenz wird nun in ganz andere Beleuchtung gerückt und zu allem Überfluss werden uns Stellen aus dem Tagebuche eines ungenannten Elsässer Theologen mitgetheilt, der zuerst von Friederike mächtig angezogen, dann aber durch Blößen, in denen Friederike seine bis dahin unentweihte Schamhaftigkeit aufschreckte und seine Sinnlichkeit reizte, ebenso mächtig abgestoßen wurde und dadurch aus seinem dritthalb Jahre dauernden Rausch erwachte. Auch auf einen anderen Jüngling soll sie so schamlos Jagd gemacht haben.

Und wie lebt nun Friederike in der Erinnerung der Leute weiter? Da wird sie von einer Dame als ein Engel in weißem Gewande geschildert, andere rühmen ihr freundliches, liebevolles und allezeit hilfbereites Wesen, ihre Freigebigkeit, ihre höchst achtbare weitere Lebensführung. Die alte Frau Schneegans erzählte mir und meinem verstorbenen Freunde Franz Lichtenstein im unvergesslichen Winter 1876, wie sie als Braut der alten Friederike vorgestellt wurde, sie habe dagesessen und 'nur so' dreingeschaut, nichts gesprochen, nur die Braut gesegnet; auch die alte Frau sprach noch voll Ehrerbietung von Friederike. Vor uns stand bisher das Denkmal von Goethes Jugendliebe leuchtend und rein, Froitzheim aber freut sich, dass er es umstürzen und im Schmutz wälzen konnte. Doch das Denkmal hat eine Künstlerhand gemeißelt und der Schmutz haftet nicht an dem weißen Marmor. Die Gemeinheit fällt auf den Verleumder zurück, der sich das Motto seines Verlegers: 'Erst wieg's, dann wag's' nicht zur Richtschnur genommen hat. Froitzheims Beweise sind keine Beweise, seine Urkunden sagen gar nichts, seine Darstellung verräth nur ein widerliches Geschick, durch niedrige Finten den Schein der Wahrscheinlichkeit zu erregen. Und schließlich, wenn alles wahr wäre, was Froitzheim ermittelt zu haben glaubt, was geht uns Froitzheims Friederike weiter an, wir halten das Andenken der Goethe'schen Friederike von Sesenheim fest und bedauern keineswegs, dass Verehrer den Friederikenhügel in Sesenheim erwarben und pietätvoll schmückten.

Wer Goethes Verhalten, wer besonders seine Schilderung des Sesenheimer Besuches im Jahre 1779 vorurtheilslos betrachtet, der wird nie und nimmer an die große Schuld der beiden Liebenden glauben, und selbst die Briefe, die Goethe während der aufgeregtesten Zeit an den Straßburger Actuar Salzmann schreibt, vertragen

die Prüfung durch einen Detectiv, ohne dass auch nur ein Schein von Vorwurf aus ihnen zu gewinnen wäre[1]). So darf die ganze Darstellung Froitzheims zurückgewiesen werden, so lang seine Beweise nicht besser überzeugen; mit Taschenspielerkünsten lassen wir uns nicht blenden und halten die ganze Art dieser 'urkundlichen Forschung' für die Parodie wirklicher Wissenschaft.

Hr. Dr. Froitzheim zieht aus seiner Ansicht (S. 105 ff.) noch die Resultate für Goethes Dichtung und hält den 'Faust' für Goethes Eingeständnis, dass Friederike schuldig war, nur habe Goethe den Schluss gesteigert durch die Erfindung des Kindesmords, aber die Verführung Friederikes sei keine geistige gewesen, wie Herman Grimm meinte, sondern eine Verführung im bürgerlichen Sinne. Ich möchte jedoch auf eine Geschichte hinweisen, die Goethe gekannt haben dürfte, in ihr können wir den ersten Keim der Gretchentragödie sehen. In Pfisters Faustbuch von 1674 wird als Anmerkung zum zweiten Capitel des ersten Theiles, wo von Fausts Wohlleben die Rede ist, aus Harsdörfers großem Schauplatz jämmerlicher Mordgeschichten die 24. Historie des ersten Theiles eingelegt. Sie berichtet, dass 'auff einer hohen Schul in Flandern' Apion mit der Tochter seiner Wirthin, Amee, ein Verhältnis anknüpft, das Caride, die Magd, befördert. Apion verlässt die schwangere Amee, diese schenkt einer Tochter das Leben; angeblich bringt Caride das Kind zu Apion, nach zwei Jahren stellt sich aber heraus, dass Amee und Caride das Kind tödteten und im Garten vergruben; sie werden geköpft. Diese durchaus nicht außergewöhnliche Geschichte gewinnt dadurch an Wert, dass sie Pfitzer mit dem Faustbuch in Verbindung setzt. Goethe seinerseits hat durch die Gretchentragödie den Fauststoff wesentlich erweitert. Ich werde demnächst an anderem Orte Gelegenheit haben, auf diesen Punkt näher einzugehen, musste jedoch dem Grundsatze der Froitzheim'schen Kritik gegenüber schon jetzt die Möglichkeit einer anderen Erklärung als der aus Goethes Leben betonen.

---

[1]) Die von Froitzheim S. 132 geforderte Umstellung von Goethes Briefen an Salzmann aus Frankfurt habe ich schon längst in meinem Exemplare des jungen Goethe vorgenommen. Auch noch in der Weimarer Ausgabe herrscht in den Briefen dieser Zeit große chronologische Unordnung. Man gestatte mir, dies in einer Anmerkung anzudeuten. Falsch datiert ist der Brief Nr. 78 an Herder; er kann nicht in Straßburg geschrieben sein, sondern nach Nr. 80 oder 81 Ende September oder Anfang October 1771, wie die Stellen über Ossian beweisen; auch ist der Ausruf: 'Apollo vom Belvedere, warum zeigst du dich uns in deiner Nacktheit' .. dann verständlicher, weil ihn Goethe erst auf der Rückreise von Straßburg im Mannheimer Antikensaal sah. 'Weg Mantel und Kragen' bezieht sich nicht auf den Straßburger Promotionsact, sondern wohl auf die Thätigkeit des Advocaten oder auf den Advocateneid 3. September 1771? Der Schluss des Briefes muss heißen: 'Ich lese meinen Brief ⟨nicht⟩ wieder.' — Brief Nr. 79 gehört in den December nach Nr. 83. — Brief Nr. 96 an Röderer ist zu datieren 1771 nicht 1772.

Freunden des Skandals kann das vorliegende Heft empfohlen werden; von einer erlangten 'Wahrheit' darf aber nicht gesprochen werden. Ich glaube, keinem einzigen Goetheverehrer würde es einfallen, die Aufdeckung einer betrübenden Wahrheit 'als unpassend, ja unpatriotisch' zu erklären. Streben nach wissenschaftlicher Wahrheit hat mit dem neuesten Werke des Hrn. Dr. Froitzheim nichts gemein, wohl aber Streben nach Aufsehen und Pikanterie um jeden Preis. Das macht die Arbeit zu einer so betrüblichen Erscheinung, das ruft unwillkürlich den Protest gegen eine solche Art von — Literaturgeschichte hervor. Man spottet so oft über die Goethephilologen, meist ohne Recht, ja ohne Verständnis — aber mögen uns alle neun Musen künftig bewahren vor den Goethedetectives!

Lemberg. R. M. Werner.

Die Stilarbeiten. Anleitung und Dispositionen von Dr. Theodor Gelbe. Leipzig, Teubner 1891. VIII u. 239 SS.

Das Buch gehört noch einer älteren Richtung an, die sich unter anderem in der Vorliebe für gewisse Stilformen und Themen (Chrie, Allgemeine Themen), in der unbedingten Forderung der Dreitheiligkeit und Ähnlichem äußert.

Die beigegebenen Bemerkungen und Anleitungen theoretischer Art enthalten viel Brauchbares und beweisen auf alle Fälle, dass der Verf. auf eine langjährige Praxis zurückblickt und ein ausgebreitetes Wissen für seine Dispositionen verarbeitet hat. Durchaus zustimmen wird man folgendem Satze der Einleitung (S. IV): „Für die Wahl der Themata waren entscheidend 1. die Rücksicht auf die geistigen Kräfte der Schüler und auf den Ideenkreis, in dem sie sich bewegen, und 2. das Bestreben, den Schülern durch die Arbeit selbst Belehrung, Stärkung des Charakters, einen Halt für die Lebensführung zu bieten — —." Anderen Anschauungen wird man dagegen widersprechen dürfen: So verlangt G. — wenigstens im Princip — dass bei jeder Stilarbeit Verstand, Phantasie und Gemüth des Schülers gleichzeitig in Thätigkeit gesetzt werde, eine Forderung, die entschieden an Übertreibung leidet. Dass jede Stilarbeit aus drei Haupttheilen (Einleitung, Ausführung, Schluss) bestehen müsse (s. S. 5, 16, 26), ist in dieser Allgemeinheit falsch. Diese ausnahmslose Forderung führt dann zu so weit ausgesponnenen Einleitungen und schablonenhaften Abschlüssen, welche die Schüleraufsätze charakterisieren und auch hier auffallen. Es ist vielmehr bei Erzählungen, Beschreibungen, Vergleichen meist ein schulmäßiger Zopf, der im guten Stil des wirklichen Lebens keine Entsprechung findet, eigene Einleitungen und Schlussfolgerungen anzubringen. Recht mechanisch nehmen sich daher die S. 18 ff. und 26 verzeichneten Redensarten aus, die zu Einleitungen, Übergängen und Abschlüssen empfohlen werden. Von letzteren taugen

am wenigsten die moralisierenden, wie sie S. 6, 46 angerathen und in den Dispositionen oft genug veranschaulicht werden. Auch die zu häufige Verwendung von Citaten (ein Anhang enthält deren 500 zur Benützung) will mir nicht gefallen.

Die Dispositionen, auf die G. das größte Gewicht legt, bleiben in der Mehrzahl von der Übertreibung allzuweit gehender Gliederung frei und gestehen zuweilen sogar ausdrücklich noch Vereinfachungen zu, was für eine naturgemäße Ausgestaltung des Schulaufsatzes geradezu Grundsatz werden muss.

Beachtenswert ist in solchen Büchern der Lehrgang vom Leichteren zum Schwereren, den der Verf. einschlägt, und die Arten der Stilarbeiten, die er unterscheidet. Wir finden da: I. Gegebene Stoffe. 1. Übersetzungen aus fremden Sprachen. 2. Erzählungen. *a*) Abschnitte aus der Welt- oder Literaturgeschichte. Unter letzterer werden nur Themen aus der mittelalterlichen Epik gebracht. *b*) Biographien, die am besten in Charakteristiken übergehen. *c*) Erzählungen eigener Erlebnisse. *d*) Inhaltsangaben. *e*) Gedankengang; darunter zu umfangreiche Aufgaben, z. B. das ganze Nibelungenlied. 3. Beschreibungen. Es wird gerathen, mit farblosen Bildern zu beginnen. 4. Schilderungen. 5. Charakteristiken. 6. Vergleichungen. 7. Betrachtungen. II. Verarbeitung von Gedanken, d. i. Abhandlungen, die in Erörterungen und Entwicklungen zerlegt werden. Zu den drei letzten Gruppen fehlen die theoretischen Bemerkungen, die in einem 'Programm' desselben Verf. nachzulesen wären. Für die Praxis dürften diese subtilen Unterscheidungen wenig Bedeutung haben.

Der deutsche Aufsatz in Lehre und Beispiel für die mittleren und oberen Classen höherer Lehranstalten von Franz Linnig. 6. verb. Aufl. Paderborn, F. Schöningh 1892. XII u. 412 SS.

Einen vornehmen Eindruck macht das Aufsatzbuch von L., für dessen Beliebtheit der Umstand spricht, dass es bereits in 6. Auflage vorliegt. Es ist vorwiegend für den Lehrer berechnet, dem es wirklich in Lehre und Beispiel eine Fülle von Anregung, Anleitung und gediegenem Material bringt.

Die einzelnen Stilgattungen folgen in systematischer Anordnung, die mit dem Grade ihrer Schwierigkeit ziemlich zusammenfällt. L. unterscheidet zwischen historischer und philosophischer Prosa. Zur ersteren gehören: Erzählung (besonders aus Historikern, deutscher Prosa und poetischer Lectüre), Beschreibung, Schilderung, dazu noch §. 7 (Gruppen, Scenen, Bilder oder Gemälde). Die philosophische Prosa umfasst: I. Betrachtung. 1. Einfache, 2. vergleichende Betrachtung. II. Entwicklung. 1. Chrie (gebundene Form). 2. Freie Chrie (oder ungebundene Entwicklung). 3. Charakteristiken. III. Abhandlung (inclusive Begriffsentwicklung), woran sich die oratorische Prosa schließt. Die unter III genannten (also besonders Abhandlung, Gespräch, Rede) bezeichnen den stilistischen

Höhepunkt. Bezüglich der Briefform fehlt eine eigene Unterweisung. Übergänge zwischen den einzelnen Stilgattungen und Vereinigungen werden natürlich wiederholt zugestanden (s. z. B. S. 25).

Auf diese Reihenfolge und Terminologie legt übrigens der Verf. selbst kein allzugroßes Gewicht (vgl. S. 2, 148), und in der That verfahren hierin die verschiedenen Autoren, besonders was die sogenannte philosophische Prosa betrifft, ganz subjectiv. Wichtiger ist, was im einzelnen und an Concretem geboten wird, und dass man hier einem gediegenen und bewährten Werke gegenübersteht, wurde schon eingangs erwähnt.

Die Themen sind nach Inhalt und Form ungemein mannigfaltig und veranschaulichen fast alle heutzutage herrschenden Richtungen (directe Übersetzungen sind wohl absichtlich weggelassen). Besonders reichhaltig sind die aus der Lectüre und dem Sentenzenschatze genommenen Aufgaben. Viele davon sind ausgeführt, viele bieten nur Dispositionen, Materialien und Winke. Bei manchen davon ist auch bloß mündliche Bearbeitung in Aussicht genommen. Wo sich der Verf. einer Anlehnung bewusst war oder wo er es sonst für ersprießlich hielt, ließ er es an Quellenangaben und Literaturverweisungen nicht fehlen. Auch auf andere bekannte Werke desselben Verf. wird gern verwiesen.

Über die Grenzen des selbst für die Prima Möglichen will L. nicht hinausgehen und wiederholt polemisiert er in dieser Beziehung mit Glück gegen überspannte Forderungen (z. B. S. 275 f.). In einem wichtigen Punkte scheint aber auch er in diesen Fehler zu verfallen, ich meine in der Bedeutung, die L. den alten Schemen für Begriffsentwicklung, Partition, Division, Form der Beweisführung u. ä. beilegt, und in dem Gebrauche, den er selbst in den Mustern davon macht. Dieser philosophische, den alten Rhetoren entlehnte Apparat nimmt ja gewiss das Denken in strenge Zucht und fördert, namentlich beim Studium der formalen Logik, nützliche Denkübungen. Für die moderne Schule aber ist er zu schwerfällig und freierem Denken und Schaffen hinderlich. Einige wenige Themen endlich wird man aus inneren Gründen ablehnen.

An Druckfehlern habe ich bemerkt: S. 195, Z. 13 v. o. n statt u, S. 278, Z. 4 v. u. V statt B, S. 367 (Mitte) *a*) *b*) statt *c*) *d*).

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

H. Varnhagen, Zur Geschichte der Legende der Katharina von Alexandrien. Nebst lateinischen Texten nach Handschriften der Hof- und Staatsbibliothek in München und der Universitätsbibliothek in Erlangen. Erlangen, F. Junge 1891. 8°, 50 SS. Preis 1 Mk. 40 Pf.

Zu der in neuerer Zeit von Philologen und Theologen eifrig in Angriff genommenen Legendenforschung gibt die vorliegende

Schrift des auf dem Gebiete der Sagenwanderung wohl bekannten Verf. einen dankenswerten Beitrag. Das Verhältnis der lateinischen Versionen zu der griechischen des Athanasius und zueinander wird festgestellt und gezeigt, dass der Darstellung der Legenda aurea ein eklektisches Verfahren zugrunde liegt. Im Anschluss daran folgen drei lateinische Texte. In dem ersten ist S. 11, Z. 24 nach *considerantes* Kolon statt Komma und *omnes* bis *fecit* in Anführungszeichen zu setzen, da es sich um ein Citat aus dem Psalter handelt; 12, 6 *ipsa*] eher *ipse*, bezogen auf Christus als *ipsa* bezogen auf *sapientia*; 16, 9 *non amore et fidei sanctae religione*] eher *et fide s. religionis*; im zweiten, der in Norditalien entstanden sein dürfte, S. 22, 2 *miserabilem* statt *miserabile*; im dritten konnte S. 26 *perdisti* statt *perdidisti*, S. 27 *fraglanciam* statt *fragranciam* als vulgäre Form ebenso gut stehen bleiben wie *reliquid*, vergleiche zu *fraglancia* Arch. für lat. lex. IV 8. — Ein zweiter Abschnitt bespricht die italienischen Bearbeitungen. In der Frage nach dem Verhältnisse der altveronesischen zur französischen Version entscheidet sich der Verf. für die Priorität der ersteren, als deren Hauptquelle die Legenda aurea, dann auch die Vulgata und eine bis jetzt noch nicht wiedergefundene Darstellung der Wunder der Heiligen nachgewiesen wird. Besonders wichtig ist, dass für die abruzzesische Legende Buccios genauer als von den beiden Herausgebern als Hauptvorlage der Text des Athanasius in einer Redaction bestimmt wird, die der zweiten cassinischen nahesteht, woneben manche, vielleicht selbständige Zusätze vorkommen, während freilich andererseits Buccio sich so genau an den lateinischen Text hält, dass dieser letztere zur Richtigstellung von Fehlern in der ziemlich schlechten Handschrift herbeigezogen werden könne, wie ein Anhang zeigt. — Endlich mehrere italienische Prosabearbeitungen erweisen sich als Übersetzungen der Legenda aurea. — Die kleine Schrift lässt die im Vorworte in Aussicht gestellte „Geschichte der Katharinenlegende“ mit Spannung erwarten.

Wien. W. Meyer-Lübke.

Die Volksstämme im Gebiete von Triest und in Istrien. Eine ethnographische Studie von Dr. Petrus Tomasin. Triest, Verlag von F. H. Schimpff 1890.

Die fleißige, auf Quellenstudien beruhende Arbeit zerfällt in zwei Theile, von denen der erste über die Ureinwohner, die ersten Colonisten, die Einwanderungen in der mittleren und neueren Zeit, über die jetzige Bevölkerung handelt, während im zweiten die Stadt Triest als Handelsemporium näher beleuchtet wird. Der Verf. weist nach, dass die ältesten Bewohner Istriens thrakisch-keltischer Abstammung waren und sich theils mit Handel beschäftigten, theils von räuberischen Streifzügen lebten, bis sie im Jahre 177 v. Chr.

dem römischen Reiche unterworfen wurden und in den Zeiten der römischen Republik und des Kaiserthums zu einem ungewöhnlichen materiellen Wohlstande sich emporschwangen. Nach dieser einleitenden Auseinandersetzung geht der Verf. zur Betrachtung der gegenwärtigen Bevölkerung Istriens (Italiener, Rumänen, Slaven) über. Die Italiener, welche den civilisierteren und intelligenteren Theil bilden, sind die Nachkommen der römischen, aus der Verschmelzung italischer Colonisten mit den thrako-keltischen Ureinwohnern entstandenen Provincialen, die durch spätere Einwanderungen aus Italien (namentlich gegen Mitte des 12. Jahrhunderts) einen starken Zuwachs erhielten. Die Art und Weise der Romanisierung erfolgte genau so wie in den anderen romanischen Ländern und die Bewohner Triests sprachen bis zur Gründung des Handelsemporiums eine friaulische Mundart[1]), was der Verf. durch Beibringung kurzer Proben aus dem alten Triestiner Dialecte erhärtet. Nach einer kurzen Darlegung der Art und Weise, in der die italienische Bevölkerung allein für die geistige Entwicklung Istriens sorgte, wendet sich der Verf. zu den Rumänen, die sich früher viel weiter ausdehnten als heute; dieser Theil der Bevölkerung hätte von Seite des Verf.s etwas mehr Berücksichtigung und größere Ausführlichkeit der Darstellung verdient, wie sie den Slaven zutheil wird, die in vier große Gruppen zerfallen, nämlich in die der Morlacken, der Tschitschen, der Slovenen und der Croaten. Nach allgemeinen Bemerkungen über ihre Bekehrung zum Christenthum (Cyrillische und Glagolitische Schrift der liturgischen Bücher) und über die Ausbreitung der Reformation in Istrien wird ein jeder von den vier slavischen Stämmen eingehend erörtert, wobei namentlich die Peroieser, die Bewohner des Dorfes Peroi und die einen Zweig der Morlacken bilden, wegen ihrer physischen und moralischen Eigenschaften hervorgehoben werden.

Der zweite Theil der Arbeit, der sich mit Triest als Handelsemporium beschäftigt, ist ganz statistischer Natur und werden hierbei die Juden, die Armenier (Mechitaristencongregation), die Albanesen, Holländer, Skandinaver, Franzosen, Engländer, die Slovenen und Illyrier, die Griechen, die Schweizer (der Name Lordschneider ist wohl grödnerisch, von larix — laricetum) und die Deutschen nach ihren Tugenden und Untugenden näher geschildert, wobei der Verf. stets die größte Parteilosigkeit an den Tag legt.

Druckfehler sind mir folgende aufgefallen: S. 11, Z. 16 eine st. einer, S. 12, Z. 24 vergöttliche st. vergöttlichte, S. 13, Z. 11 das st. dass, S. 13, Anm. Z. 7 un' st. un, S. 29, Z. 21 Vie st. Wie, S. 42, Z. 7 ein st. eine, ib. Z. 8 hingetragene st. hingetragenen, S. 59, Z. 13 branchen st. brauchen, S. 61, Z. 8 Castclnovo st. Castelnovo, S. 62, Z. 18 hattcn st. hatten, S. 78, Z. 7 dicser st. dieser, S. 104, Z. 29 sochsclassiges st. sechsclassiges.

---

[1]) Vgl. I. Pirona, Attenenze della lingua friulana date per chiosa ad una iscrizione del MCIII. Udine 1859, pag. 8.

Lehrbuch der italienischen Sprache für Mittelschulen, sowie für den Privatunterricht von Armando Verzan. Graz, Verlag von H. Wagner 1893.

Vorliegendes Lehrbuch besteht eigentlich aus fünf Theilen; der erste Abschnitt macht uns mit der Lautlehre und dem Wissenswertesten aus der Formenlehre bekannt; der zweite enthält Übungsstücke, welche nicht nur die sprachliche Schulung, sondern auch einen Einblick in die Sitten und Gebräuche des Landes und Volkes bezwecken. Die Worterklärung bildet den dritten Theil; an diesen reiht sich ein übersichtliches Verzeichnis der italienischen starken Verba, während ein allgemeineres alphabetisches Wörterverzeichnis das Lehrbuch abschließt. Von den früheren Lehrbüchern unterscheidet sich das Werk des Verf.s durch das Bestreben, die Anforderungen der analytischen Methode und die des praktischen Unterrichtes in Einklang zu bringen; in welcher Weise dies erreicht werden soll, erörtert der Verf. in der Vorrede. Da das Buch ausschließlich den praktischen Zweck verfolgt, so werden wissenschaftliche Erörterungen möglichst beschränkt und die syntaktischen Bemerkungen, welche im dritten Theile gelegentlich eingestreut sind, umfassen nur das Nothwendigste. Alle pedantischen Tüfteleien, die Masse der Ausnahmen und der Ausnahmen von den Ausnahmen, welche in den meisten Grammatiken oft die Hauptrolle spielen, werden vom Verf. gemieden. Da der Schüler nach dem ganzen Plane und der Methode dieses Lehrbuches nach dem Gehör und nicht nach dem Auge lesen und sprechen lernen soll, das lebendige Wort des Lehrers also der Hauptfactor ist, so dürfte sich das Buch für den Privatgebrauch weniger eignen, zumal die einzelnen sprachlichen Erscheinungen öfters etwas zu versprengt sind; unter der Leitung eines gediegenen Lehrers aber wird sich dasselbe vorzüglich bewähren. Ausdrücke wie chifeli (pag. 43 und 45), semeli (pag. 45) hätten vermieden werden sollen.

Die ganze Ausstattung ist in jeder Hinsicht musterhaft; pag. 4, Z. 11 v. u. lies sdrucciole st. strucciole; pag. 25, Z. 3 fehlt nach „Endungen" das Wörtchen „ein"; pag. 86, Z. 5 lies „e" st. „a".

Wien. Joh. Alton.

Dr. Franz Martin Mayer, Lehrbuch der Geschichte. Für die oberen Classen der Mittelschulen. Erster Theil: Alterthum. Zweite, nach dem neuen Lehrplan vom 24. Mai 1892 verbesserte Auflage. Mit 60 Abbildungen, 2 Farbendrucktafeln und 6 Karten. Wien u. Prag. F. Tempsky 1893. Preis geh. 70 kr., geb. 90 kr.

Dem Unterrichte in der Geschichte fällt auf der Unterstufe der Mittelschule eine wesentlich andere Aufgabe zu als auf der Oberstufe; er hat für letztere bloß als Vorbildung zu dienen. Dieser Grundsatz, der dem Unterrichte auf jeder Stufe sein eigenartiges charakteristisches Gepräge verleihen soll, ist bereits in dem Org.-

Entwurfe (S. 152 f.) in klarer und überzeugender Weise ausgesprochen, auf demselben fußt die Geschichtsinstruction des Jahres 1884 (vgl. S. 145), und derselbe ist neuerdings in der dem Lehrplane vom 24. Mai 1892 beigegebenen Instruction für den Unterricht in der Geographie und Geschichte (Verord.-Bl. 1892, S. 404) mit besonderem Nachdrucke hervorgehoben. Gleichwohl lässt sich nicht behaupten, dass derselbe auch in der Praxis bereits so allgemein durchgeführt ist, wie es im Interesse der Sache gelegen wäre; insbesondere lassen manche für die Unterstufe bestimmten Bücher deutlich erkennen, dass die betreffenden Bücher für die Oberstufe die Pathenstelle bei ihnen versehen haben. Es muss nun der gegenwärtigen Unterrichtsverwaltung nachgerühmt werden, dass sie nicht bloß zeitgemäße Anordnungen trifft, sondern dass sie auch dafür sorgt, dass dieselben allseits genau durchgeführt werden. So wird in dem vorliegenden Falle bloß solchen Büchern die Zulässigkeitserklärung in Aussicht gestellt, welche dem neuen Lehrplane und der dazu gehörigen Instruction angepasst sind und auf diese Weise die Intentionen, von denen dieselben getragen werden, verwirklichen helfen.

Dr. Fr. M. Mayer war redlich bemüht, sowohl bezüglich des Inhaltes und dessen Behandlungsweise, als auch bezüglich des Umfanges seines Buches den durch die jüngst erflossenen Verordnungen gestellten Anforderungen gerecht zu werden. — Die orientalischen Völker (Ägypter, Israeliten, Phönicier, Babylonier und Assyrier, Perser) füllen in einer kurzen, aber anmuthenden Darstellung die ersten 13 Seiten des Buches. Hier heben sich bereits einzelne hervorragende Persönlichkeiten, wie Psammetich (S. 5), Cyrus (S. 11), Crösus (S. 12) von ihrer Umgebung in anschaulicher Weise ab. Die griechische Geschichte ist sodann S. 13—77 behandelt. Es wird zunächst eine kurze Schilderung von Griechenland entworfen, die sich von jedem zu weit gehenden Detail freihält, gleichwohl aber das für den Schüler Wissenswerte bietet. Die S. 14 gemachte Bemerkung, dass sich zwischen den Gebirgen „gut bewässerte Ebenen“ ausbreiten, kann allerdings nur mit wesentlicher Einschränkung gelten. S. 15 werden in Argolis neben den Städten A r g o s und M y k e n ä auch noch N e m e a und T r ö z e n genannt, während T i r y n s, das gerade in jüngster Zeit durch Schliemanns Ausgrabungen zu einer neuen Berühmtheit gelangt ist, nicht angeführt erscheint. In hinreichender Ausführlichkeit wird sodann die griechische Götterwelt dargestellt und im Anschlusse daran eine kurze Schilderung der Tempel und der (olympischen) Festspiele gegeben; hierauf werden die bedeutendsten Sagen, die bei der Jugend stets volles Interesse finden (Herakles, Theseus, der Argonautenzug, Ödipus, der trojanische Krieg, Odysseus) erzählt. Mit Lykurg beginnt die eigentliche Geschichte der Hellenen, die auf eine Gruppe geschickt miteinander verbundener Bilder vertheilt ist, aus denen die großen, leitenden Persönlichkeiten in ihrer Führer-

rolle hervorragen. Bei Perikles sind auch die Culturverhältnisse in einer der Altersstufe der Schüler entsprechenden Weise berücksichtigt. Mit Alexanders des Großen Zuge nach dem Morgenlande schließt dieser Abschnitt. — Die römische Geschichte (S. 77—123) wird gleichfalls mit einer kurzen geographischen Skizze eingeleitet. Die Zeit der Könige und die älteste Zeit der Republik mit ihren Sagenbildungen, bei denen das biographische Moment durchwegs stark in den Vordergrund tritt, bildet den Inhalt der ersten sechs Abschnitte. Ich stimme dem Verf. vollkommen darin bei, dass er die samnitischen Kriege, abweichend von den Instructionen des Jahres 1884, welche dieselben neben den punischen Kriegen als Glanzpunkt der Heldenzeit ausführlicher behandelt wissen wollen (S. 148), in der neuen Auflage mit wenigen Zeilen abthut und zu einer breiteren Schilderung der großen kriegerischen Ereignisse erst bei dem Kriege mit Pyrrhus ausholt. Auch kann ich es nur billigen, dass das Verfassungswesen, für das die Schüler auf dieser Stufe wenig Verständnis und noch weniger Sinn haben, nur gelegentlich in Kürze gestreift wird. Die Kaiserzeit, die den Schluss des Ganzen bildet, erscheint, wie dies auch nicht anders sein konnte, bloß durch ihre hervorragendsten Gestalten vertreten.

Wie aus dieser knappen Inhaltsangabe ersehen werden kann, legt sich das vorliegende Buch nach seiner inhaltlichen Seite hin eine Beschränkung auf, wie sie dem neuen Lehrplane vollkommen entspricht; dabei ist der Stoff so ausgewählt, dass er auf das jugendliche Gemüth anregend einzuwirken, dasselbe für das Große, Schöne und Edle zu begeistern und zugleich Interesse für die Geschichtsdisciplin zu wecken geeignet ist. Auch verdient hervorgehoben zu werden, dass der Verf., frei von dem Streben nach relativer Vollständigkeit, mit Namen und Zahlen, die, wenn sie nicht entsprechend beleuchtet werden, ohnehin nur todtes Material bilden, für das sich der Schüler nicht erwärmen kann, keinen Cult treibt, dass er vielmehr alles Nebensächliche abstreift und in einer klaren und übersichtlichen Darstellung des Bedeutsamen seine Aufgabe ersieht. — Auch der Forderung betreffs des Umfanges der Schulbücher ist der Verf. gewissenhaft nachgekommen; der Text seines Buches umfasst 123 Seiten, von denen ein beträchtlicher Theil auf die zahlreichen (60) größeren und kleineren Abbildungen entfällt. Ich möchte hier jedoch in letzterer Beziehung allgemein bemerken, dass der Umfang bei einem Geschichtsbuche, wenn er sich auch innerhalb gewisser Grenzen halten muss, doch nicht in dem gleichen Maße in Betracht kommt, wie der Inhalt. Soll das Schulbuch selbst schon dem Schüler ein gewisses Interesse für den Gegenstand einflößen, soll der sorgfältig ausgewählte und thunlichst eingeschränkte Lehrstoff desselben auf das jugendliche Gemüth einwirken, soll der Schüler zur weiteren Lectüre anderer Bücher angeregt werden (vgl. Vdg. Bl. 1892, S. 405), dann darf die Darstellung einer gewissen Ausführlichkeit nicht entbehren: das

Studium der Geschichte kann dem Schüler weit eher durch eine allzu gedrängte, als durch eine etwas ausführlichere Erzählung erschwert und verleidet werden.

Zur Hebung des Interesses und Förderung des Verständnisses ist dem Texte eine Auswahl (60) von Abbildungen eingefügt. Es verdient gewiss nur Billigung, wenn die Bewaffnung des griechischen Hopliten und des römischen Legionssoldaten (zwei Farbendrucktafeln), der griechische Schiffsbau (S. 51), wenn berühmte Werke der bildenden Künste dem Schüler veranschaulicht werden, wenn er eine Vorstellung von den Schöpfungen der ägyptischen (S. 3), assyrischen (S. 9), persischen (S. 47), griechischen (S. 25, 26, 27, 58) und römischen (S. 82, 83, 111, 115, 116, 118, 121) Architektur erhält, wenn er das Bild eines Zeus (von Otricoli), einer Hera (Juno Ludovisi), eines Apollo (vom Belvedere), einer Aphrodite (Venus von Milo) möglichst früh und bleibend seinem Gedächtnisse einprägt, — allein man darf in dieser Beziehung auch nicht zu weit gehen. Was es für einen besonderen Zweck haben soll, den Schülern auch Bilder — nebstbei erwähnt von mitunter recht zweifelhafter Herkunft, wie von Perikles (S. 57) u. a. zu bieten, ist mir nicht klar. Wäre es nicht auch belehrender, das Bild des Sophokles durch eine Abbildung eines antiken griechischen Theaters zu ersetzen?

Die Sprache des Buches ist schlicht und klar, der Ausdruck correct, die Erzählungsweise anziehend. Nur muthet S. 2 der — allerdings der ägyptischen Vorstellungsweise entsprechende — Gebrauch des Wortes „Sphinx“ als Masculinum etwas seltsam an, und dies umsomehr, als später (bei der griechischen Geschichte S. 33) dasselbe Wort als Femininum gebraucht wird. Der ungewöhnliche Ausdruck „spreitete“ (S. 74) wäre durch den einfacheren „breitete“ zu ersetzen. Was die Schreibung der griechischen Eigennamen anbelangt, so vermisse ich bei denselben in einem Buche, das für das Gymnasium bestimmt ist, ungerne das k-Zeichen (Lycurg, Pericles usw.). Auch hätte ich es vom gymnasialen Standpunkte aus nur gerne gesehen, wenn — wie dies bei einzelnen Schulbüchern der Fall ist — bei den Eigennamen die Accente gesetzt worden wären; es lässt sich eben nur auf diese Weise die Angewöhnung einer fehlerhaften Aussprache bei dem Geschichtsunterrichte hintanhalten.

Die wenigen Bemerkungen, die einzelne Wünsche dem vorliegenden Buche gegenüber zum Ausdrucke bringen, wollen den Wert desselben in keiner Weise herabdrücken; der Verf. hat mit Fleiß und Sorgfalt die Erfahrungen, die er als praktischer Schulmann zu sammeln Gelegenheit hatte, verwertet und ein Schulbuch geschaffen, das ich der wohlverdienten Aufmerksamkeit der Fachgenossen nur bestens empfehlen kann.

Linz. Christoph Würfl.

Stereometrie. Lehrbuch und Aufgabensammlung für Schulen.

Trigonometrie. Lehrbuch und Aufgabensammlung für Schulen. Von Wilhelm Winter, Prof. für Mathematik und Physik am k. alten Gymnasium in Regensburg. München, Theodor Ackermann 1890.

Vermöge ihrer Anlage und Durchführung erfüllen die beiden vorliegenden Bücher zugleich die Zwecke von Lehrbüchern und Aufgabensammlungen. An Aufgaben wird in beiden Büchern eine genügend reiche Anzahl gegeben und diese sind in instructiver Weise gewählt. Bei der bezüglichen Auswahl hat der Verf. gestrebt, die Natürlichkeit der Probleme hervortreten zu lassen und jede Künstelei, welche vielleicht zu einfachen Zahlenresultaten führt, zu vermeiden.

Was zunächst das erste Büchlein betrifft, so sind in demselben die Elemente der Stereometrie in zweckentsprechender Weise dargestellt und an einigen Stellen Anwendungen derselben erläutert, welche wir seltener in elementaren Lehrbüchern antreffen; es seien in dieser Beziehung nur die Cylinderdreiecke und die zur Berechnung von Rotationsflächen und Rotationskörpern geeignete Guldin'sche Regel erwähnt. Die Haupttheoreme sind streng deduciert, die Zusätze, Umkehrungen usw. — nur wenn es sich als nothwendig herausstellte — in ihrer Beweisführung angedeutet, um die Selbständigkeit und Selbstthätigkeit des Schülers beim Gebrauche des Buches nicht zu unterdrücken. In der Volumsberechnung vermissen wir die Anwendung des Cavalieri'schen Lehrsatzes, welche die Darstellung einheitlicher und übersichtlicher gestaltet hätte. Der erste Theil handelt von der Lage geometrischer Gebilde im Raume (Lage von Geraden gegen Ebenen, gegenseitige Lage zweier Ebenen, Lehre von den körperlichen Ecken). Als anerkennenswert muss der Umstand hervorgehoben werden, dass den stereometrischen Constructionsaufgaben ein ziemlich ausgedehnter Raum gewidmet wird. Der zweite Theil der Stereometrie handelt von der Lehre von den Körpern. Es wäre zweckentsprechend gewesen, wenn der Satz: „Zwei rechtwinklige Parallelepipede von congruenten Grundflächen verhalten sich wie deren Höhen“ allgemeiner ausgesprochen und für den Fall der Incommensurabilität der Höhen nachgewiesen worden wäre. Die zweite Deduction der Formel für das Volumen einer abgestutzten Pyramide ist unklar; desgleichen lässt die Ableitung für das Volumen eines schief abgeschnittenen Prismas manches zu wünschen übrig. Die Betrachtungen über das Prismatoid, den Obelisk und den schief abgeschnittenen Cylinder sind bemerkenswert; dies gilt auch von den Cylinderdreiecken; hier ist die Beziehung (S. 73, Z. 18 v. u.) $AB \,.\, A'B' = AC \,.\, A'C'$ unrichtig. Zweckentsprechend wäre es gewesen, die Beispiele über die Berechnung der Oberflächen und der Volumina der Rotationskörper zu vermehren; immerhin kann die Beigabe der bezüglichen Guldin'schen Regeln

als schätzenswert bezeichnet werden. Den Satz von Euler über die Polyeder hat der Verf. ausgehend von der dreiseitigen Pyramide abgeleitet und auf die regulären Polyeder in Anwendung gebracht. Den Schluss bilden Exempel der Stereometrie, welche in Verbindung mit den Theoremen der Trigonometrie aufgelöst werden können; das Zurückgreifen der Trigonometrie auf die Stereometrie muss aufs beste befürwortet werden.

Wir können nach eingehender Prüfung das vorliegende Lehr- und Übungsbuch der Stereometrie als zum Unterrichte recht passend empfehlen.

Das geschichtliche Element im mathematischen Unterrichte der höheren Lehranstalten. Vortrag, gehalten bei der 62. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Heidelberg von P. Treutlein, Prof. am Gymn. zu Karlsruhe. Braunschweig, Otto Salle 1890.

Die kleine Schrift, welche dem bekannten Forscher auf dem Gebiete der Geschichte der Mathematik Prof. Dr. M. Cantor in Heidelberg gewidmet ist, enthält sehr beherzigenswerte Winke für den Lehrer der Mathematik in den Mitttelschulen. Die Einbeziehung der Geschichte der Mathematik in den Unterricht wird von Prof. Treutlein aufs wärmste befürwortet, und zwar erstens aus dem Grunde, „weil die Mathematik, wie jedes der verbündeten Unterrichtsfächer nicht als Selbstzweck zu gelten hat, sondern nur als Mittel zur Erreichung eines hohen Zieles, als Hilfsmittel zu einer geregelten kräftigen Aus- und Durchbildung des Geistes", zweitens, weil nach den Erfahrungen des Verf.s der vorliegenden Schrift, welche auch der Verf. gemacht hat, durch eingestreute historische Daten dem Schüler nach des Gedankens anstrengender Arbeit eine Ruhepause gewährt wird, deren Nützlichkeit wohl kaum bestritten werden dürfte. An einigen drastischen Beispielen wird gezeigt, wie die allgemeine Geschichte in das specielle Gebiet der Geschichte der exacten Wissenschaften eingreifen kann und muss, und wie umgekehrt etwa die Geschichte der Mathematik fruchtbringend in Zusammenhang gebracht werden kann mit der allgemeinen Weltgeschichte. Wir halten den vom Verf. ausgesprochenen Satz, dass der Schüler angeleitet werden muss, die Gegenwart als die Resultierende aus den vorangegangenen Zuständen und Wandlungen zu erkennen, für wichtig.

Der Verf. gliedert die weiteren Ausführungen in zwei Theile und zwar einen allgemeinen, in welchem über den Charakter und den Inhalt des von dem geschichtlichen Momente beeinflussten mathematischen Unterrichtes gesprochen wird, und einen besonderen, in dem gezeigt wird, wie das culturgeschichtliche Element in diesem Unterrichte berücksichtigt werden kann. Der Verf. zeigt dies sowohl in Bezug auf Arithmetik als auch auf Geometrie. In ersterer hält er mit vollem Rechte die Darstellung der Zahlen

geeignet, um historische Elemente aufzunehmen; zu zeigen, wie das System des Zahlenaufbaues bei den verschiedenen Völkern stattgefunden hat, wird nicht nur dem Schüler von Interesse, sondern von dem weitgehendsten Nutzen sein. Auch gelegentlich der Durchführung der Rechnungsarten mit ganzen und gebrochenen Zahlen wird ein Eingehen auf die Geschichte derselben nicht ohne Belang sein. Gelegentlich der Besprechung der Aufnahme historischer Details in die Geometrie zeigt sich der Verf. als warmer Anhänger der Berücksichtigung der neueren Geometrie in unserem mathematischen Unterrichte; er gibt in kurzer, aber durchwegs klarer und deshalb fesselnder Weise an, wie dem Schüler dargelegt werden kann, dass bis zur dualen Auffassung der geometrischen Gebilde ein langer Weg zurückzulegen war, dass von da bis zu den denkwürdigen Arbeiten eines Steiner abermals ein großer Abstand besteht.

Zum Schlusse der Schrift, deren Lectüre wir allen Fachcollegen bestens empfehlen können, wendet sich der Verf. gegen die geringe Stundenzahl, welche dem mathematischen Unterrichte an den badischen Gymnasien zugewiesen ist. Trotz dieses geringen Stundenausmaßes verlangt er die Berücksichtigung der Geschichte der mathematischen Forschung im Unterrichte und mit Recht, denn es ist ein Unding, von den Classikern der exacten Wissenschaften den Schülern gegenüber zu schweigen.

Die Chemie in ihrer Gesammtheit bis zur Gegenwart und die chemische Technologie der Neuzeit. **Bearbeitet nach eigenem Systeme unter Mitwirkung der bewährtesten Kräfte. Herausgegeben von Dr. Ad. Kleyer. Mit zahlreichen Illustrationen. Stuttgart, Julius Maier. Lief. 37—46.**

Zunächst werden die Verbindungen des Schwefels mit Chlor, Brom, Jod und Fluor erörtert, sodann die chemischen Verbindungen des Schwefels mit Stickstoff, jene der Oxyde des Schwefels mit den Oxyden des Stickstoffes und deren Hydrate (die sogenannten Nitrosulfonsäuren) in den Kreis der Betrachtungen gezogen. Die Verbindungen des Schwefels mit Kohlenstoff werden mit außerordentlicher Ausführlichkeit, insbesondere was die chemische Technologie des Schwefelkohlenstoffes betrifft, besprochen. Im Folgenden nimmt der Verf. die Chemie des Selens, des Tellurs und deren Verbindungen vor. Musterhaft bearbeitet ist der nun folgende Abschnitt über die Chemie und die chemische Technologie des Phosphors, und wir finden in diesem Abschnitte auch einige sehr bemerkenswerte Schulversuche, die unter den angegebenen Vorsichtsmaßregeln angestellt werden müssen. In den letzten bisher vorliegenden Lieferungen wird über das Arsen und das Antimon und deren Verbindungen abgehandelt.

Bemerkt muss werden, dass die Kleyer'sche Methode sich besonders in der Chemie und den verwandten Zweigen der Natur-

wissenschaften günstig repräsentiert und — wir zweifeln nicht daran — zur Erzielung schöner Erfolge wesentlich beitragen wird. Durch die umsichtige Redaction der Kleyer'schen Werke wurde erreicht, dass die Darstellung der einzelnen Disciplinen eine einheitliche geworden ist. Dadurch, dass Dr. Kleyer sich mit namhaften Fachleuten in Verbindung gesetzt hat, welche an seinem Unternehmen mithelfen, ist auch die strenge Wissenschaftlichkeit des Vorgetragenen und die Basierung desselben auf den neuesten Standpunkt der Forschung garantiert.

Der Verlagsbuchhandlung muss die Anerkennung für die prächtige Ausstattung der einzelnen Werke der Kleyer'schen Bibliothek im allgemeinen und der „Chemie" im besonderen ausgesprochen werden. Insbesondere sind es die Figuren, die das Augenmerk des Lesers sofort durch die Schönheit und Deutlichkeit der Ausführung fesseln werden.

Angesichts der Vorzüge der Kleyer'schen Encyklopädie, welche uns beim Durchmustern der vorliegenden Lieferungen wieder entgegentraten, können wir nur den Wunsch ausdrücken, es möge dieselbe möglichst alle Theile der Naturwissenschaften und der Hilfswissenschaften derselben umfassen.

A. F. Möbius, Die Hauptsätze in der Astronomie. 7. Aufl. Für Schulen und zur Selbstbelehrung umgearbeitet u. erweitert von Prof. H. Cranz. Mit 29 Figuren und einer Tabelle. Stuttgart, G. J. Göschen.

Die Sammlung Göschen, welche sich auf Schulausgaben aus allen Lehrfächern erstreckt, erfreut sich mit Recht einer großen Beliebtheit, und die Urtheile, welche in den verschiedensten Zeitschriften über dieselbe gefällt wurden, sind durchwegs sehr günstig. Beifällig begrüßen wir die vorliegende kleine Schrift über Astronomie, welche die Grundzüge der Forschung auf diesem Wissensgebiete in klarer und übersichtlicher Weise mit Weglassung aller unnützen Zuthaten entwickelt enthält. Im 1. Capitel wird die tägliche scheinbare Umdrehung des Himmels, die Gestalt und Größe der Erde, die Axendrehung derselben, die Physik der einhüllenden Atmosphäre beschrieben. Nicht correct erscheint es dem Ref., wenn der Verf. S. 4, Z. 2 v. o. von Kreisbögen spricht, da die Projection von Kreisen auf eine zu den Ebenen derselben geneigte Ebene Ellipsen liefert. S. 6, Z. 15 v. o. soll es statt QPF heißen QPK. Die Gradmessungen sind in dem genannten Abschnitte in präciser Weise skizziert. Das 2. Capitel handelt von der scheinbaren Bewegung der Sonne, von der Größe und Entfernung derselben von unserer Erde, von der jährlichen Bewegung der Erde, von der physischen Bechaffenheit der Sonne. In letzterer Beziehung hätten wir wohl mehrere Aufklärungen gewünscht. So wäre das periodisch starke Auftreten der Sonnenflecken etwas eingehender zu behandeln gewesen, auch wäre eine Andeutung über die An-

sichten von der Natur des Zodiakallichtes erwünscht gewesen. Im weiteren Verlaufe des Buches finden wir die Erläuterung der Erscheinungen, welche am Monde beobachtet wurden (besondere Berücksichtigung der Sonnen- und Mondesfinsternisse), die scheinbare Bewegung der Planeten mit ziemlich eingehender Erörterung der Epicykelbewegung, die wahre Bewegung der ersteren, die Darstellung der physischen Beschaffenheit der einzelnen Planeten. Die mechanische Erklärung der Planetenbewegung ist im 4. Abschnitte gegeben. Kurz und übersichtlich wird im Folgenden die Astronomie der Kometen, Meteore, Fixsterne, Doppelsterne, Nebelflecke und der Milchstraße behandelt. Allerdings wurde gerade in diesem Theile nur auf das Wesentlichste des näheren eingegangen.

Jedenfalls kann aber mit gutem Rechte behauptet werden, dass die Darstellung des Vorgetragenen in Verbindung mit den sorgfältig ausgeführten Figuren das vorliegende Büchlein beim ersten Unterrichte in der Astronomie als recht nützlich erscheinen lassen wird.

Troppau. Dr. J. G. Wallentin.

Leitfaden der Zoologie für die oberen Classen der Mittelschulen. 2. verb. Aufl. Bearbeitet von Dr. Vitus Graber. Nach dessen Tode besorgt von J. Mik. Prag, Tempsky. Preis geh. 1 fl. 60 kr.

Die erste Auflage dieses Lehrbuches hat anfangs einen immerhin ziemlich günstigen Eindruck gemacht. Beim praktischen Gebrauche sind jedoch so viele Übelstände zutage getreten, dass eine sehr verbesserte neue Auflage dringend nothwendig erschien. Eine solche liegt nun vor, und es ist kein Zweifel, dass zu der „wesentlich verbesserten Fassung“ derselben der redactionelle Eingriff von Mik im hohen Grade beigetragen hat. — Während in der ersten Auflage in dem die Somatologie des Menschen behandelnden Theile bei der Schilderung der einzelnen Organsysteme mehrfach von dem Körper eines Thieres ausgegangen wurde, oder Theile des menschlichen Körpers gar nicht besprochen wurden (es geschah dies erst im zoologischen Theil), ist nun die Somatologie des Menschen das, was sie sein soll. Auch ist die Darstellung präciser, logischer und fasslicher, als dies früher der Fall war. Mit Vergnügen hat Ref. bemerkt, dass das Wort „bekanntlich“, welches in der ersten Auflage so überaus häufig gebraucht wurde und zwar zum Theil bei Erscheinungen, die vor der Lectüre des Buches gewiss keinem Schüler bekannt sind, diesmal eliminiert wurde. Die diätetischen Winke, welche früher am Schlusse der Somatologie ein selbständiges Capitel bildeten, erscheinen (gleichzeitig mit Hinweglassung einiger gerade nicht passender Bemerkungen) in der zweiten Auflage zweckmäßig bei den einzelnen Organen eingefügt.

Im zoographischen Abschnitte ist die frühere, vielfach verworrene Darstellung des Stoffes durch eine geordnete und für die Schüler leichter fassliche Diction ersetzt. Gleich das erste Capitel „Bedeutung des Systems“ ist in der neuen Auflage gänzlich umgearbeitet worden — wahrlich zum Vortheil des Buches. In Betreff der Auswahl des Stoffes ist zu bemerken, dass die erste Auflage so manches zu wünschen übrig ließ, indem gerade die häufigsten Thierformen oft vernachlässigt wurden. Ich bemerke beispielsweise, dass in der Familie der Musteliden bloß der Fisch- und Seeotter, aber nicht einmal der Marder, von dem doch die Familie den Namen hat, genannt wurde. Es sei nur darauf hingewiesen, dass in der Classe der Vögel von den Meisen, Drosseln und Lerchen, in der Classe der Fische von den Cypriniden, Salmoniden, Esociden, Siluriden, also den verbreitetsten Süßwasserfischen, nicht eine einzige Species namhaft gemacht war. Von vielen allgemein verbreiteten Thierformen aus den Classen der Vögel, Fische und Insecten kommt nur der Gattungsname vor. Das Alles ist nun durch die Intervention von Prof. Mik gutgemacht; die zweite Auflage enthält conform der Zoologie von Woldřich eine größere Zahl einheimischer Thiere namentlich angeführt. Die Numerierung der einzelnen systematischen Kategorien ist in der neuen Auflage weggelassen. Dies ist nach der Ansicht des Verlegers, nicht aber nach der des Ref. ein Vorzug dieser Auflage. Dagegen bildet die Betonung der wissenschaftlichen Termini eine zweckmäßige Zugabe der zweiten Auflage, und ein nicht zu unterschätzender Vortheil derselben ist die Verwendung einer schönen Antiqualetter, während die frühere Auflage leider in Frakturschrift gedruckt war. Die typographische Ausstattung des neuen Buches ist eine musterhafte.

Von den Illustrationen wurde eine Anzahl von Habitusbildern eliminiert, gleichzeitig wurden aber viele neue, meist anatomische Bilder neu aufgenommen. Die in der ersten Auflage im Texte inserierten colorierten Figuren sind jetzt durch eine Menge neu hinzugekommener vermehrt, in einem besonderen, dem Buche beiliegenden „Bilder-Atlas“ vereinigt worden. Auf 14 Tafeln (zwei einfachen und 12 doppelten) sind 102 zootomische Abbildungen sichtbar. Viele sind recht instructiv; aber eine Reihe von Bildern, namentlich solchen, die sich auf die wirbellosen Thiere beziehen, sind vollständig überflüssig, weil für den Unterricht in der Mittelschule nicht verwendbar. So z. B. sind (abgesehen von den Textabbildungen) nicht weniger als 14 detaillierte anatomische Bilder dem Körperbau der Mollusken gewidmet. Ref. möchte jenen mit gesundem Menschenverstande ausgestatteten Mittelschullehrer kennen, welcher auch nur die Hälfte jener Molluskenfiguren den Schülern erklären wird. Falls Prof. Mik in die Lage kommt, eine dritte Auflage des Buches zu besorgen (bezüglich der zweiten Auflage konnte er nichts ändern), so ist sicher zu erwarten, dass dieser genaue Kenner des Mittelschulunterrichtes eine wesentliche Reduc-

tion des in Rede stehenden Bilderbuches vornehmen wird. Auf vier weiteren Farbendrucktafeln sind diverse Meeresthiere in künstlerischer Darstellung abgebildet. Diese Tafeln haben dem Ref. gefallen. Sie sind geeignet, dem Schüler eine richtigere Vorstellung von der Mannigfaltigkeit der Formen und Farben der niederen Meeresthiere zu geben, als die getrockneten oder in Weingeist conservierten Cadaver der Naturaliencabinete. Auf der letzten (geographischen) Tafel sind die Thier-Regionen nach Wallace dargestellt.

Anmerkung des Referenten. Gleichzeitig mit dem Recensions-Exemplare des Buches ist mir eine Druckschrift in die Hand gekommen, die von Prof. Th. Gartner in Czernowitz publiciert wurde. In derselben wird Prof. Woldřich bezüglich der 7. Auflage seines 'Leitfadens der Zoologie' eines Plagiats an dem Graber'schen Buche beschuldigt und weiters wird auf eine Reihe von Unrichtigkeiten oder Ungenauigkeiten bei Woldřich hingewiesen. Die Zurückweisung jener Anschuldigung bezüglich des Plagiates muss ich selbstverständlich Prof. Woldřich überlassen; betreffs des zweiten Punktes will ich aber bemerken, dass es ein fehlerloses Lehrbuch überhaupt nicht gibt, und dass es Woldřich oder irgend einem anderen erfahrenen Schulmanne ein Leichtes wäre, verschiedene Unrichtigkeiten und die zahlreichen didaktischen und methodischen Übelstände der ersten Auflage des Graber'schen Buches für eine Druckschrift zusammenzustellen. Prof. Gartner sagt, dass ihm zur Veröffentlichung der Brochure (die, was ich betone, im Selbstverlage erschienen ist) das lebhafte Interesse an dem Gedeihen der Mittelschulen und an dem Wohle der Lehrer bestimmt habe. Ich bin vollkommen darüber beruhigt, dass jene Schrift auf das Gedeihen der Schulen keinen Einfluss haben wird. Thatsache ist ferner, dass es mir und meinem Fachcollegen Prof. Friedl wohlgethan hat, als es uns ermöglicht wurde, das Graber'sche Buch (1. Aufl.) nicht mehr benützen zu müssen.

Wien. Dr. A. Burgerstein.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

ˡus der Rede Sr. Excellenz des Herrn Ministers ür Cultus und Unterricht im Abgeordnetenhause am 4. Februar 1893.[1])

Das hohe Haus wird mir gestatten, nunmehr auf den eigentlichen ⁱegenstand meiner Ausführungen überzugehen: auf die Frage der Orgaisation unserer Mittelschulen. Ich bin hiezu nicht bloß durch einzelne usführungen während der Debatte über die Centralleitung veranlasst, ondern insbesondere durch jene Rede, welche am gestrigen Tage der eehrte Herr Abgeordnete für Neutitschein gehalten hat.

Der geehrte Herr Abgeordnete hat die Einheitsschule allerdings in iner außerordentlich einfachen Weise construiert. Wenn ich ihn recht erstanden habe, so sollte an unserem Gymnasium das Griechische getrichen werden, an Stelle des Griechischen eine moderne Sprache und n der Realschule statt der zweiten modernen Sprache die lateinische Sprache treten. Damit wäre nach der ausgesprochenen Ansicht die Einheitsschule gegeben. Ich glaube, dadurch würde zunächst etwas anderes erreicht werden: wir würden weder Gymnasien, noch Realschulen besitzen. Ob durch eine solche Schule, die ja doch im wesentlichen nichts anderes wäre, als, um mich eines deutschen Ausdruckes zu bedienen, eine Realschule erster Ordnung, thatsächlich dasjenige geschaffen würde, was dem Herrn Abgeordneten vorschwebt, möchte ich denn doch in Zweifel ziehen. Die Einrichtung unserer Gymnasien beruht auf der gleichmäßigen Berückichtigung solcher Lehrfächer, deren unmittelbar erworbene Kenntnisse on dem Gesichtspunkte der Nützlichkeit empfohlen werden können, und lcher Lehrfächer, welche wenigstens in dem Augenblicke, in welchem gelehrt werden, einen unmittelbaren Nutzen nicht zu gewähren scheinen. h glaube, dass es nicht angeht, das Resultat dieser Combination zweier ruppen von Lehrfächern, das heißt den Unterrichtsertrag derselben in

---

[1]) Siehe das stenographische Protokoll S. 9028 ff.

dem Zeitpunkte einer Würdigung zu unterziehen, in welchem unsere Abiturienten das Gymnasium verlassen. Ich glaube, dass der Ertrag des Unterrichtes am Ende des Gymnasialstudiums vielmehr jenen edlen Früchten zu vergleichen sei, welche in dem Augenblicke, in welchem sie gepflückt werden, noch recht ungenießbar sind und erst der Nachreife bedürfen; später, wenn längst die Erinnerung an die Pflege, die sie erfahren haben, verloren gegangen ist, dann gelangt das Köstliche, die Frucht selbst, zur Geltung.

Der Organisations-Entwurf hat vielleicht nicht ohne Kühnheit den sogenannten Realien einen breiten Raum in unseren Gymnasien eingeräumt. Die Anhänger des alten Gymnasiums blickten nicht ohne Besorgnis auf diese Neuerung, und die Vertreter des Utilitarismus waren damit durchaus nicht zufrieden. Nichtsdestoweniger wurde unser Gymnasium allseitig anerkannt, und darüber verflossen Decennien, in welchen es sich der allgemeinen Billigung erfreute. Erst einer neueren Zeit war es vorbehalten, die Frage über die Abgrenzung der beiden Hauptgruppen von Fächern an unserem Gymnasium abermals aufzurollen, und es ist das, wie auch erwähnt wurde, nicht eine speciell österreichische Frage, sondern eine Frage, die überall gestellt wird. Unseren Gymnasien war und ist ein bestimmtes Ziel gesetzt; sie sollen eine höhere allgemeine Bildung unter wesentlicher Benützung der classischen Sprachen und ihrer Literatur gewähren und hiedurch zugleich für das Universitätsstudium vorbereiten. Als die Debatten in diesem hohen Hause in Übereinstimmung mit den Anschauungen, welche auch in der Öffentlichkeit und insbesondere in Fachkreisen gehegt wurden, der Unterrichtsverwaltung die Pflicht nahelegten, darüber mit sich zurathe zu gehen, inwieweit den vorhandenen Wünschen namentlich in Bezug auf einen gewissen Formalismus in der Behandlung der classischen Sprachen entsprochen, beziehungsweise entgegengetreten werden könnte, hat die Unterrichtsverwaltung nicht gezögert, nach Einvernahme ausgezeichneter Fachmänner und nach ernstester Überlegung jene Verfügungen zu treffen, welche sich einerseits auf den Betrieb der classischen Sprachen im ganzen Gymnasium beziehen, wie die Verfügung vom 30. September 1891, andererseits dasjenige zu erlassen, wodurch die Instruction und die Lehrpläne für den Unterricht in der Geographie, Geschichte, Mathematik, Physik und Naturgeschichte im Untergymnasium einer Änderung unterzogen wurden. Diese Verfügungen der Unterrichtsverwaltung haben, wie wohl ohne Unbescheidenheit gesagt werden darf, vielfältig den Beifall erfahrener Fachmänner gefunden, und die Hoffnung schien nicht völlig unberechtigt, dass zunächst die Wirkung dieser Verordnungen werde abgewartet werden, ehe die große Frage neuerlich vor das hohe Haus trete und das hohe Haus zur Organisation unserer Gymnasien Stellung nehme. Es darf nicht übersehen werden, dass Verordnungen dieser Art nicht etwa wie Verfügungen, die sich auf Steuern oder Zölle beziehen, schon im nächsten Quartale sich in Bezug auf den Erfolg bemerkbar machen können. Solche Verfügungen rechnen, wie es auch in dem begleitenden Erlasse heißt, vor allem auf die Mitwirkung und auf die Unterstützung denkender Lehrer, sie sind mehr als alle

anderen Verfügungen an die Personen geknüpft, und selbst die prompteste und willfährigste Durchführung dieser Verfügungen vorausgesetzt, bedürfen sie jahrelanger Arbeit, bis ihre Wirkungen sichtbar, noch längerer vielleicht, bis sie anerkannt werden.

Die Unterrichtsverwaltung erlaubt sich daher das hohe Haus um ein bischen Geduld und um eine objective Prüfung der getroffenen Verfügungen zu bitten, zumal die Unterrichtsverwaltung den Glauben hegt, dass nirgends kühnes Experimentieren verhängnisvoller werden könnte, als gerade auf dem Gebiete des höheren Unterrichtswesens. (Sehr richtig!) Aber der Umstand, dass — und ich bitte das hohe Haus um Entschuldigung — durch die Debatten sowohl im Budget-Ausschusse, als in diesem hohen Hause wichtige Theile der Organisation unserer Gymnasien überhaupt in Frage gestellt zu sein scheinen, erzeugt ein Gefühl der Beunruhigung und Unsicherheit an unseren Anstalten, welches vor allem der gedeihlichen Durchführung der von der Unterrichtsverwaltung getroffenen Maßnahmen hindernd in den Weg tritt.

Es ist von verschiedenen geehrten Mitgliedern des hohen Hauses die Frage der Beseitigung oder der Einschränkung des Griechischen aufgeworfen worden. Der altclassische Unterricht an unseren Gymnasien findet seine Berechtigung und seine Begrenzung nicht etwa darin, dass den Schülern einiges Verständnis der Grammatik dieser Sprachen — mag dieselbe mit Rücksicht auf den feineren Bau und auf den Reichthum der Ausdrucksweise für die formale Geistesbildung noch so wichtig sein — vermittelt werde, sondern vielmehr darin, dass die studierende Jugend in die Kenntnis der alten Schriftsteller, auf welchen unsere Cultur beruht, eingeführt und damit jene Bildung begründet werde, welche wir die classische nennen, und damit auch das Gymnasium als Vorbereitungsstätte für unsere Universität erhalten werde.

Ist dies unbestritten, beruht die Wirkung des classischen Unterrichtes auf dem Reichthum an ethischen und ästhetischen Gedanken, auf der Fülle von Kunstwerken oder Kunstformen, die, je einfacher und natürlicher sie sind, um so tiefer den jugendlichen Geist erfassen und mit einem edlen Inhalte erfüllen, dann scheint mir das Griechische an unseren Gymnasien unentbehrlich zu sein. Mit dem Wegfalle des Griechischen würde thatsächlich jener Jungbrunnen der Antike versiegen, der seine regenerierende Wirkung erst dann nicht bloß auf die deutsche Literatur, sondern auf die Literatur aller neueren Völker ausgeübt hatte, als griechische Literatur und griechische Kunst wieder erschlossen waren. (Sehr gut!)

Der Herr Abgeordnete für Neutitschein hat einen Satz im Verlaufe seiner Ausführungen ausgesprochen, welchem ich, ein Anhänger des classischen Unterrichtes an unseren Gymnasien, nicht zuzustimmen vermöchte, den Satz nämlich, das Lateinische sei absolut einer Reduction nicht fähig, daher müsse das Griechische fallen.

Ich glaube, hohes Haus, dass dieser Satz dem Verhältnisse zwischen römischer und griechischer Bildung und Cultur nicht entspricht. Das Wertverhältnis ist doch ein völlig anderes.

Die Römer waren ja bekanntlich nichts anderes als freie Nachbilder griechischer Muster, und wenn man die einzelnen Schriftsteller — römische und griechische — mit einander vergleicht — wird wohl zugegeben werden müssen, dass niemand z. B. eine klare Vorstellung von der Größe und von der natürlichen Einfachheit homerischer Dichtung, selbst an einem so formvollendeten Kunstdichter, wie Vergil es ist, gewinnen könnte; und wie weit selbst Horaz hinter den griechischen Lyrikern zurückbleibt, das zeigen uns die erhaltenen Trümmer ihrer Lieder. In einem einfachen Dialog Platos ist an ursprünglichem Gedankeninhalte gewiss eben so viel als in den bändereichen philosophischen Dialogen Ciceros enthalten.

Es ist daher meine Überzeugung, dass unser Gymnasium des Griechischen als des durchgreifendsten Bildungsmittels nicht entbehren kann, und dies beweist auch die Schulerfahrung. Wenn nur einmal die ersten Schwierigkeiten überwunden sind, dann reißt der Gegenstand die Jugend mit sich fort, und dann ergibt sich bei der Maturitätsprüfung gerade im Griechischen viel weniger Schwierigkeit als hinsichtlich der lateinischen Sprache. Diese Erfahrungen werden diejenigen Schulmänner bestätigen, welche Gelegenheit gehabt haben, Maturitätsprüfungen beizuwohnen.

Noch viel nothwendiger scheint mir aber die griechische Sprache dann zu sein, wenn unser Gymnasium thatsächlich eine Vorbereitungsstätte für die Universität bleiben soll. Unsere heutige Wissenschaft beruht in allen ihren Theilen auf der Wissenschaft der Alten, oder besser, auf der Wissenschaft der Griechen; und so weit sie auch über die Wissenschaft der Alten hinausgewachsen sein mag: sie konnte sich der Spuren des Ererbten niemals völlig entkleiden, und ich glaube, dass die Wissenschaft überhaupt nicht vollständig ohne Kenntnis der griechisch-römischen Welt und ihrer Bedeutung aufgefasst zu werden vermag. Wenn wir einen Blick auf die Universität und auf die einzelnen Facultäten werfen, so ergibt sich das vielleicht in noch viel deutlicherem Maße.

Betrachten wir die Philosophie. Es mag ja einzelne Philosophen geben, welche selbstzufrieden auf die Kenntnis der Alten und ihrer philosophischen Werke verzichten oder diese Kenntnis vielleicht auch wie jene des Confucius und der Commentare der Vedas aus Übersetzungen schöpfen. Aber dieser Stimmen sind nicht viele. Die Philosophie der Alten hat die neuere Philosophie theils unmittelbar, theils durch die Patristik und die Scholastik so beeinflusst, dass sie ohne die genaue Kenntnis der alten Philosophen absolut nicht verständlich erscheint. Dazu kommt, dass die Griechen doch die ersten waren, welche die philosophischen Begriffe geprägt, dass sie es waren, welche zuerst philosophische Formeln und Lehrsätze aufgestellt haben. Ich glaube daher, dass ohne genaue Kenntnis der griechischen Sprache ein wirklicher erfolgreicher Betrieb philosophischer Studien kaum möglich ist. Dasselbe gilt für den Geschichtschreiber. Welcher Historiker wollte sein Fach ohne Kenntnis der mustergiltigen Typen, welche das Alterthum aufgestellt hat, betreiben? Wenn solches für die Geschichte des Alterthums ebenso selbstverständlich wie für die Geschichte des Mittelalters nicht entbehrlich ist, dann scheint es aber

auch nothwendig für die Geschichte der neueren und neuesten Zeit; denn sonst verfiele man nur zu leicht in jene Specialisierung, welche mir der größte Feind historischer Wissenschaft zu sein scheint. Dann mangelte aber auch jenes Verständnis für den geradezu epochalen Einfluss, welchen die alte Cultur in entscheidenden Wendepunkten auf die neueren Völker geübt hat. Die Kenntnis der griechisch-römischen Welt, ihrer Literatur, ist nothwendig für alle Wissenschaften, welche sich mit dem geistigen und sittlichen Leben der Völker beschäftigen. Soll etwa in diesem hohen Hause ausgeführt werden, dass der Theologe der classischen Sprachen bedarf? Ich glaube, dieser Beweis ist überflüssig. Oder sollte etwa der Jurist darauf verzichten? Nicht wegen griechischer Stellen, die sich etwa im corpus juris befinden, sondern vielmehr wegen jener Vertiefung, welche wir insbesondere durch die rechtsphilosophischen und rechtsvergleichenden Studien für den Rechtsgelehrten wünschen müssen. Dasselbe gilt für den Volkswirt und für denjenigen, der Kunstwissenschaft und Kunstgeschichte betreibt, nicht zuletzt für denjenigen, der philologische Studien macht. Mitunter hat man versucht, hinsichtlich der Sprachen Ausnahmen zu gestatten; man möge sich dort, wo es geschah, über den Erfolg dieser Maßregel erkundigen, und man wird die Antwort erhalten, dass der geschaffene Zustand ein durchaus nicht befriedigender sei. Vielleicht würde der Wegfall des Griechischen und die Einschränkung der classischen Studien an unseren mittleren Schulen noch am wenigsten diejenigen treffen, welche sich den mathematisch-naturwissenschaftlichen Disciplinen zuwenden. Die Zeit, welche in Ersparung gebracht wird, könnte ja — wie es scheint — für diese Disciplinen selbst mit Vortheil angewendet werden, um in diesen Wissenschaften weiterzukommen, als es denjenigen Schülern möglich ist, welche durch die Vorbildung in den alten Sprachen, wie ich zugebe, allerdings viel Zeit verbraucht haben. Aber selbst dies trifft nicht zu.

Ich will keine Citate anführen, wie der Herr Abgeordnete für Neutitschein, weil ja Citate verhältnismäßig wenig beweisen, aber ich möchte auf das Urtheil einer Corporation hinweisen, welche doch in dieser Frage ein berechtigtes Votum abzugeben in der Lage war, auf das Gutachten der Berliner philophischen Facultät, welche seitens der preussischen Unterrichtsverwaltung befragt wurde. Sie hat den Unterschied zwischen den Abiturienten der Realschule erster Ordnung und den Gymnasiasten ganz klar gezogen.

Und dass schließlich auch für den Arzt eine Vorbildung dieser Art, wie sie das gegenwärtige Gymnasium bietet, nothwendig und nützlich sei, das hat besonders Brücke in einer berühmt gewordenen Rectorsrede gelehrt, indem er darauf hinwies, dass der Arzt sonst möglicherweise jener ethischen Qualitäten entbehren könnte, deren er für sein schwieriges und verantwortungsvolles Amt in so hohem Maße bedarf. Mit der Entziehung des Griechischen würde somit ein Eckpfeiler unserer allgemeinen Bildung, welche uns mit den Völkern des Westens verbindet, und jener Einrichtung, auf welcher der wissenschaftliche Betrieb unserer Universitäten beruht, zertrümmert werden.

Es würde damit ein Riss entstehen zwischen dem Geistesleben Österreichs einerseits, andererseits jenem Frankreichs, Deutschlands und Englands — ein Riss, der vielleicht anfänglich wenig bemerkbar, im Verlaufe der Jahre jedoch sehr empfindlich und sehr nachtheilig werden würde; und was Isolierung bedeutet, damit hat man in der Zeit vor der Reorganisation des österreichischen Gymnasiums seine Erfahrungen gemacht. Gerade die Erfahrungen mit dem sogenannten alten Gymnasium, die doch nicht umsonst gemacht sein sollten, müssten davor warnen, auf den Compromissvorschlag einzugehen, welcher das Griechische mit beschränkter Stundenanzahl fortvegetieren oder nur in den oberen Classen belassen möchte. Wie gesagt, die Erfahrungen des alten Gymnasiums beweisen, was dieser Compromissvorschlag bedeutet, und die Aufgabe unserer Gymnasien ist doch eine zu ernste, als dass sie jene Reclame vertrüge, mit welcher vor einigen Jahren eine höhere Mädchenschule an die Öffentlichkeit trat, nämlich dass sie auch griechische Mythologie insoweit lesen, um mit Verständnis einer Offenbach'schen Operette folgen zu können. (Heiterkeit.) Es ist besser für unser Gymnasium kein Griechisch als ein verkümmertes Griechisch. Es ist gesünder für unsere Jugend, ihr einen Gegenstand völlig zu erlassen, dessen Schwierigkeiten man ihr in vollem Maße zumessen will, ohne ihr einen bleibenden Gewinn sichern zu können.

Bei dem unmeßbaren Einflusse aber, welchen auch geringfügige Änderungen in der Organisation auf das ganze Unterrichtswesen auszuüben vermögen, ist der strengste Conservativismus das oberste Gesetz einer gesunden Unterrichtsverwaltung. Ohne zwingende Gründe aber eine einschneidende Veränderung zuzugeben, das erschiene mir geradezu gefährlich, und eine solche einschneidende Veränderung wäre das Entfallen des Griechischen. Es wäre dies meiner Meinung nach nur die letzte Etappe auf dem Wege der vollständigen Aufhebung unserer Gymnasien.

Das, hohes Haus, sind die Gründe, aus welchen ich es meines Amtes erachte, für jene Typen in unveränderter Gestaltung in diesem hohen Hause jederzeit einzustehen, welche sich bei uns auf österreichischem Boden bewährt haben: für Gymnasium und Realschule![1]) (Beifall.)

---

[1]) Wir bemerken hiezu, dass der philologisch-archäologische Club an der Universität in Wien am 9. Februar d. J. unter dem Vorsitze des Herrn Prof. Gomperz unter allseitiger lebhafter Zustimmung beschlossen hat, Sr. Excellenz für die beredte Vertheidigung der classischen Studien und insbesondere des Griechischen den wärmsten Dank in einer Zuschrift ehrfurchtsvoll auszudrücken. Desgleichen hat der Verein „Mittelschule" in der am 11. Februar abgehaltenen Versammlung mit Acclamation eine Resolution angenommen, worin der Unterricht in der griechischen Sprache als ein für die volle Erreichung der Ziele des Gymnasiums unentbehrliches Bildungsmittel erklärt wurde. Der Verein begrüßte weiters das warme und entschiedene Eintreten Sr. Excellenz für diesen Lehrgegenstand und sein uneingeschränktes Fortbestehen, und erblickte darin eine Gewähr für die dringend zu wünschende ruhige und ungestörte Entwicklung der Gymnasien in Österreich. Anm. der Red.

Ordnung der Reifeprüfung an den preußischen Gymnasien.[1])

Durch diese Ordnung, die in ihren Hauptbestimmungen hier[2]) bereits mitgetheilt wurde, ist das Prüfungsstatut von 1882 außerkraft gesetzt. Dieses letztere bildet bekanntlich einen Theil jener Reformen, die im Jahre 1882 zu dem Zwecke eingeführt wurden, um den sogenannten Realien, insbesondere den Naturwissenschaften, einen für ihre wirkliche Existenz nothwendigen Raum im Gymnasialunterrichte zu sichern; damit wurde zugleich in der Lehrordnung die Unterscheidung von Haupt- und Nebengegenständen aufgehoben.

Mit dieser Änderung der Lehrverfassung steht die Reform der Maturitätsprüfung von 1882 in innigem Zusammenhange; die Novelle der Maturitätsprüfung von 1856, wornach die mündliche Prüfung in der philosophischen Propädeutik, in der Naturgeschichte und Physik, ferner in der deutschen Sprache und Literatur und im Französischen zu entfallen hatte, verlor ihren Stützpunkt und wurde beseitigt; das Normalstatut von 1834, nach dessen Vorbilde das Statut der Maturitätsprüfung von 1849 in Österreich entworfen ist, wurde wiederhergestellt, alle obligatorischen Lehrgegenstände wurden in den Bereich der Maturitätsprüfung einbezogen, das Zeugnis der Reife ausdrücklich verweigert, wenn nicht in allen obligatorischen Lehrgegenständen das Gesammturtheil auf genügend lautete, und die bisher übliche, sehr ausgedehnte Compensation eingeschränkt, dass nur durch mindestens gute Leistungen in einem Gegenstande nicht genügende Leistungen in einem anderen Gegenstande compensiert werden sollten.

So unbedeutend die Änderung im Lehrplane erscheint — es trat eine Verschiebung der Lehrstunden ein —, so wurde doch damit eine wesentliche Umgestaltung in der Lehrverfassung eingeführt, die einen tief eingreifenden Einfluss auf den Unterricht sowie auf die Prüfung zur Folge haben musste.

Zwar konnten die in den realen Fächern erhöhten Forderungen ihren Einfluss bei den gewöhnlichen Versetzungsprüfungen nur allmählich geltend machen; umso stärker aber musste das Gewicht der Gesammtforderungen in dem Maturitätsexamen sich fühlbar machen.

Und während in Österreich die Härte des Prüfungsstatuts durch Übergangsbestimmungen gemildert, und nach Ablauf von fünf Jahren das Prüfungsstatut wesentlich verändert, die Forderungen ermäßigt wurden, und diese Tendenz der Ermäßigung bis in unsere Gegenwart reicht, standen die preußischen Gymnasien durch ein Decennium unter der Herrschaft dieser harten lex, die, soweit uns bekannt ist, ohne Übergangs-

---

[1]) Ordnung der Reifeprüfungen an den höheren Schulen und Ordnung der Abschlussprüfungen nach dem sechsten Jahrgange der neunstufigen höheren Schulen nebst Erläuterungen und Ausführungsbestimmungen. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung) 1891. 8°, 62 SS.

[2]) Vgl. diese Zeitschrift 1892, S. 271—276.

bestimmungen in Wirksamkeit trat und im Laufe der zehn Jahre nicht bloß nicht gemildert, sondern noch verschärft wurde; denn kurz vor der Promulgation der neuen Ordnung von 1891 war den höheren Lehranstalten eine Verfügung zugekommen, welche der Schule verbietet, besondere Repetitionen fürs Examen abzuhalten, um einer Überbürdung der Schüler im letzten Semester vorzubeugen. Dass damit die Überbürdung nicht beseitigt und die Bedrängnis, in der sich Schüler und Lehrer im letzten Semester befanden, immer größer wurde, ist begreiflich, und so erklärt es sich auch, dass die preußischen Gymnasien nicht in der Stimmung waren, zum hundertjährigen Jubiläum der Einführung der Maturitätsprüfung Loblieder zu singen. Es wurde bereits hier[1]) auf jenen Festartikel anlässlich dieses Gedenkjahres hingewiesen, worin der Tag der Maturitätsprüfung »ein Tag des Schreckens und der Qual« genannt wird; auch bleibt es bezeichnend, dass die lex von 1882 weder in dem Organe der Lehrerwelt, der »Zeitschrift für das Gymnasialwesen«, noch in den »Verhandlungen[2]) über Fragen des höheren Unterrichtes« einen Vertheidiger fand.

Die Thatsache nun, dass für die preußischen Gymnasien eine neue Vorschrift für die Maturitätsprüfung erlassen wurde, ist nicht bloß bedeutungsvoll an sich, sie hat noch ein besonderes Interesse für uns, weil die preußische lex von 1882 bis auf das Französische und die Compensation mit der österreichischen lex von 1849 identisch ist.

Welche Änderungen die lex in Österreich erfuhr, welche Überreste von derselben jetzt noch vorhanden sind, das wurde hier bereits ausführlich dargelegt.[3]) Die Einführung der lex von 1882 in Preußen war geeignet, in Österreich mancherlei Gedanken hervorzurufen; sie konnte für uns als eine Art Kritik gelten, welche die an der österreichischen lex vorgenommenen Änderungen als unnöthig zu betrachten schien. Es mag auch zugegeben werden, dass jene, die zu den Vertheidigern dieser Institution zählten, manches dagegen einwenden konnten. Abgesehen nämlich von dem Vorurtheile und dem Misstrauen, dem eine fremde Einrichtung häufig begegnet, konnte darauf hingewiesen werden, dass in Österreich ein ausreichender Versuch mit der Durchführung dieser lex eigentlich nicht gemacht worden sei; nur zaghaft sei man an die Einführung geschritten, habe allerlei Übergangsbestimmungen dabei getroffen, und schon durch die ersten Schwierigkeiten, wie sie fast jede neue Einrichtung auf ihrem Wege zu finden pflege, habe man sich einschüchtern und nach Ablauf weniger Jahre (1855) bestimmen lassen, Änderungen an dem Prüfungsstatut vorzunehmen, wodurch die wesentlichen Grundlagen dieser Institution erschüttert wurden, und auf diesem Wege der Neuerungen sei man fortgeschritten. Jede sachliche Kritik muss will-

---

[1]) Vergl. diese Zeitschrift 1884, S. 1049, und Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen, Jahrg. 43, »Zum hundertjährigen Jubiläum des Abiturienten-Examens auf preußischen Gymnasien«.

[2]) Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung) 1891.

[3]) Vergl. diese Zeitschrift 1888, S. 174—176; S. 251—266; 1889, S. 1040—1054.

kommen sein, und wenn man bedenkt, um welche Frage es sich handelte, so muss es nicht bloß als wünschenswert, sondern auch als der Mühe wert betrachtet werden, dass zur Klarstellung der Sache noch ein zweiter Versuch mit der lex 1882 in Preußen gemacht wurde. Man wird nun hier den Vorwurf nicht erheben dürfen, dass in Preußen diese Institution mit Vorurtheil und Misstrauen zu kämpfen hatte — sie war auf ihrem heimatlichen Boden — oder dass es hier an der nöthigen Energie in der Durchführung fehlte — es ist uns von Übergangsbestimmungen und Ermäßigungen der Forderungen nichts bekannt —, und wenn man schließlich erwägt, dass hier die Solonische Frist zur Erprobung einer lex eingehalten wurde, so wird man zugeben müssen, dass in Preußen zur gründlichen Prüfung der Sache alles geschehen ist. Und auch hier gelangte man zu dem gleichen Resultate: die lex hat sich als unbrauchbar für die Gymnasien erwiesen; es mussten Änderungen vorgenommen werden.

Dieser Ausgang der lex ist auf zwei Ursachen zurückzuführen, von denen jede für sich die lex als unbrauchbar für die Gymnasien erscheinen lässt.

Die eine liegt in der Änderung der staatlichen Aufsicht. Das Interesse, das der Staat in der lex von 1849 und 1882 für die Gymnasialbildung bethätigt, beschränkt sich lediglich auf die Controle, ob jene Jünglinge, die an eine Hochschule abgehen wollen, mit den erforderlichen Kenntnissen ausgerüstet sind oder nicht. Die Frage, auf welchem Wege sie ihre Vorbildung gewonnen haben, ist kein Gegenstand staatlicher Obsorge. Dass es solche Zeiten gab, wo das Interesse des Staates für die Jugendbildung nur bis zu dieser Grenze reichte, ist aus der Geschichte des Unterrichtswesens bekannt.

Allein diese Zeiten sind schon lange verflossen; dem Staate genügt nicht mehr die Controle, ob die Jünglinge, die an eine Hochschule gehen wollen, die erforderliche Gymnasialbildung besitzen oder nicht; seine Fürsorge geht seit langer Zeit weiter; er will, dass sie zu dieser Bildung im Gymnasium gelangen. Und damit sie dieses Ziel erreichen, hat der Staat den Weg genau vorgezeichnet, den sie zur Erwerbung der Gymnasialbildung gehen sollen, und überwacht denselben in sorgfältigster Weise; denn »dieser Weg leistet in der Regel eine größere Bürgschaft für die Gediegenheit der Gymnasialbildung, als es eine vereinzelte Prüfung zu thun vermag«. Der Schwerpunkt der staatlichen Aufsicht und Fürsorge liegt also nicht mehr in dem Acte der Maturitätsprüfung, sondern in der Lehrverfassung der Gymnasien, im Unterrichte, in der Versetzung und Versetzungsprüfung der einzelnen Classen.

Auf diesem Standpunkte, der in den Vorbemerkungen des Org.-Entw. S. 12 klar dargelegt ist, steht das Statut der Maturitätsprüfung von 1849 und 1882 nicht; ob die Jünglinge, die zur Maturitätsprüfung sich melden, Gymnasiasten oder Privatstudierende sind, für diese Unterscheidung kennt die lex nur ein einziges Kriterium, das der Zulässigkeit.[1])

---

[1]) Zulässig zur Maturitätsprüfung ist jeder Gymnasiast am Schlusse des letzten Jahres des Gymnasialcurses. Die Zulässigkeit zur Prüfung

Der zurückgelegte Bildungsweg der Prüflinge ist der lex gleichgiltig; gleichgiltig, weil wertlos, ist auch das auf dem Bildungswege gewonnene Urtheil über die Zöglinge; denn dasselbe kann sich nur auf Bemerkungen über wahrscheinliches Bestehen oder Nichtbestehen der Prüfung beschränken (Org.-Entw. §. 80, 1); die Maturitätsprüfung, die vereinzelte Prüfung, entscheidet alles.

Die zweite Ursache liegt in der Änderung, welche die sogenannten Realien in dem Organismus der Gymnasien herbeigeführt haben. Die Regelung des Verhältnisses, in welchem die Forderungen in den classischen Sprachen zu jenen in den Realien stehen sollen, das ist das Problem, mit dessen Lösung sich bereits ein ganzes Jahrhundert abmüht. Diese Lösung ist schwierig, weil sie mit Kämpfen verbunden ist. Der bekannte, oft citierte Satz »Mathematik und Naturwissenschaften lassen sich nicht ignorieren« ist kein harmloser Spruch, er ist ein Kampfruf, den das andere Lager nicht unerwidert lässt, und je nachdem die Zeitströmungen sich gestalten, kommt ein Vorstoß bald aus diesem bald aus jenem Lager. Es ist ein hartnäckiger Kampf wie jeder Territorialkampf.

Bis 1882 behaupteten in Preußen die alten Sprachen ihre Vorherrschaft; in der Organisation der Gymnasien ruhte der Schwerpunkt auf den alten Sprachen, daher die Unterscheidung von Haupt- und Nebengegenständen, von Haupt- und Nebenaufgaben im Gymnasium; die realen Fächer hatten die civitas sine suffragio. Daran konnte die Maturitätsprüfung nichts ändern; denn obwohl nach dem Prüfungsstatut von 1834 alle verbindlichen Lehrgegenstände des Gymnasiums in den Bereich der Prüfung einbezogen wurden, so behielten die realen Lehrgegenstände auch hier den Makel, den ihnen die Lehrverfassung aufgedrückt hatte: sie zählten eben als Nebengegenstände, die Forderungen in denselben blieben Nebenaufgaben. Mit dieser Unterscheidung von Haupt- und Nebengegenständen hängt die Compensationstheorie innig zusammen, und es ist erklärlich, dass mit einer solchen Maturitätsprüfung das Gymnasium sein Auskommen finden konnte.

Wie sich der gesammte Unterrichtsbetrieb gestalten werde, wenn in einem Lehrplane die Unterscheidung von Haupt- und Nebengegenständen aufgehoben und das Urtheil in jedem der verbindlichen wissenschaftlichen Lehrgegenstände als gleichwertig erklärt wird, das wurde bei der Einführung des Prüfungsstatuts von 1849 nicht in Rechnung gezogen.

Es wurde nicht erwogen und gewürdigt, dass, wenn in jeder Classe die Forderungen in den realen Fächern erhöht werden, sich eine erdrückende Gesammtsumme für die Maturitätsprüfung anhäufen wird; es wurde nicht erwogen, dass am Schlusse des zweiten Semesters der VIII. Classe, wo nach §. 73 des Org.-Entw. nur ein Raum für die Versetzungsprüfung mit einer eng begrenzten Lehraufgabe vorhanden ist, eine Aufnahmsprüfung für die Universität mit ihren wei-

---

hängt bei den Privatstudierenden davon ab, dass sie das 18. Lebensjahr zurückgelegt haben. Org.-Entw. §. 79, 1, 4.

gehenden Forderungen — denn das sollte die Maturitätsprüfung sein — unmöglich Platz finden kann.

Und dennoch ist das Unmögliche versucht worden; denn nach §. 75, 2 des Org.-Entw. „tritt für solche Schüler, welche vom Gymnasium an die Universität abgehen wollen, am Schlusse des zweiten Semesters der obersten Classe an die Stelle der Versetzungsprüfung die Maturitätsprüfung".

Aus dieser Darlegung geht also hervor, dass das Statut der Maturitätsprüfung von 1849 nicht bloß die thatsächlich vorhandene Änderung in der staatlichen Aufsicht nicht berücksichtigte, sondern dass es auch die wesentlichen Unterscheidungsmomente, die im Jahre 1849 zwischen dem preußischen und österreichischen Lehrplane bestanden, ganz unbeachtet ließ.

Es wurden, wie man sieht, nicht bloß zwei wesentlich verschiedene Prüfungsformen, die Aufnahmsprüfung und Versetzungsprüfung, miteinander verwechselt oder vielmehr einander gleichgestellt, auch die beiden Lehrpläne für Gymnasien von 1849, der österreichische und preußische, erscheinen hier miteinander verwechselt und einander gleichgestellt, weil das wesentliche Unterscheidungsmerkmal der beiden, die Stellung der sogenannten Realien, übersehen, die Bedeutung und der Einfluss derselben unterschätzt wurde — wir fügen bei in dem Sinne, dass hierbei jede Erfahrung fehlte, um diese Bedeutung würdigen, diesen Einfluss ermessen zu können.

Diese unbewusste Unterschätzung erhält ihren charakteristischen Ausdruck in der Sentenz, dass es zu dieser Prüfung keiner merklichen besonderen Vorbereitung bedarf.

Wäre dieser Ausspruch eine gelegentlich gebrauchte Bemerkung, so könnte man denselben unbeachtet bei Seite lassen; allein diese Sentenz ist der Schlusssatz eines ad hoc durchgeführten Beweises, steht an hervorragender Stelle,[1] gelangte zur Autorität eines Axioms und wurde so die Quelle für Belehrungen und Rathschläge, wenn Klagen wegen Überanstrengung der Schüler für die Zwecke dieser Prüfung erhoben wurden; allein diese Klagen konnten nicht verstummen, weil jede Prüfung neuerdings den Beweis lieferte, dass es zu dieser Prüfung einer sehr merklichen besonderen Vorbereitung thatsächlich bedarf. Es bleibt ein Verdienst der Ministerialverordnung vom 8. April 1890, dass dieses Axiom auf seinen eigentlichen Wert zurückgeführt wurde.

In dieser Verordnung, der eine Würdigung der thatsächlichen Verhältnisse zugrunde liegt, ist mit Rücksicht auf die noch bestehenden Forderungen in den realen Fächern die Nothwendigkeit einer Vorbereitung für die Zwecke der Prüfung anerkannt; es ist ferner anerkannt, dass in der Lehraufgabe der VIII. Classe für diese Vorbereitung nicht hinreichend vorgesorgt ist. Das ist die Bedeutung der sechs Tage.

Nun ist auch an den preußischen Gymnasien auf Grund des Lehrplanes von 1882, wo die Forderungen in den realen Fächern erhöht

[1] Org.-Entw. Instruction XIII.

wurden und die Unterscheidung von Haupt- und Nebengegenständen aufgehoben wurde, die gleiche Erfahrung gemacht worden, dass es zu der Maturitätsprüfung nach dem Statut von 1882 thatsächlich einer sehr merklichen besonderen Vorbereitung bedarf.

Die preußische Unterrichtsverwaltung hat diese constatierte Thatsache zur Kenntnis genommen und eine neue Prüfungsordnung zu dem Zwecke erlassen, dass die meisten der bisherigen Wiederholungen für die Zwecke der Prüfung entfallen, ein Thema, das hier näher erörtert werden soll.

Zunächst muss vorausgeschickt werden, dass die Reifeprüfung, die bisher ein Ganzes war, in zwei Theile zerlegt wurde, in eine Abschlussprüfung nach der Untersecunda zur Ermittlung, ob der Schüler die Reife zur Versetzung in die Obersecunda erreicht habe. »Dadurch«, so die Erläuterungen,[1] »dass bei dem Übergange von Untersecunda nach Obersecunda das bis dahin erworbene, mehr gedächtnismäßige Wissen der Schüler in Zukunft prüfungsmäßig festgestellt wird, ist es möglich geworden, die Reifeprüfung im wesentlichen auf die Lehraufgabe der Prima zu beschränken. Damit entfallen die meisten der bisherigen Wiederholungen für die Zwecke der Prüfung.«

Dies wird als Einleitung mit dem Bemerken vorausgeschickt, dass es nicht Aufgabe dieser Erörterung ist, die Ordnung der Abschlussprüfungen oder alle Paragraphe der Ordnung der Reifeprüfung zu besprechen. Zweck dieser Zeilen ist eine Untersuchung, inwieweit jene Grundsätze, die bisher in Österreich und in Preußen für die Maturitätsprüfung maßgebend waren, durch die neue Ordnung der Reifeprüfung abgeändert wurden.

Vom praktischen Standpunkte betrachtet ergeben sich zwei Hauptfragen: 1. Was wird in der neuen Prüfungsordnung gefordert? 2. Wie wird das Urtheil über die Abiturienten gefällt?

Diese zwei Fragen erhalten in dem Statut der Maturitätsprüfung von 1849 folgende Beantwortung:

1. Die Prüfung hat die aus dem ganzen Unterrichte sich ergebende Bildung zusammenzufassen. §. 84 des Org.-Entw.[2]
2. Auf Grundlage dieser Prüfung ist das Urtheil in den einzelnen Gegenständen und das Gesammturtheil zu bestimmen. §. 85 des Org.-Entw.

Nach diesen zwei Momenten sollen die wesentlichen Bestimmungen der neuen Prüfungsordnung erörtert werden.

---

[1]) Erläuterungen und Ausführungsbestimmungen zu der Ordnung der Reifeprüfungen und der Ordnung der Abschlussprüfungen. A. 1, S. 58.

[2]) »Zum Maßstab der Beurtheilung für die schriftlichen wie für die mündlichen Leistungen dienen im allgemeinen die Forderungen, welche gemäß der Lehraufgabe des Obergymnasiums an die Schüler zu stellen sind, so dass Prüfung und Beurtheilung sich weder auf den Lehrinhalt des letzten Schuljahres beschränkt, nach auch diesen überwiegend hervorhebt, sondern vielmehr die aus dem ganzen Unterrichte sich ergebende Bildung zusammenfasst.« §. 84 des Org.-Entw.

Was das erste Moment betrifft, so geht schon aus den oben mit-theilten Erläuterungen hervor, dass der erste Grundsatz des alten üfungsstatuts aufgehoben wurde. Die Maturitätsprüfung ist in zwei schlussprüfungen zerlegt; denn die Reifeprüfung am Schlusse der erprima ist eben auch eine Abschlussprüfung. Durch diese Theilung Maturitätsprüfung werden die Forderungen der Reifeprüfung wesent-ermäßigt; sie werden noch weiter ermäßigt dadurch, dass die Lehr-gabe der Obersecunda aus der Reifeprüfung ausgeschieden wird; denn h §. 1 ist der Umfang der Forderungen in der Reifeprüfung auf die raufgabe der Prima beschränkt.[1])

Ob nun die so wesentlich ermäßigten Forderungen der Leistungs-ft der Schüler ganz angemessen sind, darüber wird allerdings erst die fahrung einen vollen Aufschluss geben können; allein schon jetzt lassen einige Bedenken nicht zurückdrängen, und die Prüfungsordnung bst scheint unter diesem Eindrucke zu stehen.

Vorerst darf nicht übersehen werden, dass die Prima zweijährig dass also die Lehraufgabe der Prima eine Doppelaufgabe ist. Aller-gs gehören Naturgeschichte und Propädeutik nicht dazu; aber es iben neben den Sprachen Religion, Geschichte mit Erdkunde, Mathe-tik, Physik übrig, und um diese handelt es sich vor allem. Dazu mmt die Forderung des §. 11, 7: »Durch geeignete, an die Übersetzung zuschließende Fragen ist den Schülern Gelegenheit zu geben, ihre Be-nntschaft mit den Hauptpunkten der Metrik, der Mythologie und den tiquitäten zu erweisen.« Die Antiquitäten enthalten wie bekannt le Realien, die eine Wiederholung erfordern. Es entfallen somit, wie n sieht, nicht die meisten Wiederholungen; es bleiben noch viele, ht viele Wiederholungen für die Zwecke der Prüfung übrig.

Wenn man nun von der nicht ganz unrichtigen Voraussetzung geht, dass die Lehraufgabe eines jeden Jahrganges, also auch die der erprima, bereits nach der Leistungsfähigkeit der Schüler bemessen ist, ergibt sich aus der Zusammenlegung der Lehraufgaben von zwei Jahren »Mehr« der Forderungen, das über die Leistungskraft der Schüler ausgeht.

Diese Erwägungen mögen es gewesen sein, welche die neue Prüfungs-dnung bestimmten, nachträglich zwei Vorsichtsmaßregeln in Anwendung bringen.

»In der Religion und in der Geschichte«, so wird in den Erläute-gen A, 1, S. 53 bemerkt, »sind aus der Lehraufgabe in Prima nur che Gebiete zur Prüfung heranzuziehen, welche dort eine eingehende handlung erfahren haben. Dabei ist mehr auf den Erweis des inneren rständnisses und der geistigen Aneignung als auf ein gedächtnismäßiges issen äußerer Daten zu legen. Die königlichen Commissare werden t Nachdruck auf Beachtung dieser Vorschriften durch die prüfenden hrer zu halten haben.«

---

[1]) §. 1 »Zweck der Reifeprüfung ist zu ermitteln, ob der Schüler Lehraufgabe der Prima sich angeeignet hat.«

Durch diese Instruction werden — von der Religion wird hier abgesehen — die Forderungen in Geschichte, die bereits durch den §. 1 eingeschränkt sind (die Geschichte des Alterthums ist ausgeschlossen) noch weiter ermäßigt und ist gegen die Tendenz der Ermäßigung nichts einzuwenden. Welche Bedeutung ferner der Fragestellung zukommt, ist nicht nöthig hier zu erörtern; jeder Lehrer bereitet sich zu dieser Prüfung vor, gleichwie es seine Pflicht ist, sich für die Unterrichtsstunde vorzubereiten. Aber ebenso nothwendig erscheint es, dass auch die Schüler sich zu dieser Prüfung vorbereiten und wiederholen, damit auf eine tadellose Fragestellung eine erwünschte Antwort erfolgen kann. Und bei der Prüfung in den realen Fächern ist der Besitz positiver Kenntnisse unbedingt nothwendig; wo diese fehlen, da kann auch das innere Verständnis, die geistige Aneignung nicht erwiesen werden.

Es fragt sich also, ob die Schüler zu dieser Prüfung vorbereitet seien, ob sie sich im Besitze der positiven Kenntnisse befinden oder befinden können. Was die Lehraufgabe der Oberprima betrifft, die ja nach der Leistungsfähigkeit der Schüler bemessen ist, so kann diese Frage gewiss mit ja erledigt werden, aber es darf nicht übersehen werden, dass bei der üblichen Zutheilung des Pensums nach den Semestern hier bereits eine Jahresaufgabe in Frage kommt, die mit Rücksicht auf die Forderungen in den realen Fächern nicht ohne Bedeutung ist. Anders verhält es sich mit den positiven Kenntnissen, die der Lehraufgabe der Unterprima angehören, von denen manche oder viele wenn auch nicht verloren aber zurückgedrängt und verblasst sind. Und hier kommt die entscheidende Frage: Sind die Schüler der Oberprima imstande, neben der Lehraufgabe für die Oberprima eine Wiederholung der Lehraufgabe der Unterprima so vorzunehmen, wie es für diese Prüfung erforderlich ist? Die Antwort auf diese Frage ist gegeben, sie zeigt, dass die Prüfungsordnung wenig Vertrauen auf die in den Erläuterungen niedergelegten Instructionen setzt. Diese Antwort liegt in dem Schicksale, dem die Physik in der Reifeprüfung verfallen ist. Dass dieser Lehrgegenstand zu den verbindlichen wissenschaftlichen Lehrgegenständen der Oberprima gehört, ist aus dem Lehrplane zu ersehen; auch zweifelt niemand daran, dass dieser Unterricht ein wesentliches Moment für die höhere Allgemeinbildung im Gymnasium bildet. Man war demnach zu der Erwartung berechtigt, dass die Physik nach §. 1 in den Erläuterungen[1] einen Platz finden werde, etwa in der Form: »In der Religion und insbesondere in Geschichte und Physik sind aus der Lehraufgabe der Prima usw.« Das ist nicht geschehen; laut §. 11, 9 bildet die Physik nicht einen besonderen Prüfungsgegenstand, es wird aber empfohlen, physikalische Fragen mit den mathematischen zu verbinden. In den Erläuterungen A. 1, S. 53 wird die klare Bestimmung des §. 1, »ob der Schüler die Lehraufgabe der Prima sich angeeignet hat«, modificiert und die Reifeprüfung »im wesentlichen auf die Lehraufgabe der Prima« eingeschränkt.

[1]) Vgl. die Erläuterungen A. 1, S. 53.

Wie man sieht, gerieth die Prüfungsordnung hier in ein Gedränge nach zwei Seiten hin, einerseits den Schülern gegenüber, denen die Gefahr einer Überbürdung drohte, weil sie die Lehraufgabe der Physik in Prima nicht bewältigen können, und da können auch die Vorschriften für die prüfenden Lehrer nicht helfen, andererseits dem Wortlaute des §. 1 gegenüber, der einer Correctur nachträglich unterzogen werden musste. Dieser Ausweg ist ein Nothbehelf, wir begreifen es; denn auch bei uns war die Wiederholung der Physik ein Gegenstand vieler Sorgen, die durch die jüngste Verordnung einigermaßen erleichtert wurden.

Gegenüber den strengen Vorschriften für die in Religion und Geschichte prüfenden Lehrer und der scharfen Controle durch den k. Commissar erscheint die angeordnete Prüfungsform in Physik denn doch in zu auffälligem Gegensatze; auch wurde übersehen, dass, wenn die empfohlene Fragestellung wirklich durchgeführt wird, dieselbe in der Prüfung der Mathematik mancherlei Verlegenheit bereiten dürfte; denn eines ist gewiss, die Schüler werden eine Wiederholung und Vorbereitung in der Physik auch nur als eine »empfohlene« betrachten und nicht ernst nehmen; sie werden sich vielmehr nach dem §. 11, 9 »die Physik bildet nicht einen besonderen Prüfungegenstand« und nach dem §. 14, 3 »für Physik ist das auf Grund der Classenleistungen festgestellte Prädicat in das Zeugnis aufzunehmen« einrichten.

Es geht aus der Erörterung des ersten Momentes also hervor, dass die für die Zwecke der Prüfung nothwendigen Wiederholungen in den realen Gegenständen, sobald sie über die Lehraufgabe der Oberprima hinausgehen, nur dann entfallen, wenn Mittel, wie das bei der Physik der Fall ist, in Anwendung kommen.

Was das zweite Moment der Maturitätsprüfung betrifft, »auf Grundlage dieser Prüfung ist das Urtheil über die Leistungen der Schüler in den einzelnen Gegenständen und das Gesammturtheil zu bestimmen«, so ist die Bestimmung des §. 5, 5 hier von großer Wichtigkeit und Bedeutung; dieselbe lautet: »Wenn ein Schüler nach dem einstimmigen Urtheile in der Conferenz die erforderliche Reife in wissenschaftlicher oder sittlicher Hinsicht noch nicht erreicht hat, so ist er von der Reifeprüfung zurückzuweisen. Der Beschluss der Conferenz ist dem Provinzial-Schulcollegium mitzutheilen.«

Dass durch diese Bestimmung der zweite Grundsatz der lex vollständig aufgehoben ist, bedarf keiner weiteren Beweisführung; auch ist es klar, dass, wenn eine solche Bestimmung in das Statut der Reifeprüfung aufgenommen wird, sich hieraus Folgerungen ergeben, denen die Prüfungsordnung Rechnung tragen muss, wenn nicht alles sich in Widersprüchen bewegen soll. Und diese Folgerungen sind von nicht geringer Tragweite. Erwägt man nämlich, dass die Zurückweisung eines Schülers von der Reifeprüfung in ihren Folgen gleichbedeutend ist mit dem Verluste eines Jahres, erwägt man weiter, dass ein solcher Act der Zurückweisung ohne Intervention des k. Commissars zustande kommt, dass er dem Provinzial-Schulcollegium lediglich mitzutheilen, daher bindend ist; erwägt man ferner, dass dieser Act der Zurückweisung nicht auf Grund

einer ad hoc vorgenommenen besonderen Prüfung, sondern auf Grund der von den Lehrern der Prima im Laufe des Unterrichtes gemachten Beobachtungen und Erfahrungen, wie selbe die den Schülern ertheilten Zeugnisse der Prima und das Protokoll zum Ausdrucke bringen, beschlossen wird: so wird damit den Lehrercollegien der Prima bezüglich der Reifeprüfung dasselbe Recht eingeräumt, das sie beim Abschlusse des Schuljahres in den einzelnen Classen in der Versetzung und Versetzungsprüfung thatsächlich ausüben.

Es ergibt sich als nächste Folgerung hieraus, dass das Lehrercollegium der Prima berechtigt ist, nicht bloß in negativer, sondern auch in positiver Beziehung ein Urtheil über die Abiturienten abzugeben, also zu erklären, diese Gruppe der Schüler (*a*) hält das Lehrercollegium für reif, bei jener Gruppe (*b*) ist das Urtheil noch zweifelhaft. Das ist die Versetzung.

Als weitere Consequenz ergibt sich, dass zur Feststellung des noch zweifelhaften Urtheiles bei der Gruppe *b* eine Ergänzungsprüfung nothwendig ist, deren Ergebnis mitentscheidend und abschließend für das Urtheil ist. Das ist die Versetzungsprüfung.

Die Schüler der Gruppe *a* können bei dieser Gelegenheit zur Prüfung herangezogen werden; denn jeder Schüler ist verpflichtet und muss bereit sein, Rechenschaft abzulegen. In welcher Weise diese Prüfung einzurichten sei, das wird durch den Zweck der Reifeprüfung bestimmt.

Als letzte Folgerung ergibt sich: da die Reifeprüfung eine Versetzungsprüfung, diese nur eine Ergänzungsprüfung zur Feststellung des noch schwebenden Urtheiles über die Schüler der Gruppe *b* ist, so hat die Reifeprüfung lediglich zu ermitteln, ob die Kenntnisse der Schüler für die Zuerkennung der Reife genügen oder nicht genügen und hierüber ein Schlussurtheil zu fällen.

Wenn nun Schüler der Gruppe *a* bei dieser Gelegenheit zur Prüfung herangezogen werden, so kann dies nicht zu dem Zwecke der Entscheidung in der Frage dienen, ob sie reif oder nicht reif sind; denn diese Frage ist durch den Act der Versetzung bereits erledigt; ebensowenig in der Frage, ob die Leistungen der Schüler mit sehr gut, oder gut, oder genügend zu bezeichnen seien; denn auf Grund dieser ertheilten Prädicate ist die Versetzung vorgenommen worden: wenn also Schüler der Gruppe *a* geprüft werden, so kann dies nur zur Orientierung des k. Commissars in der Frage dienen, mit welchem Erfolge der Unterricht in den einzelnen Lehrgegenständen betrieben wurde. Dass es für diesen Zweck nicht nothwendig ist, dass jeder Schüler der Gruppe *a* in jedem einzelnen Lehrgegenstande geprüft wird, das bedarf wohl keiner weiteren Begründung.

Was nun die Durchführung des für die Reifeprüfung angenommenen Princips (§. 5, 5) betrifft, so sind die wesentlichen Momente der Prüfungsordnung folgende:

1. Die Reifeprüfung hat zu ermitteln, ob der Schüler die Lehraufgabe der Prima sich angeeignet hat (§. 1). Die Prüfung ist als bestanden zu erachten, wenn das Urtheil in keinem verbindlichen wissenschaft-

lichen Lehrgegenstande „nicht genügend" lautet (§. 12, 3). Wer die Reifeprüfung einmal nicht bestanden hat, darf zur Wiederholung der Prüfung höchstens zweimal zugelassen werden; dem Nichtbestehen der Prüfung wird außer dem Falle der Erkrankung das Zurücktreten während der Prüfung gleichgeachtet (§. 16, 1).

2. Der Act der Reifeprüfung beginnt mit der Constituierung der Prüfungscommission vorläufig unter dem Vorsitze des Directors, die in einer Conferenz auf Grund der in der Prima den Schülern ertheilten Zeugnisse zu entscheiden hat, welche Schüler von der Reifeprüfung zurückzuweisen, welche zur Reifeprüfung zuzulassen sind. Dieser Conferenzbeschluss wird dem Provinzial-Schulcollegium mitgetheilt (§. 5, 4. 5. 6).

3. Die Reifeprüfung ist eine schriftliche und mündliche. Zur schriftlichen Prüfung gehören ein deutscher Aufsatz, eine Übersetzung aus dem Deutschen ins Lateinische, eine Übersetzung aus dem Griechischen und Französischen in das Deutsche, in der Mathematik vier Aufgaben, und zwar je eine aus Planimetrie, Stereometrie, Trigonometrie und Algebra. Die mündliche Prüfung erstreckt sich auf christliche Religionslehre, die lateinische und griechische Sprache, die Geschichte und die Mathematik (§. 6).

4. Alle Schüler, die zur Reifeprüfung zugelassen werden (§. 5, 7), legen gleichzeitig die schriftliche Prüfung ab und erhalten dieselben Aufgaben (§. 7, 1).

5. Auf Grund dieser schriftlichen Prüfung und der Einsichtnahme der schriftlichen Arbeiten der Schüler in Prima und jener Zeugnisse, welche die Prüflinge während der Dauer ihres Aufenthaltes in Prima erhalten haben, wird unter dem Vorsitze des k. Commissars berathen und beschlossen, welche Schüler von der mündlichen Prüfung auszuschließen, welche auf Grund ihrer Elaborate und ihrer Classenleistungen von der mündlichen Prüfung zu befreien und welche zur mündlichen Prüfung zuzulassen sind (§. 10, 1).

a) Von der mündlichen Prüfung werden ausgeschlossen und für unreif erklärt jene Schüler, deren schriftliche Arbeiten sämmtlich oder der Mehrzahl nach das Prädicat „nicht genügend" erhalten (§. 10, 3).

b) Von der mündlichen Prüfung werden befreit und für reif erklärt, die bei tadellosem Benehmen sowohl in sämmtlichen verbindlichen Fächern vor Eintritt in die Reifeprüfung als auch in sämmtlichen schriftlichen Prüfungsarbeiten mindestens das Prädicat „genügend" ohne Einschränkung erhalten haben (§. 10, 4, *a*). Act der Versetzung.

c) Die übrigen Schüler werden zur mündlichen Prüfung zugelassen und hierbei in Fächern, welche nicht Gegenstand der schriftlichen Prüfung sind, von der mündlichen Prüfung befreit, wenn sie laut ihrer Zeugnisse in den Classenleistungen das Prädicat „genügend" ohne Einschränkung erhalten haben, ebenso in Fächern, welche auch Gegenstand der schriftlichen Prüfung sind,

wenn überdies die schriftlichen Arbeiten mindestens das Prädicat »genügend« ohne Einschränkung erhalten haben; doch steht es den Prüflingen frei, in letzterem Falle auf die Befreiung zu verzichten (§. 10, 4, *b*). Act der Versetzungsprüfung.

Wie man sieht, wurden im Vorgange bei Feststellung des Urtheiles die Folgerungen aus dem aufgestellten Principe (§. 5, 5) im wesentlichen gezogen. Die Reifeprüfung besteht im Sinne dieses Princips (bei uns im Sinne des §. 73 des Org.-Entw.) aus einer Versetzung (vgl. oben 5, *a*, *b*) und aus einer Versetzungsprüfung (vgl. oben 5, *c*). Somit bewegt sich die Prüfungsordnung bezüglich des zweiten Momentes, der Feststellung des Urtheiles, auf der Bahn der bestehenden Gymnasialeinrichtungen, und ist dadurch ein organisches Glied derselben geworden, was sie bisher nach dem Statut von 1849 (1882) nicht sein durfte und doch sein sollte. Die Maturitätsprüfung sollte nicht eine bloße Prüfung der Art sein, wie sie das Gymnasium für seine sämmtlichen Classen am Schlusse jedes Schuljahres anstellt (vgl. Instruct. XIII des Org.-Entw., S. 193), eine Versetzung und Versetzungsprüfung; aber sie sollte am Schlusse des zweiten Semesters der obersten Classe an die Stelle der Versetzungsprüfung treten (§. 75, 2 des Org.-Entw.), sie durfte also ein organisches Glied der Gymnasialeinrichtungen nicht sein, aber sie sollte die Stelle eines organischen Gliedes in den Gymnasialeinrichtungen einnehmen; und an diesem unlösbaren Widerspruche musste das Statut scheitern.

Nach der neuen Ordnung besteht die Reifeprüfung aus einer Versetzung und Versetzungsprüfung und unterscheidet sich von der jährlich stattfindenden Versetzung und Versetzungsprüfung in den einzelnen Classen dadurch, dass jene unter dem Vorsitze und der Leitung eines k. Commissars abgehalten wird unter Beobachtung bestimmter feierlicher Formen, wie sie der wichtige Schlussact erfordert, während diese unter dem Vorsitze und der Leitung des Directors vorgenommen wird.

Gleichwohl besteht eine nicht unwesentliche Abweichung bei der Reifeprüfung von der gewöhnlichen Versetzungsprüfung, es sind dies die Dispensen oder Befreiungen von der mündlichen Prüfung; denn während die Dispensen bei der Versetzungsprüfung als zulässig erklärt werden, müssen dieselben bei der Reifeprüfung in bestimmten Fällen eintreten.

Das Kriterium für diese Dispensen bildet die Note »genügend« in der Notenscala sehr gut, gut, genügend, nicht genügend. Allein die Note genügend hat zwei Grade: genügend ohne Einsshränkung, genügend mit Einschränkung. Das Prädicat genügend ohne Einschränkung entspricht beinahe dem »befriedigend« in unserer Notenscala vorzüglich, lobenswert, befriedigend, genügend, nicht genügend, da unser »genügend« bekanntlich ein ziemliches Quantum von Einschränkungen (schwaches, kaum, eben noch) mit sich führt. Die Grenze für die Befreiungen scheint in der Prüfungsordnung richtig gezogen zu sein, und wenn der Satz nicht unrichtig ist, dass Befreiungen von der mündlichen Prüfung als Abkürzung des Prüfungsactes dann eintreten können und sollen, wenn der Zweck der Prüfung erreicht ist, so lässt sich von diesem Standpunkte aus gegen die eingeführte Ordnung kaum etwas einwenden; denn

nach §. 1 ist der Zweck der Reifeprüfung zu ermitteln, ob der Schüler die Lehraufgabe der Prima sich angeeignet hat, und die Prüfung ist als bestanden zu erachten, wenn das auf die Prüfung und die Classenleistungen gegründete Gesammturtheil in keinem wissenschaftlichen Gegenstande »nicht genügend« lautet, und ein »Mehr« wird als Zweck der Prüfung im §. 1 nicht hingestellt. Anders müsste die Reifeprüfung vorgenommen werden, wenn der Zweck der Reifeprüfung erweitert und der §. 1 lauten würde: Zweck der Reifeprüfung ist zu ermitteln, ob der Schüler die Lehraufgabe der Prima sich angeeignet hat, und mit welchem Erfolge der Unterricht in den verbindlichen wissenschaftlichen Lehrgegenständen der Prima betrieben worden ist; doch das ist eine principielle Frage, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, da nur das Gegebene Gegenstand der Erörterung ist.

Nach der neuen Ordnung ist also der einzige Zweck der Reifeprüfung, zu verhindern, dass am Schlusse der Gymnasialstudien Schüler mit nicht genügenden Kenntnissen als reif entlassen werden. Wie man auch über diese Einschränkung der Reifeprüfung urtheilen mag, ein Vortheil darf nicht verkannt werden, die Prüfungscommission wird Zeit haben, sich eingehend mit der Prüfung jener Schüler zu beschäftigen, die zur mündlichen Prüfung zugelassen werden.

Die Besorgnis, dass es bei dieser Form der Reifeprüfung an Candidaten fehlen werde — was übrigens für die Gymnasien nur erwünscht und erfreulich wäre, und was vom idealen Standpunkte betrachtet nach der neunmaligen Versetzung und Versetzungsprüfung der Fall sein sollte — können wir leider nicht theilen. Die Zahl jener Schüler, die in ihren Studien nach dem Prädicate sehr gut oder gut streben, ist erfahrungsmäßig eine sehr begrenzte; die Mehrzahl der Schüler verfolgt entsprechend ihren Anlagen, ihrer Willenskraft bescheidene Ziele; die Note »genügend« ist alles, was sie in ihren Studien erreichen wollen oder sollen. Aber die Note genügend ist eine gefährliche Klippe; ob »mit« oder »ohne« Einschränkung, das lässt sich im vorhinein gar nicht berechnen; denn diese beiden Noten stehen nahe beieinander, und der Zusatz »mit Einschränkung« schließt sich gar bald als zudringlicher Begleiter dem »genügend« an. Dazu kommt noch ein anderer Umstand. Die schriftliche Prüfung in der lateinischen Sprache ist beschränkt auf eine Übersetzung aus dem Deutschen ins Lateinische; wie leicht hier die Note genügend mit Einschränkung zu erwerben ist, weiß man, und da zur Compensation einer solchen Note eine andere Vorlage nicht vorhanden ist — denn eine Übersetzung aus dem Lateinischen ins Deutsche wurde ausgeschlossen — so dürfte die lateinische Sprache ein genügendes Contingent zur Reifeprüfung stellen; auch in der Mathematik wird es an genügend »mit Einschränkung« nicht fehlen, und auch in den anderen Lehrgegenständen dürften genügend »mit Einschränkung« zum Vorschein kommen.

Noch bleibt eine Bestimmung der Prüfungsordnung zur Erörterung übrig und zwar §. 12, 3: »Eine Abweichung hievon[1]) in Berücksichtigung

---

[1]) Von der Bestimmung des §. 12, 3 »Die Prüfung ist als bestanden zu betrachten, wenn das auf die Prüfung und die Classen-

des von den Schülern gewählten Berufes ist nicht zulässig. Dagegen ist zulässig, dass nicht genügende Leistungen in einem Lehrgegenstande durch mindestens gute Leistungen in einem anderen verbindlichen wissenschaftlichen Gegenstande als ergänzt erachtet werden.“ Diese Ergänzung (Compensation) wurde aus der lex 1882 herübergenommen.

Wenn nun auch nicht zu verkennen ist, dass die hier aufgestellte Compensationstheorie dem neuen Grundsatze der Lehrverfassung von 1882 (Aufhebung der Unterscheidung von Haupt- und Nebengegenständen) entspricht, so war doch kaum zu erwarten, dass jener Zweck, den man mit der Compensation zu verbinden pflegt, das Abiturientenexamen zu erleichtern, damit erreicht werden könne. Denn wenn schon vor 1882 die Forderungen der Maturitätsprüfung als drückend befunden worden sind, und die Anwendung von Erleichterungsmitteln durch die Compensation als nothwendig erachtet wurde, wo doch die Forderungen in den realen Fächern nur gering waren, so wäre zur Erreichung des gleichen Zweckes mit Rücksicht auf die erhöhten Forderungen der lex 1882 erforderlich gewesen, dass die Compensation jetzt noch weiter gienge als jene vor 1856.[1])

Dagegen wurde etwas anderes erreicht, nämlich der Beweis — wenn es eines solchen noch bedurfte — für die Unbrauchbarkeit der lex von 1882 erbracht; denn durch diese Compensation wurde dargethan, dass die Forderung der Bestimmung von §. 12, 3 „Die Prüfung ist als bestanden zu erachten, wenn das Gesammturtheil in keinem verbindlichen wissenschaftlichen Lehrgegenstande nicht genügend lautet“, nahezu als unerfüllbar erscheint, weil Fälle, wo Schüler mit guten Leistungen in einem Gegenstande gleichzeitig nicht genügende Leistungen in einem anderen Gegenstande ausweisen, keineswegs selten, sondern nur zu häufig sind, so dass dafür eine besondere Bestimmung getroffen werden musste. Die Compensation ist also keine Ausnahme vom §. 12, 3, sondern eine selbständige zweite Bestimmung, wornach bei der Reifeerklärung der Schüler vorzugehen ist; sie steht in directem Gegensatze zur ersteren, denn sie wird als zulässig erklärt nicht zu dem Zwecke, dass der Forderung der ersten Bestimmung entsprochen wird, sondern dass entgegen dieser Bestimmung auch Schüler mit der Note „nicht genügend“ in einem verbindlichen wissenschaftlichen Gegenstande für reif erklärt werden.

Umso auffälliger muss es daher erscheinen, dass die Compensation in der neuen Ordnung der Reifeprüfung eine Aufnahme fand, da doch die neue lex wesentlich verschieden ist von der lex 1882.

---

leistungen gegründete Gesammturtheil in keinem verbindlichen wissenschaftlichen Lehrgegenstande „nicht genügend“ lautet.“

[1]) Es blieb nach dem Wortlaute des Reglements möglich, dass jemand für reif erklärt wurde, der in Deutsch und Latein genügte, in Mathematik bedeutend mehr, also doch wohl Gutes leistete, während er in Griechisch, Französisch, Religion, Geschichte und Geographie, Naturbeschreibung, Physik, philos. Propädeutik nicht völlig genügte, also nicht bestand.

Diese neue lex enthält keinerlei drückende Bestimmungen; die Forderungen in den realen Gegenständen sind durch die Ausscheidung der Physik auf jenes Maß eingeschränkt, welches der Gesammtaufgabe der Oberprima nahezu gleichkommt, also der Leistungskraft der Schüler im ganzen entsprechend ist; in dem Vorgange der Beurtheilung der Leistungen wird der Jugend nahegelegt, dass die Reifeprüfung jener Schlussact im Gymnasium ist, wo jedem Schüler nach seinen Werken »seinen Classenleistungen« zugemessen wird: nun bedarf es einer Compensation nicht mehr; einen Bruchtheil von Schülern — und würde selbst die erdenklich mildeste Prüfungsvorschrift erlassen — wird es immer noch geben, die selbst diesen Forderungen nicht nachkommen. Was für Schüler das sind, wurde oben bereits angedeutet; es sind Schüler, welche die Milde und Nachsicht bei den Versetzungsprüfungen in den einzelnen Classen und die Hoffnung, dass auch diese schließlich noch die Lehraufgabe sich aneignen werden, bis in die oberste Classe hinaufführte. Allein diese Milde und Nachsicht muss ihre Grenzen haben; die Reifeprüfung ist eine Abschlussprüfung, eine Abrechnung; alles, was diesen Schülern noch gewährt werden kann, ist, dass sie noch einmal — dies aber zum letztenmale — zu einer Versetzungsprüfung, einer eingehenden Ergänzungsprüfung, zugelassen werden, wozu eine ausreichende Zeit zugebote steht. Und da bei dieser Prüfung dem »Zufall« jedweder Spielraum entzogen ist, die Schüler bereits von früher her wissen, was ihnen bevorsteht, wenn sie den Forderungen der Lehraufgabe nicht nachkommen, wird niemand über die Härte der Prüfungsordnung klagen können, auch wenn eine Compensation dabei ausgeschlossen bleibt.

Aber die neue Prüfungsordnung hält an der Compensation fest und legt einen besonderen Wert auf die von ihr durchgeführte Verbesserung oder »Einschränkung«.

Diese Einschränkungen sind:

a) Bei nicht genügenden Gesammtleistungen im Deutschen oder in den beiden alten Sprachen darf das Reifezeugnis überhaupt nicht ertheilt werden.

b) Nicht genügende Gesammtleistungen in einer der alten Sprachen sind nur durch mindestens gute Gesammtleistungen in der anderen alten Sprache oder im Deutschen oder in der Mathematik, ebenso umgekehrt nicht genügende in Mathematik nur durch mindestens gute Gesammtleistungen in einer der alten Sprachen oder im Deutschen auszugleichen (§. 12, 3).

Untersucht man diese Compensationstheorie zu dem Zwecke, um die Gesichtspunkte oder Motive kennen zu lernen, die hierbei maßgebend waren, so ergibt sich Folgendes:

In der Einschränkung sub *a*) wird ein Gegenstand hervorgehoben, die deutsche Sprache, wo die nicht genügenden Gesammtleistungen überhaupt nicht ausgeglichen werden können, und dies wird in den Erläuterungen (A, 4) also motiviert: »Ein Schüler, welcher in der deutschen Sprache sowohl in seinen Classenleistungen als auch in seiner Prüfungsarbeit Ungenügendes leistet, hat das nöthige Maß der

Allgemeinbildung nicht;“ der Grund ist also die Rücksicht auf die Allgemeinbildung.

In der Einschränkung sub *b)* wird hervorgehoben, dass nicht genügende Gesammtleistungen in einer der alten Sprachen nur durch mindestens gute Gesammtleistungen in der anderen alten Sprache auszugleichen sind. Es wird dies zwar nicht näher motiviert, aber die Erklärung liegt hier nahe, es ist die wechselseitige Beziehung dieser Lehrgegenstände zueinander. Wir beschränken uns vorerst auf diese zwei Momente; sie sind beachtenswert und verdienen näher gewürdigt zu werden.

Wenn in den Erläuterungen A. 4 behauptet wird, dass nicht genügende Gesammtleistungen im Deutschen überhaupt nicht ausgeglichen werden, so ist dies gewiss richtig; denn nicht genügende Leistungen bleiben, was sie sind, und können selbst durch sehr gute Leistungen in einem anderen Gegenstande weder gedeckt noch ausgeglichen werden: allein diese Behauptung gilt für jeden einzelnen verbindlichen wissenschaftlichen Gegenstand.

Wenn in den Erläuterungen behauptet wird, ein Schüler, welcher in der deutschen Sprache sowohl in seinen Classenleistungen als auch in seiner Prüfungsarbeit Ungenügendes leistet, hat das nöthige Maß der Allgemeinbildung nicht, so ist das ganz richtig; aber auch diese Behauptung gilt für jeden verbindlichen wissenschaftlichen Lehrgegenstand: denn in den Lehrplan der Gymnasien sind nur jene wissenschaftlichen Lehrgegenstände aufgenommen, welche zur Allgemeinbildung gehören, und sie sind für verbindlich erklärt, weil sie zu diesem Zwecke unbedingt nothwendig sind. Bekanntlich ist der Zweck der Gymnasien, eine höhere allgemeine Bildung zu gewähren, als sie die Volksschule bietet. In der Volksschule wird aber nicht bloß die deutsche Sprache gelehrt, es wird auch in der Religion, im Rechnen unterrichtet; es werden auch Kenntnisse in Geschichte, Erdkunde, Naturgeschichte, Naturlehre beigebracht, es sind dies Lehrgegenstände, die an der Hochschule als Wissenschaften gelehrt werden. Daraus ergibt sich, dass die Gymnasien vermöge ihres Zweckes sich nicht mit jenem Maß von Kenntnissen in diesen Lehrgegenständen begnügen können, wie es die Volksschule gewährt, sondern dass die Kenntnisse erweitert und vertieft werden müssen, wie es der Zweck der höheren Allgemeinbildung auf dieser Bildungsstufe erfordert.

Die lateinische und griechische Sprache sind zwar nicht Lehrgegenstände der Volksschule, aber an den Gymnasien bilden sie einen wesentlichen Bestandtheil des Unterrichtes, gehören also zu einer höheren Allgemeinbildung, wie sie die Gymnasien zu gewähren haben.

Vom Standpunkte der höheren Allgemeinbildung also lässt sich die Compensation mit und ohne Einschränkung nicht begründen, nicht rechtfertigen.

Was die Lehrgegenstände Latein und Griechisch betrifft, so liegt hier die Idee der Ergänzung, Übertragung oder Ausgleichung etwas näher; es sind verwandte Fächer; ihre Verwandtschaft erzeugt ein gemeinsames Interesse. Die Pflege der gegenseitigen Beziehung der Lehr-

gegenstände zu einander gehört bekanntlich zu den wesentlichen Grundlagen einer zweckmäßigen Gymnasialeinrichtung, die sich zunächst im Lehrplane, in der Reihenfolge der Lehrgegenstände, in der Stoffvertheilung nach den Stufen und einzelnen Classen kundgibt, und die dann im Unterrichte zur Durchführung kommt. Dass die Pflege der gegenseitigen Beziehung der Lehrgegenstände zu einander auch in der Beurtheilung der Leistungen der Schüler bis zu einem gewissen Grade sich geltend macht, liegt in der Natur der Sache. Latein und Griechisch sind eng verwandte Fächer, wie Mathematik und Physik, welche zwei Gruppen durch das feste Band der dritten vereinigten Gruppe, Geschichte und Erdkunde, zu einem Ganzen von Bildungselementen geschlossen sind. — Allein bis zu dem Grade entwickelt sich die Pflege der gegenseitigen Beziehung, die den Zweck hat, verwandte Fächer zu fördern, zu stärken, zu stützen, im Unterrichte und in der Beurtheilung gewiss nicht, dass z. B. ein Schüler, der im Latein Gutes leistet, im Griechischen gar nicht genügt und umgekehrt, oder dass ein Schüler, der in Physik Gutes leistet, in der Mathematik gar nicht genügt, und umgekehrt. Es kann wohl vorkommen, dass ein Schüler in einem der verwandten Fächer einer Gruppe relativ nicht so viel leistet wie in dem anderen; aber dass den guten Leistungen in einem der verwandten Fächer einer Gruppe nicht genügende Leistungen in dem anderen Fache der Gruppe zur Seite giengen, das widerspricht jeweder Erfahrung. Es geht aus dieser Darlegung hervor, dass vom Standpunkte der gegenseitigen Beziehung der Lehrgegenstände zu einander eine Compensation mit Einschränkung überflüssig, weil gegenstandslos ist.

Die Erläuterungen enthalten noch eine andere Motivierung für die verbesserte Compensation oder Ausgleichung mit Einschränkungen, die also lautet: »Durch die weiteren Einschränkungen soll verhütet werden, dass so wichtige Fächer, wie eine Hauptfremdsprache oder Mathematik durch jedes beliebige andere Fach übertragen werden, welches, so bedeutsam es an sich sein mag, nach Stundenzahl und Stellung in der Lehrordnung zum Ersatze nicht geeignet ist.« Der Zweck der eingeschränkten Compensation ist also eine Vorsichtsmaßregel für die Zukunft; es soll nicht mehr vorkommen, was geschehen ist infolge der Compensation nach der Lex von 1882. Es liegen, wie man sieht, dieser Vorsichtsmaßregel mancherlei Erfahrungen zugrunde, die noch jetzt eine etwas gereizte Stimmung über die Erlebnisse in den Erläuterungen nachklingen lassen. Und das begreift sich. Der zehnjährige Druck der lex horrendi carminis ohne Milderung, ja sogar mit einer Verschärfung musste diese Stimmung hervorrufen, zunächst in dem Kreise der Philologen, wenn sie sahen, wie die Schüler der Oberprima statt sich an den Früchten der classischen Literatur zu laben, die Classiker zur Seite schoben und sich ausschließlich mit beliebig anderen Gegenständen, wie Religion, Geschichte, Physik usw. beschäftigten. Aber auch die Vertreter dieser Lehrgegenstände lagen nicht auf Rosen; sie hatten ihre Schüler zur Prüfung zu führen, und eine Vorbereitung, eine Wiederholung in diesen Fächern war nicht gestattet. Und die Abiturienten — thaten, was sie thun mussten,

aber gewiss nicht aus Unterschätzung der Classiker, noch weniger aus Überschätzung der realen Fächer. Nun ist die Lex horrendi carminis gefallen; der »Schrecken und die Qual« haben ein Ende; ein weiteres »quos ego« war nach unserer Meinung nicht nöthig; zum mindesten war noch abzuwarten, welches Leben die neue Prüfungsordnung in die Oberprima einführt. Es war — wir können es nicht verschweigen — kein glücklicher Gedanke, wegen der ganz überflüssigen Compensationstheorie von Hauptaufgaben im Gymnasium zu sprechen, denen gegenüber die Forderungen in den anderen Lehrgegenständen als Nebenaufgaben erscheinen müssen, da es doch nach §. 1 nur eine Lehraufgabe gibt, oder von so wichtigen und anderen beliebigen, also minder wichtigen zu sprechen, da ja die verbindlichen wissenschaftlichen Fächer alle gleich verbindlich sind (§. 3 und §. 12, 3).

Solche Erläuterungen zu einer Prüfungsform verhallen nicht wirkungslos, und sie verbreiten in der That eine grelle Beleuchtung der Sachlage. Die Gegner der classischen Studien werden sich diesen Anlass nicht entgehen lassen; sie werden sagen, ein neuer Lehrplan sei in Sicht, man steuere auf den Lehrplan vor 1882 los; sie werden die neue Prüfungsvorschrift, dass nur eine Übersetzung aus Deutsch ins Latein angeordnet ist, in ihrem Sinne deuten und sagen, darin stecke eine bestimmte Absicht: man wolle jetzt durch die Maturitätsprüfung zu dem alten Lehrplane zurückkehren; man wolle beweisen, dass es bei der Reduction der Lehrstunden mit dem classischen Studium nicht gehen könne.

Wir aber lassen uns von dem objectiven Standpunkte, den wir in dieser Frage einnehmen, nicht abdrängen und unseren Blick durch die grelle Beleuchtung in den Erläuterungen nicht trüben. Es darf indessen nicht unerwähnt bleiben, dass die Naturwissenschaften in den Abschlussprüfungen eine sehr mangelhafte Vertretung gefunden haben; denn was die Abschlussprüfung nach der Untersecunda betrifft, wo den Erläuterungen zufolge das bis dahin erworbene, mehr gedächtnismäßige Wissen prüfungsmäßig festgestellt werden soll, so beschränkt sich diese Prüfung auf die Lehraufgabe von Untersecunda »Vorbereitender physikalischer Lehrgang, II. Theil« (Magnetismus, Elektricität, die wichtigsten chemischen Erscheinungen, nebst Besprechung einzelner besonders wichtiger Mineralien und der einfachsten Krystallformen. Akustik, einige einfache Abschnitte aus der Optik) — für eine prüfungsmäßige Feststellung der Kenntnisse in Naturgeschichte gewiss sehr wenig. Und was die Physik betrifft, so enthält, wie man sieht, die Lehraufgabe der Untersecunda nur den vorbereitenden Theil; die eigentliche Lehraufgabe in der Physik für die Oberstufe beginnt erst mit der Obersecunda, die, wie bereits oben bemerkt wurde, aus der Reifeprüfung ausgeschieden ist, während die Aufgabe der Oberprima zur Berücksichtigung empfohlen wurde. Wenn man weiter die verschiedenen Entwicklungsphasen, welche die Maturitätsprüfung in Preußen bereits durchgemacht hat, mit der neuen Prüfungsordnung vergleicht, so ergibt sich, dass bezüglich der Zahl jener Lehrgegenstände, die für die mündliche Prüfung in der neuen Prüfungsordnung festgestellt wurden, auf die

Novelle zur Maturitätsprüfung von 1856 zurückgegriffen wurde; denn auch damals wurde die mündliche Prüfung in der deutschen Sprache und Literatur, in Propädeutik, im Französischen, in der Naturgeschichte und Physik fallen gelassen. Doch auch diese Erscheinungen bieten keinen Anlass zu der Besorgnis, dass man damit umgehe, die Naturwissenschaften in jene Stellung zurückzudrängen, in der sie sich vor 1882 befanden. Die Verhältnisse haben sich wesentlich geändert und zwar durch die neue Ordnung der Reifeprüfung. Der Schwerpunkt in der Frage, welcher Wert jedem verbindlichen wissenschaftlichen Lehrgegenstande im Gymnasium zukomme, liegt nach Beseitigung der Lex von 1882 nicht im Acte der Reifeprüfung, sondern im Unterrichte selbst, in der Durchführung des Lehrplanes. Durch die Reform des Lehrplanes von 1882 wurde den realen Fächern und insbesondere den Naturwissenschaften das für ihre wirkliche Existenz erforderliche Stundenausmaß (18 Stunden, bei uns sind 19 Stunden) eingeräumt und dieses in der Reform des Lehrplanes von 1891 unverändert belassen. Diese wichtige Thatsache darf bei der Würdigung der Erläuterungen nicht übersehen werden.

Fassen wir zum Schlusse das Ergebnis der Erörterung über die neue Ordnung der Reifeprüfung kurz zusammen, so ist es folgendes: Durch die neue Ordnung der Reifeprüfung an den preußischen Gymnasien wird die Lex von 1882 nicht abgeändert, sondern ganz aufgehoben. Die Reifeprüfung ist nicht mehr eine Aufnahmsprüfung für die Universität, was sie bisher sein sollte, sondern sie ist eine Abschlussprüfung der Gymnasialstudien; sie unterscheidet sich von der in den einzelnen Classen jährlich stattfindenden Versetzung und Versetzungsprüfung nur dadurch, dass der Umfang der Forderungen für diese Prüfung sich nicht auf die Lehraufgabe eines Schuljahres, sondern zweier Jahrgänge erstreckt; der einzige Rest, der noch an den Bestand der alten Maturitätsprüfung erinnert; denn die schriftlichen Prüfungen sind eben die letzten schriftlichen Schulübungen, wie sie jeder Versetzung und Versetzungsprüfung vorausgehen, und sind umfangreicher mit Rücksicht auf das hiefür festgesetzte Zeitausmaß.

Durch die neue Prüfungsvorschrift wurde die alte Form der Maturitätsprüfung als ein äußeres, fremdartiges Glied aus dem Organismus der Gymnasialeinrichtungen ausgeschieden und dafür ein organisches Glied, die Versetzung und Versetzungsprüfung, eingefügt.

Das Zeugnis über diese Abschlussprüfung ist ein Document der Entlassung eines Schülers aus dem Gymnasium mit der Bestätigung der Reife »Zeugnis der Reife« und — nichts mehr; es enthält den bei uns üblichen Vermerk »das Zeugnis der Reife zum Besuche einer Universität« nicht. Der Vermerk lautet hier: »Die unterzeichnete Prüfungscommission hat ihm demnach, da er jetzt das Gymnasium verlässt, um (hier folgt die Bezeichnung des gewählten Berufes) das Zeugnis der Reife zuerkannt und entlässt ihn«. Und dies mit Recht, denn das Gymnasium kann über seine Sphäre nicht hinausschreiten; welche Berechtigungen sich an das Zeugnis der Reife eines Gymnasiums knüpfen, das bestimmt

die staatliche Aufsichtsbehörde, und damit erscheint die in der Instruction XIII unseres Org.-Entwurfes ventilierte Rechtsfrage richtig gelöst.

Die Lex der Maturitätsprüfung von 1882 ist aufgehoben — für Schüler der öffentlichen Gymnasien; die Lex bleibt in Wirksamkeit für Externe (Privatschüler) und wird in Kraft bleiben müssen, so lange ein Privatstudium in den Gymnasialdisciplinen für zulässig erklärt ist; denn der Staat kann sein Aufsichtsrecht über die Externen nur in dieser Form ausüben. Für diesen Zweck müsste also eine Lex geschaffen werden, wenn sie nicht schon vorhanden wäre. Zwar ist eine Giltigkeit der Lex von 1882 für diesen Zweck in den Bestimmungen der neuen Prüfungsordnung nicht formell in dieser Weise kundgegeben, aber es geht dies klar und deutlich aus den Bestimmungen des §. 17 hervor, der speciell der Reifeprüfung der Externen gewidmet ist, und man findet, dass beide Grundsätze des Prüfungsstatuts von 1849 (1882) hier in Wirksamkeit treten.

Was den Umfang der Forderungen betrifft, so wird hervorgehoben, dass für Externe der §. 3 maßgebend ist, der §. 1 ist ausgeschlossen. Es wird ferner, was übrigens selbstverständlich ist, besonders noch bemerkt, „dass die Prüfung in der deutschen Sprache und Literatur und in der Physik behufs Ermittelung des durch §. 3, 2 und 8 erforderlichen Maßes der Kenntnisse hinzukommt[1]". Was den Vorgang bei der Beurtheilung der Leistungen betrifft, so kann hier nur das Ergebnis der schriftlichen und mündichen Prüfung der entscheidende Factor für das Urtheil sein; es kann demnach weder eine Befreiung von der mündlichen Prüfung, noch auch eine Ausschließung von derselben auf Grund der schriftlichen Prüfungen stattfinden (§. 17, 5), weil die Prüfungscommission, falls die Prüfung nicht bestanden wird, berechtigt ist, nach Befinden zu bestimmen, ob die Wiederholung e r s t n a c h V e r l a u f e i n e s J a h r e s erfolgen darf (§. 17, 7), daher eine umfassende und vollständige Prüfung durchgeführt werden muss. Und so wie die Forderungen und der Vorgang bei Beurtheilung der Leistungen der Externen in der Reifeprüfung verschieden ist von der Reifeprüfung der Gymnasiasten, so erscheint auch eine Trennung oder Absonderung der beiden Gruppen der Studierenden in dem formalen Gange der Prüfung selbst; für die schriftlichen Prüfungsarbeiten der Externen sind andere Aufgaben zu stellen, als die Schüler des betreffenden Gymnasiums erhalten; die mündliche Prüfung ist getrennt von derjenigen der Schüler des Gymnasiums abzuhalten; die Verhandlung über die Prüfung ist abgesondert von der über die Prüfung der Schüler des Gymnasiums zu führen (§. 17, 5). Durch den §. 17 ist die Wirksamkeit der Lex von 1882 auf die Reifeprüfung der Externen oder Privatschüler eingeschränkt; für die Reifeprüfung der Schüler eines Gym-

---

[1]) Es dürfte wohl nur ein Versehen sein, dass im §. 3, der nur für Externe zur Richtschnur dient, die Naturgeschichte weggelassen ist, da doch nicht anzunehmen ist, dass Externen die Prüfung aus diesem wichtigen Lehrgegenstande erlassen werde, und das Gymnasium sich mit den dürftigen Kenntnissen der Volksschule begnügen kann.

nasiums ist die Lehrverfassung maßgebend. Da beide Prüfungsformen thatsächlich vorhanden sind, so besteht das Wesentliche der Reform in der Abgrenzung des Gebietes, das jeder dieser beiden Prüfungsformen zugewiesen ist; die Nothwendigkeit dieser Grenzbestimmung ist in der staalichen Aufsicht begründet.

Die neue Ordnung der Reifeprüfung lässt denn auch erkennen, welchen Wert die Unterrichtsverwaltung auf die Lehrverfassung der Gymnasien legt, und welches Vertrauen sie dem öffentlichen Unterrichte entgegenbringt; sie besagt, dass es der staatlichen Aufsicht nicht gleichgiltig ist, ob ein Schüler im Gymnasium oder durch den Privatunterricht sich die Gymnasialbildung erworben hat, weil sie von der Ansicht ausgeht, dass der öffentliche Unterricht, durch den ein Schüler zu seiner Bildung gelangt ist, in der Regel eine größere Bürgschaft für die Gediegenheit derselben leistet, als eine vereinzelte Prüfung es zu thun vermag. Vgl. Organ.-Entwurf der Gymnasien in Österreich, Vorbemerkungen, S. 12.

Wien. J. Ptaschnik.

Wenzel Eymer, Pädagogische Schriften des Grafen Franz Josef Kinsky. Mit Einleitung, Anmerkungen und zwei Bildnissen herausgegeben. Wien, Seidel u. Sohn 1892. 300 SS.

Die soeben im Buchhandel erschienene Neuausgabe von Kinskys pädagogischem Nachlasse zeigt wieder so recht deutlich, wie sehr es sich verlohnen würde, einmal in übersichtlicher Weise zusammenzustellen, was auf österreichischem Boden über Erziehung und Unterricht nachgedacht und niedergeschrieben wurde: es käme da gewiss gar manches Wertvolle an den Tag. In Deutschland hat man bislang darüber besser Buch geführt, auch die Franzosen verstehen es, ihre pädagogischen Literaten der Vergessenheit zu entreißen. Kinsky war vor Eymers erster Publication „Graf Franz Josef Kinsky als Pädagog, Prag 1887“ beinahe nur in militärischen Kreisen bekannt, und da wohl kaum als pädagogischer Schriftsteller, sondern vielmehr als Reformator der Militärerziehung, um die er sich in seiner Eigenschaft als Ober-Director der k. k. Akademie in Wiener Neustadt (1785—1805) die größten Verdienste erwarb. Nunmehr aber liegen in einem stattlichen Bande von 300 Seiten Kinskys pädagogische Schriften vor, die der Hr. Verf. aus dessen literarischem Nachlasse heraushob, mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen versah, überhaupt in lesbare Form brachte. Wer einmal die kleinen vergilbten Bändchen in die Hand bekam, in denen Kinskys Gedanken in kurz abgebrochenem, oft hypertaciteischem Stile, man könnte sagen in einer Art pädagogischer Commandosprache, der Nachwelt überliefert waren, der muss dem Herausgeber für seine Arbeit im höchsten Grade dankbar sein. Es kamen für Hrn. Eymer aus Kinskys Nachlasse vor allem folgende Schriften in Betracht: 1. Erinnerung über einen wichtigen Gegenstand von einem Böhmen, Prag 1773; 2. Über die Hofmeister,

Prag 1776; 3. Allgemeine Principien zur öffentlichen und besonders Militär-Erziehung. An letztere knüpfte der Verf. einen Anhang alphabetisch geordneter Auszüge aus wichtigen Befehlen und Anordnungen Kinskys über Erziehung und Unterricht. Die aus diesen Titeln ersichtliche Verquickung von Militärischem und Pädagogischem könnte Kinsky von vornherein als einen Dilettanten auf dem letzteren Gebiete erscheinen lassen. Allein wenn man nur einige Capitel aus seinen „Principien" liest, findet man sofort heraus, dass sich hier ein philosophischer Kopf an die Bearbeitung von Erziehungs- und Unterrichtsproblemen gewagt hat, dem es eigentlich hätte vergönnt sein sollen, seine Gedanken in ein Ganzes zu fassen. Man findet nämlich bei Kinsky durchaus kein ausgebildetes pädagogisches System, sondern er verbreitet sich mehr in aphoristischer Weise über das Ganze, allerdings mit einer Art systematischen Tiefsinnes. Er verwertet hiebei Comenius und Baco, Locke und Rousseau, Bell-Lancaster und Felbiger, wenn er es auch nicht an allen Stellen besonders hervorhebt. Selbst die Hilfswissenschaften der modernen Didaktik, wie Ethik, Psychologie und Physiologie kommen zum Theil schon bei ihm zur Verwertung. So ist sein Blick rückwärts und vorwärts gewendet, abgewendet aber vielfach von dem Geiste seiner Zeit und besonders seines Standes, den er manches harte Wort hören lässt. Sind doch seine Hofmeister nicht französischer Provenienz, seine Prinzen nicht verzärtelte Salonfiguren: seine Prinzen- und Cadettenerziehung will auf charaktervolle brauchbare Weltmenschen hinaus. Sein Erziehungsplan, der die vollständige Ausbildung des Zöglings in physischer, moralischer und intellectueller Beziehung bezweckte, gravitiert immer nach der ethischen Seite: „Moralische Bildung ist die Hauptsache, nicht Gelehrsamkeit und angenehme Geberden." Es handelt sich ihm darum, „für die Zukunft rechtschaffene Männer zu bilden, die dem Vaterlande, sich und Anderen Nutzen bringen", „Lehrgegenstände sind eigentlich nicht Wissenschaften, sondern immer Moral". Daher schon bei Kinsky der Gedanke vom erziehenden Unterrichte: „In der Erziehung an sich betrachtet, ist alles Unterricht". Nur fasst er „die Heranbildung zu einem tugendhaften Charakter" concreter als Herbart auf, indem er das christliche Bildungsideal betont und die Tugenden, wie Ehrfurcht vor der Religion, Liebe und Dankbarkeit gegen Gott, die Eltern und den Souverän beim rechten Namen nennt. Ferner betont Kinsky mehr die formale als die materiale Seite sowohl im Geschäfte der Erziehung, als auch in dem des Unterrichtes: Ausbilden von Fähigkeiten, Anbilden von Energien, Beleben von Geisteskräften usw. Immer dringt er auf das begriffliche Erfassen, auf das Warum und auf das Wie; sein ganzer Unterricht ist daher mehr auf Denk- als auf Gedächtnisarbeit angelegt. Deshalb hat er mit der modernen Auffassung von Lehr- und Lernarbeit eine ganze Reihe Berührungspunkte. Es sollen von diesen hier nur einige angeführt werden, wo dies besonders deutlich wird, und zwar unter Anführung der Seitenzahl nach der Eymer'schen Ausgabe: Spiele (180, 231, 276), Unterrichtsstunden — Stundeneintheilung (176), Concentration (157, 176, 178), Anschaulichkeit (87, 109, 230), Selbstdenken (264), Chorsprechen (268), Sprachunterricht (76), Priorität

des Griechischen (81), Bildungswert der Mathematik und Geometrie und Methode (94), ethischer Wert des Geschichts- und Geographieunterrichtes (102), Münzkunde (104), Logik (105), Physik (105), Naturgeschichte (107), Chemie (109), Nutzen und Art der Lectüre (117), Retroversionen (274), Behandlung von Synonymen (275) usw. — kurz für jeden Lehrer, wess Faches er auch sei, eine Reihe von Anregungen. Dieser Umstand wird mit manchen heute als veraltet geltenden Ansichten Kinskys aussöhnen, umsomehr, als diese wenigstens für die Geschichte des Unterrichtes und der Erziehung nicht belanglos sein werden. Wenn also auch Kinskys pädagogische Erörterungen heute durch die auf exacter Psychologie ruhende moderne Pädagogik weit überholt sind, so wird man doch nicht leugnen können, dass es eine verdienstliche, ja patriotische That des Herausgebers war, die pädagogischen Schriften des österreichischen Militärs der Vergessenheit zu entreißen und in lesbare Form zu kleiden. Die Verlagshandlung hat dazu nicht unwesentlich beigetragen.

Wien. Dr. J. Loos.

Frick O., Director der Francke'schen Stiftungen zu Halle a. S., Schulreden, herausgegeben von G. Frick. Gera, Hofmann 1892. gr. 8°, 117 SS.

Der Herausgeber bemerkt in dem Vorworte, dass er durch die Veröffentlichung dieser Sammlung dem von fachmännischer Seite aus mehrfach geäußerten Wunsche, möglichst alle nachgelassenen Manuscripte seines verstorbenen Vaters weiteren Kreisen zugänglich zu machen und zugleich der besonderen Bitte einzelner früherer Schüler nach einer auch für Nichtfachleute geeigneten Erinnerungsgabe an den Dahingeschiedenen entsprochen habe. Die Sammlung enthält acht größere Reden, unter denen besonders zwei das Interesse der Leser erregen werden, nämlich die 5. und 6.: »Das Wesen der sittlichen Freiheit« und »Die Idee der Persönlichkeit«, und zwar einmal durch ihren bedeutenden Inhalt, der ihnen einen bleibenden Wert verleiht, dann dadurch, dass sie am besten geeignet sind, das Wesen und die Art des hochverdienten Schulmannes denen, die ihn nicht persönlich kannten, zu verdeutlichen. Niemand, der sie liest, wird von ihnen scheiden, ohne den Eindruck einer Persönlichkeit empfangen zu haben, welche die Aufgabe des Lehrers im vollsten Sinne des Wortes erfasst und in seinem Leben verwirklicht hat. Daran schließen sich noch sechs Entlassungsreden, kurz und bündig gehalten, aber wohl geeignet, um in dieser ernsten Stunde eine nachhaltige Wirkung für das ganze Leben auszuüben, ein wahres ἐφόδιον für die verschiedenen Wege, welche späterhin das Geschick den Menschen führt. Wir können diese Sammlung bestens unseren Lesern empfehlen.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Mahn A., De Dionis Chrysostomi codicibus. Dissertatio inauguralis. Lipsiae, Fock 1890. 8°, 90 SS.

Die Schrift bietet nicht das, was man nach dem Titel erwarten sollte, nämlich eine erschöpfende Untersuchung über die handschriftliche Überlieferung des Dion, sondern sie geht nur auf einige Punkte genauer ein, während die anderen bloß berührt werden. Aber auch für das, was eingehender besprochen wird, fehlt es an einer sicheren Grundlage. Der Verf. hat nämlich mit dem Apparat der Ausgabe von Emperius gearbeitet, neue Collationen besaß er nicht, wenn man davon absieht, dass er die beiden Monacenses N und O wiederum verglichen hat, eine unnütze Mühe, da diese Handschriften gar keinen Wert besitzen. Nun ist aber der Apparat in der Ausgabe von Emperius in keiner Weise vollständig und auch nicht zuverlässig, selbst wenn man die in den Additamenta beigefügten Collationen Cobets in Betracht zieht. Cobet hat vieles übergangen und auch irrthümlich verzeichnet, Emperius aber bei der Umschrift und Eintragung noch Fehler hinzugefügt. Ref. kann dies hinsichtlich des Venetus *T* bestätigen, den er verglichen hat; andere Belege gibt Sonny, Berl. phil. Wochenschr. X 1329 ff. Unter diesen Verhältnissen ist das Ergebnis der Untersuchung nur zu einem kleinen Theile von Wert; dass sich das am Schlusse aufgestellte Stemma der Codices halten ließe, daran ist nicht zu denken.

Collection d'auteurs française. Sammlung französischer Schriftsteller für den Schul- und Privatgebrauch herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von G. van Muyden und L. Rudolph. Altenburg, Pierer 1892.

Es liegen uns von der fünften Serie sechs Bändchen (Lieferung 5 bis 10) vor, welche 'La belle Nivernaise' von A. Daudet, 'Contes pour les vieux et les jeunes' von A. Theuriet, 'Parmi les Hérons et les Alligators' von H. Gaullier, 'Petit Bleu' von Gyp, 'La Bise' von E. Romberg und 'A la Baguette' von J. Normand, endlich 'Le Canot de l'Amiral', 'Le Kraken' und 'Le Boeuf' von E. Mouton (Mérinos) enthalten. Die Bändchen sind hübsch ausgestattet, zum Theil mit Biographien der Autoren und sämmtlich mit kurzen Anmerkungen ausgestattet, welche für die schwierigeren Wörter und Phrasen deutsche Übersetzungen geben, so dass die Lectüre leicht, ohne Anstoß vor sich gehen kann. Freilich wird man

ierbei über das Maß verschiedener Ansicht sein. Uns scheint manchmal les Guten zu viel gethan zu sein. Was den Inhalt betrifft, so haben die Bändchen nicht gleichen Wert. Die Erzählung von Daudet und die Contes von Theuriet eignen sich sehr wohl zur Privatlectüre für Schüler, was nan nicht in ganz gleicher Weise von den anderen Schriften sagen kann. Man müsste daher, wenn man Bändchen in die Schülerbibliotheken aufnehmen will, die entsprechende Auswahl treffen.

Neubauer J. und Diviš J., Jahrbuch des höheren Unterrichtswesens in Österreich. 6. Jahrgang. Wien und Prag, F. Tempsky 1893. 8°, 280 SS. Preis 2 fl. 50 kr.

Der sechste Jahrgang zeigt gegenüber den vorhergehenden insoferne eine Änderung, als nämlich in diesem die Hochschulen, Kunstinstitute, Studienbibliotheken und Staatsmuseen weggelassen wurden, da sich, wie das Vorwort sagt, in diesen Kreisen kein entsprechendes Interesse für das Buch zeigte. Es hätte nun ein anderer Titel eintreten sollen, etwa 'Jahrbuch des Mittelschulwesens'; indes ist der alte Titel trotz der wesentlichen Kürzung beibehalten worden, um die Continuität der Jahrgänge aufrecht zu erhalten. Der Umfang des Buches ist dadurch von 339 Seiten auf 280 zurückgegangen, der Preis von 2 fl. 75 kr. auf 2 fl. 50 kr. Gewiss kann man über Hochschulen und Bibliotheken ohne besondere Schwierigkeit auch anderswo Belehrung finden; doch das lässt sich nicht leugnen, dass es für die Kreise der Mittelschule oft von Interesse ist, über die Anstalten, die jetzt weggefallen sind, die erwünschten Andeutungen zu erhalten, und dass es sehr bequem ist, wenn man sie in dem Buche, das man regelmäßig zur Hand hat, findet. Übrigens ist dieser Jahrgang mit gleicher Sorgfalt ausgeführt, wie die früheren, und die Verff. haben keine Mühe gespart, um ihre Angaben aus den sichersten Quellen zu schöpfen und die möglichste Correctheit zu erzielen. Wir können daher den neuen Jahrgang dieses unentbehrlich gewordenen Werkes nur bestens empfehlen.

Programmenschau.

19. Meusburger Johann, Quatenus Cicero in oratione de imperio Cn. Pompei observaverit praecepta rhetorica. Progr. des Staatsgymn. in Ried 1891/92, gr. 8°, 16 SS.

In einem Programme derselben Anstalt vom Jahre 1882 hatte Meusburger eine recht verdienstliche Bearbeitung der Miloniana nach derselben Richtung hin geboten. In der vorliegenden Abhandlung nun zeigt M., inwiefern sich Cicero in der bekanntlich durch ihre besonders klare Disposition und ihren strengen Aufbau charakteristischen Rede 'de imperio Cn. Pompei' an die Vorschriften der Rhetoriker — es kommt hier insbesondere der *Auctor ad Herennium* in Betracht — gehalten habe. Es ist natürlich von vornherein klar, dass Cicero in seinen sorgfältig ausgearbeiteten Reden, zu denen die beiden genannten gewiss in erster Reihe gehören, jene Vorschriften der Rhetorik nicht werde vernachlässigt haben. Immerhin ist es nicht ohne Interesse, dies im einzelnen zu beobachten und zu prüfen. Im Folgenden will Ref. sich darauf beschränken, den Inhalt der sorgsam durchgeführten Untersuchung kurz zu skizzieren.

Das *genus causae* der Rede wird zunächst von M. bestimmt als zum *genus demonstrativum* gehörig, die *qualitas causae* als die sogenannte *honesta*, die *constitutio causae* als *coniecturalis*. Hierauf gibt M. eine sehr eingehende Disposition der Rede. Das *exordium* der Rede §. 1, 2

ist nach der technischen Bezeichnung der Alten ein *principium* (*προοίμιον*). M. zeigt, mit welchen Mitteln Cicero nach der Vorschrift der alten Rhetoriker im *exordium* versuche, die Zuhörer sich *dociles*, *attentos*, *benevolos* zu machen. §. 3 der Rede gibt die *propositio*, §. 4—5 die *narratio*. Hier wird dargelegt, wie Cicero die Vorschrift befolgt habe, dass die narratio *brevis*, *dilucida* und *veri similis* sei. §. 6 enthält die *transitio* zu der dreitheiligen *tractatio* §. 6—50. Diese wird sehr eingehend erörtert S. 7—13. Es folgt dann die Besprechung der *confutatio* §. 51—63 *a)* des Hortensius §. 52—58, *b)* des Catulus §. 59—62. Mit dieser wenig beweiskräftigen Widerlegung der beiden Männer, dem schwächsten Theile der ganzen Rede, glaubte Cicero, auch hierin einer weisen Vorschrift der antiken Rhetorik folgend, seine Beweisführung nicht abschließen zu sollen; er 'kommt daher nochmals auf die Leiden der Provinzen zu sprechen und zeigt, dass Pompeius geradezu der einzige Mann sei, auf den die Völker in Asien mit Vertrauen blickten, und dass man ihn allein in jene durch den Krieg ganz ausgesogenen Länder schicken könne' (Halm). Die interessante Stelle, auf welche sich hier M. bezüglich der Vorschrift für die Anordnung und Gruppierung der Argumente bezieht, lautet (*Auct. ad Her.* III. §. 18): *convenit . . . firmissimas argumentationes in primis et in postremis causae partibus conlocare; mediocres . . . interponi oportet, et quoniam nuperrime dictum facile memoriae mandatur, utile est, cum dicere desinamus, recentem aliquam relinquere in animis auditorum bene firmam argumentationem. Haec dispositio locorum tamquam instructio militum facillime in dicendo sicut illa in pugnando parere poterit victoriam.* Mit einer kurzen Analyse der Conclusio §. 69—71 schließt die Abhandlung.

Ref. ist der Ansicht, dass M.s Arbeit, wenn auch der rhetorische Aufbau dieser Rede bekanntlich sehr klar und durchsichtig ist, doch von allen jenen mit Nutzen gelesen werden wird, die tiefer in die Sache eindringen und überdies gleichsam in die Werkstätte der rhetorischen Technik einen Blick werfen wollen. S. 14, Z. 5 v. u. lies *huc* statt *huic*, S. 15, Z. 9 v. o. lies *ineptam* statt *ineptem*, ib. Z. 3 v. u. *mediocri*.

Nikolsburg. Alois Kornitzer.

---

20. Hell A., Über die historischen Beinamen im Geschichtsunterrichte. Progr. des k. k. deutschen Staats-Untergymn. in Smichov 1891, 8°, 24 SS.

Der Verf. zeigt in einer kurzen Einleitung, dass die historischen Beinamen im Unterrichte in vielen Fällen geeignet seien, das Interesse des Schülers in Anspruch zu nehmen und seine Theilnahme für ihre Träger zu erhöhen. Es wird richtig bemerkt, dass sie sich vielfach als eine Unterstützung des Gedächtnisses erweisen und in einzelnen Fällen als Stich- und Schlagwörter dienen, die den Schüler an bedeutsame Thatsachen erinnern. Hierauf folgt eine Übersicht über die verschiedenen Beinamen. Der Verf. theilt sie 1. in solche, welche geistige Eigenschaften, 2. in solche, welche körperliche Eigenschaften, 3. in solche, welche verschiedene andere Verhältnisse betreffen, und 4. Analogien (sic).

Zu Otto I. wäre allerdings zu bemerken, dass der Beiname schon von den Zeitgenossen und zwar zunächst in der Bedeutung von maior zum Unterschiede von seinem gleichnamigen, auch schon zum Kaiser gekrönten Sohne angewendet wurde. Einigen von den auf S. 13 erwähnten, mit diesem Beinamen versehenen Herrschern wird man ihn kaum zugestehen. Karl der Weise von Frankreich fehlt in dem Verzeichnisse. Der Beiname Friedrich mit der gebissenen Wange ist verhältnismäßig jungen Datums; richtiger heißt er Friedrich, der »Freidige« und ist als solcher bei Eberhard dem »Greiner« einzureihen. Für den Schulgebrauch dürfte

übrigens die Zahl der in dem Aufsatz aufgeführten Namen eine zu hohe sein. Břetislavs Regierungsanfang fällt nicht auf 1037, sondern 1034.

21. Herrmann Dr. A., Zur Verwaltungsgeschichte der Stadt St. Pölten. Progr. des k. k. Obergymn. in St. Pölten 1891, 8°, 63 SS.

Der Verf. setzt seine verdienstlichen Arbeiten zur Geschichte von St. Pölten fort und handelt in dem vorliegenden Aufsatze auf Grundlage der archivalischen Materialien in St. Pölten von der Finanzverwaltung der Stadt im XVI. und XVII. Jahrhundert und zwar zunächst vom „Ungelt“, dann dem Marktgelde, der Maut, den Taxen neu aufgenommener Bürger bei Ablegung des Bürgereides (die Bürgerrechtstaxe oder kurz das Bürgerrecht genannt) und dem „Gelddienste und Zins“. Im Anhange werden aus dem Stadtarchive 18 Urkunden und Erlässe aus den Jahren 1451, 1479, 1539 (drei Stück), 1550, 1556, 1567, 1568, 1575, 1577, 1599, 1611, 1614, 1621, 1636, 1667, 1676 und 1703 mitgetheilt.

22. Bauernfeind Th., Geschichte des Stiftes Kremsmünster von 777—993. Progr. der k. k. Staatsrealschule in Steyer 1891, 8°, 22 SS.

Die vorliegende Arbeit ist weder übersichtlich, noch gründlich genug, so dass in ihr die große Bedeutung dieses Stiftes innerhalb der genannten Zeit auch nicht annähernd zutage tritt. Statt so viele Einzelnheiten aus der Geschichte der Landschaften östlich, nördlich und südlich von Kremsmünster hereinzuziehen, die doch ohnehin zumeist bekannt, manche auch recht problematisch sind, hätte es genügt, diese Dinge in kurzen Worten zu erwähnen und dann sofort an die kritische Behandlung der Gründungssage zu schreiten. Über die Beweggründe der Stiftung und deren Bedeutung ist nur wenig angemerkt. In dem Verzeichnisse der benützten Quellen und Hilfsschriften hätten auch Bernardus Noricus und der Kellermeister Sigmar ihre Stelle finden sollen, und wenn schon der Verf. nicht meine leicht zugängliche Ausgabe benützen wollte, so war die in den Monumentis Germaniae einzusehen. Die Gleichstellung Samos mit Přemysl ist doch nicht sicher. Gegen die in neuerer Zeit, namentlich durch Miklosich und Kämmel mit Vorliebe angewandte Herleitung der österreichischen Ortsnamen aus dem Slavischen hat jüngstens R. Müller verschiedene sachgemäße Einwendungen erhoben.

Auch der Stil lässt manches zu wünschen übrig. Aus dem Satze: Die Baiern blieben also ihrem Heidenthume, ihrer Religion mit einer unglaublichen Zähigkeit getreu, die noch heute nicht abhanden gekommen, könnte mancher etwas herauslesen, was der Verf. zu sagen nicht beabsichtigt hat. Ebenso wird man die Stelle: „Die vormals staunenswert ausgedehnte Pfarre Sierning ist heute noch als eine Summe von Pfarren, Schulen und Kirchen usw. in ungeschwächter Wirksamkeit“ nicht für besonders gut stilisiert halten.

Czernowitz. J. Loserth.

---

23. Rembacz M., Krótko zebrana historya geometryi wykreślnej. (Kurzgefasste Geschichte der darstellenden Geometrie.) II. Theil. Progr. der k. k. Oberrealschule in Stanislau 1891. 64 SS.

Die Abhandlung, welche den Schluss der im vorigen Jahre veröffentlichten Geschichte der Perspective bildet, zerfällt in folgende Abschnitte: Orthogonalprojectionen, Cotierte Projectionen und das topo-

graphische Zeichnen, Schiefwinkelige Projectionen und Axonometrie, Transformation, Besondere Projectionsarten, Cyklographie, Schatten- und Beleuchtungsconstruction, Die darstellende Geometrie in Polen, Quellen zur Geschichte der darstellenden Geometrie.

Der umfangreichste Abschnitt handelt über die wichtigste Methode der darstellenden Geometrie, über die Orthogonalprojectionen. Die ersten Anfänge des technischen Zeichnens reichen ins graue Alterthum hinein, und die Methoden, deren sich die Baumeister in Ägypten, Mesopotamien und Phönizien bedienten, haben nach archäologischen Untersuchungen mit der Orthogonalprojection große Ähnlichkeit. Die Methoden des technischen Zeichnens mussten sich bei den Römern zu einer Stufe hoher Vollkommenheit entwickelt haben, da ihre im großen Stile aufgeführten Bauten nur auf Grund eines genauen Zeichnungsprojectes entstehen konnten. Die römischen Ichnographien und Orthographien entsprechen unserem Grundriss und Aufriss. Im Mittelalter wurde das Zeichnen von den Baumeistern gepflegt, besonders in der Zeit der Gothik und Renaissance. Aus den Bedürfnissen der Steinmetz- und Zimmermannskunst entwickelte sich die Lehre von den verschiedenen Bautheilen, die sogenannte Stereotomie. Die ersten Werke über Stereotomie erschienen in Frankreich. De l'Orme, Jousse, Derand, Challes, Da la Rue, Fraesier waren die Vorläufer ihres genialen Landsmannes, des Schöpfers der darstellenden Geometrie, Gaspard Monge, dessen Leben, Wirken und Verdienste um die Wissenschaft der Verfasser in einer schwungvollen Biographie schildert. Monges Saat keimte zuerst in Frankreich, wo viele gelehrte Geometer die Grenzen der neuen Methode erweiterten. Der erste bedeutende Förderer der Lehren Monges in Deutschland war Guido Schreiber. Ihm folgten viele ausgezeichnete Geometer, denen die darstellende Geometrie manchen Fortschritt verdankt. Als eine neue Entwicklungsperiode ist das von Schlesinger angebahnte Bestreben zu bezeichnen, die darstellende Geometrie mit der neueren Geometrie zu verbinden. Dies gelang dem genialen Fiedler, einem der ausgezeichnetsten Geometer. Aus dem Bedürfnisse, große Terraincomplexe durch Zeichnung zu versinnlichen — wozu sich die Orthogonalprojectionen nicht eignen, da sich die verschiedenen Terraintheile wegen ihrer im Verhältnis zur Horizontalausdehnung nur geringen Verticalerhebung in der Zeichnung überdecken — entstanden die Methoden der cotierten Projectionen, das topographische Zeichnen, die Höhenschichten Lehmanns, die hypsometrischen Methoden von Sydow und Hauslab. Die klinograpische Projection und die Axonometrie, deren Wesen, Bedeutung und Geschichte im dritten Abschnitte der Abhandlung dargelegt werden, entwickelten sich hauptsächlich in Deutschland. Delabar hat die schon früher bekannte klinographische Projection 1860 der Vergessenheit entrissen. Peschka, Burmeister, Wiener haben die Methode entwickelt, Naumann und Kopp dieselbe zum Zeichnen krystallographischer Gestalten angewandt. Einer der bedeutendsten Förderer der Axonometrie war Pohlke, der Schöpfer des für die Theorie wichtigsten, nach ihm benannten Theorems, dass drei beliebig lange, durch einen Punkt der Ebene gehende Geraden immer als parallele Projectionen dreier gleich langer auf einander senkrechter Geraden betrachtet werden können. Bis in die neueste Zeit war die Axonometrie mehr eine praktische Zeichnungsmethode. Seit den Arbeiten Staudigls, Haucks und Pelz' ist die Axonometrie zu einer wissenschaftlichen, zur Untersuchung der Eigenschaften des Raumes geeigneten Disciplin geworden.

Nach kurzer Darstellung des Wesens, der Bedeutung und der Entwicklung der besonderen Projectionsarten, der Cyklographie und der Schattenconstruction widmet der Verf. den vorletzten Abschnitt der darstellenden Geometrie in Polen.

Die vor Monge in Frankreich üblichen Zeichnungsmethoden waren den polnischen Baumeistern nicht unbekannt. Adam Freytags Werk »Architectura militaris« erlebte drei französische Ausgaben. Dass in einem

griculturlande wie Polen die darstellende Geometrie wenig Beachtung nd, kann den Polen nicht vorgeworfen werden. Ist ja doch in den instriellen Ländern im Westen Europas die Literatur des technischen ichnens aus diesen Zeiten noch sehr armselig. Dazu hemmten in Polen jenen Zeiten innere politische Wirren und feindliche Invasionen die itwicklung der Wissenschaften. Erst in der zweiten Hälfte des vorigen hrhunderts erwachte Polen, seit dem glorreichen Wirken der für öffentthe Erziehung im Jahre 1773 eingesetzten Commission, zum neuen wisnschaftlichen Leben. Der erste bedeutendste Vertreter der darstellenden eometrie in Polen war Franz Sapelski, dessen Werk „Die darstellende eometrie mit Anwendung auf Perspective, Schattenlehre... 1822“ den sten französischen Werken nicht nachsteht und gleichzeitige deutsche icher übertrifft.

Mit einer kurzen Angabe der Quellen zur Geschichte der darellenden Geometrie schließt diese mit einer von Liebe zum Gegenstande ugenden Wärme geschriebene Abhandlung. Alle, die für Geschichte r mathematischen Wissenschaften Interesse haben, werden dem Verf. r seine schöne Arbeit gewiss dankbar sein. Einen besonderen Wert rleihen der Abhandlung die reichlichen Literaturverzeichnisse, aus denen ir nicht nur die Titel aller hervorragenden Werke und Abhandlungen fahren, sondern auch belehrt werden, worin die Bedeutung einzelner Terke und Abhandlungen liegt. Auch Schulbücher werden nicht außerht gelassen. Für alle, welche gesonnen sind, eingehendere Studien in er darstellenden Geometrie zu machen, ist diese Abhandlung ein zuverssiger Rathgeber. Das Verdienst des Verf.s in dieser Hinsicht ist umso öher anzuschlagen, da die Literatur nur wenige Werke aufweist, welche ber die Entwicklungsgeschichte der darstellenden Geometrie einen Überlick gewähren.

4. **Filipowski A.**, O linii Cassiniego (Über die Cassinoide). Progr. des k. k. Franz Joseph-Obergymn. in Lemberg 1891, 8°, 20 SS.

Nach Ableitung und Umgestaltung der Gleichung der Cassinoide, ls einer Curve von der Eigenschaft, dass das Product der Entfernungen ines Punktes von zwei festen Punkten constant ist, wird die Gleichung ingehend besprochen. Bezeichnet man die Entfernung der festen Punkte om Anfange des Coordinatensystems mit c, das constante Product mit q, ergibt die Besprechung der Gleichung, dass die Cassinoide je nach em Werte von $\frac{c}{q}$ verschiedene Gestalten annehmen kann. Für: $c = 1$ ird sie zur Bernouille'schen Lemniscate; $1 > \frac{c}{q} > \sqrt{\frac{1}{2}}$ zur Projection iner Ellipse; $\frac{1}{2} > \frac{c}{q} > 0$ zur Ellipse; $\frac{c}{q} = 0$ zu einem Kreise; $\frac{c}{q} = \infty$ n einem Punkte.

5. **Brzostowicz K.**, O prądach indukowanych (Von den inducierten Strömen). Progr. des k. k. Obergymn. in Sanok 1891, 8°, 20 SS.

Der Verf. schließt hiemit seine in den Jahren 1888 und 1890 über enselben Gegenstand veröffentlichten Programmabhandlungen. Den egenstand der Schlussabhandlung bilden: 1. Die Arbeit des Hauptromes während der Induction; 2. die Abhängigkeit der Wirkungen des iducierten Stromes von seiner Dauer. Wird die Induction durch Schließen nd Öffnen des Hauptstromes hervorgerufen, so wird die Wärmeproduction es Hauptstromes um eine der Arbeitsfähigkeit des inducierten Stromes quivalente Menge vermindert. Im Falle der Induction durch die Be-

wegung des vom Hauptstrome durchflossenen Leiters ist die Arbeit des Hauptstromes gleich Null, also erleidet die von demselben erzeugte Wärmemenge keine Änderung. Diese aus dem Principe der Erhaltung der Energie sich ergebenden Wahrheiten suchte Edlund durch Messung der vom inducierten Strome erzeugten Wärmemenge zu bestätigen und Waltenhofen durch Verwandlung einer bekannten mechanischen Arbeit in einen inducierten Strom, dessen Intensität gemessen wurde. Die Beschreibung der Untersuchungen Edlunds und Waltenhofens, sowie die Durchführung der theoretischen Begründung dieser Theoreme nach Stefan bilden den Inhalt des ersten Abschnittes.

Die Wirkungen des inducierten Stromes sind abhängig von der Intensität und Dauer der Differentialströme. Wiewohl aber die Intensität der Dauer umgekehrt proportional ist, sind doch nicht alle Wirkungen von der Dauer abhängig. Es hängen von der Dauer ab: die thermischen, elektrodynamischen, magnetischen und physiologischen Wirkungen; von der Dauer unabhängig sind die elektromagnetischen und chemischen Wirkungen.

26. Gustawicz B., Teorya linii loxodromicznéj i trójkąta loxodromiczego w zastosowaniu do kreślenia map morskich i rozwiązywania zagadnień z zakresu nautyki (Theorie der Loxodrome und des loxodromischen Dreieckes in Bezug auf die Entwerfung der Seekarten und Lösung der Aufgaben auf dem Gebiete der Nautik). I. Theil. Progr. des k. k. III. Obergymn. in Krakau 1891, 8°, 45 SS.

Den Gegenstand der Abhandlung bilden die Ableitung der allgemeinen Gleichung der Loxodrome und die Auflösung des loxodromischen Dreieckes. Die Loxodrome ist eine auf der Erdoberfläche so verlaufende Curve, dass sie alle Meridiane unter demselben Winkel schneidet. Das loxodromische Dreieck ist eingeschlossen von dem zwei beliebige Punkte der Erdoberfläche verbindenden Abschnitte der Loxodrome und von zwei von diesen Punkten bis zum Pol des Erdelipsoids reichenden Meridianbogen. Die Lösung des vorerwähnten Problems vertheilt der Verf. auf vier Abschnitte: 1. Grundbegriffe und Hauptformeln aus der mathematischen Geographie, 2. Allgemeine Gleichung der Loxodrome und Grundformeln zur Auflösung des loxodromischen Dreieckes, 3. Auflösung der wichtigsten Aufgaben aus dem Gebiete der Nautik, 4. Mercators Projection und die Benützung der in dieser Projection gezeichneten Karten. Der vorliegende erste Theil der Abhandlung umfasst die zwei ersten Abschnitte, welche auch für Mathematiker, die der Nautik fernstehen, viel Interessantes enthalten.

Krakau. Dr. F. Tomaszewski.

---

27. Salomon L. und Then F., Beiträge zur Geschichte der k. k. Theresianischen Akademie unter dem Curatorium Schmerling. Progr. des Gymn. der k. k. Theresianischen Akademie in Wien 1891. 8°, 55 SS.

Während in dem Programme dieses Gymnasiums vom Jahre 1890 Hr. Prof. J. Schwarz in sehr verdienstlicher Weise die Geschichte der k. k. Theresianischen Akademie bis zum Jahre 1865 behandelte, erhalten wir hier zwei Arbeiten, welche als Vorarbeiten für die Darstellung der weiteren Geschichte dieser Anstalt dienen sollen, nämlich „Die Schülerstatistik von 1866—1890“, bearbeitet von Dr. L. Salomon, welche

sen Gegenstand sehr anschaulich unter Beigabe von reichlichen Tabellen rtert, und »Der naturgeschichtliche Unterricht und die naturgeschichtlen Hilfsmittel an der k. k. Theresianischen Akademie« von Prof. F. Then, cher Aufsatz über die Entwicklung dieses Unterrichtes von der Grünng der Akademie bis auf die neuesten Zeiten handelt und besonders legt, was seit 1865 für das naturhistorische Museum geschehen ist, , vordem nicht unbedeutend, durch die Verlegung der Universität ins eresianum sehr großen Schaden gelitten hatte. Eine neue Gründung, n man sagen, ist es zu einer großen und reichen Sammlung erwachsen, sie sich nur selten an Gymnasien finden wird. Von großem Interesse auch der Bericht der Direction über die körperliche Ausbildung der gend, der sich über die Schulhygiène, das Turnen und die Jugendspiele breitet, für welche das Theresianum dank seinem herrlichen Garten tze von einem Umfange und einer Eignung bietet, wie nicht bald eine lere Anstalt.

Wien. K. Schenkl.

Entgegnung.

Mit Erstaunen las ich im 12. Hefte 1892 (S. 1142—1143) dieser tschrift die Recension meines Programmaufsatzes. Alphabetisch finde da eine Reihe von Gattungen angeführt, die in meiner Arbeit nicht kommen sollen. Ich versichere dem Hrn. Rec., dass er alle diese ttungen mit Ausnahme von Vinea auf denjenigen Seiten des Aufsatzes unden hätte, die er übersah. Er recensiert bloß 16 Seiten mit 79 Arten, hrend meine Arbeit deren 32 mit 172 Arten aufweist. Warum Vinea ht besprochen wurde, wird beim aufmerksamen Durchlesen des Vorrtes klar. Eine so oberflächliche Recension berechtigt nicht zu dem theile, das der Hr. Rec. über meine Arbeit gefällt hat, und dass die nützung des Schlüssels so manche Enttäuschung zur Folge haben werde, der Hr. Rec. erwartet, habe ich bei Benützung desselben durch meine üler nicht bemerkt.

Königgrätz. Jos. Tesař.

Erwiderung.

Ich bestätige gerne, dass bei der Anzeige ein Versehen unterlaufen Das mir von der Redaction zugesandte Exemplar war nicht vollndig; es schließt mit S. 16[1]). Mein Fehler war, dass ich den auf S. 16 indlichen Querstrich als Schlusstrich des ganzen Aufsatzes ansah, wähd er nur einen Absatz bezeichnen sollte. Auch habe ich die im Einige angeführte Übersicht der einzelnen Gruppen und die weiteren tenzahlen der Schulnachrichten nicht beachtet. Dass die Correctur des fsatzes eine oberflächliche ist, unterliegt keinem Zweifel. Auf 12 Seiten len 19 Punkte.

Braunau. Pius Čtvrtečka.

---

[1]) Die Redaction bestätigt hiermit, dass in dem ihr zugekommenen emplare, welches der Hr. Rec. ihr zugleich mit dieser Erwiderung vorgt hat, wirklich ein Bogen (S. 17—32) fehlte. Selbstverständlich trägt hiebei keine Schuld, da sie unmöglich alle Programme darauf hin fen kann, ob sie nicht einen Defect enthalten. Anm. d. Red.

Entgegnung.

In dem 8. und 9. Hefte dieser Zeitschr. von 1892 beschäftigt sich eine meist ex auctoritate argumentierende Recension mit B. 2. meiner Ausgabe der rhetorischen Schriften Ciceros (Leipzig, Teubner 1891). Zu jener folgende Erklärungen und Berichtigungen. Der von der Verlagsbuchhandlung mir karg zugemessene Raum für die adn. crit. nöthigte mich, aus der bequemen Vielhaltigkeit der ersten Bearbeitung in wiederholten Umarbeitungen nur das in ein örtliches Minimum zusammenzudrängen, was unmittelbar zum Verständnis meines Textes diente, und dieses konnte umso eher geschehen, als alle benutzten Ausgaben und Specialschriften im voraus gewissenhaft angegeben waren. Nur so viel gegen des Rec. hämischen Bemerkungen zu p. o. 77 (97), de or. 198 (361). 2. L. bezieht sich nur auf OP, wo sie von M abweichen, wie adn. crit. p. VII angegeben ist. Zu p. 106, 9 citiert Rec. aus falscher Quelle. 3. Von den 11 Belegstellen, welche meine allzu geringe Berücksichtigung der Conjecturalkritik charakterisieren sollen, sind 10 unbesonnen ausgewählt. Vgl. Pid. III, N. Phil. Rdsch. I, 10. 4. Von den 'oft' in dem Texte einfach durch ein † als verderbt bezeichneten Stellen fehlt nur einer jede Angabe eines Emendationsversuches, mit erklärlicher Absichtlichkeit (Br. 162). Maßlos wird der Rec., wo er anscheinend auf eigenen Füßen steht und mich der unerlaubten Aneignung fremden Eigenthums verdächtigt. Unwahr ist die Behauptung, quasi iure (de or. I, 71) stamme von Reid. Nein! Es stammt von mir. N. Jahrb. 1875, 860. Quaest. prgm. Mühlh. 1885, 21. In I, 144 schrieb in quo nicht zuerst Stangl, sondern Schütz (vol. II not. p. 49 Lips. 1805), wie ich angezeigt habe. Zu §. 182 nennt meine adn. als Urheberin der Interp. die ed. Nor. Sie stammt nicht von Vassis. Zu §. 187 schrieb ich disponere ornare N. Jb. 1875, 860 und dagegen polemisiert Sorof². II, 163 beruht der Text auf meinen Hss. und hat weder mit Ell. Vermuthung noch Kays. Texte etwas gemein. Das letztere gilt auch von §. 182. Quaest. p. 35. §. 260 ist der Name Ell. genannt und nicht verschwiegen. I, 66 habe zuerst ich te ohne que aus den Hss. entnommen und nicht Stangl. Quaest. p. 20. Wchschr. f. cl. Phil. 1885, 875. Doch genug! Die vorstehenden Widerlegungen zeigen, dass der Rec. meine adn. crit. nicht durchstudiert, wozu sie geschrieben ist, sondern durchblättert hat, dass ihm bei seinem Elaborat nicht der selbstlose Ernst um die Sache, sondern sein streitlustiges Geblüt die Feder geführt hat. Dieser Umstand enthebt mich der Aufgabe, auf seine übrigen Ausstellungen, mit denen er meine Arbeit bemäkelt, irgendwie oder sonst noch weiter einzugehen.

Mühlhausen i. Thüringen. Wilhelm Friedrich.

Erwiderung.

Auf das Gebiet persönlicher Invectiven werde ich Fr. nicht folgen. Mein Urtheil jedoch über die geringe Brauchbarkeit seiner kritischen Ausgabe halte ich in allen Punkten aufrecht. Das angeblich gebotene Sparen mit dem Raume entschuldigt gar nicht, umso weniger, da Fr. seine eigenen, zumeist längst abgelehnten Conjecturen alle sorgfältig anführt. Mit dem Ausdrucke 'bequeme Vielhaltigkeit' täuscht Fr. vielleicht (?) sich selbst, sicherlich keinen anderen. Was ich forderte, ist vielmehr ein strictes Postulat einer wissenschaftlichen Ausgabe. 1. Es ist und bleibt unzulässig, die Urheber von Emendationen an der betreffenden Stelle nicht zu nennen, wenn diese durch neue Hss.-Funde bestätigt wurden. Die Nennung der betreffenden Publicationen in der Einleitung ändert an dieser Pflicht gar nichts. Aber Part. or. 77

97, de or. II 198 hat Fr. ohne den geringsten Entschuldigungsgrund angls Autorschaft einfach ignoriert. Verschwiegen wurde weiters de or. 229 Madv. Adv. cr. II 96, an einer wichtigen Stelle, vgl. Wilkins und rof zu der Stelle; desgleichen II 255 Klotz (*addictust*), II 284 Sorof !) (vgl. Harnecker z. d. Stelle), Part. or. 22 C. F. W. Müllers *animi* *t* (vgl. Fr. selbst Philol. N. S. I. 294) ib. 57, dass schon Lamb. einen eil des Satzes strich, Top. 82 Lambin (*sic* st. *sit*, vgl. wieder Fr. bst JJ. 1889, 294). 2. Fr.s L muss eine unglaubliche Verwirrung stiften bei allen, die nicht Ell.s theueren Apparat besitzen und keine llständige Collation von OP sich verschaffen.[1] OP weist viel öfter, Fr. angibt, abweichende La. auf, vgl. Ströbel Berl. ph. W. 1891, 46, 1457. Dass L sich auf OP nur da beziehe, wo OP von M abichen, ist p. VII nicht gesagt, und wird auch widerlegt durch sehr ele L des krit. Apparates in jenen Abschnitten, wo M ganz id gar fehlt(!). Zum Überflusse erweist sich Fr.s Einwand noch rch das 3. Beispiel (Rec. S. 721) p. 8, 12 *coetus* als ganz hinfällig. Der Ausdruck 'unbesonnen ausgewählt' enthält thatsächlich eine so maßende Kritik der von mir vermissten Conjecturen Stangls, von denen nige gewiss sehr beachtenswert sind, dass es sich nicht verlohnt, dagen zu polemisieren. Fleckeisen z. B., ein gewiegter Latinist, billigt . 1883, 210 Stangls Conjectur zu Br. 40, während er dort Fr.s Conjectur r Stelle, welche dieser allein im Apparat anführt, ganz ignoriert. Eine Unwahrheit ist es, dass Fr. nur an einer Stelle neben † Texte keine Emendation im Apparate anführe. Br. 234 verschweigt r. (außer seiner eigenen) alle Conjecturen zur Stelle, auch die advigs. p. 275, 22 Text *Metello † F.*, Apparat schweigt. p. 215, 6 t fast eine ganze Zeile mit Punkten ausgefüllt, aus dem krit. Apparate ann niemand die heutige Vulgata entnehmen. — Noch misslicher ist, dass r. 76, 10 *quod*, 168, 4 *hesterna die* ediert, ohne im Apparate zu erähnen, dass in den Ausgaben *quid* und *hesterno die* längst hergestellt t(!). p. 217, 31 schreibt Fr. *qui sint ... debent*, ohne im Apparate zu emerken, dass alle Herausgeber *qua s. .. debet* für unerlässlich halten. t dies nicht noch viel schlimmer? — de or. I 71 war Reid unbedingt zu ennen, von ihm rührt *quasi* her, ohne das Fr.s *iure* sinnwidrig ist. 144 war Stangl umsomehr anzuführen, als vier von den Belegstellen in r.s Apparate auf ihn zurückgehen, vgl. auch Ströbel Berl. ph. W. 1889, 695.[2] I 182 musste Vassis als Erneuerer der Interpunction (seit 1493!) denfalls genannt werden, wie dies auch Harnecker mit Recht thut. anz ungenau stellt Fr. in der Entgegnung die Sache dar zu II 163. uch II 182 war Kayser als Vorgänger unbedingt von einem gewissenaften Editor zu nennen. I 187 ist Fr.s Priorität für die von Sorof längst iderlegte Umstellung anzuerkennen. II 260 ist Ell. allerdings im Apparate enannt; indes erweckt die Bemerkung im Apparate die falsche Vorellung, als hätte die Vulgata die Glosse aller Hss. *Porcius* beibehalten. uf die in der Rec. beigebrachten Varianten aus den Testimonia geht r. gar nicht ein. Ich könnte ihm noch doppelt so viele nachweisen, ie in seinem Apparate gleichfalls fehlen. Ein paar Dutzend Errata, die isher noch nirgends angeführt wurden, habe ich mir erlaubt, da mir

---

[1]) Ref. selbst hatte kaum wenige Tage Fr.s adn. crit. studiert, als ch die Nothwendigkeit ergab, Ellendts große krit. Ausgabe v. J. 1840 eizuziehen und, als auch jetzt noch nicht alle Unklarheiten und Widerprüche sich hoben, den ungedruckten krit. Apparat Th. Stangls zu eritten, der ja auch Sorof und Ströbel die Collation der Hss. OP zu de r. und Fr. selbst die Hs. F zum Brutus, sowie E und e zu de or. überssen hatte. Es beruhen demnach die Angaben über hsl. La. in der ec. und der Erwiderung auf Ellendt und, wo dieser versagte, auf Stangl.

[2]) Hier heißt es: 'Mit Recht schlug Stangl in quo vor ...'

der Raum dazu hier fehlt, brieflich Fr. direct mitzutheilen. Das Voranstehende mag zeigen, ob es wirklich bloß des Ref. 'streitlustiges Geblüt' war, das ihm bei der Beurtheilung der Ausgabe Fr.s 'die Feder führte'.

Nikolsburg. Alois Kornitzer.

Entgegnung.

Die mir erst jetzt zugegangene Besprechung des »Etymologischen Wörterbuches der deutschen Sprache« auf S. 739/40 des vorigen Jahrganges dieser Zeitschrift zwingt mich zu folgender Berichtigung: 1. Es ist unrichtig, dass ich dieses Werk in naiver Unkenntnis der Verhältnisse veröffentlicht habe; im Gegentheil habe ich den Buchstaben A vor der Veröffentlichung auch Hrn. Prof. Friedrich Müller vorgelegt und wurde von diesem zur Veröffentlichung aufgemuntert. 2. Es ist unpassend, zur Charakteristik eines Werkes, welches die Stammwörter erklären will, ein Wort wie ätsch auszuheben, das in den älteren Dialecten nicht vorkommt. 3. Es ist unrichtig, dass ich die historische Entwicklung der Wörter nicht berücksichtigt habe; im Gegentheil habe ich sie nach den besten Quellen angeführt. 4. Es ist unrichtig, dass mir die elementarsten sprachwissenschaftlichen Kenntnisse fehlen; im Gegentheil habe ich die Arbeiten von Bopp, Grimm u. a. in der Einleitung besprochen. 5. Es ist unrichtig, dass mir der Ablaut in nichtgermanischen Sprachen unbekannt geblieben sei; im Gegentheil habe ich denselben auf S. 11 mehrfach angezogen; aber mit J. Grimm habe ich diesen vereinzelten Vorkommnissen gegenüber das sprachbildende Gesetz des germanischen Ablauts hervorgehoben und davon ausgehend den in den übrigen Sprachen fehlenden Causalnexus gefunden, wonach die sogenannten »Wurzeln« organische Sprossformen sind. 6. Es ist unrichtig, dass ich komische Missverständnisse begangen habe; wenigstens nachgewiesen sind mir solche nicht. Wenn Rec. meine Arbeit erheiternd fand, so hat er offenbar vergessen, dass schon lange vor ihm die Etymologie als eine Wissenschaft lächerlich gemacht worden ist, bei der die Vocale nichts und die Consonanten wenig bedeuten, und in seiner Einseitigkeit hat er nicht beachtet, dass dieser Vorwurf die »Wurzeln« trifft, nicht meine Erklärung, welche dem Laut Bedeutung beilegt. Ich bitte daher die Leser, sich durch eine solche Besprechung nicht beirren zu lassen, sondern mein Werk selbst zu prüfen.

Wien. Prof. K. Faulmann.

Erwiderung.

Die vorstehende Entgegnung hätte mich nicht zu einem weiteren Worte veranlasst. Da aber der Herr Verf. sich auf ein autoritatives Votum berufen zu können glaubt, so wird wenigstens die eine Bemerkung angebracht sein, dass ja meistens der Fragesteller aus der Antwort eines wohlwollenden Mannes mehr und eben das heraushört, was ihm selbst erwünscht ist.

Wien. Dr. Rudolf Meringer.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Bemerkungen zu Grillparzers Wortschatz.

Die Syntax in Grillparzers Prosa ist stark durch die Umgangssprache beeinflusst. Ich hoffe das in nicht allzu ferner Zeit ausführlich nachweisen zu können. Dass sich dieser Einfluss der Verkehrssprache besonders in Grillparzers Prosaschriften bemerkbar macht, darf uns nicht wundernehmen, wenn wir erwägen, dass von dem Inhalte der letzten sechs Bände der Ausgabe seiner Werke bloß ein verhältnismäßig kleiner Theil für die Veröffentlichung bestimmt war, während das übrige in Aufzeichnungen besteht, die er bloß für seine Zwecke gemacht hatte. In diesen ließ er sich begreiflicherweise gehen, überlegte nicht erst lange, wie er schreiben solle, feilte nicht erst lange an dem Niedergeschriebenen, sondern schrieb, wie er zu sprechen gewohnt war; daher diese breite Spur der Verkehrssprache in seinem Satzbau.

Aber nicht bloß in diesem. Als ich die Prosaschriften zu dem Zwecke durchnahm, um die dialectischen Eigenthümlichkeiten in der Syntax zu sammeln, stieß ich auf einzelne Wörter, die theils ihrer Form, theils ihrer Bedeutung nach ebenfalls dem Dialect angehören. Also hatte sich die Mundart auch auf diesem Gebiete geltend gemacht. Und da ich glaubte, mir durch Sammlung des Dialectischen in Grillparzers Wortschatz eine Grundlage für meine syntaktische Darstellung schaffen zu können, stellte ich alles, was mir in dieser Beziehung auffiel, zusammen; da nun aber einmal meine Aufmerksamkeit dem Wortschatze zugewendet war, notierte ich überhaupt, was mir bemerkenswert schien, so dass ich also auf den folgenden Seiten zuerst jene Wörter besprechen werde, die durch die Art ihrer Bildung auffallen, dann solche, die selten vorkommen, endlich diejenigen, die nach Form oder Bedeutung der Mundart angehören.

Aber schon aus dieser Darstellung der Art, wie ich zu meiner Sammlung der auffälligen Wörter gekommen bin, lässt sich erkennen, dass sie gewissermaßen nur nebenbei abfiel, da doch das

Hauptinteresse den syntaktischen Eigenthümlichkeiten zugewendet war. Darin liegt zugleich die Rechtfertigung dafür, dass vielleicht manches seltene oder auffällige Wort übergangen ist und die Belege für die angeführten Wörter oft recht spärlich fließen. Zugleich erklärt es sich so, warum ich bloß Grillparzers Prosa berücksichtige. Da ich nämlich überzeugt bin, dass jede Darstellung der Syntax von der Prosa ausgehen muss, um für die Beurtheilung der syntaktischen Eigenthümlichkeiten der poetischen Sprache festen Boden zu gewinnen, habe ich vorerst nur Grillparzers Prosa auf ihren Satzbau hin untersucht: daher dieselbe Beschränkung bei den Beobachtungen über Grillparzers Wortschatz.

Bezeichnend für die oben gefallene Bemerkung, dass sich Grillparzer in seinen Aufzeichnungen keinen Zwang auferlegte, ist es z. B., wenn er einmal, sogar in der Selbstbiographie (XV, 167) sein Drama 'Traum ein Leben' ein Mondkalb nennt,[1]) oder im 'Tagebuch auf der Reise nach Italien 1819' (XV, 264) die Hauptperson von drei gebundenen Räubern als eine verfluchte Physiognomie bezeichnet.

Anderes der Art wird später vorkommen. Ich wende mich der Besprechung jener Wörter zu, die durch ihre Bildung auffallen.

Eine Neubildung haben wir in 'ansichtlich' vor uns; XIII, 169 lesen wir: 'Das alles geschieht nicht ansichtlich', mit der Bedeutung: so dass man es sehen kann. Ich habe das Wort in keinem Wörterbuche gefunden, stets nur 'ansichtig', offenbar ist es eine Contamination aus diesem Wort und dem Simplex 'sichtlich.' Aber auch 'ansichtig' wäre an unserer Stelle auffällig. Grimm sagt im Wb. I, 461: 'Heute gilt 'ansichtig' nur noch in der Verbindung mit werden = gewahr werden'. Ansichtig absolut, ohne Bestimmung gesetzt, hat häufig die alte Bedeutung 'ansehnlich' (cf. Lexer, Mhd. Wb. I, 77), die hier natürlich gar nicht passte. Zu der Bedeutung, die es hier haben müsste, nur ein Beleg aus Keisersberg: ansichtig aller = vor aller Augen, so dass es alle ansehen. Vgl. übrigens schon mhd. ansihteclîche = sichtlich, angesichts, Lexer, I, 77.

Ferner 'anhaltlos' in der Verbindung 'anhaltloser Schwebler' XVI, 230: 'Es bleibt unbegreiflich, wie Beethoven von diesem anhaltlosen Schwebler (gemeint ist Ludwig Stoll) etwas Zweckdienliches .. erwarten konnte.' 'Anhaltlos' ist bei Sanders nicht belegt; da aber 'anhalten' auch reflexiv erscheint in der Bedeutung: an sich halten (S. I, 671, 1), so bedeutet anhaltlos denjenigen, der nicht an sich halten kann, der schwätzen muss und dessen kein Ende findet; so ist wohl auch die Charakteristik Stolls zu verstehen. Das Muster für die Bildung gab 'haltlos', und so ist auch diese Neubildung aus einer Contamination entstanden.

---

[1]) 'Als ich mit meinem Mondkalbe fertig war, übergab ich es meinem Freunde Schreyvogel zur Aufführung.'

Das zweite bezeichnende Prädicat 'Schwebler' verdient übrigens auch ein paar Worte. Es erinnert sofort an unser Dialectwort 'Schwefler' vom Zeitwort 'schwefeln', das 'schwätzen' bedeutet. Entstanden ist es ja aus 'schwebeln', und der Übergang von b zu f ist derselbe wie von mhd. swebel zu nhd. Schwefel. Schwebeln, ursprünglich schwäbeln oder ohne Umlaut schwabeln bezeichnet nach Schmeller, BWb. II, 620 'albernes Zeug schwätzen, leer hin- undherreden, mit Beziehung auf die Redseligkeit und (angebliche) Geistesbeschränktheit der Schwaben'. Dazu das Substantiv G'schwab'l. Das Wort ist also sicher nicht in Schwaben, sondern in Baiern geprägt worden und gehört unserem Dialect an, ist aber auch schon in die Schriftsprache gedrungen; seltener das Substantiv, häufiger das Verb, zumal in der Verbindung 'schwebeln und nebeln'; s. Sanders III, 1040, 3 und unter 'nebeln' II, 406, 1. — Daneben findet sich im Dialect das Substantiv 'der Schwalbler' mit derselben Bedeutung; es geht wie das Verb 'schwalbeln, schwälbeln' auf Schwalbe zurück, bedeutet mithin zwitschern wie die Schwalbe, plaudern, schwätzen; vgl. Schmeller II, 631 u. Sanders III, 1032, 3.

Zweimal begegnet uns schweigselig: XI, 73 'Dillas späterer Mann.. unbedeutend, schweigselig, ein eigentlicher Philister im neueren Sinne', und XV, 139 'Herr Saphir, der sich dem Philosophen gegenüber sehr schweigselig und untergeordnet benahm'. Auch dieses Wort scheint Grillparzer nach 'redselig' neu gebildet zu haben; ich habe es wenigstens bei Sanders nicht gefunden.

Desgleichen ist dortländig, das ebenfalls in der Biographie XV, 77 erscheint: 'ein dortländiger Dichter', sonst nicht belegt. Statt dessen erscheint die Ableitung auf -isch und auch diese nur sehr selten. Bei Grimm Wb. II, 1309 steht dazu bloß angemerkt: 'gebraucht Heyne in einem Briefe', und auch Sanders bietet II, 20, 3 bloß éinen Beleg von K. C. v. Leonhard. Grillparzer hat offenbar Bildungen wie 'hierortig' im Auge gehabt, als er 'dortländig' schuf.

Wenn wir ferner bei Grillparzer wiederholt die Verbindung je und dann = 'dann und wann' finden, so XVI, 228 'Meine Mutter ließ sich hinreißen, je und dann, wenn sie ihn Clavier spielen hörte, zu lauschen', oder XII, 161. XIII, 31. Jahrb. der Grillparzer-Gesellschaft (1890) I, 113, sie aber weder im DWb., noch bei Sanders erwähnt wird, so werden wir auch hier anzunehmen haben, dass Grillparzer diese Verbindung erst geschaffen hat. Die Wörterbücher kennen nur 'je und je' und 'dann und wann'; und so stellt sich uns auch 'je und dann' als eine Contaminationsbildung dar.

Ebenfalls einer Verschmelzung zweier Redensarten verdankt die Wendung in Beschlag legen ihre Entstehung. XV (Biogr.), 89 'Sämmtliche Fahrgelegenheiten waren von den Fremden in Beschlag gelegt'. Man sagt aber nur: mit Beschlag belegen oder Beschlag auf etwas legen und in Beschlag nehmen; vgl. Sanders III, 934, 2.

Ob nicht auch 'sich verkälten' so entstanden ist wie etwa 'in Beschlag legen'? Die gewöhnliche Form ist 'sich erkälten'; Dafür gebraucht der Dialect 'sich verkühlen.' Eine Vermengung beider Fügungen kann Grillparzers 'sich verkälten' zugrunde liegen. Doch das ist bloße Vermuthung; denn dasselbe 'sich verkälten' findet sich, wenn auch selten, noch bei anderen Schriftstellern, s. Sanders I, 856, 1, wo Belege aus Möser, Waldau, Wieland, Goethe, Hebel, Heinse, Immermann zu finden sind. Auch im DWB. XII, 615 wird es als nhd. selten bezeichnet, aber doch aus Kant, Wieland, W. v. Humboldt, Freytag belegt. Vielleicht ist die Composition mit ver- an unserer Stelle (XI, 298 in der Novelle 'Der arme Spielmann') mit Absicht gewählt, um anzuzeigen, dass die Erkältung des Spielmannes tödtlich war. 'Sich erkälten' steht z. B. XV, 284 u. sonst. Sicher aber ist dieser Ausdruck selten; und dies leitet auch zu einer Reihe von Wörtern hinüber, von denen dasselbe gilt, die uns also auffallen, weil wir sie nur mehr hie und da lesen, kaum mehr hören.

Selten ist abhängig im Sinne von abschüssig, das sich XV, 277 findet: 'breite Gassen, gut gepflastert, aber sehr abhängig' Bei Goethe findet es sich allerdings öfter; vgl. DWb. I, 55 un. Sanders I, 691, 1.

Dann dunkel in Beziehung auf Personen, wie XV, 35 (B... 'ein äußerst fleißiger, wohl auch fähiger, aber etwas dunkler junger Mensch'. Gebräuchlich ist bloß die Verbindung der Gegensätze 'ein dunkler Ehrenmann'; klar wird der Ausdruck an seinem geläufigen Gegenstück: ein heller Kopf. Sanders bringt I, 330, 1 zwei Belege von Goethe; vgl. auch DWb. II, 1534 fg.

Selten ferner schmusen = reden, plaudern; wenigstens bei uns selten. Aber auch bei Sanders III, 981, 1 stehen nur drei Belege (von L. P. Hahn, v. Horn, Freytag). Das Wort kommt nach Sanders aus dem Hebräischen. Vielleicht hat es Grillparzer absichtlich an der Stelle, wo es steht (XVI, 11), angewendet. Sie findet sich im 'Tagebuch auf der Reise nach Deutschland 1826'. Grillparzer ist bei Tieck zu Besuch. 'Bald unterbrach uns der Buchhändler Schlesinger aus Berlin und schmusete, bis ich fortgieng. Manchen Leuten bleibt es unbegreiflich, dass sie ennuyieren können.' Grillparzer hat hier vielleicht ebenso 'schmusen' gebraucht, das er auf der Reise gehört hatte, als er mit Absicht 'Drääsden' schreibt z. B. unterm 27. August, wo er sich auch über die Sprache der Sachsen missbilligend ausspricht.

Selten und alterthümlich ist großgünstig XI, 207: 'Wenn man mir eine Vergütung großgünstig anweist.' Sanders I, 640, verzeichnet je einen Beleg aus Rabener und Schaidenreisser; im Erg. Wb. S. 240 einen aus Freytag, wo deutlich alte Sprechweise nachgeahmt wird: 'Meine hohen und wohl-großgünstigen Herren.' Es klingt wie kanzleideutsch. Schuchardt meint aber, das Wort sei nach dem Slavischen gebildet.

Kaum = eben, vor ganz kurzer Zeit, wird, wenn es nicht von einem Nebensatze gefolgt ist, von Sanders I, 883, 1 ebenfalls als selten bezeichnet; vgl. auch DWb. V, 357. Es steht XIV, 16 ‘Nachdem nur kaum die Okeaniden durch die Luft gekommen waren’. Übrigens ist ‘kaum’ hier durch ‘nur’ gestützt, das Grillparzer mit Vorliebe theils allein stehend, meist aber in Begleitung von ‘eben’ und ähnlichen Wörtern in demselben Sinne wie hier ‘kaum’ verwendet [1]). Ich verweise auf XIII, 20 ‘als Lope nur erst 16 Jahre alt war’; XIII, 104 ‘ihr eben nur geborenes Kind’; XIII, 168 ‘der nur kurz erst seine Muhme geheiratet (hat)’; XIII, 205 ‘nur vor kurzem giengen sie zu Bette’; XIV, 23 ‘So Hekabe, die nur (= eben erst) erfahren hat, dass . . ., und nun die Götter bittet.’ — XIII, 197 ‘nur eben jetzt besiegt’; XIV, 46 ‘Ein Buch, das nur eben jetzt erschienen ist’; XIV, 54 ‘Nur eben hat uns eine bedeutende Schauspielerin verlassen’ [2]).

Auch die Phrase in Betrachtung kommen XIV, 181 ist schon veraltet. Die Belege im DWb. I, 1707 und bei Sanders III, 1342, 3 gehen über Goethe, Schiller, Jean Paul nicht hinaus. An Stelle von ‘Betrachtung’ ist in diesem Falle ‘Betracht’ getreten, wie auch in der Phrase ‘in Betracht ziehen’.

Dasselbe gilt von widern mit Dativ statt des gewöhnlichen ‘einen anwidern’: XVI, 9 ‘der Kutscher widerte mir anfangs mit seiner Gernklugheit’; also das Simplex für das Compositum. Wir werden dieselbe Beobachtung später noch einigemal machen können. Das Compositum erscheint z. B. Jahrb. I, 113 ‘das Theater widert mich an’. Sanders bringt III, 1598, 3 wohl reichliche Belege für das Simplex, aber eben nach diesen ist es alterthümlich oder bloß poetisch; vgl. auch Erg. Wb. 635, 3. Luther z. B. sagt Mt. 18, 15 ‘So Dein Bruder Etwas sündiget, das Dir widdert’.

Selten ist auch schon negiertes müssen in der Bedeutung ‘nicht brauchen’ oder der stärkeren ‘nicht dürfen’; von letzterer Verwendung sagt Sanders II, 354, 2 geradezu, dass sie veraltet, mundartlich ist. Einige Belege mögen hier platzfinden. XI, 28 ‘doch das alles muss ihm selbst gar nicht bewusst werden’ = braucht ihm nicht bewusst zu werden; dieselbe Bedeutung zeigt auch XIV, 46 ‘so dass der Spitzbube nur ja sagen muss’. ‘Nicht dürfen’ bedeutet es XII, 272 ‘wenn man . . bemerkt, muss man

---

1) Im DWb. VII, 1008 wird temporales ‘nur’, ob allein, ob neben anderen temporalen Adverbien stehend, als alterthümlich bezeichnet. — Das häufige Vorkommen von temporalen ‘nur’ bei Grillparzer hat schon Joh. Schmidt in dieser Zeitschrift 1888, S. 691 vermerkt.

2) Dieselben Fügungen (abgesehen von der pleonastischen ‘nur eben jetzt’) habe ich häufig auch bei Spielhagen gefunden; z. B. Problematische Naturen I, 7 ‘dies ist die Frau von Berkow, von der ich Ihnen nur noch heute morgen erzählte’; Sturmflut I, 173 ‘ich dachte nur eben an ihn’; Allzeit voran S. 182 ‘sondern hatte nur eben dem Vetter seinen Braunen übergeben’, und oft. (Ich citiere nach der neuen Jubiläums-Ausgabe.)

nicht zu sehr erschrecken' oder XIII, 192 'Wenn man Lope wieder auflegt, muss man keines seiner Stücke weglassen.' Interessant ist XV, 174 (B), insofern hier 'nicht müssen' in zwei nebeneinanderstehenden Sätzen in den beiden angeführten Bedeutungen vorkommt: 'Man muss aber bei Niemand essen, dem man nicht wohl will, und wenn man Jemand verächtlich findet, muss man nicht bei ihm essen'. Die Steigerung ist sichtlich; im ersten Satze ist offenbar 'nicht brauchen', im zweiten 'nicht dürfen' gemeint. Dieser Gebrauch klingt noch ganz Lessingisch.

Noch seltener aber als in diesen zwei Bedeutungen ist 'müssen' zur Bezeichnung des Zweifellosen; s. Sanders II, 354, 1. So schreibt Grillparzer XII, 35 'aber man muss den Charakter dieses Mannes nicht kennen, wenn man glaubt, dass ...' = offenbar kennt man nicht. Vgl. Münchhausen: 'Tokayer. So delicat müsst ihr ihn in euerem Leben nicht getrunken haben' = sicherlich, gewiss habt ihr nicht getrunken. Dieses 'müssen' kann dann geradezu phraseologisches Verb werden, wie ja auch das Beispiel aus Grillparzer einem bloßen: 'man kennt den Charakter dieses Mannes nicht' gleichgesetzt werden kann. Ein solches 'müssen', das man dann vielfach gar nicht zu übersetzen braucht, ist mhd. sehr häufig. Ich erinnere an Parz. 164, 5 schiere er muose entwâpent sîn. Von einem 'müssen' ist nicht die Rede; es heißt einfach: 'bald war er der Rüstung entledigt.' Wollte man den Gedanken ganz genau geben, so müsste man etwa umschreiben: es blieb ihm nichts übrig, als sich entkleiden zu lassen. Myst. (ed. Pfeiffer) I, 11, 18. 19. 14, 18 u. ö.

Auch das Adjectiv **ausgelernt** ist ja gar nicht selten, aber doch auffällig durch das Substantiv, dem es gegen den Gebrauch attributiv beigesetzt ist. Ich meine die Stelle XV, 255, wo Grillparzer von dem Domherrn, der das Gefäss mit Blut hält, sagt: 'er war ausgelernt'. Man spricht doch nur von einem ausgelernten Handwerksburschen (Hebel) oder einem ausgelernten Sünder (Wieland [1]), aber 'ein ausgelernter Domherr'! Doch ist der Ausdruck sehr bezeichnend, wenn man die Situation bedenkt, in der der geistliche Herr die Hauptrolle spielt.

Schon früher sind wir einem Ausdrucke begegnet, der von Sanders als mundartlich bezeichnet wird: nicht müssen = nicht dürfen. Auch bei manchen anderen der angeführten Wörter ist Einwirkung der Verkehrssprache nicht ausgeschlossen; ich denke da an die Verwendung von 'verflucht' S. 290, an 'Schwebler' S. 291 womit Grillparzer das ihm gewiss geläufigere Dialectwort 'Schwefler' ersetzt, an 'großgünstig' S. 292, das hieher gehört, wenn Schuchardt recht hat. Doch all dem wohnt keine Beweiskraft inne; ich muss mich um gewichtigere Belege umsehen, will ich eine Beeinflussung von Grillparzers Wortschatz durch den Dialect nachweisen. Glück-

---

[1]) Vgl. Grimm, Wb. I, 873 und Sanders II, 112, 3.

licherweise brauche ich nun um solche Wörter nicht verlegen zu sein.

Zuvor möchte ich aber noch auf die Verwendung des Wortes 'Ding' aufmerksam machen, die wir an zwei Stellen finden: XIV, 167, wo er von der dramatischen Skizze Griesels 'Albrecht Dürer' sagt: 'Eine eigentliche Handlung hat das Ding nicht', und XV, 275, wo er denselben Ausdruck von Peruginos Bildern gebraucht: 'Aber die Dinger waren so schwarz, dass man kaum noch etwas erkennen konnte.' Das sind gerade keine dialectischen Ausdrücke, sie sind aber auch nicht gewählt, passen in der Bedeutung, die ihnen Grillparzer beilegt, nicht in die Schriftsprache, finden sich aber gar oft in der Verkehrssprache, weil es so bequem ist, statt des speciellen Ausdruckes, der am Platze ist, einen recht geläufigen zu setzen, ein Wort, das womöglich alles bedeuten kann, also überallhin passt, und ein solches ist 'Ding': vgl. die Weiterbildung 'dingsda', die bei so vielen Personen das Wort für alles abgeben muss.

Ganz dialectisch ist aber schon 'Schragen'[1]) XII, 219: 'Eigentliche Ideenmaler sind die Kinder. Bei diesen ist ein vierbeiniger Schragen und darauf ein paar senkrechte Striche mit einem Säbel und Federbusch ein Husar'.

Auch der Ausdruck 'Feilschaften' XI, 273: 'Sie brachten ihre Feilschaften ins Amtsgebäude' (= das, was sie zu verkaufen hatten) scheint dem Dialect anzugehören, denn ich finde ihn im DWb. und bei Sanders ohne jeden Beleg; und von Sanders wird auf Schmeller verwiesen, wo er auch (I, 707) in seiner Dialectform angeführt wird.

Dasselbe gilt von der Form treppeln für gewöhnliches 'trippeln'. Man findet die Form bei Schmeller im BWb. I, 672 angeführt, und Sanders im ErgWb. 572, 1 bringt zwei bezeichnende Belege, einen aus Silberstein: 'wie sie mit ihren Füßchen träppelt', einen aus 'Daheim': 'Die Stiege herabträppeln.' In beiden Fällen ist die richtige Schreibung mit Umlaut festgehalten, denn es gehört zu Trapp (Schmeller a. a. O.); ob Grillparzer bei seinem e an eine andere Ableitung, nämlich die von Treppe, dachte, lässt sich natürlich nicht feststellen. Wahrscheinlich ist es, dass er, ohne zu etymologisieren, so schrieb, wie er das Wort im Ohr hatte.

Auffällig schreibt Grillparzer XVI, 199 'Länger noch in Syra bleiben, das man am ersten Tage auswendig weiß, wäre zu arg', auffällig wegen der Beziehung von auswendig wissen auf einen Ort. Man erwartet auswendig kennen. Die Belege bei Sanders III, 1561, 3 und bei Grimm Wb. I, 1015 weisen nur die Verbindung von auswendig wissen mit einem persönlichen Objecte nach. So sagt Schiller: 'In kurzer Zeit wusste er das Gemüth seines Herrn auswendig', und wieder: 'ich weiß ihn auswendig'. Und diese Verbindung wird auch ganz begreiflich, wenn man an

---

[1]) Vgl. Schmeller, BWb. II, 600.

den Vergleich denkt: in jemandes Seele wie in einem offenen Buche lesen. Zuerst wird nämlich 'auswendig wissen' nur von dem Inhalte einer Schrift gebraucht, dann übertragen von dem Gehalte oder Wesen einer Person, dann kann es direct die Bezeichnung einer Person als Object zu sich nehmen; schließlich kann man wohl auch in noch weiterer Übertragung von einem Gegenstande, der aus vielen einzelnen Theilen besteht, sagen, man wisse ihn auswendig, wieder wie oben, wie wenn alles das in einem Buche stünde, dessen Inhalt man sich völlig zu eigen gemacht hat; aber selten ist dies und darum auffällig; ich habe wenigstens in den Wörterbüchern kein Grillparzers Fügung entsprechendes Beispiel gefunden; dagegen bin ich ihr in der Verkehrssprache schon wiederholt begegnet.

Dialectische Färbung hat auch ansetzen in der Bedeutung 'sitzen lassen': XVI, 159 'Mein vorausgesetzter Reisegefährte hat mich nämlich ohne Zweifel angesetzt'. Sanders verzeichnet die Bedeutung 'betrügen' als veraltet und verweist auf Ayrer 438, d; dasselbe Beispiel bringt Grimm bei I, 460 mit der Bedeutung: 'an die Seite setzen'; Schmeller II, 343 erklärt: jemanden zu etwas verleiten und dann in Schaden und Verlegenheit sitzen lassen, und im Erg. Wb. 479, 1 weist Sanders 'ansetzen' = 'sitzen lassen' aus Nohls 'Leben Mozarts' S. 574 nach. Das Wort ist überhaupt selten.

Ganz dem Dialect gehört sich legen in der Bedeutung 'sich unwohl (krank) zu Bette oder niederlegen' an;[1]) bei Grillparzer lesen wir es XVI, 199 'Lege mich gleich bei der Ausfahrt aus dem Hafen'. Im Dialect kann man es jeden Augenblick hören; der Dialect liebt nämlich Wörter, die einen recht weiten Umfang haben, weil sie sich eben in sehr vielen Fällen anwenden lassen; vgl. die Bemerkung zu 'Ding' S. 295. So wählt er 'sich legen' statt des bestimmten und längeren Ausdruckes 'sich schlafen oder krank zu Bette legen', so das Simplex statt des Compositums und ähnliches; denn in beiden Fällen wird durch die beigefügte Bestimmung der Umfang des Begriffes verengert, damit aber auch die Verwendbarkeit des Wortes eingeschränkt.

So ist gehen umfassender als fahren und liegt auch dem gewöhnlichen Menschen näher; daher wird es, wie uns das DWb. IV, 2404 belehrt, auch auf Reisen und Ähnliches erstreckt und tritt so an Stelle des alten faren, das den gleichen weiten Umfang hatte. Man geht also auch zu Wagen, zu Schiff, selbst zu Pferde. Bei Olearius in der persischen Reise kommt auch 'zu Schlitten gehen' vor, bei Frisch 'auf der Post gehn' = curru publico uti. Man vergleiche auch Schillers: 'Ich werde mich aufs Pferd setzen, um Ihnen nach Ilmenau entgegenzugehen'. Freilich sind hier die beiden Begriffe 'zu Pferde' und 'gehen' auf zwei Sätze aufgetheilt.

---

[1]) Vgl. Sanders II, 76, 3.

d so schreibt denn auch Grillparzer XV, 245 'In Resina, von aus man nicht mehr weiter zu Wagen gehen kann, hielten an'.[1]) Freilich wird die Phrase im Französischen genau so ildet: aller en voiture, auch im Italienischen: andar in carrozza, dass die Möglichkeit einer Nachbildung nach der fremden Sprache gegebenen Falle nicht ausgeschlossen werden kann.

Die oben erwähnte Vorliebe des Dialects für einfache Zeitrter anstatt der zusammengesetzten belegt Grillparzers nehmen 'aufnehmen oder mieten'. XV, 277 'Wir bekamen keine Pferde, l alle für die Reise des Kaisers genommen waren'. Das DWb. ngt VII, 536 drei Belege hiefür, einen aus Hallers Tagebuch, en aus Seumes Spaziergang und endlich einen aus Hebel: 'Der stmeister sagte: von hier aus müsst ihr drei (Pferde) nehmen; geht bergauf'.

Auch XV, 267 erscheint das Simplex statt des Compositums: r ihm traten vier Gardisten'; hier ist aber nicht Einfluss des alects anzunehmen, sondern der poetischen Sprache, die wieder s anderen Gründen das Simplex vorzieht.

Nur dialectisch ist ferner leicht für vielleicht gebraucht, ch hier das Simplex statt der componierten Form, die aber im terschiede zu den früher angeführten Fällen nicht eine Beıränkung, sondern eine Verstärkung der Grundbedeutung enthält. brauche nicht erst nachzuweisen, dass mhd. lîhte völlig unserem lleicht entspricht, und füge nur noch hinzu, dass das Volk in seren Gegenden noch immer 'leicht' weitaus dem 'vielleicht' vorht; dazu verweise ich auf Schmeller BWb. I, 1429 und Nagl Roanad V. 113.

Es ist nun bezeichnend, dass Grillparzer dieses 'leicht' so rne verwendet. XI, 257 'ein alter, leicht 70jähriger Mann'. II, 230 'soweit ich bis jetzt gelesen habe, leicht eine seiner sten' (sc. Comödien). XIII, 236 'leicht eines der schwächsten icke dieses Meisters'. XIV, 138 'Es war leicht einer der besten danken, die Tieck jemals gehabt'. Es ist nicht zu wundern, ss es uns auch in Grillparzers Briefen begegnet und zwar auf 98 des ersten Jahrbuches der Grillparzer-Gesellschaft: 'ein Mann, r mir besser gefallen hat als noch leicht irgend ein anderer'.

Dem Dialect gehört ferner rein in der Bedeutung 'völlig', irklich' an. Ich kenne drei Belege dafür aus Grillparzer; den s der Selbstbiographie stelle ich voraus: XV, 65 'da fällt mir ıes Blatt Papier mit den gestern hingeschriebenen, seitdem aber n vergessenen Versen in die Augen'. Dieselbe Verbindung mit ergessen' erscheint auch in einer Briefstelle, Jahrb. I, 174: 'Ich

[1]) Dieselbe Fügung in einem Briefe des Grafen Seilern an Grillrzer, Jahrb. I, 58 'Ich werde zu Pferde, H. Lengsfeld und Wappnik f dem Würstl nach Luckow vorausgehen', und Grillparzer selbst schreibt nlich Jahrb. I, 118 'Mein Plan war anfangs nur nach Dover überzuiiffen und von da zu Lande nach London zu gehen'.

habe die Sappho sammt ihren Kritikern und Kritiken rein vergessen'. Dann XII, 115 'Er wusste zuletzt selbst nicht mehr, was er zu den Ereignissen rein hinzugedichtet'. Vgl. Sanders II, 716, 2 und Schmeller, BWb. II, 103. Im Dialect allgemein üblich: 'es ist ein reines Glück'; 'es ist rein nicht mehr auszuhalten' oder ganz Dialect: 'zum aushalten'.

Der zuletzt citierte Satz (XII, 115) enthielt auch noch ein anderes Wort, das Grillparzer in einer dem Dialect entsprechenden Bedeutung und zwar mit Vorliebe verwendet, zuletzt für schließlich, während es in der Schriftsprache nur die Bedeutung: an letzter Stelle (örtlich oder zeitlich) haben kann. Richtig ist also die Verwendung z. B. XIV, 90, wo nach Aufzählung einiger anderer Situationen im Drama gesagt wird: 'Ja, ganz zuletzt (sc. am Ende des Stückes) wird über die Charakterstarke, die sich früher dem klösterlichen Leben bestimmt, zu einer Heirat mit dem Herzog ohne viel Fragens verfügt'. Nur 'schließlich' würden wir aber wie XII, 115 auch XV, 284 erwarten: 'Ich nahm es als einen neuen Beweis einer ... allmählichen Verhärtung des Herzens, der mich zuletzt noch zu einem Ideen-Egoisten machen wird', und XI, 196 'Er glaubt zwar ebenfalls an ihn, zerrt und zupft dann aber wieder so lange an ihm, dass man zuletzt nicht mehr weiß, was davon übrig bleibt'.[1]) Über dieses 'zuletzt' vgl. Joh. Schmidt, Ztschr. f. ö. Gymn. 1888, S. 691, wo einige Belege aus Grillparzers poetischen Werken notiert sind. Eine analoge Verwendung hat das 'am Ende' des Dialects.

Ich führe weiter an als dialectisch wenig mit der Bedeutung: gering; ja es vertritt sogar das bestimmtere: der Mangel an etwas, so dass es einem 'kein' gleichkommt. Schmeller B Wb. II, 922 citiert z. B.: Das ist meine wenigste (= geringste) Sorge, oder: Ich konnte das wenigste Gehör bei der Obrigkeit erhalten = kein Gehör. Bei Sanders III, 1563, 2 finde ich einen Beleg aus Goethe: 'Die wenige Bequemlichkeit der Häuser', womit sowohl die geringe Bequemlichkeit als der Mangel derselben gemeint sein kann; nur letzteres bedeutet es wohl bei Möser: 'Dass das Wort wegen seiner wenigen Bestimmung ganz unbrauchbar ist'. Darnach sind nun zu beurtheilen XII, 130 'Meine wenige (= geringe) Bekanntschaft mit der Sprache' und XV, 23 (B) 'Ich hatte das wenigste Ohr für den Vers', das einem 'kein Ohr für den Vers' gleichkommt.

Ist nicht auch recht in der Bedeutung: 'genau, eben' dialectisch? Grillparzer wendet es XV, 213 an: 'Die sonderbaren Kleidungen der Boccheser, Albanesen usw., die recht jenen Eindruck machen, den die Griechen mit dem Ausdruck: barbarisch bezeichnen, stechen sonderbar ... ab'. Weitere Belege geben mir

---

[1]) Dasselbe 'zuletzt' auch bei Heinr. v. Kleist, Prinz v. Homburg, V, 8 'Schick, eh er noch erscheint, das Schwert dem Prinzen, Schick's ihm, wie er's zuletzt (= schließlich doch) verdient, zurück'.

ab, obwohl ich mich zu erinnern glaube, dem Worte in dieser Verwendung einigemale begegnet zu sein. Schmeller im B Wb. II, 24 erwähnt diese Bedeutung des 'recht', und daraus schließe ich, dass sie hauptsächlich dem Dialect angehört, wenn ich auch wohl weiß, dass sie nach dem D Wb. VIII, 404 auch in der Schriftsprache zu treffen ist; immerhin ist sie aber hier selten, wie dort gelehrt wird.

Mundartlich ist nach Sanders I, 837, 1. 2 und dem D Wb. IV, 2, 2278 je = überhaupt, wirklich; Grillparzer schreibt es XII, 78 'Das gewöhnliche Publicum, wenn es sich je mit Geschichte befasst, verlangt Facten'. So sagt auch Hebel: 'Hatte er je einmal kein Geld, so borgte sie'.

Das 'je' ist in diesem Falle Vertreter des häufigeren 'ja'; XII, 35 'wenn es ja geschah' oder XII, 157 'und wenn es ihm ja die Vernunft anräth'. Dieses 'ja' kommt besonders in Conditionalsätzen ziemlich häufig vor, und Sanders I, 825, 2 kennt es bei Goethe, Herder, Schiller, Lessing. Ich erinnere noch an Tasso I, 2 'und wenn ihr mich denn ja behalten wollt'. Heutzutage macht aber auch dieses 'ja' den Eindruck des Mundartlichen, umsomehr, wenn man es mit dem sicher nur dialectischen 'ja' im bekräftigenden Satze zusammenhält, das speciell jüdisch-deutsch ist; vgl. 'er hat es já gethan'.

Auch die Phrase d a k o m m t n u n z u b e m e r k e n, die uns XII, 155 begegnet, ist dialectisch, wie Sanders I, 974, 2 bezeugt. Er bringt auch nur éin Beispiel bei aus J. Müller. Im D Wb. V, 1639 wird es für eine im Kanzleistil beliebte Wendung erklärt. Diese Quelle ist allerdings bei Grillparzer auch reichlich geflossen.

Bezeichnend ist es auch, dass Grillparzer 'u m h e r' und 'h e r u m' im gleichen Sinne gebraucht, ja wie die Verkehrssprache das zweite vorzieht, selbst dort, wo das Planlose der Bewegung nicht zu verkennen ist, während doch die Grammatik und der Gebrauch der besten Schriftsteller mit gutem Rechte beide Adverbia scharf von einander sondern; vgl. D Wb. IV, 2, 1177. Ein paar Beispiele als Belege: XII, 114 'Sie lassen ihn im Zickzack herumgehen'. XII, 181. XIII, 219. XV, 35 'So trieben wir uns ziemlich zwecklos herum'. Dasselbe XV, 137. XV, 37 'Wir streiften in der Umgebung von Wien herum'. XV, 135 'Ich hatte den Genuss, mit Cornelius auf den Gerüsten herumzusteigen'. Aber er wusste auch 'umher' an richtiger Stelle zu setzen, z. B. XI, 29 'bei Nacht schlichen die Verschworenen in der Stadt umher'; XI, 61 'er reiste umher' und so öfter.

Streng schriftgemäß dürfte auch s o in Verbindung mit 'oder' nicht sein, das meist Zahlen, aber auch anderen Begriffen, z. B. Namen, Titeln beigefügt wird, um zu bezeichnen, dass die Angabe nicht genau ist. So XVI, 35 'Nach und nach kamen auch Deputierte, in allem wohl Einhundert oder so'; XVI, 106 'Das andere Stück, Etiquette oder so, wurde vortrefflich gegeben'. Die Wörter-

bücher, aus denen ich mir Raths erholen wollte, ließen mich in diesem Falle größtentheils im Stich. Bei Sanders ist so mit zwei Zeilen abgefertigt, vgl. aber Schmeller, B Wb. II, 205. Bezeichnend für den volksthümlichen Charakter dieser Ausdrucksweise sind Parallelen aus Hebel: S. 464 'Der Zollgardist behaltet die Ware, die alsdann versteigert wird, in Kolmar oder in Straßburg oder so'; 455 'Das müsse ein anderer sein oder so'; dazu Willomitzer, Die Sprache und Technik der Darstellung in P. Hebels rheinl. Hausfreund. Progr. der Oberrealsch. im II. Bez. Wiens 1891, S. 13.

Und ebenfalls charakteristisch für den Einfluss des gesprochenen Wortes auf Grillparzers Schreibweise ist der Umstand, dass er stets nach der Wiener Aussprache 'Eckel' schreibt, offenbar sprach er eben das Stamm-e kurz, während das seltenere Makel, das der Dialect gar nicht benutzt, richtig geschrieben wird; XV, 161 finden sich beide Wörter in der angegebenen Schreibweise knapp nebeneinander.

Streng genommen fällt die letzte Beobachtung aus dem Rahmen der Arbeit heraus, ich wollte sie jedoch nicht unterdrücken, weil sie eben sehr lehrreich ist. Sie bestätigt auch auf dem Gebiete der Aussprache, was wir bei der Wahl der Wörter wiederholt beobachten konnten, dass Grillparzers Prosa mit mundartlichen Elementen stark durchsetzt ist.

Wie dies zu erklären ist, habe ich eingangs besprochen. Doch darf man nicht übersehen, dass sich manche der angeführten Wörter auch in der Selbstbiographie finden, die doch für die Akademie der Wissenschaften bestimmt war. Also selbst da noch Spuren der übermächtigen Einwirkung des gesprochenen Wortes auf die schriftliche Darstellung. Es wird die Aufgabe einer eigenen Untersuchung sein klarzustellen, wie weit sich Grillparzer in seinen poetischen Erzeugnissen von dem Einflusse der Mundart frei zu machen wusste.

Wien. K. Tomanetz.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Ausgewählte Reden des Lysias. Erklärt von H. Frohberger. Kleinere Ausgabe. 2. Heft. Zweite Auflage von Th. Thalheim. Leipzig, Teubner 1892. 224 SS.

Einleitungen und Commentar sind, mit der ersten Bearbeitung verglichen, nicht wesentlich geändert; hervorzuheben wäre höchstens die Einleitung zur 30. Rede (gegen Nikomachos), in welcher die Vorgeschichte des Processes theilweise eine andere Darstellung gefunden hat und auch der heutige Zustand der Rede in abweichender Weise beurtheilt wird.

Dagegen hat sich der Herausgeber der neuen Auflage, der sich bereits längst um die Lysiaskritik verdient gemacht hat, in der Gestaltung des Textes weniger enge Schranken gezogen und an nicht wenigen Stellen, über die ein kritischer Anhang eine — nicht gerade sehr übersichtliche — Orientierung bietet, die Frohberger'sche Lesart durch Aufnahme fremder oder eigener Conjecturen verändert. Mitunter wird aber auch der vom Palatinus gebotene Text gegen den ersten Herausgeber vertheidigt und festgehalten. Im Folgenden verzeichne ich nur erheblichere Änderungen, welche Thalheim auf Grund eigener Vermuthung vorgenommen hat.

XIV. 2. Statt des überlieferten *ἐπινικίοις* hatte Frohberger Reiskes Conjectur *ἐπ' ἐνίοις* eingesetzt; Th., der früher *εἰπεῖν ἐνίοθ'* vorgeschlagen, schreibt jetzt *εἰπεῖν ἕκασθ'*. — 7. Der Text lautet jetzt, wie folgt: *ὅτι καταλεγεὶς ὁπλ. οὐ συνεξῆλθε μεθ' ὑμῶν στρατευσόμενος, λιποταξίου δὲ ὅτι ἐν τῷ πεζῷ στρατοπέδῳ μόνος οὐ παρέσχε κτλ.*. Die nähere Begründung steht in den N. J. f. Phil. Bd. 115; im Zusammenhange damit ist auch die Besprechung der einschlägigen Gesetze in der Einleitung §. 2 etwas geändert. — 9. Die Worte *καὶ τὰ χρήματ' αὐτοῦ δημευθῆναι* sind gestrichen. — 16. *ζημίαν* statt *δειλίαν*, das mit *καταγνῶναι* wenig in den Zusammenhang passt. — 17. Nach *ἀξιώσετε* ist das Fragezeichen gesetzt. — 42. Im näheren Anschlusse an den Palatinus schreibt jetzt der Herausgeber: *ἀλλὰ καὶ πεπόνθασιν ἅπαντα καὶ πεποιήκασιν ἅπερ πεπόνθασιν.*

XXX. 8. *Ὅτι*, das vor *εἰ μέν* überliefert ist, hat schon Dobree beseitigt, da die Formel *δεινὸν δέ μοι δοκεῖ εἶναι* nur *εἰ* oder einen Infinitiv erwarten lässt. Dasselbe Bedenken spricht auch gegen Th.s Änderung des *ὅτι* in *ὅτε*, das allerdings auch in causaler Bedeutung gebraucht wird.

XIX. 34. *Τούς* vor *ἐκείνου* streicht Th. und nimmt auch keine Lücke an. Nebenbei sei auf die geänderte, schon in den Jahrb. f. Phil. 111, S. 522 empfohlene Erklärung des Zusammenhanges aufmerksam gemacht, die jetzt Eingang im Commentare gefunden hat. — Ob §. 48 die den Kallias betreffende Notiz nach Kayser als Interpolation aufzufassen sei, darüber äußert sich Th. nicht, während noch Frohberger diese Annahme als unzulässig zurückgewiesen hatte; dagegen bemerkt er bezüglich des §. 52 gegen Blass, dass er nicht an der rechten Stelle stehe, sondern hinter §. 47 gehöre, wohin ihn sowohl Inhalt als Form des Anschlusses verweisen.

VII. 6. Statt *ἄλλως τε καὶ ὅτι*, wie Frohb. emendiert hatte, schreibt jetzt der Herausgeber *ἀλλ' ὅτι καὶ τοῦτο*; im Folgenden *ἄπρατον* mit dem Palatinus.

XXII. 8. *Οἱ μὲν νῦν* statt *οἱ μὲν δύο* oder *τέσσαρες*. — 15. *ὥσπερ οἱ πολέμιοι*, schon früher für *ἐν οἷσπερ οἱ πολέμιοι* empfohlen.

X. 4. Vor *τριάκοντα* ist *δύο καί* hinzugesetzt. — 19. Die verdorbenen Worte der Überlieferung stellt Th. vermuthungsweise in folgender Weise her: *οἰκῆος τῆς βλάβης τὴν διπλῆν τιμὴν ὀφείλειν*, während Frohb.s Änderung sich noch weiter von der handschriftlichen Lesart entfernte.

Ein Verzeichnis aller Stellen zu geben, wo entweder die Überlieferung gegen Frohberger aufrechterhalten oder durch fremde Conjecturen geändert wurde, ist hier unmöglich; im ganzen muss die vorsichtige Behandlung der Textkritik seitens des neuen Herausgebers anerkannt werden, zugleich aber auch sein Bemühen, die bekannten Vorzüge der Ausgabe zu wahren.

Wien. Franz Slameczka.

J. v. Müllers Handbuch der classischen Alterthumswissenschaft. IV 1, 1 u. 2. 2. Aufl. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1892 u. 1893.

1. Dr. G. Busolt, Die griechischen Staats- und Rechtsalterthümer. gr. 8°, VIII u. 384 SS. Preis 6 Mk. 50 Pf.

2. Ad. Bauer, Die griechischen Kriegsalterthümer und

3. J. v. Müller, Die griechischen Privatalterthümer. IX u. 302 SS. Preis 8 Mk. 50 Pf.

1. Wer Busolts Arbeiten, seitdem er das erstemal unter die Geschichtsforscher getreten war, aufmerksam verfolgte, musste

alsbald erkennen, dass derselbe überall darauf ausgieng, seiner Auffassung historischer Thatsachen und seiner Beurtheilung antiker Einrichtungen die erforderliche Begründung durch reichliches Quellenmaterial zu geben; auch dort, wo man ihm nicht beizupflichten vermochte, musste man ihm die Anerkennung zutheil werden lassen, dass ihn nicht eitle Sucht nach falscher Originalität zu überhasteter Arbeit verleitet habe, sondern dass all seinen Ausführungen gründliches Studium der Quellen und der Literatur vorausgegangen sei. So brachte sein reger Forschungstrieb immer reifere und vollkommenere Früchte hervor, unter denen das Handbuch der griechischen Geschichte den höchsten Wert besitzt.

Zeigte nun auch das vorliegende Werk in seiner ersten Auflage nicht jene Selbständigkeit, die des Verf.s griechischer Geschichte zuzusprechen ist, so zeichnete es sich doch schon damals durch Gründlichkeit, Klarheit und Knappheit aus, Vorzüge, die dem Buche auch in seiner neuen Gestalt verblieben; nunmehr hat aber Busolt mannigfach Anlass genommen, unsere Kenntnis des griechischen Staatenlebens nach dem neuen Quellenmateriale nicht bloß mit gewissenhafter Benutzung der vorliegenden Arbeiten, sondern auch in eigener ergebnisreicher Forschung weiter zu fördern.

Schon der Vergleich des Umfanges beider Auflagen (die erste zählte 222, die zweite 384, beziehungsweise ohne Register 372 Seiten) lässt die eingehende Umgestaltung errathen, welche das Werk erfahren hat. Die einzelnen Erweiterungen hat Ref. bereits in der Berliner philol. Wochenschr. 1892, S. 1651 ff. bezeichnet und entsprechend zu würdigen gesucht; hier will er den Nachweis liefern, inwiefern es Busolt gelungen ist, durch das Aufgeben früherer Irrthümer und Billigung der denselben entgegengesetzten Anschauungen seine Arbeit zu vervollkommnen; Fragen, deren Lösung noch immer unentschieden ist, bleiben hiebei natürlich außeracht.

Mit Recht unterscheidet jetzt der Verf. S. 28, A. 14 zwischen öffentlichen und privaten Mahlzeiten bei den homerischen Königen; S. 61 f. bietet er eine den Quellen gemäß ausführlichere und im Detail verbesserte Darstellung der delischen Amphiktyonie, insbesondere auch im Hinblick auf deren Beamten; desgleichen S. 69 über das Wirken des *τάγος* in Thessalien; S. 79 (besonders mit Rücksicht auf die allmähliche Entwicklung) über den phokischen Bund und dessen Magistraturen. Hinsichtlich der attischen Kleruchen wird nunmehr S. 88 ff. mit Recht betont, dass sie in der Regel ihre Ackerlose nicht verpachten durften, und die Gründe angeführt, weshalb sie ihres Wahlrechtes verlustig giengen, und endlich die früheren Ausführungen über die attischen Beamten in den Kleruchien verbessert. S. 95 wird die irrige Meinung aufgegeben, als ob *ῥήτρα* in Lakedämon erst später die Bedeutung „Gesetz" erhalten hätte, hingegen S. 119, A. 6 die Bedeutung von *ἀπέταιροι* als gemeinsame Bezeichnung der freien Unterthanen und Metöken richtig erkannt und 120, A. 1 *δῶλοι* als der höhere

Begriff gegenüber *ϝοικέες* erklärt. S. 121 schränkt der Verf. mit gutem Grunde den Vergleich der kretischen *ἑταιρεῖαι* mit den attischen Phratrien auf die bürgerrechtliche Bedeutung derselben ein. S. 124 schlägt Busolt den Einfluss der vorionischen Bevölkerung in Attika nicht mehr so gering an wie früher und lässt es S. 125 f. unentschieden, wie sich ursprünglich die bürgerlichen Elemente dem Adel angegliedert hatten. Vieles verdankt die neue Darstellung der *'Αθηναίων πολιτεία* des Aristoteles; so konnte der Verf. S. 131 ff. Besseres vorbringen über die Entwicklung des Archontats und hiebei auch den Irrthum aufgeben, als ob die Archonten vor Solon Prytanen genannt worden wären; auf Grund derselben Quelle sind verbessert die Darlegungen über den Areopag, die Epheten, wenngleich die S. 143 geäußerte Vermuthung über die Zahl der letzteren nicht einwandsfrei bleibt, über die Verfassung Drakons (S. 135 ff.) und Solons, dessen Wirken überhaupt genauer präcisiert wird (40 und 144 f.). Nunmehr lässt auch Busolt S. 147 für die Zeugiten nur den Minimalsatz von 200 Maß gelten und folgt mit Recht der neuen Quelle in den Ausführungen über die Heliäa (150 f.), die Trittyen- und Demeneintheilung (159, 217), über die Reformen des Ephialtes und Perikles (166 f.), dem früher fälschlich die Einführung des *θεωρικόν* zugeschrieben wurde, ferner über die 400 (S. 172 f.). Mit Benutzung neuerer Inschriften konnten auch (191 f.) die Änderungen der Phylenordnung in Athen zur Zeit der makedonischen Herrschaft klarer dargestellt werden. S. 202, A. 1 spricht sich Busolt jetzt mit aller Entschiedenheit gegen Buermanns Annahme aus, als ob zu Athen gewisse Concubinen *ἐγγυηταί* und ihre Kinder *γνήσιοι* gewesen wären, und verbessert nach Aristoteles S. 221 die Erörterung über die Zeit der Amtswahlen, S. 223 jene über die Beamtendokimasie, wie auch S. 240 über die Wahl der Strategen aus den Phylen, 241 über die Zertheilung ihrer gemeinsamen Competenz in eine größere Anzahl von Einzelcompetenzen, und kann 253 Genaueres bieten über die Befugnisse des Rathes und insbesondere S. 275 ff. über die Heliasten. S. 243 präcisiert er nach Swoboda klarer die Stellung der attischen Strategen gegenüber der Bule und bringt S. 332 nach den neueren Inschriften eine eingehendere und im einzelnen berichtigte Darstellung des zweiten attischen Bundes.

Hingegen kann Ref. nur an wenigen Stellen Busolts Ausführungen nicht beipflichten, so wenn er S. 15 von einem Quasibürgerrechte der Metöken spricht, S. 98, 1 nach Niese behauptet, die Periöken seien insgesammt desselben Stammes wie die Spartiaten gewesen, S. 126, in den Orgeones die Opfervereine der nicht-bürgerlichen Familien findet und Kleisthenes S. 160 u. 205 eine wesentliche Umgestaltung der attischen Phratrien zuschreibt, S. 127 die *γεωμόροι* und *δημιουργοί* als adelige Stände erklärt und Eupatriden auch als Bezeichnung eines adeligen Geschlechtes gelten lässt. Unsicher bleiben ferner des Verf.s Aus-

führungen S. 237 ff. über den ἐπὶ διοικήσει und den ihm entsprechenden ἀντιγραφεύς.

So glaubt Ref. zur Genüge den Beweis erbracht zu haben, dass das vorliegende Handbuch, wie bei Busolt zu gewärtigen war, in der erneuten Gestalt an Brauchbarkeit und selbständigem Wert gewonnen hat und auch für den jetzigen Stand der Wissenschaft einen zuverlässigen Berather auf dem schwierigen Gebiete der griechischen Antiquitäten abgibt. Im übrigen seien die Leser wegen sonstigen Details auf die bereits erwähnte Anzeige in der Berliner Wochenschrift verwiesen.

2. Wie liebevolle Vertiefung in das Studium einer besonderen Disciplin zu sicherem und anerkennenswertem Erfolge führt, kann das vorliegende Werk Bauers klar vor Augen führen. Hatte der Verf. auch schon in der ersten Auflage desselben Buches eine Arbeit geliefert, der jeder billig Urtheilende seinen Beifall nicht vorenthalten konnte, so steht die jetzige zweite Auflage, was Selbständigkeit der Forschung, Sicherheit und Entschiedenheit des Urtheiles anlangt, ungleich höher als jene. Ref. betont dies von vornherein umsomehr, als er eben hierin den Hauptvorzug der vorliegenden Schrift findet, einen Vorzug, der ihm weit bedeutender dünkt, als die durch die neuen Quellen und die neue Literatur veranlasste Bereicherung des Stoffes. Nebstbei berührt es den Leser angenehm, dass der Verf. trotz der Selbständigkeit des Urtheils, die er sich stets zu wahren weiß und die ihn auch zu entschiedenem Widerspruche gegen unberechtigte Ein- und Vorwürfe bestimmt, das Verdienst der Vorarbeiten, der Monographien sowohl, wie insbesondere auch der Droysen'schen Kriegsalterthümer, in gebürender Weise anerkennt.

Schon die Einleitung zeigt, um wie viel heimischer jetzt Bauer in seinem Stoffe ist als zuvor. Die Bestimmung des Umfanges seiner Disciplin gibt er in präciserer Form, die Würdigung der antiken Quellen ist eine tiefergehende, gesichertere und richtigere geworden. Insbesondere wird jetzt die allmähliche Entwicklung der Kriegswissenschaft bei den Griechen in klarer Anschaulichkeit dargestellt und hiebei u. a. durch Hervorhebung von Thukydides' Verdiensten und Herabminderung der früher allzu hohen Anerkennung Xenophons der richtige Standpunkt für die richtige Beurtheilung beider Autoren gegeben (vgl. auch S. 398 ff.). Was die modernen Behandlungen des griechischen Kriegswesens anlangt, betont der Verf. mit Recht, dass zur glücklichen Lösung der schwierigen Fragen, welche dieses Gebiet in nicht geringer Anzahl bietet, die Vereinigung von historisch-philologischer und militärischer Fachbildung nöthig sei. Die Literaturangaben sind in der Einleitung sowohl, wie im ganzen Buche mit gewissenhafter Gründlichkeit ergänzt und von objectiven Urtheilen begleitet.

Was nun die Detaildarstellung anlangt, so findet Ref. den Vorzug der neuen Auflage gegenüber der ersten darin begründet,

dass es dem Verf. gelungen ist, richtig zu erkennen, was jede einzelne Zeit, jeder einzelne Staat im Kriegswesen geleistet hat, zu bestimmen, worin Wesen und Bedeutung der Kampfesart der verschiedenen Zeiten und Orte gelegen ist, und dies auch für Fernerstehende klar auszuführen; man vgl. insbesondere, was Bauer über den Einzelkampf im heroischen Zeitalter S. 291 f., 298, über die Hoplitentaktik der Spartaner S. 301 f., 308, 309, 316, 317, 318, 323 ff., 328 und der Athener S. 342, 354, über die Reformen, welche die Erfahrungen im peloponnesischen Kriege zunächst zu Athen herbeiführten, „über die bessere Ausrüstung und die weitergehende Verwendung von Reitern und Leichtbewaffneten als Schlachttruppen", S. 345, 396 ff. vorbringt. Die genaue Berücksichtigung der historischen Entwicklung des attischen Kriegswesens führte den Verf. zugleich zu einem richtigen Urtheile über einzelne Persönlichkeiten, so über Iphikrates (318, 357), Perikles (323 f.), Nikias (390) und Demosthenes (390, 397), Männer, über die in neuer Zeit manch schiefes Urtheil mit aller Entschiedenheit ausgesprochen worden ist.

Dass außerdem der Verf. im einzelnen vieles verbessert oder neu aufgenommen hat, braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden.

S. 311 ff. sucht Bauer des weiteren zu begründen, weshalb er an Änderungen in der Heeresorganisation der Spartaner zu Xenophons und Thukydides' Zeiten nicht glauben könne; S. 320 ff., 325 bespricht er ausführlich die Stellung der Könige, bzw. der Oberfeldherren im spartanischen Heere zu den verschiedenen Zeiten. — Was Athen betrifft, so wird vornehmlich mit Rücksicht auf Aristoteles' *Ἀϑηναίων πολιτεία* die Entwicklung der militärischen Magistraturen und des Kriegswesens im allgemeinen eingehender dargelegt und richtiger als früher gezeichnet (S. 340 f., 343 f., 346 f., 348 f., 352 f.). Bei der Schilderung des ersten und zweiten attischen Bundes konnte der Verf., auch gestützt auf die Untersuchungen der Neueren, die Erörterung der ersten Auflage erweitern und verbessern (S. 344 ff.). Wichtig sind auch die Änderungen, welche Bauer in der Besprechung der attischen Bogenschützen, zum theil gegen Wernicke, vornahm (S. 355 f.). Über den Wirkungskreis der Strategen handelt er des genaueren S. 357 f. — Geradezu einer Monographie gleicht aber des Verf.s Erörterung über die attische Triere S. 360 ff., die ihm Anlass gibt, zunächst die verschiedenen, einander widersprechenden Ansichten über den Bau derselben klar zu charakterisieren und entsprechend zu würdigen und hierauf seine eigene Meinung zu begründen, nach der die attische Triere allerdings drei Reihen Ruder von ungleicher Länge hatte, deren verticaler Abstand aber kein bedeutender gewesen sei, so dass ein gleichmäßiger Ruderschlag beim gleichzeitigen Eingreifen aller drei Ruderreihen, das der Verf. mit Recht nach den Quellen nicht bezweifeln zu können glaubt, möglich war. Das eine

Bedenken kann allerdings Ref. nicht unterdrücken, dass die ganze Darlegung den Rahmen des vorliegenden Handbuches weit überschreitet, welches vielmehr nur die Resultate derselben bringen sollte, während jene als selbständige Schrift hätte erscheinen können. Überhaupt bietet dieser Theil des Müller'schen Handbuches, wie noch manch anderer, jedenfalls um vieles mehr, als für die erste Orientierung in den einzelnen Disciplinen nöthig ist, was ja wenigstens die ursprüngliche Aufgabe des Handbuches war.

Dies die Bemerkungen, zu denen sich Ref. betreffs der ersten drei Hauptabschnitte von Bauers Werk (S. 272—405) veranlasst fühlt, deren Berücksichtigung allein wohl genügt, um den Wert desselben in seiner neuen Form zu kennzeichnen. Die übrigen Capitel (S. 405—469) führen in derselben Weise aus, welche Bedeutung Theben und der böotische Bund, Sicilien, die Makedonen im allgemeinen und im besonderen Alexander der Große und seine Nachfolger für die Entwicklung des griechischen Kriegswesens hatten; Ref. begnügt sich, um die in diesen Theilen vorgenommenen Erweiterungen und Verbesserungen anzudeuten, kurz auf das zu verweisen, was über Epaminondas' Reformen S. 408 f., 411 f., über Philipp und Alexander d. Gr. 421 f., 428, 438 f., 455, über des Letzteren Nachfolger 441 f., über die Stellung der Phalangiten in späterer Zeit 446 f., über die spätere Taktik 453 f., besonders aber auf das, was über die Polyeren 459 ff. vorgebracht wird. Dass auch die zusammenfassende Übersicht über die Entwicklung des griechischen Kriegswesens (468 f.) jetzt ausführlicher und präciser gehalten ist als früher, ergibt sich aus den bisherigen Ausführungen von selbst.

Was die Form des Buches anlangt, so wurde deren Vervollkommnung durch die übersichtlichere Eintheilung des Stoffes in eine größere Anzahl kleinerer Abschnitte, durch die theilweise Entfernung der Quellencitate aus dem Texte, die Ref. nur mit voller Consequenz durchgeführt gewünscht hätte, durch die Feilung des Ausdruckes und des Periodenbaues und bessere Gruppierung des Stoffes im einzelnen sichtlich erstrebt und auch erreicht. Von den Tafeln, welche Abbildungen enthalten, weisen Taf. VII—IX und XI Veränderungen auf: neu aufgenommen sind Fig. 34 α, β, γ, 35 und 36 (an Stelle der früheren Fig. 34 β und 35), 39, 40, 46, 48; verbessert, bzw. erweitert 37, 38 (= der früheren Fig. 34 α und 36).

Möge es dem Verf. gegönnt sein, in dem Gebiete, das er nun so beherrscht, rüstig weiter zu arbeiten und auch in Zukunft die Kenntnis des griechischen Kriegswesens in ähnlicher Weise zu fördern wie mit der vorliegenden zweiten Auflage seiner Kriegsalterthümer.

3. Weniger einschneidend sind die Änderungen, welche Müllers Privatalterthümer aufweisen; vor allem bestehen sie in den Zusätzen der neueren Literatur, die der Verf. in allen Theilen

des Buches mit außergewöhnlicher Sachkenntnis und peinlicher Genauigkeit vornahm, und in den mit der neueren Literatur und neuen Quellen zusammenhängenden Erweiterungen, die zunächst in den Anmerkungen zutage treten, weniger im Texte, wie u. a. in den Ausführungen über die Gefäße 61 ff., über die Ehescheidung 152, über die Gräber 212 f., über den Handel 259. Unter den Quellenschriftstellern wurde diesmal insbesondere Galen ausgenützt. So sei denn auch die zweite Auflage dieser verdienstvollen Arbeit, deren Vorzüge Ref. schon bei ihrem ersten Erscheinen, wenn auch kurz, hervorgehoben hat, den Fachgenossen auf das angelegentlichste empfohlen.

Wien. Victor Thumser.

P. Ovidii Nasonis Metamorphoses. Auswahl für Schulen mit Anmerkungen von Dr. Joh. Siebelis. Erstes Heft: Buch I—IX und Einleitung. 15. Aufl. von Dr. Friedrich Polle. Leipzig, B. G. Teubner 1892. XXII u. 192 SS.

Die Metamorphosen des P. Ovidius Naso. Für den Schulgebrauch erklärt von Hugo Magnus. Erstes Bändchen: Buch I—V. 2. Aufl. Gotha, F. A. Perthes 1892. XV u. 181 SS.

Beide Herausgeber haben für diese neuen Auflagen ihrer bekannten und anerkannten Ausgaben, die nicht nur für die Schule von Bedeutung sind, wieder redliche Mühe verwendet. Namentlich zeigt sich in beiden mehrfach nun größerer Einfluss des Fragmentum Bernense (B), das Riese zuerst in der ersten Auflage seiner Ausgabe (1872) herangezogen, Ref. dann in der seinigen (1884) noch etwas mehr berücksichtigt[1]) und jüngst Magnus in Jahrb. f. Phil. 1891, S. 689 ff. einer eingehenden Erörterung unterzogen hatte. Ref. freute sich namentlich, seine in der praefatio der Ausgabe p. X geäußerte Ansicht über die Lesart B I, 173 (*hac parte*) und die dort vorgeschlagene Interpunction nicht nur von Magnus, Jahrb. S. 701, anerkannt, sondern jetzt auch in diese beiden Ausgaben gesetzt zu sehen, während er Aufnahme in den Text noch nicht gewagt hatte; das von ihm aufgenommene *inter utrumque* I, 50, *derepta leoni* III, 52, das er einst in Wien. Stud. 1884, S. 63 (vgl. phil. Abh. IV, 24) besprochen hatte, sah er nun auch mit Vergnügen in beiden. An mehreren Stellen sind Magnus und Polle in der Verwertung von B noch weiter gegangen und meist wird man ihnen nach Magnus' Auseinandersetzungen in Jahrb. l. c., die Polle noch benützen konnte, auch zustimmen. Ein paar Zweifel werden sich freilich dennoch regen; so z. B. III, 49, wo beide *adflatu funesti tabe veneni* schreiben. Allerdings ist *adflatu* nicht nur Lesart des B, sondern der beachtenswerten Überliefer-

---

[1]) Dort war das Fragm. Bernense mit Be bezeichnet zur Unterscheidung von dem mit B gekennzeichneten Fragmentum Londinense.

haupt gegenüber dem *afflati* der Vulgata; bedenkt man aber, wie die Erklärung dieser Fassung bei Magnus und Polle doch immer etwas Gezwungenes behält und dass — was noch wichtiger — *u* und *a* schon in alten Handschriften so häufig verwechselt erscheinen (vgl. z. B. des Ref. Studien zu Hilarius Pict. Wien 1885, S. 14,[1]) so möchte man Rieses auch in der zweiten Auflage (1889) aufrecht gehaltene Conjectur *adflata funesti tabe veneni*, wobei das *funesti* des B auch beachtet ist, wohl vorziehen. So gehen denn selbst Polle und Magnus unter sich wenigstens an einigen Stellen in der Schätzung des B auseinander. Ersterer folgt z. B. I, 33 im *coegit* B, letzterer im *redegit* der übrigen Überlieferung, umgekehrt III, 33 letzterer mit *venenis* B, ersterer mit *veneno* den anderen Handschriften. Demjenigen, was Magnus, Jahrb. S. 703 für *venenis* beibrachte, ließe sich vielleicht noch anfügen, dass auch Trist. IV, 1, 77 das besser beglaubigte *venenis* in einem Theile der Cod. zu *veneno* wurde (vgl. jetzt die Ausgabe von Owen p. 138). III, 29 haben beide die auch durch Priscianus gestützte Lesart B *in media* verschmäht, ja Polle, der dieselbe, wie Ref., früher im Texte bot, hat sie erst diesmal entfernt; es könnte dies bei dem sonstigen Verfahren fast etwas inconsequent erscheinen, zumal da Magnus selbst in seiner besonnenen Bemerkung (Jahrb. S. 703) dieselbe sehr bestechend fand und für *in medio* aus dem Sprachgebrauch nur „ein plus von Wahrscheinlichkeit" geltend machte, das aber in einem solchen Falle kaum stricte entscheiden kann.

Sonst ist bezüglich der Polle'schen Ausgabe hervorzuheben, dass sie sich diesmal überhaupt mehrfach näher an die handschriftliche Überlieferung angeschlossen hat, als früher; bei 26 dieser neuen Änderungen hat der verdiente Herausgeber nun auch dieselbe Wahl getroffen, wie einst Ref. in seiner Ausgabe. So hat er u. a. auch II, 313 das vom Ref. in Phil. Abh. IV, 23 gerechtfertigte *saevis* hergestellt, ebenso I, 226 *eo est*, III, 136 *homini est**, III, 291 *deorum est*, IV, 75 *nimium est**, VII, 656 *genus est*; an den mit * bezeichneten Stellen hat auch Magnus jetzt consequent diese *est* der Überlieferung, worüber des Ref. Ausgabe praef. p. XII, den übrigen bei ihm bereits früher aufgenommenen zugesellt. Die V, 85 von Magnus und Polle adoptierte treffliche Herstellung Rieses *Polydegmona* fand Ref. durch ältere Quellen bestätigt (vgl. z. B. die Angaben in Jahns Ausgabe S. 285); ebenso III, 93 Polles *ima*, das Riese und Magnus nun aufnahmen (vgl. Jahn S. 164) und VIII, 235 Polles neue Conjectur *est tellus* (vgl. Jahn S. 498).

In den Anmerkungen hat Polle an 51 Stellen erheblichere Änderungen vorgenommen. S. 47 ist im Texte v. 16 der Druckfehler *hopes* stehen geblieben. — Wenn Magnus im Vorwort S. VI

[1]) Auf derartiges weist wohl selbst noch die von Meyncke notierte Undeutlichkeit in L; vgl. Magnus, Jahrb. S. 694, Anm.

seine Bereitwilligkeit ausdrückt, den der ersten Auflage beigegebenen Index locorum maxime memorabilium zu einem kritischen Anhange umzugestalten, „falls dahin gehende Wünsche ausgesprochen werden sollten“, so ist zu bemerken, dass Ref., der die erste Auflage in der Berliner philolog. Wochenschrift 1885, S. 1260 ff. und 1886, S. 910 ff. besprochen, an der letzteren Stelle S. 911 wirklich schon wenigstens theilweise Erweiterung mit Angabe der Quellen der aufgenommenen Lesarten, bzw. Emendationen gewünscht hatte.

Innsbruck. Anton Zingerle.

Cicero als Schulschriftsteller. Von Dr. O. Weißenfels, Prof. am königl. französ. Gymn. in Berlin. Leipzig, B. G. Teubner 1892. 8°, XV u. 319 SS. Preis 4 Mk. 50 Pf.

In einer Frage, die, wie man sieht, für das Gymnasium im Vordergrunde des Interesses steht, erhebt hier der Berufensten einer seine gewichtige Stimme, die, man möchte es wenigstens gerne hoffen, wohl nicht ungehört verhallen wird. Weißenfels löst mit diesem Buche ein Versprechen ein, das er im Vorworte zu seiner ʻAuswahl aus Ciceros philosophischen Schriften' gegeben hat, das Versprechen nämlich, auf die pädagogische Bedeutung der Schriften Ciceros noch ausführlicher in einer besonderen Schrift einmal zurückzukommen. Es bietet nun dieses mit wahrhaft liebevoller Hingebung für die Sache geschriebene Werk des feinsinnigen Berliner Pädagogen eine solche Fülle vortrefflicher Gedanken und Anregungen, dass die Lectüre desselben jedem Lehrer des Lateinischen nicht dringend genug empfohlen werden kann, und dass man bei der Abfassung eines Referates, welches über die wichtigsten Gedanken, die bedeutungsvollsten Resultate einer Schrift Aufschluss geben soll, einigermaßen in Verlegenheit ist, was man hervorheben, was man übergehen solle, da wahrhaftig so ziemlich alles, was W. dort vorbringt, in gleicher Weise bedeutend und wertvoll zu sein scheint. Ref. will indessen versuchen, so weit als möglich innerhalb der Grenzen, die dem Umfange einer Besprechung in diesen Blättern nothwendig gezogen sind, die Leser dieser Zeitschrift über den wesentlichen Inhalt des vorliegenden Buches zu orientieren. — Cap. 1 enthält eine sehr interessante und gehaltvolle Würdigung der römischen Sprache, vorzüglich der classischen Zeit, im Vergleiche zu einer modernen Sprache, insbesondere der deutschen. Es wird gezeigt, wie das Studium der lateinischen Sprache schon an sich ein vorzügliches Zuchtmittel des Geistes sei, da die naive Geradheit dieser Sprache bei Übersetzung deutscher Originalstücke ins Lateinische fast immer zwinge, den phrasenhaft formulierten modernen Gedanken auf seinen wesenhaften Inhalt zu prüfen und über die Worte, bei deren gewohntem Klange sich unser Sinn zu schnell beruhige, zum vollen

Sinne durchzudringen. Und treffend bemerkt W. S. 18: 'Aus modernen Schriftstellern von Zeit zu Zeit ins Lateinische zu übersetzen, ist demnach eine herrliche Übung in der schriftstellerischen Ehrlichkeit.' Es lege aber das Lateinische auch noch einen weiteren, nicht minder heilsamen Zwang dem Übersetzenden auf, nämlich hinsichtlich der Verknüpfung der Gedanken. Im classischen Latein seien ja bekanntlich alle Theile der Rede wie mit festen Banden aneinandergeschmiedet, und, was in unserer Sprache das Gewöhnliche sei, das Asyndeton, sei dort so sehr die Ausnahme, dass es sogar als rhetorische Figur gelte. Was an dieser Stelle W. noch weiter über die wesentlichen Unterschiede in der Denk- und Darstellungsweise der römischen Sprache und der modernen bemerkt, ist in hohem Grade interessant und belehrend. Hierauf zeigt W., wie gerade in Cicero durch die in ihm repräsentierte, innige Verschmelzung römischen und griechischen Wesens das römische Idiom zur höchsten Blüte gelangt sei. Er ist demnach lateinischer Schulschriftsteller κατ' ἐξοχήν. — Ein zweites Capitel, das überschrieben ist: 'Die treibenden Hauptkräfte in Ciceros Charakter' bietet in anziehender Form eine durchaus gerechte, objective Beurtheilung des vielgeschmähten Mannes, die seine großen Verdienste neben den allerdings unleugbaren Schwächen seines Charakters gebürend hervorhebt. Zwar spricht noch neuestens Schanz in seiner 'Geschichte der römischen Literatur' von Cicero das harte und unverdiente Wort, er sei eine 'gefallene Größe', aber doch steht gegenwärtig W. mit dem Versuche, ein gerechteres Urtheil über Cicero anzubahnen, unter den Deutschen glücklicherweise nicht mehr allein. Ich verweise nur auf Alys vortreffliche Biographie Ciceros (vom Ref. angez. in dies. Bl. Jahrg. 1892, S. 313—317). Wie natürlich wendet sich W. in diesem Theile hauptsächlich gegen Drumann. Doch hätte dessen Methode der systematischen Verdächtigung Ciceros immerhin noch schärfer zurückgewiesen werden können. Ref. ist nämlich durchaus nicht der Meinung, die W. S. 44 ausspricht, dass bei Drumann 'von eigentlich hämischer Krittelei nirgends die Rede sei, und dass man auf jeder Seite sehe, wie Ernst und Wahrheitsliebe diese scharfe Kritik durchwehen'. Denn was ist es sonst als hämische und zugleich frivole Krittelei, wenn Drumann behauptet, Cicero sei auf Sicilien nur deshalb uneigennützig gewesen, weil ihm sein Prätor ein gutes Beispiel gab? Oder dass Cicero im Processe des Verres nur deshalb sich nicht habe bestechen lassen, weil er mehr als sinnlos hätte sein müssen, seinen guten Ruf zu untergraben, und dass er später in seiner Provinz Cilicien nur aus Klugheit(!) nicht geraubt habe? Und ist es ehrlicher Tadel, wenn Drumann bei Ciceros Consulat von einem durch Cicero zu Tode gehetzten Catilina spricht und in gefühlvoller Weise als eine Erwürgung von fünf Wehrlosen die Hinrichtung jener Hochverräther bezeichnet, die zweifellos den Tod hundert-

fach verdient hatten? — Nun erst geht W. an die Beurtheilung des erziehlichen Wertes der einzelnen Schriften Ciceros und behandelt vor allem die Reden. Er ist nicht der Ansicht, dass diesen die erste Stelle im Lateinunterrichte gebüre. Dies wäre nur dann richtig, wenn die Hauptaufgabe des Lateinunterrichtes auf der Oberstufe des Gymnasiums darin bestünde, die Einzelheiten der politischen Geschichte des Alterthums an passend ausgewählten Schriftwerken aus jener Zeit den Schülern vorzuführen. Dazu komme noch ein pädagogisches Bedenken: Cicero habe, wenn er auch in seinen rhetorischen Schriften die Kunst des Redners in den Dienst der Sittlichkeit gestellt wissen wollte, doch bei der Ausübung seiner Kunst sich den leidigen Forderungen der Wirklichkeit nicht entziehen können. Es seien wohl auch unter seinen öffentlichen und Privatreden solche, in denen die Worte aus dem Herzen quellen, aber von der Mehrzahl seiner Reden gelte, dass seine moralische Sympathie und Antipathie nicht mitzureden hatte, dass er seine Redegewandtheit oft missbrauchte zu Gunsten seiner Partei oder seines Clienten. 'Man kann aus seinen Reden lernen', sagt W. S. 71, 'was es heißt, die Sprache kunstvoll zu gestalten und von den Hilfsmitteln der Technik einen geschickten Gebrauch zu machen, weshalb Eckstein mit Recht den Erklärern von heute ein Eingehen auf das Technische dieser Reden empfiehlt; aber es durchweht sie fast alle ein gewisser Advocatengeist, welchen man nicht zu dem in erster Linie zu Berücksichtigenden rechnen kann, was aus dem Alterthume in die Denkweise unserer Jugend geleitet werden soll.' — Es folgt nun eine specielle Würdigung der einzelnen Reden von diesem Standpunkte des erziehlichen Unterrichtes aus. Zu den lesenswertesten aller Reden rechnet W. mit vollem Rechte die Rede *pro S. Roscio Amerino*, die imponiere wegen der Tiefe der Überzeugung von der Gerechtigkeit der Sache, wegen ihres mannhaften Freimuthes, und die auch als Jugendproduct durch die Frische des Tones gefalle. [1]) Sodann dürfe die Schule auch die Rede *pro Archia* sich nicht entgehen lassen eben wegen jenes bekannten Theiles *extra causam*. Sehr einverstanden ist Ref. mit der dringenden Anempfehlung der herrlichen Reden *in Verrem* IV und V und der *divinatio in Caecilium*, bezüglich deren W. dem begeisterten Lobe, das ihnen Aly a. a. O. S. 28 ertheilt, durchaus zustimmt. [2]) — Für weniger bedeutend

[1]) Seltsam genug ist es, dass P. Dettweiler 'Untersuchungen über den didaktischen Wert ciceronischer Schulschriften' in Nr. 2 der Sammlung pädagogischer Abhandlungen, herausgegeben von Frick und Meyer, Halle a. S. 1889, infolge einseitiger Betonung der Herbart'schen Interessen-Pädagogik zu dem Resultate gelangt ist, dass die Lectüre dieser Rede sich nicht empfehle.

[2]) Alys treffliche Worte mögen hier Platz finden: So lange die Empfänglichkeit für die Macht der menschlichen Rede, so lange der Sinn für den Schutz des Schwächeren gegen den Stärkeren nicht ausgestorben ist, wird man die Verrinen bewundern, die zu den hervorragendsten

erscheint W. die *Pompeiana*; die derselben zugrunde liegenden historischen Vorgänge hätten trotz ihrer hinlänglichen äußeren Größe doch nicht jene innerliche Bedeutsamkeit, der die fremdsprachlichen Lectürestunden immer zusteuern müssten; allein als schulmäßiges Muster einer kunstmäßig gestalteten Rede sei sie, zumal bei ihrem geringen Umfange, zur Lectüre immerhin geeignet. Nicht allzu warm möchte W. die Lectüre der berühmten catilinarischen Reden befürworten. Die Verschwörung des Catilina entbehre der wahren Größe, so drückend sie auch eine Zeit lang auf dem Staate lastete, sie zeige nicht das erhabene Bild eines die Luft reinigenden Sturmes, sondern sei vielmehr einem ekelhaften, aus verdorbenen Säften des Staatskörpers entstandenen Geschwüre vergleichbar. — Der *Mureniana* jedoch wird W. meines Erachtens entschieden nicht gerecht, wenn er auch ihren Humor, ihren frischen Ton, ihre Urbanität hervorhebt und sie geistreich und unterhaltend nennt. Ich gestatte mir bezüglich des Wertes dieser Rede für die Schullectüre auf meine Abhandlung 'Zum Canon der in der Schule zu lesenden Reden Ciceros' in dieser Zeitschrift 1892, S. 453—261 zu verweisen. — Gegen die so überschwenglich, namentlich von Nägelsbach, als Königin aller Reden gepriesene *Sestiana* macht W. mancherlei Bedenken geltend. Sie eröffne zwar weite Ausblicke und schließe mit politischen Betrachtungen der vornehmsten Art; aber es sei doch nicht gerechtfertigt, das so unerquickliche Bild der damaligen politischen und städtischen Verhältnisse dem Schüler aus nächster Nähe zu zeigen, zumal da dies nur mit Vernachlässigung von pädadogisch weit wichtigeren Seiten des Alterthums geschehen könnte. Auch zeige die Rede eine eitle Selbstbespiegelung des Redners, gegen die sich jeder gesund Empfindende auflehne. Auch die Rede *pro Milone* sei zwar der Form

---

Leistungen auf oratorischem Felde zählen. Sie legen nicht nur Zeugnis ab für die hohe Vollendung der Form, die Cicero mit eisernem Fleiße sich angeeignet hatte, sie setzen auch seine Pflichttreue, seinen Muth, sein Taktgefühl in das hellste Licht. Sie gewähren zugleich einen Einblick in die verschiedensten Gebiete altrömischen Rechtes. Die Schäden der römischen Staatsverwaltung, die Zustände in den Provinzen, die Mannigfaltigkeit der Götterverehrung, der Reichthum an herrlichen Kunstschätzen, Personen aller Stände in treffender Charakteristik, diese und andere Gesichtspunkte verleihen den Verrinen jenen unvergänglichen Wert, der nur durch die Fülle stilistischer Vorzüge jeder Art aufgewogen wird. Es gibt kein *genus dicendi*, das nicht in den Verrinen mustergiltig vertreten wäre. Es gibt keinen Ton in dem umfangreichen Register menschlicher Stimmungen, der nicht angeschlagen würde. Selbst der missgünstigste Beurtheiler muss zugeben, dass der Leser trotz des ausgedehnten Umfanges nie ermattet. So vortrefflich hat es der Redner verstanden, Pathos und Ethos zu vertheilen, Ernst und Scherz zu mischen, Zorn und Mitleid zu erregen. Unsere Phantasie wird nicht weniger beschäftigt als unser sittliches Gefühl, während unsere Denkkraft die Kunst des Redners aufmerksam verfolgt. Cicero hat sich mit diesen Reden ein Denkmal gesetzt, dauernder als Erz.

nach bewunderungswürdig und dem Inhalte nach interessant, aber dennoch nicht geeignet, irgend einen Stachel in der Seele des Lesers zurückzulassen. Von den drei kleineren Reden empfiehlt W. die Reden *pro Ligario* und *pro Marcello*. Nicht ganz zutreffend scheint es, wenn die *Ligariana* bloß als künstlerisch bedeutsam hervorgehoben wird; selbst Drumann gesteht ja von dieser Rede, dass nur ein Cicero unter so peinlichen Verhältnissen die Würde und den Freimuth des Republikaners mit der Feinheit und Zurückhaltung des Hofmannes habe vereinigen können. Nicht recht verständlich ist mir, weshalb W. auch die Rede für Marcellus, deren Echtheit bekanntlich nicht ganz ohne Grund angezweifelt worden ist, in die Zahl der Schulreden aufnehmen möchte. Die Rede *pro Sulla*, 'eine der besten Ciceros', gehört nach W. in den engsten Kreis der für die Schule brauchbaren Reden, desgleichen empfehle sich die Lectüre der sympathischen Vertheidigungsrede *pro Plancio*. Von den philippischen Reden verdienen außer der ersten und zweiten auch noch die kraftvolle und schöne siebente und überdies noch die dritte in der Schule behandelt zu werden. — Über die Briefe Ciceros handelt W. gleichfalls in einem besonderen Capitel. Diese stellt man bekanntlich in Deutschland auf Grund der neuen preußischen Lehrpläne in den Vordergrund aller ciceronischen Schriften; einzelne (Aly) möchten sie sogar als Rahmen benützen, dem sich die Reden und philosophischen Schriften passenden Ortes einzufügen hätten. W. nun urtheilt, trotzdem er die großen Vorzüge dieser Literaturgattung bereitwillig anerkennt, dennoch so, dass er sie für die Schule, wo man mit der Zeit haushalten müsse, für nicht recht geeignet erklärt, weil sie erstens dem Geiste doch keine hinreichend würdige Nahrung biete, und weil weiters die Schwierigkeit der Sacherklärung in keinem Verhältnisse zum Ertrage dieser Lectüre stünde.[1]) — Von den rhetorischen Schriften, die in einem fünften Capitel behandelt werden, will W. natürlich nur die Hauptwerke, nämlich den *orator*, die Bücher *de oratore* und den *Brutus* für die Schule in Betracht ziehen. In diesen und den philosophischen Schriften sieht er die Blüte der schriftstellerischen Thätigkeit Ciceros und möchte sie zum Hauptstamm der Lateinlectüre auf der obersten Stufe des Gymnasiums machen. Denn diese rhetorischen Schriften, bemerkt W. ganz richtig, bieten weit

---

[1]) Vortrefflich ist die Beurtheilung des Wertes der Briefe Ciceros für die Schule in dem Aufsatze W.s 'Der neue Lehrplan des Lateinischen in der Ztschr. f. d. GW. 1892, S. 704. 'Die Briefe', sagt er dort, 'führen allerdings näher als irgend eine Gattung der alten Literatur an das individuelle Leben der Alten heran; aber als vorwiegend politische Briefe, die immer dem Detail des öffentlichen Lebens zustreben, verlangen sie, um zum Verständnisse gebracht zu werden, ein fortwährendes Eingehen auf das historisch Kleinste und büßen überdies bei dieser mühevollen Erklärung, die vor Schülern nöthig sein würde, ihre geistreiche Anmuth ein.'

mehr, als wozu sie sich durch ihren Titel anheischig machen. 'Sie verdienen nicht bloß wegen ihrer hohen Formvollendung den Reden und Briefen in Prima vorgezogen zu werden; es sind mit dem edelsten Bildungsgehalte gesättigte und zusammenfassende Schriften in des Wortes bester Bedeutung. Es handelt sich hier um mehr als um den Redner und die Beredsamkeit. Das antike Bildungsideal überhaupt lernt man aus diesen Büchern kennen. Ihre Beziehungen sind die vielseitigsten. Sie umspannen den Kreis aller geistigen und öffentlichen Interessen des Alterthums. Nicht bloß beleuchten sie im Sinne der Alten den Ursprung, das Wesen und den Zweck des Staates, nicht bloß machen sie mit den bedeutendsten römischen und griechischen Institutionen bekannt, sondern sie zeigen uns alle Elemente, welche zur antiken Humanität gehörten. Vor allem sind Ciceros rhetorische Schriften auch mit der Philosophie eng verwachsen, wie er ja selbst als Redner mehr den Akademikern als dem Unterrichte der Rhetoren zu verdanken glaubte. Schließlich werfen sie leuchtende Strahlen in fast alle Gebiete der alten Literatur und suchen zugleich mit gewissenhaftester Klarheit nach den Grundbegriffen jener Wissenschaft des Schönen.' Vor allem empfiehlt W. für die Zwecke der Schule den *orator* und das erste Buch *de oratore*. Aus dem *Brutus*, der sich an Gehalt mit diesen beiden Schriften nicht von ferne messen könne, seien nur einzelne vorzügliche Episoden (vgl. über diese S. 123 f.) für die Schule von Interesse und Bedeutung. Von dem ganzen reichen Inhalte dieses Capitels über die rhetorischen Schriften Ciceros ist es nur schwer möglich, in einer Anzeige eine richtige Vorstellung zu geben. Kurz mag hier nur noch gesagt sein, dass diese ganzen Ausführungen, in denen sich W. in einer meines Wissens durchaus originellen Weise über den pädagogisch-erziehlichen Wert der rhetorischen Schriften Ciceros verbreitet, für jeden, der sich ein unbefangenes Urtheil bewahrt hat, eine ebenso genussreiche und anziehende wie lehrreiche Lectüre bilden. — Zum Schlusse wendet sich W. der Besprechung der philosophischen Schriften Ciceros zu, und diese nimmt den breitesten Raum, nahezu die volle Hälfte des ganzen Buches, ein. Bekanntlich wurde der Wert gerade dieser Schriften in neuerer Zeit besonders angefochten. W. nun hat sein widerstreitendes Urtheil über dieselben schon einmal ausgesprochen, nämlich in der Einleitung seiner bereits genannten, für Schulzwecke adaptierten Auswahl aus den philosophischen Schriften Ciceros. Hier jedoch nimmt er noch viel eingehender und eindringlicher und mit dem warmen Tone der Überzeugung die vielgeschmähten Schriften in Schutz gegen die üblichen Anklagen, dass wir es da nur mit einer flüchtigen, oberflächlichen Arbeit zu thun haben ohne jeden wissenschaftlichen Wert, dass hinter der rhetorisch aufgebauschten Wortfülle der Inhalt oft zurücktrete, dass Cicero endlich von der Philosophie nicht einmal würdig gedacht

und sie nur als einen Behelf der Beredsamkeit gepflegt habe. Ciceros philosophische Schriften sind, wie W. wiederholt betont, 'im edlen Sinne populäre Darstellungen der ethischen Hauptprobleme.' Manch treffendes und muthiges Wort spricht da W. gegen die schiefe und missgünstige Beurtheilung, die Cicero in neuerer Zeit namentlich in Deutschland erfahren hat, so S. 207 f.: 'Wir, die wir an die Methode der modernen Wissenschaft gewöhnt sind, der auch das Kleinste einer vollen Kraftanstrengung und gründlichen Behandlung wert scheint, erblicken oft da Flüchtigkeit, wo er, unbeirrt um Spitzfindigkeiten, das für die Menschenbildung Bedeutsame frei entwickelt zu haben glaubte. Es ist nicht Zufall, dass gerade in Deutschland diese Art der Behandlung philosophischer Themata in so scharfen Worten angefeindet worden ist. In keinem Lande ist die Wissenschaft in solchem Grade zur Schul- und Universitätswissenschaft geworden, und, gestehen wir es nur, nicht zu ihrem Vortheile. Dass sie damit den Charakter des Weltmännischen verloren hat, dass sie auf formelle Eigenschaften so leicht verzichtet, möchte zu verschmerzen sein; aber bedenklicher ist es, dass sie es meist ganz aufgibt, ihr Theilgebiet zu dem, was natürlicher Gegenstand des menschlichen Interesses ist, in Beziehung zu setzen. Nirgends wird z. B. mit solcher Gründlichkeit, wie jetzt bei uns, das äußere Leben großer Menschen erforscht; aber die Fähigkeit, den Kernpunkt einer hervorragenden Persönlichkeit sicher zu erfassen, geht natürlich bei den Gelehrten, welche über ihren Einzelforschungen den ganzen Menschen in sich zu pflegen verabsäumen, mehr und mehr verloren. Vor allem hat das Cicero erfahren müssen. Aus einem trotz aller Schwächen edlen und liebenswürdigen Menschen haben deutsche Historiker ein wahres Scheusal gemacht, und die französischen Gelehrten lächeln mit weltmännischer Überlegenheit zu diesem verzeichneten Bilde, welches ihnen trotz aller aufgewandten Gelehrsamkeit wie von Knabenhand gezeichnet vorkommt.' Von den philosophischen Schriften empfiehlt W. vor allem den *Cato maior* und *Laelius,* welche S. 221—249 inhaltlich eingehend erläutert und vortrefflich analysiert werden, weiters die drei Bücher *de officiis* 'die vielseitigste von Ciceros philosophischen Schriften', eine Jugendschrift im vollen Sinne des Wortes, die, wenngleich nach griechischen Vorlagen gearbeitet, doch durchaus von römischem Geiste durchweht ist. — Aus den *Tusculanae disputationes* hebt W. zunächst nur das erste Buch mit Ausnahme von §. 9—49 und das fünfte und dann noch gewisse, daselbst näher bezeichnete Abschnitte aus den übrigen Büchern als für die Schullectüre besonders brauchbar hervor, desgleichen wird noch aus den Büchern *de finibus bonorum et malorum, de natura deorum* und *de re publica* eine von dem Verf. genau specialisierte, wohldurchdachte Auswahl für die Schule empfohlen.

Zum Schlusse sei noch einmal dieses Buch, in dem in so eingehender und geistvoller Weise sowohl der Charakter Ciceros

ie auch der erziehliche Wert seiner Schriften erörtert wird, der rnstesten Beachtung aller Fachgenossen wärmstens empfohlen. ass auch die Darstellung nicht nur durch wohlthuende Wärme elebt wird, sondern zugleich auch durch einen vornehmen Ton nd lichtvolle Klarheit sich auszeichnet, bedarf bei W. nicht erst er Hervorhebung. — Die Ausstattung des Buches ist sehr geällig. Der Druck zeigt die musterhafte Correctheit des Teubnerchen Verlages.

Nikolsburg. Alois Kornitzer.

[. Annaei Lucani de bello civili libri decem. G. Steinharti aliorumque copiis usus edidit Carolus Hosius. Lipsiae. In aedibus B. G. Teubneri 1892.

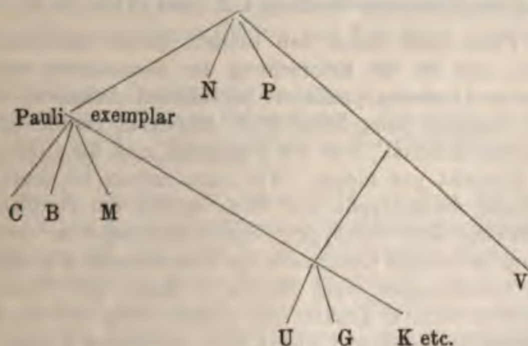
Es war nachgerade eine Schande für die moderne Philologie, ass seit 1821 keine auf wissenschaftlicher Basis beruhende Ausabe Lucans erschien. Und doch ist dieser Dichter in mehr als ner Hinsicht höchst interessant. Umso freudiger ist vorliegende earbeitung zu begrüßen, mit der uns eines der tüchtigsten Glieder er jüngeren Bonner Schule, deren Leistungen uns wieder an itschls glänzende Zeiten erinnern, beschenkt hat. Wenn noch inzugefügt wird, dass sich Hosius der Unterstützung Useners zu freuen hatte, so wird diese Arbeit bei Jedermann nicht unbeächtliche Hoffnungen erwecken. Usener lag dieser Autor, wie Ref. as mündlichen Mittheilungen dieses Meisters weiß, seit langer Zeit n Herzen. Zunächst wollte er selbst eine Ausgabe veranstalten nd sammelte viel Material, wovon er so manche köstliche Probe eröffentlichte. Später trat er sein Material an G. Steinhart ab, ach dessen Tod es in die Hände von H. Genthe und E. Westerarg kam, die ebenfalls durch vorzeitiges Ableben an Vollendung er Arbeit gehindert wurden. Endlich war Hosius so glücklich, as von so vielen begonnene Werk vollenden zu können. Er benützte vor allem den von seinen Vorgängern gesammelten Apparat, dem er nur wenig aus eigenem hinzuthat. Conjecturen, sowohl gene als fremde, verwies er nach seiner eigenen Erklärung . XXVIII) fast ausnahmslos in die Adnotatio critica, womit man ohl allgemein einverstanden sein wird. Unter dem Texte stehen or der Adnotatio die Testimonia, die bis ins IX. Jahrhundert verlgt wurden, bei deren Sammlung der Herausgeber allerdings nur ie Arbeiten anderer (p. XXVIII, A. 1) auszog. Für genauere Nacheise über das Fortleben des Autors im Mittelalter (p. XXIX sq.) ätten Beckers und Th. Gottliebs Arbeiten über die mittelalterlichen ataloge manch schätzbares Korn geboten. Unter den Gegnern des ichters (p. XXX) suchte ich Ribbecks Namen vergebens, der im tzten Bande seiner Literaturgeschichte eine geradezu vernichtende ritik an Lucan übt. Mit der neuen Überschrift 'De bello civili'

wird man gerne einverstanden sein, die (p. XXV) durch die Handschriften, durch Citate und durch den ersten Vers des Gedichtes selbst uns überliefert wird. Schließlich sei nur noch bemerkt, dass p. XXX—XXXII die seit 1878 erschienene Literatur verzeichnet ist, da die ältere bequem im Engelmann nachgeschlagen werden kann.

Doch jetzt wollen wir zur Handschriftenfrage übergehen. Hosius erklärt p. V, A. 1, dass seine Praefatio nur ein Auszug aus Steinharts Abhandlung 'De emendatione Lucani' sei. Da mir die Darlegungen jenes Gelehrten hier unzugänglich sind, so muss ich mich nur an Hosius selbst halten. Die Handschriften des Dichters zerfallen in zwei Gruppen, von denen die wertvollere auf die Recension eines gewissen Paulus zurückgeht, der nach Useners scharfsinniger Vermuthung um 674 n. Chr. lebte, während die andere durch den Vossianus I (V) vertreten ist. Endlich kommt noch eine durch zahllose Handschriften überlieferte Mischclasse hinzu. Als Hauptvertreter der Paulinischen Recension werden ein Vossianus (U), ein Bernensis (B) und ein Montepessulanus (M) angeführt. Nach Steinharts Vorgang folgt Hosius vorwiegend M, macht aber p. XV die immerhin auffällige Bemerkung: 'neque si quis criticus libro B plus quam factum est obsequendum esse asseveret, valde oppugnabo.' Bevor man auf diese Frage näher eingehen kann, muss noch der sogenannte Archetypus dieser Recension besprochen werden, auf den der Herausgeber alle drei Handschriften zurückführt. Es ist zwar die Richtigkeit dieser Vermuthung nicht zu bezweifeln, aber die Vorstellung, welche Hosius von dieser Handschrift des Paulus sich gebildet hat, muss als höchst sonderbar bezeichnet werden. Da U. B. M. so sehr auseinandergehen, dass nicht einmal ein eigenes Zeichen für alle drei in den Apparat eingeführt werden konnte, so wird p. XIV angenommen, dass sich in der Handschrift des Paulus eine Fülle von Randglossen und Lesarten vorfanden, die entweder von ihm selbst oder einem anderen herrühren. Die erste Vermuthung stimmt sehr schlecht zu dem, was sonst von des Paulus Absichten gesagt wird. Die Annahme liegt doch viel näher, dass mit dem Archetypus die drei Handschriften nur durch Mittelglieder zusammenhängen, da die große Mannigfaltigkeit der Lesarten dieser Gruppe die zweite Erklärung des Hosius ganz ausschließt. Wenn wir uns nun auf diesen Standpunkt stellen, so werden wir vor allem B. viel objectiver beurtheilen können. Dieser Codex ist sicherlich sehr leichtfertig geschrieben, was besonders durch die heillose Verwirrung erwiesen wird, die in den Casus- und Personalendungen herrscht; aber eine solche Fülle von bedeutenden Abweichungen kann doch nicht durch die Annahme jenes verwahrlosten und mit allerlei Glossen überhäuften Archetypus erklärt werden, den Hosius reconstruiert hat. Es sollen zum Beweise die wichtigsten von ihnen aus dem ersten Buche angeführt werden; in der Klammer steht der Wortlaut des Textes, der in der Regel mit der übrigen Überlieferung übereinstimmt: 37 ista] ipsa, 44 multum] multa, 154

praestringens] perstringens (auch bei Lactanz), 197 iuleae] iudeae, 206 Libyes] libiae (auch bei Isidor), 254 ruentem] furentem (auch in M U), 281 paratis] paratas, 346 fient] fierit, 374 castris] dextris (am Rande verbessert), 381 castra] signa, 416 ducat] tollat (auch in MGC), 433 raptum] raptim, 435 pendentes] pendenti, 472 linguas] vires, 474 turmas] vires, 483 agentibus urbem] agitantibus urbem, 505 patrii] patriae, 567 sanguineum] sanguinei (auch in C), 584 de more] e more (auch in M), 588 errantis] volitantis (auch in Mugv.), 590 sterilique] sterilesque, 624 rimas] rimes (auch in M), 679 terra video] terram video. — Dem Ref. erscheint es nach einer Anzahl von Fehlern nicht unwahrscheinlich, dass der Schreiber, welcher nach V. 197 keineswegs gedankenlos abschrieb, ein Italiener war. Aber dennoch bleibt noch ein Plus nicht erklärbarer Abweichungen zurück, über deren Güte jetzt noch nichts bestimmtes geäußert werden kann, obgleich manche Variante sehr anspricht, was von pectore (633) gilt, wo 'venis' = 'convenis' zu nehmen ist. Es muss vielmehr zunächst das Verhältnis der drei Handschriften untereinander und dann zum Archetypus untersucht werden; dann wird sich die Anzahl der Mittelglieder wohl annähernd bestimmen lassen. Bei dieser Arbeit werden auch die Deteriores treffliche Dienste leisten. Doch kann diese Untersuchung nur von dem geführt werden, dem der ganze Apparat zur Verfügung steht, und dieser Mann ist wieder Hosius.

Das p. XIX dargestellte Stemma ist auch sonst nicht einwandfrei. Der Herausgeber stellte es in folgender Weise dar:



Nun wird aber p. XVIII ausführlich dargelegt, dass die Neapolitaner- und vaticanischen Fragmente (N, P) zur Mischclasse gehören. — Es ist, dies sei nebenbei bemerkt, ein neuer Beweis dafür, dass die durch ehrwürdiges Alter ausgezeichneten Fragmente sehr oft einen herzlich schlechten Text bieten, wie wir bei den griechischen Papyri klar sehen können. — Mithin werden N P auch nicht an der Spitze stehen dürfen. Ferner sollte die Abhängigkeit

der Mittelglieder von der Paulinischen Recension genauer dargestellt werden. Schon jetzt lässt sich mit ziemlicher Sicherheit vermuthen, dass U und g mit B, und N mit M (p. XVIII) näher verwandt sind. Mag man auch ohne Zaudern zugeben, dass V mit der Paulinischen Bearbeitung auf denselben Archetypus zurückgehe, so fehlt doch bei Hosius selbst der Schatten eines Beweises. Ref. kann natürlich selbst kein Stemma aufstellen. Auffällig schien es dem Ref., dass Hosius der Pariser Fragmente nicht Erwähnung thut, die er schon vor Jahren vom Ref. erhalten hatte. Sind sie wertlos?

Dem Herausgeber schulden wir für seine aufopfernde Thätigkeit warmen Dank. Er hat uns ein Buch geschenkt, das jetzt eine wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Dichter ermöglicht. Ref. hegt nur den einen Wunsch, dass die vorhergehenden Bemerkungen Zeugnis ablegen möchten für das warme Interesse, das ihn für das Werk seines alten Freundes und Studiengenossen erfüllt. Im dem classisch-philologischen Vereine zu Bonn wurde zu dieser Ausgabe der erste Anfang gemacht; es sind aber auch noch zahlreiche andere Arbeiten aus dieser Vereinigung der Studierenden hervorgegangen (z. B. Dieterich, Sudhaus), welche sich der wärmsten Unterstützung der Professoren erfreut. Könnten bei uns nicht ähnliche Verbindungen entstehen? — Wie weit die wissenschaftliche Literatur ausgenützt worden ist, kann Ref. an seinem jetzigen Wohnorte nicht untersuchen.

Dr. Jos. Kallenbach, Les humanistes polonais. Lectionskatalog der Universität Freiburg i. B. 1891. VI u. 72 SS.

Die Polen sind neben den Ungarn leider das einzige Volk Österreichs, das für die Erforschung der Renaissance etwas thut. Die polnische Akademie publiciert in schönen Ausgaben die lateinischen Dichtungen jener Zeit; Prof. Morawski veröffentlicht fortwährend neues Material. Nur die Deutschen und die Čechen leisten in dieser Hinsicht gar nichts. Wie ganz anders ist diese Periode in Deutschland durchforscht. Der Verf. schickt der Veröffentlichung von Briefen des Joh. Zamoyski, Simon Szymonowicz und Jacob Sobieski eine gedrängte Geschichte des Humanismus in Polen voraus. Durch die Bemühungen eines Gregor v. Sanok und Conrad Celtis erreichte die Universität Krakau eine seltene Blüte und wurde durch die polnischen Bischöfe und den König Sigismund I. auf jegliche Weise gefördert. Die bedeutendsten Humanisten und Dichter sind Paul v. Krosno, Joh. v. Wiślica und Andreas Krzycki, die alle zu hohen Ehren gelangten. Sehr förderlich war dem Humanismus auch die Ehe des Königs mit Bona Sforza. Nun beginnt die zweite Periode der Renaissance, in welcher der Cardinal Hosius eine große Rolle spielte. Die Universität verfiel immer mehr, die polnische Jugend studierte vorwiegend im Auslande. Es sind nur einzelne Männer Träger der humanistischen Ideen, nicht mehr die Hoch-

schule. Alle diese Männer kennen bereits die griechische Sprache. Der größte Philologe war Nidecki, den innige Freundschaft mit Polens bedeutendstem Dichter jener Zeit, mit Joh. Kochanowski verband. Ferner dürfen nicht Górnicki und Grzebski mit Stillschweigen übergangen werden. Doch das meiste that der um Polen als Staatsmann und Feldherr so hoch verdiente Joh. Zamoyski. Da es ihm nicht gelingen wollte, die Universität zu Krakau im Sinne des College de France umzugestalten, so gründete er, als er sich vom politischen Leben wegen Zerwürfnisse mit Sigismund III. zurückzog, auf seinem Gute zu Zamość eine Akademie, deren Professoren ihm durch Simon Szymonovizs verschafft wurden. Es wurde auch eine Druckerei gegründet; die Bibliothek umfasste lateinische, griechische, armenische und selbst arabische Werke. Der Umgang mit den Schülern gieng Zamoyski über alles. Er stand mit allen bedeutenden Humanisten im brieflichen Verkehre. Seiner Leiche folgten im Jahre 1605 über 5000 polnische Adelige. Jetzt nahm sich der als lateinischer Dichter so berühmte Szymonowicz (Simonides) der Anstalt an, der durch Zamoyski 1590 geadelt worden war. Ihm standen Burski und Joh. Ursinus hilfreich zur Seite. Aber auch er schickte junge Polen zur weiteren Ausbildung ins Ausland, nach Padua und besonders nach Paris, der damaligen Hochburg des Humanismus; diese Jünglinge waren sämmtlich Schüler des Scaliger und besonders des Casaubonus. Jetzt beginnt aber für Polen eine äußerst kriegerische Zeit, deren Anfang der Kampf gegen das Großherzogthum Moskau (1611—1612) bildet, und es hat auch in Polen dem Humanismus die letzte Stunde geschlagen. — Möchten auch andere Stämme der Monarchie den regen Eifer der Polen auf diesem Gebiete der Forschung nachahmen!

Melanchthoniana Paedagogica. Eine Ergänzung zu den Werken Melanchthons im Corpus Reformatorum. Gesammelt u. erklärt von Dr. Theol. u. Phil. Karl Hartfelder. Mit einem Bildnisse Melanchthons. Leipzig, Teubner 1892.

Obgleich Bindseil im Jahre 1874 zu dem 28 Bände umfassenden Corpus Reformatorum einen reichhaltigen Supplementband hinzufügte, so hat sich doch in der Zwischenzeit wieder neues ungedrucktes Material in großer Menge angehäuft, das in Zeitschriften aller Art vertheilt schwer auffindbar war. Hartfelder, der unbedingt der gründlichste Kenner dieser ganzen Literatur genannt werden muss, wollte nun in einem Sammelbande all diese Dinge vereinen. Leider war der Verleger dagegen und so konnten nur jene Schriften aufgenommen werden, die sich auf Pädagogik beziehen. Es befinden sich auch zahlreiche ungedruckte Stücke darunter, die der Herausgeber den Bibliotheken von Basel, Hannover, München, St. Gallen, Straßburg und Weimar entlehnte. Durch zahlreiche Noten erläuterte Hartfelder diese für die Culturgeschichte so wichtigen Documente; bei der Auswahl verfuhr er sehr unparteiisch, da viele

Stücke von den Gegnern Melanchthons mit Recht ausgenützt werden können. Für die innere Geschichte des Lutherthums ist diese Publication von unermesslichem Werte. Doch fließen die Quellen für diese Periode ohne Unterlass, denn soeben kommt dem Ref. ein neues und wichtiges Werk unter die Hände, das unter dem Titel: 'Analecta Lutherana et Melanchthoniana. Aus der nürnberger Handschrift des German. Museums von Dr. G. Lösche, Gotha 1892' eine Fülle neuer Aufschlüsse gewährt. Ferner verspricht Dr. Henning neue Funde aus der Bibliothek zu Zerbst zu veröffentlichen.

Wer Hartfelder kennt, weiß, dass er oft an einem ganz versteckten Orte Anschauungen von größter Tragweite ausspricht. So fand er den Muth, auf der Philologenversammlung zu München in dem scheinbar unbedeutenden Vortrage über Colets Schule die bei uns übliche Art über die Renaissance zu urtheilen, mit dem richtigen Namen zu belegen, indem er Voigts Buch einfach eine Karikatur des Humanismus nennt. Diese wichtigen Worte finden sich S. 2 in der Anmerkung. Und in unserem Werke wird S. 233 in der Einleitung zu dem Lobgedichte des Edo Hildericus auf Melanchthon die gewöhnliche Beschuldigung, dass sich die protestantischen Gelehrten in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ausschließlich mit unerfreulichen dogmatischen Streitigkeiten beschäftigten, in schlagender Weise widerlegt. Am wenigsten trifft dieser Vorwurf die zahlreichen Melanchthonianer. Wenn man noch vielfache wissenschaftliche Arbeiten neuerer Zeit hinzurechnet, welche die Thätigkeit des Jesuitenordens in einem ganz anderen, milderem Lichte erscheinen lassen, so wird das allgemeine Urtheil über die geistige Thätigkeit jener Zeit entschieden günstiger ausfallen.

Oberhollabrunn. Dr. K. Wotke.

Schenkl K., Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Griechische. Für die Classen des Obergymnasiums. 8. umgearb. Aufl. Wien, Prag, Leipzig 1893.

Diese neue Auflage unseres rühmlichst bekannten Übungsbuches unterscheidet sich von den vorausgehenden in zwei Punkten. Einmal ist der Stoff jetzt in zwei Theile gegliedert, von denen der erste die Übungsstücke, der zweite die erklärenden Anmerkungen und das deutsch-griechische Wörterverzeichnis enthält. Es ist dadurch offenbar einem wiederholt von pädagogischer Seite geäußerten Wunsche Rechnung getragen. Zweitens hat sich der Verf. in sehr dankenswerter Weise entschlossen, eine Anzahl Übungsstücke im Anschlusse an die Lectüre zu bearbeiten, und zwar entfallen auf Xenophons Anabasis 22, auf die Kyrupädie 9, auf die Erinnerungen an Sokrates 6, auf Herodot 12, auf Demosthenes 16, auf Platon 9, auf die thebanischen Tragödien des Sophokles

6 Stücke. Dafür sind aus den früheren Auflagen (6. und 7.) die Stücke 121—137 (Der Dichter Philoxenos, Krokodilopolis, Schilderung der Jugend, Schilderung des Alters, Gesundheitsvorschriften, Apelles, Der Jäger, Der Angriff der Athener auf Epipolai) und die lateinischen Übungen (76—105 und 148—183) in Wegfall gekommen. — Die Anmerkungen sind, soweit ich durch Stichproben mich überzeugt habe, nach Umfang und Inhalt etwas eingeschränkt worden.

Wir wünschen dem Buche auch in dieser neuen Form, in der es entschieden an Brauchbarkeit gewonnen hat, die weiteste Verbreitung.

Innsbruck. Fr. Stolz.

A. Marty, Über Sprachreflex, Nativismus und absichtliche Sprachbildung. (Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie. 1. Art. VIII S. 456—478. 2. Art. X S. 69—105. 3. Art. ebenda S. 346—364. 4. Art. XIII S. 195—220. 5. Art. ebenda S. 304—344. 6. Art. XIV S. 55—84. 7. Art. ebenda S. 443—484. 8. Art. XV S. 251 bis 284. 9. Art. ebenda S. 445—467. 10. Art XVI S. 104—122.)

Vor kurzem ist eine Reihe von sprachphilosophischen Aufsätzen zum Abschluss gekommen, welche sich die Aufgabe gestellt haben, unter genauer Prüfung der neuesten einschlägigen Arbeiten den besonders von Steinthal vertretenen Nativismus als unhaltbar und den Empirismus, den der Verf. bereits in seiner Schrift vom Ursprung der Sprache (Würzburg 1875) vertreten hatte, als den einzig möglichen Standpunkt zu erweisen. Es gilt — wenigstens in Deutschland — immer noch als Glaubenssatz, dass das Sprechen unter die Reflexbewegungen gehört und dass alle Benennungen auf Apperceptionen beruhen. Steinthal gilt eben in weitesten Kreisen als maßgebende Autorität. So lässt sich denn der Verf. die Mühe nicht verdrießen, Satz für Satz der nativistischen Lehre auf das sorgfältigste zu prüfen. Er scheut keinen Umweg, er scheut es auch nicht, eine Strecke noch einmal, ja noch mehreremale zurückzulegen, wenn nur dadurch das Gebiet, das immer noch nicht genügend bekannt scheint, weiteren Kreisen der Fachgenossen erschlossen werden kann. Dabei fallen eine Menge Streiflichter auf die verschiedenen Gebiete der Psychologie, so dass die Aufsätze weit mehr bieten als sie versprechen. Die Sprache ist musterhaft klar. Jeder Ausdruck scheint sorgfältig abgewogen. Der Leser wird nie darüber im unklaren gelassen, in welchem Sinne der Verf. ein sonst wohl vieldeutig gebrauchtes Wort verstanden wissen will. — Es war wahrlich keine leichte Aufgabe, den verschlungenen Gängen des Steinthal'schen Lehrgebäudes nachzugehen, aus den unbewussten und bewussten Widersprüchen — denn mehrfach hat Steinthal frühere Ansichten zurückgenommen — aus der oft wenig klaren, oft auch

etwas rhetorischen Ausdrucksweise eine verständliche Meinung herauszuschälen. Diese Mühe und Selbstverleugnung hat aber von Seite des Gegners keine Anerkennung gefunden. Im Gegentheil. In Steinthals 'Ursprung der Sprache', einem Buche, das doch eine Zusammenstellung und Kritik der neueren sprachwissenschaftlichen Theorien geben will, ist für Marty so wenig, wie für Whitney und Madvig Platz. Nur im Vorwort zur 4. Auflage „quittiert" Steinthal in wegwerfendem Tone über Martys Aufsätze, ohne sie auch diesmal einer Besprechung für wert zu halten. In dem Buche selbst wird Marty wieder mit der Bezeichnung „Tiedemannus redivivus", aber ohne Namennennung, abgethan. Aber man ist ja freilich von Steinthal noch stärkere Leistungen gewohnt.[1]) Vortheilhaft sticht gegen diese Art wissenschaftlichen Kampfes die Polemik Martys ab. Auch in der Abwehr und im Angriff bleibt der Ton sachlich, ruhig und würdig. — Es wäre zu wünschen, wenn die besonnenen, lichtvollen Aufsätze recht viele Leser fänden. Die folgenden Zeilen würden ihren Zweck verfehlen, wenn sie als ausreichend zur Orientierung über die Streitfrage angesehen werden und nicht vielmehr zu einer eingehenden Lectüre der Aufsätze selbst[2]) anregen sollten.

Während die Marty'schen Artikel, deren letzter vom ersten durch einen Zwischenraum von acht Jahren getrennt ist, naturgemäß innerlich Zusammengehöriges auseinanderreißen müssen, ist für dieses Referat eine systematische Übersicht über die Frage angezeigt. Doch muss dabei vieles Einzelne und zum Theil gar nicht Unwichtige übergangen, andererseits gelegentlich auf des Verf.s Schrift vom Ursprung der Sprache und seinen bisher unvollendet gebliebenen Aufsatz über subjectlose Sätze in der Vierteljahrsschrift VIII zurückgegriffen werden. Vorausgeschickt sei eine kurze Darstellung der Grundzüge der Steinthal'schen Reflex- und Apperceptionstheorie.

Bekanntlich hatte Humboldt mit seiner extrem nativistischen Theorie, welche sich auf die Resultate der rasch emporgeblühten vergleichenden Sprachforschung stützte und die allerdings nunmehr ungenügende Erfindungstheorie des vorigen Jahrhunderts verdrängte, viel Beifall gefunden. Aber das Spielen mit selbstgeschaffenen Widersprüchen, das ihm mit der speculativen Philosophie seiner Zeit eigenthümlich war, konnte auf die Dauer nicht als eine befriedigende Erklärung gelten. Die Sprache blieb vielmehr das „Wunder, das man nicht ausstaunen kann". Da versuchte Steinthal, eine psychologisch begründete Erklärung zu geben; und in der That glaubte man, das erlösende Wort sei gefunden, als er er-

---

[1]) Wie einer den Nagel auf den Kopf trifft usw. Ztschr. f. Völkerpsychologie VIII.

[2]) Besonders sei auf den 6. Artikel hingewiesen, der als Ergänzung zu des Verf.s 'Ursprung der Sprache' anzusehen ist.

klärte: die Sprache falle unter die Gattung der Reflexbewegungen.[1]) An bestimmte Anschauungen, meinte er, schlossen sich beim Urmenschen bestimmte Geberden und insbesondere „Lautgeberden“, die nicht als unartikulierte Schreie, sondern als artikulierte Lautgebilde zu denken sind. Indem nun dieselben Laute öfter geäußert wurden, gewannen die Menschen die Fähigkeit, sie willkürlich zu erzeugen; und damit war die Möglichkeit für die Entstehung der Lautsprache gegeben. Wie die meisten Forscher denkt auch Steinthal sich die ersten Sprachlaute onomatopoetisch, nur dass nach ihm die Ähnlichkeit zwischen Vorstellung und Laut keine directe war, sondern im Gefühl wurzelte. Wurde z. B. ein Gegenstand zerbrochen, so entrang sich dem Menschen der Laut bhrak, der dem beim Brechen vernommenen Geräusche ähnlich ist; oder, wie Steinthal sagt, „das Gefühl, welches die Wahrnehmung des Brechens begleitet, reflectiert sich auf unsere Sprachorgane und bewegt diese zur Erzeugung des Lautes bhrak, welcher dasselbe Gefühl erzeugt.“ Dieser Reflexlaute hatte Steinthal früher eine große Menge angenommen — jeder Anschauung sollte ein besonderer Laut entsprechen — jetzt denkt er sich ihre Zahl beschränkt. Auch betrachtet er neuerdings die Onomatopöie geringschätziger. Durch sie sollen überhaupt nicht „bestimmt bezeichnende Sprachelemente“ haben entstehen können. Als die wirkende Ursache bei der Sprachbildung gilt ihm die Apperception, d. h. in der Sprache der Herbart'schen Schule[2]) die eigenthümliche Art und Weise, wie

---

[1]) Marty macht wiederholt darauf aufmerksam, dass Steinthal (wie übrigens auch andere) mit seiner Fassung des Begriffes von dem strengen Sprachgebrauche der älteren Physiologie abgewichen ist. Denn unter Reflexbewegungen sind bei ihm alle unwillkürlichen Bewegungen zu verstehen, also: 1. die Reflexbewegungen im eigentlichen Sinne, welche ohne psychische Vermittlung durch Überleitung von einem sensibeln auf einen motorischen Nerv erfolgen, wie Niesen und Husten; 2. die instinctmäßigen Bewegungen, welche infolge eines angeborenen Mechanismus sich an psychische Vorgänge knüpfen, wie Lachen, Weinen und Schreien; 3. die gewohnheitsmäßigen Bewegungen, die aus willkürlichen hervorgegangen und zu mechanischen erst g e w o r d e n sind, wie Geberden und Selbstgespräch in aufgeregtem Zustande.

Ebenso weist Marty darauf hin, dass bei Steinthal gelegentlich die Bedeutung, die das Wort Reflex in der O p t i k hat, in die Darstellung hineinspielt, z. B. „Die Sprachorgane verhalten sich wie ein Spiegel...., indem sie zurückstrahlen, was auf sie wirkt“; „Die Einwirkung des Objects auf das Subject wird im Laute vom Subject nach außen zurückgeworfen“; „was diese L a u t s t r a h l e n entsendet.. ..“.

Übrigens hat Wundt, wohl durch Marty angeregt, neuerdings den Gebrauch des Wortes Reflex eingeschränkt, und Steinthal hat das gebilligt. Marty wundert sich aber mit Recht, dass letzterer trotzdem an seinem bisherigen Sprachgebrauche festhält. Kussmaul dagegen, mit dem sich ein besonderer Abschnitt im 7. Artikel beschäftigt, fasst den Begriff Reflex so weit, dass Marty zweifelt, ob man ihn zu den Vertretern der Steinthal'schen Reflextheorie rechnen kann.

[2]) Über das unglückselige, vieldeutige Wort Apperception handelt besonders der 3. Artikel X 346 ff.

die Seele das Wahrgenommene auffasst und mit älteren Bewusstseinsinhalten verschmilzt. Man nennt bekanntlich die Mittelvorstellung, vermittelst welcher ein Ding, eine Eigenschaft, ein Zustand, eine Beziehung uneigentlich bezeichnet wird, die innere Sprachform. Sie ist bei den verschiedenen Völkern verschieden und oft selbst bei einem und demselben Volke mannigfaltig (vgl. Schlange und serpens und die Bezeichnungen für Meer im Grichischen: das wogende, das salzige usw.). Dieses uneigentliche Benennen durch die innere Sprachform ist nach Steinthal ein Appercipieren. — Während es nun vor der Sprache nach Steinthal nur thierische Wahrnehmung oder Anschauung gab, entwickelte sich neben der Sprache und durch sie das Denken. Insbesondere soll es die innere Sprachform mit ihren eigenthümlichen lexikalischen und grammatischen Ausdrucksweisen sein, in welcher der Mensch denkt.[1]) Sie soll geradezu den Begriff vor dem Bewusstsein vertreten; so soll statt des Begriffes Entwicklung nur die Vorstellung des Aufrollens ins Bewusstsein dringen. Denn der Begriff, das ist auch Steinthals Meinung, ist nichts real existierendes, „kein psychologisches Wesen, sondern ein logisches Ideal". — Das ist in der Hauptsache die Reflex- und Apperceptionstheorie, wie sie Steinthal, freilich nicht ohne zum Theil recht wesentliche Änderungen, seit den Fünfzigerjahren vorträgt und mit der er die Humboldt'sche[2]) Lehre ergänzt und verbessert zu haben glaubt. Nahe verwandt sind die von Lazarus und Wundt aufgestellten Ansichten. Gemeinsam ist allen, dass sie die Sprache auf angeborene Instincte (Reflexe) zurückführen. Daher hat Marty in seinem Ursprung der Sprache diese Richtung passend mit dem Namen Nativismus bezeichnet.

Die Einwendungen, welche Marty gegen die nativischen Anschauungen zu erheben hat, sind nun mancherlei Art. Nicht nur, dass es nicht gelungen ist, die angeborenen „Reflexe" aus der Erfahrung nachzuweisen,[3]) sie hätten eher störend als fördernd wirken müssen. Bei jedem nachwachsenden Geschlecht mussten sie mit ursprünglicher Gewalt wieder hervorbrechen und so eine Ver-

---

[1]) Marty zeigt mehrfach, dass Steinthal über das Verhältnis von Denken zu Sprechen nicht immer der gleichen Ansicht zu sein scheint. Während er z. B. Becker und Geiger glücklich bekämpft, verfällt er bei der Ausführung seiner eigenen Theorie leicht in den Fehler des so energisch abgewiesenen Gegners.

[2]) Dass Steinthals Urtheile über Humboldt sich widersprechen, zeigt Marty im 9. Artikel. Zugleich wird nachgewiesen, dass es ein durchaus unhistorisches Verfahren ist, für Humboldts Irrthümer die Philosophie des vorigen Jahrhunderts verantwortlich zu machen.

[3]) Auf den einzigen Fall, den Steinthal aus der Erfahrung dafür anführen wollte (der Ausruf eines Kindes „lululu" beim Anblick rollender Fässer; Marty beschäftigt sich damit eingehend im ersten Artikel), scheint er neuerdings selbst keinen Wert mehr zu legen; und was Paul an onomatopoetischen Reflexen aus unserer Sprache beibringt, ist als gewohnheitsmäßige Äußerung zu deuten.

änderung und einen Fortschritt der Sprache verzögern. Auch müssten wir ja — wenigstens nach der älteren, aber folgerichtigeren Lehre Steinthals — eine geradezu verwirrende Menge von Reflexlauten annehmen, die — man weiß nicht, wie — unserem Geschlechte verloren gegangen sein müssten. Dass sich an bestimmte seelische Zustände reflectorisch oder besser instinctmäßig Laute knüpften und noch knüpfen, ist richtig. Aber es handelt sich hier um eine geringe Anzahl unartikulierter Interjectionen ohne jeden onomatopoetischen Charakter. Es ist ferner richtig, dass wir es zu willkürlichen Bewegungen nicht bringen würden, wenn uns nicht unwillkürliche angeboren wären. Aber daraus folgt nicht, dass dem Menschen die Sprache in Gestalt artikulierter Reflexlaute angeboren ist. Das artikulierte Sprechen wird erst gelernt und zwar durch anhaltende Übung, indem wir die Fähigkeit erwerben, die Laute, welche uns die Natur in bestimmten Lautgruppen mitgegeben hat, gesondert hervorzubringen und zu den mannigfaltigsten Verbindungen zusammenzusetzen, ähnlich wie beim Klavier- oder Violinspiel oder anderen Verrichtungen der Finger schließlich Bewegungen einzeln ausgeführt werden, die von Natur nur in Verbindung mit anderen möglich waren. — Auf die Entstehung des Verständnisses und die Verwendung der Sprache als Verkehrsmittel legt Steinthal wenig Gewicht. Die Sprache ist ihm „wesentlich und zunächst ein Selbstbewusstsein". Aber gerade dieser Punkt hätte größere Beachtung verdient. Wundt, sonst ebenfalls ein Vertreter des Nativismus, bemerkt, dass „die Reflextheorie in die schlimme Lage versetzt sei, der Erzeugung der Sprache ihre Verwendung zur Mittheilung der Gedanken wie eine nachträgliche Erfindung folgen zu lassen". Überhaupt ist dem Nativismus vorzuwerfen, dass er den Menschen als Einzelwesen betrachtet. Nicht ein Bedürfnis soll es sein, was den Sprachlaut hervorbrechen lässt, sondern ein Staunen über eine in der Außenwelt vor sich gehende Veränderung. Dazu bedarf es allerdings keiner Mehrheit von Menschen. Und ganz entsprechend wird auch die weitere Entwicklung der Sprache und des Denkens dargestellt. Der Einfluss, den die Sprache auf das einsame Denken übt, ist es ausschließlich, der den Nativisten interessiert. Dabei wird denn der in der That unleugbare Wert der Sprache für das Denken weit überschätzt, und die Nativisten sehen sich durch ihre irrigen Voraussetzungen — hauptsächlich die unheilvolle Verquickung von innerer Sprachform und Apperception — zu Folgerungen genöthigt, die den Thatsachen widersprechen. So soll nach Steinthal (Abriss I, S. 401, freilich in offenkundigem Widerspruch mit seinen Einwänden gegen Geiger) baba beim Kinde „die ganze Anschauung", „den gesammten Zustand des Schlafes, die Person, die Wiege, das Kissen mit inbegriffen" bedeuten, das heißt also doch wohl, das Kind soll nicht imstande sein, die betreffenden Gegenstände zu unterscheiden! — Endlich ist auf nativistischem Standpunkte sowohl die Onomato-

pöie,[1]) wie die innere Sprachform überflüssig: die Onomatopöie — denn bei dem angeborenen Zusammenhange zwischen Vorstellung und Laut bedarf es nicht noch des Bandes der Ähnlichkeit; und die innere Sprachform — denn zur Vertretung des Begriffes vor dem Bewusstsein würde die äußere Sprachform, das Lautbild, genügen.

Nicht nur diese beiden sprachlichen Erscheinungen, sondern überhaupt das Werden der Sprache sind jedoch verständlich, wenn man sich entschließt, die Sprache nicht als etwas angeborenes zu betrachten, sondern als eine Erwerbung des Menschen, hervorgegangen aus dem Triebe nach Mittheilung. So hat schon in den Dreißigerjahren unter Vermeidung der Fehler der Erfindungstheorie des vorigen Jahrhunderts[2]) Madvig die Entstehung der Sprache erklärt, später, wie es scheint, unabhängig von ihm Whitney, und im wesentlichen stimmt mit beiden Marty in seinem Ursprung der Sprache überein, wo jedoch Madvigs Arbeiten (Kleine philol. Schriften, Leipzig 1875) nicht mehr benutzt werden konnten.[3]) Diese Richtung der Sprachphilosophie, der Empirismus, glaubt zur Erklärung des Sprachursprunges mit Kräften auszukommen, die uns in der Erfahrung (in der Sprachgeschichte, der Sprachbildung der Kinder, der Geberdensprache der Taubstummen) gegeben sind. — Unsere Darstellung der empiristischen Lehre schließt sich inhaltlich wieder eng an Marty an.

Wäre die Fragestellung: bewusste Erfindung oder angeborener Instinct (Reflex) richtig, dann würde freilich die Entscheidung kaum zweifelhaft sein. Dass man Völkern auf verhältnismäßig niedriger Culturstufe nicht die Fähigkeit zutrauen konnte, grammatische Methoden zu erfinden und mit strenger Gesetzmäßigkeit durchzuführen, das ist es ja gerade, was uns die großen Erfolge der Humboldt'schen Theorie begreiflich macht. Aber die Frage ist nicht richtig gestellt. Es gibt in der That ein Mittleres zwischen bedachtsamer Überlegung und Instinct. Nur sind die psychischen Vorgänge, welche diese Zwischenstufe bilden, in ihrer Eigenthümlichkeit nicht immer genügend gewürdigt worden. Die

---

[1]) Steinthals Theorie von der »Verwandtschaft im Gefühl« wird im zweiten Artikel (X, 69—78) auf ihr richtiges Maß zurückgeführt.

[2]) Über Tiedemann spricht Marty im 8. Artikel S. 272 ff.

[3]) Empiristisch sind auch die Ansichten von Jacob Grimm und von Herbart (über den letzteren s. den 9. Artikel XV, 447 ff.). Von neueren Sprachforschern haben sich Scherer, Jolly, Schuchardt, Brugmann zum Empirismus bekannt. Paul hingegen, der Verf. des bedeutenden, für die Sprachforschung grundlegenden Buches 'Principien der Sprachgeschichte', glaubt, so sehr er sich auch in manchem dem Empirismus nähert, an Steinthals Reflextheorie festhalten zu sollen. Seiner Ansicht ist im 7. Artikel ein besonderer Abschnitt gewidmet. Mit den Einwendungen eines anderen angesehenen Sprachforschers, Toblers, der ebenfalls Steinthals Lehre vertheidigt, beschäftigt sich Marty im ersten Theile des 8. Artikels (s. auch im vorhergehenden XIV, 484, Anm.). Auf Tobler wird unten zurückzukommen sein.

Wichtigkeit der Ideenassociation freilich ist allgemein anerkannt. Dass die Associationen aber auch auf dem Gebiete des Urtheils gelten, ist, wenigstens in Deutschland, kaum beachtet worden, ebensowenig die für diese Vorstellungs und Urtheilsassociationen geltenden Gesetze, dass nämlich nicht nur bei Wiederkehr gleicher Umstände eine gleiche Vorstellung und ein gleiches Urtheil entsteht, sondern auch unter bloß ähnlichen Umständen, ferner dass auch unter gleichen Umständen eine nur ähnliche Vorstellung und ein nur ähnliches Urtheil sich bilden und endlich selbst unter nur ähnlichen [1]). Die blinden, gewohnheitsmäßigen Erwartungen auf Grund früherer Erfahrung, welche die eben gekennzeichnete Kategorie bilden, hat man unbewusste Schlüsse genannt [2]). Aber von Schließen darf deshalb keine Rede sein, weil die Vermittlung durch ein Urtheil fehlt. Was endlich ebenfalls nicht genügend beachtet worden ist, das sind die Vorgänge des Wählens und Vorziehens ohne bedachtsame Überlegung. — In gewissem Umfange lassen sich die genannten Erscheinungen auch bei Thieren beobachten; aber auch bei uns spielt im gewöhnlichen Leben dieses Urtheilen und Wählen eine sehr große Rolle, jedenfalls eine viel größere, als logisches Schließen und verständiges Abwägen. Nimmt man nun noch das auf niedriger Bildungsstufe uneingeschränkte Walten der Phantasiethätigkeit hinzu, so ist die psychologische Grundlage für die Erklärung des Ursprungs und Wesens der Sprache gewonnen. „Jeder einzelne Schritt der Sprachbildung“, sagt Marty, „war ein bewusster, sofern er aus der Absicht der Verständigung hervorgieng, ja meist eine Wahlhandlung war; aber jeder der Sprachbildner dachte eben nur an das gegenwärtige Bedürfnis, und von dem Ganzen und dem endlichen Resultate hatte keiner von allen, die stückweise Beiträge dazu lieferten, irgend ein Bewusstsein, noch weniger von der Methode oder den Methoden, die bei dem Bau befolgt wurden. In diesem Sinne war die Sprachbildung eine unbewusste.“ Von diesem Standpunkte aus macht die Erklärung der Onomatopöe und der inneren Sprachform keine Schwierigkeiten.

---

[1]) Marty steht ganz auf dem Boden der Psychologie Brentanos, der die Gesetze so formuliert hat. Brentano betrachtet als Grundclassen der psychischen Phänomene: 1. Vorstellung, 2. Urtheil. 3. Liebe und Hass. Das Wesen des Urtheils liegt ihm nicht in der Vereinigung von Subject und Prädicat, sondern im Anerkennen und Verwerfen, und als ein primitives Urtheil wird bereits die Wahrnehmung betrachtet. — Dass diese Theorie einzig und allein imstande ist, die subjectlosen und Existentialsätze verständlich zu machen, haben Miklosich, Brentano und Marty überzeugend dargethan.

[2]) Über die Wirkungen der Gewohnheit und die Association des Analogen wird ausführlich gehandelt im 7. Artikel (Anfang) im Anschluss an die Wundt'sche Kritik des Darwin'schen Buches über den Ausdruck der Gemüthsbewegungen.

Der Mensch hatte — so ist vorauszusetzen — schon längst die Entdeckung gemacht, dass er innere Zustände kundgeben könne.[1] Die Geberdensprache war bereits ausgebildet. Da gelangte der Mensch dazu, durch Lautnachahmung[2] sich zu verständigen; wie, lässt der Verf. dahingestellt. Dass spielende Übung vorausgegangen, dass die Entdeckung, etwas nachahmen zu können und nicht minder die Erfahrung, dass solche Nachahmungen verstanden wurden, durch Zufall gemacht sein konnten, wird zugegeben; aber noch auf eine andere Möglichkeit weist der Verf. hin. Es konnte auf Grund der Erfahrung, dass „Ähnliches den Gedanken an Ähnliches erweckt", „die gewohnheitsmäßige Erwartung" entstehen, „dass in analogen Fällen etwas Entsprechendes eintreten werde", und so ohne vorhergegangene Übung und zufällige Entdeckung ein Laut zum Zwecke der Mittheilung nachgeahmt werden. Denn das ist die empiristische Auffassung von der Onomatopöie: Wer einen Schall nachahmte, beabsichtigte — jedenfalls zu einem praktischen Zwecke, vermuthlich hatten auch Noth und Bedürfnis ihren Antheil an der Entstehung der ersten Sprachlaute — einen andern auf etwas aufmerksam zu machen. Damit war nun in den meisten Fällen zugleich die innere Sprachform gegeben. Denn wer mit Wauwau den Hund bezeichnet, benutzt die Vorstellung des Lautes, welchen dieser beim Bellen ausstößt, um die Vorstellung des Hundes selbst zu erwecken. Die innere Sprachform ist eben nichts anderes, als eine vermittelnde, eine Hilfsvorstellung; sie bezeichnet etwas, was der Sprechende nicht meint, was aber den Hörenden, wie er erwartet, auf das eigentlich Gemeinte hinweisen soll. — Auch zur Erklärung des Festhaltens an einem bestimmten Lautgebilde bedarf es nicht der Annahme von Reflexlauten. Dass es

---

[1]) Wie eine Kundgabe inneren Lebens unter den Menschen entstehen konnte, hat Marty in seinem Urspr. d. Spr. S 63 ff. zu zeigen versucht. In seiner Kritik der Ausführungen Pauls (7. Artikel XIV, 468 ff.) kommt er darauf zurück. Es sei hier bemerkt, dass der Verf. die Verständigungsmittel der Thiere zur Erklärung der menschlichen Sprache nicht heranzieht, wie es u. a. Jäger gethan hatte. Dass aber daraus keine Ablehnung der Descendenzlehre gefolgert werden darf, zeigt deutlich eine Bemerkung im 6. Artikel XIV, 70 Anm. Ende.

[2]) Man hat gegen die Onomatopöie eingewendet, dass die etymologische Forschung ihr den Boden entzogen habe, da einmal die erschlossenen Wurzeln durchgängig nicht onomatopoëtischen Charakter hätten und sodann die onomatopoëtischen Bildungen der lebenden Sprachen erweislich jüngeren Ursprunges seien. Beide Thatsachen sind richtig; aber sie beweisen nicht, was sie beweisen sollen. Die Wurzeln, auf welche uns die etymologische Forschung führt, sind doch nicht die ersten Sprachlaute. Sie können sich von diesen im Laufe der Jahrtausende bis zur Unkenntlichkeit entfernt haben. Ohne die Annahme klangnachahmender Zeichen kommen wir bei der Erklärung des Sprachursprunges gar nicht aus. War die Onomatopöie auch nicht die einzige, so war sie jedenfalls die hauptsächlichste Art der Wortbildung. Den klangnachahmenden Zeichen entsprechen in der Geberdensprache aufs genaueste die malenden Geberden (z. B. das Zeichnen der Umrisse eines Gegenstandes).

dem Menschen trotz der Ungeübtheit seiner Sprachorgane gelang, denselben Laut wieder zu erzeugen, erklärt sich aus dem Interesse, das sich für ihn daran knüpfte. Hatte er nämlich mit dem ersten Laute seinen Zweck erreicht, so mochte er sich so lange mühen, ihn von neuem hervorzubringen, bis die Wiederkehr der gleichen Muskelempfindung (oder wie es gewöhnlich genannt wird: des Bewegungsgefühles) in den Sprachorganen und des gleichen Tonbildes ihn von dem Erfolge seiner Bemühungen überzeugten. Fördernd ist ohne Zweifel auch die Freude an der eigenen Übung, wie wir sie bei Kindern beobachten, hinzugekommen. Nicht minder war aber auch das Interesse der Gesammtheit betheiligt, insofern der Zweck der Verständigung Abweichungen von dem ersten Laute ausschloss oder doch sehr einschränkte.

Auf den Associationen beruht auch der formale Bau der Sprache. Hatte ein syntaktisches Bezeichnungsmittel in einem einzelnen Falle Verständnis gefunden, so wurde es in einem entsprechenden Falle wieder angewandt, bis es sich festsetzte und zur unbewusst wirkenden Regel wurde. Diese Associationen sind es, welche uns die Gesetzmäßigkeit in den Sprachen erklären.

Dass die Sprache und zwar gerade die Lautsprache [1]) die Entwicklung des Denkens förderte, kann gar nicht zweifelhaft sein. Nur ist unbedingt an der Ansicht festzuhalten, dass ein gewisses Maß von begrifflichem Denken vor der ersten Sprachäußerung vorhanden war und auch jetzt noch bei den Kindern vorhanden ist. Es ist die Fähigkeit der Abstraction, die den Menschen vor dem Thiere auszeichnet und die, abgesehen von den vielseitigen Interessen, welche für Jenen Antriebe zur Sprachäußerung werden, auch die Bildung der menschlichen Sprache ermöglichte. So sondert schon der Taubstumme, wenn er die Umrisse eines Gegenstandes in der Luft nachzeichnet, aus der Vorstellungsmasse des concreten Gegenstandes die Vorstellung der Gestalt aus, ebenso wird auf der niedrigsten Stufe der Lautsprache die Vorstellung des Tones, der für den Gegenstand charakteristisch ist, ausgesondert, um der Bezeichnung zu dienen.

So bietet der Empirismus, den Marty durch eine gesunde Psychologie zu stützen weiß, die einzige befriedigende Erklärung. Wer den Nativismus ablehnt, muss sich zu ihm bekennen. Es sind nun Versuche gemacht worden, die Unterschiede zwischen diesen entgegengesetzten Theorien zu verwischen oder zu umgehen. Auch diesen Versuchen tritt Marty entgegen. Was zunächst die Behauptung betrifft, Empirismus und Nativismus seien keine Gegensätze, die einander ausschlössen, [2]) so gibt Marty zwar zu, dass der

---

[1]) Die Vorzüge der Lautsprache vor der Geberdensprache hat Marty in einem besonderen Capitel seines Buches Urspr. d. Spr. erörtert.

[2]) Tobler in seiner Recension von Martys Urspr. d. Spr. in der Zts. f. Völk. u. Spr. 1877. Auch Wundt hat Martys Bezeichnung der aus-

Gegensatz vielfach ein relativer ist, wie bei den Raumtheorien, von denen er ja die Bezeichnungen seinerzeit entlehnt hatte, erhält aber seine Behauptung, dass es sich um einen grundlegenden Unterschied handle, aufrecht. Der Nativist nimmt, wenn er auch, wie einst Wundt, den Beginn der Sprache erst mit der Absicht der Mittheilung ansetzt, doch als Vorstadium eine große Menge unwillkürlicher und angeborener Äußerungen des Seelenlebens an, während der Empirist nur ganz wenige (die noch heute vorhandenen, wie Lachen, Weinen und Schreien) zugeben will. — Einen Versuch, den Unterschied zu umgehen, hat ebenfalls Wundt mit seiner neuen Willenslehre gemacht.[1]) Wundt dehnt neuerdings den Namen Wille auf alle psychischen Erscheinungen, die nicht Vorstellungen sind, aus. Er unterscheidet wahllose (nur „eindeutig", d. h. durch éin Motiv bestimmte) Willenshandlungen und Wahl- oder Willkürhandlungen; und die instinctmäßigen Ausdrucksbewegungen sind ihm als „Triebbewegungen" zur ersteren Kategorie gehörige Willenshandlungen. Er behauptet ferner, dass der Wille, mit dem er die Apperception identificiert, sich gleichzeitig nach innen und außen richtet; und so ist ihm das Sprechen die äußere Willenshandlung, die mit der inneren, dem Denken, untrennbar verbunden ist. Mit dieser neuen Theorie glaubt Wundt den Ausweg zwischen der Erfindungs- und der Reflextheorie gefunden zu haben. Dass aber der Versuch misslungen ist, das weist Marty in eingehender Kritik — sie erstreckt sich vom zweiten bis zum fünften Artikel — schlagend nach. Aus der Widerlegung sei folgendes hervorgehoben. Da der moderne Empirismus die Annahme einer Erfindung der Sprache ablehnt, so ist schon die Formulierung der Streitfrage unrichtig. Was dann die vermeintliche Lösung betrifft, so gibt Marty zu, dass der Begriff Wille gewöhnlich zu eng gefasst, nämlich auf das zweckbewusste Wollen eingeschränkt worden ist; die Behauptung aber, dass Wille und Wahl bisher nicht unterschieden worden seien, lässt er nicht gelten. Ebensowenig ist er einverstanden, wenn Wundt behauptet, man habe „die Entstehung äußerer und noch dazu zweckbewusster Willenshandlungen mit der Entstehung des Willens selber verwechselt". Es sei weder die äußere Willenshandlung mit dem Willen selber, noch die äußere und innere Willenshandlung allgemein verwechselt worden.

---

einandergehenden Richtungen bemängelt. Marty constatiert dabei einen auffallenden Widerspruch bei Tobler und dem von diesem vertheidigten Steinthal. Dem letzteren erscheint der Gegensatz sehr erheblich. Whitneys und Martys Ansicht sind für ihn antiquiert.

[1]) Mit Geigers Zufallstheorie, welche ebenfalls die Mitte zwischen Empirismus und Nativismus zu halten sucht, hatte sich der Verf. im Urspr. d. Spr. und im letzten Artikel des Aufsatzes über subjectlose Sätze beschäftigt. Die der Geiger'schen ähnliche Lehre Regnauds behandelt der Verf. eingehend im 10. Artikel. Hier muss der Hinweis auf diese Polemik genügen.

Wohl aber macht er Wundt selbst den Vorwurf, dass er diese Dinge nicht genügend auseinander hält. Er zeigt, dass Wundt unter Apperception bald ein Bemerken, bald ein Deuten — Marty gilt beides als Urtheil — bald die Aufmerksamkeit versteht, bald ihr eine noch weitere Ausdehnung gibt, weist nach, dass Aufmerksamkeit und Wille keineswegs identisch sind, dass, wenn Wundt auch die äußere Willenshandlung als Apperception fasst, thatsächlich ganz anders geartete Phänomene als äußere Willenshandlungen vorliegen, vor allen Dingen aber, dass es bei dem hergebrachten Willensbegriffe bleiben muss und dass unwillkürliche Bewegungen, wie Wundts „Triebhandlungen" es zum großen Theile sind, nimmermehr zu den Willenshandlungen gerechnet werden dürfen. Die neuen Anschauungen Wundts über das Verhältnis von Sprechen und Denken werden als ein Rückfall in die mystische Sprachphilosophie Humboldts gekennzeichnet und das „Gesetz der Zweitheilung"[1]) sammt den daraus gezogenen Schlüssen mit der Entgegnung abgelehnt, dass es sich hier um eine bedenkliche Vermischung von Sprachlichem und Logischem handle. Wie wenig Wundt selbst seiner neuen Erklärung treu bleibt, zeigt Marty, abgesehen von anderen Widersprüchen, besonders daran, dass die Sprache, die zuerst als eine einfache Willenshandlung, nicht Wahlhandlung gefasst war, später für einen Ausfluss activer Apperceptionen oder Wahlhandlungen erklärt wird.

Durch die Arbeiten Martys hat die Frage des Sprachursprunges eine wesentliche Förderung erfahren. Sie haben die Sachlage in der dankenswertesten Weise geklärt, eine vollkommen befriedigende, wohlbegründete Lösung des schwierigen Problems gegeben und endlich dargethan, dass es kein unfruchtbares Beginnen ist, den Ursprung der Sprache ergründen zu wollen, wie man nach so manchen fehlgeschlagenen Versuchen neuerdings wohl gemeint hat. Das Problem bietet vielmehr eine so treffliche Probe auf die Haltbarkeit psychologischer Theorien, wie man sie sonst vergeblich suchen dürfte.

Gebweiler. F. Schroeder.

Schulausgabe deutscher Classiker mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen. Grillparzer: Die Ahnfrau. Mit Einleitung u. Anmerkungen von Dr. Adolf Lichtenheld, k. k. Prof. am Staatsgymn. im IX. Bezirke in Wien. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger 1893. 182 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf.

---

[1]) Die Beobachtung, dass sich »das Ganze des Gedankens« sprachlich in Gruppen zu zwei Gliedern zerlegen lässt (Subject und Prädicat, Substantiv und Attribut, Verbum und Object u. s. f.), combiniert mit der anderen, aber wohl irrthümlichen, dass »wir in einem gegebenen Momente nur einen Willensact ausführen können«, wird als der stärkste Beweis dafür angeführt, »dass das Denken ein inneres Wollen ist«.

Die Cotta'sche Verlagsbuchhandlung hat sich, nachdem von Sappho seit mehreren Jahren eine Schulausgabe vorhanden ist, entschlossen, dem vielseitigen Drängen nachzugeben und auch andere Dramen Grillparzers nach und nach in billigeren Schulausgaben erscheinen zu lassen. Bisher sind vier Bändchen herausgekommen; sie enthalten Sappho, mit neuer Einleitung von Lichtenhelds Hand (1 Mk. 20 Pf.), ferner: Die Ahnfrau, Das goldene Vlies (1 Mk. 40 Pf.) und König Ottokars Glück und Ende (1 Mk. 20 Pf.). Auch die Einleitungen und Anmerkungen zu diesen Stücken rühren von Lichtenheld her, und es verlautet, was mit Freuden zu begrüßen wäre, dass in den nächsten Jahren auch die übrigen Dramen Grillparzers in der Cotta'schen Schulausgabe herausgegeben werden. Dass durch diesen Plan und auch durch das bisher schon Geleistete den Schulen und insbesondere den österreichischen ein großer Gefallen geschieht, ist sicher und muss mit Dank anerkannt werden. Freilich ist der Preis im Verhältnis zu anderen Schulausgaben noch immer bedeutend; vergleicht man ihn aber mit den Anschaffungskosten einzelner Stücke in den älteren Cotta-schen Ausgaben Grillparzers, so stellt sich heraus, dass er um nahezu zwei Drittel vermindert wurde, obgleich Einleitungen und Anmerkungen hinzugekommen sind. Bezüglich der Ausstattung wäre in den Einleitungen und Anmerkungen größerer Druck sehr erwünscht, zumal da die ziemlich umfangreichen Einleitungen mit ihrer kleinen, compressen Schrift bei künstlichem Lichte die Augen stark mitnehmen. Selbst der Druck des Textes steht mit den Vorschriften des hohen österr. Unterrichtsministeriums nicht im Einklange. Da es lebhaft zu wünschen ist, dass sich die Schulausgaben der Grillparzer'schen Dramen in Österreich recht einbürgern (umsomehr, da nach dem geänderten Lehrplane von 1890 in der 8. Classe diesem Dichter besondere Berücksichtigung zutheil werden soll), so scheint es nöthig, hierauf aufmerksam zu machen.

Die Verlagsbuchhandlung hat, wie bereits oben bemerkt wurde, Dr. Lichtenheld, der schon vor mehreren Jahren Studien über Grillparzer veröffentlicht hat, mit der Herausgabe und der Ausarbeitung der Einleitungen und Anmerkungen betraut. Es ist dies aus zwei Gründen freudig zu begrüßen; erstens, weil die bekannte Cotta'sche Buchhandlung die Arbeit einem österreichischen Schulmanne übertrug, sodann aber, weil Lichtenheld durch vieljähriges Studium des Dichters und durch die genaue Kenntnis der weitverzweigten Grillparzerliteratur für die ihm zugedachte Arbeit besonders geeignet erscheint. Thatsächlich erheben sich seine Einleitungen, obgleich sie den Anforderungen der Schullectüre völlig gerecht werden, durch ihren Gehalt über das Niveau gewöhnlicher Schuleinleitungen. Sie sind originelle Arbeiten aus dem Vollen geschöpft, und enthalten vielfach selbständige Urtheile und Untersuchungen. Wie der Herausgeber in das Wesen des Dichters einzudringen suchte, bekundete er in der Festrede, die er vor einem

großen Kreise bei der Grillparzerfeier des Vereines Mittelschule im Jahre 1891 gehalten hat.

Ich will mich an dieser Stelle nicht mit der eingehenden Besprechung der vier vorliegenden Bände befassen, sondern probeweise besonders jenen vornehmen, der zuerst erschien und die Ahnfrau enthält, und daran einige Bemerkungen über die anderen knüpfen. In der Einleitung zur Ahnfrau wird zunächst die interessante Entstehungsgeschichte des Stückes, über welche wir durch Grillparzer selbst so eingehend belehrt sind, besprochen. Der Abschnitt „Stoff und Behandlung“ fußt auf den eingehenden Studien Sauers, dem die Auffindung der Quellen nach vieljährigem Suchen endlich gelang. In dem Abschnitte „Schicksalstragödie“ entwickelt der Herausgeber selbständig seine Anschauung über die Schicksalstragödie, indem er an Lessings Dramaturgie und den König Ödipus anknüft. Dieser Theil seiner Arbeit ist gewiss verdienstvoll und ebensowenig kann man gegen L.s weiteren Auseinandersetzungen, dass die Ahnfrau eine Schicksalstragödie ist und sich den Müllerschen Gruselstücken sehr nähert, Zweifel hegen. Aber die edle, hinreißende Sprache, das ungewöhnliche Geschick im dramatischen Aufbau und die fieberhafte Spannung und Durchführung der Handlungen erheben das Stück über alle übrigen Schicksalstragödien und sichern ihm auch gegenwärtig seinen Platz im Bühnenrepertoire. In einem neuen Capitel werden die Charaktere, Vers, Sprache und die Einheit der Zeit im Stücke besprochen.

Wenn ich in Kürze noch einiges über die anderen bisher erschienenen Bände anmerke, so habe ich zunächst zu betonen, dass die Einleitungen zu ihnen ersichtlich machen, es sei des Herausgebers bewusstes Streben, die Charaktere der Hauptfiguren und die hieraus erwachsende Verwicklung und tragische Situation und das mit unausbleiblicher Nothwendigkeit erfolgende Hereinbrechen der Katastrophe psychologisch zu erklären. Grillparzer legte auf die Causalität in seinen dramatischen Handlungen großes Gewicht. Er strebte darnach, sie durchzuführen und behauptete ausdrücklich ihr thatsächliches Vorhandensein. Lichtenheld sieht es unverkennbar als seine Aufgabe an, den Dichter auf diesen Spuren zu verfolgen. Er betrachtet unter dem Gesichtspunkte dieser dramatischen Causalität die Zulänglichkeit der inneren und äußeren Motive jeder Phase der tragischen Verwicklung und Lösung und endlich die Möglichkeit und Nothwendigkeit der Katastrophe. Der Dichter hat durch eigene Äußerungen seinen Erklärern diesen Weg gewiesen, obschon er von ihnen oft genug nicht betreten worden ist. Man erinnere sich nur, was alles zur Erklärung seiner Sappho geschrieben wurde, ohne auf die Causalität im Stücke als das „Um und Auf“ aller Dramatik Grillparzers Rücksicht zu nehmen. In dieser Beziehung erscheint die neue Einleitung zur Sappho, welche in der Cotta'schen Schulausgabe an die Stelle der älteren gesetzt wurde, als ein bedeutender Fortschritt. Auch in König Ottokars

Glück und Ende liegt wieder das Schwergewicht der Darstellung darauf, den zweimaligen Wandel Ottokars psychologisch zu erklären. Gerade in diesem Wandel lag aber für die Arbeit des Dichters eine erhebliche Schwierigkeit. Das S. 29 herangezogen Moment hat der Herausgeber meines Wissens zum erstenmale ins Treffen geführt.

Eine ähnliche Schwierigkeit wie in König Ottokars Glück und Ende bietet in der Trilogie Grillparzers der Gesinnungswandel des Helden. In der Einleitung sind gleichfalls die psychologischen Processe verfolgt, welche ihn herbeiführen und dadurch zur Katastrophe leiten. Der Herausgeber weist nach, dass Jasons innere Wandlung und hiedurch die allmähliche Vorbereitung und endlich das Eintreten der Katastrophe mit der trilogischen Form des Ganzen innig zusammenhängt.

Wien. Dr. F. Prosch.

G. Gietmann, S. J., Die Aussprache des Englischen in systematischer Vollständigkeit, einschließlich der Regeln über Quantität und Accent. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagsbuchhandlung 1892. 8°, VI u. 108 SS. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Der Wert dieses Büchleins erhellt am besten daraus, dass der Verf. von der neueren Phonetik und ihren Bemühungen, die thatsächlich herrschenden Lautungen des Englischen festzustellen und exact zu beschreiben, sich völlig unberührt zeigt. Die fremden Laute werden mit den deutschen verglichen, ohne dass angegeben wäre, welchen Theil des deutschen Sprachgebietes der Verf. im Auge hat, und im übrigen durch jene bildlichen Ausdrücke gekennzeichnet, zu denen Laien zu greifen pflegen, um einen Laut zu beschreiben. So heißt es etwa (S. 2) *o* in *oi* *(oy)* sei 'breiter als im Deutschen'; *ou* gleich unserem *au*, laute aber 'etwas geschlossener (gleichsam gequetscht)'. Oder es wird davor gewarnt (S. 3), *ŏ* und *ŭ* 'zu spitz zu sprechen'. Dass die englische Aussprache in den letzten hundert Jahren sich nicht unerheblich verändert hat und daher die älteren, namentlich amerikanischen Orthoëpisten nur mehr historischen Wert besitzen, ist dem Verf. unbekannt. Er hat, wie er in der Vorrede sagt, ältere und neuere, englische, amerikanische und deutsche Autoritäten zurathe gezogen. Wie aber die Engländer heute wirklich sprechen, scheint nicht eben seine erste Sorge gewesen zu sein. Seine Anweisungen bilden ein buntes Durcheinander von Altem und Modernem, von unbefangener und gezierter Sprechweise. So wird vom *ā* gelehrt, es sei dem deutschen *ē* gleich, aber dahinter ein 'Nachklang von ganz schwachem *i* oder *j* zu hören'; bei *ō* dagegen heißt es, es liebe 'in der Schlussilbe und auch sonst manchmal ein nachtönendes, ganz schwaches *u*, das jedoch nicht so stark wie der Nach-

klang des *ā* gehört zu werden pflegt' (S. 1, 2). Oder es wird behauptet, in Wörtern wie *nature, fortune, picture* sei *tj* dem *tš* 'vorzuziehen' (S. 25, vgl. S. 10); oder auch, die feinere Aussprache unterscheide 'einigermaßen den gewöhnlichen offenen Laut in *root* von dem geschlossenen Laute in *rude*', der sich 'ein klein wenig unserem *ü* nähert' (S. 19). Gemahnt uns diese Bemerkung an die gute alte Zeit vor mehr als hundert Jahren, wo Steele den *ü*-Laut in einigen Wörtern 'in the more refined tone of the court' heraushört (Ellis 1058), so versetzt uns gar ins 17. Jahrhundert, in die Zeiten Gills, die Behauptung, nebentoniges *-y* klinge 'fast wie *ēj*' (S. 12).

Die Regeln, sagt das Vorwort, seien der Sprache nirgendwo willkürlich aufgenöthigt, nicht gemacht, sondern gefunden worden. In der That merkt man das Bestreben, zusammenzufassen und unter einheitliche Gesichtspunkte zu gruppieren; aber der Verf. geht roh empirisch vom heutigen Standpunkte aus und sein Buch bietet ein lehrreiches Beispiel, wohin der Versuch, einen gegebenen Lautstand durch Regeln zu umspannen, führt, wenn er nicht von historischer Sprachkenntnis, von klaren Vorstellungen über die Entwicklung der Sprache getragen ist. Als Hauptregel bezüglich der Quantität, heißt es S. 51, könne man zugrunde legen: 'Die Kürze des Vocales, gleichviel ob er betont oder unbetont ist, ob er in geschlossener oder offener Silbe steht, ist im Englischen durchaus herrschend.' Natürlich ergeben sich eine Menge Ausnahmen, die zum Theil durch allerhand curiose Kunststücke annehmbar gemacht zu werden suchen. Wenn in *serious, various, area* u. dgl. Länge gilt, sei der Vocal durch das folgende *i (e)* verlängert worden und man könne diese Verlängerung den englischen Umlaut nennen! (S. 54). So erkläre sich auch der Einfluss des Schluss-*e* in *pane, line*!

Bei dieser Sachlage und nach solchen Stichproben brauchen wir uns nicht eingehender mit vorliegender Schrift zu beschäftigen. Sie ist trotz unleugbaren Fleißes und einigen guten Zusammenstellungen im einzelnen, im wesentlichen verfehlt. Wer eine Aussprachelehre des Englischen benöthigt, greife nach den Werken der neueren Phonetiker, vor allem Westerns 'Englischer Lautlehre', und sei vor dieser Schrift eher gewarnt.

Graz. Dr. K. Luick.

Geschichte Babyloniens und Assyriens. Von Hugo Winckler. Leipzig, Eduard Pfeiffer 1892. 8°, XII u. 355 SS. Preis 10 Mk.

Diese dem Erforscher Arabiens Eduard Glaser gewidmete Geschichte Babyloniens und Assyriens gibt sich als erster Theil einer „Völker und Staaten des alten Orients“ umfassenden Darstellung. Man darf wohl annehmen, dass die folgenden Theile

jene Staaten und Völker behandeln werden, deren älteste Geschichte im wesentlichen erst durch keilinschriftliche Funde erschlossen wurde, vor allem Elam, Armenien, Kleinasien, Syrien. In bedeutend kürzerer Fassung als seine Vorgänger, Tiele (Babylonisch-assyrische Geschichte) und Hommel (Geschichte Babyloniens und Assyriens), behandelt W. seinen Gegenstand. Indem Fragen, welche nur für den Detailforscher von Wichtigkeit sind, zurückgedrängt werden, treten die einzelnen Phasen des historischen Lebens dieser Völker, welche in W. durchaus einen kühlen kritischen Beurtheiler finden, schärfer hervor. Eine besondere Berücksichtigung finden die culturgeschichtlichen Elemente, denen besondere „Allgemeines" überschriebene Capitel gewidmet sind. Kein Freund altorientalischer Geschichte wird das Buch ohne reiche Anregung und Belehrung aus der Hand legen.

An der Existenz eines sumerischen Volkes, des angeblichen Begründers der babylonischen Cultur, hält W. fest. Doch gibt er zu, dass zu der Zeit, wo unsere zusammenhängende Kunde babylonischer Geschichte beginnt, „also schon um 3000, das Sumerische, wenn nicht vollkommen, so doch bis auf ganz unbedeutende Reste, welche sich höchstens bei nicht maßgebenden Theilen der Bevölkerung hätten erhalten können, ausgestorben war und nur als Gelehrtensprache künstlich weitergepflegt wurde. Der Schluss, den wir daraus auf die Bevölkerungsverhältnisse ziehen müssen, ist der, dass eben da, wo unsere geschichtliche Kenntnis anfängt, die Semiten in Babylonien die alte sumerische Bevölkerung aufgesogen hatten, wodurch ihr rein semitischer Charakter sich wesentlich geändert haben muss" (S. 21 vgl. S. 23). So verflüchtigt sich die Thätigkeit dieses zur Erklärung gewisser Eigenthümlichkeiten der babylonischen Schrift supponierten Volkes in nebelhafter Ferne.

Mit Recht hat W. bei der Darstellung der Ausbreitung des assyrischen Reiches auf die Einrichtung der Statthalterschaften besonderes Gewicht gelegt. Durch eine scharfe Scheidung des eigentlichen assyrischen Reichsgebietes, in welchem nur assyrische höhere Beamte walteten, von jenen Staaten, deren Fürsten entweder regelmäßigen Tribut entrichteten oder nur zu einem solchen sich verstanden, wenn ein mächtiges assyrisches Heer sie direct bedrohte, gewinnt man erst einen klaren Einblick, in welch systematischer Weise und mit welch rücksichtsloser Energie die assyrischen Großherren an die Stelle der vielen Kleinstaaten Vorderasiens, die zum großen Theile bloße Stadtkönigreiche waren, ein einheitliches Weltreich setzten, als dessen Erben dann verhältnismäßig mühelos die Babylonier, Perser, Griechen, Römer traten.

In den Anfängen des assyrischen Reiches wird dessen Entwicklung nach dem Süden durch das babylonische Reich, im Westen durch die mächtigen Chettiter-Staaten gehemmt, welche gerade in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrtausends in ihrer Hauptblüte standen. So schoben die assyrischen Großfürsten ihre Herrschaft

nach Norden und Nordwesten vor und zogen diese Gebiete in den Kreis vorderasiatischer Cultur. Wir wissen, dass schon Salmanassar I. (um 1300 v. Chr.) etwa nördlich von Amid (dem heutigen Diarbekr) assyrische Colonisten ansiedelte, dass Tiglathpilesar I. (um 1100 v. Chr.) nach Züchtigung der Naïrihäuptlinge — es werden ihrer einmal 23, ein andermal 60 erwähnt — welche um den Vansee und südlich davon hausten, bis zu dem Volke der Kumani, deren Namen auf das kappadokische Komana hinweist, vordrang. Erst in der Zeit Sargons hören wir wieder von dem Gebiete Kammanu, welches damals zum assyrischen Reiche geschlagen wurde. Dieses kühne Vordringen Tiglathpilesars I. erklärt sich zum Theil aus dem Umstande, dass in jenen Gegenden jene fester gefügten Staatswesen noch nicht entwickelt waren, welche wir in späterer Zeit von dem IX. Jahrhunderte ab entstehen sehen. Wie die Eroberungszüge der ägyptischen Pharaonen in Syrien zuerst (in der Zeit Thethmôsis III.) den Zusammenschluss der südsyrischen Städte zu einem Bunde unter Führung des Fürsten von Kadesch und dann die Vereinigung der nordsyrischen Städte unter Führung des Fürsten der Chettiter herbeiführten, so sehen wir auch unter dem Eindrucke der assyrischen Raub- und Kriegszüge die kleinen Gemeinwesen im Norden und Osten zur gemeinsamen Abwehr sich fester zusammenschließen. Wir können so die Entstehung des Reiches Urartu in Armenien im IX. Jahrhundert beobachten; in spätere Zeit fällt die Entstehung des medischen Reiches, noch Sargon spricht bald von 28, bald von 22, bald von 45 medischen Häuptlingen. Ähnlich steht es mit dem Fürstenthume Tabal in Kappadokien, welches wir im VIII. Jahrhundert vorfinden, während die Inschriften Salmanassars II. in der Mitte des IX. Jahrhunderts in Tabal 24 Häuptlinge erwähnen.

Wie weit in der Zeit Tiglathpilesars I. das assyrische Reichsgebiet reichte, wissen wir nicht, wir können nur vermuthen, dass von dem Cyclus von Statthalterschaften, den wir aus der sogenannten Verwaltungsliste kennen, Amid, Gozan, Nisibis, Arbela dazu gehörten. Von dem Lande Suchi am mittleren bis nach Milid im Lande Chanigalmit am oberen Euphrat schüchterte Tiglathpilesar die Völker ein, ja als er auf seinen Kriegszügen, die mächtigen Chettiterstaaten im Norden umgehend, das Mittelländische Meer bei der Bucht von Alexandrette (nach Hommels Vermuthung) erreichte, ließen ihn Phöniker aus Arados, denen an der Gunst des mächtigen Fürsten viel gelegen sein musste, auf dem Meere fahren und jagen. Indem von der Zeit Tiglathpilesars I. an das nördliche Mesopotamien in den assyrischen Machtkreis gezogen erscheint, wird den babylonischen Fürsten die Einflussnahme auf Syrien, wie sie aus den Tafeln von Tell el Amarna für das XV. und XIV. Jahrhundert, für viel ältere Zeit aus den Gudeainschriften und dem 14. Capitel der Genesis uns entgegentritt, unterbunden. Seit dem Ende des XII. Jahrhunderts hört der Einfluss Babyloniens in Syrien auf und

wird erst nach dem Falle des assyrischen Reiches am Ende des VII. lebendig.

Nach einer längeren Pause, während welcher das assyrische Reich sich ungefähr in dem Umfange erhielt, den es unter Tiglathpilesar erhalten hatte, beginnt mit Assurnazirpal eine Reihe tüchtiger und kühner Regenten. Assurnazirpal hat den Bund der Naïrikönige, welche Tiglathpilesar I. so viel zu schaffen machten, vernichtet und in Gebieten, die allem Anscheine nach zum Naïrilande gehörten, Statthalterschaften eingerichtet, so vor allem in Tuschchan. Seit Assurnazirpal ist nur mehr gelegentlich und schwerlich in der alten Bedeutung von Naïrifürsten die Rede. So hören wir in der Zeit Salmanassars II. von einem Fürsten von Naïri, der identisch mit den Fürsten von Hubuschkia ist. In dieser Zeit entsteht im Norden im Araratthale das Reich Urartu, welches auch Trümmer des alten Naïrilandes sich angliederte und in der Zeit, wo schwache Fürsten auf dem assyrischen Throne saßen, weit nach Süden und Südwesten ausgriff, bis es in furchtbaren Kämpfen von Tiglathpilesar III. zurückgedrängt und von Sargon vernichtet wurde. Wahrscheinlich wurde schon in der Zeit Assurnazirpals als Ergebnis der Kämpfe gegen Zamua, südlich vom Urmia-See, die Statthalterschaft Mazamua eingerichtet. Der Rückgang der Macht der Chettiterstaaten ermöglichte das Vorrücken der Assyrer nach dem Westen. Schrittweise geht es vor sich. Assurnazirpal schlägt die Gebiete am Chabur zu Assyrien, Salmanassar II. das Land zwischen Balich und Euphrat. Die Vernichtung der chettitischen Staaten durch die Assyrer hat dem Vordringen der Aramäer, auf welches W. besonderes Gewicht legt (S. 177 ff.), mächtigen Vorschub geleistet und damit die Semitisierung des nördlichen Syriens herbeigeführt.

Immer klarer tritt es aus den erhaltenen Namen hervor, dass im nördlichsten Theile Syriens, in Kilikien und Kappadokien bis gegen Milid (Melitene) hin, eine einheitliche und von den semitischen Nachbarn ganz verschiedene Bevölkerung hauste.[1]) Vor allem hat man auf jene Namen Gewicht gelegt, als deren erster Bestandtheil ein Tarko, Tarku erscheint und die sich von dem XIV. Jahrhundert v. Chr. bis in die römische Kaiserzeit in jenen Gegenden nachweisen lassen. Diesen Bestandtheil finden wir auch in Namen chettischer Würdenträger aus der Zeit Chatti-sars, des Gegners und späteren Bundesgenossen Ramses II. (um 1300 v. Chr.) So hieß nach den Inschriften des Ramesseum (jetzt bei Guieysse, Textes historiques d'Ipsambul im Recueil de travaux relatifs à l'archéologie égyptiennes et assyriennes, VIII, S. 137) der Führer der chettischen Reiterei Targan-nas(a), ein Führer der Bogenschützen Targa-ta-d(a)s mit dem Suffix ta, welches wir auch in Namen wie *Ταρκονδίμοτος* und *Ταρκοδίμαντος* vorfinden. Die Überein-

---

[1]) Vgl. jetzt Sachau, Bemerkungen zu kilikischen Eigennamen in der Zeitschrift für Assyriologie und verwandte Gebiete, VII. Bd., S. 85 ff.

stimmung der chettitischen Personennamen ägyptischer Denkmäler mit Namen aus dieser eigenartigen Sprachgruppe geht sehr ins einzelne. Es sei hier nur auf den Namen des eben erwähnten Reiterführers Targan-nas hingewiesen, den wir in der Zeit Sargons bei dem Fürsten von Melitene Tarḫunazi wiederfinden. Der Bruder des Chettiterkönigs heißt im Ramesseum Mô-ḏrma und erinnert in seinem ersten Theile an den kilikischen Namen *Μῶς*, in seinem zweiten an den häufigen Bestandtheil kilikischer Namen *ζάρμας*, vgl. *Ῥωζάρμας*, *Τροκοζάρμας*, *Ἰαζάρμας*, *Ἀζάρμας*. Ähnlich steht es mit dem Chettiternamen T(a)d-ar (vgl. auch den Namen Taad-ar), welcher sein Seitenstück in dem kilikischen Namen *Τεδιαρις* findet. Endlich ist es sehr wahrscheinlich, dass der Name des Bruders Chatti-sars, den man gewöhnlich Mâutnr transscribiert, Mut(a)l zu lesen und mit dem Namen eines Königs von Gurgum Mutalu zusammenzustellen ist. In dem Chettiternamen Gr- (oder Gl-)batatas(a) liegt uns vielleicht derselbe Bestandtheil vor wie in den Namen des Tell-el-Amarna-Fundes: Gilia und Gilu-ḫepa. Tritt auf der einen Seite die Zugehörigkeit des räthselhaften Chettitervolkes zu der kilikisch-kappadokischen Völkergruppe klar hervor, so ist es auf der anderen Seite bezeichnend, dass der Verbreitungsbezirk jener Schriftdenkmäler, die man nach Sayce's Vorgang als chettitische bezeichnet, im wesentlichen mit demjenigen der kilikisch-kappadokischen-chettitischen Namen sich deckt, und man wird wohl annehmen müssen, dass diese Denkmäler in einer nichtsemitischen, d. h. in der Sprache verfasst sind, deren schwache Reste uns in der besprochenen Namengruppe vorliegen. Hier sei nochmals daran erinnert, dass in dem von Semiten bewohnten Kadesch, welches man irrigerweise als Hauptstadt der Chettiter ansah, keinerlei Chettiterdenkmäler sich vorgefunden haben. Man wird sonach anzunehmen haben, dass die Chettiter — Briefe von Chettiterfürsten liegen aus dem Funde von Tell-el-Amarna bezeichnenderweise nicht vor — im Gegensatze zu der damals in Syrien üblichen Keilschrift zur Niederschrift von Texten in heimischer Sprache eine Schrift schufen, welche in ihrer inneren Einrichtung wahrscheinlich an die Keilschrift sich anlehnt, in ihrer äußeren Erscheinung aber deutlich an die ägyptische Hieroglyphenschrift erinnert und von Laien (z. B. von Herodot) mit ihr einfach verwechselt werden konnte. Während die Keilschrift in jener Zeit von links nach rechts, die ägyptische Schrift gewöhnlich von rechts nach links geschrieben wurde, ließ die chettische Schrift beide Schreibrichtungen abwechseln und verlief furchenförmig. Wir können sonach bei der chettitischen Schrift dieselbe Beobachtung wie bei den Erzeugnissen der syrischen Kunst überhaupt machen, welche bald an ägyptische, bald an assyrische Vorbilder anknüpfen.

Im wesentlichen verblieb das assyrische Reichsgebiet in dem Umfange, welchen es durch Assurnazirpal und Salmanassar II. erhalten hatte, bis auf Tiglathpilesar III., mit welchem eine neue

glänzende Zeit für Assyrien anbrach. Den Umfang des Reichsgebietes lernen wir aus dem Cyclus der eponymen Statthalterschaften kennen, welche die sogenannte Verwaltungsliste uns erhalten hat. Arbacha, Kirruri, Arbela, Kakzi, Mazamua begrenzen das Reichsgebiet im Osten, Amid Tuschchan im Norden, Isana und Rasappa im Westen, beziehungsweise Südwesten. Tiglathpilesar III. hat bedeutende Stücke des nördlichen und mittleren Syriens einverleibt, das Gebiet von Unki, welches dem alten Reiche von Patin entspricht, Theile des Reiches Israel, endlich Damaskos. Sargon hat dann in Syrien gründlich aufgeräumt, Hamath, Karchemisch, Tabal, Gurgum, Kummuch, Milid wurden mit Assyrien vereinigt. In den Zeiten Assarhaddons und Assurbanipals hören wir überhaupt nur mehr von zwölf Königen Syriens, welche noch einen Schein von Unabhängigkeit besaßen — es sind dies die Könige der phönikischen Städte Tyros, Byblos, Arados, der philistäischen Städte Gaza, Askalon, Ekron, Aschdod, dann die Könige von Juda, Edom, Moab, Ammon, Schamschimuruna — alle übrigen Gebiete haben assyrische Verwaltung.

In Übereinstimmung mit den biblischen Nachrichten und der Erzählung bei Herodot (II, 141) nimmt W. hierin von den meisten neueren Forschern, wie wir glauben mit Recht, abweichend einen doppelten Feldzug Sanheribs gegen Palästina an, von denen der erste (701 v. Chr.) für ihn glücklich verlief, während der zweite, den man nach der Eroberung Babylons (689 v. Chr.) anzusetzen hätte, mit einer Katastrophe endete. Da in dem entsprechenden biblischen Bericht als Gegner Sanheribs der Äthiopenkönig Tearko erscheint, dieser aber nach einer bekannten Apisstele als Vorgänger Psametiks 26 Jahre (691/0 — 665/4 v. Chr.) regierte, so kann der fragliche Feldzug nicht vor 691/0 fallen. Die Katastrophe, welche nach dem biblischen und herodoteischen Berichte das assyrische Heer ereilte, genügte dem Äthiopenkönige, um sich auf einem in Theben gefundenen Denkmale als Sieger über die Assyrier, die Chettiter, Arados und Kadesch feiern zu lassen.

Zur Bestimmung des Feldzuges Assurbanipals gegen den Nachfolger Tearkos in Äthiopien Urdamani, der in den assyrischen Inschriften als Sohn der Schwester Sabakos, also doch wohl der Ameniritis bezeichnet wird, dient das bekannte Täfelchen des britischen Museums K. 154, in dem es heißt, dass, nachdem der König nach Ägypten gezogen, im Monate Tammuz eine Finsternis stattfand. Da nach dem Oppolzer'schen Canon hier nur die ringförmig totale Finsternis vom 26. Juni 661 v. Chr. gemeint sein kann, so hätte darnach Rud-Amon (Urdamani) etwa 665/4—661 parallel mit Psametik regiert; thatsächlich wird er auf einem ägyptischen Denkmale als Mitregent des K. Psametik genannt, und es wird auf einem anderen sein drittes Regierungsjahr genannt.

Wien. J. Krall.

Der Geschichtsunterricht auf den höheren Schulen nach den Lehrplänen vom 6. Januar 1892. Ein Nachtrag zu dem erweiterten Vorworte zu David Müllers Geschichtsbüchern von 1886 für Lehrer der Geschichte von Prof. Dr. Friedrich Junge, Director des Realgymn. in Magdeburg. Berlin, Fr. Vahlen 1892.

Director Junge bespricht in diesem Schriftchen die neuen Lehrpläne für den Geschichtsunterricht an den höheren Schulen Preußens. Die Bedenken, die er gegen mehrere Bestimmungen derselben vorbringt, scheinen mir durchaus gerechtfertigt. So bedauert der Verf. mit Recht, dass die alte Geschichte den Vorzug eingebüßt hat, den sie bisher besessen hat. Ich fürchte, sagt er, die Kenntnis der alten Geschichte, die unsere Abiturienten auf die Hochschulen mitnehmen, wird gleich Null sein, höchstens dass hie und da ein matt beleuchtetes Bild aus dem völligen Dunkel hervorblickt, freilich nur, um bei dem Mangel alles Zusammenhanges schnell ganz in der allgemeinen Finsternis zu verschwinden. Und aus diesen Abiturienten sollen doch auch die zukünftigen Theologen und Juristen, die Altphilologen und Historiker hervorgehen! Die „methodischen Bemerkungen" legen vielzusehr Gewicht auf den freien Vortrag des Lehrers und der Schüler. Ganz richtig bemerkt da J.: Die ernste Arbeit ist eine andere und sie erfordert die meiste Zeit, ich meine die Durcharbeitung, die Einprägung des Stoffes. Diese Arbeit lässt sich nicht im freien Vortrage abmachen, auch mit den freien Vorträgen der Schüler ist es da nichts, das ist Arbeit, die in der Unterredung mit den Schülern, in Frage und Antwort erledigt werden muss. Ihr wird der größte Theil der Stunden gewidmet werden müssen, und namentlich auf der unteren Stufe des eigentlichen Geschichtsunterrichtes wird dem freien Vortrage oft recht wenig Zeit zugetheilt werden können, wenn die Einprägung eines bestimmten Maßes von Kenntnissen nicht vernachlässigt werden soll. Das ist die Meinung aller erfahrenen Schulmänner. Im Handbuche der praktischen Pädagogik von H. Schiller (Leipzig 1886) steht S. 232 folgende Bemerkung: „Im allgemeinen wird in unseren Schulen zu viel geredet und dociert. Und doch kann man als Regel festhalten, dass der Lehrer seine Aufgabe nicht versteht, der zu wenig fragt und zu viel vorträgt, zu viel auf einmal bringt und das, was er bringt, zu wenig einprägt und übt." Das soll jetzt alles anders werden!

Das Schriftchen J.s wird auch österreichischen Geschichtslehrern von Interesse sein; es dürfte zur Vergleichung der preußischen Lehrpläne mit den österreichischen herausfordern. Ich möchte hier hinzufügen, dass ich keine Sehnsucht nach den neuen preußischen Lehrplänen empfinde.

Handbuch der deutschen Geschichte. In Verbindung mit Bethge, Schultze, Hahn, Köhler, Großmann, Liebe, Ellinger, Erler, Winter, Hirsch, Kleinschmidt herausgegeben von Bruno Gebhardt. 2 Bände. I. Band: Von der Urzeit bis zur Reformation. II. Band: Von der Reformation bis zum Frankfurter Frieden. Nebst einer Übersicht über die Ereignisse bis zum Jahre 1890. Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union Deutsche Verlagsgesellschaft 1891, 1892. 676 u. 757 SS.

Eine vollständige, dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft entsprechende, nicht zu umfangreiche deutsche Geschichte ist ohne Zweifel ein Bedürfnis. Der Verf. hat versucht, im Vereine mit mehreren Gelehrten diesem Bedürfnisse abzuhelfen und ein Werk in zwei Bänden erscheinen lassen. Es bietet in den mit größeren Lettern gedruckten Abschnitten eine zusammenhängende, kürzere deutsche Geschichte; an jeden Abschnitt schließen sich Excurse, die einzelne Punkte weiter ausführen. Mir will eine derartige Behandlung des Stoffes nicht gefallen. Eine einheitliche Bearbeitung und Darstellung des gesammten Stoffes wäre mir und gewiss auch anderen lieber gewesen. Der Schwerpunkt des Werkes liegt in den Excursen, und diese sind mit kleineren Lettern gedruckt, welche das Lesen erschweren.

Die Behandlung der ältesten Zeit ist sehr ausführlich, die ersten 56 Seiten sind der Urzeit gewidmet. Im ersten Capitel handelt der Verf. von den „Indogermanen" und vertieft seine Darstellung durch folgende Excurse: Die Namen „Germanen" und „Deutsche"; die Germanen als Glied der indogermanischen Völkerfamilie; die Heimat der Indogermanen; Wirtschaftsleben; Metallkenntnis; Kleidung; Waffen; Wohnung; Familienleben; Hausgemeinschaft und Sippe; Handel und Wandel; Zeiteintheilung; Poesie; Religion. Die folgenden Capitel behandeln die „Europäer", die Ausbreitung und die Stämme der Germanen, das Wirtschaftsleben, die Verfassung und das Heerwesen, das Recht, den Charakter, das Leben und die Cultur der Germanen. Für diese einleitenden Abschnitte muss man sehr dankbar sein, da, wie der Herausgeber richtig bemerkt, die darin enthaltenen Ergebnisse der Sprachforschung sonst den Historikern (und wohl auch anderen Leuten) schwerer zugänglich sind.

Dem Wirtschaftsleben, dem Recht, der Verfassung und Verwaltung widmet das Werk großen Raum, wenigstens was die früheren Jahrhunderte betrifft. Und das ist ein großer Vorzug des ersten Bandes. Leider hört diese Freude an der wirtschaftlichen Entwicklung schon mit dem Interregnum auf. Die großartige Entwicklung der Hansa kommt nicht zur Geltung. Im zweiten Bande wird der politischen Geschichte nur hie und da ein Abschnitt über das „geistige Leben" angehängt. Nach Beendigung der Darstellung der Regierung Karls VI. beginnt eine Übersicht über die brandenburgische Geschichte, die uns in das X. Jahrhundert zurückversetzt und die Geschichte Brandenburgs auf 26 enggedruckten Seiten bis 1648 führt. Die österreichischen Verhältnisse finden weder im

Mittelalter noch in der Neuzeit besondere Beachtung. Dem Türkenkriege von 1683 ist nicht ganz eine Seite gewidmet, die Schlacht bei Zenta nicht erwähnt u. dgl. Der größte Vorzug des Werkes ist, dass es den gegenwärtigen Stand der geschichtlichen Forschung wiederspiegelt. Man kann an jedem Excurse sehen, dass die Verff. mit den neuesten Resultaten der Forschung vertraut sind und mit Verständnis die gesicherten Ergebnisse derselben vertreten. Zugleich werden die neuesten Arbeiten verzeichnet, so dass also der Leser in den Stand gesetzt wird, einem Gegenstande, der ihn besonders interessiert, weiter nachzugehen oder selbständige Untersuchungen vorzunehmen. Die eigentliche Darstellung endet mit dem Frankfurter Frieden; doch ist im Anhange eine Übersicht der Ereignisse bis auf die Gegenwart (1890) gegeben und zuletzt ein Namens- und Sachverzeichnis angefügt, wodurch das Werk als Nachschlagebuch brauchbar gemacht wird.

Erklärung geographischer Namen nebst Anleitung zur richtigen Aussprache. Für höhere Lehranstalten. Beilage zur Schulgeographie von Dr. Konrad Ganzenmüller. Leipzig, Gustav Fock 1892. 88 SS.

Geographische Namen prägen sich leicht dem Gedächtnisse ein, wenn deren Bedeutung bekannt ist; nicht alle, aber viele von ihnen lassen sich erklären. Das Büchlein von Ganzenmüller gibt eine Erklärung der in den geographischen Lehrbüchern vorkommenden Namen, deren Bedeutung nicht jedem gleich klar ist. Er erklärt zuerst die geographischen Namen der drei südeuropäischen Halbinseln, geht dann auf Frankreich, England und die skandinavische Halbinsel über, bespricht slavische und ungarische Namen, behandelt ferner die in Holland und Belgien und zuletzt die im Deutschen Reiche, in Deutsch-Österreich und der Schweiz vorkommenden Namen. Hierauf werden die übrigen Erdtheile vorgenommen. Zugleich enthält das Werkchen genaue Angaben für die Aussprache fremdländischer Benennungen, so dass man also der Gefahr entgeht, irgend ein portugiesisches, türkisches oder arabisches Wort unrichtig auszusprechen. Das Büchlein, das mit großem Fleiße zusammengestellt ist, wird sowohl Lernenden als Lehrenden von großem Nutzen sein. Es ist übrigens schwer, eine allen genügende Grenze für die Aufnahme von Worterklärungen zu finden. Wir hätten es angezeigt gefunden, wenn die Namen österreichischer Städte, die ihren Ursprung auf die Römerzeit zurückführen können, erklärt worden wären, so z. B. Linz, Wels, Cilli u. a. Die Erklärung allbekannter Namen, wie Brenner, Semmering, Karpathen, Troppau, Klagenfurt u. a., fehlt. Zu Bistritz (S. 7) gehört auch der Fluss- und Ortsname Feistritz; zu Grad (S. 33) auch Graz, Königgrätz. S. 34: Ofen = Buda, daher Budapest; da ist aber das Wort „Pest" nicht erklärt. S. 35: Selbstverständlich: Rothe Thurmpass. Warum der Pass so heißt, ist doch nicht selbst-

verständlich. — Ganzenmüllers Büchlein ist, wie schon gesagt, mit viel Mühe und Fleiß zusammengestellt und recht verwendbar. Aber es lässt sich ohne Zweifel noch verwendbarer und zweckentsprechender machen.

Graz. F. M. Mayer.

Planimetrie. Zum Gebrauche an höheren Unterrichtsanstalten bearbeitet von Dr. Richard Heger, a. o. Honorarprofessor an der kgl. sächs. technischen Hochschule und Oberlehrer am Wettiner Gymnasium zu Dresden. 2. verb. u. verm. Aufl. Mit 187 Holzschnitten. Breslau, Eduard Trewendt 1890. 136 SS.

In der vorliegenden neuen Auflage des Lehrbuches der Planimetrie hat der Verf. in Übereinstimmung mit den Forderungen der neueren mathematischen Didaktik der Symmetrie der ebenen Figuren den ihr gebürenden Platz eingeräumt und mehrere Sätze, die früher aus der Congruenz der Dreiecke abgeleitet wurden, nunmehr aus der Symmetrie deduciert. Die Darstellung ist eine durchwegs correcte und streng wissenschaftliche, die Unterstützung der vorgetragenen Lehren durch Beispiele eine ziemlich weitgehende, die Verkettung der constructiven Lehren und der rechnenden Geometrie eine den Unterrichtszwecken vollkommen entsprechende. Die Aufnahme der manchmal als „Einleitung in die neuere Geometrie" bezeichneten Partien (harmonische Theilung, Pol und Polare, Potenz, Chordale) geschah in völlig ungezwungener Weise, so dass diese aufgenommenen Theile mit den sonst in den Lehrbüchern vorhandenen ein abgerundetes organisches Ganzes bilden. Die Lehrer seien besonders auf den schön und mit vollendeter Klarheit dargestellten Abschnitt über Kreisverwandtschaft aufmerksam gemacht. Im engen Anschlusse an die allgemeinen Betrachtungen wird gezeigt, dass zwei Kreise in doppelter Weise als kreisverwandte Figuren angesehen werden können, und im folgenden werden die vorgeführten Betrachtungen dazu verwendet, um Aufgaben der Kreisberührung in einfacher Weise zu lösen. Der letzte Abschnitt des Buches nimmt Bezug auf die Kreismessung, die ebenfalls in sehr klarer Weise dargestellt wird.

Das Lehrbuch der Planimetrie von Prof. Dr. Richard Heger entspricht den Forderungen, die man an ein für den Mittelschulunterricht verfasstes Lehrbuch der Geometrie stellen kann, vollständig, und wir wünschen diesem Buche im Interesse des geometrischen Unterrichtes die weiteste Verbreitung.

Leitfaden der mathematischen und physikalischen Geographie für Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten. Von Dr. Michael Geistbeck. 11. verb. Aufl. mit vielen Illustrationen. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagsbuchhandlung 1890. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Das vorliegende Buch hat sich seit seinem Erscheinen (1879) viele Freunde erworben, und dies besonders durch die schulgerechte

Behandlung der mathematischen und physikalischen Geographie, welche uns in demselben entgegentritt. Die mathematische Geographie wurde auf die Darstellung der wesentlichsten Thatsachen beschränkt und der mathematische Calcül nicht einbezogen. Es ist also die graphische Methode in diesem Theile berücksichtigt. Auch hier geht der Verf. von den scheinbaren Bewegungen der Himmelskörper zu den wirklichen Bewegungen derselben über und schließt an diese Betrachtungen noch eine Topographie des Himmels und in einem Anhange das Wesentlichste über die Zeitrechnung (astronomischer und christlich kirchlicher Kalender) sowie eine sachgemäß gehaltene Orientierung am Fixsternhimmel.

Die Hauptstärke des vorliegenden Buches liegt aber in dem zweiten Theile, der von der physikalischen Geographie handelt. Mit Recht wurde in diesem Theile die Bedeutung der einzelnen geographischen Objecte für Natur- und Menschenleben in das richtige Licht gesetzt und schon im Vorworte zur ersten Auflage betont, dass gerade hierin der eigentliche Höhepunkt alles geographischen Unterrichtes zu suchen ist. Im Laufe der zwölf Jahre seit dem Erscheinen der 1. Auflage hat das Buch manche Neuerung, Berichtigung und Erweiterung erfahren und wurde dem jeweiligen Stande der Geophysik und der Meteorologie angepasst. Als schätzenswert müssen wir in dieser Beziehung die beiden der vorliegenden Auflage zugefügten Kärtchen bezeichnen, welche die ombrometrischen Verhältnisse des Erdballes darstellen, ich meine die Karten auf S. 124 und 125, welche auf die Vertheilung der Regenmenge und auf die Regenzeiten Bezug nehmen.

In sprachlicher und sachlicher Beziehung wurden in der uns vorliegenden Auflage mehrfache Verbesserungen vorgenommen. Ganz vorzüglich ist in dem zweiten Theile der Abschnitt, welcher „Die Atmosphäre“ betitelt ist, bearbeitet und in diesem ist wieder besonders der Artikel über die Luftströmungen hervorzuheben. Die gegebenen Erklärungen sind sehr anschaulich und überall ist auch in diesem Abschnitte auf die neuesten Forschungen gebürend Rücksicht genommen. Das in dem Anhange angebahnte Studium der Wetterkarten möchten wir an der Mittelschule recht gepflegt sehen und zwar mit steter Rücksicht auf die von der Meteorologie anerkannten Grundsätze. Die Darstellung dieses Anhanges muss ebenfalls als mustergiltig anerkannt werden.

Wertvoll ist auch der in der neuesten Auflage vermehrte und ergänzte Anhang, der in erster Linie sich auf Aufgaben für den Unterricht in der astronomischen Geographie, in zweiter Linie auf die Literatur der mathematischen und physikalischen Geographie und auf die wesentlichsten Lehrmittel dieser Wissenschaften bezieht.

So sei denn auch diese neueste Auflage des trefflichen Lehrbuches aufs wärmste jedem Freunde der angewandten Naturwissenschaften empfohlen. Mit aufrichtiger Freude würden wir es begrüßen, wenn auch an unseren Mittelschulen die Kenntnis der

physikalischen Geographie in einer durch dieses Buch gekennzeichneten Weise unseren Schülern zutheil würde. Dem Ref. erscheint gerade in dieser Beziehung unser Lehrplan reformbedürftig zu sein; von den engen Gesichtsblicken der Laboratoriumsversuche heraus muss das Augenmerk der Schüler schon frühzeitig auf die großen im Kosmos sich abspielenden, im wahrsten Sinne des Wortes weltbewegenden Vorgänge des Kosmos gelenkt werden.

Wandtafeln zur mathematischen Geographie herausgegeben von L. Baur, Professor, und W. Böhm, Lehrer und Kartograph. Ravensburg, Otto Maier 1891. Preis 3 Mk. 50 Pf.

Das vorliegende kleine Tafelwerk wird sich für den Unterricht in der mathematischen Geographie recht geeignet erweisen, zumal die dargestellten Verhältnisse des Kosmos in sehr scharfer und prägnanter Weise durch gelungene Illustrationen dem Schüler vorgeführt werden und die beibehaltenen Größen der einzelnen Abbildungen den Schulverhältnissen vollkommen entsprechen.

Tafel 1 umfasst als Hauptfigur die Darstellung der Entstehung der Jahreszeiten, die bildliche Erläuterung der Größenverhältnisse der Planeten, die relative Vergleichung der Krümmung der Planetenoberflächen mit der Krümmung des Randes der Sonnenscheibe, die drei Sterngruppen des Großen Bären mit dem Polarsterne, der Cassiopeia und des Orion. In der Tafel 2 finden wir Illustrationen zur Erläuterung der Kugelgestalt der Erde, der scheinbaren Bahn der Sonne, ferner eine den Größenverhältnissen angepasste Darstellung des Planetensystems, sowie eine bildliche Zoneneintheilung mit Sonnenstrahlen am 21. März, 23. September, 21. Juni, 21. December. Die Tafel 3 enthält die Erörterung der Entstehung der Sonnen- und Mondesfinsternisse; auf ebenderselben Tafel finden wir eine sehr klare Darstellung der Mondphasen, des Jahres- und Monatslaufes des Mondes.

Für den ersten Unterricht in der kosmischen Physik werden die angegebenen Illustrationen hinreichen. Die vorliegenden Wandtafeln seien für diesen Unterricht bestens empfohlen.

Lehrbuch der Physik zum Schulgebrauche bearbeitet von Wilhelm Winter, kgl. Professor in Regensburg. 2. Aufl. München, Theodor Ackermann 1890.

Das vorliegende Lehrbuch der Physik ist für die realistischen Mittelschulen des Königreiches Bayern bestimmt und erschien in erster Auflage im Jahre 1886. Bei der Abfassung desselben war der Verf. von dem Gedanken geleitet, all das aufzunehmen, was entweder zur allgemeinen Bildung beiträgt oder zur praktischen Verwertung fähig ist, und die Darstellung des Gebotenen derart einzurichten, dass der jeweiligen Fassungskraft der Schüler, insbesondere dem jeweiligen mathematischen Bildungsgrade derselben entsprochen wird. Demgemäß können wir in dem vorliegenden

Buche drei Unterrichtsstufen erkennen: Die erste umfasst die allgemeinen Eigenschaften der Körper, die Lehre von den Kräften im allgemeinen und die mechanischen Grundgesetze der festen, flüssigen und gasförmigen Körper, soweit dieselben in einfachster Weise ohne Heranziehung von allgemeinen Rechnungen behandelt werden können, endlich die Lehre von der Wärme; die zweite Stufe enthält die Lehre vom Magnetismus und der Elektricität, welche ausführlich behandelt ist, und die Lehre von der Wellenbewegung im allgemeinen und der Akustik im besonderen; in der dritten Stufe finden wir weitere Ausführungen aus der Mechanik und Dynamik, deren Verständnis größere Vorkenntnisse aus der elementaren Mathematik erfordert, ferner die Grundlehren der Optik in elementarer Behandlung, endlich in einem Anhange grundlegende Bemerkungen über Interferenz, Beugung, Polarisation und Doppelbrechung des Lichtes, sowie über die absoluten Maßeinheiten und die in der Elektricitätslehre gebräuchlichen elektrostatischen, elektromagnetischen und praktischen Einheiten.

Im einzelnen hätte der Ref. Folgendes hervorzuheben: Die Richtung der Schwere auch als „senkrecht" zu bezeichnen ist unrichtig. Die Einheit der Masse ist unvollständig definiert (S. 6, Z. 8 v. u.), da auf die Temperatur der Wassermasse Rücksicht genommen werden muss. Anstatt von der „Ruhe" und der „Arbeit" einer Kraft zu sprechen, wäre es zweckentsprechender gewesen, den Begriff der potentiellen und kinetischen Energie einzuführen. Der Nachweis des Satzes vom Bodendrucke wurde in entsprechender Weise durch einfaches Raisonnement abgeleitet. Die Definition des specifischen Gewichtes ist unrichtig (S. 45); was der Verf. definiert, heißt man relative Dichte. Die Methoden zur Bestimmung der letzteren wurden allzubreit ausgesponnen; die Pyknometermethode hätte nicht unerwähnt bleiben sollen. Die Lehre von der Capillarität ist unzureichend behandelt worden. Der durch eine Luftpumpe erreichbare Verdünnungsgrad hätte berechnet werden sollen. Bei der Behandlung des Mariotte'schen Gesetzes ist zu wenig betont, dass dieses Gesetz nur unter der Voraussetzung constanter Temperatur giltig ist. Die Theorie des Winkelhebers ist gar nicht gegeben worden; dieser Mangel muss entschieden beklagt werden. Zu ausführlich wurde die Lehre von den Dampfmaschinen dargestellt; auch die Gaskraftmaschinen werden erörtert. Die Bestimmung des Feuchtigkeitszustandes der Luft hätte eingehender behandelt werden sollen. Die grundlegenden Betrachtungen der kinetischen Gastheorie werden in entsprechender Weise dargestellt. Die Lehre vom Magnetismus ist unzureichend behandelt worden; wir vermissen hier einige wichtige Begriffe, z. B. jenen des magnetischen Momentes, sowie einige Bemerkungen über die Bestimmung der magnetischen Constanten der Erde. Der Begriff der magnetischen und elektrischen Kraftlinien hätte in den Kreis der Betrachtungen gezogen die gesammte Darstellung über-

In dem zweiten Hefte, welches uns vorliegt (dem 10. der ganzen Sammlung), wurde die berühmte Abhandlung von Prof. F. Neumann über die mathematischen Gesetze der inducierten elektrischen Ströme von seinem Sohne, dem Professor an der Universität in Leipzig, Karl Neumann, wieder herausgegeben und mit wertvollen Anmerkungen versehen. Die Klarheit in der Darstellung der von den beiden Neumann herausgegebenen Werke tritt uns in der vorliegenden, seinerzeit grundlegenden Abhandlung in schönster Weise entgegen. Da sich die Entwicklungen derselben wesentlich auf die Ampère'schen Gesetze stützen und gegen dieselben in den letzten Decennien Bedenken erhoben wurden, so hielt es Prof. Karl Neumann für geboten, diese Bedenken auf ihr richtiges Maß zurückzuführen und dadurch die Theorie seines Vaters zu festigen.

Im 11. Hefte finden wir die „Unterredungen und mathematischen Demonstrationen über zwei neue Wissenszweige, die Mechanik und die Fallgesetze betreffend" von Galileo Galilei (und zwar den ersten und zweiten Tag) aus dem Italienischen übersetzt und herausgegeben von Arthur v. Oettingen. Diese grundlegende Schrift ist leider bisher den Physikern der jüngsten Generation unbekannt geblieben; wir wünschen, dass sie — eine wahre Fundgrube von bemerkenswerten und scharfsinnigen Untersuchungen — in dieser neuen, bequem zu beschaffenden Ausgabe von ihnen studiert werde. Den hehren Genius des Vaters der wissenschaftlichen Mechanik wird man durch das Studium seiner „Discorsi" am besten erfassen und würdigen lernen. Dieselben sind reich an Untersuchungen physikalischer und auch rein mathematischer Natur. In letzterer Beziehung sei nur auf die isoperimetrischen Probleme, auf das Problem der Brachistochrone, auf die Quadratur von Curven im allgemeinen, der Parabel im besonderen verwiesen. Wenn auch viele in den „Discorsi" niedergelegten Lehren veraltet sind, so wird es dennoch Pflicht des Physikers bleiben, sich mit diesen Untersuchungen vertraut zu machen; denn die Pflege der Geschichte der Wissenschaft ist ein integrierender Bestandtheil des Studiums derselben. Mit vollem Rechte betont Prof. v. Oettingen, „dass auch der Lehrer und Docent sich die freie populäre Sprechweise, welche wir in den Discorsi antreffen, zum Muster nehmen soll und zur Nacheiferung sich angeregt fühle". Die Dedicationsschrift, welche dem Grafen di Noailles, dem der Druck sämmtlicher discorsi zu verdanken ist, gilt, wurde von dem Herausgeber des vorliegenden Heftes in wortgetreuer Übersetzung mitgetheilt.

Das Heft 12 enthält die berühmte „allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels oder den Versuch von der Verfassung und dem mechanischen Ursprung des ganzen Weltgebäudes nach Newtonischen Grundgesetzen abgehandelt" von Immanuel Kant, heraus-

gegeben von H. Ebert. In derselben wurde bekanntlich die Vorstellung, dass sämmtliche Glieder unseres Planetensystems einen gleichen Ursprung und daher die gleiche stoffliche Zusammensetzung besitzen, in klarer Weise deduciert und begründet; diese Friedrich dem Großen gewidmete Arbeit ist wohl die erste der größeren Arbeiten Kants, welche so viel Anerkennung (es sei nur das bezeichnende Urtheil v. Helmholtz' erwähnt) seitdem gefunden hat. Kant zeigt sich in dieser Arbeit als ein tiefer Forscher auf dem Gebiete der exacten Wissenschaften.

Dem Unternehmen Prof. Ostwalds wünschen wir neuerdings ein gedeihliches Fortschreiten.

Troppau. Dr. J. G. Wallentin.

Dr. Jos. Krist, Anfangsgründe der Naturlehre für die unteren Classen der Mittelschulen, besonders der Gymnasien. 18. Aufl. bearbeitet von Prof. Dr. W. Pscheidl. Wien, Braumüller 1893 (appr. mit h. Min.-Erl. vom 13. Januar 1893). Preis geb. 1 fl. 25 kr.

Das vorliegende Buch schließt sich im Gange der Darstellung und im Umfange des behandelten Stoffes vollständig an die Minist.-Verordnung vom 24. Mai 1892, Z. 11.372, respective an den h. Minist.-Erlass vom 24. Mai 1892, Z. 11.373, an, entspricht also in dieser Beziehung allen zu stellenden Anforderungen. Die Fülle des behandelten Stoffes ist eine sehr bedeutende, doch ohne den durch obige Verordnungen abgegrenzten Rahmen zu überschreiten. Der nicht geringe Umfang des Buches von 254 Seiten erklärt sich durch die Wiedergabe und Erklärung sehr zahlreicher Beispiele auf allen Gebieten der Naturlehre, so namentlich auf dem der Chemie und Elektricität, wodurch dem Lehrer reichlich Gelegenheit zu passender Auswahl des Nöthigen geboten wird. Die Darstellung der einzelnen Gesetze und Erscheinungen ist auf allen Gebieten eine durchaus klare und wird durch zahlreiche (227) Holzschnitte auf das wirksamste unterstützt. Das Buch erscheint demnach sowohl für den Lehrer als für den Schüler als eine wirksame Unterstützung beim Unterrichte.

Wien. Franz Exner.

Zeitschrift für bildende Kunst. Herausgegeben von Dr. Karl von Lützow. N. F. III. Band.

Es liegen uns die Schlusshefte 11 und 12 des III. Bandes dieser renommierten Publication vor, mit folgenden Artikeln: Die Plastik auf der akademischen Kunstausstellung in Berlin von Rosenberg; Bildnisse von Bernhard Strigel von Rob. Stiassny; Ein Bild von P. Potter in der Gallerie Weber in Hamburg von Schlier;

Die Landschaften auf der Düsseldorfer Pfingstausstellung; Kupferstiche und Holzschnitte alter Meister in Nachbildungen von Max Lehrs; Neue Michelangelo-Literatur von C. v. L. Kleine Mittheilungen. Im 12. Hefte: Heinrich Lang, Biographie desselben von Berlepsch; Rembrandts Radierungen von Seidlitz; Der neue Holbein der Nat.-Gallerie von W. Streit; Die alte Westfront von St. Andreas zu Hildesheim von Otto Gerland; Kleine Mittheilungen. Jedem Hefte schließen sich einige Artikel über Kunstgewerbe an, alles mit vielen und guten Abbildungen illustriert. Überdies bringt die wöchentlich erscheinende „Kunstchronik" kurze Artikel, meist Kunstereignisse des Tages und die Literatur besprechend.

Man sieht aus der Reichhaltigkeit des Behandelten und aus den Namen der Mitarbeiter, dass die Zeitschrift aufs beste redigiert ist, und wenn auch in der „Neuen Folge" der Schwerpunkt nicht auf den minutiösen Untersuchungen der strengen engeren Fachwissenschaft ruht, wie z. B. im „Repertorium für Kunstwissenschaft", so erscheint gerade dadurch die „Zeitschrift für Kunst", da sie dennoch keine wichtige Kunstfrage unberührt lässt, bestimmt zu sein, nicht nur den Künstlern und Kunstfreunden zu dienen, sondern auch den gebildeten Familien, für welche sie ebenso ein Bedürfnis in Kunstsachen geworden ist, wie es die deutschen Monatsschriften: „Deutsche Rundschau", „Nord und Süd", „Deutsche Revue" in Sachen der Literatur sind.

Leitfaden für den Unterricht in der Kunstgeschichte, der Baukunst, Bildnerei, Malerei und Musik. 7. Aufl. mit 172 Illustrationen. Stuttgart, Ebner u. Seubert.

Das Büchlein mit 247 Seiten Text gibt, was die bildende Kunst betrifft, einen Auszug aus Lübkes „Grundriss der Kunstgeschichte". Dass die Auswahl und Zusammenstellung zweckmäßig getroffen ist, beweist, dass Lübke schon der ersten Auflage ein empfehlendes Vorwort beisetzte. Auch der ganz umgearbeiteten und vermehrten 7. Auflage gibt der berühmte Verf. des „Grundrisses" einige einführende Worte mit auf den Weg, und da auch die Musik in knapper, aber recht verständlicher Weise behandelt ist, so können auch wir die fleißige Arbeit als „Grundlage für den ersten Unterricht in der Kunstgeschichte", also speciell für studierende und absolvierte Schüler der Mittelschule aufs beste empfehlen.

Illustrierter Grundriss der geschichtlichen Entwicklung des Unterrichtes im freien Zeichnen. Von Theod. Wunderlich. Stuttgart, W. Effenberger 1892.

Der Verf. gibt eine Geschichte des Zeichenunterrichtes von Amos Comenius an, der in seiner großen Unterrichtslehre bereits darauf hinweist, dass in der Volksschule das Zeichnen betrieben

werden soll, bis auf die hervorragenden deutschen Lehrer der Gegenwart. Denjenigen, welche sich mit dem Studium eines Zweiges der Pädagogik befassen, der trotz zahlreicher tüchtiger Männer, trotz ungezählter Reformen und neuer Methoden heute, 400 Jahre nach Comenius, noch immer nicht eine allgemein befriedigende Lösung gefunden hat, wird das Buch ein willkommener Führer sein.

A. Heilmanns Alpine Zeichen-Studien. Lose Blätter aus seinem Skizzenbuche zum Studium und zur Vervollkommnung im landschaftlichen Zeichnen. Wien, G. Freytag u. Berndt.

Das vorliegende I. Heft einer voraussichtlich größeren Serie enthält vier in Kreidemanier lithographierte Blätter in Quartformat. Im schrittweisen Vorgange kommen am ersten Blatt zehn Details und kleinere Ansichten, am zweiten Blatt vier, am dritten zwei, am vierten endlich nur eine Ansicht (Einsiedelei bei Saalfelden) zur Darstellung. Die Durchführung ist klar, in breiter Behandlung und zeigt die routinierte Hand eines Künstlers, so dass diese Arbeiten in jeder Hinsicht geeignet erscheinen, für die Studien des Landschaftsfaches als sehr geeignete Vorlagen verwendet werden zu können.

Graz. Josef Wastler.

Die neue Schrift. Von Rudolf Ullrich, Präfect an der k. k. Theresianischen Akademie a. D. I. Theil: Allgemeine Laut-Schrift (Phono-Stenographie). In fünf Stunden erlernbare Schul-Stenographie. Mit fünf stenographischen Tafeln. Wien, im Selbstverlage des Verfassers. kl. 8°, 12 SS. Preis 30 kr.

Die Frucht 17jähriger Bemühung liegt vor uns; ein II. Theil, die deutsche Redeschrift (Logographie) behandelnd, wird in Kürze den Entwurf einer neuen Schrift abschließen. 'In fünf Stunden erlernbar': das wäre etwas. Zudem rühmt der Verf. seinem System nach, dasselbe habe nicht bloß praktischen Wert, sondern auch wissenschaftliche Bedeutung. Auf S. 1 entwirft er das Bild einer idealen Schrift: jeder Laut muss ganz genau, ja entsprechend der 'durch die Physiologie der Sprachorgane ergründeten Individualität derselben', und so schnell, wie er gesprochen wurde, fixiert werden können. Letzteres ist selbstverständlich, ersteres wohl eben nur ein Ideal. Ob ihm Ullrichs Schrift nahe gekommen ist, wage ich nicht zu entscheiden; ich kann nur so viel sagen, dass die Zeichen einfach gebildet sind, alle auf der Grundlinie stehen und dieselbe Höhe und Schriftlage haben. Das sind allerdings sehr große Vorzüge. Ich glaube aber doch, dieser Schrift die praktische Bedeutung absprechen zu müssen. Ich legte mir zuerst die Frage vor, welchen Zwecken mit ihr gedient sein solle.

Soll sie die gewöhnliche Schrift ersetzen oder bloß unsere Stenographie? Nach den Äußerungen und Andeutungen des Verf.s — er nennt sie S. 2 'die Schrift der Zukunft' — hat sie die Aufgabe, beiden Absichten gerecht zu werden, und daran krankt sie. Offenbar dachte der Erfinder an einen Ersatz der gewöhnlichen Schrift, wenn er sogar genauer sein will als diese und Accent und Quantität bezeichnet. Diese Complication allein macht die neue Schrift unmöglich. Offenbar sollen schon gleich die Kinder nur diese Schrift lernen; denn haben sie sich einmal ein anderes System angeeignet, so müssten sie später umlernen; das thut natürlich die Menge nicht, wer wird sich auch ein paar Jahre mit der Erlernung der Current- oder Lateinschrift oder beider plagen, — um sie dann vergessen zu müssen. Davon muss man also absehen; somit müssen die Kinder in der Volksschule die neue Schrift lernen. Nun bedenke man aber, dass das Kind Begriffs- und Formwörter und -Silben auseinanderhalten und darnach Accent und Quantität bestimmen und bezeichnen soll. Das ist natürlich undenkbar, selbst auf weit höheren Stufen der geistigen Entwicklung. Also mit der Volksschrift ist es nichts. Vielleicht ersetzt sie aber unsere Stenographie mit den dieser Schrift eigenthümlichen Vorzügen, die sie dem Gebildeten so wert, ja unschätzbar machen? Schon das wäre ein großer Gewinn; denn es ist doch von Bedeutung, ob man eine Kurzschrift in fünf Stunden oder erst in Wochen und Monaten erlernt. Allerdings — mit den fünf Stunden wird es seine guten Wege haben; hat man auch in dieser Frist die Zeichen erlernt — das wäre schon denkbar —, so fehlt ja noch völlig die Vertrautheit mit den Zeichen und daher die Möglichkeit zweckentsprechender Anwendung. Ist das System also auch nicht in fünf Stunden, so ist es doch entschieden einfach und bald zu erlernen. Aber wie passt zu einer Schnellschrift die Bezeichnung von Accent und Quantität. Da spielt die Theorie von der Idealschrift herein und macht die Verwendung als Schnellschrift geradezu unmöglich. Übrigens lässt sich aus dem vorliegenden Heft noch kein entscheidender Schluss auf die praktische Verwendbarkeit beim Schnellschreiben ziehen; man muss noch das zweite Heft abwarten, das offenbar das Abkürzungsverfahren bringen wird — denn vorläufig muss noch jeder einzelne Laut bezeichnet werden —; und schließlich liegt dann die Entscheidung im Erfolg bei der Anwendung. Ich will den nicht kurzweg für unwahrscheinlich erklären, musste aber doch meinen, wie ich fürchte, gegründeten Bedenken Ausdruck geben.

Wien. K. Tomanetz.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Übersicht neuerer pädagogischer Literatur.

Buchholtz, Prof. Dr. H., Die Hebung des Gymnasiums bei leichterer Mühe, Wahrung des classischen. Erweiterung des neusprachlichen Unterrichtes, zum Besten des Einzelnen, des Volkes, des Staates. Leipzig, Verlag von A. Gestewitz Nachf. (F. A. Berger) 1891. 4°, 13 SS. Preis 35 Pf. Gewiss wohl gemeint. Wie sich aber dieses Ideal in der Praxis verwirklichen soll, ist dem Ref. wenigstens nicht verständlich. — Erhardt L., Über die Grundlagen unserer höheren Schulbildung. Berlin, Lüstenöder 1891. 8°, 48 SS. — Er hält das Gymnasium im allgemeinen für gesund und für eine der festesten Stützen des geistigen Lebens in den Stürmen der Jetztzeit; nur der Unterricht in der Naturgeschichte habe eine zweckmäßige Umgestaltung und Erweiterung zu erfahren. — Schiller, Dr. Hermann, Schularbeit und Hausarbeit. Berlin, Weidmann 1891. 8°, 51 SS. Preis 60 Pf. — Gedankenreich und gründlich wie alle Arbeiten dieses Verf.s „Ausgedehntere Körperpflege, Ergänzung des theoretischen Unterrichtes durch praktische Arbeit, vor allem die Möglichkeit, namentlich in den oberen Classen, mehr freier Arbeitsthätigkeit Raum zu schaffen, verlangen Berücksichtigung“ (S. 9). Es wird im einzelnen ausgeführt, welche Anforderungen an die häusliche Arbeit des Schülers in jedem Unterrichtsgegenstande gestellt werden müssen und dürfen. Wir beschränken uns darauf zu erwähnen, dass die häuslichen lateinischen und griechischen Übersetzungen verworfen werden. Es wird dadurch eine „Schattenseite unserer heutigen Methodik entfernt, die leider so vorherrschende Belehrung durch das gedruckte und geschriebene Wort, das sich fast überall an die Stelle des lebendigen setzt“ (S. 22). Der Verf. kann sich in der Begründung nicht bloß auf die Theorie berufen, sondern auch auf die Praxis, indem diese Hausarbeiten am Gießener Gymnasium, dessen Director der Verf. ist, schon seit acht Jahren abgeschafft sind. „Wir giengen seinerzeit nur mit Bedenken an die Beseitigung der schriftlichen Hausarbeiten; denn sie galten und gelten noch heute weiten Kreisen als unentbehrlich. Heute wird kein Lehrer unserer Schule sie zurückwünschen, weil jeder einsieht, dass es

ohne sie nicht nur auch geht, sondern besser und freudiger (vom Rec. gesperrt) geht als früher“ (S. 26). Aus der interessanten Schrift lässt sich, um noch dies zu erwähnen, ersehen, dass am Deutschen Gymnasium speciell der Lateinunterricht weniger einheitlich ist als bei uns, erstens infolge des Nichtaufsteigens der Lehrer mit ihren Schülern (S. 16), zweitens durch die neben dem Lese- und Übungsbuche unabhängig einhergehenden Vocabularien (S. 19 f.), drittens durch die vom Sprachstoffe der Lectüre unabhängigen Übersetzungen (S. 20), wie sie jetzt freilich nicht mehr überall gegeben werden. — Rothfuchs, Dr. J., Bekenntnisse aus der Arbeit des erziehenden Unterrichtes. Das Übersetzen in das Deutsche und manches Andere. Marburg, N. G. Elwert-sche Buchhandlung 1892. 8°, 173 SS. Preis 3 Mk. — Der bereits vordem vielcitierte Verf. wird nun noch viel häufiger angeführt werden: so inhaltreich und gründlich ist seine neueste Schrift, die zugleich in schöner und vielfach origineller Form entgegentritt. Speciell sei hier nur auf das letzte Capitel über die Lehrerpersönlichkeit verwiesen und daraus eine Stelle herausgeschrieben: „Was man in allen diesen Stücken (socialer Stellung, Achtung usw.) dem Stande (der Lehrer) verweigert oder gibt, das verweigert oder gibt man mittelbar auch der Erziehung der Söhne unserer höchsten Stände“ (S. 167).

Vogelreuter, Dr. O., Geschichte des griechischen Unterrichtes in deutschen Schulen seit der Reformation. Hannover, K. Meyer (G. Prior) 1891. 8°, 67 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf. — Bahnsch, Dr. Fr., Die Zukunft des griechischen Sprachunterrichtes auf den Gymnasien. Vortrag. Konitz, W. Dupont 1891, 8°, 23 SS. Preis 50 Pf. — Hauptinhalt: Der griechische Sprachunterricht facultativ zu betreiben, als Pflichtfach in den oberen Classen zwei Stunden wöchentlich ein neu zu organisierender Unterricht in der griechischen Literatur, der sich auf gute Übersetzungen gründet.

Eine treffliche Zeitschrift ist das Paedagogium. Monatsschrift für Erziehung und Unterricht. Herausgeg. unter Mitwirkung hervorragender Pädagogen von Dr. Fr. Dittes. Leipzig, Klinkhardt. Preis pro Quartal 1 fl. 35 kr. — Das uns vorliegende 3. Heft des XIV. Jahrg. vom December 1891 (8°, S. 137—208) enthält im zweiten Theile eine Rundschau (Zeitstimmen, ferner Berichte aus Preußen, Sachsen, Baden, Schweiz) und ausführlichere oder bloß Titelanzeigen von Büchern. Der erste Theil bietet drei recht gründlich und klar geschriebene Abhandlungen: über intensiven Unterricht, über Berufsfreudigkeit, über die Pädagogik der Kunst. Allerdings kommen auch sonderbare Dinge vor. Nach S. 148 f. rühren die Trinkgelage der Schüler von der — Lectüre der Trink- und Freundschaftsoden Horazens her, und überhaupt sei die Lectüre eines Homer, Sophokles, Horaz usw. für die unreife Jugend „entschieden gefährlich“! Originell, aber risum teneatis! Sehr gut hingegen ist der erste Aufsatz. Da man auch bei uns viel von intensivem Unterrichte spricht, so seien zwei treffende Äußerungen (aus S. 142 und 144) angeführt, nämlich dass vier, ja fünf Stunden intensiven Unterrichtes nacheinander kein Lehrer aushält, noch viel weniger aber ein Schüler, und

dass die Zahl der letzteren, welche nicht ihr Ziel erreichen, stark anschwellen würde.

Neue Bahnen. Monatsschrift für eine zeitgemäße Gestaltung der Jugendbildung. Eine Ergänzung zu jeder Schul- und Lehrerzeitung. In Verbindung mit .... (zahlreichen Schulmännern) herausgeg. von J. Meyer. Gotha, E. Behrend. Preis vierteljährlich 1 Mk. 50 Pf. — Das 1. Heft des I. Jahrganges ist von uns in dieser Zeitschr. 1892, S. 167 f. angezeigt worden, worauf wir bezüglich der Tendenz dieser Monatsschrift verweisen. Vor uns liegt das 1. Heft des II. Jahrganges (Januar 1891), welches unter anderem den ersten Theil eines gediegenen Aufsatzes von Dr. K. Hochegger „Über Individual- und Socialpädagogik" enthält. — Zeitschrift zur Reform der höheren Schulen. Organ des Vereines für Schulreform. Herausgeg. von Dr. F. Lange. Verlag von O. Salle in Braunschweig. III. Jahrgang 1891. Die Tendenz ist bekannt. — Deutsche Schul-Post. Central-Organ für den höheren Lehrerstand. Unter Mitwirkung namhafter Schulmänner herausgeg. von der Märkischen Verlagsanstalt zu Biesenthal-Berlin. Erscheint monatlich zweimal. Preis 1 Mk. 80 Pf. pro Halbjahr. Jahrgang 1892. — Pädagogische Warte. Wochenschrift für die Erzeugnisse der Wissenschaft, Kunst und Industrie auf dem gesammten Gebiete der Pädagogik. Herausgeg. unter Mitwirkung bewährter Fachmänner von E. Piltz. Leipzig, Verlag der Leipziger Lehrmittelanstalt von Dr. O. Schneider. Preis 1 Mk. 50 Pf. pro Quartal. I. Jahrgang, Nr. 1—26, 28—31, 33—37 (vom 3. October 1891 bis 11. Juni 1892). — Die neue Zeitschrift soll nach dem Vorworte ein Centralorgan sein für die pädagogische Literatur und für das große Gebiet der nicht literarischen Hilfsmittel bei dem Unterrichte in höheren und niederen Schulen sowie für Beschäftigungs- und Unterhaltungsmittel im Hause. Ein Hauptvorzug der P. Warte besteht in Aufsätzen mit übersichtlichen Zusammenfassungen, z. B. Nr. 8, 15 und 34 die Rechenapparate der Gegenwart, Nr. 1 Indianergeschichten, Nr. 9 die hauptsächlichsten Pilzwerke, Nr. 13 über Auswahl und Anwendung von kunstgeschichtlichen Anschauungsmitteln im Unterrichte, Nr. 14—19 Bibelbilder und Bilderbibeln, die Lebensgemeinschaft im naturwissenschaftlichen Schulunterrichte Nr. 19 und 20. Auch Österreich ist berücksichtigt und zwar nicht bloß nach der Seite der technischen Mittel, sondern auch in anderer Hinsicht, z. B. Nr. 9 Inhaltsangabe des h. Min.-Erlasses vom 30. Sept. 1891, betreffend den Unterricht in den classischen Sprachen, S. 212 Österreichs Volksschul-Statistik. Ausgedehnte Berücksichtigung findet auch die Frage der Schulhygiene im allgemeinen, die des Jugendspieles im besonderen. Fürs letztere ist jetzt auch eine eigene Zeitschrift gegründet worden, nämlich Zeitschrift für Turnen und Jugendspiel herausgeg. von Schnell und Wickenhagen. R. Voigtländers Verlag in Leipzig-Gohlis. Jährlich 24 Nummern. Preis 3 Mk. 50 Pf. halbjährlich. I. Jahrgang, Nr. 1 (vom 1. April 1892), 2, 3, 5, 6. — Nach dem Programme wird die Zeitschrift bringen: Abhandlungen über zeitgemäße Fragen aus der Theorie und Praxis des Schulturnens und Jugendspieles, Praktisches, Besprechungen literarischer Neuheiten und Nachrichten. Das Blatt hat sich hauptsächlich in den

Dienst der höheren Schulen gestellt und berücksichtigt auch die österreichisch-ungarische Monarchie, so in Nr. 2 »Die militärischen Übungen beim Jugendspielbetriebe am k. k. Obergymnasium in Laibach« von Dr. O. Gratzy, Nr. 3 eine Mittheilung über Landes-Wetturnen in Ungarn, besonders Nr. 6.

Sepp P. B., Wichtige Gesundheitsregeln nicht bloß den Schülern, sondern auch den Eltern und treuen Pflegern der Jugend in wohlmeinendster Absicht gewidmet. 2. Aufl. Augsburg, Kranzfelder 1892. kl. 8°, 17 SS. Gemeinverständlich, der weitesten Verbreitung wert. — Köhler, Dr. C. A., Die Schulgesundheitspflege. Ferner: Über Wesen und Behandlung des kindlichen Schwachsinnes. Zwei Vorträge. Ravensburg, O. Maier 1892. 8°, 40 SS. Bietet gute Orientierung. — Zehender, Prof. W. von, Vorträge über Schulgesundheitspflege. Stuttgart, F. Enke 1891. 8°, 154 SS. Auf folgende Vorträge sei speciell hingewiesen: über den Einfluss des Schulunterrichtes auf Entstehung von Kurzsichtigkeit (I), über die gänzliche Beseitigung des Nachmittagsunterrichtes (III), über Turnspiele (IV), über Fractur und Antiqua in augengesundheitlicher Beziehung (VII), zur Schulreform in hygienischer Beziehung (X). — Bedeutend vielseitiger und, obwohl in erster Linie Ungarn berücksichtigend, allgemein beachtenswert ist die Schrift Über die körperliche Erziehung der Jugend. Zwei Berichte von J. Dollinger und W. Suppan. Stuttgart, F. Enke 1891. 8°, 98 SS. Die beiden Verff. sammelten und ergänzten das Material, welches in Vorträgen und daran geknüpften Debatten über den Zustand des Turnens und der Körperübungen in Ungarn vorgebracht wurde, und zwar der erste vom ärztlichen, der zweite vom pädagogischen Standpunkte. — Wie soll der Mensch sitzen? Darlegung und Begründung einer neuen Sitzvorrichtung am Schreib- und Schultische. Mit 3 lithogr. Abbildungen. Patent A. Schindler. Basel 1891. 4°, 16 SS. nebst Tafel. Spricht in ausführlicher Darlegung gegen den jetzigen Horizontalsitz und für eine Art Stehsitz. — Prof. Dr. G. Jägers Monatsblatt. Zugleich Bundeszeitschrift des Deutschen Gustav Jäger-Bundes. Organ für Gesundheitspflege und Lebenslehre. Stuttgart, W. Kohlhammer. 12 Nummern zum Jahrespreise von 3 Mk. Wir haben Einsicht in den VIII. und IX. Jahrgang genommen, die wiederum viel Gutes bringen.

Hochschul-Nachrichten. Monats-Übersicht über das gesammte Hochschulwesen des In- und Auslandes. Herausgeg. von Dr. P. v. Salvisberg. München, Maximilianstraße 206; erscheinen zu Ende eines jeden Monates — mit Ausnahme des Septembers, wofür die October-Nummer entsprechend verstärkt wird — und kosten pro Semester fürs Ausland 2 Mk. 80 Pf. Sie enthalten »die Neuigkeiten und wichtigeren Vorkommnisse über die sämmtlichen Hochschulen des In- und Auslandes, ferner die Mittheilung behördlicher Erlässe und Verfügungen pädagogischer wie administrativer Art, streng sachlich gehaltene Besprechungen der hauptsächlichsten akademischen Tagesfragen, Originalberichte, eine umfassende Hochschulstatistik und sämmtliche Personalien, ferner die Ankündigungen

der neuesten literarischen Erscheinungen und einen Inseratentheil. Vor uns liegen Nummern von 1891 und 1892.

In dieser Zeitschrift ist schon öfters auf die von C. Rethwisch herausgegebenen Jahresberichte über das höhere Schulwesen (Berlin, Gaertners Verlagsbuchhandlung, H. Heyfelder) hingewiesen worden, die wohl jedem Lehrer unentbehrlich sind, der über die pädagogisch-didaktischen Strömungen und Fortschritte seines Unterrichtsfaches und über die allgemeinen Bestrebungen auf dem Gebiete der Mittelschule weiten Ausblick und tiefe Einsicht gewinnen will. Den (früher angezeigten) drei ersten Jahrgängen reihen sich die gleich gediegenen Bände IV und V (Jahrgänge 1889 und 1890, erschienen 1890, bezw. 1891) an. Zum IV. Jahrgange kommen zwei Ergänzungshefte: Katholische Religionslehre von J. Brunner und Evangelische Religionslehre von Dr. L. Witte.

Alphabetisch-geordnetes Sachregister zu den Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichtes. Berlin, 4.—17. Dec. 1890. Herausgeg. von Dr. H. G. Stemmler. Ohrdruf, Selbstverlag des Verf.s 1891. 8°, 23 SS. Ein sehr ausführliches Register, das einem praktischen Bedürfnisse Rechnung trägt. — Bibliotheca Paedagogica. Verzeichnis von Werken der Erziehungs- und Unterrichtswissenschaft, der gangbarsten Schulbücher, Wörterbücher, Atlanten, Musikalien usw. sowie der neuesten Lehrmittel aus dem Gebiete des Anschauungsunterrichtes. Ausgeg. durch K. F. Koehler. Leipzig. 4°, 42 SS. nebst zahlreichen Annoncen. Ein sehr umfangreiches Verzeichnis. — Musterkatalog für Vereins-, Volks- und Schulbibliotheken. Nebst einer Anleitung zur Errichtung von Bibliotheken mit Formularien. Bearbeitet auf Grund des gelieferten Materials von etwa 900 Zweigvereinen der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung (in Berlin). 3. Aufl. Hannover-Linden, Verlag von K. Manz 1890. 4°, 124 SS. Für die im Titel angedeuteten Zwecke sehr zu empfehlen; enthält reiche Literaturzusammenstellungen über die Hauptgruppen: deutsche Nationalliteratur, ausländische Literatur, Geschichte, Erd- und Völkerkunde, Naturkunde; Gewerbe, Industrie, Volks-, Land- und Hauswirtschaft, Verschiedenes. Werke, welche sich auch für die reifere Jugend eignen, und solche, welche ausschließlich für die Jugend bestimmt sind, erscheinen durch eigene Zeichen hervorgehoben.

Dr. M. M. A. Schröer, Über Erziehung, Bildung und Volksinteresse in Deutschland und England. Dresden, O. Damm 1891. 8°, 99 SS. Preis 1 Mk. 80 Pf. Eine interessante Parallele. — Ein originelles und interessantes Werk ist: J. J. Sachse, Des Lehrers Rüstzeug im Kampfe der Schule gegen die Socialdemokratie. Leipzig, M. Hesse 1891. 8°, 212 SS. Preis 2 Mk. 25 Pf. Nachdem die allmähliche Entwicklung des modernen Socialismus skizziert, die wirksamsten Förderungsmittel desselben angeführt und seine heutigen Forderungen zusammengestellt sind, wird nachgewiesen, dass der Socialismus als volkswirtschaftliches System weder in seiner Grundlage noch in seinen Forderungen noch in seinen Zielen bestehen kann vor der Vernunft und

neben der göttlichen Weltordnung. Der dritte Abschnitt setzt eine gesunde Volkswirtschaftslehre auseinander. Besonders ausführlich, gelungen und für die Schule wichtig ist der letzte Abschnitt, welcher zeigt, wie die Schule in Gegenwirkung zur Socialdemokratie treten kann und soll.

Schmid, Dr. F., Der neue preußische Gesetzentwurf über die öffentliche Volksschule. Wien, Manz 1891. 4°, 35 SS. Preis 40 kr. (Separatabdruck aus der »Österreichischen Zeitschrift für Verwaltung«.) Bietet eine kurze Übersicht der wesentlichen Bestimmungen des im Titel genannten, bekanntlich bereits ad acta gelegten Gesetzentwurfes und weist auf einige Verschiedenheiten zwischen demselben und den Bestimmungen des österr. Reichsvolksschulgesetzes und der darauf beruhenden Landesgesetze hin. — Eine interessante Publication bietet Dr. H. Rauchberg, Beiträge zur Statistik der öffentlichen Volksschulen Österreichs (Separatabdruck aus der »Statistischen Monatsschrift«). Wien, Hölder 1891. 8°, 26 SS. Den 14 Tabellen sind Erläuterungen vorausgeschickt. — Eine ähnliche Arbeit, jedoch auf dem Gebiete der Gymnasien und über ein weit geringeres Material, ist die Schrift: Die Studienergebnisse in den Großherzoglich Badischen Gymnasien mit Berücksichtigung der übrigen Mittelschulen. Von Dr. L. Deurer. Heidelberg, C. Winter 1891. 8°, 37 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Dr. L. Löwenfeld, Zur Mittelschulreform in Bayern. Bemerkungen vom ärztlichen Standpunkte. München, Th. Ackermann 1891. 8°, 22 SS. Fordert hauptsächlich Verminderung der häuslichen Arbeitszeit. — Dr. v. Kerschensteiner, Reform des Bayerischen Mittelschulwesens vom ärztlichen Standpunkte aus. München, J. F. Lehmann 1891. 8°, 24 SS. Preis 1 Mk. In Bayern ist »von nun ab die Mitwirkung des Medicinalreferenten im Gesammtbereiche der Schulordnung ..... eine durch Allerhöchste Entschließung organisch eingefügte und pflichtmäßige«. Der »als außerordentliches Mitglied in den obersten Schulrath« berufene Geheimrath Dr. v. K. erstattet in der vorliegenden Schrift, die einen im ärztlichen Bezirksvereine zu München am 1. Juli 1891 gehaltenen Vortrag zum Abdrucke bringt, gewissermaßen Bericht über seine bisherige Thätigkeit, d. i. über seine Stellungnahme bei der Revision der Schulordnung für die Studienanstalten. Uns dürften daraus, beziehungsweise von den am bayerischen Gymnasium eingeführten Änderungen folgende Punkte interessieren: Pausen zwischen den einzelnen Unterrichtsstunden (so dass der Unterricht dauert: 8—9, 9^{10}—10, 10^{15}—11, 11^{15}—12, 2—3, 3^{10}—4), Verlegung des Schwerpunktes des Unterrichtes in die Schule und beträchtliche Beschränkung der Hausaufgaben, Vereinfachung der Prüfungen und Auflassung der Nachprüfungen. Die ärztliche Mitwirkung in allen Ehren! Wie sehr sie aber irrt, wenn sie ein ihr nicht gehöriges Gebiet betritt, das lässt sich aus dem »methodischen Unterrichtsgange« für Botanik S. 18 ersehen.

Büchle A., Vaterländische Festspiele. Den deutschen Gymnasien gewidmet. Karlsruhe, G. Brauns Hofbuchhandlung 1891. kl. 8°, 91 SS. Preis 1 Mk. Die drei Festspiele »Eine Arbeitsstunde«, »Die Nagelung der Fahnen«, »In den Ruinen von Olympia«, sind für Auf-

führungen an Kaisertagen bestimmt und hiebei auch schon erprobt (1889, 1890, 1891). Ihre Stärke liegt in der schönen Sprache und in der Einfachheit der Scenerie und des Costümes. — Der Niederländer H. Molkenboer strebt nichts weniger als den Weltfrieden an. Erste Stufe zu demselben: „Internationale Einheit auf dem ganzen Gebiete der Erziehung“. Um diese Einheit herbeizuführen, solle ein ständiger internationaler Erziehungsrath eingesetzt werden. M. verbreitet seine Idee theils als Wanderlehrer, theils durch Schriften. Vor uns liegt: Die Internationale Erziehungsarbeit. Einsetzung des Bleibenden Internationalen Erziehungsrathes. Kritik und Replik. Ein Wort an Freunde und Gegner. Flensburg, A. Westphalen 1891. 8°, 88 SS. Preis 90 Pf. Inhalt: Kritik und Replik, wie der Titel sagt, außerdem Darlegung der Geschichte des Unternehmens und seiner Verbreitung, dann Thesen und Aufruf.

Zur wissenschaftlichen Unterstützung der allbekannten Monumenta Germaniae Paedagogica hat sich „Die Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte“ (mit dem Sitze in Berlin) gebildet — Beitrittsanmeldungen nehmen in Österreich Dittes, Hannak, v. Hartel, Huemer, Kopallik, Vogt, Willmann entgegen —. Dieselbe strebt den in ihrem Titel angegebenen Zweck an durch Sammlung von Schulordnungen, Schulbüchern und pädagogischen Miscellaneen; ihre Veröffentlichungen lässt sie theils in den MGP erscheinen, theils in eigenen Mittheilungen. Vor uns liegt Jahrgang 1, Heft I dieser Mittheilungen (herausgeg. von K. Kehrbach. Berlin, C. H. Müller 1891. gr. 8°, 106 SS.) mit sehr reichem und interessantem Inhalte. Jahresbeitrag 5 Mk. für die Mittheilungen, die im Buchhandel nur gegen Aufschlag zu haben sind.

Demetrios G. Mostratos, Die Pädagogik des Helvetius. Inauguraldissertation. Berlin 1891. 8°, 60 SS. — Ein interessantes und eigenartiges Werk ist: Quellenschriften zur Geschichte des Unterrichtes und der Erziehung bei den deutschen Juden. Von den ältesten Zeiten bis auf Mendelssohn. Von Dr. M. Güdemann. Berlin, A. Hofmann u. Comp. 1891. XXXII u. 324 SS. Die Einleitung enthält eine geschichtliche und inhaltliche Orientierung und Zusammenfassung, dann folgen Mittheilungen (zum Theil Quellenschriften) aus hebräischen und jüdisch-deutschen Werken und Testamenten. Den Schluss bilden Mittheilungen aus städtischen und jüdischen Gemeindeacten.

Theil eines Hauptwerkes ist die Geschichte der Erziehung vom Anfang an bis auf unsere Zeit, bearbeitet in Gemeinschaft mit einer Anzahl von Gelehrten und Schulmännern von Dr. K. A. Schmid. Fortgeführt von Dr. G. Schmid. III. Band, II. Abth. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. 1892. gr. 8°, 311 SS. Preis 10 Mk. Die Bedeutung dieses Hauptwerkes ist männiglich bekannt; wir haben auf dasselbe schon bei Besprechung der II. Abtheilung des II. Bandes hingewiesen. Der vorliegende Band behandelt am ausführlichsten J. A. Comenius mit seinen Vorgängern J. H. Alsted und J. V. Andreae. Vorangeschickt ist der Lebensgang und die Lehrart des W. Ratke (Ratichius). Wir können also diesen Band zur Comenius-Literatur rechnen. Hieher gehört weiter die „Festschrift zum dreihundertjährigen Comenius-

Jubiläum«: Johann Amos Comenius, sein Leben und sein Wirken. Verfasst von Dr. G. A. Lindner, neu herausgeg. mit Ergänzungen und mit einem Anhange: Goldene Regeln des Comenius über Erziehung und Unterricht, von W. Bötticher. Wien u. Leipzig, Pichler 1892. 8°, 113 SS. Preis 1 Mk. 25 Mark. Die Zugaben Böttichers bieten außer kleineren Änderungen erstens ein Bild der Zeit, aus welchem des Comenius' Gedanken und Bestrebungen erst recht verständlich werden, zweitens »eine Übersicht über die pädagogischen Grundsätze des C., soweit sie in kurzen Aussprüchen vorliegen und noch heute allen Eltern, Erziehern und Lehrern zur Richtschnur dienen können«. Es ist uns so eine Monographie geboten, welche alles Wesentliche in klarer, leicht und allgemein verständlicher Weise enthält. — Gute Orientierung bietet auch die kleine Schrift von Dr. A. Nebe, Comenius als Mensch, Pädagoge und Christ. Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlung 1891. 8°, 20 SS. Preis 50 Pf. — Sammel- und Förderungspunkt der wissenschaftlichen Comenius-Forschung versprechen zu werden die Monatshefte der Comenius-Gesellschaft. Sie werden laut Programm an erster Stelle Abhandlungen und selbständige Forschungen bringen über Comenius und alle diejenigen, welche seine unmittelbaren Kampfgenossen, Vorgänger und Nachfolger gewesen sind; sodann Quellenstücke, Mittheilungen, Übersichten über die neuere Literatur, nicht bloß die deutsche, sondern auch die ausländische. Das uns vorliegende 1. Heft des I. Jahrganges (ausgeg. im März 1892. gr. 8°, VIII u. 92 u. 44 SS. Leipzig, R. Voigtländer 1892. Preis im Buchhandel jährl. 10 Mk., einzelne Hefte à 2 Mk. 50 Pf.) bringt unter anderem ein chronologisches Verzeichnis der gedruckten und ungedruckten Werke des Comenius (S. 19—53), die Comenius-Literatur seit 50 Jahren (S. 77—91) und im geschäftlichen Theile die Darlegung des Zweckes, der Entstehung, Entwicklung und Verfassung der Comenius-Gesellschaft. — Ein heimisches Unternehmen von kleinerem Umfange als die Monatshefte der Comenius-Gesellschaft sind die Comenius-Studien, die im Heimatslande des Comenius erscheinen (Znaim, Fournier u. Haberler). Dieselben sollen »in allgemein verständlicher Weise dazu beitragen, das Andenken an Comenius und seine Werke wachzuerhalten«. Das 1. Heft (1892. 8°, 24 SS. Preis 25 kr.) enthält einen Vortrag von A. Castens, Was uns veranlassen muss, im Jahre 1892 das Andenken des A. Comenius festlich zu begehen?, worin besonders die pädagogische Bedeutung des Comenius an einer Anzahl »wertvoller Perlen« aus der »wohlgefüllten Schatzkammer seiner Schriften« gezeigt wird. — Die genannte Buchhandlung kündigt, um das hier zu erwähnen, auch Porträts des Comenius an (Brustbild 47/62 *cm* à 1 fl. 90 kr., 24/31 *cm* à 55 kr., 32/45 *cm* à 35 kr.), ferner ein großes Tableau 110/80 *cm* in Tonfarbendruck »Comenius' zehn Gebote« à 1 fl. 60 kr. unaufgespannt. Ebenso kündigt die Buchhandlung Jos. R. Vilímek in Prag »Porträts und Abbildungen aus dem Leben und den Reisen des J. A. Comenius« an (im ganzen 14 Stücke). Bei vorheriger Einsendung des Betrages kann jedes Cliché in drei Tagen nach Erhalt der Bestellung geliefert werden. — K. Mämpel, Prolog zur

Comenius-Feier 1892. Festgedicht. Von der Comenius-Gesellschaft mit einem Preise gekrönt.

Wien. J. Rappold.

Die Mittelschulreform in Preußen und das österreichische Mittelschulwesen. Mit einer vergleichenden Zusammenstellung der Lehrpläne und einer tabellarischen Übersicht der Stundenpläne. Von Dr. S. Frankfurter. Wien, A. Hölder 1893. 8°, 87 SS.

Frankfurter hat schon durch sein im Jahrgange 1891 dieser Zeitschrift (Heft 7—9) mitgetheiltes, seitdem auch in Brochurenform veröffentlichtes Referat über die Berliner Schulverhandlungen vom December 1890 bewiesen, dass ihn eindringliche Studien zu einer intimen Kenntnis der schwebenden Fragen gebracht haben. Schon damals legte er einen scharfen Accent auf die Thatsache, dass die Berliner Conferenz die preußische Mittelschule in Bahnen lenke, die unser österreichisches Schulwesen seit langem beschreitet. Jetzt sucht er diese These ausführlich zu begründen. Das österreichische Schulwesen holte sich bisher wenig Anregungen von der neuorganisierten preußischen Mittelschule. Die Erscheinung ist an sich merkwürdig, wird aber vor allem den Kreisen auffallen, die in den preußischen Anstalten bisher das höchste Ziel, das nachstrebenswerte Ideal zu sehen gewohnt waren. Hat man doch im December 1890 in Berlin einen Apparat in Bewegung gesetzt, dessen Umfang und dessen Bedeutung weitgehende Folgen erwarten ließ, einen Apparat, der starke Wirkungen haben musste, sollte man nicht an einen oft citierten, von Lessing originell interpretierten Vers der Epistula ad Pisones denken. Die Conferenz bewirkte auch wesentliche Umgestaltungen und sie gehört mit ihren Consequenzen sicherlich nicht zu den Erscheinungen, die den 'neuen Curs' in Misscredit brachten. Auch Frankfurter ist weit entfernt zu erklären, dass viel Lärm um nichts gemacht worden sei. Im Gegentheil, er lobt die weise Mäßigung und die einsichtsvolle Erkenntnis, mit der man alle überstürzenden Neuerungen fernhielt. Er stellt mit lebhafter Billigung fest, dass man trotz dem radicalen Anlaufe wohl vermied, „einen Bruch mit der Vergangenheit herbeizuführen und Altbewährtes unerprobtem Neuen zuliebe preiszugeben“.

Frankfurter weiß sehr wohl, dass die preußische Mittelschule in eine neue Phase eingetreten ist; doch er betont, dass Österreich von dieser reformierten Anstalt nichts gelernt hat, weil es von ihr nichts zu lernen brauchte. Was an der Reform gut und nachahmenswert ist, eignet schon seit langem unserem Schulplan; die neuen Einrichtungen, die uns fremd sind, dürfen uns billigerweise fremd bleiben; denn sie sind nichts weniger als empfehlenswert. So Frankfurter.

Seine Resultate sind für uns Österreicher sehr schmeichelhaft. Die Mitglieder der Berliner Conferenz haben es leider der Mühe nicht für wert gehalten, ausdrücklich anzugeben, dass ihre Beschlüsse ein hohes Lob für die österreichischen Einrichtungen bedeuten. Wir sind also zu

unserem Bedauern gezwungen, uns selbst zu loben. Man vermied in Österreich von anfang an, der Mittelschule Aufgaben zu stellen, deren Erfüllung den Schüler zu einseitiger Ausbildung anleitet. Die österreichischen Schulmänner, die leitenden Persönlichkeiten haben längst einen großen Respect vor den Forderungen des realen Lebens bewiesen, denen der absolvierte Mittelschüler gegenübertritt. In Preußen brauchte man erst den 'neuen Curs', um gleiche Selbstbeschränkung und Selbstbescheidung zu lernen.

Ein Beispiel für viele: Das lateinische Pensum, der selbständig zu concipierende lateinische Aufsatz bildete bisher immer die eigentliche differentia specifica des preußischen Gymnasiums, er konnte geradezu als sein Symbol gelten. Als in Österreich vor langen Jahren das Gymnasium regeneriert werden sollte, da war's kein schlechter Mann, der seine Stimme gegen den lateinischen Aufsatz erhob. Hermann Bonitz sah in dem lateinischen Aufsatze eine zwecklose Belastung des Schülers. Jetzt ist auch in Preußen die veraltete Einrichtung gefallen. Ja man gieng noch viel weiter; selbst unser heutiges österreichisches Gymnasium, das ja noch auf einem weit moderneren Standpunkte steht, als das Ideal von Herm. Bonitz, selbst dieses modernste österreichische Gymnasium stellt noch höhere Anforderungen. Frankfurter sieht in der Einschränkung der schriftlichen Übersetzung deutscher Texte ins Lateinische, die viel weiter geht als bei uns, einen methodischen Missgriff; er fügt die beachtenswerten Worte hinzu: »Wenn sich die Übersetzungen in der Regel an ein nach dem gelesenen Prosaiker bearbeiteten Übungsbuch anlehnen sollen, so ist die zu erzielende Gewandtheit im schriftlichen Gebrauche der Sprache, auch wenn sie noch so bescheiden bemessen wird, äußerst fraglich, abgesehen davon, dass die Schüler sich eine Buntscheckigkeit des Stils und der Sprache, die dann in den Übungsbüchern nicht leicht zu vermeiden sein wird, aneignen — man denke nur an Sallust und Tacitus — die jede Norm aufhebt. Man muss gerade kein einseitiger Ciceronianer sein, um das für die Schule zu weitherzig zu finden« (S. 15).

Ähnliche Bedenken hegt Frankfurter gegen die zu sehr herabgesetzten Forderungen des mündlichen Reifeexamens, das unserer Maturitätsprüfung entspricht. Diese besonders in Dispensen allzuweit gehenden Erleichterungen sind nach Frankfurters Ansicht wohl geeignet, die Schrecken der Reifeprüfung zu bannen, stellen jedoch ihren ganzen Wert in Frage. »Sie führen«, bemerkt Frankfurter feinsinnig, »indem ein an sich berechtigtes Bestreben, es der Jugend leichter zu machen, auf die Spitze getrieben wird, dahin, dass ihr das köstlichste Gut, das sie aus der Schule ins Leben mitbringen soll, die Gewöhnung an intensive Arbeit verkümmert wird« (S. 19).

Wenn indes Frankfurter die Schattenseiten des neuen preußischen Lehrplanes scharf charakterisiert, so ist er nicht blind für seine Vorzüge. Er begrüßt mit Freude, dass deutsche Sprache und Literatur weit größere Beachtung finden, als früher. Er vergisst nicht zu notieren, dass auch die philosophische Propädeutik ein Plätzchen in der Mittelschule gewonnen hat. Freilich sind diese neuen Errungenschaften der preußischen

Mittelschule schon längst durch altbewährte Institutionen in Österreich vorweggenommen (vgl. S. 23).

Als wesentlichen Vorzug des preußischen Lehrplanes bezeichnet Frankfurter seine Kürze. Er gibt dem Lehrer eine weit weniger gebundene Marschroute, als der österreichische. Frankfurter verkennt nicht den hohen didaktischen Wert und die pädagogisch bildende Bedeutung unserer Instructionen. Allein der preußische Lehrer hat mehr Freiheit, während dem österreichischen Collegen die wegweisenden Instructionen doch zuletzt zum Dienstreglement werden. Der österreichische Lehrstand ist nach Frankfurters hoffentlich nicht zu optimistischen Ausführungen auf eine Stufe der Entwicklung emporgestiegen, auf der freiere Beweglichkeit nicht nur nicht schaden, sondern sogar nützen kann.

Um jedem ein objectives Urtheil über seine Ansichten zu ermöglichen, stellt Frankfurter in einem umfangreichen Anhange den neuen preußischen Lehrplan unseren österreichischen Erlässen und Lehrordnungen gegenüber. Die glückliche typographische Einrichtung erlaubt, ohne Schwierigkeit und ohne Mühe die Anforderungen zu vergleichen, die in Preußen und in Österreich auf gleicher Stufe gestellt werden. Dieser Anhang ist nicht nur ein förderlicher Behelf für jeden, der sich über die einschlägigen Fragen ein selbständiges Urtheil bilden will. Er ist zugleich eine hochwichtige Quelle moderner Culturgeschichte, denn er gibt in knappen Umrissen ein Bild der Ansprüche, die man in Preußen und die man bei uns an den sogenannten gebildeten Menschen stellt. Er hat eine über die Lehrerwelt hinausragende Bedeutung.

Frankfurter resumiert, dass vom österreichischen Standpunkte kein wesentlich neuer Gedanke, kein wesentlich neuer Gesichtspunkt, sei es in der Methode, sei es in den Lehrzielen des neuen preußischen Lehrplanes, zur Geltung kommt. Die österreichische Mittelschule wurde vor Decennien auf einem guten Boden, auf einem soliden Grunde aufgebaut, auf dem sich sicher weiterbauen lässt und auf dem auch mit Erfolg weitergebaut worden ist. Gerade die letzten, mächtig fördernden und mit der Zeit vorwärtsschreitenden Erlässe des Ministeriums für Cultus und Unterricht bezeugen, dass in Österreich nur mit behutsamer Hand die organische Entwicklung der Mittelschule gefördert zu werden braucht; revolutionierende Umwälzungen sind nicht nöthig. Die österreichische Mittelschule wird auch ohne sie den Anforderungen der Zeit gerecht. Diese Thatsache findet ihren nachdrücklichsten Erweis in den neuen preußischen Lehrplänen, von denen wir nichts Neues lernen konnten.

Natürlich leugnet Frankfurter nicht, dass Preußen bessere Mittelschulen besitzt, als Österreich; auch die besten Lehrpläne können einer jungen, lebensvollen Institution eine Geschichte nicht schaffen. Das preußische Gymnasium ist längst in die breiten Schichten der Bevölkerung gedrungen und ein wichtiger Factor des Lebens der deutschen Nation geworden. So weit sind wir in Österreich noch lange nicht. Mit vielem Feinsinn zieht Frankfurter einen Factor heran, der scheinbar nur äußerlicher Art ist und der doch dem deutschen Gymnasialwesen einen Anstrich leiht, den unsere Anstalten entbehren. »In dem Umstande«, sagt

er, »dass besonders in großen Städten (Österreichs) so viele Anstalten namenlos sind, dass der Schulschluss und die Zeugnisvertheilung, besonders an die Abiturienten, in den meisten Fällen ohne jede Feierlichkeit und ohne jede Ansprache vor sich geht, dass nicht immer die Gelegenheiten, die sich aus dem Leben und aus der Geschichte der Anstalt ergeben, die ehemaligen und die jetzigen Schüler der Anstalt zu vereinigen, benutzt werden, liegt unseres Erachtens eine Verkennung der Imponderabilien im Schulwesen, die ebensowenig als wesentliche Einrichtungen überschätzt, wie als bedeutungslose Äußerlichkeiten unterschätzt werden dürfen: sie haben mindestens den Wert, dass sie eine Schulgeschichte vorbereiten, den Contact von Schule und Haus verstärken und wenigstens in einem weihevollen Moment den Abiturienten, ehe er die Schule, in der er so viele freud- und leidvolle Jahre verlebt hat, verlässt, um ins Leben zu treten, an die Schule fesseln.« Noch können wir dem Norddeutschen nicht das stolze Bewusstsein nachfühlen, mit dem er sich als ehemaligen Schüler des Grauen Klosters, als einstigen Schulpförtner bekennt. Hoffentlich schafft die Zukunft Rath. Ansätze zu gleichen Erscheinungen ließen sich vielleicht heute schon aufzeigen.

Wien. Oskar F. Walzel.

Sammlung pädagogischer Vorträge herausgegeben von Wilhelm Meyer-Markau, 5. Bd., 8. Heft enthaltend: 'W. Rohmeder, Johann Amos Comenius in seinem Verhältnis zu den wichtigsten Schul- und Erziehungsfragen der Gegenwart. Festrede gehalten bei der Feier des 300. Geburtstages des J. A. Comenius im Saale des katholischen Casinos zu München am 28. März 1892 (S. 1–21)' und 'R. Rissmann, Das pädagogische System des Comenius (23 SS.)' (S. 22–46). Bielefeld, Helmich 1892. 8°. Preis 75 Pf.

Beide Schriften sind durch die Comeniusfeier des vorhergehenden Jahres veranlasst. Die erste ist, wie sich schon aus dem Titel ergibt, eine für weite Kreise berechnete Rede, die es sich zur Aufgabe gestellt hat, das Leben des Comenius und seine pädagogischen Anschauungen in gemeinverständlicher Weise darzulegen. Diese Aufgabe hat auch der Verf. in entsprechender Weise durchgeführt. Ungleich bedeutender ist die zweite Schrift, welche, so sehr sie auch das Wirken des Comenius würdigt, keine bloße Lobrede ist, sondern eine verständige Kritik übt und neben den Vorzügen auch die Mängel des Systems hervorhebt, welche sich bei der vorwiegenden theologischen Richtung und der nicht ausreichenden philosophischen Bildung des Comenius nothwendig ergeben mussten.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Heinr. Ludw. Ahrens, Kleine Schriften. I. Band. Zur Sprachwissenschaft. Besorgt von Karl Haeberlin, mit einem Vorworte von O. Crusius. Hannover, Hahn'sche Buchhandlung 1891. 8°, XV u. 584 SS. Preis 16 Mk.

Es ist ein pietätsvolles Werk, diese von Haeberlin besorgte und von O. Crusius eingeleitete Sammlung der kleinen Schriften Ahrens', welcher durch sein classisches Werk »de graecae linguae dialectis« ein unvergängliches Denkmal sich errichtet und durch feinsinnige Untersuchungen auf diesem und anderem Gebiete anregend gewirkt hat. Eine rasch lebende und fortschreitende Zeit wie die unsrige lässt nirgends leichter als auf dem Felde sprachwissenschaftlicher und dialectologischer Forschung die mühsamen Wege vergessen, welche unsere Vorgänger durchwandelt haben. Die Fülle neu zuströmenden Materials und üppig aufschießender Hypothesen gibt jedem Arbeit genug, und ältere Werke werden umso weniger nachgeschlagen, je schwerer dieselben, in Programmen, Zeit- und Gelegenheitsschriften versteckt, zugänglich sind. Dass Ahrens' kleine Schriften dieses Schicksal nicht verdienen, wird jeder den warmen Empfehlungsworten der Einleitung glauben, der auch nur einige derselben genauer kennen gelernt hat.

Wir sehen den Hauptwert der Publication darin, dass sie einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Sprachwissenschaft bietet, und es kommt deshalb weniger die Frage in Betracht, ob Ahrens selbst diese Abhandlungen so in unveränderter Form publiciert haben würde, ob er Ansichten und Vermuthungen, welche durch neue Funde berichtigt oder heute allgemein als widerlegt gelten, wie z. B. über den Anlaut von ἕκαστος (= σέκαστος), aufrecht erhalten hätte. Der Herausgeber konnte selbstverständlich auf Dinge der Art nicht aufmerksam machen, ohne subjectiven Anschauungen Raum zu geben. Jüngere Leser werden es demnach an der nöthigen Vorsicht nicht fehlen lassen dürfen. Wir empfehlen aber gerade diesen die Lectüre der Sammlung nachdrücklich, weil sie eine Fülle von Anregungen und Belehrung daraus schöpfen können. Besonders gilt dies von den beiden ersten Abschnitten 'Grammatisch-Systematisches' und 'Dialectologisches und Epigraphisches' von den Abhandlungen über die Conjugation auf -μι in homerischen Dialecten, den vielgenannten 'Homerischen Excursen' und dem Vortrag 'Über die Mischung der Dialecte in der griechischen Lyrik'. Der dritte Abschnitt enthält 'Etymologisches'. Ein Sachregister, ein Wörterverzeichnis und ein Stellenregister erhöhen die Brauchbarkeit dieses Buches.

Von der Aufnahme dieses Bandes soll es abhängen, ob ein zweiter Band, welcher die Aufsätze zur Textkritik, Literaturgeschichte, Mythologie und Alterthümer enthalten würde, folgen soll. Demselben ist deshalb die weiteste Verbreitung zu wünschen.

The inscriptions of Cos, by W. R. Paton und T. L. Hicks with a map. Oxford at the Clarendon Press 1891. 8°, LIV u. 407 SS.

Die Beobachtung, dass die griechischen Inseln eine gewisse sociale und politische Sonderstellung einnehmen, hat den Herausgeber dieses Werkes, Herrn Paton, bestimmt, die von ihm und vor ihm gefundenen Inschriften der Insel Kos für sich zu sammeln, zu edieren und zu interpretieren. An der Spitze (S. 1—211) stehen die Inschriften der Stadt Kos, welche in einheimische Decrete, auswärtige Decrete und Briefe, sacrale und kalendarische, Weih- und Sepulcralinschriften zerfallen. Es folgen die Inschriften der Demen (S. 212—302); dann S. 303—320 ein Verzeichnis kosischer Münzen mit Namen der Magistrate. Die folgenden Excurse handeln über kosische Namen verschiedener Quellen, den kosischen Kalender und andere antiquarische Fragen (S. 323—361). Sechs Indices erschöpfen das Material und erleichtern den Gebrauch der Sammlung. Der gründliche Commentar ist ein gemeinsames Werk der Herren Paton und Hicks; der die Einleitung bildende Abriss der Geschichte von Kos gehört letzterem an.

Es ist zu bedauern, dass sich trotz des Sammelfleißes, den Paton an Ort und Stelle bethätigte, Inschriften, die über das 4. Jahrh. v. Chr. hinausgiengen, nicht fanden, so dass die Vermuthungen Hicks über die politische Entwicklung der Insel durch inschriftliche Zeugnisse keine Bestätigung und Aufklärung erfahren. Immerhin ist die Bereicherung unserer Anschauungen über die Verhältnisse in Kos in alexandrinischer und römischer Zeit, besonders über Einrichtungen der Culte und des Kalenders erheblich, und wir können das durch die gewohnte glänzende Ausstattung der Clarendon Press sich empfehlende Werk nur dankbar begrüßen. Freilich wird durch solche Sonderpublicationen, so trefflich sie an sich sein mögen, der Wunsch nach einem zusammenfassenden Corpus inscriptionum Graecarum nur gesteigert. Wenn ein solches herzustellen die Mittel und Kräfte einzelner Gelehrter oder einzelner gelehrter Institute übersteigt, so sollten umsomehr Mittel und Wege gesucht werden, über ein gemeinsames Arbeitsprogramm und die Grundsätze der Durchführung sich zu verständigen. Die zunehmende Zersplitterung müsste die Früchte so verdienstlicher Arbeit allgemeiner Verwertung und Benützung zum guten Theile entziehen.

Wien. H.

Kopp W., Geschichte der römischen Literatur für höhere Lehranstalten und zum Selbststudium. 6. Auflage, nach der Umarbeitung von F. G. Hubert besorgt von O. Seyffert. Berlin, Springer 1891. 8°, 142 SS.

Wie die kundige Hand des Meisters einer im ganzen gelungenen Zeichnung durch wohlangebrachte Schattenstriche oder Radierungen erst den Stempel einer allseitig befriedigenden Abgeschlossenheit aufdrückt, so hat auch die zuletzt von Hubert besorgte Auflage der bekannten Literaturgeschichte durch die Zusätze, Umstellungen und Weglassungen, die Seyffert, der gewiegte Literaturkenner, vorgenommen hat, in der Übersichtlichkeit der Anordnung, Knappheit des Ausdruckes und Zuverlässigkeit der Angaben wieder bedeutend gewonnen. Vollständigkeit des Stoffes

wurde in einem Maße angestrebt, über das man bei dem Zwecke, für den das Buch bestimmt ist, wohl nicht mehr hinausgehen dürfte. Neu aufgenommen erscheinen unter anderen Titus Labienus, Iulius Valerius, Sacerdos, Corippus, Venantius Fortunatus, Ennodius, Sedulius. Dagegen sind weggefallen: Herennius Modestinus, Vibius Sequester, Honorius orator, Chalcidius, Mallius Theodorus. Da auch die Übersetzungsproben gestrichen wurden, so stellt sich der Umfang dieser Auflage gegenüber der fünften sogar um einige Seiten kürzer heraus. Druck und Ausstattung sind sehr sorgfältig. S. 121 ist romani st. romini und p. V das einemal 'Poesie' zu lesen.

Das Büchlein kann als das verlässlichste seiner Art bezeichnet werden und wird auch angehenden Philologen als erste Einführung in die Geschichte der römischen Literatur willkommen sein.

Wien. F. Hanna.

Cornelii Nepotis qui exstat liber de excellentibus ducibus exterarum gentium. Accedit eiusdem vita Attici. Ad historiae fidem recognovit et usui scholarum accommodavit Eduardus Ortmann, Dr. phil. et professor, Gymnasii Hennebergici quod est apud Silusinos conrector. Editio quinta. Lipsiae MDCCCXCI. In aedibus B. G. Teubneri. gr. 8°, VII u. 96 SS. Pr. 1 Mk.

Vorliegende Bearbeitung des Nepos wurde in diesen Blättern bei früheren Gelegenheiten wiederholt besprochen. Wie Ref. aus zahlreichen Stichproben ersieht, sind in der neuen Auflage kleinere Versehen corrigiert, wesentliche Änderungen aber nicht vorgenommen. Bemerkenswert ist die Einführung der überlieferten Abfolge der Vitae, worüber O. hinter dem Index bemerkt: 'Nunc a veteribus traditum vitarum ordinem.. reduxi, et ob faciliorem cum aliorum editionibus comparationem et ob commodiorem usum vocabularii Schaeferiani item a me denuo editi et in officina Teubneriana excusi.'

Erziehung und Unterricht bei den Griechen und Römern. Bearbeitet von F. Stadelmann, k. k. Gymnasialprof. Triest, F. H. Schimpff 1891. 8°, 216 SS.

Unter Benützung des bekannten Werkes über antike Erziehung von L. Grasberger, der Encyklopädie von K. A. Schmid, der Geschichte der Erziehung und des Unterrichtes von Cramer, des Becker'schen Gallus, des Lebens der Griechen und Römer von Guhl und Koner und anderer einschlägiger Vorarbeiten (nicht genannt werden Ussings Buch über Erziehung und Jugendunterricht bei den Gr. u. R., Iw. Müllers Handbuch und die leider ganz vergessene vortreffliche Programmabhandlung von Stephan Pfeiffer, Wr. Neustadt 1867) bietet St. eine nicht allzu gedrängte Skizze des Unterrichtswesens der beiden classischen Völker, in der Absicht, eine der wichtigsten Partien der Realien, auf welche namentlich im Obergymnasium bei Erklärung verschiedener und nicht weniger Stellen der Classiker 'unwillkürlich' eingegangen werden muss, zunächst für die Bedürfnisse des Lehrers darzustellen. Ref. möchte unbedenklich das Werkchen auch reiferen Schülern zur Lectüre empfehlen, zumal St. über eine ziemlich gewandte, klare Schreibweise verfügt und den Text mit Belegstellen eben nicht belastet. Der Stoff ist in folgende Abschnitte gegliedert: I. Die antike Erziehung im allgemeinen. II. Charakteristik der drei Hauptstaaten des Alterthums mit Bezug auf das Erziehungs- und Unterrichtswesen. III. Die Stellung der Hausfrau. IV. Aussetzung. Des Kindes erste Lebenstage. V. Erziehung im zarten Alter. VI. Erziehung im Knabenalter. Zucht. VII. Der Pädagog. VIII. Die Staatserziehung der

Spartaner. IX. Unterrichtswesen. Ausbildung des Körpers. X. Orchestik. XI. Ausbildung des Geistes. XII. Das Lesen und Schreiben (γράμματα). XIII. Das Rechnen (λογιστική, λογισμοί, ἀριθμητική) und das Zeichnen (γραφική). XIV. Über den Musikunterricht. XV. Die Lehrer. XVI. Bildung im späteren Alter. XVII. Abschluss der spartanischen Erziehung. XVIII. Körperliche Ausbildung der griechischen und römischen Epheben. XIX. Rhetorische Ausbildung der griech. und röm. Epheben. XX. Grundsätze, nach denen in den Rhetorenschulen unterrichtet wurde. XXI. Unterricht in der Philosophie. XXII. Erziehung des weiblichen Geschlechtes. — Wie diese Übersicht zeigt, behandelt St. seinen Gegenstand, was die in Betracht kommenden Punkte anlangt, für den von ihm verfolgten Zweck vollständig. Auch wüsste Ref. keine Gelegenheit der Schullectüre namhaft zu machen, wo bei der Erklärung tiefer ins Detail einzugehen wäre, als St. thut. Bemerkt sei nur, dass die ziemlich summarisch gehaltenen Notizen über antikes Rechnen S. 111 ohne erläuternde Abbildung kaum verständlich sind. Jedenfalls aber erfüllt die Schrift im ganzen ihre Aufgabe und verdient, besseren Compendien der griechischen und römischen Alterthümer an die Seite gestellt zu werden.

Wien. J. Golling.

Karl Kraus, 'Vom Rechte' und 'Die Hochzeit'. Eine litterarhistorische Untersuchung. Abdruck aus den Sitzungsberichten der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, phil.-hist. Classe. Band 123. Nr. 4.

Der Verf., der bereits in einer Recension von A. Waags Kleineren deutschen Gedichten des 11. und 12. Jahrhunderts seine eingehende Beschäftigung mit der frühmhd. Literatur dargethan hat, veröffentlicht in der vorliegenden Abhandlung seine Untersuchungen über zwei der interessantesten Gedichte jener Periode. Er bespricht zunächst den Dialect der Handschrift, den er für innerösterreichisch erklärt, dann behandelt er den ursprünglichen Dialect der Gedichte, der nach ihm nicht mit dem des Schreibers identisch ist. Vielmehr seien beide Dichtungen ursprünglich in alemannischer Mundart verfasst worden, eine Meinung, die der Verf. noch in einem späteren Abschnitte durch den Nachweis von Beziehungen zwischen alemannischen und kärntnischen Klöstern zu stützen sucht. Die Thatsachen, welche den Verf. zu seiner Ansicht geführt haben, sind im wesentlichen folgende: in beiden Gedichten erscheint bei den abstractis häufig die Form -in im Reim und in beiden findet sich die Formel gesach in got. Beide Erscheinungen sind nun allerdings überwiegend, aber nicht ausschließlich alemannisch, wie Vogt im Literaturblatt f. germ. u. rom. Literatur 1892, Sp. 145 gezeigt hat. Es ist ferner zu bedenken, dass die Endung -in nicht bloß aus dem Reim zu erschließen, sondern auch oft genug in der Hs. wirklich geschrieben ist. Da nun der Schreiber sonst seinen Dialect durchgeführt hat, so muss man annehmen, dass die Endung -in ihm nicht fremd war. Denn um anzunehmen, dass er die Formen regelmäßig missverstanden und deshalb unverändert gelassen hat, sind der Stellen doch wohl zu viele. Die alem. Herkunft der Gedichte ist daher nach der Meinung des Ref. nicht über allen Zweifel erhaben.

Es folgt dann eine trefflich gelungene Charakteristik des Gedichtes vom 'Recht', welche die Grundlage abgibt für die höhere Kritik der 'Hochzeit'. Nach der Meinung des Verf.s ist nämlich die 'Hochzeit' von dem Dichter des 'Rechts' stark interpoliert und umgearbeitet worden. Die mit größerer oder geringerer Sicherheit auszuscheidenden Stücke übertreffen die von dem Verf. für echt angesehenen bei weitem an Umfang. Es entsteht die Frage, ob denn nicht das ganze Gedicht von dem Autor des Rechts herrühren könnte, der nur in einigen Stellen von seiner sonstigen

Manier abgewichen ist. Nach seinen Bemerkungen auf S. 36 hat sich der Verf. offenbar diese Frage vorgelegt und sie mit nein beantworten zu müssen geglaubt.

Ein weiterer Abschnitt untersucht die Beziehungen der beiden Gedichte zu anderen gleichzeitigen. Der Verf. stellt dabei die These auf, dass der Autor des 'Rechts' auch das in der Zs. f. deutsches Alterthum 1, 270 publicierte Gedicht von der Deutung der Messgebräuche verfasst habe. Diese Meinung lässt sich nicht halten und ist jetzt vom Verf. selbst wieder aufgegeben worden. Über Autorfragen wird man erst dann mit Sicherheit entscheiden können, wenn einmal alle Formeln der ja in so hohem Grade formelhaften Poesie des 12. Jahrhunderts vollständig werden zusammengestellt sein. Durch seine Sammlungen hat der Verf. jedenfalls einen wertvollen Beitrag zu einem solchen Corpus formularum geliefert.

Den Schluss der Arbeit bilden Untersuchungen über das Verhältnis der Gedichte zur Theologie und Anmerkungen zu einzelnen Stellen; zwei Abschnitte, die wohl zu den besten des Buches gehören. Wenn es dem Verf. auch nicht gelungen ist, eine bestimmte Quelle für die Hochzeit aufzuzeigen, so erhält man durch seine Parallelstellen doch eine gute Anschauung von dem Antheil, den die Autoren der beiden Gedichte an der geistlichen Bildung ihrer Zeit gehabt haben.

Baden. Dr. M. H. Jellinek.

Ergänzung der 'Erläuterungen zu einer für den Schulgebrauch ausgewählten Sammlung galvanoplastischer Abdrücke antiker Münztypen'. (Sonderabdruck aus dem Schlusshefte des Jahrganges 1891 dieser Zeitschrift.)

Es macht mir ein Vergnügen, den Lesern dieser Zeitschrift mittheilen zu können, dass der Bildhauer Herr Sturm, dem die Herstellung und Adjustierung galvanoplastischer Abdrücke der über Auftrag der archäologischen Commission für österreichische Mittelschulen von mir ausgewählten Reihe wichtiger antiker Münztypen übergeben worden ist, sich bereit erklärt hat, ohne eine Erhöhung des Verkaufspreises zu begehren, zwei Münzstücke, deren innerhalb der Schulliteratur ausdrückliche Erwähnung geschieht, die ich aber, da sie nur secundären Wert in der Darstellung der Entwicklung des römischen Münzwesens besitzen, aus Rücksicht auf die Herstellungskosten beiseite lassen musste, nachträglich der Typensammlung hinzuzufügen.

Es sind dies: 1. Ein gezahnter Silberdenar (*serratus*): bediademter Kopf der Venus und S·C (= *senatus consulto*); auf der Rückseite: die Siegesgöttin auf einem Dreigespanne, unten im Abschnitte der Name des Münzmeisters C. Naevius Balbus C·NÆ·BAB, oben ein Controlzeichen CXXII; 2. ein *bigatus*: behelmter Kopf der Göttin Roma, links das alte Zeichen des Denars X; auf der Rückseite die Siegesgöttin auf einem Zweigespanne, darunter im Abschnitte der Name des münzenden Staates ROMA.

So ist die Zahl der Münzproben der archäologischen Commission von 30 auf 32 Stücke gestiegen. Ich zweifle nicht, dass sie für die Zwecke der Illustrierung des philologischen Schulunterrichtes unserer Gymnasien durch die antike Numismatik in normalen Verhältnissen völlig ausreicht.

Wien. Dr. J. W. Kubitschek.

Praktische Anleitung zur Vermeidung der hauptsächlichsten Fehler in Anlage und Ausführung deutscher Aufsätze von Dr. Adolf Kutzner. 2. Aufl. neu bearbeitet von Dr. Otto Lyon. Leipzig, B. G. Teubner 1891. 87 SS.

Das Büchlein gehört zu den wenigen dieser Art, die wirklich nutzbringend in den Händen der Schüler wirken können, und deshalb allen jenen, die hinter den Schulanforderungen zurückbleiben, zur häuslichen Nachhilfe empfohlen werden mögen. Es verdankt diesen Vorzug der sorgfältigen Auswahl des dem Schüler Nöthigen, der Aufdeckung der häufigsten Fehlerquellen (Lehrweg ἐξ ἐναντίου), der glücklichen Stilisierung, der beständigen Rücksichtnahme auf die Praxis, der das Buch selbst entstammt. Die Anordnung ist folgende: I. Stoffauffindung (inventio), II. Stoffordnung (dispositio), III. (als Haupttheil) die sprachliche Einkleidung (elocutio). Letztere bespricht: *a*) die grammatischen, *b*) die logischen, *c*) die ästhetischen Eigenschaften des Stils.

Für unsere Gymnasien ungeeignet sind nur einige Anhänge mit orthographischen Erörterungen und Belehrungen über Interpunction, nebst dazugehörigen Übungsstücken.

Adolf Heinzes Praktische Anleitung zum Disponieren deutscher Aufsätze. Gänzlich umgearb. von Dr. Hermann Heinze. 5. verm. u. erweit. Aufl. 5. Bändchen: Anleitung und Register. Leipzig, Wilhelm Engelmann 1891. 45 SS. Preis cart. 60 Pf.

Das Ganze ist selbst ein kleines Meisterwerk der Disposition. Der Inhalt der 24 Seiten Text (denn das übrige sind Register zu vier Bändchen Dispositionen) ist in jeder Beziehung tadellos (auch S. 21, Z. 13?), setzt aber zur erfolgreichen Benutzung große Verstandesreife der Jugend und viel Zeit voraus. Wollte man in unseren Gymnasien das Beispiel nachahmen, so gienge das nur auf Kosten des der 7. und 8. Classe zugewiesenen Lectürestoffes. Wenn dagegen unser propädeutischer Unterricht in VII. die hier in Betracht kommenden Fragen zugunsten der Dispositionskunst ausführlich behandeln, vertiefen und an zahlreichen Beispielen einüben wollte, so würde er sich um die Ausbildung der Jugend noch mehr verdient machen.

Ausgeführter Lehrplan für den deutschen Unterricht an den Unter- und Mittelclassen eines sächsischen Gymnasiums. Von Dr. Gotthold Klee. Leipzig, B. G. Teubner 1891. VIII u. 105 SS.

Dieses Büchlein kann allen Fachgenossen aufs wärmste empfohlen werden. Die Lectüre ist durchaus anregend, genuss- und lehrreich. Das Was und Wie des deutschen Unterrichtes findet darin treffliche Beleuchtung, und wenn auch die speciellen Schulverhältnisse, auf die dieser Lehrplan aufgebaut ist, nicht blinde Nachahmung gestatten und Ansicht gegen Ansicht, Praxis gegen Praxis wiederholt aufgestellt werden darf, so bleibt doch genug des zu Billigenden und zu Befolgenden. Wie weit in didaktischen Fragen die Anschauungen auseinandergehen können, erhellt z. B. daraus, dass die Lectüre von 'Minna' oder gar von 'Nathan' von Klee für die II B (= Untersecunda) als durchaus verfrüht bezeichnet wird (vgl. S. 97/98), während unsere Instructionen die Besprechung dieser Dramen bekanntlich der gleichstufigen VI. Classe zuweisen.

Die Arbeit basiert nicht nur auf eigener, reicher Erfahrung des Verf.s und dessen außerordentlichem Lehrgeschicke, sondern auch auf einer breiten fachwissenschaftlichen Literatur, die wiederholt citiert wird.

Der Lehrplan umfasst die ersten sechs Classen eines Gymnasiums (also Sexta bis Untersecunda) — letztere bereits mehr andeutungsweise — und verbreitet sich in concentrischen Kreisen über Lesen, Übungen

im mündlichen Ausdrucke, Declamation, Grammatik, Rechtschreibung und Zeichensetzung, sprachliche Betrachtungen, Anschauungs- und Denkübungen, schriftliche Arbeiten, wozu auf späteren Unterrichtsstufen einleuchtende Bemerkungen über Lectüre, Stil, Literaturgeschichte u. ä. treten.

Auch der Ton, in dem dies alles abgefasst ist, nimmt ungemein für die Arbeit ein. Wärme für den Gegenstand ohne übertriebenes Pathos, bei aller Genauigkeit und Gründlichkeit Sinn für das Ganze und Weite, überall Rücksichtnahme fürs Erreichbare.

Wien. Dr. R. Löhner.

Programmenschau.

28. Heidrich Dr. G., Varroniana II. Progr. des Gymn. zu Melk 1891, 8°, 34 SS.

Der Verf. hat Wort gehalten und uns bereits nach Jahresfrist mit sehr fleißig zusammengestellten Bemerkungen über den Stil des Varro beschenkt. Zunächst wird die Wortstellung S. 4—12 behandelt; besonders interessant ist die Anastrophe der Conjunctionen, die sich oft sogar erst an 11. Stelle finden. Leider ist hier dem Verf. die vom Ref. bereits bei der Recension des ersten Theils citierte Arbeit entgangen. Dann folgt eine ausführliche Darstellung der Satzstellung und des Periodenbaues (S. 13—24). Ist auch Varro ein wenig sorgfältiger Stilist, so wäre doch eine Untersuchung des Periodenbaues nach dem Muster, das Nägelsbach in seiner Stilistik bietet, sehr interessant gewesen. Besonders beachtenswert ist das Schlusscapitel „Aufhebung der Concinnität", S. 24—34, das für uns eine eindringliche Warnung enthält, ja nicht aus sprachlicher Gleichmacherei Conjecturen zu machen. Mit Rücksicht auf die Grammatik im allgemeinen und die Kritik des Varro im besonderen wird man dem Verf. großen Dank für seine emsige Arbeit wissen.

29. Andergassen L. B., Über den Gebrauch des Infinitivs in der Vulgata. Progr. des Privat-Obergymn. der Franciscaner in Bozen 1891, 8°, 23 SS.

In der vorliegenden Abhandlung, der jegliche Einleitung fehlt, wird der Infinitiv als Subject, als Object, als Vertreter eines Adverbialsatzes und eines Attributes behandelt. Der Verf. kennt, wie man aus den Anmerkungen ersieht, nur Kühners Grammatik, den Antibarbarus mit Otts Recension und die drei Programme von Šorn, Unterberger und Bill. Kaulens, Rönschs, Gölzers (Latinité de saint Jérôme — Paris 1884) und G. A. Saalfelds (De bibliorum sacrorum Vulgatae editionis graecitate — Quedlinburg 1891) Arbeiten über die Vulgata sind H. Andergassen ebenso unbekannt, als Koffmannes Geschichte des Kirchenlatein. Dass für eine sprachliche Untersuchung nicht der officielle Text des Tridentinums ausreicht, scheint der Verf. auch nicht zu wissen. Und obwohl er Theologe ist, kennt er von Kaulens Einleitung nur die Ausgabe vom Jahre 1876 (vgl. S. 18), während die letzte im Jahre 1890 erschienen ist. Ebenso hätte der Unterschied in der Sprache zwischen dem Alten und Neuen Testamente viel mehr hervorgehoben werden sollen, als es jetzt z. B. S. 9, 10 geschehen ist. Soll die Fortsetzung dieser Untersuchung, die uns S. 23 versprochen wird, irgendwie befriedigen, so muss sich der Verf. in der entsprechenden Literatur sehr genau umsehen und eine vollständige Sammlung, nicht eine Auswahl von Stellen vorlegen.

30. **Winter Zigmund**, Učitelstvo latinských škol městských v 16. věku. Progr. des akad. Gymn. in Prag 1891, 8°, 29 SS.

In rein sachlicher und gründlicher Weise entledigt sich Winter seiner Aufgabe. Der erste Theil behandelt das Verhältnis der lateinischen Schulen zur Prager Universität, deren jeweiliger Rector allein das Ernennungsrecht hatte, obgleich es ihm öfter Pfarrer und Gemeinde streitig zu machen suchten. Man muss diesen noch heute Dank dafür wissen, dass sie mit rücksichtsloser Strenge darauf sahen, dass der Leiter einer Lateinschule graduierter Baccalaureus war. Im zweiten Abschnitte sehen wir den Lehrer, der in älterer Zeit auch Gemeindeschreiber war, in der Schule. Seine Unterlehrer wählte er sich selbst, manche Lasten verstand er auf die Schultern der Schüler abzuwälzen. Im Schlusscapitel werden wir mit den Einnahmen des Schulleiters bekannt, die, trotzdem sie aus mannigfachen Quellen flossen, doch herzlich gering waren, so dass sich dieser sehr selten Fleischgenuss verstatten konnte. Wer kann sich deshalb darüber wundern, wenn diese Leute von der Schule möglichst bald fortzukommen trachteten. Diese fleißige Arbeit ist ein schöner Beitrag zur Geschichte der Renaissance in unserer Heimat. Interessant ist S. 6 die Bemerkung, dass die Bezeichnung »Gymnasium« nicht erst bei den protestantischen Schulen Deutschlands sich findet, sondern dass bereits diesen Namen zwei Lateinschulen Prags im Beginne des 16. Jahrhunderts tragen. Hoffentlich begegnen wir dem Verf. noch öfter auf diesem Gebiete. In der Osvěta vom Jahre 1890 besprach Winter nach S. 20 die Lehrgegenstände jener Schulen, doch ist mir diese Zeitschrift leider nicht zugänglich.

31. **Komers August**, Ein Beitrag zur Pflege der lateinischen Sprache in Mähren bis zum Jahre 1620. Progr. des k. k. Gymn. in Znaim 1891, 8°, 30 SS.

Der Verf. behandelt sein Thema in gelungener Weise und warme, patriotische Begeisterung verräth jede Seite der Arbeit. Während das Mittelalter nur ganz kurz gestreift wird, treten die mährischen Dichter der Renaissance und die Leistungen der einzelnen confessionellen Schulen damaliger Zeit in den Vordergrund. Mit Recht werden besonders Protasius v. Boskowitz, Bischof von Olmütz, Ladislav v. Boskowitz, der Neffe des vorigen, Andreas Stibor, Augustinus Olomucensis, Johann v. Zwole, Johann d. Ältere v. Hodějov hervorgehoben. Die Arbeit verräth genaue Kenntnis der Specialliteratur der böhmischen und mährischen Geschichte. Doch mit der allgemeineren Literatur über seinen Gegenstand scheint der Verf. nicht so vertraut zu sein. So überrascht z. B. das äußerst strenge Urtheil (S. 14) über Conrad Celtis, das zwar aus Goedeke abgeschrieben ist, aber heute wohl bei keinem Sachverständigen mehr Billigung finden dürfte. Und wenn Komers auf derselben Seite Celtis mit aller Bestimmtheit als Verf. der Comödien der Hroswitha hinstellt, so dürfte er wohl der einzige Gläubige dieser Schrulle Aschbachs sein. Ferner wirkt es eigenthümlich, wenn S. 17 eine wichtige Bestimmung der Studienordnung des Jesuitenordens in der deutschen Übersetzung des Programms des deutschen Gymnasiums in Brünn vom Jahre 1878, S. 13, angeführt wird, während in den »Monumenta Germaniae Paedagogica« Kehrbachs die »Ratio atque institutio studiorum S. J.« von Pachtler in mustergiltiger Weise herausgegeben wurde und jedermann leicht zugänglich ist. Bei Behandlung der Vagantenpoesie (S. 8 u. 9) wird Gisebrechts grundlegende Arbeit (Allgemeine Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur 1853) nicht erwähnt und die durch Gabrieli (Su la poesia dei Goliardi — par Annibale Gabrieli — Città di Castello 1889) angeregte Frage, ob sich auch Laien an derselben betheiligt haben, nicht einmal gestreift. Offenbar ist diese Behauptung des italienischen Gelehrten, die ich nebenbei bemerkt nicht

für richtig halte, dem Verf. ganz unbekannt. Wohl nur dem eingangs erwähnten Patriotismus ist es zuzuschreiben, wenn Komers über die ultra reactionären Bestrebungen der Schulen der böhmischen Brüder (S. 18) sehr milde urtheilt und auf der folgenden Seite den Prager Fenstersturz nur »eine Verwirrung der böhmischen Stände« nennt. Der Verf. bezeichnet es S. 20 als seine weitere Aufgabe, die große Reihe lateinischer Schriftsteller aus dem eben besprochenen Zeitraume vorzuführen. Er besitzt unbedingt die vollste Eignung dazu, doch möchte ihm Ref. sehr rathen, sich mit der einschlägigen italienischen Literatur, näher vertraut zu machen, wenn die Arbeit allgemein befriedigen soll. Dieser äußerst dankenswerte Stoff verdient es, dass auf ihn der größte Fleiß verwendet werde.[1])

Oberhollabrunn. Dr. Karl Wotke.

---

32. Orendi Julius, Marcus Terrentius Varro, die Quelle zu Livius VII, 2. Progr. des Gymn. in Bistritz 1891, 4°, 38 SS.

Der Verf. kommt in seinen Untersuchungen über die Quelle, welche Livius VII, 2 zugrunde liegt, zu folgenden Schlüssen: Die von Livius benützte Geschichte der Entstehung und Entwicklung des Dramas bei den Römern, auf deren Grundlage er in seinem 2. Capitel des 7. Buches die Entwicklungsgeschichten des römischen Dramas gibt, rührt nicht von einem Historiker, sondern von einem Grammatiker her. Eine Vergleichung mit Valerius Maximus, der im 4. Capitel des 2. Buches seiner factorum dictorumque memorabilium denselben Stoff behandelt, zeigt eine so auffallende Übereinstimmung in der Darstellung bei beiden, dass man meinen könnte, Valerius Maximus habe auch hier wie an anderen Stellen den Livius benützt. Die zahlreichen Abweichungen von Livius aber machen diese Annahme unhaltbar, und so kann die Übereinstimmung beider Autoren nur erklärt werden, wenn für beide eine gemeinsame Quelle angenommen wird. Alle Umstände deuten darauf hin, dass diese gemeinsame Quelle der Grammatiker Marcus Terentius Varro gewesen ist, der im 10. Buche seiner »antiquitatum rerum divinarum« über die »ludi scenici« spricht und den Valerius Maximus nachweisbar für seine Werke benützt hat. Orendis weitere Ausführungen suchen dann hiefür, sowie auch dafür den Beweis zu erbringen, dass Varros erwähntes 10. Buch mit seinem Abschnitte »ludi scenici« Livius und Valerius Maximus vorgelegen sei und jeder nach seiner Art daraus geschöpft habe.

33. Seraphin Karl, Römisches Badeleben. Progr. des Gymn. in Schäßburg 1891, 4°, 36 SS.

Der Verf. will in seiner Arbeit das Badeleben der Römer in seinem weitesten Umfange zur Anschauung bringen, einmal wie es sich in den verschiedenen größeren und kleineren Badeanstalten Roms, dann aber wie es sich in den Mineral- und Seebädern, welche die Römer zu benützen pflegten, äußerte. Die Arbeit zerfällt somit naturgemäß in zwei Abschnitte. Der erste behandelt das Leben und Treiben der Römer in den Bädern Roms selbst, der zweite das Badeleben der Römer in den Mineral- und Seebädern des Auslandes und Italiens. Vorausgeschickt wird diesen beiden Abschnitten eine eingehende Besprechung der hauptsächlichsten Bestandtheile der inneren Einrichtung der Privat- und öffentlichen Bäder.

---

[1]) Für beide Arbeiten muss jetzt des Ref. Darstellung (die Literatur über den Humanismus in Böhmen und Mähren in der Beilage zur Münchner Allgemeinen Zeitung Nr. 92 vom 21. April 1893) verglichen werden.

Wenn der Verf. auch nichts wesentlich Neues vorbringt, so hat er doch die über den Gegenstand vorhandene, nicht kleine Literatur fleißig und gewissenhaft benützt und gibt ein übersichtliches Bild des Gegenstandes. Eine anziehende Schilderung außerrömischen Badelebens bringt der Verf. am Schlusse seiner Arbeit, indem er zunächst die wichtigsten außeritalischen Badeorte »Kanobus« (bei Alexandria), Taposiris und Eleusis, Aedepsos, die Aquae Tibilitanae an den Abhängen des Atlasgebirges, die Aquae Maffiacae (Wiesbaden), Aquae Aureliae (Baden-Baden) usw. bespricht. Auf die italienischen Bäder übergehend, hebt er besonders das Badeleben in Bajä, »der Königin unter den Bädern«, hervor.

34. Netoličzka Oskar, Zu Heines Balladen und Romanzen. Progr. des Gymn. in Kronstadt 1891, 4°, 33 SS.

Gerade in neuerer Zeit hat Heine zahlreiche Beurtheiler gefunden, die ihm theils mehr, theils minder wohlwollen. Viel haben sie freilich an den Zügen eines Charakterbildes, wie es nun einmal in der Geschichte feststeht, nicht zu ändern vermocht. Der Verf. behandelt in seiner Programmarbeit, ohne Abschließendes geben zu wollen, Heines Balladen und Romanzen. Wenn wir auch zugestehen, dass es schwierig ist, die Grenzen zwischen Lyrik und Epik in Heines Poesie zu ziehen, so wird dem Verf. dieser Arbeit, was er übrigens auch selbst empfindet, der Vorwurf nicht erspart werden können, bei der von ihm getroffenen Auswahl der Balladen und Romanzen thatsächlich etwas willkürlich verfahren zu haben.

Der Verf. gibt zunächst eine Gesammtcharakteristik der Heine'schen Balladen und Romanzen, indem er hiebei von den Stoffen und Motiven, dann von dem Stile im Sinne der inneren Form, wie der Dichter seinen Gegenstand auffasst und behandelt, und endlich drittens vom Stile im Sinne der äußeren Form spricht. Was den Stoff anbelangt, den Heine in seinen Balladen verwendet, übertrifft er hierin an Mannigfaltigkeit selbst Goethe. Am häufigsten entlehnt er seine Stoffe der Mythologie und dem Volksglauben. (Antike Mythologie, indische Sagen, biblisch-christlicher Glauben und Wunderwelt.) Die Frage, ist Heine ein objectiver oder ein subjectiver Dichter, ist er — was dasselbe bedeutet — ein naiver oder sentimentaler Dichter nach Maßgabe Schiller'scher Unterscheidung, beantwortet der Verf., indem er sich an Elster anschließt, dahin: »Heine ist kein naiver Dichter; er lässt nicht die Vorgänge der Welt auf sich wirken, ohne einen ethischen Antheil zu äußern, vielmehr lässt sich eine subjective Würdigung überall hindurchfühlen. Er ist ein durchaus sentimentaler Dichter im Schiller'schen Sinne des Wortes.«

Unter der Überschrift: »Die äußere Form« berührt der Verf. Sprache, Aufbau und metrische Form der Heine'schen Balladendichtung. Inwieweit der Alexandrinismus der neuesten Methode, Dichter zu erklären oder zu secieren, an sich berechtigt ist oder nicht, soll hier nicht besprochen werden.

35. Roth Hermann, Der siebenbürgische Fürst Gabriel Bathori von Somlyo (1608—1613). Progr. des Gymn. in Mediasch 1891, 4°, 50 SS.

Wie der Verf. selbst sagt, lag es nicht in seiner Absicht, eine erschöpfende Geschichte Gabriel Bathoris zu geben. Er will vielmehr auf Grundlage der seit dem Jahre 1867 erschienenen Quellen zur Geschichte Bathoris, darunter in erster Linie der von Szilagyi veröffentlichten Monumenta comitialia regni Transilvanica, bloß das Wichtigste aus der Geschichte jenes Fürsten in deutscher Sprache zusammenfassen. Selbständige Forschungen lagen also nicht in seiner Absicht. Die vorhandene Literatur ist fleißig benützt; vielleicht hätte der Verf. mehr auf die Geschichte der Sachsen eingehen können. Namentlich in Bezug auf diese und die

Fürstenzeit in Siebenbürgen bergen die heimischen Archive, sowie die in Pest und Wien noch ungehobene Schätze.

36. Schullerus Josef, Das Kochsalz, Natriumchlorid, als erster Körper im mineralogisch-chemischen Unterrichte der dritten Classe einer Mittelschule. I. Theil. Progr. des Gymn. in Sächsisch-Regen 1891, 4°, 58 SS.

Mit Benützung einer ansehnlichen Literatur weist der Verf. nach, dass nur das Kochsalz als Basis für den Beginn des Unterrichtes in der Mineralogie dienen könne, da dieses, das am besten auch jedem Kinde bekannte Mineral, von allen Mineralièn die meisten Anschauungen für den Unterricht biete, zur Selbstthätigkeit wecke und die besten Grundlagen für die physikalische und krystallographische Seite des mineralogischen Unterrichtes bilde. Ob nicht der Verf. mit seinen Forderungen zu weit geht, wollen wir dahingestellt sein lassen, seine Systematik scheint aber an manchen Stellen seiner Arbeit entschieden zu übertrieben.

Hermannstadt. Fr. Schuller.

---

37. Zeidler Jacob, Die Schauspielthätigkeit der Schüler und Studenten Wiens. Progr. des Staatsgymn. in Oberhollabrunn 1890, 8°, 44 SS.

Der Verf. hat seine Arbeit zunächst für die Lectüre seiner Schüler bestimmt; daher waren bei der Abfassung neben den wissenschaftlichen Gesichtspunkten auch pädagogische maßgebend. Trotzdem ist die Abhandlung nicht ohne wissenschaftlichen Wert, weil sie stellenweise handschriftliches Material, welches bisher noch nicht benutzt wurde, verwertet, und auch ältere Druckwerke sorgfältig zurathe zieht. Ihrem Charakter gemäß kann die Arbeit nicht als eine abschließende Leistung betrachtet werden, sie ist jedoch sehr anregend, enthält manches, was für den Forscher brauchbar ist, und kann allen jenen, die sich mit der Sache nicht eingehender beschäftigt haben, zur Einführung in die Geschichte des Wiener Schuldramas empfohlen werden.

Obschon der Verf. die Schauspielthätigkeit der Wiener Schüler und Studenten darstellen will, ist er bei der Behandlung der Jesuitendramen doch zuweilen genöthigt gewesen, auch einen Blick in andere Theile des Reiches zu werfen.

In einer Einleitung, welche zunächst für seine jugendlichen Leser bestimmt ist, spricht der Verf. von scenischen Darstellungen, die im alten Wien gebräuchlich und beliebt waren und theils geistlichen, theils weltlichen Charakter besaßen. — Die ältesten scenischen Darstellungen, denen dramatischer Charakter zukommt, wurden, wie er im nächsten Abschnitte mittheilt, von den Schülern der Bürgerschule bei St. Stephan, der ältesten und angesehensten Schule der Stadt, aufgeführt. Die Schüler wurden nicht bloß in ihrer Eigenschaft als Zöglinge einer Domschule bei den geistlichen Spielen verwendet, sie waren auch außerhalb der Schule bei der Aufführung weltlicher Spiele thätig, und der Kirchendiener von St. Stephan war ursprünglich der Schauspielhalter Wiens.

Einen besonderen Aufschwung nahm die Dramatik, als an der Wiener Universität zur Zeit Kaiser Maximilians I. die berühmtesten Humanisten wirkten und Wien die bedeutendste Hochschule Deutschlands war. Besonders das biblische Drama erfreute sich damals hervorragender Pflege. Dramatische Aufführungen fanden häufig am Kaiserhofe statt, und die Universität hatte dabei ihren Antheil. Der Verf. erklärt in diesem Abschnitte mit Rücksicht auf seine jüngeren Leser die Entstehung der neuen

Richtung, welche die Humanisten in die Dramatik brachten, und spricht sich für die Ansicht aus, dass das classische Drama der Alten den Klöstern des Mittelalters nicht so fremd war, wie man meint, und seit den Zeiten Karls des Großen in den Klosterschulen immerhin einige Beachtung, ja sogar Pflege gefunden hat. — Die Leitung der Wiener Universität gieng im Laufe der Zeit bekanntlich in die Hände der Jesuiten über, und diese wandten dem Drama eine ganz besondere Aufmerksamkeit und Pflege zu. Es ist interessant zu lesen, dass unter den zahlreichen Arten, welche sie zuließen (und sie waren nicht besonders rigoros), auch schon historische Dramen waren. So wurde 1648 zur Feier des westphälischen Friedens von den Schülern in Klagenfurt ein Drama »Friedlandus« dargestellt, und auch von einem Stücke »Maria Stuart« hat man Kunde. Das Jesuitendrama dauerte, vom Hofe begünstigt, so lange der Jesuitenorden bestand, und als sich nach dessen Auflösung die Piaristen um das Schulwesen annahmen, erlebte es in dem Piaristendrama eine Fortsetzung.

Der Verf., welcher, wie schon erwähnt wurde, die vorhandene Literatur sorgfältig durchforscht hat, verspricht, seine Vorarbeit mit Benützung seines übrigen Materials ausgeführter und in durchaus wissenschaftlicher Darstellung den Fachgenossen vorzulegen. Die vorliegende Probe sowie seine seitherigen Arbeiten auf dem Gebiete des Dramas bekunden hinlänglich, dass er die Eignung dazu besitzt, das Thema, welches an sich gewiss wichtig und von Interesse ist, entsprechend zu behandeln.

38. Schmidtmayer Rudolf, Schillers Iphigenie und ihr Verhältnis zum gleichnamigen Drama des Euripides. (Fortsetzung.) Progr. des k. k. deutschen Staatsgymn. in Budweis 1891, 8°, 29 SS. (S. 28—56 des ganzen Aufsatzes.)

Die Fortsetzung dieser Abhandlung führt zunächst einige Mängel des von Schiller verdeutschten Dramas an. Vor allem wird getadelt, dass der Bearbeiter sein Stück mit dem Abgange Iphigeniens zum Opfertode schließt, weil durch die letzten Worte des Achilles die Spannung des Zuschauers in lebhafter Weise erregt, nun aber nicht befriedigt wird. »Vom dramaturgischen Standpunkte«, sagt der Verf., »können wir die Auslassung des Botenberichtes über Iphigeniens Rettung durch Artemis nur als verfehlt und ungerechtfertigt und deshalb mit Hoffmeister Schillers Nachdichtung als verstümmelt bezeichnen.« Freilich meint der Verf., dass in die modernisierte Iphigenie Schillers die Schlusscene mit dem Botenberichte nicht recht gepasst hätte, aber der Vorgang des Bearbeiters wird uns dadurch verständlich, dass dieser die große Bedeutung der Botenberichte im antiken Drama nicht kannte.

Ein anderer Tadel betrifft die Breite der Bearbeitung, welche aus der freien Reproductionsweise des Dichters hervorgieng und eine Verflachung zur Folge hatte. Das Stück des Euripides zählt 1509 Verse, das Schiller'sche 1856. Die Stichomythien des Originales werden durchbrochen, oft wird ein Wort durch einen Satz, ein Vers durch mehrere wiedergegeben. (Das Beispiel Vers 1041 ff. ist allerdings kein besonders passender Beleg.) Orts- und Zeitbestimmungen sowie ganze Sätze zur Erläuterung des Sinnes werden zuweilen von Schiller eingefügt, wofür der Verf. eine Reihe von Beispielen beibringt. Andererseits wurden aber auch ganze Sätze unberücksichtigt gelassen, einzelne Worte nicht wiedergegeben, Ausrufungspartikeln ausgeschieden und in Ansprachen die Eigennamen willkürlich ausgelassen oder hinzugefügt. Um der Übersetzung Fülle des Ausdruckes zu verleihen, wurden Epitheta eingefügt. In einer Reihe von Fällen ist die dichterische Wiedergabe freier. S. 35 f. wird eine Anzahl unrichtiger Übersetzungen Schillers besprochen. Eine Freiheit, die sich Schiller erlaubt, ist überdies der Gebrauch lateinischer

Bezeichnungen der Götter in einem Stücke, in dem doch nur Griechen handeln.

Aus der Art und Weise, wie Schiller gearbeitet hat, lässt sich schwer bestimmen, in welchen Fällen er seiner Bearbeitung nicht Übersetzungen des Stückes zugrunde legte, sondern in den griechischen Text Einblick nahm. Der Verf. führt S. 37 ff. die Stellen an, bei deren Übertragung Schiller wahrscheinlich oder doch möglicherweise das griechische Original benützt hat. Aus den Untersuchungen geht hervor, dass der Übersetzer nicht imstande war, den genauen Sinn des Originaltextes zu verstehen, auch wenn er ihn mit den Übersetzungen zusammenhielt. Da sich Schiller sogar mit der lateinischen Übersetzung des Barnes, die sich am meisten wortgetreu an den ursprünglichen Text anschloss, keinen Rath wusste, war er genöthigt, sich mit Hilfe der Phantasie ein Original zu schaffen. Aus diesem Umstande erklären sich einige Missverständnisse seiner Übertragung.

Aus der sehr fleißigen Arbeit geht weiter hervor, dass Schiller durch seine Anmerkungen die Unkenntnis des Griechischen möglichst zu verdecken und sich den Schein zu geben suchte, als habe er den Originaltext häufiger und gründlicher zurathe gezogen, als dies wirklich geschehen ist. Wenn mit Rücksicht hierauf der Verf. Schiller unverblümt den Vorwurf der Schwindelei macht, so muss man zu dessen theilweiser Entschuldigung hinzufügen, dass man es allgemein im 18. Jahrhunderte bei den Übersetzungen von Dramen nicht sonderlich genau zu nehmen pflegte; auch mag Schiller bei seiner Unkenntnis des Griechischen selbst in ganz elementaren Dingen oft gar nicht gemerkt haben, wie weit er von der richtigen Auffassung, von welcher ihn Übersetzungen und Erklärungen oft noch mehr ablenkten, abirrte. Jedenfalls zeigt der Vergleich der Euripides-Übersetzung mit der Übertragung von Shakespeares Macbeth, dass Schiller auch als Übersetzer und Bearbeiter von Dramen im Laufe der Zeit viel gelernt hat.

Dem Schlusse der Arbeit, welcher für das Programm des nächsten Jahres in Aussicht gestellt wird, darf man mit regem Interesse entgegensehen.

Wien. Dr. F. Prosch.

---

39. Staunig J., Die Flurnamen des Burgamtes Villach nach dem Urbar des Martin Behem. Progr. des k. k. Obergymn. in Villach 1891, 8°, 18 SS.

Aus dem Nachlasse des am 12. August 1889 gestorbenen letzten Burgherrn zu Villach Guido Nagele ist das Gymnasialarchiv in den Besitz eines alten Urbars gekommen, das in zwei Exemplaren, dem Original aus dem XVI. Jahrhunderte und einer Abschrift aus dem XVIII. Jahrhunderte, erhalten ist. Der Titel lautet: „Urbarbuech und Beschreibung aller und Jeder des Hochlöblichen Stüffts Bomberg zu desselben Ambt und Burgg zu Villach gehörigen Regaliten etc. durch Martin Behem jetzigen Ambtmann daselbst alles fleißig erkundigt, umbgangen, beritten, augenscheinlich besichtigt und in diese Beschreibung Bracht von dem 1579 bis auf das 1586 ixte Jahr“. Nach diesem Urbar behandelt der Verf. des vorliegenden Aufsatzes die Flurnamen des Burgamtes Villach in zwei Theilen: 1. Die Vorstellungen, welche den Flurnamen zugrunde liegen (Relief des Bodens, Wasser, Culturformen, Vegetation, Thiere, Wege und ihre Hindernisse, Haus und Hof, Wahrzeichen religiöser und politischer Art, Form und Farbe), 2. Zusammenstellung der Flurnamen nach der Anordnung und Schreibung im Urbar. Der Verf. hat seine Arbeit meist auf Grundlage der Forschungen Miklosichs und Becks in zweckmäßiger Weise durchgeführt.

40. Ammann H., Die Pest des Jahres 1636 in Neustift bei Brixen. Progr. des k. k. Obergymn. zu Brixen 1891, 8°, 57 SS.

Tirol wurde bekanntlich im 30jährigen Kriege unmittelbar nur in sehr beschränktem Maße von feindlichen Truppen überzogen. An den Leiden des Krieges hat es nichtsdestoweniger auch seinen Antheil gehabt; denn es hatte sehr häufig durch Truppendurchzüge, besonders der Spanier, namentlich aber durch verheerende Pestkrankheiten zu leiden. Das Entstehen, den Verlauf und das Erlöschen der Seuche in Neustift im Jahre 1636 darzustellen, ist der Zweck des vorliegenden Aufsatzes, den der Verf. auf Grund der im Stiftsarchive erhaltenen Quellen (Acten und Annalen), dann zahlreicher im fürstbischöflichen Archive zu Brixen befindlicher Acten, endlich der sogenannten Protocolla capituli abgefasst hat. Der Verf. schildert ziemlich genau die Krankheitserscheinungen, die Dauer der Krankheit und die Vorkehrungen der „Gesundheitsräthe“ (Absperrung der Häuser, Errichtung von Lazarethen, Säuberungen und Aufhebung der Sperre).

41. Reich D., Il secondo Statuto dei sindici del commune di Trento. Progr. des Obergymn. in Trient 1891, 8°, 36 SS.

Im Anschlusse an seine frühere Arbeit (Progr. 1889) veröffentlicht der Verf. das zweite Statut der Sindici von Trient (Statuta et ordinamenta secundum antiquissimam consuetudinem ad officium sindicorum Tridenti spectancia) vom Jahre 1427. In der Einleitung finden sich die nothwendigen sachlichen Erklärungen und die Beschreibung der Handschrift, in der sich das Statut findet. Das Statut enthält 69 Capitel. Im Anhange weist der Verf. die Abhängigkeit der einzelnen Capitel von denen des älteren Statutes nach. Die Ausgabe ist, soweit man sieht, genau in der Schreibweise der Handschrift veranstaltet worden.

42. Erber T., Storia della Dalmazia dal 1797 al 1814. Progr. des k. k. Obergymn. in Zara 1891, 8°, 37 SS.

Von seiner Geschichte Dalmatiens in der ereignisvollen Zeit von 1797—1814 legt der Verf. den sechsten Theil vor, in welchem er den Erwerb der Bocche di Cattaro durch die Österreicher und den Aufstand von Ragusa im Jahre 1814 in ziemlich ausführlicher Weise auf Grund der einschlägigen Materialien in den Archiven Dalmatiens, dem Archive des k. k. Kriegsministeriums in Wien und einzelner gedruckter Arbeiten schildert. Wenn der Verf. meint, dass die Arbeit einzelne Lücken aufweist, da er das Quellenmaterial nicht vollständig zur Hand hatte, so wird man es ihm doch danken, dass er diese interessante Periode überhaupt einer Bearbeitung unterzog, weil er hiedurch eine thatsächlich vorhandene Lücke in unserer geschichtlichen Literatur auszufüllen in der Lage war.

43. Linhart J., Das Prämonstratenserstift Strahow und seine Äbte. Progr. der II. deutschen Staats-Oberrealschule in Prag 1891, 8°, 35 SS.

Der Verf. gibt einen knapp gehaltenen Überblick über die Geschichte dieses hochberühmten Stiftes von dessen Gründung durch Wladislaw II. (1142) und seine Gemahlin Gertrud, die Schwester Konrads III., bis auf den jetzt regierenden Abt. Für die älteste Geschichte ist naturgemäß der Codex Strahoviensis, der die Geschichtswerke des Gerlach von Mühlhausen und Vincentius von Prag enthält, fleißig benützt worden. Einzelnes wird nunmehr auch meine Ausgabe des Granum Catalogi praesulum Moraviae bieten. Die folgenden Theile sind auf Grund-

lage der urkundlichen Materialien zusammengestellt. Für die letzten Partien dürfte der Verf. manche Aufzeichnungen im Kloster und auch die mündlichen Traditionen daselbst benützt haben.

44. Oščadal Fr., Význam Srbska v dějinách říše rakousko-uherské od roku 1350 do r. 1790 (Die Bedeutung Serbiens für die Geschichte Österreich-Ungarns vom Jahre 1350 bis 1790). Progr. des k. k. Staatsgymn. in Prerau 1891, 8°, 26 SS.

Von dieser Arbeit liegt vorläufig ein Theil vor, der den Gegenstand bis ins XVI. Jahrhundert herabführt. Der Verf. schildert auf Grund der einschlägigen Werke von Majkow, Miličević, Palacky, Pipin und Spasović, Krones (Geschichte Österreichs) und G. Weber (Weltgeschichte VIII, IX) die Geschichte Serbiens von Stephan Dušan angefangen und gibt dann eine Übersicht der Zustände in Ungarn, Böhmen, Polen und den habsburgischen Erblanden in der genannten Zeit. Das berühmte Werk Rankes wird sich der Verf. für die folgenden Abschnitte nicht entgehen lassen dürfen.

Graz. J. Loserth.

---

45. Felkel Adolf, Über Formgebung und künstlerische Ausstattung von Gegenständen, mit besonderer Berücksichtigung des griechischen Akanthus und seiner Anwendung bis in die Neuzeit. Progr. des n. ö. Landes-Realgymn. in Stockerau 1891, 8°, 17 SS.

Der Verf. bespricht im allgemeinen die Formgebung in der Architektur, speciell das Ornament. Er vergleicht die künstlerische Formgebung mit der Etymologie und Syntax einer Sprache und, sowie das Studium der letzteren als Bildungsmittel für den Menschen gilt, so »soll auch die künstlerische Formenlehre der Griechen eine jedem Künstler unentbehrliche Schule sein«. Es wird dann die Stilisierung des Akanthusblattes in den verschiedenen Kunstepochen durchgegangen bis zur vollständigen Entartung in Barock und Rococo, wo sich die classische Form in Schnörkel und Geschmacklosigkeiten auflöst.

46. Anděl Anton, Die Geschichte des Akanthusblattes in der decorativen Kunst. Progr. der k. k. Staats-Unterrealschule in Graz 1891, 8°, 11 SS.

Es wäre sicher eine dankbare Arbeit, an der Hand aller bekannten Denkmäler eine Geschichte des Akanthusblattes zu schreiben. Der Verf. hat allerdings nur mit Berücksichtigung der populärsten Monumente einen solchen Versuch unternommen und, indem er in großen Zügen den Charakter dieses wichtigsten aller Decorationsmotive des griechischen Stiles in den verschiedenen Stadien feststellt, gelangt er dann zu den Modificationen im Römischen, Byzantinischen, in den mittelalterlichen Stilen und der Renaissance, die Anschauung durch eine gut gezeichnete Tafel unterstützend.

Wegen des kleinen Irrthums, das Capitäl des Vestatempels zu Tivoli dem Verfalle zuzuweisen, wollen wir mit dem Verf. nicht rechten; die ihm zur Verfügung stehende, aber unrichtige Zeichnung weist allerdings auf den Verfall hin. Im übrigen ist die leider nur zu knappe Abhandlung mit großer Liebe und Sachkenntnis geschrieben und dürfte vielen Zeichnern und Kunstbeflissenen eine willkommene Gabe sein.

47. Hein A. R., Mäander, Kreuze, Hakenkreuze und urmotivische Wirbelornamente in Amerika. Progr. der k. k. Staats-Unterrealschule im V. Bezirke (Margarethen) in Wien 1891, 8°, 46 SS.

Der Verf. zeigt in der 46 Seiten fassenden Abhandlung, dass »die verschiedenen Zweige der technischen Künste überall auf der Erde den gleichen Anfang genommen«. Er hebt dann die zwei Verzierungstypen Mäander und Kyma hervor und bringt Beispiele aus der neuen Welt, wo der Mäander »ganz ebenso wie bei den Griechen und Etruskern eine symbolische Beziehung zu dem Wasser erhielt«. Wir möchten uns hier nur zu bemerken erlauben, dass Kyma im griechischen Sinne ein Bauglied, aber keine Verzierungstype ist; es wird auch vom Verf. weiterhin nicht mehr berührt. Hierauf werden das Kreuz, als das am weitesten verbreitete Urmotiv, dann das Hakenkreuz besprochen, und die damit im Zusammenhange stehenden Triquenten, welche eine rotierende Bewegung ausdrücken, endlich die urmotivischen Wirbelornamente.

Die Abhandlung, welche auf genaue Kenntnis der anthropologischen Literatur, besonders der amerikanischen schließen lässt, bringt recht Interessantes und wird vielen, welche sich für das künstlerische Stammeln längst untergegangener Völker interessieren, willkommen sein. Wenn man aber mit dem wissenschaftlichen Rüstzeug dieser Kreuze, Haken und Zickzacklinien in der Hand den Ausspruch thut: »Was man heute mit dem Namen Kunstgeschichte bezeichnet, ist nichts weiter, als ein mageres Capitel von Aufzeichnungen über die Werke und Meister einer uns zunächst liegenden Culturperiode«, so muss uns Anderen, nicht Prähistorikern, doch ein schwaches Lächeln erlaubt sein. Einerseits ist das Hantieren mit den »Ursymbolen der Ornamentik« ein gefährlich Ding, wie jener sehr achtbare Gelehrte zeigte, welcher aus eben diesen ornamentalen Urformen nachgewiesen hat, dass die Trojaner ein germanisches Volk waren, anderseits erscheint es doch sonderbar, das Capitel der Geschichte der Menschheit, welches sich mit den Kunstwerken aller großen Culturvölker befasst, mager zu nennen, gegenüber dem Studium der in Steine, Muscheln oder Bein eingeritzten Zickzack- oder Kreuzlinien der Urvölker, die unbekannt wann, und sei es auch vor 10.000 Jahren, gelebt haben.

48. Wouvermann Alwin von, Der Stil in der bildenden Kunst. Progr. der deutschen Staats-Realschule in Pilsen 1891, 8°, 28 SS.

Der durch seine »Farbenlehre« vortheilhaft bekannte Verf. citiert zunächst die verschiedenen Definitionen des Begriffes Stil von Lemcke, Bötticher, Semper usw., und erläutert diesen an praktischen Beispielen. Er bespricht hierauf eingehend das Wesen der Ornamentik im allgemeinen und geht dann auf die verschiedenen Stilarten über, die er vom ägyptischen bis zum Ausgange des Barock in knapper Form, aber immer treffend charakterisiert. Da sowohl Architektur, als Plastik und Malerei in den Kreis der Betrachtung gezogen und die eigenen Worte überall mit bewährten Aussprüchen und Kritiken anerkannter Kunstschriftsteller geschmückt werden, so gibt das Ganze eine sehr anregende Lectüre, welche den Schülern der Realschule, auch wenn sie schon die Schule verlassen, großen Nutzen gewähren kann.

Graz. Josef Wastler.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Ein Idyll des Maximus Planudes.

Schon vor einem Jahrzehnt fiel mir in einem Codex der Bibliotheca Classensis in Ravenna ein mit dem Namen des Maximus Planudes überschriebenes Gedicht in die Hände, von welchem daselbst leider eine augenscheinlich kurze Schlusspartie fehlte. Mittlerweile hat A. Martin in dem Verzeichnisse der griechischen Handschriften von Ravenna, das er in den Mélanges Graux publicierte, über dieses Gedicht die Notiz gegeben (S. 544): Le ms. contient . . une poésie de Planude: *ὡς ἐρατὸς κλεόδημε.*

Mir selbst war es, obwohl ich diese Angelegenheit bei dem Durchsehen der mir zugänglichen Handschriftenkataloge im Auge behielt, nicht geglückt, auf eine zweite Handschrift dieses Textes zu stoßen. Erst durch die Münchener Philologenversammlung erfuhr ich eine Förderung, insoferne, als ich die Gelegenheit wahrnahm, Herrn Prof. Dr. Karl Krumbacher von dem Funde in Kenntnis zu setzen und wenige Monate später von ihm aus Neapel die Mittheilung erhielt, dass Cyrillo in seinem Catalogus codicum graecorum regiae bibliothecae Borbonicae einen Theil dieses Gedichtes ediert habe. Als mir nun dieses Werk durch die Liberalität der jetzigen Direction der k. k. Wiener Hofbibliothek nach Prag zugesendet worden war und es sich fand, dass Cyrillo nur 64 Verse, also nicht einmal ein Viertel des ganzen Gedichtes (v. 78—141 inclus.) publiciert hatte, beschloss ich gelegentlich meines letzten Aufenthaltes in Neapel im Sommer 1892, meine Ravennater Abschrift des Gedichtes aus dem Codex Borbonicus, den Cyrillo benutzt hatte, zu vervollständigen. Es gehört mit zu den wesentlichen Verdiensten, welche sich Krumbacher um den ganzen Zweig der byzantinischen Literatur erworben hat, dass man jetzt bei der Publication eines mittelalterlichen Textes auf größeres Entgegenkommen und gerechtere Würdigung von Seite der Fachgenossen hoffen darf, als dies vor nicht langer Zeit der Fall war.

Das Gedicht ist nach Sprache und Versbau im epischen Stile und dabei in dialogischer Form gehalten. Es umfasst in seiner vollständigen Gestalt 270 Hexameter und behandelt einen Vorfall aus dem ländlichen Leben in der Darstellung eines abergläubischen und dazu noch offenbar lügenhaften Bauern. Man wird sich nur

schwer darüber schlüssig machen, welche von beiden Eigenschaften in Kleodemos, der Hauptfigur des Gedichtes, stärker betont sein will. Der Inhalt des Gedichtes ist nämlich in Kürze folgender: Kleodemos sieht unerwarteter Weise seinen besten Pflugochsen verenden und macht sich daher nach einem auf dem Olympos gelegenen Marktstädtchen auf, um einen andern Pflugochsen zu kaufen. Dem Städtchen wird der Name Aithra gegeben. Hier sieht Kleodemos einen ägyptischen Zauberer, welcher verblüffende Kunststücke produciert. Er wirft einen Apfel in die Lüfte, der wohl in die Höhe fliegt, aber nicht mehr zurückkehrt. Nun sendet ihm der Zauberer einen zweiten Apfel nach, welcher den ersteren holen soll; aber auch dieser kehrt nicht wieder zurück. Nun wird ein Jüngling, der den Ägyptier begleitet, in die Lüfte entsendet, um nachzusehen, was die Äpfel bei Vater Zeus im Himmel machen. Nach einer Weile kehrt der Jüngling zurück und bringt nicht nur die Äpfel, sondern auch als Beweis seines himmlischen Besuches einen Geflügelfuß von der Tafel des Zeus mit. Er erzählt vor der staunenden Volksmenge, dass im Himmel eben die Hochzeit von Ares und Aphrodite gefeiert werde, was der Ägyptier schon während der Abwesenheit des Jünglings als den muthmaßlichen Grund seines langen Ausbleibens angegeben hatte. Da nun das Vertrauen des Kleodemos auf den Zaubermann in dieser Weise gewonnen ist, lässt sich der einfältige Bauer bethören, den gewünschten Pflugochsen bei dem Zauberer selbst zu erhandeln. Er erlegt den geforderten Kaufpreis, treibt das prächtige Thier nach Hause, reinigt es mit Wasser und sieht dabei zu seinem Schrecken, dass sich der Ochse in eine Maus verwandelt, welche nun in dem Hause ein Unheil über das andere anrichtet. Sein Leidwesen über die erlittene böswillige Beschädigung an seinem Vermögen und in seinem ganzen Hauswesen klagt Kleodemos seinem Freunde Thamyras, welcher in dem ganzen Dialoge nur die zweite Rolle des verwunderten Zuhörers und trostspendenden Rathgebers spielt. Die Szene endet damit, dass Thamyras dem Kleodemos eine Mausefalle zu verschaffen verspricht und ihn einstweilen zum Essen einlädt.

Bei diesem Abschlusse der oft sehr langathmigen Darstellung fühlt sich der Leser nicht völlig befriedigt, weil es unausgesprochen bleibt, ob nun der Schaden, welchen Kleodemos durch den Verlust des Kaufschillings zu erleiden behauptete, in Geduld ertragen oder aber durch die Klugheit oder Freigebigkeit des mit einer gewissen Superiorität auftretenden Thamyras wieder gutgemacht werden soll. Da Planudes natürlich kein Poet erster Güte, sondern nur ein versificierender Nachahmer ist, gelingt es ihm nicht, die breiten epischen Wortmassen in dem Grade zu beherrschen, dass seine wahre Absicht, die er mit der Dichtung verbindet, deutlich zum Durchbruche käme. Ich habe den Eindruck empfangen, dass Thamyras als ehrlicher Mann und unbeschwatzbarer Menschenkenner dem dummdreisten Kleodemos gegenübergestellt werden soll.

So verstehe ich die Schlussverse des Gedichtes, in welche die Antwort des Thamyras ausklingt, dahin, dass er die ganze Erzählung des Kleodemos theils als eine durch den Aberglauben seines Freundes bewirkte Täuschung, theils als bewussten Schwindel auffasst und ihm daher bezüglich des als verunglückt gemeldeten Pflugochsen den billigen Trost spendet, er möge nur beruhigt nachhause gehen und seine Ochsen sorgsam füttern. Er spricht also von dem Vieh des Kleodemos, als wenn es unversehrt im Stalle stünde. Hiedurch stellt sich Thamyras als Mann von höfischer Glätte dar, der nicht mit einer Wimper zuckt, wenn man ihn anlügt. Diese Kunst der Selbstbeherrschung dürfte in den verschiedensten Kreisen des byzantinischen Lebens unentbehrlich gewesen sein, so dass man deshalb gegen Planudes wohl nicht den Vorwurf erheben sollte, dass der eine seiner Bauern bloß ein verkappter Stadtherr sei.

Man wird, wenn man meine Auffassung des Gesammtinhaltes des Gedichtes theilt, vielmehr zugeben müssen, dass die beiden Charaktere im allgemeinen recht gut gezeichnet sind. Auch bekunden nicht nur einzelne Theile der epischen Schilderungen, sondern auch die Dialogführung eine ansprechende Lebhaftigkeit. In der Schilderung des Unwesens, welches die Maus treibt, zeigt sich sogar etwas Humor, eine seltene Erscheinung innerhalb der byzantinischen Literatur. Vgl. auch v. 244. Der Name Ecloge, mit welchem Cyrillo das Gedicht bezeichnete, scheint mir ganz richtig gewählt. Nichts Anderes als ein Idyll haben wir vor uns, dessen mimetischer Charakter deutlich gewahrt wird. Bei diesem Punkte kann ich auch auf die Berücksichtigung des gnomischen Elementes aufmerksam machen. Vgl. vss. 48, 49, 185, 231. Abgesehen von Theokritnachahmungen im einzelnen tritt eine idyllische Färbung gerade zum Schlusse des Gedichtes hervor, wenn Thamyras sagt (v. 268 ff.):

παῖ σὺ δὲ βόσκε τὰ βοίδια καὶ ποτὶ ἕσπερον αὐτὰ
ἐν μεγάροισι κόμισσον ἐπὶ σταθμοῖσί τε δῆσον,
κρῖ τε δόμεν τοῖς ἄργυφον, ὥς κε καμόντα φάγησιν.

In dieser Hinsicht aber dürfte dieses Gedicht ein sehr vereinzeltes Specimen seiner Gattung innerhalb der byzantinischen Literatur sein.

Auch der Culturhistoriker wird bei der Beachtung des vorgelegten Textes nicht ganz leer ausgehen. Es liegt zwar auf der Hand, dass Planudes in seiner Dichtung mit Zeit und Ort völlig frei schaltet und ihr keinerlei locales Colorit gibt. Zur Zeit des Planudes war der heidnische Glaube der Hellenen aus dem byzantinischen Reiche schon seit vier Jahrhunderten in seinen letzten Resten getilgt. Nur die classische Form führte wieder in die alten Geleise zurück. Nicht nach dem thessalischen Olympos, sondern nach dem Athos richteten sich seit Basilius I. die Blicke der Gläubigen. Aber so groß ist die Kunst und die Abstractionsfähigkeit des Dichters denn doch nicht, dass er von den sich ihm aufdrängenden Erscheinungen des Volkslebens seiner Zeit völlig ab-

zusehen im stande wäre. Sowie Superstition und Unwahrhaftigkeit richtig beobachtete Eigenschaften weiter Schichten der ländlichen Bevölkerung im XIII. Jahrhunderte sein mochten, so ist auch das Auftreten von Gauklern und Prestidigitateuren jeder Art auf öffentlichen Märkten offenbar ein stehender Zug aus dem damaligen Leben, der, so geringfügig und selbstverständlich er sein mag, doch bei der bedauerlichen Schweigsamkeit der byzantinischen Quellen über die Äußerungen des Volksgeistes bei den Kennern Beachtung finden dürfte.

Ich bin also nicht der Meinung, dass man in dieser Hinsicht einfach von einer Anlehnung des Planudes an die mannigfaltigen Formen der Agyrtik des classischen Alterthums zu sprechen haben werde.

Beabsichtigt ist hingegen die Anlehnung an die besten Muster in der Form, sowohl der sprachlichen, als der metrischen. Planudes zeigt sich in diesem Opusculum bereits als einen in die alte Epik eingelesenen Mann, welcher allerdings nicht jene feine Beobachtungsgabe besitzt, die auch bei einem Griechen nur durch gute Schulung erreicht wird. Darum finden sich Anklänge an verschiedene Stile durcheinandergemischt. Aber griechisch wenigstens bleibt das ganze dennoch. Außer Homer und Hesiod haben jedenfalls auch spätere Dichtungen, Apollonios von Rhodos, Nikandros, die Oppiane, die Dichter der Anthologie und vielfach auch Nonnos Einfluss gehabt, wenn auch nur bezüglich der Lexis. Sehr viele Vorkommnisse auf diesem Gebiete habe ich, wo das Gedächtnis nicht ausreichte, durch eifriges Nachschlagen festgestellt und stelle nun dem Leser die Resultate hievon im Commentare zur Verfügung. Einen vollständigen Nachweis aller einzelnen memoriae habe ich durchaus nicht beabsichtigt. Ich habe in dem Commentar sehr oft nur den Zweck verfolgt, Bedenken, welche gegen die Richtigkeit des Ausdruckes leichthin erhoben werden könnten, durch eine möglichst alte Parallelstelle zu entkräften und so dem guten Rufe des Planudes, so weit sich dies eben thun ließ, förderlich zu sein. Ich begnüge mich natürlich in der Regel mit einem einzigen Beispiele, auch wenn mir deren viele zu gebote standen.

Als Wörter und Wortformen, die weder bei Stephanus und Du Cange (Glossar. med. et inf. graecitatis), noch auch bei Sophocles (Greek Lexicon) und Kumanudes (*Συναγωγὴ λέξεων ἀθησαυρίστων*) zu finden sind, verzeichne ich folgende: v. 18 *ἀμφοκλάσσας*, 22 *παρπροθέων*, 32 *ὑψικομῶντα* (st. *ὑψίκομα*), 33 *ἀμφιπεριστέλλουσαν*, 173 *ἀντιγεγηθέναι*, 239 *ἀπεκτελέσαντες*, 249 *ἐκπροϊήλης*.

Wörter, die ausschließlich der späten Graecität angehören, sind v. 10 *τοσσάτιον* = *τόσον*, 199 *κήνσους*.

Als Formenfehler theils gegen den alten epischen Stil, theils gegen die gute Sprache überhaupt lassen sich folgende Einzelnheiten in einer Gruppe zusammenfassen:

v. 16 *θάτερος* vgl. Kühner-Blass I^3 S. 223 A. 2,

v. 24 über *βιώην* als Conjunctiv (= *βιώω*) vgl. das im Commentare zu *βιῴην* Gesagte,
„ 34 *ἐφεσπόμενον* vgl. den Commentar,
„ 38 *πολυχρονίην* st. *πολυχρόνιον*,
„ 59 *ἐστείχεον*,
„ 96 *εἶσι* = *ἴασι*,
„ 104 *τελέσσοι*,
„ 106 *πάντεσι*,
„ 125 *ἄψορον*, st. *ἄψοῤῥον* (= *ἀψόῤῥοον*),
„ 147 *θέμεν* = *θέειν*,
„ 148 *Κυθείρης* = *Κυθερείης* (= *Κυθήρης*),
„ 180 *τυχήσειν*,
„ 186 *ἔδηξεν* (= *ἔδακεν*),
„ 237 *γενύεσσι* vgl. den Comment.,
„ 248 *μύα* vgl. *βόα* v. 201, 219.

Auffallende Wortbedeutungen finden sich an folgenden Stellen:

v. 5 *δυηπαθέος* „elend" im Sinne von „unglücklich machend",
„ 6 *κιχάνειν* = *ἱκάνειν* vgl. v. 26, 246,
„ 13 *καθύπερθεν* oberflächlich,
„ 33 *πορείαις* vom Zuge des Nebels gebraucht,
„ 34 *τοῖο* = *τίνος*,
„ 40 *νηφαλέῃσιν ἀκουαῖς*. Hiebei ist *νηφάλεος* = hungerig, begierig und *ἀκουή* im act. Sinne von „Gehör" st. des pass. Sinnes „das Gehörte" gebraucht . . *ἀκοή* findet sich allerdings so verwendet,
„ 55 *ἄλλον ἐρωτᾶν* nach einem anderen fragen,
„ 81 *τιταινομένοις* = *συμπεπλεγμένοις*,
„ 90 *τεύχων* = *ποιῶν*,
„ 91 *ἀναΐσχων* (*ἀνίσχων*) = *φέρων*,
„ 108 *ἔλλαχεν ἔρδων* = *τυγχάνει πράττων*,
„ 127 *ἄλλο* = *τὸ ἕτερον*,
„ 146 *παλίνορσα κέλευθα*,
„ 169 *ὕπερθεν* = *εἰς ὕψος*, *ὑψόσε* (Il. 10. 461),
„ 175 *ἐπήβολος* absolut gebraucht „der sein Ziel erreicht", *πρακτικὸς*, *δραστήριος*,
„ 176 *δίδαγμα* von einer Person gebraucht, wie *παίδευμα*,
„ 181 *τυπώμασι* = *εἰδώλοις*,
„ 183 *ἀτεμβόμενος* = vacans,
„ 212 *ἑοῖο* = *αὐτοῦ*,
„ 214 *πρῶτα* = *πρότερον*,
„ 219 *ὑπαλοιφή* Zaubersalbe,
„ 246 *κιχήσομεν* = *ἴμεν*,
„ 252 *τελέσῃ* = *ποιῇ*,
„ 262 *τέλειος* unbeschädigt.

Ungewöhnlicher syntaktischer Wortgebrauch tritt in folgenden Stellen hervor:

v. 1 *παρ' ἑταίρῳ ἱκάνεις*,
„ 11 *τίπτε μὴ οὐ* = *τίπτε οὐ*,

v. 14 *καὶ* statt *ἀλλὰ*,
„ 24 Opt. *βιῴην* bei *ἔστε* nach fut. *ἐπιλήσομαι* st. *ἂν* c. conj.,
„ 26 *μήποτε κίχησι* st. *οὔποτε κιχήσει*,
„ 28 *φωνὴν ἐνέπειν*,
„ 43 *οὐδὲ* st. *οὐ*. Bei *οὐδὲ* erwartet man *κατασιγήσῃ*, nicht *καταλέξεις*,
„ 55, 57 *ἄλλον* mit Bezug auf *βοίδιον* ad sensum wie auf *βοῦν* bezogen,
„ 67 *τελετῇ* st. *ἐν τελεταῖσι*,
„ 72—76 *ἐν κιθάρῃσι — τέρποντο — ἐν τόξοισι κτλ. βάλλον*, d. h. bei dem Kitharaspiele erfreuten sie ihr Herz, bei dem Pfeilschießen schossen sie . . .
Ebenso verfehlt ist *αἰγανέῃσιν . . πέμπον* v. 75,
„ 77 Fragesatz nach *ἐφιέμενοι*,
„ 81 *πλέον = πλέον ἢ* bei einem Dativ,
„ 83 *στομάτων* im Plural wie *πρόσωπα*,
„ 85 *ἥδετο δ' ὡς Αἰγύπτιος ἦν = Αἰγύπτιος ηὔχετο εἶναι*,
„ 87 *ἰκμαλέας ποταμοῖο* nach der Analogie von *πλήρης* constr.,
„ 90 *κεῖθι = κεῖσε*,
„ 101 *μελάντατα χείλεα σείων*,
„ 122 *ἔδρακον αὖθις* st. *ἔμελλον αὖθις δρακεῖν*,
„ 136 *μετὰ μήλοις = σὺν μήλοις*,
„ 152 *εἶπες = εἶπες ἄν*,
„ 157 enthält ein unberechtigtes Asyndeton,
„ 158 *ἐς Διὸς οἶκον = ἐν Διὸς οἴκῳ*,
„ 167 *εὖτε . . . δὲ* vgl. Krüger Di. 9. 1. 3, Ameis zu Hom. Od. 3. 9,
„ 172 *τὸν καθορᾷς*, *μοὶ* st. *ἐμοὶ* vgl. Kühner-Blass I³ S. 348,
„ 173 *ἀντιγεγηθέναι* c. acc.,
„ 178 *αὐτοῖς ὄμμασι*,
„ 180 *τοίῳ ἀνδρὶ τυχήσειν* st. c. gen.,
„ 196 *κρατερὸς ἀμφὶ πόνοισι* st. *πρὸς πόνους*,
„ 201 *κίον ἀμφὶ δόμοισιν*,
„ 238 *ὡς μὴ = μή*,
„ 247 *αἴ κε = εἰ* c. ind. praeterit. (? vgl. d. Comm.),
„ 249 *οὐ μὴ = μή*,
„ 256 *ὄρεσσιν ἄποικον ἀποίσῃ*,
„ 260 *ἦν . . ἀφήσει*,
„ 262 *δέ τε = ἀλλά*.

Als fehlerhafte Wortstellungen muss ich folgende bezeichnen:
v. 61 *γὰρ* an vierter Stelle (metri causa),
„ 109 *νῦν* vor einem Adjectiv, zu welchem es nicht gehört,
„ 135—136 unrichtige Stellung von *ἧκεν ὁμοκλήσας*,
„ 153 *ἰδὼν* unrichtig eingefügt,
„ 191 *καί τε = τε καί*.

In metrischer Hinsicht fällt die große Anzahl der Verse auf, in denen der Schluss eines Wortfußes mit dem Schlusse des dritten Versfußes zusammenfällt. Gerade 100 Verse zeigen diese Diärese,

also mehr als ein Drittel des Gedichtes. Hievon kommen allerdings 47 Verse kaum in Betracht, bei welchen an dieser Stelle kein irgendwie gearteter Sinnesschluss stattfindet. Aber wenn mehrere solche Verse aufeinanderfolgen, wie 234—238, so bleibt diese Erscheinung doch nicht ohne Eindruck auf das Ohr. Verbindet sich aber mit diesem Schema des Versbaues auch der Schluss eines Wortkolons, so entsteht eine sehr fühlbare Diärese, welche den Vers in zwei gleiche Theile spaltet und geradezu als eine caesura media aufgefasst werden muss. Solcher Beispiele rechne ich mit Einschluss einiger zweifelhafter Fälle: 53. Hierunter fallen diejenigen am meisten auf, in denen das erste Kolon mit einem Spondeus schließt, sei es nun der Endspondeus eines mehrsilbigen Wortes, wie in v. 11, 43, 63, 68, 69, 135, 203, 226, 261, oder gar ein spondeischer Zweisilbner, wie in v. 58, 221. Ist nun gleichzeitig, wie z. B. in diesen zwei letzteren Fällen, auch das Schlusswort des Hexameters ein spondeischer Zweisilbner, so entsteht für das an dem altepischen Stile gebildete Ohr ein geradezu störender Parallelismus der beiden Vershälften. Auch v. 68 klingt übrigens nicht besser.

Etwas leichter sind die zahlreicheren Fälle zu ertragen, in denen die erste Vershälfte mit einem dactylischen Worte schließt, wie in 20 (41, 42, 46), 100, 102 (132), 155, 190, 194, 216, 218, 268, 270, oder in den Schlussdactylus eines mehrsilbigen Wortes ausgeht, wie in v. 4, 34, 51, 59 (85), 90, 93, 95, 111, 137, 139, 156 (161), 168, 173, 186 (233, 247), 255, 263.

Noch weniger fällt die Erscheinung auf, wenn sich der dritte Dactylus auf zwei Wörter vertheilt, wie in v. 40, 50, 106, 179, 180 (201), 215, 257.

Außerdem mache ich darauf aufmerksam, dass in mehreren Versen die Schlüsse von Versfüßen und Wortfüßen sich mehrfach decken, wie in v. 178, 179, 216, 247.

Als spondeische Verse notiere ich v. 18, 46, 68, 171. Ein Innenreim ist in drei Versen zu beobachten: v. 2, 212, 251. Planudes selbst würde bei seiner Aussprache des Griechischen wohl auch noch den v. 269 hieher bezogen wissen wollen.

Unter den Hiaten, die sich Planudes gestattet, fällt besonders *οὔποτε ἔδρακον* (v. 122) auf. Unter den 38 Stellen, an welchen *οὔποτε* oder *οὔ ποτε* in den homerischen Epen geschrieben wird, konnte nur das zweimalige *οὔποτε ἔλπετο* (Il. 17, 404; Od. 3, 275) als Muster dienen, freilich (wegen des ϝ) mit Unrecht.

Hingegen hat der lästige Hiat im Inlaute von *ἀναΐσχων* (v. 91) an *καταΐσχεται* (Od. 9, 122) ein untadeliges Vorbild. Vgl. Kühner-Blass, Gr. Gr. I³ S. 191.

Von Verkürzungen ist die des *αὖ* vor *οὐ* (v. 50) zu tadeln, worüber man den Commentar einsehe, noch mehr aber die Verkürzung von *εὖ* in v. 196: *καὶ μελέων εὖ ἔχων.*

Die Längung der Schlusskürze eines Viersilbners in der Arsis: *χωόμενος ᾠγύπτιος* (v. 127) wird man an Il. 20, 407:

λκόμενος Ἑλικώνιον angleichen können, vgl. Hartel, Hom. Stud. 16, Christ, Metrik §. 231.

Die Längung von *τε* in der Arsis (v. 209): *μεθέποντες ἅτε νεοθηλέα παῖδα* ist durch Il. 3, 221: *ὄπα τε μεγάλην* gedeckt. Hieher gehört auch v. 266 (Längung von *κεν* in arsi). Zu v. 212: *ποτὶ μελέεσσιν* vgl. Od. 1, 203 *ἔτῑ δηρόν* gegenüber *ἔτῐ δηρόν* Il. 2, 435; Hartel, Hom. Stud.[2] S. 14. (Vgl. auch *ποτὶ πτόλιν* Od. 14, 472).

Sucht man schließlich für v. 239: *πάντα δόμον ἀΐδηλον* ein vollgiltiges Analogon aus alter Zeit, so wäre, da es sich um eine pyrrhichische, paroxytonierte Nominalform handelt, auf *νέον ἐπιτελλομένοιο* im Hymn. in Merc. v. 371 zu verweisen. Vgl. Hartel, Hom. Stud.[2] S. 124.

Weitaus schlimmer steht es mit den Quantitäten. Ich habe mir folgende Fehler angemerkt:

v. 16 *θἅτερος* vgl. v. 49, 51, 117,
(„ 30 *ἀχλῠ́ς* vgl. den Comment.),
„ 37 *βραδῠ́νων* vgl. v. 45,
„ 49 *γῐνώσκειν*,
„ 80 *κορᾰ́κων*,
„ 84 *μέλᾰς*,
„ 87 *ῠ̔ετοῖο* (ῠ),
„ 95 *ῐ̔́ρηκα* (ῐ),
(„ 97 *ὄρνῐν* vgl. den Comment.),
„ 103 *ῠ̔́πατος* (ῠ),
„ 119 *κῐὸν*,
„ 157 *ἐπόμνῠμι*,
„ 162 *ἐν δ' Ἄρης* (ᾰ in thesi),
„ 168 *τρᾰ́φομεν* (= *ἐτράφημεν*),
„ 182 *ἀνῐηρά*,
„ 188 *κλῠ́οντα*,
„ 209 *πλῠ́νομεν*,
„ 227 *στεγῐ́την*,
„ 218 *λοχᾰγός*,
„ 236 *τάρῐχον*,
„ 238 *πέφρῐκα*,
„ 252 *ὀπῐπτεύσῃ*,
„ 254 *ἀποδείκνῠσι*.

Was nun die Einrichtung meiner Ausgabe des Gedichtes anlangt, so lag mir dasselbe, wie schon erwähnt, in zwei Handschriften vor, deren Beschreibung ich zunächst folgen lasse.

R = Cod. Ravennas, bibliothecae Classensis 138. 1. M, bombycinus, forma VIII[va], fol. 147. Die Handschrift enthält: fol. 1. r—41. v. Theocriti Id. I—IX; fol. 42. r—48. v. das Gedicht des Planudes; fol. 49. r—108. r. Hesiodi *Ἔργα*; fol. 108. v—109. v. vacat; fol. 110. r—147. v. Pindari carm. Olymp. I—XIII, 96 vulg. In letzterer Hinsicht ist die Handschrift von

Tych. Mommsen im Apparate seiner Pindarausgabe p. XXVIII unter den Codices Moschopulei berücksichtigt und wird dort dem XIV. Jahrh. zugewiesen. — Das Gedicht des Planudes ist in dieser Handschrift nur von v. 1—238 erhalten. Es bricht dieser Text ohne Schlusspunkt am Ende von fol. 48. v in der Mitte eines Satzes ab, ohne dass der Grund der Unvollständigkeit der Tradition ersichtlich wäre.

N = Cod. Neapolitanus inter graecos mss. regiae bibliothecae Borbonicae 165 II. F. 9, chartaceus in fol., s. XIV, constans fol. 237. Die Handschrift enthält Euripidis Orest. Phoeniss. Troad., Sophoclis Ai. El. Oed. R., Hesiodi Opera, Theocriti Idyllia nonnulla und auf fol. 3 und 4 das Gedicht des Planudes in zwei Columnen geschrieben.

Den nach dieser Handschrift von Cyrillo bewerkstelligten Druck der vss. 78—141 inclus. habe ich im Apparatus criticus mit C notiert.

Die Codices RN haben zahlreiche Abbreviaturen in den Endsilben. Die bessere Handschrift ist R, deren Lesart daher meinem Texte meistens zugrunde gelegt ist. Ein Nonsens, wie *ὑψικομκιντα* (v. 32 N) kommt in R nicht vor. Die beiden Handschriften sind unabhängig voneinander, können aber ganz wohl aus einem und demselben Exemplare abgeleitet werden. Dass diese gemeinsame Quelle von RN das Autograph des Planudes gewesen sei, ist mir jedoch nicht wahrscheinlich. Schon die Vorlage vor RN enthielt zahlreiche Compendien, welche von den Abschreibern bald in gleicher, bald in verschiedener Weise aufgefasst und gelegentlich missverstanden wurden. Vgl. v. 237 *τοῖς* N statt *τῶν* R.

Große Anfangsbuchstaben, Accente, Interpunctionen und andere Lesezeichen, sowie das Jota subscr. habe ich unabhängig von den Handschriften gesetzt und ebenso auch die Auflösung gelegentlicher scriptio continua und die Zusammenschreibung unrichtig getrennter Silben nur, wo es erforderlich schien, im Apparate vermerkt. Alle übrigen Discrepanzen meines Textes von den Codices sind im Apparate angegeben, meist nur zu dem Zwecke, die Handschriften zu charakterisieren. Zu wichtigeren Änderungen habe ich in das Lemma ein H als Abkürzung für meinen eigenen Namen hinzugefügt.

Wer den nunmehr leicht verständlich gewordenen Text liest und mit dem Apparate vergleicht, wird mich vielleicht entschuldigen, wenn ich diese Einleitung vorsichtsweise mit dem eigentlich selbstverständlichen Satze schließe, dass es nicht die Aufgabe des Herausgebers war, den Planudes zu verbessern, was manchmal nicht schwer gewesen wäre. Ob aber eine grammatische Unrichtigkeit und andere naevi dem Planudes selbst oder einem seiner beinahe gleichzeitigen Abschreiber zuzuweisen sei, dafür gibt es freilich nicht so sichere Kriterien als in dem Verhältnisse eines librarius Byzantinus zu einem classischen Autor.

Τοῦ σοφωτάτου καὶ λογιωτάτου κυρίου Μαξίμου τοῦ Πλανούδη.

Ἡ τοῦ παρόντος εἴδους ὑπόθεσίς ἐστιν αὕτη. ὁ Κλεόδημος πρός τινα πανήγυριν ἀπελθὼν ἐπὶ τῷ βοῦν ὠνήσασθαι περιέτυχέ τινι τερατουργῷ, ὃς μῦν συλλαβὼν καὶ εἰς βοῦν μεταμείψας τῷ Κλεοδήμῳ ἀπέδοτο πρότερον θαυμάσιά τινα ἐργασάμενος· ἐπεὶ δὲ πρὸς τὸν οἶκον οὗτος κατέλαβεν, αὖθις ὁ βοῦς εἰς τὸν μῦν ἐπανῆλθε. ταῦτα ἐλθὼν πρὸς τὸν Θαμύραν ὁ Κλεόδημος διηγεῖται. ὁ δὲ παραμυθεῖταί τε αὐτὸν καὶ πρὸς τὸν οἶκον ἑστιαθησόμενον καλεῖ.

4 *Κλεοδήμῳ*] *κλεοδήμῳ* N, *κλεομήδ* R 6 *ὁ βοῦς εἰς τὸν μῖν* N] *ὁ μῦς εἰς τὸν βοῦν* R 8 *πρὸς τὸν οἶκον* N] *πρὸς οἶκον* R

Θαμύρας.

Ὡς ἐρατὸς Κλεόδημε τεῷ παρ' ἑταίρῳ ἱκάνεις,
ὡς φίλιος φιλέοντι καὶ ὡς ποθέων ποθέοντι.
τίς τινι γὰρ πεφίλητο τοσαῦτα, τίς ὡς σὺ ἔμοιγε,
τίς τινι τόσσ' ἀγαπάζεται, ὡς σὺ φιλῇ πὰρ ἐμεῖο;
δὴ γὰρ ἐγὼ καμάτοιο δυηπαθέος πόνον αἰνὸν
λείψειν ἤθελον, ἠδὲ τεὸν ποτὶ δῶμα κιχήσειν,
ὥς σε, φίλος, κατίδοιμι, τὸν οὔτι πω ἔδρακον ἤδη
ἐξότ' ἐνὶ μεγάροισιν Ἀρισταίου θαλίῃσιν
ἥμενοι ἡμέριοι Δημήτερος ἐκρινόμεσθα.
ἀλλὰ τί τοσσάτιον σὸν ἀφ' ἡμέων ἴχνος ἔκαμψας;
τίπτε μὴ οὐ παλίνορσον πρὶν ποδὸς ὁλκὸν ἔθηκας;

Κλεόδημος.

σῆς φιλίης, Θαμύρα, χάριν οἶδα καὶ εἰςέτι εἰδῶ.
οὐ γὰρ ἐμῶν πραπίδων καθύπερθεν ἐφήψατο αὔτως
καὶ κραδίης μεσάτοισι μυχοῖσιν ἐπήξατο δῶμα.
οὐδέ τι σεῖο, κύδιστε, τόσον γενόμην ἐπιλήσμων,
ἀλλὰ βοῶν θάτερος ποτὶ γαίης αὔλακα τέμνων —
οἶσθα τὸν εὐρυμέτωπον, ὃν ἐκ θυμοῦ ἀγάπαζον —
οὐκ οἶδ', ἠὲ πόθεν, πόδα δεξιὸν ἀμφοκλάσσας
ἤριφ' ὑπὸ ζυγὸν, ἐκ δ' ἠρεύξατο μυκηθμοῖσι
ψυχήν· ὢ πόσα δάκρυα τοῖο θανόντος ἔλειψα.
οἷον ἐπὶ ζεύγλῃσιν ὑφίστατο χεῖρ' ἀροτῆρος
ὠκέας αἰεὶ παρπροθέων ἑτέροιο κελεύθους
ποσσὶν ἀελλήεσσι μεταστείχων χθονὸς ὦλκα.

8 *Ἀρισταίου*] *ἀρισταίου* NR 9 *Δημήτερος*] *δημήτερος* NR 12 *οἶδα* R] *οἶσθα* N ib. *εἰςέτι*] *εἴ σέ τι* N, *εἰ σέ τι* R ib. *εἰδῶ* N] *εἴδω* R 15 *τόσον γενόμην*] *τόσον ἐγενόμην* N, *τόπαν* (in ras.) *γενόμην* R 18 *ἠὲ πόθεν* R] *ἢ καὶ πόθεν* N 22 *παρπροθέων*] *πὰρ προθέων* N, *παρ προθέων* R 23 *ἀελλήεσσι* R] *ἀελλήεσι* N

οὔποτ᾽ ἐκείνου ἐγὼν ἐπιλήσομαι, ἔστε βιῴην
ἡμετέρην τε ἔθειραν ἀναῤῥίπτωσιν ἄελλαι.
μήποτε μήποτε τοῖο κίχησιν ἐμὴν φρένα λήθη.

Θαμύρας.

οὐ νέμεσις, Κλεόδημε, βοὸς τοίου διὰ πότμον
ἀχνύμενον κραδίην ἐνέπειν πενθήμονα φωνήν.
καὶ γὰρ πευθομένοιο ἐμοῦ νόον ἀμφεκάλυψεν
ἀχλύς, ἅτ᾽ ἠερίη πεδίοισιν ὁμίχλη ἐφίζει,
τὴν ποταμοῦ ῥόος ἠὲ θαλάσσης κῦμα προπέμπει
πάντα τόπον τε χλόην τε καὶ ἔνδια ὑψικομῶντα
ἀμφιπεριστέλλουσαν ὁμοπλεκέεσσι πορείαις.
εἰπὲ δὲ πρὸς Δημήτερος, εἵνεκα τοῖο λέλειψαι
καὶ χρόνιος ποθέοντι ποτήλυθες ὀψὲ ποτ᾽ ἀγρόν;
οὐ γὰρ ἔχω νοεεῖν τό τοι αἴτιον ἔμμεναι οἷον.
καὶ λέγε μὴ βραδύνων, ὡς πρὸς ποθέοντ᾽ ἀγορεύσεις,
εἰπέ μοι εἰρομένῳ σε πολυχρονίην σέο λήθην,
τοῦ χάριν ἐξελέλησο τεὸν ποθ᾽ ἑταῖρον ἱκέσθαι,
ἔννεπε, ὡς ἐρέεις τάδε νηφαλέῃσιν ἀκουαῖς.
οὐ γὰρ ἐγὼ φίλον οὔασι νωθροτέροισιν ἀκούσω.
οὐκ ἐρέεις ἄφαρ; ἔμπνοον οὐ στόμα σεῖο διοίξεις;
οὐ στόμα σεῖο διοίξεις, οὐδὲ τὸ πᾶν καταλέξεις;
ὡς ἐγὼ ἐξεμόγησα τεὴν ποτιδέγμενος αὐδήν.

Κλεόδημος.

μὴ κοτέσῃ, Θαμύρα, μή μοι βραδύνοντι χολωθῇς
εἰπέμεν, ὡς ἐγὼ εἵνεκα τοῦ φρεσὶ μερμηρίζω,
εἰ ἐτεόν, τά περ εἶδον, ἀληθέα ἠὲ καὶ οὐκί.
αἰδέομαι γὰρ ἄπιστα φίλῳ νημερτέι βάζειν.
ἀλλ᾽ ἐπεὶ οὐκ ἐπέοικε φίλων θάτερόν τι γινώσκειν
ἀτρεκὲς ἠὲ ψεῦδος αὖ οὐ πλέον οὐδὲ ἔλαττον,
τοῦ θάτερος λειφθήσεται οὐδὲν τοῦ πέρι εἰδώς,
οὔασι πεπταμένοισιν ἐμὴν ἐπακουέμεν αὐδήν.
ὄφρ᾽ ἐβίωσκε μέν, ἥν τε τὸ βοίδιον ἀμφὶ πόνοισιν,
ἥν τέ μοι ἐν χείρεσσι πολυτλήτοισιν ἐχέτλη,
οὐχ ἑτέρου δεόμην· τί γὰρ ἤμελλον ἄλλον ἐρωτᾶν;
αὐτὰρ ἐπεὶ μοίρῃσι δάμη τε καὶ ἔπλετο νεκρόν,

24 *βιῴην* H] *βιώμην* N, *βιώην* R 25 *ἀναῤῥίπτωσιν* H] *ἀναρρείπτωσιν* NR 29 *πευθομένοιο* R] *παυομένοιο* N 30 *ἅτ᾽*] *ἅτ᾽* R, *ἀτ᾽* N ib. *ὁμίχλη* R] *ὁμίχλην* N 32 *ὑφικομῶντα* R] *ὑψικομκιντα* (sic) N 33 *ὁμοπλεκέεσσι* R] *ὁμοπλοκέαισι* N 35 *ποτήλυθες* H] *ποτ᾽ ἤλυθες* NR 36 *αἴτιον* R] *ἄντιον* (sic) N 40 *νηφαλέῃσιν* H] *νηφελέῃισιν* N, *νηφελέῃσιν* R ib. *ἀκουαῖς* N] *ἀκούειν* R 44 *ἐξεμόγησα* R] *ἐξωμολόγησα* N 48 *φίλῳ* N] *φίλων* R ib. *νημερτέι* R] *νημερτέϊ* ῶ ‖ N ib. in NR steht vor dem Verse an dem Rande die Notiz *γν*, um die Gnome hervorzuheben; desgleichen vor v. 49 52 *ἐπακουέμεν* R] *ἐπακουέμην* N

δὴ τότ' ἀναγκαίη μοι ἐπήλυθεν ἄλλον ἐρευνᾶν·
οὐ γὰρ ἔην βοῒ μούνῳ γαίης αὔλακα τέμνειν.
ἐγρόμενος δ' ἐστείχεον ἐς μεγάλου Διὸς Αἴθρην,
ὄφρα κε βοῦν ὠνησάμενος δόμον αὖθι κιχείω·
κεῖθι νέον πυθόμην γὰρ ἀριπρεπέας βόας εἶναι.
ἁψάμενος δὲ πόδεσσι πολυτρίπτοιο πορείης
πᾶσαν ὁδὸν μεταμείψας ἤλυθον εἰς Διὸς Αἴθρην·
ἡ δὲ πολίχνιόν ἐστιν ἐπ' ἀκροτάταις κορυφῇσιν
οὔρεος ἠλιβάτοιο, τό περ καλέουσιν Ὄλυμπον,
ἀγχινεφὴς χιόνεσσι καλυπτομένη βορέαο.
ἔνθα Διὸς τελετῇ τότε τέρπετο πουλὺς ὅμιλος
ἀνδρῶν ἠδὲ γυναικῶν ἠδὲ νέων ἡβώντων,
πάντες ἀνευάζοντες Ὀλύμπιον υἱέα Ῥείης.
ἔνθα χοροιτυπίης μὲν ἐμέλλετο ἠδέος ἄλλοις,
ὀρχηθμοῦ δ' ἑτέροις πολυκαμπέος ἥνδανε παλμός,
ἄλλοι δ' ἐν κιθάρῃσιν ἐφήμενοι ἡδυμελέσσι,
τῇσι νόον τέρποντο καὶ ἁρμονίῃ καὶ ἀοιδῇ.
ἄλλοι δ' αἰγανέῃσιν ἐπὶ σκοπὸν ἠδ' ἐπὶ σῆμα
πέμπον ἀερτάζοντες ἀν' ἠέρα χεῖρα παχεῖαν,
ἄλλοι δ' ἐν τόξοισι καὶ ἐν πτερόεσσιν ὀιστοῖς
βάλλον ἐφιέμενοι, τίς σήματος ἔγγιον ἥξει.

τοῖσι δὲ τερπομένοισιν ἐφίκετο δαιμόνιός τις
ἄγριος ἀνὴρ θηρὸς ἔχων ὄπα, θηρὸς ὀπωπὴν
ἀμφιλαφὴς πλοκάμοισιν ἀμαυροτέροισι κοράκων
οἷον ἐχιδναίῃσι τιταινομένοις πλέον οὐρῆς
καὶ σκολιῆς ἕλικεσσι ἑλισσομένοις ὑπὲρ ὤμων,
μηκεδανὸν τὸ γένειον ἀπὸ στομάτων προϊάλλων
καὶ μέλας ἅψεα πάντα, πρόςωπα, χέρας τε πόδας τε.
ἤδετο δ' ὡς Αἰγύπτιος ἦν μετανάστιος ἐλθών,
ῥεῦμα λιπὼν Νείλοιο καὶ Αἰγύπτοιο ἀρούρας
διψαλέας ὑετοῖο καὶ ἰκμαλέας ποταμοῖο
κόσμον ἀμειβόμενος τεράτων τελέτης τελετῇσιν
ἢ Διὸς ἢ Κυθερείης ἢ ἑκάτου Ἀπόλλωνος·

59 *ἐστείχεον* NR ib. *ἐς μεγάλου Διὸς Αἴθρην* H] *ἐς μεγάλου διὸς αἴθρην* R, *μεγάλου διὸς αἴσθρην* N 60 *ὠνησάμενος* H] *ὠνησόμενος* NR ib. *αὖθι* R] *αὖθις* N 63 *εἰς Διὸς Αἴθρην* H] *εἰς διὸς αἴθρην* NR 64 *πολίχνιον* R] *πολυχνιον* N (in ras. corr. ex *πολύχνιον*) ib. *ἀκροτάταις* N] *ἀκροτάτης* R 65 *Ὄλυμπον*] *ὅλυμπον* NR 66 *χιόνεσσι* R] *χιόνεσι* N 67 *Διὸς τελετῇ τότε*] *διὸς τελετῆ τό τε* N, *διὸς τε λετῆ τότε* R 71 *ἥνδανε* N] *ἤνδανε* R 74 *ἠδ' ἐπὶ* R] *ἠδὲ ἔπι* N 77 *βάλλον* R] *βάλλη* N 78 *τοῖσι*] von hier an bis v. 141 incl. hat Cyrillo das Gedicht abgedruckt: Cod. Borbon. II. p. 149—152. 78 *δὲ* R] om. N 81 *τιταινομένοις* N] *τιταινομέναις* R ib. *οὐρῆς*] *οὐρῆσ* R, *οὐρῆς* N 82 *σκολιῆς*] *σκολιῆσ* C, *σκολιῆς* NR 83 *στομάτων* NR] *στομάτος* (sic) C 85 *ἤδετο δ'* R] *ἤδετο δ'* N, *Ἦδε τόδ'* C 88 *τελέτης* H] *τελετῆς* NR 89 *Κυθερείης*] *κυθερείης* N, *κιθερείης* R

ὣς καὶ κεῖθι μετήλυθε δαίμονος ἄξια τεύχων.
τῷ δ' ἐφομάρτεεν ἠΐθεος νώτοις ἀναΐσχων
δαιδαλέην διδύμην πήρην μέγα Παλλάδος ἔργον.
τὸν δὲ ἰδόντες ἐπέῤῥεεν ἄσπετος ἐγγύθι λαὸς
ἀλλόκοτόν τι θέαμα καὶ οὐκ ἔθιμον καθορῶντες.
ὡς δ' ὅτ' ἴρηκα τανύπτερον ἀθρήσωσι κορῶναι
θείνουσαι πτερύγεσσι πορείην ἠέρος εἴσι
πάντοσε κυκλοῦσαι μεμονωμένον ὄρνιν ἀλήτην,
ὣς περὶ κεῖνον ἅπαντες ὁμήλυδες ἐστιχόωντο,
ἀνέρες ἠδὲ γυναῖκες ἀήθεα κεῖνον ἰδόντες.
σιγαλέῳ δ' ὅδε νεύματι πᾶσι κέλευσεν ἀκούειν.
στὰς δ' ἐπὶ πᾶσιν ἔειπε μελάντατα χείλεα σείων·
Ζηνὸς Ὀλυμπίου ἔθνεα κλῦτέ μευ ἄνδρες ἑταῖροι.
ὑμῖν μὲν Κρονίδης Ζεὺς ὕπατος αἰθέρι ναίων
ὄλβια πάντα πόροι καὶ ἐπήρατα πάντα τελέσσοι,
ὡς τελετὰς τελέουσι θεῶν μακάρων πλέον ἄλλων,
γαῖά τε πηγάσσοι μέλι καὶ γάλα πάντεσι καιροῖς
καὶ διδύμους τίκτοιεν ὄϊς βαθυβόστρυχοι ἄρνας.
αὐτὰρ ἐγὼν ἐθέλω μαθέειν, τί ποτ' ἔλλαχεν ἔρδων
ὑψιμέδων Κρονίδης νῦν ὄμβριμος, ἢ ὅ γε κεῖνος
ἐσθίει ἢ λέκτροισι παρήμενος αἰετὸς ὄρνις
δὴν γάνυται Γανυμήδεος, ἠὲ θεῶν ἄπο μοῦνος,
ὄφρα κε μὴ νοέῃ ζηλήμων ἔξοχον Ἥρη,
λῦσαι παρθενικῆς τινος ἵεται ἅμμα κορείης.
ὣς ἔφατ', ἐκ δὲ δύω πήρης ἐξήγαγε μῆλα
κυκλοτερῆ, κροκόεντ', εὐώδεα, τέρψιν ἰδέσθαι.
ἂν δὲ λαβὼν χείρεσσι θεουδέα κεῖνα τὰ μῆλα
δεξιτερῇ θάτερον προΐηλεν Ὄλυμπον ἱκέσθαι,
ὄφρα κεν εἰδῇ, Ζεὺς τίσι πρήξεσι τέρπεται ἦτορ.
κεῖνο δ' Ὄλυμπον ἱκάνετο κιὸν ἐπ' ὄψεσι πάντων,
ὡς πτερόεν τελέθοι, χύσιν ἠέρος ἄτρυγα τέμνον.
πᾶς δ' ἂν ὅμιλος ἔχεσκεν ὕπερθε ποτ' οὐρανὸν ὄμμα
θαῦμα μέγιστον ὁρῶντες, ὃ οὔποτε ἔδρακον αὖθις,
ἕως τὸ κρύπτετο θεσπεσίως πρόπαν ἠέρι πολλῷ.
αὐτὰρ ἐπεὶ τό γ' ἀνήλυθεν ἐς πόλον, ὣς φάτο κεῖνος,
ἄψορον οὐδ' ἔθ' ἵκανε Διὸς πατρὸς ἔργματα λέξον,
ἀλλ' αὐτοῦ δήθυνε καὶ οὐκέτι νόστιμον ἐλθεῖν
ἤθελε, δὴ τότε χωόμενος ᾠγύπτιος ἄλλο

90 *τεύχων* NR] *πάσχων* C 92 *δαιδαλέην* R] *δεδαιλέην* N ib. *πήρην* N] *πείρην* R 98 *ἐστιχόωντο* R] *ἐστιχώοντο* N, *ἐστιχόοντο* C 99 *ἀνέρες* N] *ἄνδρες* R 106 *πηγάσσοι* R] *πηγάσσει* N 107 *βαθυβόστρυχοι* RC] *βαθυβόστροχοι* N 109 *ὅ γε κεῖνος*] *ὁ γε κεῖνος* R, *ὁ γ' ἐκεῖνος* N, *ὅγ' ἐκεῖνος* C 112 *μὴ νοέῃ*] *μὴν οέη* R, *μὴ νοέει* N 113 *ἅμμα*] *ἅμμα* R, *ἀμμ* N, *ἅμμο* C 118 *εἰδῇ, Ζεὺς* C] *εἰδῇ ζεὺς* NR ib. *ἦτορ* N] *ἦτος* R 120 *τελέθοι* N] *τιλέθον* R 122 *ὃ* RC] *ὅς* N ib. *οὔποτε ἔδρακον* R] *οὔποτ' ἔδρακον* N 127 *ᾠγύπτιος* RN] *Αἰγύπτιος* C

χειρὸς ἀποπροέηκε πόλῳ καὶ κεῖνο φέρεσθαι.
καὶ φέρετο δρόμον ὠκύτατον προτέρῳ πανόμοιον.
αὐτὰρ ἐπεὶ καὶ κεῖνο παλίνδρομον οὐκέτι βαῖνεν
ἠερίῃ παχύτητι καλυπτόμενον καὶ ὀμίχλῃ,
αὖθι χολώετο δεύτερον ὀξυτέρως τερατουργός,
οὕνεκα μὴ βαίνοιεν ἀπόσσυτα αὖθις ἐς αὐτόν,
καί οἱ ἐφεσπόμενον κοῦρον χείρεσσιν ἀείρας
οὐρανὸν εἰςαφικέσθαι καὶ Διὸς ἔργα μαθόντα
ἧκεν ὁμοκλήσας τάχιον νοστεῖν μετὰ μήλοις.
ἠΐθεος δ' ἐστέλλετο καινὴν οἶμον Ὀλύμπου.
καὶ τότε δὴ τότε θαῦμα κατεῖδον, ὃ οὔποτε εἶδον,
αἰετὸν ὥστε τανύπτερον ἠερίῃσι πορείαις
εἰς πόλον ἀΐσσοντα φιληρέτμοισι πεδίλοις
ἠΐθεον σπεύδοντα Διὸς πατρὸς οἶκον ἱκέσθαι.

αὐτὰρ ἐπεὶ καὶ κεῖνος ἐκεύθετο, φαίνετο δ' οὔτι,
γαίῃ ἐφεζόμενος φυγύπτιος ἔννεπε λαοῖς·
εἴ τι ἐγὼ ἀψευδὴς τελέθω καὶ μάντις ἀληθής,
Ζεὺς μέγας εἰλαπίνῃσι παρήμενος ἥδεται ἦτορ.
τούνεκα μῆλα καὶ ἠΐθεος παλίνορσα κέλευθα
οὐκ ἐθέλουσι θέμεν, παρὰ δ' ἵστανται Διὶ πατρί.
νῦν γὰρ Ἄρηος ἔχουσι θεοὶ γάμον ἠδὲ Κυθείρης,
εἵνεκα τῆς πάθε τειχεσιπλήτης ἄλγεα πολλά.
οὔπω μῦθος ἔληγε καὶ ὑψόθεν ἵκετο κοῦρος
μῆλα μὲν ἐν κόλποισιν ἔχων δύο, δεξιτερῇ δὲ
ὄρνιθος πόδα καλόν· ἐπάξιον ἔμμεναι εἶπες
Ζηνὸς ἰδὼν Κρονίδαο βαθυπλούτοιο τραπέζης.
στὰς δ' ἐπὶ γαίης μῦθον ἑοῖς στομάτεσσι μετηύδα·
μήτε τι χώεο, δέσποτα, μήτε τ' ὀδύσσῃ ἐφ' ἡμῖν·
οὐ γὰρ ἑτὸς δηθύνομεν ἀμφὶ Διὸς μεγάροισι.
σὴν κεφαλὴν μακάρεσσι θεοῖσιν ἐπόμνυμι σεπτήν.
ἀλλὰ θεοὶ τέρποντο διαμπερὲς ἐς Διὸς οἶκον
ἀμφὶ γάμοις Ἄρεος καὶ Κύπριδος ἀφρογενείης,
Ζεὺς δὲ πατὴρ προκάθητο μέγας μεγάλου ἐπὶ θώκου,
πὰρ δ' Ἥρη τῷ ἕζετο πότνια δῖα θεάων,
ἐν δ' Ἄρης, ἐν δ' Ἀφροδίτη Διὸς ἄγχι καὶ Ἥρης,
ἑξείης δ' ἑτέρων μακάρων ἱερὸς χορὸς ἦστο.
ἀθανάτοις δὲ θεοῖσι πόσιν μακάρων γλυκὺ νέκταρ
ἐς δέπας ἀμφικύπελλον ἐῳνοχόει Γανυμήδης
γραπτὸν ἐνὶ χλαίνῃσιν ἔχων μέγαν αἰετὸν ὄρνιν.

130 *κεῖνο* RC] *κεῖνον* N ib. *οὐκέτι* C] *οὐκ ἔτι* R 131 *ὀμίχλῃ* NR] *ὀμίχλῃ* C 132 *αὖθι χολώετο* R] *αὖθι χωλόετο* N, *χωλόετ' αὖθις* C 134 *ἐφεσπόμενον* R] *ἐφεπόμενον* N 137 *καινὴν* R] *καὶ μὴν* N 141 *ἱκέσθαι*] mit diesem Worte schließt der Textabdruck Cyrillos 143 *ἔννεπε* N] *αἴνεπε* R 145 *ἥδεται* R] *ἥδετο* N ib. *ἦτορ* N] *ἦτος* R 146 *παλίνορσα* N] *παλίνορθα* R 157 *σεπτὴν*] *σεπ*[ην] R, *σε*[πη] N

εὖτε Διὸς πατέρος δὲ καταντίον ἦμεν ἰόντες,
δὴ τότε κεῖνος ἀνήρετο, ποίης τράφομεν αἴης,
ἠὲ τίς ἧκεν ὕπερθεν ἐς οὐρανὸν ἀστερόεντα.
μητέρα δ' Αἴγυπτον φαμένῳ βαθυλήιον αὐχεῖν
πρὸς σέο πεμφθῆναί τε κομισσέμεν αὐτῷ χαίρειν,
αὐτίκα τὸν πόδα, τὸν καθορᾷς, μοὶ χερσὶν ὄρεξεν
καί σε φῆ ἀντιγεγηθέναι, ἀμφιπόλων τὸν ἄριστον.
ὣς φάμενος πάντεσσιν ἐδείκνυε τὸν πόδα χειρί.

Θαμύρας.

δαιμόνιός τις ἐκεῖνος ἔην καὶ ἐπήβολος ἀνήρ,
ἀθανάτων παίδευμα δίδαγμά τε οὐρανιώνων,
ὃς τοιαῦτα τέτευχε· θεῶν νύ τοί ἐστιν ἀποῤῥώξ.
ὡς ἐγὼ ἤθελον αὐτοῖς ὄμμασι κεῖνον ἰδέσθαι,
μηδ' ἀκοῇσι μαθεῖν μόνον ἔργματα τηλίκου ἀνδρός.

Κλεόδημος.

ἀλλ' ἐγὼ οὐκ ἔθελόν ποτε τοίῳ ἀνδρὶ τυχήσειν
μηδ' ἐν ὀνειρείοισι τυπώμασι ἢ καὶ ὀνείρων
αὖθις ὀνείροις, οἷά με κεῖνος ἔρεξ' ἀνιηρά.
αὐτὰρ ἀτεμβόμενος τοῦδ' αὐτὸς μὴ ἀκάχησο
κέρδος ἑοῖς τέκεσι προφυλάσσων, ὡς ἐτεὸν δὴ
πεῖρ' ἀγαθῶν ὄφελος καὶ ἀπειρίη αὖθι πονηρῶν.

Θαμύρας.

αὐτὰρ ἔρεξε κακὸν τί σε, σὸν τό γε θυμὸν ἔδηξεν;
θαῦμα μέγ', εἰ τοιοῦτος ἐὼν κακὸν ἤθελεν ἔρδειν.
αἰδὼς καὶ κλύοντα μ' ἔχει τοιοῦδε βροτοῖο.

Κλεόδημος.

πευθόμενος δέλεαρ καὶ φαρμακίην ἕο δεινὴν
εἴση. ἐπεὶ γάρ μ' ᾔσθετο βοῦν ἐθέλοντα πρίασθαι
καί τε πανηγύρεως ὑπένερθεν ὕπερθεν ἰόντα,
μῦν μάρψας χείρεσσιν, ὅπως οὐκ οἶδα τὸ τεύξας,
βοῦν κεραὸν λιπόσαρκον ἐδείκνυε καὶ μετέπειτα
ἄγχι μευ ἐλθὼν ἤρετο, ἣν ἐθέλοιμι πρίασθαι
βοῦν, ὁπποῖος ἐκεῖνος ἐφαίνετο, εἴδεϊ καλὸς
καὶ μελέων εὖ ἔχων κρατερός τ' αὖ ἀμφὶ πόνοισιν.
ἀγνοέων δὲ ἔγωγε κακὸν δόλον, ὅν μοι ἐπῆγε,

169 *τίς*] *τις* NR ib. *ἧκεν*] in R steht oberhalb des Wortes ein Zeichen, welches auf die Randglosse *ἔπεμψεν* hinweist 170 *φαμένῳ* H] *φαμένω* R, *φαμένου* N 171 *πεμφθῆναι* R] *πεφθῆναι* N ib. *κομισσέμεν* N] *κομίσσαιμεν* R ib. *αὐτῷ* R] *αὐτῶ* N 172 *ὄρεξεν* R] *ὄρεξε* N 173 *φῆ* R] *φὴ* N 177 *ἀποῤῥώξ*] *ἀπορρώξ* R, *ἀπορώξ* N 181 *μηδ' ἐν ὀνειρείοισι*] *μὴδ' ἐν ὀνειρείοισι* R, *μήδ' ὀνειρείοισι* N 184 *ὡς ἐτεὸν* R] *ὡς τεὸν* N 145 *πεῖρ'*] vor dem Verse ist die Gnome bezeichnet, NR 192 *χείρεσσιν* R] *χείρεσι* N

συνθεσίην τ' ἐτέλεσσα βοός τέ οἱ ὦνον ἔδωκα
ἐννέα χρύσους, τῶν ἔτι μνώμενος ἄχνυμαι ἦτορ
παῖδας ἐμοὺς πενίαστηρος ἐπὶ ξηροῖσι καθίσσας.
πὰρ δ' ἔλαβον βόα καὶ κίον ἀμφὶ δόμοισιν ἐμοῖσιν
γηθόμενος θαλίην Δημήτερι τοῦ χάριν οἴσων,
ὅττι μοι οὔτι χερείων φαίνετο τοῖο θανόντος.
αὐτὰρ ἐπεί γ' ἐτέλεσσα κέλευθα καὶ οἶκον ἔτετμον,
ἐκ μεγάρων ἐκάλεσσα δάμαρτα κομισσέμεν ὕδωρ,
ὄφρα βοὸς τανάγεσσιν ὁδοῦ μεμολυσμένα γυῖα
νίψομεν. ἡ δ' ἔθεεν μέγαν ἀμφιφορῆα φέρουσα
ὕδατος αὐτοχύτοιο παρὰ κρήνης πολυΰδρου
καὶ πλύνομεν μαθέοντες ἅτε νεοθηλέα παῖδα
φειδομένως παλάμῃσι καθαπτόμενοι χρόα καλόν.
εἶτα δ' ἅπαν κεκάθαρτο βοὸς δέμας, οὐδέ τι πηλοῦ
ἴχνος ἔην χθονίοιο ποτὶ μελέεσσιν ἑοῖο,
καρπαλίμως τότε κεῖνος ἐπαλλάξας ἑὸν μορφὴν
αὐτίκα μῦς πέλεν υἱὸς ἐμοῦ βοέῳ ποδὶ πρῶτα
τύψας ἠπεδανὸν σκέλος, ἐκ δ' ἅπαν ὀστέον ἆξε.

Θαμύρας.

ἦ ῥά τοι οὐ σὺν δαίμονι βοίδιον ἔπλετο κεῖνος.
τοὔνεκα καὶ μετάμειψεν ἑὴν φύσιν εἰς μυὸς εἶδος.

Κλεόδημος.

οὐ μάλα· μῦς γὰρ ὅδ' ἔπλετο καὶ πρότερον χθονὶ ναίων,
τεῦξε δέ μιν βόα κεῖνος ἑῇ χρύσας ἐπαλοιφῇ
δύστροπος αἰκάλλων δολίοισι σοφίσμασι θνητούς.
εἶτα δέ οἱ πάλιν ὕδωρ φαρμακίας κλύσε πάσας,
ταυρείην κερόεσσαν ἔπειτα νόθην ἀπεσείσατο μορφήν.
καὶ τότε μῦς πάλιν ἔσκεν ἑοῖς μελέεσσιν ἐλεγχθεὶς
καὶ μεγάροισιν ἐμοῖσι λέων ἅτε δεινὸς ὀρούσας
πρῶτα γαλῆν μοι ἔπεφνεν ἀλεξήτειραν ἀγαυὴν
ἀμφὶ μύεσσιν ἰοῦσαν — τὰ φρονέων κατὰ θυμόν,
ὡς στρατὸν ἀθροίσειε μυῶν στεγέτην τανυούρων
καὶ λοχαγὸς τελέθων ἑὸν ἐκτελέσειεν ἔέλδωρ,
δυσμενέων τ' ἀπάνευθε καὶ ἀντιπάλων μεγαθύμων
οἶκον ἀϊστώσειεν ἐμὸν πολυχανδέι λαιμῷ.
πᾶν δὲ τὸ δυσμενὲς ἀργαλέον· τότε δ' ἔπλετο χεῖρον,

200 *καθίσσας* B] *καθίσας* N   201 *ἀμφὶ δόμοισιν ἐμοῖσιν* B] *ἀμφὶ δόμοισιν* N   202 *τοῦ* N] *του* B   204 *αὐτὰρ* N] *αὐτὸς* B   205 *κομισσέμεν* N] *κομίσσαιμεν* B, vgl. v. 171   214 *υἱός* H] *υἱός* NR   ib. *βοέῳ*] *βοέω* NR   216 *κεῖνος* B] *κεῖνο* N   219 *τεῦξε* B] *τεῦξαι* N   ib. *ἐπαλοιφῇ* H] *ἐπ' ἀλοιφῇ* B, *ἐπ' ἀλοιφῆ* N   223 *ἐλεγχθείς* H] *ἐλε- λε ις χθεὶς* B, *ἐλ χθ* N   227 *ἀθροίσειε* N] *ἀθρήσειε* B   228 *ἑὸν* B] *ἐὸν* N   229 *τ' ἀπάνευθε* B] *τ' ἀπαπαύεσθαι* N   231 *πᾶν*] vor dem Verse ist die Gnome bezeichnet, NR

εὖτε τό γ' ἀντίπαλον τελέθησιν ἀπόπροθι τοῖο.
ὥς καὶ κεῖνος ἀπήρξατο τῆλε γαλῆς ἐπικούρου
πάντα κατεσθιέμεν μετὰ οἷς ἑτάροισι μύεσσι
νῦν ζυγόδεσμον ἔδοντες ἢ ἄλφιτα, ἄλλοτε πυρόν,
ἄλλοτε κρῆς τάριχον, τότε δὲ κρῖ, ἄλλοτε κέγχρον,
πᾶν καταδαρδάπτοντες, ὃ τῶν γενύεσσι κιχήσει.
πέφρικα δὲ πλέον, ὡς μὴ σφῶν μανίης ὀλοῇσιν
πάντα δόμον ἀΐδηλον ἀπεκτελέσαντες ὀπίσσω
τέκνα τε καὶ παράκοιτιν ἀποῤῥίψωσιν ἐς Ἄιδην.

Θαμύρας.

μὴ μάλα θυμὸν ἀδημονέης, μὴ τόσσον ἀλύῃς.
δὴ γὰρ ἐγὼν οἴσω σε ἐς ἡμέτερόν τιν' ἑταῖρον,
πάντων ὅς σε μυῶν καθυπέρτερον ἔξοχα θήσει
ἄλκαρ τοι παρέχων, ξυλίνην τὸ γαλῆν ὀνομήνης.
ἀλλ' ἄγε νῦν οἰκόνδε νεώμεθα, ὄφρα φαγόντες
ἠδὲ πιόντες ἔπειτα κιχήσομεν, ἔνθα τοι εἶπον,
αἴ κε θεῷ δ', εὑρήσομεν ἀμφ' ὁδὸν ἀνέρα κεῖνον,
ὅς σε παρήπαφεν ἀντὶ βοὸς μύα ἐχθρὸν ὀρέξας.

Κλεόδημος.

οὐ μὴ τοῦτο πάλιν στομάτων ἔπος ἐκπροϊήλῃς,
μή, Δήμητερ, ἴδοιμι θεοῖς τὸν ἀνάρσιον αὖθις,
ὡς τρομέω καὶ ἀπόντα, τὸν οὐκ ἔγνων παρεόντα.
δείδια, μὴ τελέσῃ καὶ ἐμὲ τράγον, ἥν μ' ὀπιπεύσῃ.
Κίρκης ἔπλετο κεῖνος ἐὼν πολυφαρμάκου υἱός,
ἣ σύας ἐκ μερόπων ἀποδείκνυσι τοὺς παριόντας.
αἴ κέ με κάπρον ἀμείλιχον, αἴ κέ με θῆρα τελέσσῃ,
αἴ κεν ὄρεσσιν ἄποικον ἀποίσῃ καὶ μετανάστην,
τίς μοι ὕδωρ κομίσῃ βοῇ, ὕδατι τίς με διήνῃ,
ὡς ἀποσεισάμενον θήρεσσιν ὁμοίιον εἶδος
αὖθι λαβεῖν μελέεσσιν ἐὴν βροτοειδέα μορφήν;
ἢν ποδὸς ἁρπάξας με πόλονδε φέρεσθαι ἀφήσει,
πῶς μὲν ἔπειτα κατέλθω; πῶς πυρόεις μέγας αἰθὴρ
οὐ πρήσει με, τέλειον ἐμὸν δέ τε σῶμα φυλάξει;
πῶς μέτα δαίμοσιν ἔσσομαι, αἴ κέ με κεῖνος ἐάσῃ
κεῖθι κατατρύχεσθαι ἀπόπροθι πατρίδος αἴης;

Θαμύρας.

κεῖνον ἐῶμεν ἄνευθεν ἐόντα, τὸν οὐκέτ' ἐςαῦθις,
οὐδ' αἴ κεν ἐθέλωμεν, ἴδωμεν. ἀτὰρ ποτὶ οἶκον

232 *τελέθησιν*] *τελέθησιν* R, *τελέθοισιν* N 233 *ὥς* H] *ὡς* N R 234 *ἑτάροισι* R] *ἑταίροισι* N 237 *ὃ τῶν* R] *ὃ τοῖς* N 238 *σφῶν* R] *σοφῶν* N ib. *ὀλοῇσιν*] *ὀλόησιν* N, *ὀλοῇσι* R; hic deficit cod. R; quae sequuntur ex solo cod. N descripta sunt 239 *ὀπίσσω* H] *ὀπίσω* N 240 *Ἄιδην*] *ᾄδην* N 242 *τιν'* H] *τι* N 243 *σε μυῶν* H] *σεμνῶν* N 245 *ἀλλ' ἄγε* H] *ἀλλά σε* N 251 *ἀπόντα, τὸν* H] *ἀπόντα τὸν,* N ib. *ἔγνων* H] *ἔγνω* N 253 *Κίρκης* H] *κίρκου* N 254 *ἣ* H] *ἢ* N 256 *ὄρεσσιν* H] *ὄρεσιν* N 257 *βοῇ*] *βοῆ* N ib. *διήνῃ*] *διήνη* N 266 *ἀτὰρ* H] *αὐτὰρ* N

ἴομεν, ἔνθα φιλοφρονέοντα φίλον σέο εἰδῇς.
παῖ, σὺ δὲ βόσκε τὰ βοίδια καὶ ποτὶ ἕσπερον αὐτὰ
ἐν μεγάροισι κόμισσον ἐπὶ σταθμοῖσί τε δῆσον,
κρῖ τε δόμεν τοῖς ἄργυφον, ὥς κε καμόντα φάγῃσιν.

Commentar.

Hypoth. *εἶδος* „Gedicht", vgl. Christ, Verhandlungen der Philologenversammlung. Würzburg 1868, S. 49 ff.

v. 3. *τίς τινι* habe ich als Lesart des Planudes beibehalten. Man würde *τίς τίνι* vorziehen.

v. 5. *κάματος* beziehe ich auf die Mühen der Feldarbeit; vgl. v. 9 und 15 ff.; *δυηπαθής* eigentlich „Unglück erleidend"; so bei Opp. Hal. 2, 436; Anthol. Pal. VII. 209.

v. 8—9. Ich gehe bei der Erklärung dieser Verse von *ἐκρινόμεσθα* aus und fasse es in dem Sinne von *διακρίνεσθαι* auf. Vgl. Hesych. *κρίνειν· χωρίζειν.* Die Stelle heißt dann einfach: „seitdem wir uns trennten". Die besonderen Umstände, unter welchen sich die beiden Männer das letztemal gesehen hatten, bringt Thamyras seinem Freunde in Erinnerung. Es war ein Erntefest — *θαλίῃσιν Δημήτερος* (= *θαλυσίοις*?), bei welchem man in dem Hause des Aristaios, eines gemeinsamen Freundes, zusammengekommen war. Dort hatten sie einen ruhigen Tag mit einander verlebt. — Man wünschte freilich, abgesehen von einer anderen Wortstellung, *ἡμέριοι* in dem Sinne von *πανημέριος* auffassen zu dürfen. Vgl. Hom. Il. 2, 385: *ὥς κε πανημέριοι στυγερῷ κρινώμεθ' Ἄρηι.* Diese Erklärung hat eine Reminiscenz aus Theokrit zur Stütze (Id. VII.), insoferne als auch Theokrit sich an einen frohen Erntetag erinnert, den er im Kreise seiner Freunde zugebracht hatte. Und bleibt uns der Aristaios bei Planudes ein Unbekannter, so liegt auch darin bei der Festhaltung einer stellenweisen Analogie zu jenem Idyll keine Schwierigkeit. Man vergleiche übrigens auch den Anfang jener „Thalysien":

Ἦς χρόνος ἁνίκ' ἐγώ τε καὶ Εὔκριτος ἐς τὸν Ἅλεντα
εἵρπομες ἐκ πόλιος, σὺν καὶ τρίτος ἁμὶν Ἀμύντας.
τᾷ Δηοῖ γὰρ ἔτευχε Θαλύσια κτλ.

Vielleicht erklärt sich aus dieser Beziehung auch *ἡμέριος* = *μεσαμέριος* (Id. VII, 21), insoferne die heiße Tageszeit in Ruhe verbracht wird.

Eine andere Erklärung der ganzen Stelle, nach welcher Aristaios die Gottheit wäre und sich der Genitiv *Ἀρισταίου* mit *θαλίῃσι* verbände, so dass dann *Δημήτερος* als Genitiv des Eigenthümers zu *ἐκρινόμεσθα* bezogen werden müsste, befriedigt mich noch weniger. Es könnte freilich an einen entscheidenden Tag gedacht werden, an welchem Thamyras in den mühsamen Lebensberuf des Landmannes eintrat, sich „der Demeter zu eigen gab"; aber ich finde nicht, dass der Zusammenhang durch solche Annahmen gewänne.

11. *πρὶν* = *πρότερον* Hom. Il. 8, 500. „Warum bist Du nicht früher zurückgekehrt?"

12. „Ich danke Dir für Deine Freundschaft und will Dir auch fürderhin dankbar bleiben, denn sie hat mein Herz nicht oberflächlich in vergänglicher Weise ergriffen und hat sich (vielmehr) in dem innersten Winkel meines Gemüthes ein Haus aufgeschlagen". Vgl. Eur. Hec. v. 242 Ddf.

15. *τόσον* tamdiu vgl. v. 10.

16. *αὔλακα τέμνων* Aristoph. Av. 1400. Vgl. v. 58.

18. *οὐκ οἶδα* = vielleicht; *ἠὲ πόθεν*; gehört dem Sinne nach hinter *ἀμφοκλάσσας*.

18. *ἀμφοκλάσσας* das Simplex bei Mosch. 2, 99.

20. *τοῖο θανόντος* „um den Todten".

21. *ἐπὶ ζεύγλῃσιν*. Besser wäre *ὑπὸ ζεύγληφιν* oder *ὑπὸ ζεύγλαισι* gewesen; denn *ὑφίστασθαι* ist in dem Sinne der Unterwerfung gebraucht und nach der Analogie von *ὑποστῆναι πόνον, κινδύνους* u. dgl. construiert, statt mit dem Dative.

23. *ὦλκα* Hom. Il. 13, 707; Od. 18, 375.

24. *βιῴην* schrieb ich im Hinblicke auf *ἀναβιῴην* Aristoph. Ran. 177 Velsen, wo die Codices auch *ἀναβιώην* haben. Eine Ungleichartigkeit der mit *ἔστε* verbundenen Modi anzunehmen, liegt doch näher, als die Behauptung, Planudes habe *βιώην* als Conjunctiv gebraucht. Freilich könnte man sich auf andere Formenfehler stützen, die in der Einleitung gesammelt sind. Vgl. übrigens *ἁλώω* Hom. Il. XI, 405: *αἴ κεν ἁλώω* und über *ἁλῴης* und *ἁλώῃς*, sowie über *βιῴην* und *βιοίην* Kühner-Blass II³, S. 192, 361, 384.

25. Auch durch die Schreibung *ἀναῤῥίπτωσιν* wird eine fehlerhafte Formenbildung vermieden. Beide Codices haben *ἀναρρείπτωσιν* und da nun *ἄελλαι* folgt, sieht man sich zunächst auf *ἀνηρείψαντο θύελλαι* als homerisches Muster (Od. 4, 727) hingewiesen. Wenn aber auch Planudes diese homerische Form nicht so verstehen mochte, wie jetzt Fick in seiner hom. Odyssee S. 2, so konnte ihm doch die von altersher (Aristarch zu Il. 20. 234) eingelebte Ableitung von *ἐρείπειν* (Veitch, Greek verbs) geläufig sein und dann konnte Planudes auch in einem Compositum hievon zu einer Gemination des *ρ* vernünftigerweise nicht gelangen. Derartige Verdoppelung der Liquidae zu dem Zwecke der Längung einer von Natur kurzen Silbe in der Arsis findet sich auch in diesem Gedichte des Planudes nur in der Commissur der Composita (und sonach auch bei dem syllabischen Augmente), wie in *ἀποῤῥώξ* (v. 177) und *ἔλλαχεν* (v. 108). Auch müsste wegen des *πτ* noch eine weitere Verwechslung (mit *ἐρέπτω*) vorliegen. Einfacher und billiger ist es also, die Form *ἀναρρείπτωσιν* als eine durch den Itacismus des *ει* bewirkte Verschreibung statt *ἀναῤῥίπτωσιν* aufzufassen. *ἀναῤῥίπτειν* begegnet schon Od. 7. 328.

26. μήποτε μήποτε am Anfange des Verses schon Aesch. Prom. 895 Ddf.

26. κίχησιν behielt ich als vom Autor beabsichtigten Indicativ im Texte. Mancher wird κίχῃσιν vorziehen; vgl. Opp. Hal. 3, 433.

27. οὐ νέμεσις Il. 3, 156.

28. Durch die Weglassung des Personalpronomens (σὲ) erhält der Gedanke die allgemeinere Geltung einer Sentenz. Ähnlich Il. 14, 80; 19, 228.

29. πευθόμενος Od. 17, 158.

30. ἅτε im Gleichnisse unhomerisch. Pind. Ol. I, 2.

30. ἀχλύς gegenüber Hom. Il. 20, 421, Hes. Sc. 264 (ῡ);

32. χλόη und ἔνδια sind als Contraste aufgefasst; daher sind unter χλόη die Wiesen, unter ἔνδια ὑψικομῶντα hochwipflige Bäume zu verstehen. Letztere werden als Schlupfwinkel für den Nebel bezeichnet. Vgl. Eur. I. A. 422 λειμώνων χλόην und Opp. Hal. 4, 371 ἔνδια πέτρης.

33. ὁμοπλεκής Christodor. Ecphras. 252 (255), Nonnos Io. c. 21, 66.

Der Schluss des in schwülstiger Breite ausgesponnenen Vergleiches will besagen, dass der Nebel alle Verästelungen der belaubten Wipfel umzieht und sich allen Windungen und Höhlungen derselben anschmiegt.

35. ποτ' = ποτί, Theocr. Id. 1, 105 ποτ' Ἴδαν. Vgl. v. 121. Zu χρόνιος vgl. Vahlen zu Theocr. Id. XIV, 2, Berl. Ind. lect. 1885, sem. aest. S. 3 ff. — Wie langathmig die Begrüßungsscene bei Planudes ausfiel, zeigt am besten ein Vergleich mit diesem Idyll, welches für dieses Thema sein Vorbild war.

40. Der Contrast zu οὔασι νωθροτέροισιν verlangt im Texte den Ausdruck für „begierige Ohren", wofür Planudes „nüchternes Gehör" zu sagen scheint, also „hungerige Ohren". Die Endsilbe von ἀκούειν (R) ist auf das Missverständnis einer Abbreviatur zurückzuführen. Zum Plural ἀκουαῖς vgl. ὀπωπαῖς bei Nonn. Dion. 5, 445.

47. τά περ = ἅ περ vgl. v. 65.

50. αὖ findet sich bei Homer nur in der Formel σοὶ δ' αὖ ἐγὼ verkürzt, Il. 10, 292; 24, 595; Od. 3, 382.

51. τούτου πέρι, οὗ πέρι οὐδὲν εἰδὼς λειφθήσεται ὁ ἕτερος: „allein, da es sich nicht geziemt, dass der eine von zwei Freunden etwas wisse — sei es nun wahr oder falsch — und zwar weder mehr, noch auch weniger — worüber der andere in Unkenntnis bleibt — so vernimm mit offenen Ohren meine Rede."

54. ἐχέτλη Hes. Op. 467, stiva (Pflugsterz).

59. Für die Erfindung des Namens Aithra mag Nonn. Dion. 26, 85 als Vorbild gedient haben: οἵ τ' ἔχον Ἠελίοιο πόλιν, καλλίκτιτον Αἴθρην.

60. ὠνησάμενος, Antholog. Pal. XI. 177 (Lucill.): τοῖς ὠνησαμένοις πᾶν ὃ θέλεις με λέγε.

62. *πολύτριπτος*, Opp. Hal. 3, 502 *ἐν τριόδοισι πολυτρίπτοισι*.

69. *υἱέα* Il. 13, 350.

70. *χοροιτυπία* Straton (Antholog. Pal. 12, 253).

75. *ἀερτάζω* Apollon. Rhod. 1, 738; oft bei Nonnos.

80. *ἀμφιλαφής*, Callim. Cer. 27: *ἀμφιλαφὲς ἄλσος δένδρεσσι*.

81. Ich gehe bei der Schreibung und Erklärung dieser Stelle davon aus, dass Planudes *πλέον* = *πλέον ἤ* gebraucht. Sowie nun *σκολιῇς ἑλίκεσσιν* sich mit *ἑλισσομένοις* als instrumentaler Dativ verbindet, so auch *ἐχιδναίῃσι οὐρῇς* mit *τιταινομένοις*. Hiebei ist *τιταίνεσθαι* auch noch in unrichtiger Bedeutung angewendet. Vgl. Schömann opusc. II. 117, A. Mommsen, Delphica S. 38.

„Die Locken des Zauberers sind mehr durcheinander geringelt, als wenn sie mit Vipernschweifen durchringelt wären."

Die Dativformen auf *ῃσιν*, *ῃς*, (*αισι*), *αις* gebraucht Planudes nebeneinander, wie v. 40, 139, 210, 238.

83. *μηκεδανός* Antholog. Pal. XI. 345 (Palladas?).

83. *γένειον* Bart, vgl. *ἠϋγένειος*.

85. *μετανάστιος* Anthol. Pal. IX. 814 (Epigr. ad.) *Νύμφαι Νηϊάδες μετανάστιοι*.

87. *ἰκμαλέος*, Opp. Hal. 3. 595: *ἔνδοθεν ἰκμαλέῃσιν ἐνισχομένους βροχίδεσσι*.

88. *ἀμειβόμενος* vergeltend Hom. Od. 24, 285.

Ich lese *τελέτης* als Masc. = *τελεστής* vgl. Mein. An. alex. p. 343, „eingeweiht". Der Ägyptier hat die „Weihe der Zauberei" empfangen und trägt nun seine Dankesschuld hiefür dadurch ab, dass er die Götterfeste (*τελεταί*) durch seine Kunst verherrlicht: *ταῖς θεῶν τελεταῖς τὸν τῶν τεράτων ἀμειβόμενος κόσμον*. — Übrigens halte ich den Ägyptier für einen Zigeuner; vgl. Ellis, Anm. 190 zum Mazaris.

89. *ἑκάτου Ἀπόλλωνος* kommt in dieser Weise im homerischen Versschlusse nicht vor, sondern nur *ἑκηβόλου Ἀπόλλωνος* (Il. 1, 14), *ἑκατηβόλου Ἀπόλλωνος* (Il. 1, 370), *Ἀπόλλωνος ἑκάτοιο* (Il. 20, 295). Hingegen in der Mitte des Verses: *μῆνιν Ἀπόλλωνος ἑκατηβελέταο* Il. 1, 75.

91. *ἐφομαρτεῖν* bei Hom. ohne Casus gebraucht, auch Il. 24, 537.

96. Es gelingt nicht, *ἴρηξ* zum Subjecte von *εἶσι* zu machen. Auch die Conjectur *εἴσω* (vgl. Il. 8, 549: *οὐρανὸν εἴσω*) genügt nicht, um den Anstoß zu beheben. Die Krähen sind es, welche mit den Flügeln schlagend die Himmelsstraße entlang ziehen. Also *εἶσι* = *ἴασι*.

97. *ὄρνιν* vgl. Hartel, Hom. Stud.[2] S. 105, 123; Kühner-Blass Gr. Gr. I[3] S. 310, 484.

100. *σιγαλέος* schweigend, Iul. Aeg. (Anthol. Pal. VII. 597): *κεῖται σιγαλέη.*

103. *ὑμῖν μὲν* Hom. Il. 1, 17, *Κρονίδης κτλ.* vgl. Il. 5, 756 *Ζῆν' ὕπατον Κρονίδην. Ζεὺς — αἰθέρι ναίων*, Il. 2, 412.

104. Die in doppelter Hinsicht störende Futurform *τελέσσοι* hätte ich in *τελέσσαι* geändert, wenn letzteres bei Homer nicht bloß als Infinitiv in Verwendung stünde. Vgl. Gehring, Ind. hom.

105. *τελέουσι* dat. partic.

106. *πηγάσσοι*, fut. mit transitiver Bedeutung, vgl. Antiphil. (Anthol. Pal. IX. 404): *γλυκὺ νᾶμα μέλισσα | πηγάζει.*

107. *ὄϊς* Nom. plur. Opp. Cyn. 3, 287.

108. *ἔλλαχεν* vgl. *ἔλλαβον* Hom. Il. 23, 468; *ἐλλισάμην* Od. 11, 35; *ἔλλαχε* Theocr. 25, 271.

109. *ὄμβριμος* ehemals auch bei Homer so geschrieben.

113. *παρθενικῆς* = *παρθένου*, Hes. Op. 63 und 519. — *ἅμμα κορείης — λύειν* Nonn. Dion. 13, 225; vgl. auch Antip. Sidon. (Anth. Pal. VII. 164).

114. *δύω* im neutr., Hom. Od. 22, 125: *ἄλκιμα δοῦρε δύω.*

115. *κυκλοτερής* „rund", nicht bloß von Erzeugnissen des Handwerkes, vgl. Hom. Od. 17, 209: *ἄλσος κυκλοτερές*; Hes. Th. 145: *κυκλοτερὴς ὀφθαλμός.*

116. *θεουδής* nur bei späteren Schriftstellern = *θεῖος*, z. B. *ὄμβρου θεουδέος* Quint. Smyrn. 1, 65; *θεουδέα νῆσον* ib. 3, 775.

118. Dafür, dass *μῆλον* Subject zu *εἰδῇ* ist, sprechen auch vss. 125 und 135.

120. *τελέθοι* = *εἴη* vgl. Hom. Od. 17, 486: *θεοὶ . . παντοῖοι τελέθοντες.*

Zu *ὡς* c. opt. vgl. Hom. Od. 9, 384 (*ὡς ὅτε*), ebenso *ὡς εἰ* und *ὥσπερ.*

121. *ἂν . . ἔχεσκε* beabsichtigte Tmesis; *ποτ'* = *ποτὶ* vgl. v. 35.

124. *ἐς πόλον* = *ἐς οὐρανόν* vgl. *οὐράνιον . . πόλον* Aesch. Prom. 427.

125. *ἔργμα* = *ἔργον* Hes. Th. 823.

128. *ἀποπροέηκε* Hom. Od. 14, 26.

129. *πανόμοιον* Nonn. Dion. 16, 161 (*πανομοίιον*).

133. *ἀπόσσυτος* Opp. Hal. 2, 560; 4, 102.

134. *ἑφεσπόμενον*, vgl. Nonn. Dion. 16, 401: *ἑφεσπομένην Διονύσῳ.* Bei Hom. ist dieses Particip nur als simplex gebraucht, Il. 12, 395.

135. Man verbinde: *τὸν κοῦρον ἧκεν . . ὁμοκλήσας οὐρανὸν εἰσαφικέσθαι καὶ Διὸς ἔργα μαθόντα νοστεῖν.* Der Accus. ohne Präpos. bei *εἰσαφικέσθαι* auch bei Hom. Od. 15, 38.

136. *τάχῑον* vgl. *κάκῑον* Hom. Od. 18, 174; 19, 120; *μάλῑον* Tyrt. 12, 6 Bgk.; Kühner-Blass Gr. Gr. I[3] S. 427.

137. *οἶμος* als fem. nicht bei Hom. und Hes., aber bei Eur. Alc. 835 Ddf. und Späteren.

139. *αἰετὸν ὥστε*, vgl. *ὥστ' αἰετὸς* Hom. Il. 17, 674; die Nachsetzung von *ὥστε* im Vergleiche ist zwar nicht homerisch, kommt aber doch schon bei Äschylos vor: *κόρακες ὥστε* Suppl. 751, *ἀλέκτωρ ὥστε* Ag. 1671.

140. Einen Beistrich habe ich weder nach *ἀΐσσοντα*, noch nach *πεδίλοις* gesetzt, weil der Vergleichungssatz auf v. 139 einzuschränken und *ἀΐσσοντα* auf *ἠΐθεον* zu beziehen ist; *σπεύδοντα* ist dem vorausgehenden Partic. untergeordnet. Diese Construction ist durch die ungewöhnliche Wortstellung geeignet, das Staunen des Erzählers auszudrücken. Hingegen würde die Beziehung des halben v. 140 auf den Adler als schleppend erscheinen. — Man vgl. übrigens Stellen, in denen Perseus oder Hermes im Fluge dargestellt wird, z. B. Eur. El. 460 Ddf. *Περσέα . . ποτανοῖσι πεδίλοισι. φιλήρετμος* kommt bei Homer nur als Epitheton der Thasier und Phäaken vor.

141. *πᾰτρὸς* vgl. Hom. Il. 6, 479.

142. *οὔτι* nequaquam, Hom. Il. 16, 570.

148. *Κυθείρης* = *Κυθερείας* vgl. Opp. Cyn. 1, 39, Anthol. Pal. IX. 606, 762. Vgl. Jacobs Anth. tom. III. S. 606 und den Thes. Steph. s. v. *Κυθέρεια*, wo für *Κυθείρη* die Schreibung *Κυθήρη* anempfohlen wird.

149. *εἵνεκα τῆς* = *ἧς εἵνεκα*; zur Stellung vgl. Hom. Il. 2, 377: *εἵνεκα κούρης*.

155. *ὀδύσσῃ ἐφ' ἡμῖν* vgl. Christ, Metrik §. 46, Anm., §. 186, §. 232.

156. *οὐ γὰρ ἐτός*, = wie in der guten Prosa = non sine causa, nicht non frustra (*οὐ γὰρ μάτην*).

157. *σεπτός* = *σεμνός* Aesch. Prom. 814.

159. *ἀμφὶ γάμοις Ἄρεος*, vgl. Hom. Il. 19, 47: *βάτην Ἄρεος θεράποντε*, Od. 8, 267.

167. *πατέρος* einmal bei Hom. (Od. 11, 501: *ἐς πατέρος δῶ*.)

168. *ἐτράφομεν* = *ἐτράφημεν*. Planudes hat sich Stellen zum Muster genommen, in welchen die 3. Person sing. *ἔτραφ'* = *ἐτράφη* aufgefasst wird; vgl. Hom. Il. 21, 279: *ὃς ἐνθάδε γ' ἔτραφ' ἄριστος*; Il. 2, 661 La Roche; Il. 5, 555 *λέοντε δύω . . ἐτραφέτην* (= *ἐτραφήτην*). Vgl. Veitch Greek Verbs. — Der Plural *ἐτράφομεν* gilt dem Jünglinge und seinem Auftraggeber; denn *ἧκεν* ist von *ἵημι* abzuleiten. Die in v. 168 enthaltene Frage bezieht sich zum Theile auf die Berechtigung des Erscheinens vor dem Götterthrone. Darum änderte ich das folgende *ἠὲ* nicht in *ἠδέ*.

170. *μητέρα* schon bei den Tragikern eine Umschreibung für *πατρίς*. Vgl. *μητρίς* Plat. Rep. IX, 575. — Ich construiere: *ὄρεξεν ἐμοὶ . . φαμένῳ ἡμᾶς αὐχεῖν τὴν Αἴγυπτον ἡμῖν εἶναι μητέρα*. — *αὐχεῖν* (Batrachom. v. 57) vertritt das hom. *εὔχεσθαι*;

vgl. *ἐκ Κρητάων γένος εὔχομαι*. Od. 14, 199. — *βαθυλήιος* Il. 18, 550.

171. *κομισσέμεν* wohl nach *οἰσέμεν* (Il. 18, 191), *ἀξέμεν* (Il. 24, 663) gebildet. Die richtige Gestalt des Verses wäre: *πρὸς σέο πεμφθῆναι χαίρειν τε κομισσέμεν αὐτῷ*. Den Spondeus im 5. Fuße verdankt man nur dem Zwange der Construction, nach welcher *χαίρειν* von *κομισσέμεν* und dieses von *πεμφθῆναι* abhängen muss.

172. *καθορᾷς, μοί*. Das Dilemma, ob man bei *μοί* die Enklisis oder die Interpunction aufgeben soll, ist sonst nur bei dem ethischen Dativ zu entschuldigen; vgl. Kühner-Blass I³, S. 348.

173. Den Beistrich nach *ἀντιγεγηθέναι* hat cod. N (nicht R). Auch ich vermochte *τὸν ἄριστον* nur als Apposition zu *σε* aufzufassen, welches sonach wohl oder übel von *ἀντιγεγηθέναι* abhängt.

174. *ἐδείκνυε* vgl. Antiphon or. V. §. 76. Kühner-Blass, Gr. Gr. II³, S. 194.

175. *ἐπήβολος* erklärt sich durch: *ὃς τοιαῦτα τέτευχε*.

177. *ἀποῤῥώξ* „Sprössling", z. B. *Ἐρινύων* Aristoph. Lys. 811, also von einem Menschen im üblen Sinne gebraucht, bei späteren Dichtern auch im guten Sinne ein häufig verwendetes Vocabel.

178. *ἤθελον* und *ἔθελον*. Derselbe Wechsel: Hom. Il. 1, 112, 399.

181. Selbst in einer so schwachen Traumerscheinung, wie es der Traum von einem Traume wäre, wollte Kleodemos den Zauberer nicht wieder erblicken.

183. *ἀτεμβόμενος τοῦδε* „da Du mit ihm nichts zu schaffen hast".

184. *ἑοῖς = σοῖς*. Batrachom. 23: *θᾶσσον ἑὴν γενεὴν ἀγόρευε*; Apoll. Rhod. 2, 634; 3, 140. Theocr. 17, 50 und die Literaturangaben von Fritzsche-Hiller zu 25, 55.

184. Den Schlusspunkt nach *ὡς ἐτεὸν δή*, den R gibt, habe ich mit Rücksicht auf Il. 7, 359; 12, 233; Od. 19, 216 aufgegeben, wo sich *εἰ ἐτεὸν δὴ* mit dem Folgenden verbindet; ebenso *ὡς ἐτεόν περ* bei Apoll. Rhod. 1, 763.

185. „Sei zufrieden damit, dass Dir die Bekanntschaft des Zauberers erspart blieb. Aus meinen ungünstigen Erfahrungen kannst Du als sicheren Gewinn die Lehre ziehen, dass in der That, wie das Sprichwort sagt, der Umgang mit Guten Nutzen bringt, der Umgang mit Schlechten aber zum Behufe des eigenen Vortheils vermieden werden muss."

186. *τό = ὅ* vgl. v. 244 und *τό ῥά οἱ* Il. 14, 172.

192. *τὸ = τοῦτο* ohne Verbindung mit Partikeln oder Infinitiven vgl. Il. 5, 406; 7, 224; 20, 186 und Il. 21, 226; Od. 5, 259.

193. *ἐδείκνυε = ἔφαινε, ἔφηνε* vgl. Eur. Troad. 799. Vgl. v. 174.

193. *λιπόσαρκος* wird der durch Zauberei entstandene Ochse genannt, weil er nicht fettleibig ist, sondern starke Knochen und Muskeln hat, wie es für den Ackerbau nöthig ist. Vgl. Opp. Cyn. I, 81; II, 106 und hiezu Max Miller, München 1891, Oppians Gedicht von der Jagd, S. 12 und 35.

195. *ἐκεῖνος* ist der Ochse des Zauberers. Auf *ἐφαίνετο* liegt ein Nachdruck: *ἐφαίνετο μέν, ἦν δ' οὔ.*

196. *εὖ* in der Thesis vor kurzem Vocale verkürzt. Nicht so bei Hom. Od. 19, 194; Il. 14, 162. Ebensowenig findet sich dies bei *ζεῖ*, Il. 21, 362; *οὐ*, Il. 24, 122. Vgl. Christ, Metr. §. 232.

198. *συνθεσίην* „Vertrag"; *συνθεσίαι καὶ ὅρκοι* Il. 2, 339.

v. 199. *ἐννέα κήνσους.* Das bestimmte Zahlwort beweist, dass der Autor bei dem Worte *κήνσους* an eine bestimmte Münzsorte gedacht wissen will.[1]) Da es sich im Zusammenhange unserer Stelle um den Kaufpreis eines tüchtigen Pflugochsen handelt und der baldige Verlust dieses Kaufpreises den Käufer ruiniert (v. 200), sonach der Kaufpreis als ein hoher erscheinen soll, liegt die Vermuthung zunächst, dass es sich um neun Goldstücke, allenfalls also um einen Idiotismus für das gangbarste mittelalterliche Goldstück byzantinischen Gepräges handle, den Goldsolidus oder das *νόμισμα*, das im Westen Byzantiner genannt wurde. Hievon wurden seit Constantin dem Großen 72 Stücke aus einem Pfunde Goldes gemünzt.[2]) Nimmt man die von Gibbon[3]) und die von Finlay[4]) gelegentlich vorgeführten Angaben zur Grundlage einer Berechnung, so wäre ein Nomisma = 11 Mk. 20 Pf. = 6 fl. 72 kr. ö. W. Viel höher stellt sich der Preis des Nomisma nach einem gelegentlichen Ansatze von Hertzberg,[5]) welcher das Goldstück zu 5 Thalern (= 15 Mk. = 9 fl. ö. W.) rechnet.

Mommsen (Gesch. d. Röm. Münzwesens 1862, S. 900) legt seiner Berechnung die Relation des Goldes zum Silber, wie 15·5 : 1 zugrunde und gibt den Metallwert eines Goldsolidus Constantins d. Gr. auf 3 Thaler 29 Groschen 2 Pf. an (= 11 Mk. 92 Pf. = 7 fl. 15 kr. ö. W.).

---

[1]) Es ist mir daher zweifelhaft, ob eine Stelle, wie die des J. A. Brassicanus (s. XVI.): „vidimus integrum Hyperidem cum locupletissimis scholiis, librum multis etiam *censibus* redimendum" (vgl. F. Blass, praef. p. V zum Hyperides in der bibl. Teubn.) eine Analogie darbietet.

[2]) Cod. Theodos. XII, 7, 1 vom J. 325 und XII, 6, 13 vom J. 367 (= Cod. Justinian. X. tit. 70, §. 5); vgl. Mommsen, Gesch. d. Röm. Münzw. S. 779; Marquardt, Römische Staatsverwaltung II², S. 31; Hultsch, Griech. u. röm. Metrologie S. 327; J. Sabatier, Description générale des monnaies Byzantines 1862, Bd. I, S. 49 ff.

[3]) Geschichte des Verfalles usw., Sporschil, S. 1369.

[4]) Griechenland unter den Römern, deutsche Übers. Leipzig, Wigand 1861, S. 168, und History of the Byzantine empire from 716—1507, Bd. I, S. 388. Hier setzt Finlay das Nomisma zu 11 shillings an. Rechnet man den shilling = 61 kr. ö. W., so wäre das Nomisma = 6 fl. 71 kr. ö. W.

[5]) Gesch. Griechenlands unter den Römern III, S. 499.

Eine Vermuthung darüber, warum ein Nomisma hätte *κῆνσος* (census) genannt werden können, wäre nicht schwer zu finden. Nicht nur römische Kaiser, wie Heliogabalus und Alexander Severus, setzten schlechtes Geld in Umlauf und verlangten die Zahlung „der öffentlichen Steuern in vollwichtigen Goldmünzen“,[1]) sondern auch in Byzanz war diese Praxis nicht unbekannt. Kedrenos[2]) erzählt von Nikephoros II. Phokas (reg. 963—969): *ἠλάττωσε δὲ καὶ τὸ νόμισμα ... διπλοῦ δὲ τοῦ νομίσματος ἔκτοτε γεγονότος ἡ μὲν εἴσπραξις τῶν δημοσίων φόρων τὸ βαρύτερον ἀπῄτει, ἐν δὲ ταῖς ἐξόδοις τὸ μικρὸν ἐσκορπίζετο.*[3])

Nichts Besseres wird von Alexios I. Komnenos (reg. 1081—1118) berichtet. Zonaras[4]) sagt von ihm: *τοὺς δέ γε φόρους διὰ χρυσίνων δοκίμων εἰσέπραττε κτλ.*[5]) Als Alexios I. einen jährlichen Tribut (*ἐτησία δόσις*) an Bohemund zu leisten hatte, war die Zahlung aus guten Gründen in der Goldmünze seines Vorgängers Michael VII. (reg. 1071—1078) stipuliert, in sogen. Michalati.[6])

Unter Iohannes III. Dukas Vatatzes (reg. 1222—1254) bestand die Goldmünze zu zwei Dritteln aus reinem Golde: *τὸ δίμοιρον .. χρυσὸς ἄπεφθος.*[7])

Gerade in der Zeit der zwei ersten Paläologen war nun aber speciell auch in der Goldprägung abermals eine besondere Verschlechterung eingetreten. Unter Michael VIII. Palaeologos (reg. 1259—1282) wurden die Goldmünzen in der Art geprägt, dass auf 15 Theile Gold 9 Theile Legierung kamen. Und Andronikos II. (reg. 1282—1328) „begann mit Goldmünzen, bei denen auf 14 Theile Gold 10 Theile Legierung kamen und endigte damit, dass seine Münzen nur noch zur Hälfte aus Gold bestanden“.[8])

Ich will mit dem Allen nur sagen, dass man es begreiflich finden könnte, wenn Landleute zur Zeit des Maximus Planudes (c. 1260—1310) eine gute alte Goldmünze, falls sich deren noch irgendwo vorfanden, als „Steuermünze“ oder „Tributmünze“ be-

---

[1]) Lamprid. Alex. Sev. 38, Dio Cass. 72, 16. Finlay „Über römisches und byzantinisches Geld“ S. 419.

[2]) P. 658 fin. = Bekk. II, p. 369.

[3]) Vgl. Finlay, History of the Byzantine empire from 716 to 1057, sec. ed. I. 389.

[4]) Par. II. 298 = Ddf. XVIII, 22.

[5]) Vgl. Finlay, Hist. of the Byzantine and Greek empires from 716 to 1453, vol. II, S. 76.

[6]) Anna Comn. XIII, 12 S. 243 Reiffersch. = V. 328 = P. 414.

[7]) Georg Pachymeres de Andron. Palaeol. VI. c. 8 = P. 343. Vgl. de Saulcy, Numismatique Byzantine: „avec un tiers d'alliage“. S. 396 und 428.

[8]) Pachymeres a. a. O. = Bkk. vol. II, S. 494 = P. 343: *ὕστερον δὲ ἐπὶ Μιχαὴλ ... ὡς πεντεκαίδεκα πρὸς τὰ εἰκοσιτέσσαρα γίνεσθαι, μεταλλάξαντος δ' ἐκείνου πρότερον μὲν εἰς δεκατέσσαρα περιέστη πρὸς δέκα, νῦν δὲ ἀλλὰ καὶ ἐφ' ἡμισείας τὸ ἄπεφθον καταμίγνυται.* Vgl. Hertzberg, Gesch. der Byzantiner u. d. Osmanischen Reiches S. 274 und 426.

zeichnet und mit einem Trivialnamen als *κῆνσος* angesprochen hätten.

Dass dies aber wirklich der Fall gewesen sei, bin ich weit entfernt zu behaupten. Zum mindesten wüsste ich keinerlei Beweis hiefür. Bei Banduri im Imperium Orientale und in den Numismata imperatorum Romanorum, bei Du Cange in der Historia Byzantina und in der Dissertatio de inferioris aevi numismatibus,[1]) bei Gronovius und Scaliger, bei Eckhel und Mionnet, Böckh, Mommsen und Hultsch, de Saulcy und Sabatier, bei Leake (Numismata Hellenica) und Barclay Head, bei Schlumberger (Numismatique de l'Orient latin, 1878) und in zahlreichen anderen numismatischen und geschichtlichen Werken ist mir *κῆνσος* nirgends als der Name einer Münze begegnet. Sind mir nun auch manche Werke, deren Benutzung wünschenswert schien, nicht zugänglich gewesen, so dass ich die endgiltige Entscheidung der Frage denjenigen überlassen muss, welchen reichere Bibliotheken zugebote stehen, so hat sich mir bei meiner Untersuchung über *κῆνσος* doch eine subjective Überzeugung gebildet, nämlich die, dass die Anwendung dieses Wortes für eine bestimmte Münze bei Planudes auf eine irrthümliche Ansicht dieses Schriftstellers zurückzuführen sein wird.

Einige Lexikographen freilich, Hesychios, Suidas, Zonaras (ed. Tittm. S. 1202) s. v. *κῆνσος* (*κίνσος*), wissen ausdrücklich zu melden, dass *κῆνσος· τὸ νόμισμα* oder ein *εἶδος νομίσματος* gewesen sei, und so hat denn auch Baronius in den Annales ecclesiastici[2]) den Ausdruck des Evangelisten Matthäus (XXII, 19): *ἐπιδείξατέ μοι τὸ νόμισμα τοῦ κήνσου*[3]) dahin verstanden, dass *κῆνσος* zur Zeit des Kaisers Tiberius ein populärer Ausdruck für den Silberdenar gewesen sei. Diesen Irrthum hat kein Geringerer als Isaac Casaubonus[4]) zurückgewiesen. Casaubonus gibt zwar zu, dass das tributum selbst census genannt worden sei, stellt aber fest, dass *κῆνσος* bei den Evangelisten eben nur ein Synonym zu *φόρος* ist und dass dieses Wort: „nusquam legitur pro aliquo certo pecuniae genere“.

Auch darin muss man Casaubonus beipflichten, dass die griechischen Grammatiker und Lexikographen nur durch jene Evangelienstellen in der Auffassung des Wortes *κῆνσος* beirrt worden sind. Und dies gilt nicht bloß von den oben genannten Lexikographen, sondern auch von Manuel Moschopulos, welcher in seinem Buche *περὶ σχεδῶν*[5]) unter denjenigen Wörtern, welche im An-

---

[1]) Bei Henschel im VII. Bd. des Glossar. mediae et infimae latinitatis.

[2]) Köln 1624, tom. I, S. 164 ff., ad annum XXXIV, nr. X.

[3]) Vgl. Marc. XII, 15; Luk. XX, 24.

[4]) Exercitationes ad Cardin. Baronii prolegom. etc. Genevae 1663, S. 398 ff.

[5]) De ratione examinandae orationis libellus, ed. Rob. Stephanus, 1545, S. 56.

laute mit *κη* zu schreiben sind, wie *κηδεύω, κηκάζω* u. dgl. auch *κῆνσος* anführt und hinzufügt: *νόμισμα δραχμῆς ἰσοστάσιον· δραχμὴ δὲ ἱστᾷ κοκκία ἑκκαίδεκα* d. h. „der Kensos ist eine Münze im Gewichte einer Drachme, die Drachme aber wiegt 16 *κοκκία*". Wäre nun Kensos zur Zeit des Moschopulos, des Freundes und Schülers des Planudes, eine populäre Bezeichnung einer gleichzeitigen Münzsorte gewesen, so hätte der Grammatiker entweder gar keine oder wenigstens eine andere Art der Erklärung beigebracht, vermuthlich aber hätte er das Wort in seine orthographische Regel gar nicht aufgenommen. Da er ferner an dieser Stelle das Wort *δραχμή* als Bezeichnung für eine Münze, nicht als Namen eines Gewichtes verwendet und das Gewicht dieser Drachme selbst noch zu erläutern genöthigt ist, erscheint auch für ihn — wie schon Casaubonus sah — der *κῆνσος* als eine bloße Lesefrucht aus obigen Evangelienstellen. Auch Moschopulos also meint nur den denarius der ersten Kaiserzeit.[1])

Man wird nun vielleicht der Ansicht sein, dass Planudes in seinem Zauberidyll nur einen idealen Zeitpunkt ins Auge fasse, in welchem man noch an die olympischen Götter glaubte und — warum denn nicht? — auch selbst den besten Pflugochsen bloß um einige Drachmen kaufen konnte. Statt des Wortes Drachme wäre dann *κῆνσος* eine zwar beabsichtigt gelehrte, aber doch für die in den Evangelien wohlbewanderten Byzantiner verständliche Glosse gewesen. Es müssten dann wohl auf ihn einzelne Notizen über die Preise in alten Zeiten eingewirkt haben, wie die bei Plutarch (Sol. 23), dass ein Rind in Attika zu Solons Zeit fünf Drachmen kostete, oder die Notiz bei Pollux (IX, 79) aus Epicharms Chytren,[2]) dass ein feistes Kalb in Sicilien zu Epicharms Zeit um zehn Nummoi[3]) zu haben war.

Ich hingegen glaube eine andere Vermuthung über die Quelle des Irrthums des Planudes aufstellen zu sollen. Die wunderbare Geschichte von der streitbaren Maus weist, wie ich zu V. 228 bemerke, auf eine Benutzung des Theodor Prodromos hin. Dass Planudes der literarischen Thätigkeit dieses Mannes Interesse entgegenbrachte, ist wohl ohnehin selbstverständlich. Es ist daher nur natürlich, wenn Planudes auch die Tetrasticha dieses Mannes kannte, welche das Alte und das Neue Testament umfassen — umsomehr als dies eine fromme Lectüre war. Hier nun findet sich[4]) die Erzählung von dem Fische mit dem Geldstücke in folgenden Versen wiedergegeben:

Εἰς τὴν τοῦ κήνσου ἀπόδοσιν.
Ἰχθὺς τὸ φασκώλιόν ἐστι τῷ Λόγῳ.

---

[1]) Über die Gleichsetzung von Drachme und Denar vgl. Böckh, Metrolog. Untersuch. S. 299.
[2]) Lorenz, Epicharm. S. 254: *πρίω μοι δέκα νούμμων μόσχον καλήν.*
[3]) $2^1/_2$ att. Drachmen, vgl. Böckh a. a. O. S. 316.
[4]) Migne, Patrolog. Graec. CXXXIII, S. 188.

Ἄγκιστρον αἱ κλεῖς, εἷς στατὴρ τὸ χρυσίον·
Ἔμβαλλε τὰς κλεῖς, Πέτρε, τὴν γάζαν λύε,
Ἔκβαλλε τὸν στατῆρα, τὸν κῆνσον δίδου.

Εἰς τὸ αὐτό.

Ἦ ῥ' ὅγ' ὑπὸ σπλάγχνοισιν ἐκεύθετο ἰχθύϊ κῆνσος,
καί μιν ἔειδες ἄνω διὰ μακροῦ βένθεος ἅλμης;
Ἦ σύ μιν ἀμφιχάραξας ἅμα προςτάγματι θείῳ
Ὑγρῷ ἐνὶ σπλάγχνῳ ἁλιθρέμμονος ἰχθύος ἄναξ;

Jedoch bei dem Evangelisten Matthäus (XVII, 24—27) heißt es nur: *ὁ διδάσκαλος ὑμῶν οὐ τελεῖ τὰ δίδραχμα; ... οἱ βασιλεῖς τῆς γῆς ἀπὸ τίνων λαμβάνουσι τέλη ἢ κῆνσον; ... πορευθεὶς εἰς τὴν θάλασσαν βάλε ἄγκιστρον καὶ τὸν ἀναβάντα πρῶτον ἰχθὺν ἆρον· καὶ ἀνοίξας τὸ στόμα αὐτοῦ εὑρήσεις στατῆρα· ἐκεῖνον λαβὼν δὸς αὐτοῖς ἀντὶ ἐμοῦ καὶ σοῦ.*

Nach Iosephus [1]) handelt es sich hier um das Tempelgeld, welches einen halben Shekel d. i. ein Didrachmon pro Mann und Jahr betrug. [2]) Für zwei Männer also ist das Tetradrachmon zu zahlen, welches nach gewöhnlichem Sprachgebrauche bei dem Evangelisten als Stater bezeichnet wird und als die bekannte große Silbermünze [3]) zu denken ist. Prodromos aber, der die Stelle vielleicht nur flüchtig berücksichtigte, dachte an eine Goldmünze, möglicherweise an eine kleine Goldmünze im Werte jener Silbermünze, und konnte auf diesem Wege zu seinem: *εἷς στατὴρ τὸ χρυσίον* gelangt sein. Prodromos konnte aber auch ganz einfach an einen Goldstater gedacht haben. Wie dem auch sei, auf der Lectüre dieses Tetrastichons beruht m. E. für Planudes die Gleichsetzung von *στατήρ* (*χρυσίου*) und *κῆνσος*. Für die Art und Weise freilich, in welcher sich Planudes den Wert dieses vermeintlichen *κῆνσος* berechnen mochte, bleiben noch immer mehrere Möglichkeiten. Es ist nicht ausgeschlossen, dass er sich eine kleine Goldmünze im Werte eines Tetradrachmons vorstellte. Auch für ihn aber bleibt die Möglichkeit offen, dass er an den alten Goldstater dachte, der dem Didrachmon im Gewichte gleich war. Den Wert einer solchen Münze (Dareikos) berechnet Böckh [4]) bei der Annahme einer Relation des Goldes zum Silber = 10 : 1 auf 5 Thaler (= 15 Mk. = 9 fl. ö. W.). Für die Relation 15·5 : 1

---

[1]) Bell. Iud. VII. c. 6, §. 6: *φόρον δὲ τοῖς ὅπου δήποτ' οὖσιν Ἰουδαίοις ἐπέβαλε, δύο δραχμὰς ἕκαστον κελεύσας ἀνὰ πᾶν ἔτος εἰς τὸ Καπετώλιον φέρειν, ὥσπερ πρότερον εἰς τὸν ἐν Ἱεροσολύμοις νεὼν συνετέλουν.*

[2]) Vgl. Böckh, Metrolog. Unters. S. 63; Marquardt, Röm. Staatsverw. II², S. 202.

[3]) Shekel = Tetradrachmon, nicht nach attischem (Jos. Antiqu. III, 8, 2), sondern nach griechisch-ägyptischem Münzfuße. (Leake, Num. Hell. Append. p. 3.)

[4]) Metrolog. Unters. S. VII und 130.

berechnet Mommsen (Gesch. d. Röm. Münzw. S. 900) den Metallwert des Dareikos auf 7 Thaler 1 Groschen (= 21 Mk. 10 Pf. = 12 fl. 66 kr. ö. W.).

Wahrscheinlicher als diese beiden letzten Erklärungsversuche ist mir aber sowohl für Prodromos, als auch für Planudes die einfache Gleichsetzung des Staters mit dem Nomisma ihrer Zeit.

Denn Stater war ein gebräuchlicher Ausdruck für das Nomisma oder den Goldsolidus, selbst noch bei den spätesten Geschichtschreibern, wie Dukas und Kodinos (s. XV). Eine wichtige Stelle für diesen Sprachgebrauch ist die des Chronisten Zonaras (XVI, 25 Ddf. = P. II, 203) nicht nur wegen ihrer Ausführlichkeit, sondern auch weil sie mit der Schriftstellerei des Prodromos ziemlich gleichzeitig ist. Sie handelt von Nikephoros II. Phokas und lautet: *μέχρι γὰρ ἐκείνου παντὸς νομίσματος ἑξαγίου σταθμὸν ἕλκοντος ἐκεῖνος τὸ τεταρτερὸν ἐπενόησε, κολοβώσας αὐτὸ κατὰ τὸν σταθμόν ... ἔθους δ' ἐπικρατήσαντος παλαιοῦ στατῆρα πάντα βασιλικὸν ἐκτύπωμα φέροντα ἰσότιμον εἶναι τῷ ἄρτι κοπτομένῳ παρὰ τοῦ βασιλεύοντος, ἐκεῖνος τὸ ἑαυτοῦ προτιμᾶσθαι κεκέλευκε νόμισμα.* Vgl. auch Zonar. XVIII, 22 Ddf.

Du Cange behandelt diese Stelle in der Dissert. de inf. aevi numism. s. v. *Στατήρ* und Tetarteron. *Ἑξάγιον* (= sextula = 4 scriptula) ist der sechste Theil einer uncia, der 72. Theil einer libra. Dies war also das legitime Gewicht des Nomisma. Daher wurde der Ausdruck *ἑξάγιον* (vgl. Thes. Steph.) auch für die Münze gebraucht. Während nun, sagt Zonaras, bis auf Nikephoros Phokas die *στατῆρες* aller byzantinischen Kaiser das Gewicht eines *ἑξάγιον* gehabt hatten[1]) und im Preise gleich standen, verordnete Nikephoros, dass sein Stater zu einem höheren Curse angenommen werden musste, obwohl er seinen Goldgehalt (um ein Viertel?) herabgesetzt hatte.

Bei der Alltäglichkeit der vorgeführten Bezeichnungen für das cursierende Goldstück ist es daher wohl begreiflich, dass sich der Gedankengang des Planudes in folgendem Syllogismus bewegen konnte: *στατήρ* = *κῆνσος* (anscheinend nach Prodromos), *στατήρ* = *νόμισμα* (nach allgemeinem Sprachgebrauche), also: *νόμισμα* = *κῆνσος* (als pseudo-alterthümlicher Ausdruck).

Planudes also meint hier unter *κῆνσος* ein *νόμισμα* seiner eigenen Zeit. War dies die schlechte Goldmünze aus dem Anfange der Regierung Andronikos II., deren Feingehalt nur auf $\frac{7}{12}$ des ganzen Münzgewichtes veranschlagt wird,[2]) so müsste ihr Metallwert auf (7 × 11 Mk. 92 Pf.) : 12 = 6 Mk. 95 Pf. = 4 fl.

[1]) Vgl. jedoch Prokopios hist. arc. S. 128 Ddf. = P. 66.
[2]) Vgl. Pachymeres de Andron. VI. c. 8 = P. 343.

17 kr. ö. W. berechnet werden, wenn man, wie dies Mommsen[1]) thut, die Relation von 15·5 : 1 zugrunde legt.[2])

Dagegen aber, dass dieses Nomisma im XII. und XIII. Jahrhunderte etwa im Munde des Volkes den Trivialnamen *κῆνσος* trug, scheinen die Stellen aus Prodromos und Moschopulos geradezu als Gegenbeweise angeführt werden zu dürfen.

199. *μνώμενος*, vgl. *μνώοντ' ὀλοοῖο φόβοιο* Il. 2, 339.

200. *καθίσσας* Il. 9, 488; *ἐπὶ ξηροῖσι καθίξῃ* Theocr. I, 51.

201. *βόα* Philipp. Thessalon. (Anthol. Pal. IX. 255): *τὴν βόα δ' ὡς ἀγέλην*. Vgl. v. 219.

203. *ὅττι* weil (quod) Il. 14, 407: *χώσατο .. ὅττι κτλ.*

204. *ἔτετμον* in der Bedeutung „erreichen", vgl. Hom. Od. 1, 218 *γῆρας ἔτετμον*.

205. *ὕδωρ* (ῡ) gegenüber v. 257 (ῠ); vgl. Il. 16, 4 gegen Il. 7, 99.

206. *τέναγος* Pfütze. In der Bedeutung vadum schon bei Pind. Nem. 3, 23 *τεναγέων ῥοάς*.

207. *ἀμφιφορῆα* als Gefäß für Wein: Od. 2, 290.

208. *αὐτόχυτον ὕδωρ* Quellwasser, vgl. Nonn. Dionys. 6, 9: *δάκρυσιν αὐτοχύτοισι*. Nonnos gebraucht das Wort mit Vorliebe.

208. *παρὰ κρήνης πολυΰδρου*, vgl. Hom. Il. 16, 3: *ὥστε κρήνη μελάνυδρος* an derselben Versstelle. Das Adjectiv *πολύϋδρος* schon bei Plat. Legg. 6, 761 b: *πολύϋδροι τόποι*.

209. Bei *νεοθηλής* hat Planudes nicht an *θάλλω* gedacht (*νεοθηλὴς ποίη* Il. 14, 347), sondern an *θηλή* = *μαζός* (*θάω*).

---

[1]) Gesch. d. Röm. Münzwesens S. 900.

[2]) Es ist dies die Relation des Jahres 1862. In dem Lichte der Gegenwart betrachtet erscheint dieses Wertverhältnis zwischen den Edelmetallen als für das Gold noch ungemein ungünstig. Für das XIII. Jahrhundert hingegen wäre der Ansatz noch zu hoch gegriffen. Während die Relation zur Zeit Constantins des Großen von Sabatier (S. 50) auf circa 13 : 1, für das Jahr 397 von Mommsen (S. 834) auf 14·4 : 1, für das Jahr 422 auf 18 : 1 aus den gesetzlichen Normen über Ausmünzungen und Münzwerte berechnet worden ist, stellt es Soetbeer in seinem Aufsatze über »Wertverhältnisse zwischen Gold und Silber im Alterthum und im Mittelalter« (Petermanns Mitth. 1879, Ergänzungsbd. XIII, Nr. 57, S. 116 ff.) in Abrede, dass man auf diesem Wege »ohneweiters einen sicheren Nachweis über die damals im freien geschäftlichen Verkehre wirklich geltende Wertrelation« erziele. Die Angabe über die Relation von 18 : 1 betrachtet Soetbeer als auf einem Missverständnisse beruhend. Vgl. auch dessen Aufsatz: »Die Wertrelation der Edelmetalle« in Hirths Annalen des Deutschen Reiches, Jahrg. 1875, Sp. 301. Soetbeer weist ferner nach, dass sich die Relation im XIII. Jahrhunderte und zwar in England, Frankreich und Italien innerhalb der Grenzen von 10 bis 11 : 1 hielt. Bedenkt man aber, dass er einerseits das byzantinische Reich in seine Daten nicht einbezieht, andererseits dass die schlechten Goldmünzen durch einen Zwangscurs den guten Münzen gleichgestellt waren, so wird man es vielleicht billigen, dass ich die obige Aufstellung für die Zeit des Planudes nicht durch eine Umrechnung auf die Relation von 11 : 1 noch weiter zu Ungunsten des Wertes des Nomisma zu reducieren unternahm.

So *νεοθηλὴς ἀμνός* Opp. Cyn. 2, 357. Vgl. auch *νεογλαγής* bei Nonn. Dionys. 48, 764: „neugeboren“.

210. *χρόα καλόν* an gleicher Versstelle: Il. 5, 354 *μελαίνετο δὲ χρόα καλόν.*

212. *ἑοῖο* nicht als Possessivpronomen von *ἑός* = *ὅς* abgeleitet, sondern dem Personalpron. *οὗ* = *ἕο* = *εὗ* = *εἷο* = *ἕθεν* gleichgesetzt und in dem Sinne von *αὐτοῦ* gebraucht. Vgl. *ἕθεν* = *αὐτῆς* Il. 1, 114, *εὗ* = *αὐτοῦ* Il. 14, 427. Vgl. auch die Bemerkung zu v. 184.

214. *υἷος*, Hom. Od. 11, 452: *υἷος ἐνιπλησθῆναι*; das Adjectiv *βόεος* sechsmal bei Hom.; *πρῶτα* im Sinne eines Comparativs gebraucht = *πρότερον*. Schon Stellen der Ilias, wie 18, 92 *πρῶτος ἐμῷ ὑπὸ δουρὶ τυπείς* konnten hiezu einen Anlass geben.

215. *ἠπεδανός*, Hom. Il. 8, 104: *ἠπεδανὸς δέ νύ τοι θεράπων.*

216. *κεῖνος* (R) beziehe ich auf *βοῦς* (v. 201), sowie *ὅδε* in v. 218. Darum erkläre ich hier *ἔπλετο* = factus est, vgl. v. 56; hingegen in v. 218 ist *ἔπλετο* = erat (fuerat).

218. *οὐ μάλα* sc. *σὺν δαίμονι βοίδιον ἔπλετο κεῖνος* (ὁ *βοῦς*). Es ist dies also nur eine mit Bitternis ausgesprochene Bestätigung der Worte des Thamyras.

219. *βόα* vgl. v. 201; *ὑπαλοιφῇ* mit einer Zaubersalbe. In der Seeurkunde bei Böckh S. 390 wird eine fette Schmiere für das Riemenwerk so genannt.

221. *ὕδωρ* (ῡ) vgl. v. 205; aor. *ἔκλῦσα* Anthol. Pal. XI, 118, 119, 122, 123.

223. *ἑοῖς μελέεσσιν ἑλιχθείς* die Maus bewegt sich leicht und rasch mit ihren eigenen Gliedern, während sie früher in einen schwerfälligen Ochsen verwandelt war. — Bei dem überlieferten *ἑλυχθείς* konnte man auch an *ἐλυσθείς* denken, vgl. Apollon. Rhod. 1, 254 *ἐνὶ κτερέεσσιν ἐλυσθείς*, Opp. Cyn. 3, 418 *ἐν ψαμάθοισι καὶ ἐν πηλοῖσιν ἐλυσθείς* darin „versenkt“, „versteckt“. Planudes konnte sagen wollen, die Maus sei wieder in ihre eigenen zarten Glieder hineingeschmiegt. Sogar das *ἐν* ließ sich, wenn es nothwendig schien, dem überlieferten Texte abgewinnen. Man durfte nur *ἔσκεν* in *ἔσκ' ἐν* abtheilen und auf *ἔσχ'* = erat bei Hom. Od. 2, 346 hinweisen. Doch zog ich *ἑλιχθεὶς* wegen der Leichtigkeit der Änderung vor. Auch diese Schreibung legt aber (sowie auch z. B. die Existenz einer Hypothesis) für das Handschriftenstemma den Schluss nahe, dass die Codices RN nicht unmittelbar von dem Originale des Planudes abstammen.

224. *λέων ἅτε*, vgl. Pind. Ol. I, 2: *αἰθόμενον πῦρ ἅτε.*

225. *ἀλεξήτειρα*, vgl. Paul. Silentiar. (Anthol. Pal. IX, 764): *ἀλεξήτειρα δὲ τέχνη*, Nonn. Dionys. 25, 529: *ἀλεξήτειραν ὀλέθρου.*

226. Den Gedankenstrich habe ich nur zu dem Zwecke gesetzt, um den langathmigen Satz auch dem flüchtigen Leser übersichtlicher zu machen. Die Maus — das logische Subject zu *φρονέων* — wird als böser Dämon geschildert, der über das Haus des armen Kleodemos hereinbricht. Aus dem Ausdrucke *λοχαγός* (v. 228) darf man schließen, dass sich Planudes bei der an das Komische streifenden Schilderung der kampflustigen Maus an die Catomyomachie des Theodor Prodromos anlehnt. Auch dort (v. 121 ed. Hercher) wählen sich die Mäuse *ταξιάρχας καὶ λοχαγούς*. Vielleicht ist auch auf des Christophoros aus Mytilene iambische Anklageschrift auf die Mäuse hinzuweisen. Vgl. Krumbacher Gesch. d. byz. Lit. S. 355 und über die *σχέδημυός* des Prodromos S. 365.

227. *ἀθροίσειε* vgl. Simonid. Cei (?) v. *'Ερξίη πη δῆτ' ἄνολβος ἀθροΐζεται στρατός* Hephaest. Enchirid. p. 19 (= 37 Gaisf.), Jacobs, Anthol. vol. III, p. 877.

230. *πολυχανδής* Theocr. 13, 46. Der Hexameterschluss *πυλυχανδέι λαιμῷ* stammt aber aus Nonn. Dionys. 11, 162.

231. *ἔπλετο* ist wie ein gnom. Aor. gebraucht: „Alles Feindselige ist schlimm; aber noch schlimmer ist es dann, wenn dasjenige, was ein Mittel dagegen wäre, ferngehalten wird."

232. *εὖτε* c. coni. ohne *ἄν* einmal bei Hom. Od. 7, 202: *εὖτ' ἔρδωμεν*. Auf ein vorausgehendes Adverb bezogen steht *εὖτε* bei Hom. Il. 6, 515: *ἔπειτα — εὖτε*.

235. *ζυγόδεσμον* Il. 24, 270; *ἔδοντες* ist *κατὰ σύνεσιν* construiert; *πυρὸν* Il. 8, 188.

236. *κρῆς* Theocr. 1, 6. Vgl. Fritzsche S. 14, Anm.

237. *γενύεσσι* Nonn. Dionys. 1, 197. Hingegen Hom. Il. 11, 416: *γέννσσιν*. Vgl. *νεκύεσσι* Il. 5, 397, neben *νέκυσσιν* Od. 11, 569. Die Worte ὃ *τῶν γενύεσσι κιχήσει* (R) hat Planudes vermuthlich nach der Analogie von *κυρεῖν, ἀπαντᾶν, τυγχάνειν* mit dem Dativ construiert: „was ihren (*τῶν* = *αὐτῶν*) Kinnbacken begegnet".

239. *ὀπίσσω* in Zukunft, Hom. Od. 11, 483.

241. *ἀδημονεῖν* = *ἀμηχανεῖν, ἀπορεῖν* bei Prosaikern von Platon an; *ἀλύῃς* ($\bar{υ}$) vgl. *δινεύεσκ' ἀλύων* Hom. Il. 24, 12; hingegen *χερσὶν ἀλύων* Od. 9, 398.

244. *ἄλκαρ* (= *βοήθεια*) Hom. Il. 5, 644: *Τρώεσσιν οἴομαι ἄλκαρ ἔσεσθαι*. Thamyras sagt: „Er wird Dich zum Herrn und Gebieter aller Mäuse machen, indem er Dir eine Schutzwehr verleiht, welche Du als hölzerne Katze bezeichnen magst." Vgl. die Einleitung.

24. *ἀλλ' ἄγε νῦν* (nicht: *ἀλλά γε νῦν*), weil Kleodemos nicht eine zweite, sondern hier die erste Einladung zur Mahlzeit erhält. Auch würde sich sonst die Wortstellung *ἀλλὰ νῦν γε* anempfohlen haben. *'Αλλ' ἄγε* c. coni. Hom. Il. 1, 62; *οἰκόνδε* Il. 1, 606; *οἴκαδέ περ σὺν νηυσὶν νεώμεθα* Il. 2, 236; 16, 205.

246. *ἔπειτα* pleonastisch bei dem verb. finit. nach dem Particip des Aoristes, wie Hom. Il. 14, 223: *μειδήσασα δ' ἔπειτα ἑῷ ἐγκάτθετο κόλπῳ.* Der Indicativ des Futurums bei *ὄφρα*: Hom. Od. 17, 7: *εἶμι.. ὄφρα.. ὄψεται.* — *κιχήσομεν* fasse ich als intransit. auf in der Bedeutung von *ἱκάνειν*, *ἰέναι*, wie in v. 6. Classische Beispiele, wie Soph. Ai. 568: *μέχρις μυχοὺς κίχωσι τοῦ κάτω θεοῦ* konnten diesen Gebrauch zu gestatten scheinen. „Dorthin gehen, wohin ich Dir früher sagte", bezieht sich auf v. 242, wo Thamyras dem Kleodemos versprach, ihn zu einem Freunde zu führen.

247. Die folgenden Worte lassen sich so, wie sie im Cod. N auseinander getrennt und accentuiert sind, nur unter der Bedingung verstehen, dass man die Adversativpartikel als in poetischer Weise versetzt und *θεῶ* als 2. Person imperf. von *θεάομαι* betrachtet. Dann muss man *αἴ κε* = *εἰ* c. indic. praeteriti setzen und hinter *δ'* interpungieren, wie ich es im Texte gethan habe. Auch *αἴ κ' ἐθεῶ* durfte man schreiben. In dieser Weise gibt die Stelle meines Erachtens einen befriedigenden Sinn: *εἰ δὲ ἐθεῶ ἐκεῖνον τὸν ἄνδρα, εὑρήσομεν αὐτὸν ἀμφὶ τὴν ὁδόν*, d. h. „wenn Du den Mann (wirklich) gesehen hast (und nicht bloß träumst oder lügst), so werden wir ihn noch irgendwo auf unserem Wege finden". — Eine andere Annahme: *θεῶδ'* = *θεώδη* = *θεοειδέα* zu setzen und mit *ἀνέρα κεῖνον* zu verbinden, führt auch zu keinem tadelfreien Wortlaute. — Zudem kann ich für die erstere Auffassung auf des Kleodemos einleitende Worte verweisen (v. 46): *φρεσὶ μερμηρίζω, εἰ ἐτεόν, τά περ εἶδον, ἀληθέα ἦὲ καὶ οὐκί*, ja sogar auf den Wunsch des Thamyras (v. 178):

ὡς ἐγὼ ἤθελον αὐτοῖς ὄμμασι κεῖνον ἰδέσθαι,
μηδ' ἀκοῇσι μαθεῖν μόνον ἔργματα τηλίκου ἀνδρός.

Meine Erklärung der vv. 245—247 hängt also mit der Gesammtauffassung des Gedichtes zusammen, die ich in der Einleitung dargestellt habe.

251. „Wie fürchte ich jetzt den Abwesenden, den ich, als ich in seiner Gesellschaft weilte, nicht fürchtete, weil ich seine Gefährlichkeit nicht erkannte."

252. *μὴ τελέσῃ καὶ τράγον* „dass er auch mich in einen Bock verwandelt, wie den Ochsen in eine Maus". Dass gerade *τράγος* gewählt ist, beweist wohl, dass Planudes witzig sein wollte, als er das Gedicht schrieb.

253. *Κίρκης.. πολυφαρμάκου* Hom. Od. 10, 276.

254. *μερόπων* als Substantiv bei Aesch. Choeph. 1013; *παριόντας* glaubte ich nicht in *παρεόντας* ändern zu sollen.

256. *ὄρεσσιν* kann man vielleicht als dat. commodi verstehen: „für die Berge als einen in Zukunft dort abgeschieden und unstät Lebenden". Darum löste ich die überlieferten Worte nicht in *αἴ κ' ἐν ὄρεσσιν* auf.

257. *βοῇ* „zu Hilfe“, nicht „auf mein Hilfsgeschrei“; *βοή* = *βοήθεια* bei Aesch. Ag. 1322; *διήνῃ* Hom. Il. 22, 495.

258. *ὁμοίιον εἶδος* vgl. *γῆρας ὁμοίιον* Il. 4, 315, *νεῖκος ὁμοίιον* Il. 4, 444; *ὡς* c. infinit. = *ὥστε* einmal bei Pindar, Ol. 13, 113 (162) *εὑρήσεις ἐρευνῶν μάσσον᾽ ἢ ὡς ἰδέμεν.* Bei Äschylos 15mal, z. B. Pers. 511: *ὅσοι δὲ λοιποὶ κἄτυχον σωτηρίας.. ἥκουσιν.. ἐκφυγόντες.. ὡς στένειν πόλιν Περσῶν.* Bei Sophokles 9mal.

259. *ἑὴν* (nicht = *ἐμήν*): „für die Glieder ihre menschenähnliche Gestalt wieder zu empfangen“.

262. *φυλάξει*: „wie wird der feurige Äther meinen Körper unversehrt lassen?“

263. *ἴομεν* (ῑ): Hom. Od. 24, 432.

264. *κατατρύχω* Il. 17, 225; inf. pass. nicht bei Homer.

265. *ἐςαῦθις* vgl. *εἰςαῦθις* Plat. Prot. 357 *B*, 361 *E* Schanz.

267. Mit *φίλον* bezeichnet Thamyras sich selbst als einen Freund, vor welchem sich Kleodemos nicht, wie vor dem falschen Ägyptier, zu fürchten Ursache hat.

269. *κόμισσον ἐπὶ σταθμοῖσί τε δῆσον* vgl. *σὺ κόμισσον, ἐνὶ σταθμοῖσιν ἐρύξας* Od. 16, 82.

Die Verse 268—270 schließen sich ziemlich abrupt an das Vorhergehende an. Nicht übel wäre es, wenn zwischen vss. 267 und 268 zwei oder drei Verse stünden, in denen Thamyras seine Absicht ausspräche, den von seinem Freunde beklagten Schaden durch die Schenkung eines schönen Pflugochsen wieder zu ersetzen. Ich glaube jedoch, dass bei der Qualität dieses dichterischen Productes von einem stricten Beweise für die Existenz einer Lücke an dieser Stelle nicht die Rede sein kann und verweise demnach auf die in der Einleitung gegebene Auffassung über den Schluss des Gedichtes, wie ihn die Handschrift darbietet.

Prag. Carl v. Holzinger.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Vergils Äneis. Für den Schulgebrauch in verkürzter Form herausgegeben von J. Werra. Aschendorffs Sammlung latein. und griech. Classiker. Münster 1892. XVI u. 192 SS.

Bekanntlich hat man sich in Deutschland bis in die neueste Zeit gegen verkürzte Ausgaben von Classikern, wie sie bei uns in Österreich vielfach üblich sind, allgemein ablehnend verhalten. Seit dem Erscheinen der neuen preußischen Lehrpläne ist die Sache anders geworden. So soll z. B. Vergil „nach einem Kanon gelesen werden, der in sich abgeschlossene Bilder gewährt und einen Durchblick auf das Ganze ermöglicht". Um dieser Forderung zu entsprechen, hat Werra die ganze Äneis auf 5457 Verse beschränkt und sucht, wie er im Vorworte sagt, einerseits einen Überblick über den ganzen Gang der Handlung zu gewähren und anderseits die dichterisch schönsten Stellen zu bieten; ein Grundsatz, den auch Ref., die Homerlectüre betreffend, in einem Programmaufsatze zu vertheidigen versucht hat. Die zur Lectüre ausgewählten Partien werden durch möglichst knappe, mitunter etwas zu ungenaue Überschriften als „in sich abgeschlossene Bilder" herausgehoben, dagegen die durch den Ausfall von 4439 Versen entstandenen Lücken mitten im lateinischen Texte durch kurze deutsche Inhaltsangaben der jeweilig ausgelassenen Stellen ausgefüllt. Die aufgenommenen Verse der Ribbeck'schen Ausgabe sind oben in den Ecken der Seiten registriert, so dass auch die Orientierung für den Lehrer eine ziemlich leichte wird. Zum Memorieren sich eignende Verse werden gesperrt gedruckt; freilich ist noch mancher andere Vers nicht weniger würdig, dass die Schüler ihn auswendig lernen. Dem Texte geht voraus eine vielleicht denn doch zu ausführliche Einleitung über Vergils Leben und Dichtungen, in welcher sich W. an Ribbeck hält, sowie ein Abschnitt über die Äneis im besonderen; am Schlusse folgt ein erklärendes Namenregister und die Stammtafel des troianischen Königsgeschlechtes nach Ladewig-Deutike.

Ist schon bei Homer die Aufstellung eines Canons für die Lectüre ein schweres Problem, so ist dies bei Vergil womöglich in noch höherem Grade der Fall, und W. hat es wohl vorausgesehen, dass seine Auswahl nicht allen Schulmännern zusagen werde. Den Anforderungen wenigstens, welche von den Instructionen für den Unterricht an den Gymnasien in Österreich an die Auswahl aus Vergil gestellt werden, entspricht das Buch nicht. So empfehlen unsere Instructionen neben dem II. und VI. vor allem das IV. Buch als das „originellste", während W. von dem ganzen Gesange nicht mehr als 150 Verse bietet; es fehlt hier sogar die Schilderung der Fama. Ebenso fehlt in VII die so wirkungsvolle Partie betreffend den Bruch der Verträge V. 317—474, in VIII die Sage von Hercules und Cacus (184—279), in XI Camillas Wunderthaten (648 bis 867). Ungern vermisse ich in V die Verse 779—826, die für das Verständnis der Composition des Ganzen als nicht unwichtig zu betrachten sind; es sollte doch wenigstens in dem verbindenden deutschen Texte der Inhalt dieser Verspartie angedeutet werden. Ferner würde ich aufgenommen wünschen die so sehr an Homer erinnernden Verse XII 113 ff., dann VI 179 ff., deren Kenntnis V. 405 ff. voraussetzt. Dagegen halte ich neben manchen anderen Partien für weniger nothwendig die verstümmelte Darstellung der Kampfspiele in V, welche ja doch keine rechte Vorstellung der ganzen Situation erzeugen kann; dafür sollte lieber die darauffolgende höchst wirkungsvolle Scene von 604—699 den Schülern nicht vorenthalten werden. Die Beseitigung der für Knaben anstößigen Stellen kann in einer verkürzten Schulausgabe wohl nur gebilligt werden; doch soll man auch hier nicht zu rigoros verfahren, wie es beispielsweise geschehen ist mit I 273 f. oder III 324. Die Herstellung eines innigeren Zusammenhanges würde ich erwarten wie sonst an mancher Stelle, so insbesondere zwischen I und II. Der Anfang von II ist ja ohne die Endverse von I ganz unverständlich. Die Inhaltsangaben sollen und können ja nicht immer den lateinischen Text ersetzen. Überhaupt halte ich den verbindenden deutschen Text mitten zwischen den lateinischen Versen nicht für so zweckmäßig, wie eine vorausgeschickte, nach Absätzen gegliederte Übersicht des Inhaltes des ganzen Epos mit Angabe der betreffenden Zahlen.

Der Ausgabe ist der Text von Ribbeck zugrunde gelegt, von welchem W. allerdings oft genug abweicht. Zunächst bietet er eine schulgemäßere Orthographie und Interpunction und sucht den Schüler durch die Zeichen der Länge, Diärese und Synizese zu unterstützen. Freilich ist mitunter besonders die Bezeichnung der Länge überflüssig, während sie hie und da fehlt, wo sie nothwendiger wäre. Vgl. beispielsweise VII 90 und 79. Zu lange Verspartien werden in kürzere Absätze getheilt. An über zwanzig Stellen befreit er den Text Ribbecks von den eckigen Klammern und lässt manche Conjecturen des letzteren, beziehungsweise Schraders und

Peerlkamps, im ganzen deren acht, fallen, schließt sich aber anderswo den Conjecturen Ladewigs (IX 486) und Schapers (IX 387) an. Sonst wählt er an mehreren Stellen die Lesart der besseren Handschriften und bevorzugt (abweichend von Ribbeck) M auch gegen P an nicht weniger als zehn Stellen; nur dreimal acceptiert er nicht die von Ribb. aufgenommenen Lesarten des Medic. Eine Änderung der Vulgata finden wir bei W. in X 6 quaenam ⟨quianam⟩ sententia, für welche er sich auf cod. Bernensis 165 berufen mag. Doch halte ich diese Abweichung von der sonstigen einhelligen Überlieferung durchaus nicht für nothwendig. Hie und da wurde auch die Interpunction, die auf den Sinn Einfluss hat, mit Vortheil geändert; nicht empfohlen werden kann nach meiner Meinung die geänderte Interpunction in I 261, IV 7 f., IX 208. Sinnstörende Druckfehler finden sich vor: VI 536 [der verkürzten Ausgabe] asserum, VII 239 certum, X 238 invenum. II 80 fehlt ein Punkt.

Die Erklärung der Eigennamen, wohl mit Benützung des Namensverzeichnisses in Vergils Äneis von Klouček (1890) gearbeitet, beschränkt sich mit Recht auf die wichtigeren Eigennamen und sieht von der Nachweisung ihres Vorkommens im Texte fast durchwegs ab. Dass W. die Erklärung der Götternamen nicht aufgenommen hat, kann Ref. nicht gutheißen; ich halte sie in einer Schulausgabe für mindestens ebenso wichtig, wie die aller anderen Namen. Bei manchen Namen wäre auch die Bezeichnung der Quantität und die Angabe des Genetivs angezeigt.

Druck und äußere Form sind recht entsprechend, der Preis (geb. 95 Pf.) sehr niedrig.

Wien. Dr. A. Primožič.

Lexikon zu den Schriften Ciceros mit Angabe sämmtlicher Stellen von H. Merguet. II. Theil. Lexikon zu den philosophischen Schriften. 7. und 8. Heft (= II. Bd., Lief. 1—4), 9. Heft (= Lief. 5 bis 8), 10. Heft (= Lief. 9—12), 11. Heft (= Lief. 13—16), 12. Heft (= Lief. 17—20). *faba — ovum*. Preis pro Lief. 2 Mk. Jena, Verlag von Gustav Fischer 1890—1892.

Langsam schreitet das Riesenwerk seiner Vollendung entgegen; hier heißt es eben die ungeduldige Erwartung zügeln, die schon gern das Ganze vorliegen sähe. Die früheren Hefte dieses Theiles, welche die Buchstaben a—e umfassen, wurden bereits vom Ref. in diesen Blättern besprochen; daselbst wurden auch Plan und Anlage des ganzen Werkes einer Betrachtung unterzogen, und ich darf mich demnach wohl hier auf die dortigen Ausführungen beziehen. Es ist eine gewaltige, insbesondere hinsichtlich des außerordentlichen Fleißes wahrhaft bewunderungswürdige Leistung, die M. da vollbringt, eine Leistung, die des vollsten Dankes des philologischen Publicums sicher ist. Manchmal wäre wohl eine etwas

übersichtlichere Anordnung einzelner Artikel hinsichtlich der Construction der betreffenden Wörter erwünscht gewesen. Und obgleich es jetzt eigentlich ganz müßig erscheinen mag, über derartige, zumeist geringfügige Dinge mit dem Verf. rechten zu wollen, möchte ich doch wenigstens auf einzelne derselben hinzuweisen nicht unterlassen. So schiene mir bei *memini* c. infin. die Scheidung in abhängige *infin. praes.* und *infin. perf.* erwünscht. Nicht einverstanden bin ich im selben Artikel damit, dass in Beispielen wie *multa huic ipsi Caesari a Chaldaeis dicta memini* de div. II, 99, oder *se debere ea fidei suae commissa meminisse* de off. I, 124 *dicta* und *commissa* als participia perf. gefasst werden; hier haben wir es doch wohl nur mit infin. perf. zu thun. Wenig praktisch scheint mir auch die Anordnung der Beispiele für den Gebrauch von *facilis*; statt der eigentlich nichtssagenden Ordnung nach dem Subjecte oder dem zugehörigen Nomen wäre wohl eine solche nach der von *facilis* abhängigen Construction wie *ad c. gerdv., sup.* nützlicher gewesen; ebenso in anderen ähnlichen Fällen. — Aufgefallen ist mir, dass ich über den Gebrauch von *an non* sei es in directen sei es in indirecten Fragen weder s. v. *an* noch in dem ungeheueren Artikel über *non* auch nicht ein einziges Beispiel finden konnte. Sollte ich es übersehen oder sollte sich wirklich in allen philosophischen Schriften Ciceros kein Beispiel von *annon* finden? Sonst sind ja die Artikel, wie mich eine Unzahl von Stichproben während eines längeren Gebrauches des Lexikons lehrte, von erschöpfender Vollständigkeit. Über den Gebrauch einzelner, besonders häufig vorkommender Worte wie *homo, in, ipse, is, magnus, multus* werden wir in ganz gewaltigen, schier unübersehbaren Artikeln unterrichtet, die oft eine stattliche Anzahl von Bogen füllen. Die Frage aber nach dem unmittelbaren Ertrage und der Nützlichkeit solcher Artikel wird derjenige nicht stellen, der sich bewusst ist, dass derartige lexikalische Arbeiten einen wissenschaftlichen Wert eben nur dann haben, wenn sie eine absolut vollständige, lückenlose Aufführung der Beispiele eines Gebrauches bieten. Nur dann werden solche Arbeiten auch eine solide Basis für die Kritik des betreffenden Schriftstellers bilden. Dass aber M.s Lexikon wirklich, was sich eigentlich von selbst versteht, auch für Fragen der Kritik mit Erfolg zurathe gezogen werden kann, möge an einem instructiven Beispiele gezeigt werden. *de orat.* I, §. 91 bieten die besten Hss., die codd. mutili, *qui ista nec didicissent nec scisse curassent.* Diese Leseart *scisse* hatte einst auch Stangl in den Bl. f. d. bayer. GW. Bd. XVIII, S. 274, für richtig gehalten und zu vertheidigen gesucht, während er in seiner trefflichen neuen Ausgabe dieser ciceronischen Schrift (Leipzig, Tempsky 1893) sie mit Recht fallen ließ und die Vulg. *scire* wieder aufnimmt; allein Friedrich, der andere Herausgeber dieser rhetorischen Schrift (Leipzig, Teubner 1892), der mit den codd. mutili durch dick und dünn geht, nimmt *scisse* in seinen Text auf; sehr mit Unrecht, wie ich

glaube. Eine sehr wesentliche Unterstützung andererer dagegen vorzubringender Argumente bildet ein dem M.schen Lexikon zu den philosophischen Schriften Ciceros entnommenes, merkwürdigerweise ganz analog gebautes Beispiel für den Gebrauch von *curo*, nämlich Cic. de re p. I, §. 11 *qui gubernare se negent posse, quod nec didicerint nec umquam scire curaverint*, wodurch der infin. praes. auch an der fraglichen Stelle in zweifelloser Weise gesichert ist. Die La. *scisse* der *mutili* aber, an sich freilich auch gar nicht haltbar, ist nur durch eine Assimilation an die umgebenden Praeterita entstanden. — Da gerade von dem hohen Werte des Lexikons für die Kritik Ciceros die Rede ist, so mag hier die Bemerkung platzfinden, dass vielleicht doch die Conjecturalkritik von M. etwas mehr hätte berücksichtigt werden sollen, so z. B. hätte an der Stelle C. M. §. 55 *abest enim non longe a mea* diese sichere Emendation Maehlys für das hdschr. *me* (es folgt *admirari*) angeführt werden müssen, da es die Mehrzahl der neueren Herausgeber in den Text aufgenommen haben. Es findet sich aber diese Schreibung weder s. v. *longe* II. Bd., S. 477 noch s. v. *ego (me)* I. Bd., S. 799 verzeichnet, trotzdem selbst der sonst allzu conservative C. F. W. Müller in der adn. crit. z. d. St. bemerkt, '*mea* Maehly *non prorsus necess., sed tamen veri simillimum*'. — Wenn das Lexikon zu den rhetorischen Schriften Ciceros erst einmal vollständig vorliegen wird, dann werden sich — und darin gerade liegt der Vortheil der gesonderten Bearbeitung des Sprachschatzes nach den verschiedenen Schriftgattungen — gewisse Eigenthümlichkeiten der Sprache Ciceros in diesen Schriften leichter übersehen lassen, so die häufigen Lehnwörter aus dem Griechischen, die er bekanntlich in den Reden thunlichst meidet, oder die zahlreichen Neubildungen von Abstracten und entsprechenden Adjectiven für die Zwecke der philosophischen Darstellung, wie z. B. *indolentia, invidentia, intellegentia, intermundium, impetibilis, incommutabilis, indissolubilis, inenodabilis, inintellegens* u. a. — Ich notiere noch einige bemerkenswerte Constructionen, die sich aus dem vorliegenden Lexikon nachweisen lassen. So *intellego* construiert mit einem abhängigen Fragesatz mit *ut* statt des zu erwartenden *accus. cum inf.* de fin. V, 30 *ne intellegi quidem potest, ut propter aliam quampiam rem ... nos amemus* und de div. I, 126 *ex quo intellegitur, ut fatum sit.* Diese Construction findet sich, soviel ich sehe, weder in den Lexicis noch auch in Kühners Ausf. Grammatik angegeben. Betreffs der Auffassung der Construction aber stimme ich mit M. nicht überein. Er fasst nämlich diese *ut*-Sätze als Consecutivsätze, zu erklären mit der bekannten Ellipse eines Verbums des Geschehens; so auch Holstein z. d. St. de fin. V, 30 '*intellegi, ut = intellegi ⟨fieri posse⟩, ut*'. Eine solche Erklärung scheint mir gänzlich unhaltbar. Denn dieses *ut* nach *intellego* und ähnlichen Verben ist m. E. strenge zu scheiden von jenem allerdings consecutiven *ut*, das sich

nach Ausdrücken wie *verum est*, *veri simile est* (gew. negiert) u. ä. findet, einer Construction, die sich als eine analogische Weiterbildung der bekannten Construction *est, ut* 'es ist der Fall, dass' erweist, indem eben der Begriff des Geschehens (*est*) noch eine qualitative Bestimmung erfährt. Hingegen in den Beispielen *de fin.* V, 30 und *de div.* II, 26 liegt ein indirecter Fragesatz oder vielmehr ursprünglich ein Ausrufungssatz vor. In der älteren Latinität stehen solche mit *ut* eingeleitete Fragen sehr häufig noch ganz selbständig neben dem *verbum dicendi* oder *sentiendi*, so besonders bei den Komikern, vgl. Ter. Eun. 4, 4, 3 *illud vide, os ut sibi distorsit carnufex* u. o.[1]) Später wurde eine innigere Verbindung beider Sätze, eine strenger geschlossene Construction als Bedürfnis empfunden, und so musste der Indicativ des Frage- oder Ausrufungssatzes dem die Unterordnung bezeichnenden Coniunctiv weichen, so in dem bekannten Beispiele '*vides, ut alta stet nive candidum Soracte*'. Dass wir wirklich in jenem *ut* nach *intellego* nur eine Fragepartikel zu sehen haben, zeigt eine Stelle wie ad Att. I, 16, 4, wo ein solcher Fragesatz mit *ut* einem anderen Fragesatz coordiniert erscheint: *credo te audisse, quae consurrectio iudicum facta sit, ut me circumsteterint* cet. — Eine bemerkenswerte Singularität des Sprachgebrauches Ciceros in den philosoph. Schriften bildet die Construction von *opto* mit *acc. c. inf. de n. d.* III, 95 *opto redargui me*, so nur noch *de or.* I, 87 *qualem se esse optaret.* — Interessant ist, dass *igitur* an verhältnismäßig zahlreichen Stellen der philosophischen Schriften — ich zählte deren 21 — an erster Stelle des Satzes begegnet. Demnach ist dieser Gebrauch in der Schule durchaus nicht so strict abzuweisen. — *et* ganz im Sinne unseres hervorhebenden, steigenden 'auch' findet sich 34mal. Und die Erklärung von C. F. W. Müller zu Cic. de off. I, 133 reicht, wie mir scheint, nicht für alle dort genannten Fälle aus. — Zum Schlusse sei noch auf einige kleinere Versehen hingewiesen: s. v. *formido* ist die Übersetzung 'erbeben', da das Wort an der angeführten Stelle de fin. II, 53 transitiv gebraucht wird, nicht recht passend. — Eine Form *iniussus*, die nie existiert hat, an die Spitze eines Artikels zu setzen, hat keinen Sinn, es sollte dort einfach der allein gebrauchte abl. *iniussu* angeführt sein. Statt der Form *ludicer*, die ganz ohne Beleg ist, hätte lieber *ludicrus* eingesetzt werden sollen. — Ein recht drolliges Druckversehen macht in der Verdeutschung des Wortes *lolligo* S. 477 aus Blackfisch (oder Tintenfisch) gar einen 'Backfisch', wodurch der Satz *gubernatores cum exsultantes lolligines viderunt, tempestatem significari putant* (de div. II, 145) einen gar heiteren Sinn bekäme.

---

[1]) Ebenso dann auch noch bei Dichtern der augusteischen Zeit, vgl. Verg. Ecl. V, 6 f. *aspice, ut antrum .. sparsit labrusca racemis*, id. Georg. I, 56.

Doch nun genug mit diesen geringfügigen Ausstellungen, die durchaus nicht etwa kleinliche Nergeleien sein sollen, sondern vielmehr dafür Zeugnis ablegen mögen, dass Ref. M.s Lexikon eingehend und mit großem Interesse durchgearbeitet hat. Das Werk selbst aber bedarf der Anpreisung gar nicht. Freilich ist und bleibt die Anschaffung desselben für den einzelnen eine etwas kostspielige Sache. Aber in den Bibliotheken der Gymnasien sollte, wie Ref. schon einmal hervorhob, das Werk nicht fehlen, damit jedem Lateinlehrer die Möglichkeit geboten sei, es einzusehen und zu studieren.

Nikolsburg. Alois **Kornitzer.**

Patristische Analecten von Dr. August **Engelbrecht**. Wien, Verlag der Theresianischen Akademie 1892. 100 SS.

In der wissenschaftlichen Beilage zum Jahresberichte des Gymnasiums der k. k. Theresianischen Akademie in Wien für das Schuljahr 1892 liefert Engelbrecht (S. 3—100) wichtige Nachträge zu seiner vortrefflichen Ausgabe der Werke des Faustus und der Briefe des Ruricius. Die reichhaltige Arbeit besteht aus vier selbständigen Abhandlungen verschiedenen Inhaltes.

Der erste Aufsatz (S. 5—19) gilt dem anonymen Tractat De septem ordinibus ecclesiae, der unter den unechten Schriften des heiligen Hieronymus überliefert ist. Der gelehrte Benedictiner Dom Germain Morin zu Maredsous in Belgien hat nämlich in der Revue Bénédictine 1891, S. 97—104, eine Untersuchung veröffentlicht, in der er auf Grund der oben genannten Schrift ein interessantes Bild der Hierarchie und Liturgie in der gallischen Kirche des 5. Jahrhunderts entwirft, und hat geglaubt, diese Schrift dem Bischof Faustus von Riez zuschreiben zu müssen. Gegen diese den Autor betreffende Hypothese erhebt E. Einsprache und weist hauptsächlich aus Stil und Sprache des Briefschreibers nach, dass der Verfasser nicht Faustus sei. Darnach hat Morin zwar das Land, in welchem der Brief geschrieben wurde (Gallien), und die Zeit der Abfassung (nach 422) richtig festgestellt; die Namen des Verfassers und des Adressaten muss man aber gestehen nicht zu wissen.

Die zweite Abhandlung (S. 20—47) berichtet über die von Danton im vorigen Jahrhundert vorbereitete und in sauber geschriebenem Manuscript auf der Nationalbibliothek zu Paris aufbewahrte Ausgabe der Briefe des Ruricius mit kritischen und erklärenden Anmerkungen. Das Manuscript besteht aus zwei Theilen von 28 und 190 Seiten in Quart; der erste enthält Titel, Druckbewilligung, Tabellen, 14 leere Seiten, Vorrede und Biographie des Ruricius, der zweite umfasst den Text der Briefe (120 Seiten) und die Noten (68 Seiten). Danton versucht eine chronologische Reihenfolge der Briefe herzustellen; die einzige Handschrift, den Codex

von St. Gallen, hat er nicht selbst eingesehen, sondern er legt den Text nach den Antiquae lectiones von Canisius zugrunde, womit nur der Neudruck des Basnagius verglichen ist. Manche Noten sind von Interesse. Für eine Reihe von Emendationen und Vermuthungen, die großentheils recipiert sind, gebürt Danton die Priorität, so vor Krusch 357, 5. 359, 25(?). 383, 24. 395, 24. 436, 10. 219, 12 mit tuam, ⟨si⟩, adhuc, a captivitate, peius, uestram, vor Luetjohann 362, 26. 373, 10. 381, 11. 433, 5. 433, 11. 436, 15. 438, 6. 440, 3 mit ut, nostrum, ⟨per⟩, prodente, ⟨sibi⟩, ⟨et⟩ tenebras, ut, ⟨significo⟩, vor Mommsen 356, 11. 417, 19. 437, 17 mit indicem, ⟨me⟩, dignemini, vor E. 356, 26 (506 Add.), 370, 12. 372, 12. 373, 17. 374, 22. 386, 10. 417, 18. 427, 12 (Index 483). 433, 24 (Adnot.) mit respersos, ut, mei uobis (nach Sirmond), ⟨est⟩, mortis, festinato, ⟨si⟩, deliciantur (Index), sicut. Danton hat durch Conjectur die handschriftliche Lesart getroffen mit nos 383, 23 und de iudicio 394, 2; er macht noch weitere Verbesserungsvorschläge, die in hohem Grade ansprechen, so nobis 386, 12, eine richtige Emendation, die nunmehr durch die Handschrift beglaubigt ist und nachträglich durch den neuesten Herausgeber eine glänzende Anerkennung erfährt, 364, 8 uestris in (statt oceanis in), 393, 18 inmota (statt mutata), 406, 2 conuertit (st. conuenit), 437, 27 in eadem ⟨de⟩ qua und noch manche, die beachtenswert sind, wie 358, 25 ⟨ex⟩portarent, 361, 25 quam ⟨si⟩, 369, 17 isse, 371, 2 et ⟨ne⟩, 373, 9 ⟨ex⟩praesentia, 378, 26 ⟨me⟩, 379, 24 ⟨et⟩, 386, 25 ⟨ut⟩, 433, 4 ⟨et⟩ testimonio, und andere. Einige Vorschläge werden von E. verworfen, und es dürfte auch 384, 26 die Streichung von quia nicht zu billigen sein[1]); durch andere wird E. zu neuen Vermuthungen angeregt, wie maris 365, 10, atque operibus (st. atque omnibus) 383, 24, uni [in] desperato 438, 9. Die Erklärungen Dantons enthalten manche lehrreiche Bemerkung, und die chronologischen, topographischen und historischen Noten erwecken Interesse. 378, 19 wird eine Stelle aus Cyprian erkannt. Das Manuscript war in der That würdig, der Vergessenheit entrissen zu werden, und an die dankenswerte Auslese der Weizenkörner knüpft sich ein Fortschritt in diesen Studien.

In der dritten Abhandlung (S. 48—83) wird eine Untersuchung über Titel und Titulaturen in den Briefen des Ruricius und seiner Genossen angestellt. Die Erforschung des Sprachgebrauchs in Bezug auf das Titelwesen hat schon für die Cultur-

---

[1]) Eine wirkliche Abundanz der Conjunction, die in quia — quippe nicht eigentlich vorliegt, entwickelte sich anderwärts unter verschiedenartigen Umständen in einer Weise, die auffälliger ist, wie Ioh. 5, 18 Propter hoc magis quaerebant eum Iudaei occidere, *quia* non solum *quod* soluebat sabbatum, sed et patrem suum dicebat Deum, nach dem Cod. Sessorianus (Corpus scr. eccl. lat. XII 306, 12; vgl. 429, 15. 656, 23) und bei Lucifer meist im Objectsatz nach Hartel, Index u. Archiv für lat. Lexik. 3, 49 (Eph. 2, 11. Kaulen, Handb. der Vulgata S. 258, n. 213).

[illegible] hohen Wert, sie leistet aber auch der [illegible] und insbesondere der sachlichen Erklärung [illegible] Dienste. Einzelne Titel kommen bestimmten [illegible] zu, sie sind für die Stellung charakteristisch, [illegible] Alters- und Rangsverhältnis zwischen Brief- [illegible] Adressaten, alle dienen zur Orientierung. E. stellt [illegible] Substantiven und Adjectiven zusammen, die [illegible] als Anrede vorkommen und 1. die geist- [illegible] patronus, papa, sanctitas, beatitudo, [illegible] 2. die weltliche Rangstellung (subli- [illegible] 3. ein freundschaftliches Verhältnis [illegible] devinctissimus), 4. das Alter [illegible] oder 5. eine allgemeine Ehrerbietung [illegible] bedient sich gern ausführlicher Titel [illegible] Titulaturen angewendet; besonders [illegible] Adressaten sind pater, frater, filius. [illegible] als Vorläuferin einer größeren Schrift [illegible] in welchem er über die Titulaturen der spät- [illegible] im allgemeinen zu handeln gedenkt. Ist [illegible] eine überaus nützliche Leistung, so [illegible] größerer Theilnahme dem umfangreicheren [illegible] das in so nahe Aussicht gestellt ist.

[illegible] und letzten Artikel dieser Analecten (S. 84 bis [illegible] eine Revue der in Zeitschriften bis März 1892 [illegible] Urtheile über seine Ausgabe des Faustus [illegible] indem er die erwähnenswerten Bemerkungen der [illegible] soweit dieselben als Verbesserungsvorschläge, Ergän- [illegible] Berichtigungen den Lesern des Faustus und Ruricius [illegible] können, übersichtlich zusammenstellt. Gelegentlich [illegible] neue Vermuthungen vorgebracht, wie das anspre- [illegible] (dum) 4, 8 und das fragliche de condenso 351, 16. [illegible] man es hervorheben, dass der Verf. 45, 18 sich [illegible] verlockenden Vorschlag, Ps. 12, 5 obdormiam [illegible] nicht hat irre führen lassen. Nicht wegen der Vulgata [illegible] griechischen ὑπνώσω, sondern nach dem Zusammenhang [illegible] könnte man freilich glauben, dass der Vers mit ob- [illegible] sich als Citat daselbst eher empfohlen habe, als mit einer [illegible] auch nur figürlichen Einschränkung des obdormire auf die [illegible] zumal auch in den Schriftzügen der Fall an perdiderim 67, [illegible] deliciamur 427, 12 (483) erinnert. Allein es ist nicht zu [illegible] dass Faustus in seinem Psalter *obdormiant* las, und ich [illegible] Überfluss darauf hin, dass der Vers ja auch im Psal- [illegible] Corbeiense lautet:

[illegible] oculos meos, ne umquam obdormiant in mortem.

Man sieht hier wiederum, wie vorsichtig und conservativ man in der Behandlung der Bibelstellen sein muss. Hätte der Heraus- [illegible] doch diesen Grundsatz auch 40, 13 festgehalten und

Eccli. 15, 16 die unantastbare Überlieferung der Handschrift ohne Zusatz gelassen:

Si uolueris, mandata conseruabunt te.

So lautet die Stelle in dem für den Text des Ecclesiasticus so wichtigen Codex Sangermanensis 15 bei Sabatier und in Aug. Speculum (Corpus scr. eccl. lat. vol. XII) 132, 8. Der heilige Augustinus citiert im Jahre 426 oder 427 de gratia et lib. arbitrio 2, 3 den Vordersatz gleichfalls ohne Infinitiv: Si uolueris, conseruabis mandata, in Übereinstimmung mit dem Griechischen ἐὰν θέλῃς, συντηρήσεις ἐντολάς, wo die zweite Hand des Sinaiticus συντηρησε, gleich συντηρησαι, und die erste Hand θελησης bietet. Wäre aber eine Ergänzung zulässig, so müsste man sich an den Codex Amiatinus und Corbeiensis halten und schreiben: Si uolueris mandata ⟨conseruare⟩, conseruabunt te. Allein es wäre dies eine schlimme Interpolation, vor der wir uns hüten müssen. — Zu billigen ist es, dass der Verf. S. 151, 14 bezüglich des Citates I. Cor. 3, 16 gegen die Ansicht Petschenigs an der Lesart dei uiui des R festhielt und den edierten Wortlaut *uos estis templum Dei uiui* nicht aufgab. Denn wenn auch der Zusatz *uiui* als eine alte, aus dem ersten Gliede von II. Cor. 6, 16 geschöpfte Interpolation des Bibeltextes zu betrachten ist, so war doch jenes Testimonium mit diesem Beisatze im Umlauf, wie durch die Acta Sanctorum Augusti, tom. VI., Antverp. 1743, p. 500 E bestätigt wird, wo man nach dem von Baluz. edierten Texte liest: Serapia respondit: Si ipso iuuante munda permansero, illius sum templum, sic enim dicit diuina scriptura: *Vos estis templum Dei uiui, et Spiritus Dei habitat in uobis*. Somit liegt die Stelle I. Cor. 3, 16 *Οὐκ οἴδατε ὅτι ναὸς θεοῦ ἐστὲ καὶ τὸ πνεῦμα τοῦ θεοῦ οἰκεῖ ἐν ὑμῖν* (*εν υμιν οικει B*) bei *Faustus* in drei Fassungen vor: 1. uos estis templum Dei et Spiritus Dei habitat in uobis S. 192, 9 — wie bei Hilarius in psalm. 122, n. 3. 126, n. 7. 131, n. 6. 137, n. 6 (Zingerle 581, 27. 618, 9. 666, 15. 738, 2) — dann 2. uos estis templum Dei *uiui* et Spiritus Dei habitat in uobis S. 151, 14 — wie in den Acta sanctarum Serapiae et Sabinae — und endlich 3. *an nescitis quia* templum Dei estis et Spiritus *sanctus* habitat in uobis? S. 156, 20. 157, 5 — womit wiederum Hilarius in psalm. 64, n. 6 zu vergleichen ist (Zingerle 238, 9 an nescitis quod t. D. estis et Spiritus Dei h. i. u.).

In der Ausgabe bedarf manche Bibelstelle der Revision, und ich will nur auf einiges aufmerksam machen, was ich zufällig bemerkt habe. Bei Ruricius hat der Codex Sangallensis 412, 18 in dem Citat Eccli. 9, 15 ueteriscat und darauf im Text weiter ueteriscamus, wonach mit dem Cod. Amiatinus und Specul. 127, 23 *ueterescet* und bei Ruricius *ueterescamus* zu schreiben ist (vgl. Amiatinus, Fuld., Cant., Rehdig. bei Luc. 12, 33). — In der Stelle Matth. 5, 5 haben Clarom., Cantabr., Brix., Harl. die Form *lugunt*, so auch M[1] im Spec. 155, 7, wo dieselbe in den Text gehört.

und SM im Pseudospeculum 440, 121: um so beachtenswerter ist das zweimalige Iugiunt des Durlacensis bei Faustus 263, 14 und 286, 18 (Rönsch, It. u. V.² 283 f.). — S. 235, 1 war in dem Citat Matth. 5, 23 nach D, welcher si offeris bietet, *si offeres* zu schreiben. So liest man auch in alten Evangelienhandschriften, im Vercellensis, Veronensis (Blanchini, Evangeliarium quadruplex I. p. XXVIII f.), Colb., Clarom., Sangerm. 2 (Sabatier 3, 25) und Cantabrigiensis (Kipling). In dem folgenden Vers 24 musste für διαλλάγηθι S. 235, 4 der Imperativ *reconciliare* nach D¹ mit dem Vercell., Veron., Brix. (Blanchini), Clarom., Sang. 1 (Sab.) und Cantabr. (Kipling) beibehalten werden. Vgl. auch Augustinus de civ. D. 21, 27 (Dombart 2, 547 f.). — S. 270, 12 dürfte bei Matth. 22, 30 jedenfalls *et* mit D zu tilgen sein, während homines vielleicht nicht gesperrt zu drucken war. Doch will ich hier nichts entscheiden. Vgl. Hilarius Comm. in Matth. c. 23, n. 4 Erunt similes angelis Dei. — S. 342, 17 muss in der Stelle Esai. 6, 9 πορεύθητι καὶ εἰπὸν τῷ λαῷ τούτῳ nach dem Codex B *dic*, nicht dices, gelesen werden, wie S. 113, 3 und 343, 2 uade et *dic* populo huic. Vgl. Cyprian, Testim. I 3 (Hartel I 41, 3). Es sei die Bemerkung gestattet, dass dieser Vers 9 der Esaiasstelle im Index locorum nicht angegeben ist. So musste auch angesagt werden Rom. 1, 18—23. Rom. 6, 19—22. Phil. 2, 6—11. anstatt bloß Rom. 1, 18. Rom. 6, 19.[1]) — In dem Citat S. 185, 2 Iacobus 2, 14 war nach dem Zeugnis von Q, das durch die Rasur nicht entkräftet ist, die Form *prode est* in den Text zu setzen und im Index anzuführen[2]). Denn in eben dieser Jacobusstelle ist die Form beglaubigt durch den Codex Sessorianus des Pseudospeculums 411, 9 und 15 quid prode est und durch den Codex Vaticanus 3836 in S. August. Sermones 61, n. 1 und n. 4 quid prode erit bei Angelo Mai, Nova Patrum Bibliotheca I. 124 und 126. Umgekehrt gewinnen wir aus Faustus 268, 18 z. B. die Bestätigung für illam Ps. 49, 21, das ohnehin mit SM im Pseudospeculum 564, 11 in den Text zu nehmen war, obgleich 448, 2 alle Handschriften illa lesen. — Es fragt sich auch, ob man Zusätze wie Faustus 140, 1 sapientiam Dei oder 277, 1 fili gesperrt drucken soll, wenn man annehmen muss, dass sie vom Autor beigegeben sind, um den Zusammenhang anzudeuten und das Ver-

---

[1]) Wer Bibelstellen in Zychas Augustinusband (Corpus scr. eccl. lat., Vol. XXV) nachschlagen will, muss sich den ganzen Index in dieser Hinsicht erst vervollständigen. Es ist z. B. angegeben Rom. 14, 1 anstatt Rom. 14, 1—23 (das ist das ganze 14. Capitel des Römerbriefes).

[2]) Über diese Form ist u. a. zu vgl. Schuchardt, Voc. d. Vulg. 2, 504; Rönsch, It. u. V.² 468; Zs. f. d. österr. Gymnasien 1883, 342; 1892, 406; Jahresbericht über die Fortschritte der class. Alterthumswiss. V. Jahrg. 1877, II. S. 96, III. S. 108; XII. Jahrg. 1884, III. S. 327 f.; Sedulius Carm. Pasch. 5, 120. (Huemer.) — Stolz, Verbalflexion, I. 1882, S. 9.

ständnis des Citates zu erleichtern. — Dies alles sollte nur beiläufig erwähnt werden, und ich bitte, den Excurs zu entschuldigen.

Die ganze Programmarbeit, deren Darstellung von angenehmster Klarheit ist, bildet nicht bloß eine wertvolle Ergänzung zur Ausgabe des Faustus und Ruricius, so dass alle, die sich mit dem XXI. Bande des Corpus scr. eccl. lat. befassen, diese Epilegomena nicht entbehren können, sondern sie beansprucht auch noch ein allgemeineres Interesse.

Wien. Franz Weihrich.

Der lateinische Stil. Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für obere Gymnasialclassen mit besonderer Rücksichtnahme auf die Prosalectüre der Schüler und mit Hinweisungen auf die Grammatiken von Goldbacher, Koziol, Scheindler, Schmidt, Schultz herausgegeben von Dr. Frz. Strauch. II. Abtheilung: Aufgaben für die VI. Classe. Wien, Hölder 1893. 8°, IV u. 44 + 94 SS. Preis geh. 80 kr., in Lwd. geb. 96 kr.

Über Strauchs Übungen I hat Ref. in dieser Zeitschrift 1892, S. 226—229 berichtet. Die an dem 1. Bändchen gerühmten Vorzüge finden sich im vorliegenden 2. Theile womöglich erhöht. Vor allem bleibt Str. bei seinem Grundsatze: das Deutsche nicht zur dienenden Magd des Lateinischen herabzuwürdigen, und Ref. sieht in dieser Seite des Buches den wesentlichsten Vorzug vor seinen Concurrenten[1]): die einfache, schöne Sprache, deren sich Str. bedient, bietet dem Schüler gleichwohl keine Schwierigkeiten bei der Übertragung ins Lateinische. Auch der systematische Aufbau in grammatisch-stilistischer Beziehung ist festgehalten; in erster Linie wollen die Übungen der Wiederholung und Vertiefung der Tempus- und Moduslehre dienen, parallel geht die Berücksichtigung der Idiotismen der lateinischen Wort- und Satzstellung, wobei gleichfalls systematische Anordnung festgehalten ist. Was Str. im Commentar zur 'Lehre von der Wort- und Satzstellung in Beispielen aus der Prosalectüre' beibringt, ist ein Novum bester Art: auf beschränktem Raume wird dem Schüler ohne langathmige Lehrsätze alles geboten, was er auf dem bezeichneten Gebiete zu erfahren hat. Ref. ist überzeugt, dass man diesen Abschnitt allgemein höchst willkommen heißen wird: im Gegensatze zu unseren herkömmlichen

---

[1]) Welchen Eindruck dagegen die sonderbare Sprache Süpfles bei dem Schüler hervorruft, ersehe man aus dem Artikel einer Abiturienten-Kneipzeitung, welcher im 'Süpfle-Stil' abgefasst ist. Derselbe beginnt: 'Ob sich N. N. mit Recht oder Unrecht so großer Beliebtheit und rühmlicher Anerkennung bei seinen Stammes- und Zeitgenossen erfreute, will ich Euch in kurzem auseinandersetzen. Und ich hoffe, dass am Schlusse keiner umhin können wird, einzuräumen, dass er nicht unverdient dieser Auszeichnung theilhaftig geworden ist. Es wäre zu weitläufig, wollte ich eine erschöpfende Darstellung seines Lebens geben' usw.

pseudo-stilistischen Übungen, in denen gerade die wesentlichsten Eigenthümlichkeiten des Lateinischen infolge mangelhafter Einrichtung der Übungsbücher völlig vernachlässigt werden, vermag der Schüler unter Anleitung des Str.schen Commentars Übersetzungen echt lateinischen Colorits zu liefern. Dass auch die Lectüre der Prosaschriftsteller eines Abschnittes, wie ihn hier Str. zum erstenmale unseren Schulen anbietet, nicht entrathen kann, und wäre es auch nur, um elementares Verständnis zu erzielen, hat Ref. in der Vorrede zu seiner Chrestomathie aus Livius (Wien 1892) bemerkt und eine Skizze über lateinischen Periodenbau mit Beispielen aus Livius aufgenommen. — Wenn Str. die Belege für seine Stellungslehre zunächst aus Sallust (Jugurtha und Catilina), daneben aus Cicero (namentlich aus der 1. Rede gegen Catilina) entnimmt und nur ausnahmsweise auf die dem Schüler bekannten Partien des Nepos, Cäsar und Livius zurückgreift, so ist dies ein Beweis für die sachgemäße Sorgfalt, mit der er sich die Classenlectüre vor Augen hält.

Aber auch in den Übungen bewegt sich Str. durchwegs innerhalb des durch die Lectüre gebotenen Wort- und Gedankenmaterials. Was insbesondere letzteres betrifft, so bietet er ein plastisches Bild des Landes und der Leute Numidiens, ihres Königshauses und der gleichzeitigen römischen Oligarchie in ihrer ganzen Verderbtheit, er fördert ein präcises Erfassen der Sallust'schen Charaktere, worauf ja der Lehrer bei der Interpretation des Autors hinzuarbeiten hat (Instr. S. 37); scharf gezeichnet erscheinen der verschlagene, treulose und grausame Jugurtha, sowie das römische Volk in seiner Gesammtheit, wie in seinen Parteien und Führern: dem ernsten Scaurus, dem heftigen Opimius, dem redlichen Metellus, dem feinen Sulla, dem ungestümen Memmius und dem ehrsüchtigen Marius. — Offenbar um auch der Subjectivität des Lehrers Rechnung zu tragen, folgen gegen Schluss freie Übungen über das Jahrespensum, die theils eine Fortsetzung aus Livius bieten, was der hervorragenden Bedeutung dieses Autors entspricht, theils mit Sallust und Cicero in directem Zusammenhange stehen. Daneben wird auch Virgils und Herodots gedacht.

Ref. befindet sich sonach im vollen Einklange mit den Grundsätzen, nach welchen Str.s Übungen gearbeitet sind; in Einzelheiten untergeordneter Bedeutung ist er abweichender Ansicht.

S. 2 heißt es: 'Erst mit der Ankunft des großen Scipio in Spanien wandte sich das Glück.' Der Commentar enthält zu 'mit' die für den lateinischen Ausdruck belanglose Note: 'Temporale oder causal-instrumentale Vorstellung?' — Ebd. liest man die unlogische Wendung 'unter allen a n d e r n auswärtigen Fürsten'. — S. 3: 'bis ins 8. Lebensjahr'; im Commentar ist zu 'Lebensjahr' mit undeutlicher Kürze *aetas* angegeben. — Ebd.: 'Schon oben haben wir gezeigt'; in solchen Verbindungen bleibt 'schon' am besten unübersetzt. — S. 15: 'Musterbild'; fehlt im Vocabular. — Ebd.: 'die

maßlose Habsucht, das übermäßige Streben'; das Vocabular verweist unter 'übermäßig' auf 'maßlos', wo nur *immodicus* angegeben ist. — S. 18: 'wirkungsvoll'; fehlt im Vocabular. — S. 19 'dass sich einer durch sittliche Tüchtigkeit und Festigkeit gegen die Künste der Verführung hervorthat'; nach der Anleitung im Commentar wird der Schüler die unlateinische Übersetzung liefern: *advorsum divitias probitatem (honestatem) et invictum animum gerere.* — S. 23 wird der Schüler die Überschrift 'Das erste Auftreten des L. Cornelius Sulla' nicht ohne weiters richtig wiedergeben. — S. 24 'folgern'; fehlt im Vocabular. — Im Vocabular hieße es unter 'Sachwalter' statt *patronus* besser *causarum patronus*.

Wien. J. Golling.

Studien zur griechischen Mythologie von Gottfried Goerres. II. Folge. Berlin, Calvary & Co. 1891. 283 SS.

Wie die Methoden der mythologischen Forschung von jeher ein besonders wechselreiches Bild boten, so tritt dasselbe gerade auch in neuester Zeit nach Zerstörung mancher Hoffnung der vorangehenden Jahrzehente wieder hervor und manchmal umso auffallender, je mehr sich jetzt die literarischen Erscheinungen auch auf diesem Gebiete drängen und in einem desto bunteren Wechsel entweder schon vorhandene Richtungen verschiedener Art weiter zu verfolgen oder theilweise noch neue Pfade zu weisen suchen. Ref. musste in Berichten der letzten Jahre diesen Punkt gelegentlich schon berühren. Dass es dabei auch manche Überraschungen gibt, dass mitunter auch wieder „Alles fließt", kann nicht wundernehmen. Der Verf. der vorliegenden Studien, welcher durch den ersten, im Jahre 1889 erschienenen Theil derselben, worin seine Ansichten über Lykaon, Zeus Laphystios und die Athamassage, Prometheus, Odysseus in weit ausgreifender, aber nicht sehr übersichtlicher Weise dargelegt waren, mehrfachen Widerspruch hervorgerufen hatte, sucht in dieser zweiten Folge seinen Standpunkt, der von vornherein im wesentlichen das Streben nach eigenartiger und möglichst ausschließlicher Durchführung des Jahreszeitenprincips durchblicken ließ, durch Weiteres über den Odysseusmythos, durch Untersuchungen über die Danaiden und Gorgonen zu stützen und schließlich in die Formen eines eigentlichen Systems zu bringen. Dieses System, welches S. 231—268 vorgeführt wird und über alles Vorhergehende erst etwas besseres Licht verbreitet, ist trotz der im allgemeinen erstrebten Einfachheit mit Hervorhebung „des agrarischen Charakters der in den Grundzügen verwandten Mythen der Indogermanen, Semiten und Chamiten" (S. 233 f.) im einzelnen doch wieder so compliciert, dass selbst die Aushebung der durch gesperrten Druck markierten Stellen kein ganz klares Bild verschaffen würde und gründliches Selbststudium empfohlen werden muss. Der

Massenüberblick und die reiche Combinationsgabe, wie dieselben in beiden Theilen sich vielfach zeigen, sind wirklich oft bewundernswert, nur möchte man sie in anderem Dienste sehen unter Berücksichtigung verschiedener Factoren, die hier doch immer in Betracht kommen müssen, und der Aufgaben, die jetzt zunächst für die griechische Mythologie — und diesen Titel setzen doch diese Studien voran — der Lösung harren. So aber könnte, wäre nicht der Ton so ernst und die Polemik, welche nicht nur die 54 ersten Seiten dieses zweiten Theiles ausfüllt, sondern auch noch in langen Anmerkungen später nachklingt, so scharf, manches fast den Eindruck machen, als habe der Verf. einige zu einseitige Methoden der bisherigen mythologischen Forschungen durch ein drastisches Beispiel eigener Art verspotten und beleuchten wollen. Auch manche Ausdrücke und Wendungen mitten in der Weiterführung der Untersuchungen, z. B. am Schlusse der drei Seiten langen Anmerkung über den Lohn einer bändereichen Monographie über die symbolische Bedeutung der Opferhaut (S. 79), würde man wohl überall eher erwarten als in einer wissenschaftlichen Darstellung.

Innsbruck. Anton Zingerle.

Geist und Wesen der deutschen Sprache. Von Georg Heß, weil. Director des königl. Gymnasiums zu Erfurt. Eingeleitet durch eine kurze Lebensbeschreibung des Verf.s von Dr. K. H. Keck, Gymnasialdirector a. D. Eisenach, M. Wilckens 1892.

Vorstehende Schrift fand sich druckfertig im Nachlasse Heß' vor. Ein Freund des Verstorbenen hat sie zum Drucke gebracht.

In der Einleitung (S. 19—28) wird ein 'Lob' der deutschen Sprache gesungen. Das 1. Capitel ('Lautbeschaffenheit', S. 28—62) handelt über die Schallkraft und die akustische Tragweite der einzelnen Laute. Ferner wird berechnet, dass Spiranten und Halbvocale im Deutschen etwa 45 Procente aller Laute bilden; daraus werden Schlüsse auf die Weichheit der deutschen Sprache gegenüber anderen gezogen. Weiters werden die Ursachen der Lautveränderungen mit einem flüchtigen Blicke gestreift, es werden die einzelnen Vocale auf die Empfindungen hin geprüft, die sie wachrufen. Endlich wird der Einfluss der germanischen Betonung, der Allitteration und des Reimes auf die Ausbildung unserer Sprache berührt.

Im 2. Capitel ('Formenbildung und Formenverwertung', S. 62 bis 81) sieht man den Verf. beschäftigt, aus dem Unterschiede der analytischen und synthetischen Sprachen, aus der Verschiedenheit der Bildungsfähigkeit der Verbal- und Substantivformen, aus der Entwicklung der Genera, aus der Behandlung des Adjectivs, besonders in Verbindung mit dem Substantiv, aus der Rolle der Pronomina und des Artikels, endlich aus der Syntax auf den Geist der einzelnen Völker, in erster Linie des deutschen, zu schließen,

Das 3. Capitel endlich ('Wortbildung und Wortschatz', S. 81 bis 95) enthält einige Bemerkungen über die gegenüber anderen Sprachen sehr ausgebildete Fähigkeit der deutschen Sprache zusammengesetzte Wörter zu bilden, über Neuschöpfungen, über Neubelebung alter Wörter, endlich über ihren großen Wortreichthum.

Der Verf. geht in seinem Bestreben 'Sprachgeist' und 'Volksgeist' zu parallelisieren, wiederholt sehr weit. Ein Beispiel mag genügen. Das Fehlen eines dem Passé défini entsprechenden Tempus im Deutschen 'deutet auf einen Mangel in seinem Charakter, einen Temperamentfehler hin, der den Deutschen in der Völkergeschichte oft recht nachtheilig gewesen ist, während jene starke Neigung zur Auflösung der Zeitformen auf ein besonders ruhiges und besonnenes Auseinanderwickeln der zu einer Gesammtvorstellung hinweisenden Einzelvorstellungen und mehr auf philosophische Neigungen deutet' (S. 65). Im übrigen hat er einige ältere und neuere Werke, zum Theil recht verschiedener Art (neben Herder, Wilhelm v. Humboldt und Schleicher hauptsächlich J. Grimm, H. Rückert, Scherer und Pauls Grundriss) gelesen, was öfter Anlass zu Verwirrung hervorgerufen hat (s. S. 36 f. über die Lautverschiebung).

Die mit großer Wärme geschriebene Abhandlung — nach dem Stile zu urtheilen, ist sie wohl aus Vorträgen hervorgegangen — enthält nichts neues von Bedeutung. — Die vorangeschickte Lebensbeschreibung zeigt das sympathische Bild eines tüchtigen Lehrers, der in verschiedenen Stellungen seinen Platz ganz auszufüllen wusste und der Behandlung wissenschaftlicher Fragen mit lebhaftem Antheil folgte.

Wien. Dr. Karl Kraus.

Judeich W., Kleinasiatische Studien. Untersuchungen zur griechisch-persischen Geschichte des 4. Jahrhunderts v. Chr. Marburg, Elwart 1892. 8°, X u. 370 SS. Preis 9 Mk.

Der Verf. betrachtet in diesem Buche die Ereignisse in Kleinasien, auf den griechischen Inseln und im Perserreiche vom Ende des peloponnesischen Krieges bis zum Einmarsch Alexanders des Großen. Er thut dies unter dem zweifellos richtigen und für die Beurtheilung der Staatsmänner und der Politik der griechischen Festlandstaaten sehr fruchtbaren Gesichtspunkte, dass innerhalb dieses Zeitraumes bereits Bestrebungen und Anläufe zu staatlichen Bildungen erkennbar seien, die als Vorbereitung der Zustände in hellenistischer Zeit betrachtet werden müssen. Die Thätigkeit des Lysandros und des Agesilaos, die Bemühungen Konons und des Thrasybulos, die Reiche des Euagoras von Kypros und des Maussollos von Karien sind mit Recht als Vorläufer und Vorbilder dessen geschildert, was durch Alexander verwirklicht worden ist.

In der Einleitung werden zunächst diese Gesichtspunkte und die Eintheilung des Stoffes, die sich aus ihnen ergibt, hervorgehoben und hierauf wird das Verhältnis der kleinasiatischen Griechen zu den Spartanern und fernerhin zu dem wieder erstarkenden Athen gekennzeichnet. Erst haben einzelne spartanische Politiker, später hat Athen abermals den Versuch unternommen, die Schwäche des Perserreiches zu benutzen, um an der Spitze der Kleinasiaten ein griechisches Reich auf asiatischem Boden zu begründen. Die Stärkung des persischen Königthums unter Dareios Ochos hat die Verwirklichung dieser Pläne illusorisch gemacht. Daneben zeigen sich aber auch im persischen Reiche selbst Symptome, die solchen Bestrebungen günstig waren. Der Versuch des Euagoras von Kypros, der lange und nur mit Mühe durch Ochos beendigte Kampf der Ägypter gegen die persische Macht, die Versuche der Satrapen, sich unabhängig zu machen, die Haltung der karischen Dynasten erweisen sich solchen Bestrebungen günstig. Direct vorbereitet wird dann Alexanders Zug durch den Conflict Philipps mit der persischen Reichsmacht. Der Antalkidasfrieden, der die Festlandgriechen dem Perserkönige preisgab und Athen zum Verzicht auf die Wiederherstellung seines Seereiches nöthigte, bildet daher insoferne einen Einschnitt, als er die Inselgriechen und die des kleinasiatischen Festlandes von einander schied; die ersteren allein finden in dem zweiten attischen Seebund einen Rückhalt, die letzteren dagegen gehören seither dem persischen Reiche an. Der nächste Einschnitt ist mit dem Jahre 352 gegeben. Die erstarkende persische Reichsgewalt war damals ihrer Widersacher Herr geworden, der neue Seebund Athens war in die Brüche gegangen und nach mannigfachen Versuchen, die Gegner Persiens zu fördern, musste Athen, dem in Makedonien ein neuer Gegner entstanden war, jetzt mit Persien sich vertragen. Die griechischen Inseln geriethen großentheils in Abhängigkeit von Maussollos, der den Sonderbund gegen Athen angestiftet hatte, und bildeten so wiederum einen Bestandtheil des persischen Reiches. Dieses steht äußerlich unmittelbar vor dem Conflict mit Makedonien so machtvoll da, wie niemals früher während des 4. Jahrhunderts.

Aus diesen wenigen Andeutungen ergibt sich bereits, dass J. in der Wahl des Gesichtspunktes seiner Darstellung sehr glücklich gewesen ist, und dass sein Buch die Erkenntnis des geschichtlichen Gehaltes der Periode von 404 — 334 sehr wesentlich gefördert hat. Die Hellenen Kleinasiens erfahren überhaupt jetzt allmälig die Würdigung innerhalb des Zusammenhanges der griechischen Geschichte, die ihnen gebürt. Die Bedeutung der Hellenen im Westen ist durch Holm und Freeman schon länger in das rechte Licht gesetzt worden. H. Droysen und andere sind ihren Beziehungen zum griechischen Mutterlande nachgegangen. E. Meyer hat dagegen erst jüngst in seinen Forschungen zur älteren griechischen Geschichte mit Recht darauf Gewicht gelegt, dass die kleinasia-

en Griechen überhaupt an den Beginn der Geschichte des grie-
hen Volkes gerückt werden müssen und dass die herkömm-
n Ausgangspunkte verfehlt und unhistorisch gewählt sind. J.
gezeigt, dass sie noch für die Geschichte des vierten Jahr-
erts als ein sehr wesentlicher Factor in Betracht kommen.

Nicht minder willkommen ist Judeichs Buch aus dem Grunde,
es eine, so weit ich dies nachgeprüft habe, vollständige Samm-
des sehr zerstreuten Materials enthält, das uns für die Ge-
hte Kleinasiens, von Kypros und Ägypten im 4. Jahrhundert
ten ist. Auch die Inschriften und Münzen sind überall heran-
gen und der Erörterung topographischer und geographischer
en ist der Umstand zu gute gekommen, dass der Verf. einen
n Theil des Landes aus eigener Anschauung kennt.

Eine fast erdrückende Menge von zerstreuten, oft zusammen-
losen und darum nur auf Grund weit ausholender Erwägungen
zu verwertenden Nachrichten musste von dem Verf. verarbeitet
len. Von den Hellenika Xenophons abgesehen, die übrigens,
die Chronologie und Vollständigkeit des Berichteten betrifft,
ihre Schwierigkeiten bieten, sind eigentlich nur bei Diodor
lieses Thema zusammenhängende Erzählungen erhalten, und es
deshalb begreiflich, dass J. diesem Schriftsteller für seinen
enstand so viel als irgend möglich abzugewinnen gesucht hat.
glaube aber, dass er sich über Diodor ein zu günstiges Urtheil
ldet hat. J. meint, dass es im allgemeinen meist gelingen
se, die oft als unter ein Jahr zusammengefassten, in Wahrheit
mehrere Jahre zu vertheilenden Erzählungen Diodors chrono-
ch festzulegen, da der chronologische „Angelpunkt", d. h. das
gnis, das für Diodor maßgebend war, den ganzen Bericht mit
usgehendem und Nachfolgendem gerade unter einem bestimmten
anzubringen, sich erkennen und also sicher datieren lasse,
us sich dann auch für das Vorhergehende und Folgende An-
punkte ergäben. Das ist nach meiner Ansicht zu optimistisch
cht. Ich bestreite nicht, dass die Sache bei Diodor hie und
ich so verhält, wie J. annimmt, aber im allgemeinen ist wenig
icht, wo nicht andere Nachrichten zuhilfe kommen, den Zu-
nenhang der Diodor'schen Jahresberichte richtig aufzulösen.
könnte also das S. 64 Anm. über Diodor gefällte Urtheil mir
t aneignen, hat doch J. selbst S. 91/2 und S. 180/1 Anm.
achtungen mitgetheilt, die nicht zu dessen Gunsten sprechen.

Wenigstens an einer Stelle möchte ich diesen Dissens näher
ünden. S. 37 stellt J. die Betheiligung der Spartaner an dem
rnehmen des jüngeren Kyros in der Weise dar, dass 402 eine
laimonische Flotte von 25 Schiffen unter dem Nauarchen Samios
an der Belagerung von Milet betheiligt habe, die sich dann
phesos mit den Schiffen des Kyros vereinigte, und dass eine
te spartanische Flotte von 35 Schiffen unter dem Nauarchen
agoras mit 800 Hopliten unter Cheirisophos an Bord bei Issos

sich mit Kyros vereinigt und ihn nochmals des Wohlwollens der spartanischen Regierung versichert habe. Darauf kommt der Verf. S. 109 nochmals zurück, um festzustellen, dass es damals zwei spartanische Nauarchen an der Spitze der beiden Flotten gegeben und dass also Beloch mit der Identificierung der beiden Flotten Unrecht gehabt habe. Diese Auffassung J.s stützt sich auf die Darstellung des Diodor (XIV 19). Die Spartaner schicken nach ihm als Antwort auf die Gesandtschaft des Kyros ihrerseits sofort (*παραχρῆμα*) Gesandte an den Nauarchen Samios mit dem Auftrage sich Kyros zur Verfügung zu stellen. Samios fährt mit seinen 25 Schiffen nach Ephesos und schließt sich Tamos, dem Flottencommandanten des Kyros, an. Die Spartaner schickten aber a u c h (*ἐξέπεμψαν δὲ καὶ*) 800 Hopliten unter Cheirisophos. Nach dem Eintreffen der lakedaimonischen Flotte geht Tamos mit dieser und seinen 50 Schiffen nach Kilikien in See. Später (c. 21) wird bei Diodor noch das Eintreffen des Kyros in Issos erwähnt, hier langt die Flotte der Lakedaimonier an und vereinigt sich mit Kyros, übergibt die 800 Hopliten und versichert ihn des Wohlwollens der Spartaner. Man gab vor, dass diese Hopliten Söldner seien, die von den Freunden des Kyros geworben worden waren, in Wahrheit seien sie aber von den Ephoren geschickt worden, der spartanische Staat habe jedoch seinen Antheil geheim gehalten, um je nach dem Ausgange des Kampfes sich benehmen zu können. Diese in Issos eintreffende Flotte hält J. für eine zweite von den Spartanern unter Pythagoras dahin entsendete Hilfeleistung. Xenophons Darstellung gestattet nur an e i n e Flotte der Spartaner zu denken. Da Kyros nach Kilikien herabsteigen will, wird ihm gemeldet, dass der Pass frei sei, da sich der Syennesis auf die Nachricht zurückgezogen habe, eine Flotte, bestehend aus den Schiffen des Kyros und der Spartaner, unter dem Befehle des Tamos, segle von Jonien nach der kilikischen Küste (An. I 2, 21). Ihr Eintreffen in Issos wird c. 4 erzählt; 35 lakedaimonische Schiffe unter dem Nauarchen Pythagoras langen an, unter der Führung des Tamos von Ephesos kommend, der 25 Schiffe des Kyros brachte, die Milet belagert hatten. Auf diesen Schiffen befand sich auch Cheirisophos (*παρῆν δὲ καὶ Χειρίσοφος Λακεδαιμόνιος ἐπὶ τῶν νεῶν*) mit 700 Hopliten. In den Hellenika (III 1, 1) ertheilen die Ephoren dem Nauarchen Samios den Auftrag, sich Kyros zur Verfügung zu stellen; vereint mit den Schiffen des Kyros segelt dann Samios nach Kilikien und nöthigt dadurch den Syennesis seinen Widerstand zu Land aufzugeben. Die Identificierung der 25 Schiffe des Samios (Diod. XIV 19) mit den 25 Schiffen des Kyros unter dem Befehle des Tamos (An. I 4, 2), die J. vorgenommen hat, auf die gleiche Zahl sich stützend, halte ich für unzulässig, denn letztere werden als die Schiffe „des Kyros“ den *ἐκ Πελοποννήσου* entgegengesetzt. Ob die spartanische Gesandtschaft und die Hopliten unter Cheirisophos gleichzeitig oder in einem Zwischenraum abgesendet

wurden, ist schwerlich zu entscheiden, gewiss aber, dass die spartanische Hilfeleistung zu Wasser und zu Land mit Tamos von Ephesos aus nach Issos gefahren ist, und dass damals nur eine spartanische Flotte in Asien stand und dass dieselbe Flotte, die vor Ephesos gelegen hatte, in Issos sich mit Kyros' Landheer vereinigte. Die Differenz in den Zahlen lässt sich leicht erklären. Samios stand mit 25 Schiffen in Kleinasien, nimmt man an, dass zu ihm in Ephesos weitere zehn Schiffe stießen, auf denen Cheirisophos und seine Leute geschickt worden waren, so konnten in Issos 35 Schiffe (Xen. a. a. O.) landen. In Ephesos hatte ferner Tamos 50 Schiffe des Kyros (Diod.), in Issos landete er nur mit 25, die übrigen werden also vermuthlich abcommandiert und in Hafenorten Kleinasiens verwendet worden sein. Die Differenz der Anzahl der Hopliten des Cheirisophos 800 (Diod.), 700 (Xen.) bleibt dagegen bestehen; weshalb die Zahl bei ersterem von J. bevorzugt wird, sehe ich nicht ein. Da nun auch bei Diodor (19) die gemeinsame Abfahrt des Tamos und der spartanischen Flotte von Ephesos aus nach Kilikien erwähnt ist, so durfte also daraus, dass c. 21 bei dem Eintreffen in Issos von Tamos weiter nicht die Rede ist, Judeich nicht den Schluss ziehen, dass Pythagoras mit seinen 35 Schiffen von Sparta direct dorthin gesendet worden sei. Bezüglich der Nauarchen ergibt sich nun, dass entweder Pythagoras als Nachfolger des Samios mit Cheirisophos nach Ephesos geschickt wurde, oder dass Pythagoras und Samios identisch sind, wie E. Schwartz (Rh. Mus. 44, S. 193) vermuthet hat, und dass Xenophon, um die Autorschaft der Anabasis abzuleugnen, absichtlich in den Hellenika den Namen Samios statt Pythagoras schrieb.

J. ist auf diese und andere, an den Widerspruch der beiden Werke Xenophons anknüpfende Vermuthungen gar nicht eingegangen, er hat dies wohl absichtlich gethan, hätte dies aber meines Erachtens doch nicht unterlassen sollen. Die Vorrede seines Buches weist freilich darauf hin, dass sein Gegenstand weniger verlange, über den Gesammtwert dieser oder jener Quellenmasse zu entscheiden, als über den besonderen Wert jeder einzelnen Quellenstelle. Deshalb findet sich wohl auch bei Judeich keine Bemerkung über den Widerspruch zwischen der Anabasis, die die officielle spartanische Version vertritt, indem sie meldet, Cheirisophos habe dem Kyros nur Söldner auf dessen Wunsch zugeführt, und zwischen den Hellenika, in denen von dem officiellen Antheil der spartanischen Behörden an dem Unternehmen gegen Artaxerxes die Rede ist. In der Darstellung des Ephoros war dies, wie gerade aus Diodor zu ersehen ist, noch viel schärfer betont als in den Hellenika. Dies wird durch den Prolog zum fünften Buche des Trogus bestätigt, dem ebenfalls Ephoros zugrunde liegt: bellum, quod Lacedaemonii in Asia cum Artaxerxe gesserunt propter Cyrum initum. Überdies werden die Erwägungen der Spartaner bei Diodor XIV 21 und Iustinus V 11, 7 so übereinstimmend angegeben, dass auch dafür

Ephoros als Quelle gelten darf. Das passt zu seiner den Spartanern wenig günstigen Darstellung ebenso, wie Xenophon die officielle spartanische Version in der Anabasis willkommen sein musste, da seine Theilnahme an einem „spartanischen Krieg“ in Asien geeignet war, ihn bei seinen Landsleuten in ein übles Licht zu bringen. Der officielle Antheil Spartas, den er später in den Hellenika eingestanden hat, ist in der Anabasis kunstreich verschleiert. Diese literargeschichtlichen und quellenkritischen Erwägungen lassen die Nennung des Themistogenes statt des Xenophon und des Samios statt des Pythagoras in den Hellenika verständlich erscheinen. Das Urtheil über den Schriftsteller Xenophon und über die Tendenzen seiner Werke ist also auch für die Frage, ob eine oder zwei Flotten der Lakedaimonier in Asien waren, und ob es damals zwei Nauarchen oder nur einen gegeben hat, nicht gleichgiltig.

Dadurch, dass J. genöthigt war, ein größtentheils aus vereinzelten Nachrichten bestehendes Material zu verarbeiten, ist ferner eine Besonderheit seiner Citate bedingt. Ich möchte es an und für sich nicht bemängeln, dass immer die Stellen möglichst vollständig verzeichnet werden, bei der Nachprüfung ergibt sich aber öfters, dass einzelne der angeführten Stellen nichts oder so gut als nichts für den Satz ergeben, den sie belegen sollen. Um bei dem gewählten Beispiel zu bleiben: Iustin. V. 11, 6 steht von Samios kein Wort, und bei Diod. XIV 21 vgl. 11 ebensowenig. Samios ist nur c. 19 genannt und stammt an dieser Stelle augenscheinlich aus Xen. Hell. III. 1, 1. Auch das ist für die oben erörterte Frage nicht gleichgiltig.

Eine übertriebene Wertschätzung Diodors finde ich auch auf S. 61 Anm. ausgesprochen. Ich gebe J. gerne zu, dass Xenophons Darstellung hier unvollständig ist; der Grund liegt, wie J. mit Recht bemerkt hat, darin, dass Xenophon an diesem Zuge nicht theilgenommen hat. Nach J.s Auffassung hätte nun Xenophon seinen Helden Agesilaos im Vormarsch und nicht von Tissaphernes verfolgt die siegreiche Schlacht bei Sardes schlagen lassen. Das könnte allerdings eine Auffassung sein, die aus dem Hauptquartier des Agesilaos selbst stammt. Allein klar und vortrefflich scheint mir die Darstellung Diodors darum doch nicht; das Reitergefecht, das Xenophon beschreibt, hat Diodor, wie J. selbst bemerkt, weggelassen. Ferner ergibt sich aber gerade aus Diodor, dass Tissaphernes das Heer des Agesilaos nicht lange bedrängt haben kann. Denn unmittelbar, nachdem von dem Marsch im Plinthion durch das Gebirge die Rede war, hören wir, dass auf dem weiteren Marsch bis Sardes Gärten und ein Park des Tissaphernes von dem Heere des Agesilaos vernichtet worden seien. In der Hermosebene muss also Agesilaos wieder ganz unbehelligt gewesen sein, wie auch Xenophon angibt. Der Angriff auf seine plündernde Nachhut durch die persischen Reiter (Xen. III 4, 22) entspricht dem Satz bei Diodor (XIV 80): οἱ

δὲ βάρβαροι προσπίπτοντες ἀτάκτως τοῖς ἐπὶ τῆς οὐραγίας ἐξήπτοντο, und beweist weder bei Xenophon, noch weniger aber bei Diodor, bei dem von einem Hinterhalt die Rede ist, der vorher schon von Agesilaos gelegt war, für ein „Rückzugsgefecht". Zu dieser Annahme ist J. überhaupt nur deshalb gekommen, weil nach ihm Agesilaos „offenbar" die Absicht gehabt haben soll, durch die obere Kaystrosebene nach Ephesos zu marschieren. Davon sagt aber weder Xenophon noch Diodor etwas, ersterer spricht nur von seiner Absicht, in die Gegend von Sardes einen Einfall zu unternehmen; es ist also ebenso gut möglich, dass Agesilaos durch das Erscheinen des Tissaphernes nur an einem Angriff auf Sardes selbst gehindert worden ist und jenen Marsch um den Tmolos herum, der ihm einen Kampf gegen Tissaphernes gebracht hätte, überhaupt nicht gewollt hat. Es sind also nur ein paar Einzelheiten, die wir in diesem Falle aus Diodor kennen lernen.

Bedenken ähnlicher Art sind mir noch an anderen Stellen aufgestiegen, sie sind in der Vieldeutigkeit der überlieferten Nachrichten begründet und thun dem Werte der Arbeit J.s keinen Eintrag. Ich bemerke schließlich, dass das Buch eine Anzahl von Einzelfragen theils in der Form von Excursen, theils in besonderen Abschnitten (die spartanischen Nauarchen, die Abfassungszeit des Panegyrikos des Isokrates, die Chronologie der 28., 29. und 30. Dynastie des Manetho, die Regierungszeit des Agesilaos, die Zeit der Rede des Demosthenes über die Freiheit der Rhodier, die verschiedenen Perser des Namens Orontes, die Chronologie der karischen Dynasten im 4. Jahrhundert und zwei Inschriften des Maussollos) eingehend und umsichtig erörtert. Seine Brauchbarkeit wird durch die Zeittafeln am Schluss und durch ein ausführliches Register sehr wesentlich erhöht.

Graz. Adolf Bauer.

Literatur-Repertorien zur Landeskunde von Österreich.

Schlossar Anton, Bibliotheca historico-geographica Stiriaca. Die Literatur der Steiermark in historischer, geographischer und ethnographischer Beziehung. Ein Beitrag zur österreichischen Bibliographie. Graz 1886. 8°, 171 SS.

Commenda Hans, Materialien zur landeskundlichen Bibliographie Oberösterreichs. (Separatabdruck aus dem XLIII.—IL. Jahresberichte des Museums Francisco-Carolinum.) Linz 1891. 8°, 790 SS.

Polek Johann, Repertorium der landeskundlichen Literatur der Bukowina. Czernowitz 1892. 8°, 41 SS.

Infolge des großen Aufschwunges der Wissenschaften, der volkswirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse und anderer

Einflüsse hat die Literatur seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts und insbesondere seit der Mitte unseres Jahrhunderts solche Dimensionen angenommen, dass Gelehrte und Schriftsteller kaum mehr imstande sind, die Literatur ihres engeren Faches geschweige der verwandten Fächer vollkommen zu beherrschen. Es steigert sich daher immer mehr das Bedürfnis von Literatur-Repertorien und hat sich überhaupt die bibliographische Literatur so entwickelt, dass sie selbst bereits eine nicht unansehnliche Bibliothek bildet. Großartige Leistungen sind in dieser Hinsicht der von der französischen Regierung durch die Nationalbibliothek in Paris herausgegebene Catalogue de l'histoire de France, Paris 1855/79, 4°, 11 Bände, der Index-Catalogue of the Library of the Surgeon-Generale-Office United States Army, Washington 1880 ff. und andere derartige musterhafte Werke.

Auf dem großen Gebiete der Literatur der Länderkunde hat sich besonders in Deutschland seit zehn Jahren ein reger Eifer gezeigt, über die einzelnen Territorien des Deutschen Reiches Literatur-Repertorien herzustellen. Wenn auch diese immerhin einigen Wert haben, so muss doch über dieselben das Urtheil gefällt werden, dass ihnen wesentliche Mängel anhaften, dass die Redaction derselben fast aller Einheit entbehrt, so dass die Gesammtheit derselben in der Form wenigstens, wie sie in der ersten Zeit erschienen sind, kaum ein gutes, verlässliches und übersichtliches Handbuch für das ganze Deutschland bilden werde. Ein abfälliges Urtheil darüber ist von Ermann seinerzeit in den „Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde“, Berlin, Bd. XII, 1885, S. 96 ff. gefällt worden.

Die Herstellung eines Literatur-Repertoriums zur Landeskunde von Österreich hat große Schwierigkeiten zu überwinden. Um von dem Umfange eines solchen Werkes sich eine annähernde Vorstellung zu machen, ist es nothwendig, zunächst in Betracht zu ziehen, dass es aus zwei Haupttheilen bestehen muss, *a*) einem allgemeinen auf die ganze österreichische Reichshälfte bezüglichen Theil, welcher die allgemeine Literatur, die Literatur der Bodenbeschaffenheit, der Gewässer, des Klimas, der Bevölkerungsverhältnisse, der materiellen und der geistigen Cultur usw. vorführt, und *b*) einem besonderen Theil, welcher die specielle, auf die einzelnen Königreiche und Länder bezügliche Literatur enthält. Der Inhalt eines solchen Literaturwerkes wird nicht bloß die selbständigen im Drucke erschienenen Bücher, Karten, Pläne und Ansichten, sondern auch die unselbständigen d. i. in Sammel- und periodischen Werken enthaltenen Abhandlungen und Mittheilungen umfassen müssen, und nicht bloß aus den geographischen, sondern auch aus den encyklopädischen, religions-, kunst-, sprachwissenschaftlichen, den historischen, naturwissenschaftlichen, ökonomischen und montanistischen Literaturfächern, selbst auch aus den pädagogischen, den rechts- und staatswissenschaftlichen, sowie den medicinischen und militär-

wissenschaftlichen zu entnehmen sein. Wenn man erwägt, wie groß die periodische Literatur ist und dass auch die politischen Zeitschriften, welche viele wertvolle Aufsätze enthalten, nicht gut umgangen werden können, wenn man noch in Betracht zieht, dass diese Literatur nicht bloß der deutschen Sprache, sondern auch der čechischen, polnischen, ruthenischen, rumänischen, slovenischen, kroatischen, italienischen und theilweise auch der ungarischen angehört, so erhellt, dass diese Arbeit von einem außerordentlichen Umfange ist.

Die Schwierigkeit der Sammlung dieses Literaturmateriales vergrößert sich noch durch den Umstand, dass dasselbe in allen Kronländern, in der Hofbibliothek, in den Universitäts- und Studienbibliotheken, den Landesbibliotheken, den Bibliotheken der Landesmuseen und der einzelnen Vereine für Landeskunde zerstreut ist und sich nicht in einer Centralbibliothek vereinigt vorfindet.

Auch die Sichtung und Ordnung des gesammelten Materiales, welches vielleicht, je nachdem der Begriff Landeskunde aufgefasst und das Werk angelegt wird, über hunderttausend Literaturangaben umfassen wird und theils systematisch, theils chronologisch, theils alphabetisch geordnet werden muss, ist eine höchst zeitraubende Arbeit. Es ist sonach ersichtlich, dass ein solches Literaturwerk, wenn es gründlich und zweckentsprechend angelegt werden soll, für Einen Mann, vorausgesetzt, dass dieser auch die erforderlichen Sprachkenntnisse besitzt, eine wahre Lebensaufgabe bilden würde, da derselbe zunächst die Hof- und die Universitätsbibliothek in Wien und dann der Reihe nach alle anderen Universitäts- und Studien-, Landes- und Musealbibibliotheken der einzelnen Kronländer fast Buch für Buch durchsehen und hierauf noch das gewonnene Material zweckentsprechend zusammenstellen müsste.

Auf Anregung des Centralausschusses für wissenschaftliche Landeskunde Deutschlands sind bereits über drei Kronländer Österreichs und zwar über Steiermark, Oberösterreich und die Bukowina die drei eingangs erwähnten Literatur-Repertorien von Schlossar, Commenda und Polek erschienen. Der Erst- und der Letztgenannte sind Berufsbibliographen und an der Hauptbibliothek des Landes, welches sie bearbeiteten, angestellt. Commenda befindet sich in Linz, es waren daher jedem von ihnen die Hauptbücherschätze seines Landes zugänglich.

Schlossar beabsichtigte nicht, wie schon der Titel seines Buches Bibliotheca historico-geographica stiriaca andeutet, die vollständige, auf Steiermark bezügliche Literatur herauszugeben, und beschränkte sich auf das historisch-geographische und ethnographische Gebiet. Er gliedert seinen Stoff in fünf Hauptabschnitte, wovon der erste die Geschichte mit den Unterabtheilungen: Allgemeine Geschichte, Geschichte einzelner Landestheile, Biographisches, Archäologisches, Epigraphisches, Cultur- und Sittengeschichte, Militärwesen, Rechtsgeschichtliches, Geschichte des religiösen Lebens,

Geschichte des Handels, der Industrie und Gewerbe, Bergbau, Sanitätswesen, Kunstgeschichte, Unterrichtswesen, Geschichte der Wissenschaft und Literatur behandelt. Der zweite Hauptabschnitt Geographie enthält die Literatur der Landesbeschreibung, der Karten, Reisebeschreibungen, der Statistik und der Höhe der Berge im allgemeinen, und der dritte, Volkskunde, Ethnographisches überhaupt, dann den Volksdialect, die Sitten und das Volkslied. Der vierte Hauptabschnitt umfasst ein Literaturverzeichnis der alphabetisch geordneten Ortschaften, Schlösser, Kirchen, Klöster, Berge, Thäler, Gewässer und Gegenden. An diese vier Abschnitte schließt sich eine Zusammenstellung der auf Graz bezüglichen Literatur. Das Buch enthält ein Verzeichnis der in demselben am häufigsten citierten Zeitschriften und Sammelwerke, ein Namen- und Sachregister und umfasst im ganzen 3697 Literaturangaben mit einigen Nachträgen.

Sehr reichhaltig, der Vollständigkeit sich nähernd und ins Detail gegliedert ist die Arbeit Commendas. Sie zerfällt in nicht weniger als sechsundzwanzig Hauptabschnitte, und zwar I. Kartenwesen, II. Panoramen, III. Allgemeine landeskundliche Werke, IV. Oro-Hydrographie, V. Meteorologie und Phänologie, VI. Geologie und Paläontologie, VII. Mineralogie und Petrographie, VIII. Botanik, IX. Zoologie, X. Touristik und Reisebeschreibung. XI. Geographisch-Statistisches, Topographie, XII. Sammelwerke, Geschichtsquellen, Urkundenverzeichnisse, XIII. Geschichte des Alterthums, XIV. Geschichte des Mittelalters, XV. Geschichte der Neuzeit, XVI. Ortsgeschichte, XVII. Familiengeschichte, Genealogie, XVIII. Geschichte des religiösen Wesens, Ordensgeschichte, XIX. Biographien, XX. Militärisches und Politik. XXI. Staatswissenschaftliches, XXII. Geschichte der Wissenschaft und Volksthum, XXIII. Literatur- und Sprachgeschichte, XXIV. Geschichte der Bau- und bildenden Kunst, Münzen- und Siegelkunde, XXV. Gewerbe, Handel, Verkehr, XXVI. Urproduction. Jeder dieser Hauptabschnitte zerfällt wieder in mehr oder weniger zahlreiche Unterabtheilungen. Zu dieser reichen Sammlung, welche mit den Nachträgen, Ergänzungen und Berichtigungen circa 10.000 Literaturangaben umfasst und auch handschriftliches Material enthält, haben außer Commenda auch viele andere Literaturfreunde ihre Beiträge geliefert. Die Benützung des Buches wird durch ein sehr gutes und sorgfältig angelegtes Orts- und Autorenregister erleichtert.

Nicht minder gut, möglichst vollständig gesammelt und sorgfältig geordnet ist Poleks Repertorium der landeskundlichen Literatur der Bukowina. Es gliedert sich in drei Hauptabschnitte, und zwar *A.* Natur (Reliefverhältnisse, Mineralogie, Geologie, Bergbau, Mineralquellen, Gewässer, Klima, Pflanzenwelt, Thierwelt, Allgemeines), *B.* Bewohner (Archäologie, Epigraphik, Numismatik, Geschichte, Völkerschaften mit ihren Sitten und Gebräuchen, geistige Cultur, wirtschaftliche Cultur, Bevölkerungsstatistik und Gesund-

heitsverhältnisse, Allgemeines), *C.* Allgemeine Landeskunde (Reisebeschreibungen und Touristik, allgemeine Landes- und Ortsbeschreibung). Das Büchlein enthält ein Verzeichnis der Abkürzungen für die häufisten Citate und ein kurzes Autorenverzeichnis. Wenn auch dieses Repertorium bloß 774 Literaturangaben enthält, so ist mit Rücksicht auf die kleine Arealausdehnung und den geringen Umfang der Literatur der Bukowina diese Sammlung doch eine sehr reichhaltige.

Diese drei Literatur-Repertorien sind das Ergebnis jahrelangen Fleißes und großer Ausdauer, mit welcher ganze Bibliotheken und zahlreiche Zeitschriften und Sammelwerke durchgearbeitet wurden, und es gebürt den Autoren für ihre Mühe und Aufopferung, womit sie sich dieser meistens nicht gehörig gewürdigten Arbeit unterzogen haben, der Dank des wissenschaftlichen und schriftstellerischen Publicums, welchem sie einen großen Dienst geleistet haben.

Nachdem wir jede dieser drei Schriften einzeln betrachtet und ihren Einzelwert gewürdigt haben, müssen wir dieselben in ihrer gegenseitigen Beziehung und als eventuelle Theile eines großen landeskundlichen Literatur-Repertoriums über Gesammt-Österreich in Betracht ziehen.

Wenn wir sie zunächst untereinander vergleichen, so fällt zuerst auf, dass sie nicht gleich vollständig sind. Die möglichste Vollständigkeit haben Commenda und Polek angestrebt, während Schlossar mehr oder weniger die naturwissenschaftliche, die landwirtschaftliche und andere Literaturen nicht aufgenommen hat. Ferner ist die Eintheilung des Stoffes in allen drei Repertorien verschieden. Jeder der Verfasser hat seiner Arbeit ein anderes Eintheilungssystem zugrunde gelegt. Auch die Begriffe der einzelnen Literaturgebiete werden verschieden aufgefasst. Die Landesgeschichte z. B. behandelt Commenda selbständig und als politische Geschichte, Polek bezieht sie in das Capitel „Bewohner" ein, Schlossar stellt sie wieder selbständig, aber in erweitertem Umfange und in Verbindung mit Cultur-, Sitten-, Handels-, Kunstgeschichte usw. Das Militärwesen befindet sich bei Schlossar im Abschnitte „Geschichte", bei Commenda in einem besonderen Capitel „Militärisches und Politik". Das Sanitätswesen ist von Schlossar in der Geschichte, von Polek in dem Abschnitte „Bewohner" und von Commenda im Capitel „Staatswissenschaften" aufgenommen. Auch in Bezug auf den Umfang des Stoffes herrscht Ungleichheit, Commenda bringt auch handschriftliches Material, die anderen nicht. Alle drei haben ohne Rücksichtnahme aufeinander und jeder nach seinem eigenen Plane gearbeitet.

Wenn auf diese Weise die übrigen Kronländer unabhängig voneinander und ohne gegenseitige Berücksichtigung bearbeitet werden, so werden diese Repertorien in vieler Hinsicht, sowohl in der Anlage, in ihrem Umfange und Inhalte, als auch in ihrem

Werte voneinander sehr abweichen, wozu noch kommt, dass jeder Autor die Durchsicht der allgemeinen Werke vornehmen muss, so dass also dieselben Werke und zwar gerade ein großer Theil der periodischen Literatur von jedem für sein Kronland durchzugehen ist, wozu noch in Betracht zu ziehen und zu befürchten ist, dass viele Werke der periodischen Literatur nicht allen bekannt sind und daher von manchen nicht excerpiert werden. Und wenn nun auch alle Kronländer auf diese Weise von Einzelnen bearbeitet sind, so wird noch immer der große allgemeine Theil, welcher nicht unbearbeitet bleiben kann, übrig bleiben. Es gibt nämlich eine große Literatur, welche sich auf den ganzen österreichischen Staat oder mehr oder weniger auf die Gesammtheit der einzelnen Kronländer bezieht, so z. B. die allgemeinen landeskundlichen Werke über Österreich, über die Flora, Fauna, Geologie, Bodenplastik, Gewässer, Klima, Bevölkerung, die materielle und geistige Cultur usw. des Staates, welche von solcher Bedeutung sind, dass sie auch bei Forschungen und Studien auf speciellen Gebieten der einzelnen Kronländer nicht umgangen werden können. Diese Werke, wie z. B. Hauers Geologie und ihre Anwendung auf die Kenntnis der Bodenbeschaffenheit der österr.-ungar. Monarchie, die Jahrbücher der Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus, Czoernigs Ethnographie der österreichischen Monarchie, die von Lorenz herausgegebenen Bodenculturverhältnisse des österreichischen Staates, Zepharovichs Mineralogisches Lexikon für das Kaiserthum Österreich, das Eisenbahn-Jahrbuch der österr.-ungar. Monarchie und tausend andere derartige Werke, welche ebenso das ganze Reich wie die einzelnen Kronländer umfassen, haben ihren Standort nicht in den Repertorien der einzelnen Kronländer, und sie in allen diesen anzuführen, wäre eine vierzehnfache Arbeit und eine Verschwendung von Zeit, Raum und Geld. Es wäre überhaupt besser, wenn dieser allgemeine Theil zuerst zusammengestellt würde, damit die Bearbeiter der Einzelterritorien nicht versucht werden, was bisher theilweise schon geschehen ist, in ihren Partien die Literatur, welche dem allgemeinen Theil angehört, aufzunehmen.

Wenn diese Einzelrepertorien nicht bloß Literatur-Repertorien für die einzelnen Kronländer sein, sondern auch brauchbare Theile eines Literatur-Repertoriums über Gesammt-Österreich bilden sollen, so wird es wohl nothwendig sein, dass die einzelnen Länder in Zukunft möglichst vollständig und gleichförmig bearbeitet werden und insbesondere auch der allgemeine Theil mit der auf Gesammt-Österreich bezüglichen Literatur hergestellt werde, ohne welchen die Brauchbarkeit der Literatur-Repertorien der einzelnen Länder immer eine beschränkte bleiben würde.

Wien. Dr. Ferd. Grassauer.

Die Elemente der analytischen Geometrie des Raumes. Zum Gebrauche an höheren Lehranstalten, technischen Hochschulen, sowie zum Selbstudium dargestellt und mit zahlreichen Übungsbeispielen versehen von Dr. F. Rudio, Prof. am Polytechnikum in Zürich. Mit 12 in den Text gedruckten Figuren. Leipzig, Teubner 1891.

Die Grundsätze, welche der Verf. bei der Bearbeitung des vorliegenden Buches vor Augen hatte, sind dieselben wie jene, auf welche die von demselben Autor verfassten „Elemente der analytischen Geometrie der Ebene" gegründet sind: strenge Wissenschaftlichkeit in Verbindung mit Gründlichkeit der Darstellung bei enger Umgrenzung und doch ziemlicher Vollständigkeit des Gebotenen wurde angestrebt. Es ist ein gewisser Parallelismus der Partien der analytischen Geometrie des Raumes und jener der Ebene angebahnt und sind die in letzterer durchgeführten Untersuchungen auf die Raumprobleme ausgedehnt. Vorzüglich ist es die Klarlegung des Begriffes des Richtungsunterschiedes, der sowohl bezüglich der beiden Richtungen einer Geraden als auch in Bezug auf die beiden Seiten einer Ebene in Betracht gezogen werden muss, welcher der Verf. sein Augenmerk schenkte.

Im ersten Capitel finden wir eine sachgemäße Darstellung der Fundamentalsätze der Projectionslehre und deren Anwendung auf die Projection von Geraden und räumlichen Polygonen auf eine Gerade, auf jene eines Dreieckes auf eine Ebene. In den beigeschlossenen, sehr beachtenswerten Beispielen finden wir eine innige Verschmelzung der Ebenen- und Raumprobleme angebahnt. So wird in Aufgabe 11 gefordert, dass die Theorie der conjugierten Diameter einer Ellipse aus dem Satze abgeleitet werden soll, dass der Schnitt eines geraden Kreiscylinders mit einer Ebene eine Ellipse ist.

Im zweiten Capitel sind die Raumelemente auf ein Coordinatensystem bezogen, die Coordinatentransformation ausgeführt und die fundamentalen Sätze über Strecken und Winkel im Raume dargestellt. Unter anderem werden die Bestimmungen des Inhaltes eines Dreieckes und des Volumens eines Tetraeders aus den Eckpunkten dieser Gebilde vorgenommen und gezeigt, wie mittels des letztgenannten Problemes die Grundformen der sphärischen Trigonometrie abgeleitet werden können.

Das dritte Capitel handelt von der Ebene und deren Gleichungen; von Interesse sind die Untersuchungen der Bedingung, unter welcher drei Ebenen sich in einer und derselben Geraden schneiden (Gleichung des Ebenenbüschels), und jener, unter welcher vier Ebenen sich in demselben Punkte schneiden. Die Theoreme von den Winkelhalbierenden zweier Ebenen sind auf die dreiseitige körperliche Ecke, auf das sphärische Dreieck und auf das Tetraeder angewendet, und gerade diese Verbindung der Stereometrie mit der analytischen Geometrie des Raumes muss als sehr instructiv bezeichnet werden.

Im vierten Capitel sind in analoger Weise die Gleichungen der Geraden im Raume und die analytischen Bedingungen für die verschiedenen Lagen mehrerer Geraden zueinander und zu einer Ebene betrachtet. In diesem Abschnitte ist auch der kürzeste Abstand zweier windschiefen Geraden berechnet.

Das fünfte Capitel handelt von der Kugel, und hier tritt der Parallelismus besonders mit den analogen Theoremen der analytischen Geometrie des Kreises an vielen Stellen hervor. Betrachtet werden die Tangenten und der Tangentenkegel um eine Kugel, der Pol und die Polarebene in Bezug auf eine Kugel wird ebenso eingeführt, wie dies in Betreff des Poles und der Polare eines Kreises zu geschehen pflegt, und die Theorie der reciproken Polare dargestellt. Im weiteren Verlaufe dieses Abschnittes ist die Potenz eines Punktes in Bezug auf eine Kugel (Problem der Potenzebene, des Potenzpunktes von vier Kugeln) behandelt.

Im sechsten Capitel finden wir allgemeine Bemerkungen über die analytische Darstellung der Raumgebilde (räumliche Curven und Darstellung der Gleichungen derselben unter anderen mittels eines variablen Parameters) und eine kurze Übersicht über einige besonders wichtige Flächen und Curven. Bemerkenswert erscheint die Ableitung des dreiachsigen Ellipsoides aus der Kugel mittels eines einfachen geometrischen Übertragungsprincipes. Die Eigenschaften des Ellipsoides, der Pol und die Polarebene und die conjugierten Durchmesser desselben sind deduciert; ferner ist die Gleichung des Ellipsoides, bezogen auf drei conjugierte Durchmesser als schiefwinklige Coordinatenachsen abgeleitet, um wichtige Eigenschaften dieser Fläche kennen zu lernen. — Die Transformationsmethode, durch welche der Übergang von der Kugel zum dreiachsigen Ellipsoid veranstaltet wird, ist vom Verf. verwendet, um das Volumen des Ellipsoïdes in einfacher und eleganter Weise zu finden. Im weiteren sehen wir die Aufstellung der allgemeinen Gleichung der Rotationsflächen und speciell jener des 2. Grades; sodann ist die Cubatur des Rotationsparaboloides vorgenommen und die Simpson'sche Formel aufgestellt, welche sich für die Cubatur von Rotationskörpern eignet.

In dem vorliegenden Buche sind die durchgeführten Methoden meist originell und scharfsinnig, die Untersuchungen in klarer Weise dargelegt, so dass der Ref. in der Lage ist, das Buch als besonders für das Selbstudium geeignet bestens empfehlen zu können.

Troppau. J. G. Wallentin.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Volksschulen, höhere Schulen und Universitäten. Wie sie heutzutage eingerichtet sein sollten, dargelegt von Dr. Julius Baumann, ord. Prof. der Philosophie und Pädagogik an der Univ. Göttingen. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1893. VIII u. 144 SS.

Es ist eine sehr bemerkenswerte, den originellen Denker verrathende Erscheinung auf dem Gebiete der Pädagogik, die wir hiemit zur Sprache bringen. Baumann sucht die Frage zu beantworten, wie Volksschulen, höhere Schulen (Mittelschulen würden wir sagen) und Universitäten eingerichtet sein sollten, um demjenigen gerecht zu werden, welches als die charakteristische Eigenthümlichkeit der der modernen Civilisation eigenthümlichen Bestrebungen gelten müsse.

Als solche Bestrebungen gibt er vier an: 1. immer mehr Mittel der Kraft und des Wohlstandes zu beschaffen, der Erfolg welches Bestrebens mit der modernen Naturwissenschaft und der darauf begründeten Technik zusammenhänge, 2. die Mittel der Kraft und des Wohlseins in immer gleichmäßigerer Weise über alle Angehörigen der Gesellschaft zu verbreiten, 3. die der thätigen Antheilnahme jedes Einzelnen an Staat und Gesellschaft, auf Mitregieren und nicht bloß von anderen geleitet werden, und 4. die auf möglichst viel individuelle Freiheit in Religion, Wissenschaft, Kunst und sonstiger Ausgestaltung des Lebens innerhalb der allgemeinen, für alle zur Aufrechterhaltung der Ordnung geltenden Gesetze. „Wenn dieses das Eigenthümliche unserer modernen Welt ist, so entsteht die Frage: wie sollen wir die Jugend erziehen, damit sie einst in diese Welt treten könne und früh die Empfindung bekomme von dieser Eigenthümlichkeit?“

Von diesen Gesichtspunkten ausgehend, fordert B. für die Volksschule als Unterrichtsgegenstände außer Lesen, Schreiben, Rechnen und womöglich Zeichnen noch elementare Kenntnisse aus den Naturwissenschaften nach Vorschrift der von englischen Gelehrten verfassten „Elementarbücher der Naturwissenschaft“, elementare Physiologie als Grundlage der Hygiene, Handfertigkeitsunterricht, deutsche Sprache zu dem Zwecke, Briefe schreiben, Gesehenes und Erlebtes beschreiben und Rechnungen

aufstellen zu können, Geographie der Heimatsprovinz und des weiteren Vaterlandes, etwas, besonders Vaterlandsgeschichte, gewisse elementare nationalökonomische, rechtliche und politische Kenntnisse, die lauter solche Dinge betreffen, mit denen jeder in Berührung zu kommen pflegt, wie das Geld, die einfachsten Rechtsgeschäfte, die Gemeinde- und Staatsverfassung. Ferner soll der Schüler auch bereits einen Begriff erhalten von der Bedeutung der Naturkraft zur Hervorbringung gewünschter Wirkungen, von der allgemeinen Gesetzlichkeit der Natur, von der Constanz der Materie und der Verwandlung der Kraft ineinander. Eine sehr ausführliche Betrachtung widmet B. sodann der Frage, wie es mit dem Religionsunterrichte auf der Volksschule zu halten sei, und er beantwortet dieselbe im wesentlichen dahin, dass durch den Lehrer nur Kenntnis der Religionen, der eigenen wie der fremden, und ferner Morallehre mitgetheilt werden soll, der eigentliche Religionsunterricht aber durch den Geistlichen der betreffenden Confession, wobei zugleich ein Zwang zur Theilnahme am Religionsunterrichte nicht stattfinden darf. »Religion kann nur jemand lehren, von dem man überzeugt ist, dass er freiwillig diesen Platz einnimmt, ohne irgend äußeren Zwang. Das kann man von den Dienern der Kirche stets annehmen; es wird niemand Geistlicher, wenn er nicht die Religion im weiten Sinne des Wortes gläubig aufnimmt. Von dem Lehrer, der zunächst einen ganz anderen Beruf hat, kann nicht verlangt werden, dass er zugleich auch eine solche Stellung zum religiösen Glauben einnimmt, wie man es von einem Geistlichen voraussetzen kann.« Nachdem B. diesen Betrachtungen über die Volksschule noch eine kurze Auseinandersetzung über die Fortbildungsschule als Ergänzung jener und theoretische Unterstützung des Berufes hinzugefügt hat, geht er weiter zu den »höheren Schulen«.

Hier ist es nun aber offenbar B. darum zu thun, Reformvorschläge für den sprachlichen Unterricht zu geben, da seine Erörterungen fast ausschließlich den letzteren betreffen. Unter ihnen hebe ich als originelle Gedanken besonders die folgenden hervor:

1. Deutsche Sprache: »Bei den Stilübungen der Knaben müsste man sich wesentlich auf Erzählungen beschränken, auch so dass, wenn sie nicht immer Selbsterlebtes erzählen wollen, sie Erfundenes erzählen dürfen und dann etwa noch Pläne machen, denn da das im Leben des Mannes eine sehr große Rolle spielt, Entwürfe aufzustellen und sich auszudenken, wie er das und das wohl anfangen könne, so liegt da etwas vor, wofür die Jugend leicht zu interessieren ist und worin sie eine gewisse stilistische Übung haben muss. Die gewöhnlichen Aufsätze auf Gymnasien und anderen höheren Schulen sind ganz überwiegend verkehrt, die könnten Leute machen, die zehn Jahre älter sind, so bereiten sie gewöhnlich bloß eine unendliche Mühe, und das, was herauskommt, ist doch nur zusammengelesen und unter Leitung des Lehrers zusammengebracht.« — »Dieser ganze Unterricht muss bezogen werden als auf seinen Mittelpunkt auf unsere classische Literatur. Diese ist in strengem Sinne zu fassen, dass sie etwa von 1750 bis in das erste Drittel des 19. Jahrhunderts gerechnet wird. Dabei darf auf den höheren Schulen

nicht die Liebhaberei unserer gelehrten Kreise aufgedrungen werden, Goethe als den eigentlichen einzigen Classiker zu behandeln.« Das Mittelalterliche darf nur kurz historisch vorkommen als ein Theil der Geschichte, es können auch einzelne Proben gegeben werden in der mittelalterlichen Form, selbst Proben des Gothischen, aber das eigentliche Studium der mittelalterlichen Literatur gehört auf die Universität.

2. Fremde moderne Sprachen. Es sollen Englisch und Französisch Unterrichtsgegenstände sein; das Englische »schon aus praktischen Gründen als eine Art Weltsprache«, weshalb es auch dem Französischen vorangehen müsste. »Dann tritt das Sprachlich-Humanistische dazu, die Literatur. Diese ist wegen der englischen Volksart für uns überaus lehrreich. Der englischen Art ist eigenthümlich eine Befähigung für praktische Gestaltung der politischen und socialen Verhältnisse mit möglichster Freiheit der Individuen und womöglich durch freie Verbindung derselben. So sympathisch das uns ist, so sehr fehlt es uns zum Theil. Dazu kommt der common sense, dass man sich nicht nach allgemeinen Theorien richtet, sondern immer das ausführt, was nach den gegebenen Verhältnissen jetzt gerade dringend und erreichbar ist.« Gelesen sollen werden in der Schule Proben aus Shakespeare, Milton, Bunyan, »dem größten Allegoriker der Welt«, Lord Chatam, Goldsmith und Macaulay; auf andere Schriftsteller soll hingewiesen werden. Das Französische, »das früher eine Art von Weltsprache war, mindestens unter den Gebildeten und das von daher noch vielfach in derselben Weise fortgeführt wird, kann ein Interesse haben als formal-sprachliches Bildungsmittel und als formal-humanistisches. Im Formal-sprachlichen ist die Haupteigenthümlichkeit der Franzosen das, was sie die clarté française nennen.« Dieser Zug ist sehr alt und hat sich durchgesetzt: »Wenn wir einen Band der »Revue des deux mondes« in die Hand nehmen, so sehen wir staunend, was da für eine Übereinstimmung im Stil herrscht; trotzdem auch Eigenthümlichkeiten, Abweichungen voneinander vorkommen, so ist doch eine große Gemeinsamkeit vorhanden, die vor allem in der Klarheit und Reinheit des Stils besteht.« Von Werken derselben sind solche zu lesen, in denen nach ihnen selber ihre Haupteigenthümlichkeiten zum Vorschein kommen, und das sind solche von Corneille (Cid und Cinna) und Racine (Britannicus, Phädra und Athalie), Lafontaines Fabeln, Molière (Misanthrop, Avare und Tartüffe), Montesquieu (lettres persanes), Voltaire (Charles XII.) und Rousseau (Stellen aus Emile).

3. Griechisch und Lateinisch. Hier beantwortet B. zunächst weitläufig die Frage: »Hat Griechisch und Lateinisch etwas an sich, was die neuere Civilisation gar nicht geben kann und das bei der höheren Bildung doch nicht fehlen darf?« Und seine Antwort gipfelt in dem Satze: »Durch die Wiederbelebung des Alterthums in der Renaissance ist der Zug in die westeuropäische Menschheit gekommen, die Weltwirklichkeit selbst zu idealisieren d. h. stetig zu verbessern, Christliches und Hellenisches zu verschmelzen und weiterzugestalten in einer eigenthümlichen modernen Entwicklung. Es ist daher überaus wichtig, dass der Geist Homers, der Tragiker, der großen Historiker und Redner der Griechen

erhalten bleibe zusammen mit dem Besten, was die Römer ihrerseits oder unter griechischer Anregung gegeben haben.« Sodann erhebt er aber die weitere Frage, »wie Griechisch und Lateinisch erhalten bleiben könne neben dem unerlässlichen mathematisch-naturwissenschaftlichen und einem technischen und volkswirtschaftlichen Unterrichte, der die Mittel an die Hand gibt zur Erhaltung und Weiterbildung der Gesellschaft, der innerhalb des Rechtes freien Vereinigungen und der Staaten?« Und er erwidert hierauf, dass dieses sehr wohl möglich sei, »aber freilich müsste man Griechisch und Latein einschränken auf das, was im Original noch immer einen größeren Eindruck macht, als auch in der besten Übersetzung. Das praktische Sprechen muss ganz wegfallen; man kann sich griechisch und lateinisch über die alte Welt in der Weise der Alten unterhalten, aber nicht das damit leisten, was man jetzt unterhalten nennt, sich über gegenwärtige Eindrücke nach gegenwärtigen Empfindungen äußern. Dagegen müsste durchaus bleiben der formal-sprachliche Unterricht, der hatte unzweifelhaft das Bildende, dass er logisch-ästhetisch schulte wegen der besonderen Art der griechischen und lateinischen Sprache; es steckte in diesem sprachlichen Betriebe nicht bloß das grammatische Element, sondern auch ein didaktisches und rhetorisches. Dazu müsste der formal-humanistische Betrieb treten, also was man gemeinhin Lectüre nennt. Jeder von diesen beiden Betrieben müsste Selbstzweck sein und doch einer dem anderen dienen.« Zur Lectüre wäre Folgendes auszuwählen: »Im Griechischen käme zuerst ein Buch, wie das frühere von Jacobs war, zur Einübung der Formenlehre, und dann folgt bald ein Buch, welches das Beste enthielte von Erzählung und Rede aus Anabasis und Hellenika.« Herodot würde nur in Proben gegeben, wie er sich griechisch ausnimmt; die Perserkriege müssten doch nach ihm erzählt werden. »Aus Thukydides ist aufzunehmen die wachsende Macht Athens, die Pest, die Leichenrede des Perikles, die Ereignisse in Pylos und auf Sphakteria, die sicilische Expedition. Von Demosthenes die beste der olynthischen und die beste der philippischen Reden, Stücke aus der Rede über den Kranz. Auch Theile aus Aristoteles' *πολιτεία Ἀθηναίων*, wenn erst ihr Wert ganz sichergestellt ist. Aus der Odyssee die schönsten Gesänge, die drei Bücher der Irrfahrten, Nestor und Menelaos, Nausikaa; das übrige kann ganz gut deutsch gelesen werden; aus der Ilias alle Verse, welche bei den Alten als Lebensregeln vorkamen, dann die schönsten Partien, das 1. Buch, der Anfang des 2., Glaukos und Diomedes, Hektors Abschied von Andromache, die Gesandtschaft an Achilles, der Schild desselben; das übrige kann deutsch erzählt werden. Aus Hesiod die vier Weltalter, Sprüche aus Werken und Tagen; aus der lyrischen Poesie die Oden der Sappho, ein Paar Skolien, eine Auswahl aus Theognis. Von Sophokles Antigone, Philoktet und Aias, die anderen mögen deutsch vorgelesen werden. Stellen aus Plato: 1. Die Hauptgründe der Ideenlehre und die Schilderung der Ideenwelt; es hat das für die jugendliche Phantasie etwas überaus Anregendes; Plato hat eine Kraft, das höhere Geistige zu wecken, wie sie in der Neuzeit nur Fichte besaß; 2. aus der Sittenlehre die Kardinaltugenden und die Fragestellung: gibt es wirklich Gerechtigkeit (Ring des

Gyges) oder ist alles bloß äußere Rücksicht. Aus Polybius die Abschnitte über Art und Charakter der Verfassung der Römer, es ist das Beste, was wir überhaupt über dieselben besitzen. Plutarchs Lebensbeschreibungen sind zu lesen, aber deutsch. — Was das Latein angeht, so muss das erste Lesebuch nur Römisches enthalten und dann eine Chrestomathie in zwei Bändchen folgen, enthaltend eine Auswahl des Besten aus Cäsars bellum gallicum, aus Livius eine Auswahl des Römischsten, Proben aus Sallust, aus Tacitus' Annalen die Erzählung über Tiberius und Nero und Stücke der Germania. Aus Ciceros Reden müssten die schönsten Stellen ausgesucht werden; aus den Briefen eine größere Auswahl; sie sind Meisterstücke solcher Darstellungen, von denen die neuere Literatur meist einräumt, dass sie ihnen nicht ganz Ebenbürtiges an die Seite zu stellen habe. Aus Ovids Metamorphosen die schönsten und aus sich selbst verständlichsten, er hat eine malerische Phantasie und es ist nicht zufällig, dass die italienischen Meister der Renaissance so überaus viele Stoffe aus ihm genommen haben. Von Vergil Buch 2, 4, 6 der Äneide. Aus Horaz' Oden eine Auswahl, aus den Episteln und Satiren einzelne Sentenzen und kleine in sich abgerundete Abschnitte; aus Plautus und Terenz einzelne Scenen, die sehr lebendig sind und in Übersetzung kaum ganz erreichbar. Den Schluss müssten bilden, der originellen Größe der Römer entsprechend, noch heute wichtige Begriffe des römischen Rechtes aus Gaius, aus den Institutionen und Pandekten. — „Wie kann dieser griechische und lateinische Unterricht aber näher eingerichtet werden? Da bin ich schlechterdings der Ansicht, dass man mit Latein und Griechisch erst anfangen soll von Untertertia an. Mein Vorschlag würde sein, das Griechische sofort in Untertertia zu beginnen, das Latein in Untersecunda hinzuzufügen, indem man Griechisch und Latein auf das einschränkte, was vorhin dargelegt worden ist; im Latein ergibt sich ein Weniger gegen bisher, im Griechischen vielleicht in der Lectüre ein Mehr.“

Es erübrigen B.s Vorschläge für die Universitäten: „Das Erste bei einer Universität ist in Zukunft, dass große Plätze für Turnen und körperliche Spiele vorhanden sind, den ganzen Tag geöffnet. Fechten und Tanzen wird allgemein gelehrt, eine Badeanstalt ist Sommer und Winter (20° C.) stets im Gebrauch. Reiten wird gegen besonderes Entgelt gelehrt oder als Prämie bewilligt; die jungen Leute auf der Universität wissen meist gar nicht, was sie mit ihrer Muskelkraft anfangen sollen, die doch zugleich infolge des Wachsthums als Reiz ihnen zum Bewusstsein kommt.“ „Die Ferien werden darnach bemessen, dass, wenn ein junger Mann vier Monate Vorlesungen gehört hat, die neuen Gedanken sich nachklingend in ihm befestigen und ihm dabei vielleicht allerlei selbständige Combinationen derselben aufsteigen, unbeschadet dem, dass er daneben in anderer Umgebung sich wirklich ausruht. Die Ferien betragen daher im ganzen vier Monate vertheilt auf je zwei Monate nach jedesmal vier Monaten Vorlesungen.“ — „Jeder kann zu jeder Zeit beanspruchen, zum Doctorexamen zugelassen zu werden, in irgend einer wissenschaftlichen Branche, wo und wie er auch seine Bildung erworben hat. Er wird dann als Chemiker z. B. oder Physiker oder Botaniker geprüft von mindestens

zwei Personen des Faches in Gegenwart eines von der Regierung zu ernennenden Unparteiischen. Hat der Examinand das Fach so weit inne, dass er auf Grund seiner Kenntnisse nunmehr selbständige wissenschaftliche Arbeiten aus diesem Fache machen könnte, so wird er geprüfter candidatus doctoratus. Liefert er dann innerhalb drei Jahren eine wissenschaftliche Arbeit aus diesem Fache mit selbständigem Werte, so wird er Doctor der Physik, der Chemie usw. Zur Staatsprüfung wird jeder zugelassen, der sich bei einer staatlichen Examinationsbehörde durch eine eingesandte Arbeit ev. noch durch eine Clausurarbeit als wissenschaftlich vorbereitet erweist.

Nach diesen allgemeinen Vorschlägen kommen die über die speciellen Fächer, von denen wir jedoch die über die Theologie als für österreichische Verhältnisse bedeutungslos beiseite lassen. »Für das juristische Studium könnte ein unparteiischer Beobachter geneigt sein, folgenden Vorschlag zu machen: Nach dem Gymnasium wird das Militärjahr abgeleistet, also überwiegend noch im Elternhaus. Es folgen zwei Semester Nationalökonomie, Geschichte des römischen und deutschen Rechtes, des Privat- und Staatsrechtes. Am Schlusse der zwei Semester findet ein Examen statt, womit diese Fächer abgemacht sind. Es folgt ein Jahr Einführung in den praktischen Justizdienst; die Römer ließen ihre jungen Leute um die Rechtskundigen in Ausübung ihrer Kunst sein und versetzten sie so in die Sachen selbst; wer viele juristische Studenten gekannt hat, weiß, dass dieselben meist erst in der Praxis einen Hang zur Sache bekommen.« Nach den Gerichtssitzungen wäre über die vorgekommenen Fälle und ihre Behandlung vor dem leitenden Richter zu sprechen. Erst nach dieser zweijährigen theoretischen und praktischen Vorbereitung beginnt das juristische Studium im engeren Sinne, wesentlich darauf hinausgehend, das jetzt geltende Recht nach seinen Motiven, Abzweckungen, Bedeutung, Formen zum Verständnis zu bringen.« — Der medicinische Student »widmet die ersten zwei Jahre nur der Anatomie und Physiologie mit physiologischer Chemie und Physik. Dann macht er sofort ein Examen darin mit Abschluss dieser Disciplinen. Von da an treibt er Therapeutik, praktische Medicin und Chirurgie mit Hygiene und medicinischer Jurisprudenz. Erst wenn er die Prüfung als allgemeiner Arzt bestanden hat, kann er sich einem Specialfache zuwenden; für diese Specialisten müsste es nicht mehr ein Staatsexamen geben, wohl aber eine Probe mit wissenschaftlicher Besprechung bei einem Vertreter des Specialfaches an einer Universität. Jedes Jahr müsste in einer Zeit, wo immer eine größere Anzahl Ärzte abkommen könnte, ein 14tägiger Cursus für praktische Ärzte an den Universitäten abgehalten werden über die Fortschritte der einzelnen Fächer (Chirurgie, allgemeine Pathologie, Augenheilkunde usw.)«

Kommen wir schließlich zur philosophischen Facultät, so ist zunächst auf die Philosophie einzugehen. »Hier zeigt sich, dass nicht jedermann die zu ihrem Studium erforderliche Abstractionsfähigkeit besitzt, und daher ist zu rathen, nicht Philosophie von allen zu fordern.« Nur Psychologie im modernen Sinne, also in Verbindung mit physio-

logischen bez. Lehren sollte eigentlich jeder kennen, aber diese kann concret vorgetragen werden als beschreibende Wissenschaft: das und das ist zusammen und das und das begleitet einander; das und das folgt aufeinander; man kann in derselben die metaphysischen Deutungen ganz draußen lassen als eine Sache für sich. In diesem Sinne ist Psychologie dem Mediciner nothwendig als Theil der Hygiene und Anknüpfungspunkt der Psychiatrie. Dem Juristen wegen der Motive und der rechtlichen Verantwortlichkeit, dem Theologen zum Verständnis des wirklichen Menschen, dem künftigen Schulmanne als Anknüpfungspunkt für pädagogische Behandlung der Jugend. Philosophie außerdem sollte nur geprüft werden, wo sie einer freiwillig wünscht und dem eine Empfehlung sein, sowohl im Doctor-, wie im Berufsexamen, unter gleichstehenden Bedingungen würde der mit Philosophie vorgezogen. In Philosophie würde dann mehr zu verlangen sein, als jetzt im Staatsexamen der künftigen Lehrer gefordert wird. Es würde, wo Geschichte der Philosophie besonders vom Candidaten gewünscht wäre, außerdem Bekanntschaft mit Psychologie und Logik gefordert; sodann Vertrautheit mit dem Ideengehalte und den Beweisen der hauptsächlichsten Philosophen nicht nur, sondern auch Beschäftigung mit einem oder dem anderen ihrer Hauptwerke selber. Wo systematische Philosophie besonders angemeldet wäre, müsste neben allgemeiner Bekanntschaft mit der Geschichte der Philosophie Kenntnis der logischen Controversen da sein, metaphysische Psychologie und Kritik ihrer Versuche, sodann entweder Metaphysik oder Naturphilosophie, Moral oder Ästhetik und Analoges.« — »Für Mathematik und die einzelnen Naturwissenschaften, wo jede derselben als solche studiert wird, kann keine allgemeine Vorschrift gegeben werden.« Doch sollte jeder künftige Lehrer auf höheren Schulen drei Semester etwa nur Wissenschaft als solche studieren, sich auswählend, was ihn von dem einzelnen gerade fesselt, und was er besondere Begierde hat, näher kennen zu lernen. Für die künftigen Gymnasiallehrer sollten dann etwa vier Semester gelehrt werden, wie in der Berner Abtheilung für höheren Schulunterricht: Algebra, Elemente der Integralrechnung, ebene Trigonometrie, sphärische Trigonometrie, praktische Geometrie, analytische Geometrie, Physik, Astronomie, Botanik, Anatomie und Physiologie, Zoologie, Mineralogie und Geologie, Elemente der anorganischen, Grundbegriffe der organischen Chemie, Hygiene.« — »Philologie im großen Stile ist ein Zweig der Geschichtswissenschaft, classische Philologie insbesondere ist die historische Construction des griechischen und römischen Alterthums in seiner Totalität, historisch weil nur aus den Denkmälern mannigfaltigster Art die Kenntnis gewonnen werden kann, Construction weil, wo keine Überlieferung vorhanden, man oft auf Vermuthung angewiesen ist.« »Was von dieser classischen Philologie für Gymnasien verwendet werden soll«, wurde bereits gesagt. »Natürlich muss der künftige humanistische Pädagoge nicht bloß alles das von den Schriftstellern treiben, was auf dem Gymnasium vorkommt, sondern er muss die betreffenden Schriftsteller ganz lesen, den ganzen Homer, Sophokles, die Fragmente der Lyriker, den ganzen Xenophon, Thukydides, alle Staatsreden des

Demosthenes, von Dialogen Platons Phädrus, Symposion, Phädon, Politia, den ganzen Polybius kennen; bei den Römern mindestens Cäsar, Livius, Sallust, Cicero, Vergil, Ovid, ein oder das andere Stück von Plautus und Terenz, die wirklich erhaltenen Theile von Gaius und die Institutionen. Er muss die Grammatik kennen, wie sie unter Einwirkung der vergleichenden Grammatik sich gestaltet hat, aber er braucht vergleichende Grammatik nicht selbst zu treiben. Ebenso muss er in alles eingeführt werden, was zum Verständnis obiger Schriftsteller als ganzer gefordert wird, von Geschichte und von Alterthümern, wozu auch Kunst gehört. Er muss einen Überblick über die anderweitige Literaturgeschichte erhalten.« Ähnliches gilt auch von der modernen Philologie. — »Von der Pädagogik ist auf Universitäten nur wünschenswert die wissenschaftliche Grundlegung, also allgemeine Geschichte der pädagogischen Theorien und pädagogische Psychologie d. h. aus den physiologischen und psychologischen Elementargesetzen gezogene Folgerungen für intellectuelle und sittliche Ausbildung. Die Einführung in die specielle Didaktik kann nur an der Schule selbst geschehen; mit bloßen Worten lehren über das Lehren ist ohne Wert.« — »Für das Deutsche ist an unseren Universitäten durchaus erforderlich etwas dementsprechendes, was an Oxford und Cambridge lange als das Beste gerühmt wurde, das man dort lernen könne, nämlich einen guten englischen Essay zu schreiben. Der alte Gellert hielt so ein Colleg.« — »Was die künftigen Geschichtslehrer anbetrifft, so ist deren Bildungsgang analog zu entwerfen wie bei den humanistischen und modernsprachlichen Pädagogen, etwa drei Semester historisches Fachstudium, dann drei bis vier Semester Geschichte und Geographie mit besonderer Rücksicht auf die vorbereitenden höheren Schulen. Für den Geschichtsunterricht der Gymnasiallehrer wäre eine Bearbeitung der wichtigsten europäischen Länder höchst verdienstlich nach dem Muster, welches z. B. Zeller gegeben hat für Frankreich in der L'histoire de France, racontée par les contemporains. Extraits des chroniques et des memoires (bis 1610). Paris 1881—90).« »Soweit sich Geschichte als allgemein bildende Vorlesung nicht mehr aufrecht erhalten lässt«, wie die neuere Erfahrung zeigt, »wäre ein würdiger Ersatz, wenn z. B. der moderne Historiker wöchentlich einmal öffentlich vortrüge über die neuesten Tagesereignisse im Zusammenhange mit den allgemeinen Verhältnissen des betreffenden Landes.« »Ein ähnlicher wöchentlicher, orientierender Vortrag socialwissenschaftlichen Inhaltes sollte gleichfalls an keiner Universität fehlen, worin auf die praktischen Hauptrichtungen solcher Bestrebungen hingewiesen würde, etwa dass die kürzere Arbeitszeit in England (9 Stunden) im allgemeinen mehr leiste, als die früheren 12 Stunden, dass Hauptaufgabe der Technik sei, die Arbeitsproducte billiger zu machen, damit eine gute Lebenshaltung auch den Ärmeren möglich sei ...«

Schließlich noch einige Bemerkungen B.s über Prüfungen. »Es ist wiederholt von Examina nach Vollendung eines Curses oder eines in sich zusammenhängenden Abschnittes des Studiums die Rede gewesen. In der That müsste sich der Studierende die Scheu vor derartigen Examina

abgewöhnen.« »Dieselben müssten gehandhabt und aufgefasst werden als eine Probe vor sich selbst über erreichte Kenntnisse und wissenschaftliche Art.« »Seltsam ist das Verhalten vieler Examinatoren gegenüber dem Auswendiglernen; es wird gewöhnlich taxiert, die jungen Männer sollen nicht gelernt haben, sondern selbständig urtheilen u. dgl. m. Aber das können sie doch nur auf Grund des Gelernten. Das tantum scimus, quantum memoria tenemus ist durchaus wahr und die Grundlage des Urtheiles. Verderblich ist nur, wo so viel Collegia gehört und so viel auswendig gelernt wird, dass zur Entstehung eigenen Urtheiles nicht Zeit, nicht Kraft bleibt«.

Von dem Grundsatze ausgehend, dass, wo in einem Werke ein bedeutender Gedankeninhalt vorliegt, man nicht über denselben kurz referieren und breit resonnieren soll, habe ich versucht, die Kerngedanken der B.schen Schrift mit möglichster Treue und Objectivität wiederzugeben, zu diesem Zwecke den Autor so viel als möglich selbst reden lassend. Jetzt möge es mir aber gestattet sein, noch über einiges Wenige meine eigene Meinung zu äußern. Man wird bemerkt haben, dass B. den Volksschulen einen über das jetzt Gebräuchliche weit hinausgehenden Lehrstoff zuweist. Hierdurch scheint er mir vielmehr das angegeben zu haben, was zu wissen für einen Mann aus dem Volke heutzutage wünschenswert ist. Dennoch erscheint es unmöglich, durch die Volksschule besonders auf dem Lande und in kleinen Städten, aber auch in größeren Städten eine solche Leistung zu vollbringen, da es oft nicht einmal gelingt, Lesen, Schreiben und Rechnen den Schülern ordentlich beizubringen. Es würde daraus folgern, dass eine größere Entwicklung aller Arten von Fortbildungsschulen wünschenswert und zu erstreben sei, weil deren Schüler auf einem höheren Reifestandpunkt stehen und daher auch höhere Leistungen von ihnen erwartet werden können, auf welchen Fortbildungsschulen sodann aber nur die fortgeschritteneren Schüler Aufnahme finden dürften. — Ein anderer die Aufmerksamkeit fesselnder neuer Gedanke B.s ist, dass das Englische obligatorischer Unterrichtsgegenstand auf den Gymnasien werden soll. Die Zeit, die dazu nothwendig ist, will B. sodann gewinnen durch eine Beschränkung des Unterrichtes in den classischen Sprachen, namentlich des Lateinischen, welches er erst von Untersecunda (für unsere Verhältnisse von der sechsten Classe) an beginnen lassen will, während das Griechische mit der Untertertia (vierten Classe) anfangen soll. Mit diesem Vorschlage können wir uns nicht einverstanden erklären, da das Lateinische trotz des höheren Wertes der griechischen Literatur aus praktischen Gründen noch immer die wichtigere Sprache ist und da ferner bekanntermaßen die Erlernung desselben leichter ist und daher consequenterweise vor der des Griechischen zu beginnen hat. Es dürfte also in dieser Beziehung bei den bestehenden Einrichtungen belassen werden müssen. Andererseits ist nun aber doch nicht zu leugnen, dass der Plan B.s, das Englische in den Unterricht des Gymnasiums mit aufzunehmen, um der Eigenschaft desselben als der eigentlichen Weltsprache willen und ferner weil die englische Literatur unter den Literaturen der modernen Völker

die unbedingt erste Stelle einnimmt, berechtigt ist und in Erwägung gezogen werden sollte, und es fragt sich daher, ob wir nicht auf anderem Wege als durch Beschränkung der classischen Sprachen Platz für dasselbe gewinnen können. Hier möchte ich nun Folgendes der Erwägung anheimgeben.

Es muss als unrichtig angesehen werden, auf dem Gymnasium, besonders in dem Umfange, wie es bei uns in Österreich geschieht, Philosophie (Logik und Psychologie) lehren zu lassen, und zwar aus folgenden drei Gründen: Erstens besitzen die Schüler auch noch nicht annähernd die zur Erfassung der logischen und psychologischen Lehren nothwendige Fähigkeit der Abstraction, welche Fähigkeit selbst bei der größten Anzahl der Universitätsstudenten nicht oder höchstens in den späteren Semestern vorhanden zu sein pflegt; die Folge davon ist, dass jene Lehren vorwiegend nur rein gedächtnismäßig angeeignet werden, überdies aber durch sie in dem Schüler für immer ein heftiger Widerwille gegen alle Philosophie hervorgerufen wird, welcher Widerwille sich bekanntlich oft genug in allerhand charakteristischen Äußerungen der Studenten untereinander, die freilich selten zu den Ohren des Professors kommen, kundgibt (eine Äußerung dieser Art lautet etwa so: Wie werde ich dazu kommen, Philosophie zu hören? Von dem gänzlich unverdaulichen Zeuge habe ich schon auf dem Gymnasium mehr als genug bekommen). Zweitens sind Logik und Psychologie heutzutage in einer völligen Umbildung begriffen, nachdem man erkannt hat, dass dasjenige, was man bisher als Logik und Psychologie zu lehren pflegte, theils ganz falsch theils so auf der Oberfläche bleibend ist, dass dabei von einer wirklichen Erkenntnis der logischen und psychologischen Processe nicht die Rede sein kann; es gibt daher gegenwärtig gar keinen als fest und sicher zu bezeichnenden Bestand der beiden Disciplinen, und da, wo ein solcher fehlt, kann eine Wissenschaft wohl auf der Universität gelehrt werden, wo auch die Anfänge wichtiger Erkenntnisse und die verschiedenen Versuche, solche zu gewinnen, auch die auseinandergehenden Theorien über dieses oder jenes Erscheinungsgebiet dürfen vorgeführt, besprochen und kritisiert werden, nimmermehr aber auf dem Gymnasium, wo ein unanfechtbar dastehendes Wissen dem Schüler in rein dogmatischer Weise soll vorgetragen und beigebracht werden. Drittens endlich pflegen die Lehrer der Philosophie der Gymnasien vielfach nicht die zur richtigen Erkenntnis der logischen und psychologischen Vorgänge und zur richtigen Beurtheilung der Theorien über dieselben nothwendige wissenschaftliche Durchbildung zu besitzen, namentlich dann nicht, wenn der betreffende Lehrer, wie es häufig vorkommt, nicht einmal die Prüfung aus philosophischer Propädeutik abgelegt hat, sondern sich nur das geringe Maß derjenigen philosophischen Kenntnisse aneignete, die im allgemeinen zum Bestehen der Doctorprüfung gefordert werden. Es folgt aus allem diesen, dass der logisch-psychologische Unterricht auf dem Gymnasium ein pädagogischer Missgriff ist, und es ist daher die Beseitigung desselben dringend anzurathen.

Die durch Wegfall des philosophischen Unterrichtes auf dem Gymnasium frei werdenden Stunden könnte man nun für das Englische verwerten. Dasselbe würde hierdurch den beiden höchsten Classen zugewiesen, welches mit Rücksicht auf die Schwierigkeit der englischen Literatur — die letztere ist, wie die höchst stehende unter den modernen Literaturen, so auch die die höchste geistige Reife zu ihrem Verständnisse voraussetzende — auch das Richtige wäre. Übrigens fände sich für jene Stunden auch noch eine andere, vielleicht noch dringendere Verwendung, zumal bei uns in Österreich ein praktischer Grund für die Erlernung der englischen Sprache, wie im Deutschen Reiche die begonnene Colonialpolitik, nicht vorliegt. Dieselbe besteht in einer gründlicheren Einprägung der Thatsachen der Naturwissenschaft, besonders der Physik, denn es ist unbestreitbar, dass der größte Theil der Schüler das Gymnasium ohne entsprechende physikalische Kenntnisse verlässt, und der Grund hiervon liegt darin, dass wegen zu kurzen Unterrichtes die Möglichkeit nicht vorhanden ist, sie ihnen ordentlich einzuprägen. Diesem Mangel könnte aber durch eine öftere Wiederholung derselben bei einer größeren Stundenzahl abgeholfen werden, wie es bei der großen Wichtigkeit der naturwissenschaftlichen, besonders der physikalischen Kenntnisse in unserer Zeit bekanntlich dringend wünschenswert sein würde.

Man wird nun vielleicht noch an uns die Frage richten, ob denn alle Kenntnis der Philosophie dem Schüler des Gymnasiums soll vorenthalten werden. Hierauf erwidere ich, dass auf dem Gymnasium nur das Interesse für Philosophie geweckt werden muss, und das geschieht am besten durch die Lectüre einiger Schriften des Platon und Aristoteles beim griechischen Unterrichte, als welche ich besonders den Phädon und die Politeia des ersten und die Poetik des zweiten vorschlage, ferner vielleicht noch durch die Lectüre einiger Schriften aus der neueren deutschen Philosophie beim deutschen Unterrichte, wie der kleinen Abhandlungen Kants: „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“ und „Zum ewigen Frieden“ oder der „Bestimmung des Menschen“ von Fichte. Ich zweifle nicht daran, dass eine derartige unmittelbare Einführung in die philosophische Literatur der studierenden Jugend den Idealismus wissenschaftlicher Interessen wiedergeben wird, der bei dem jetzigen Verfahren Gefahr läuft, immer mehr und mehr zu verschwinden.[1])

Innsbruck. Carl Ueberhorst.

---

[1]) Wir lassen den Herrn Verf. seine Ansichten vertreten, ohne jedoch hiemit unsere Übereinstimmung mit dem, was hier vorgeschlagen wird, auszusprechen. Anm. der Red.

Die Frankfurter Lehrpläne. Mit einer Einleitung herausgegeben von Dr. Karl Reinhardt, Director des städtischen Gymnasiums in Frankfurt a. M. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg 1892. 8°, 54 SS. Preis 70 Pf.

Reinhardt, Dr. Karl, Die Umgestaltung des höheren Schulwesens. Vortrag im Freien Deutschen Hochstifte am 22. Mai 1892. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg 1892. 8°, 26 SS. (Schriften des Freien Deutschen Hochstifts.) Preis 40 Pf.

In dem Ansturm, dem das höhere Schulwesen, hauptsächlich das humanistische Gymnasium, in den letzten Jahren ausgesetzt war, trat kein auf die Umgestaltung der ganzen Organisation abzielender Gedanke lebhafter hervor, als der der sogenannten Einheitsschule, die auch bei uns manche Vertreter gefunden hat. Auf der Berliner Conferenz wurde nun die nur von den radicalsten Reformern vertretene Richtung, eine Schulform zu schaffen, die für alle Berufsarten die geeignete Vorbildung böte, als nicht zu realisierende Idee überhaupt nicht in Frage gezogen und nur in eingehender Discussion die gemäßigtere Forderung erörtert, das höhere Schulwesen so umzuformen, dass die unteren Classen für alle Schüler, sowohl diejenigen, welche später die gymnasiale, als jene, welche dann die realistische Richtung einschlagen wollen, die gemeinsame Vorbildung sichere: die sogenannte Einheitsschule mit lateinlosem Unterbau. Da über die Verhandlungen der Berliner Conferenz in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1891, S. 645 ff.) eingehend berichtet und in der höchst beachtenswerten Erörterung dieser Frage, die als erste zur Verhandlung kam, mit objectiver Ausführlichkeit das Für und Wider zum Ausdruck gebracht wurde, so genügt es wohl, hier auf jenen Bericht zu verweisen. Die Mehrzahl der Stimmen und zwar nicht nur der Vertreter des humanistischen Gymnasiums, wie besonders Uhlig und Jäger, sondern auch der realen Anstalten und des praktischen Lebens, wie Gewerbeschuldirector Holzmüller, Realgymnasialdirector Matthias, Fabriksbesitzer Frowein sprachen sich mit Entschiedenheit gegen jede Verquickung der verschiedenen Anstalten, wie sie durch einen gemeinsamen lateinlosen Unterbau beabsichtigt wird, aus und wiesen darauf hin, dass die Vortheile, die man sich von ihr verspreche, so auch der der hinausgeschobenen Berufswahl sehr zweifelhaft erscheinen, wohl aber der Rückgang der classischen Bildung sicher zu gewärtigen wäre, und auch die mit dieser Frage verbundene Anregung, den fremdsprachlichen Unterricht statt mit dem Lateinischen mit dem Französischen zu beginnen, konnte sich nicht hinreichend warmer Vertreter erfreuen, so dass man wohl annehmen konnte, dass mit dem principiellen Beschlusse der Conferenz, der den gemeinsamen Unterbau für Gymnasien und lateinlose Schulen ablehnte und höchstens nach örtlichen Bedürfnissen (besonders in kleineren Orten) gewisse schon bestehende Verbindungen für zulässig erklärte, mindestens in größeren Städten, wo durch mannigfache Schulen für die verschiedenen Bildungsbedürfnisse vorgesorgt ist, die Sache endgiltig abgethan sei.

Gleichwohl hat gerade die Berliner Conferenz, indem sie die Erklärung des Ministers, dass derselbe geneigt sei, eine gewisse Freiheit in der Gestaltung der Lehrpläne nach individuellen Bedürfnissen, besonders nach localen Verhältnissen, soweit als möglich zuzulassen, mit großer Befriedigung aufnahm und in einer besonderen Resolution den wärmsten Dank für diese in Aussicht gestellte Freiheit der Bewegung aussprach, selbst die Hand geboten, dass auf dem Gebiete des höheren preußischen Schulwesens eine Ära der Versuche eingeleitet wurde, die mit Rücksicht auf die etwaigen Opfer derselben Bedenken erregen muss; denn auf dem Gebiete der Schule ist nichts gefährlicher als das Experiment. In den neuen Lehrplänen, die zum Theile am 1. April 1892 (vgl. Jahrg. 1892, Heft 3) in Kraft getreten sind, hat denn auch wirklich das preußische Ministerium nicht nur die schon bestehende Verbindung des Realgymnasiums mit der Realschule nach dem sogenannten Altonaer System (so benannt, weil es von dem Director Schlee in Altona zuerst eingeführt wurde) weiter gestattet, sondern auch der Stadt Frankfurt a. M. über ihre Bitte die Erlaubnis ertheilt, nach einem neuen Plane, der von dem Altonaer System, das im wesentlichen darauf beruht, dass der fremdsprachliche Unterricht mit dem Französischen beginnt und das Lateinische erst in Untertertia (also in der 4. Classe) folgt, in manchen Punkten abweicht, im größeren Maßstabe einen Versuch der Verbindung von Gymnasium und Realgymnasium »mit gemeinsamem Unterbau der drei unteren Classen zugleich für die lateinlose Realschule« am städtischen Gymnasium zu machen.

Aus den Nachrichten, die über diesen Reformversuch in Frankfurt verlauteten, konnte man sich keine rechte Vorstellung von dem Wesen der Sache machen, und man muss es daher dem Director Reinhardt Dank wissen, dass er »die Lehrpläne, nach denen der Frankfurter Reformversuch sich entwickeln soll und die amtlichen Erlässe, die in dieser Angelegenheit ergangen sind«, in der verliegenden Schrift veröffentlicht und in der Einleitung über die Zwecke und Absichten dieses Versuches einige Aufklärungen gegeben hat. Zu diesen Mittheilungen ist Reinhardt zunächst berufen, da er die Lehrpläne mit verfasste und die Durchführung des Versuches leitet. Der an zweiter Stelle genannte »Vortrag« enthält nur eine durch Klarheit und Anschaulichkeit sich auszeichnende knappe Zusammenfassung der allgemeinen Erwägungen, die zu der vom Verf. empfohlenen und versuchten Umgestaltung des höheren Schulwesens die Anregung gegeben haben. Wie immer auch das Urtheil über das Experiment ausfallen mag, durch die beiden Schriften hat sich Reinhardt um die Klarstellung der Sache, die auch bei uns trotz der Verschiedenheit der Verhältnisse — schon deshalb, weil unser Gymnasium keinen modernfremdsprachlichen Unterricht kennt — Interesse erwecken dürfte, verdient gemacht.

Reinhardt verwahrt sich mit Entschiedenheit dagegen, dass man das Frankfurter Unternehmen mit den Bestrebungen nach Herstellung einer Einheitsschule verwechsle. Dadurch, dass der Lehrplan der drei untersten Classen, Sexta, Quinta und Quarta für das Gymnasium, das

Realgymnasium und die lateinlose Realschule derselbe ist, soll durch die Gleichheit des Unterrichtes bis zum 13. Lebensjahre nur die »gemeinsame Grundlage hergestellt werden, auf der die verschiedenen Arten der höheren Schulen sich aufbauen, von denen eine jede ihre Eigenart dann kräftig und erfolgreich ausbilden kann«, und um an Stelle des einen Schlagwortes, das er ablehnt, ein anderes zu setzen, möchte er den Versuch eher die »Schule der Arbeitstheilung« nennen. Doch das ist ein müßiger Streit und wenn man kurz den Frankfurter Versuch charakterisieren will, kann man ihn doch nicht anders als eine Einheitschule mit lateinlosem Unterbau in den unteren Classen nennen; denn im wesentlichen bezweckt er ja nichts anderes als für die ersten drei Schuljahre für alle Schulen die gleiche Ausbildung als Grundlage für die dann eintretende Differenzierung zu liefern.

Vergleicht man nun den Lehrplan des Gymnasiums — von dem des Realgymnasiums kann wohl hier abgesehen werden — mit dem neuen preußischen amtlichen Lehrplane, so ergeben sich für Deutsch 31 Stunden, also um 5 mehr, für Latein 52, um 10 weniger, für Griechisch 32, um 4 weniger, für Französisch 30, um 11 mehr, für Geschichte und Erdkunde 24, um 2 weniger, für Rechnen und Mathematik 37, um 3 mehr, für Naturbeschreibung 10, um 2 mehr, endlich für Physik 8, um 2 weniger; also im ganzen weist der Frankfurter Lehrplan um drei Stunden mehr auf, als der neue preußische. Damit ist aber die Verschiedenheit natürlich nicht erschöpft. Vielmehr besteht der Hauptunterschied darin, dass nach den Frankfurter Lehrplänen der fremdsprachliche Unterricht mit dem Französischen anfängt, das in den ersten drei Classen in je 6, in den höheren in je 2 Stunden unterrichtet wird, der Lateinunterricht erst in der 4. Classe (III B) beginnt und zwar in der 4. und 5. (III B und III A) mit je 10 Stunden einsetzt und in den weiteren Classen mit je 8 Stunden bedacht ist, endlich das Griechische erst in der 6. Classe (II B) begonnen und von da ab in allen Classen in je 8 Stunden gelehrt wird. Dadurch, dass der Unterricht in den classischen Sprachen erst in der 4. Classe beginnt, ist eben der gemeinsame Unterbau für alle Arten der höheren Schulen gewonnen worden. Die Gründe, die für die Nothwendigkeit dieses gemeinsamen Unterbaues angeführt werden, sind sattsam bekannt und es ist nicht nöthig, hier ausführlicher darauf einzugehen. Was hauptsächlich dafür sprechen soll und am meisten bestechend ist, dass damit die Entscheidung, ob der gymnasiale oder der realistische Weg eingeschlagen werden soll, vom 9. in das 13. Lebensjahr hinausgeschoben wird, ist deshalb hinfällig, weil ja gerade der Lateinunterricht das Kriterium ist, ob der Knabe sich für die eine oder die andere Richtung besser eigne, und dieses Kriterium bei dem lateinlosen Unterbau völlig schwindet, also Fehler in der Wahl des richtigen Bildungsweges auf diese Weise kaum behoben werden. Das andere Argument, dass damit kleineren Städten geholfen würde, die nur eine höhere Schule zu unterhalten vermögen, gilt eben nur für kleinere Städte, kann aber auch nicht so sehr ins Gewicht fallen; denn bei der Wahl der Schulen müssen örtliche Bedürfnisse entscheiden und durch Angliederung des etwa nöthigen Unterrichtes lässt sich allen Wünschen Genüge thun.

Reinhardt geht jedoch weiter und sucht zu erweisen, dass »Betrachtungen, die vom Standpunkte des Unterrichtes und der Erziehung angestellt werden«, mit jenen praktischen Erwägungen zusammentreffen. Es würde zu weit führen, hier diese Betrachtungen darzulegen, und es muss hier auf die äußerst anregende und lichtvolle Darstellung verwiesen werden. Allein so gehaltvoll die Ausführungen R.s über die geänderte Stellung des Lateinischen, über die Schwierigkeit, die die Verquickung der realistischen und humanistischen Richtung im heutigen Gymnasium macht, sind, so können wir doch die Consequenzen, die der Verf. daraus zieht, nicht gutheißen.

Die Hauptvorzüge des »Versuches« sieht Reinhardt darin, dass das Nebeneinander, das die bisherigen Lehrpläne aufweisen, dass nämlich jedes Jahr eine neue Sprache angefangen wurde, in ein Nacheinander verwandelt werde, ferner dass der fremdsprachliche Unterricht überhaupt mit dem Französischen beginne, dass er intensiv in je 6 Stunden in den drei ersten Classen ertheilt werde. Dadurch, dass der Knabe erst im 13. Lebensjahr, mit gereifterem Verstande, dem erst energische sprachlich-logische Schulung zugemuthet werden könne, mit dem Lateinunterrichte, für den zudem das Französische eine geeignete Vorbereitung ist, beginnt, könne in sechs Jahren mit dem von R. empfohlenen Stundenausmaße das Lehrziel ebenso gut, ja vielleicht besser erreicht werden; nach weiteren zwei Jahren dürfe dann erst das Griechische, das gleichfalls mit möglichst großer Stundenzahl bedacht werden müsse, einsetzen. Es ist nun zunächst hervorzuheben, dass auch in den neuen preußischen Lehrplänen das Nacheinander im Sprachunterrichte einigermaßen hergestellt ist, indem man in der 1. Classe mit Latein beginnt, in der 3. das Französische folgt und erst in der 4. das Griechische angefangen wird; es wird also auch dort in den ersten zwei Jahren nur eine Sprache getrieben. Dass aber der fremdsprachliche Unterricht am Gymnasium mit dem Französischen beginne, scheint uns der wundeste Punkt des »Versuches« zu sein; denn so wenig Jemand behaupten wollte, Jeder müsse, um Französisch zu lernen, erst Lateinisch gelernt haben, weil jenes eine Tochtersprache des letzteren ist, ebenso sollte doch wohl als selbstverständlich gelten, dass man am Gymnasium, das ja denn doch eine gelehrte Schule ist und bleiben soll, die Sprache zuerst treibe, die die vollen Formen aufzeigt, und erst später die jüngere, abgeschliffenere kennen lerne. Dass man mit der Kenntnis der lateinischen Grammatik und mit dem lateinischen Wortschatz ausgerüstet, das Französische rascher und besser lerne, die Erfahrung hat doch wohl mancher Lehrer an sich selbst und an seinen Schülern gemacht. Was sonst noch gegen die Umkehrung, die nur mehr an die unglückliche Idee des »verkehrten« Geschichtsunterrichtes erinnert, spricht, ist hinreichend auf der Berliner Conferenz geltend gemacht worden, so dass es genügen dürfte, darauf verwiesen zu haben. Der Verf. verspricht sich alles Heil für den lateinischen Unterricht von der sogen. Perthes'schen (inductiven) Methode, die er nicht die neue, sondern die alte nennt, weil sie eine Rückkehr zur früheren bedeute. Wir wollen darüber mit ihm nicht rechten; allein ob

man das Lateinische nach der deductiven oder nach der inductiven Methode treibt, in jedem Falle muss der Unterricht strenge grammatische Schulung bezwecken, und dass damit bei Zeiten begonnen werden müsse, soll das ohnehin bescheiden bemessene Lehrziel erreicht werden, ist daher wohl klar.

R. sucht die Einwände, die gegen den Frankfurter Versuch erhoben werden könnten, dass derlei Versuche in Schweden und in der Schweiz gemacht worden und ohne den erwarteten Erfolg geblieben seien, zu entkräften, indem er darlegt, dass sein Lehrplan sich in wesentlichen Punkten von jenen unterscheide und dass die Bildungsbedürfnisse jener Länder andere seien. Darin hat er wohl Recht; ob aber der neue Versuch den gehegten Erwartungen gerecht werden wird, muss man abwarten; denn es scheint uns, so wenig Vertrauen erweckend er uns auch dünkt, unpassend, so lange die Resultate, die sich erst nach Jahren ergeben können, nicht vorliegen, ein bestimmtes Prognosticon zu stellen. Der Anfang ist gemacht worden, indem am städtischen Gymnasium in Frankfurt a. M., dessen Oberbürgermeister Adickes sich durch die Erfolge des Altonaer Systems angeregt für die Sache lebhaft eingesetzt hat, neben der nach dem alten System eingerichteten Sexta eine nach dem neuen System aus Schülern, deren Eltern ihre Einwilligung dazu gaben, gebildet wurde: jedes Jahr soll ein neuer Jahrgang hinzukommen, bis eine vollständige Anstalt nach den neuen Lehrplänen ausgebaut sein wird; erst dann wird man sich ein Urtheil über die Sache bilden können. Freilich darf man sich dadurch nicht täuschen lassen, dass so viele Eltern ihre Kinder zu dem Versuche hergegeben haben; denn die Unzufriedenheit gegen das alte Gymnasium ist so sehr genährt worden, dass es nicht wunder nehmen kann, wenn so viele es mit dem Neuen, das ja ohnehin immer viel Anhänger findet, versuchen wollen, umsomehr, da man ja von ihm alles Heil in der Schulfrage in Aussicht stellt.

Der Altmeister der Mittelschulpädagogik W. Schrader tadelt es (Zts. f. d. Gymnasialwesen 1892, Heft 9), dass der Versuch zugelassen worden ist, und es wäre vielleicht richtiger gewesen, wenn das preußische Unterrichtsministerium eingedenk des »principiis obsta« die Bewilligung zu dem Experiment, dessen Erfolg mindestens zweifelhaft ist, nicht gegeben hätte; da es aber einmal geschehen ist, darf man wohl mit Interesse der weiteren Entwicklung entgegensehen.

Wien. Dr. S. Frankfurter.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Hahn Gustav, Das französische Zeitwort in tabellarischer Übersicht. Leipzig, Teubner. 77 SS.

Ohne den Gebrauch einer Grammatik in dem vom Verb handelnden Capitel überflüssig machen zu wollen, sollen diese Tabellen nur einen raschen und klaren Überblick über die Conjugationsformen des französischen Verbs, die regelmäßigen wie die sogenannten unregelmäßigen, gestatten. Diesem Zwecke dürften sie auch vollkommen entsprechen. Vor allem verdient die typographische Anordnung, auf die es bei solchen Übersichtstabellen wesentlich ankommt, alle Anerkennung. Der Druck ist an sich groß, das besonders Hervorzuhebende noch eigens durch fetten Druck gekennzeichnet, mit dem Raume nicht gespart und der Forderung der leichten Übersichtlichkeit Rechnung getragen. Was die innere Einrichtung betrifft, so geht der Verf. zunächst über das, was man von Übersichtstabellen erwartet, theilweise hinaus, indem er auch Regeln über die Ableitung der Formen voneinander und über orthographische Eigenheiten einzelner Verba bietet. Es geschieht übrigens in knapper Form und schädigt den Hauptzweck nicht. Recht zweckentsprechend findet es Ref., dass der Verf. seine Tabellen auch für die Phraseologie und die Wortbildungslehre ausgenützt hat. Den für die Hauptformen des Verbs bestimmten Rubriken sind nämlich noch drei andere beigefügt, die erste für das Phraseologische, die zweite für die Composita und die dritte für Ableitungen von den Composita, während die Ableitungen vom einfachen Verb in der für den Infinitiv bestimmten Rubrik untergebracht sind, nebenbei die einzige Unebenheit, welche Ref. betreffs der Übersichtlichkeit zu tadeln hätte. In ein paar Fällen ferner dürfte den Schüler die S. 5 gegebene Regel über die Ableitung des Imparfait im Stiche lassen. Es heißt nämlich a. a. O., man bilde das Imparfait Ind., indem man von der 1. p. pl. des Prés. -ons abstreiche und dafür die Suffixe des Imparfait anfüge. Was ist aber zu thun, wenn das betreffende Verb keine 1. p. pl. hat, z. B. bei il faut, il pleut? Hier wäre doch die ausdrückliche Beifügung der Form des Imparfait am Platze gewesen, gewiss mehr, als bei il bruit die Angabe der nur selten vorkommenden Formen des Imparfait.

Cours abrégé de Litterature et d'Histoire littéraire française. 3me édit. revue, corrigée et augmentée. München, Stahl 1891.

Dieses von seiner anonymen Verfasserin zunächst für die Zwecke von Mädchenerziehungsanstalten zusammengestellte Buch kann für die

Mittelschulen im allgemeinen weder vom didaktischen, noch vom pädagogischen Gesichtspunkte aus empfohlen werden. Ja, selbst wenn man auch die besondere Bestimmung desselben im Auge behält, so kann man doch allerhand Bedenken gegen seine Verwendbarkeit nicht unterdrücken. Zunächst fallen einige Mängel didaktischer Art auf. Die Anlage z. B. erscheint dem Ref. insoferne ganz verfehlt, als der eigentlich literarhistorische Theil nichts anderes bietet, als eine ermüdend lange, trockene Aufzählung von Schriftstellernamen und Büchertiteln, nur hie und da unterbrochen durch einzelne Proben. Nirgends wird der Versuch gemacht, den Entwicklungsgang wenigstens der bedeutenderen Schriftsteller und ihre Stellung in der literarischen Bewegung ihrer Zeit etwas eingehender darzustellen. Ja selbst das biographische Moment ist fast ganz vernachlässigt. Die wenigen Zeilen, mit denen z. B. Corneille (S. 97), Racine (S. 100) und Molière (S. 104) abgethan werden, geben nur eine höchst nothdürftige Auskunft über die äußeren Lebensverhältnisse dieser drei Dichter; ihrer hervorragenden Bedeutung werden sie auch nicht im entferntesten gerecht. Das ist um so befremdender, weil daneben Schriftstellern viel minderen Ranges, ja selbst solchen, welche in den gangbaren französischen Literaturgeschichten kaum dem Namen nach erwähnt werden und demnach der deutschen Jugend getrost vorenthalten werden konnten, ein gleich großer, wenn nicht größerer Raum gewidmet wird. Bei dieser gewissermaßen nivellierenden Behandlungsweise muss sich als Folge ergeben, dass der Maßstab für die Würdigung literarischer Erscheinungen ganz verrückt wird. Ein weiteres Gebrechen sieht Ref. in der nur ganz oberflächlich und viel zu kurz gehaltenen Charakteristik der wichtigeren Literaturepochen; Renaissance, goldenes Zeitalter, XVIII. Jahrhundert, Romantismus usw. das alles wird in je 20—30 Zeilen abgethan.

Was die Urtheile betrifft, die in dem Buche über Menschen und Dinge ausgesprochen werden, so sind dieselben von einer sehr engherzigen Auffassung dictiert und werden oft ganz unnöthigerweise geradezu aufgedrängt. Durch das ganze Buch weht ein Hauch von Frömmelei und Zimperlichkeit, der stellenweise geradezu in das Moralisieren übergeht. Gewiss bietet die französische Literatur gar viele Erzeugnisse, deren Lectüre für junge Mädchen nicht taugt. Die Urtheile über das, was taugt und was nicht, werden im einzelnen wohl auseinander gehen; aber die Urtheile, welche in dem vorliegenden Buche in dieser Hinsicht ausgesprochen werden, dürften denn doch in ihrer Mehrheit auf entschiedenen Widerspruch auch in den Kreisen der Frauenwelt stoßen. Zu dem Widerspruch, den sie finden dürften, kommt aber noch, dass man die Art, wie diese Urtheile ausgesprochen sind, höchst ungeschickt und unpädagogisch finden dürfte. Ein paar Beispiele: Von den Dramen V. Hugos sagt die Verf. (S. 267): 'Jamais honnête femme ne les lira, encore moins osera-t-elle se compromettre au point d'aller les voir représenter au théâtre.' Über Scribe (S. 266): 'Une jeune fille qui se respecte ne peut ni lire ni voir représenter les pièces d'Eug. Scribe.' Über die Phædra Racines (S. 100): 'Phèdre est une pièce fort dangereuse, au point de vue moral.' Pädagogischen Tact kann man derartigen Warnungen nicht nachrühmen und was den Erfolg derselben betrifft, so dürfte er in vielen Fällen in geradem Widerspruch zu dem stehen, was die Verf. beabsichtigte. Ein Gleiches gilt gewiss auch von dem Verbote des Lesens der Romanliteratur der Gegenwart im allgemeinen (S. 202). Ob nicht gerade durch dieses förmliche Verbot eine oder die andere der Leserinnen sich verleiten lassen wird, nach einem der verpönten Romane zu greifen? Erwartet die Verf. wirklich, dass die jungen Damen ihrer Mahnung folgen und statt der Romane die Bibel, das Leben der Heiligen, die Werke Ch. Schmidts lesen werden, wie sie es S. 131 unter Missbilligung der Lectüre der Märchen von Ch. Perrault wünscht? Das wäre eine arge Selbsttäuschung. Manche dieser Warnungen sind, von dem eben gerügten Mangel an pädagogischem Tact

ganz abgesehen, vollständig überflüssig und unnöthig. Was in aller Welt braucht ein junges Mädchen z. B. zu wissen, dass das bekannte Wörterbuch Littré's (S. 203) auf dem Index der kirchlich verbotenen Bücher steht, dass zwar sein Verf. sich vor seinem Tode mit Gott ausgesöhnt habe, das Wörterbuch aber noch immer nicht verbessert sei (!).

Nach dem Gesagten glaubt Ref. schließlich seine Überzeugung aussprechen zu müssen, dass das Buch nur in einem sehr beschränkten Kreis jener Erziehungsanstalten, für die es zunächst bestimmt ist, tauglich befunden werden wird.

Wien. St. Kapp.

Programmenschau.

49. Gugel E., Über den Gebrauch der Präposition 'de' in Scarrons „Le Roman Comique". Progr. der Comm.-Oberrealschule in Böhm.-Leipa 1891, 8°, 31 SS.

Die Aufgabe, welche sich der Verf. gestellt hat, ist, die verschiedenen Arten der Verwendung der Präposition de in dem genannten Hauptwerke Scarrons ohne weiteres Eingehen auf einen Vergleich mit dem Altfranzösischen oder Neufranzösischen festzustellen. Er folgt rücksichtlich der Anordnung des Stoffes im allgemeinen dem Vorgange, den Mätzner in seiner Grammatik eingehalten hat. Trotz dieses Abhängigkeitsverhältnisses rücksichtlich der äußeren Anordnung und der Aufstellung der einzelnen Kategorien von de beweist die sehr sorgfältig und fleißig ausgeführte Arbeit doch im einzelnen selbständige Auffassung und besonders eine tüchtige grammatische Schulung. Die Belegstellen sind in wichtigeren Fällen vollständig angeführt, sonst wenigstens namhaft gemacht. Die sonst so tüchtige Arbeit hätte unstreitig erst ihren vollen Wert bekommen, wenn der Verf. nicht den Vergleich mit dem jetzigen Sprachgebrauch von vornherein ausgeschlossen hätte.

50. Mager A., Syntaktische Untersuchungen zu Rabelais. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Marburg 1891, 8°, 27 SS.

Die Untersuchungen betreffen vier innerlich in keinem engeren Zusammenhange stehende Gebiete der Syntax: den Artikel (bestimmt, unbestimmt und sogen. Theilungsartikel), den Infinitiv, den Conjunctiv und die Negation. Eine Reihe von Vorarbeiten, die der Verf. in der Einleitung citiert, scheinen gewissenhaft benutzt worden zu sein. Neue Ergebnisse zutage zu fördern, das war da kaum zu hoffen, zumal da gerade die Schriften Rabelais' oftmals Gegenstand der Untersuchung, und zwar gerade in der vom Verf. gewählten Richtung, nämlich in syntaktischer Beziehung, gewesen sind (vgl. nebst den vom Verf. citierten Werken drei Dissertationsschriften von Hörnig, Töpel und Sänger mit dem Titel: 'Syntaktische Untersuchungen zu Rabelais', Leipzig u. Halle 1887 und 1888). Der Vorgang, den der Verf. einhält, ist kurz folgender: Entsprechend dem Übergangscharakter, der die Sprache R. kennzeichnet, knüpft der Verf. in der Regel an das Altfranzösische an, hebt gegebenenfalls hervor, inwieweit R. noch den Spuren des Altfranzösischen folgt oder bereits den neufranzösischen Sprachgebrauch aufweist; die einzelnen Erscheinungen im Bereiche der oben genannten Abschnitte der Syntax sind dann durch eine Reihe von Beispielen aus den Schriften R. belegt. — In manchen Fällen möchte man freilich wünschen, dass das ganze Material geradezu statistisch durchgearbeitet und gesichtet worden wäre; eine allerdings recht mühsame und trockene Arbeit, die aber nicht zu

umgehen ist, wenn man ganz sichere, einwandfreie Ergebnisse erhalten will. Bei der Besprechung einzelner Erscheinungen aus den oben genannten Capiteln der Syntax würden ganz genaue Zahlenangaben über ihr Vorkommen jedenfalls überzeugender wirken, als die vom Verf. angewendeten ziemlich dehnbaren Ausdrücke »häufig«, »öfters«, »selten«, »vereinzelt« u. dgl. Ein genauer statistischer Nachweis wäre z. B. sehr erwünscht bei den hypothetischen Sätzen; aus dem, was hierüber S. 24 ff. gesagt wird, lässt sich kein klares Bild von dem Rabelais'schen Sprachgebrauche gewinnen. So bespricht der Verf. unter a) den im Altfranz. üblichen Gebrauch des Conj. Imperf. in beiden Gliedern irrealer Bedingungssätze, einen Gebrauch, der sich zwar noch im XVI. Jahrhundert finde, aber so selten, dass er sich z. B. bei Garnier nicht mehr belegen lasse. Und nun folgen aus Rabelais drei Belege. Die Frage liegt nahe: Sind das die einzig vorkommenden Fälle? Hier, sowie auch noch an anderen Orten erwartet man bestimmtere Zahlenangaben; diese erst geben Arbeiten, wie es die vorliegende ist, ihren eigentlichen Wert.

51. Ed. Gollob, Zur Methodik des französischen Unterrichtes in den ersten zwei Jahrgängen an Realschulen. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Olmütz 1891, 8°, 13 SS.

Der Verf., seinem Fachstudium nach eigentlich Altphilologe, erstattet über die Erfahrungen Bericht, welche er in aushilfsweiser Verwendung beim französischen Unterricht in der II. Realschulclasse gemacht hat. Er gehört der Gruppe der gemäßigten Reformer an. Als solcher legt er zwar großes Gewicht auf die allmähliche Entwicklung der Sprachfertigkeit, will aber auch die Grammatik nicht aus dem Unterrichte hinausgewiesen wissen, wie die Forderung einiger Reformer angeblich lautet. Ich betone angeblich, denn dass die Reform der Grammatik einfach die Thüre weisen will, ist nachgerade eine fable convenue geworden, die gläubig von den Gegnern der Reform nachgebetet wird; auch die auf dem äußersten linken Flügel der Reformpartei Stehenden haben nicht daran gedacht, dass es möglich sei, Knaben im Alter von 11—12 Jahren ausschließlich auf dem Wege der unbewussten Spracherlernung in das Französische einzuführen. Nur die missverständliche Auffassung oder die absichtliche Deutung einzelner in der Hitze des Kampfes gegen die grammatisierende Methode gefallenen Äußerungen hat die Reformer in den Verruf der Grammatikscheu gebracht. Wie wenig dieser Vorwurf begründet ist, ergibt sich, von allem anderen abgesehen, schon daraus, dass mehrere der eifrigsten Vorkämpfer der Reform ziemlich umfangreiche Grammatiken verfasst haben und zwar nicht bloß, wie der Verf. dem Prof. Vietor vorwirft (S. 16), vor ihrer Bekehrung zu den Ideen der Reform. Ref. verweist hier nur auf die vor kurzem in 2. Auflage erschienene französische Schulgrammatik Kühns, gewiss eines sehr entschiedenen Gegners der alten Methode. Der Streitpunkt zwischen der alten und neuen Methode liegt nicht darin, ob, sondern wie, wann und zu welchem Zwecke Grammatik getrieben werden soll. Der Verf. spricht sich übrigens selbst für möglichste Beschränkung der Grammatik aus und legt großes Gewicht darauf, dass die Schüler möglichst bald verhalten werden, sich bei Beantwortung von Fragen, welche ihnen im Anschluss an den Lehrstoff gestellt werden, der fremden Sprache zu bedienen. An einem Lesestücke gibt er dann in Form eines Stundenbildes eine Probe des von ihm hiebei beobachteten Vorganges. Wenn der Verf. im übrigen eine Förderung des französischen Unterrichtes auf der Unterstufe in seiner Vereinigung mit dem deutschen Unterrichte in einer Hand erblickt, so spricht er damit nur einer Forderung das Wort, der ohnehin an allen Anstalten, soweit es die Personalverhältnisse nicht ganz unmöglich machen, genüge geleistet wird, da, auch abgesehen von den Instructionen für den Unterricht an

Realschulen (S. 31), die pädagogisch-didaktischen Rücksichten gebieterisch darauf hinweisen.

In den französischen Sätzen der Lehrprobe sind bei der Correctur einige Versehen nicht beachtet worden.

52. Fetter Joh., Französischer Reformunterricht (4. Schuljahr). Progr. der k. k. Staats-Unterrealschule im II. Bezirke von Wien 1891, 8°, 11 SS.

Nachdem der um die Einführung einer verbesserten Lehrmethode im Französischen hochverdiente Verf. in den früheren Programmen den von ihm in den Classen I—III eingehaltenen Unterrichtsgang dargelegt hat, erstattet er hier seinen Schlussbericht, indem er in gleicher Weise wie früher das in der IV. Classe beobachtete Lehrverfahren im allgemeinen skizziert und im einzelnen durch einige Lehrproben beleuchtet. Fast ausschließlicher Gebrauch des Französischen beim Unterrichte, stetes Zurückgreifen auf früher Durchgenommenes und Verbinden des Neuen mit dem Alten behufs Erwerbung und Festigung eines gewissen Wortschatzes, gründliche Durcharbeitung und Aneignung der Lesestücke durch Nacherzählen, Conversieren, Disponieren, Kürzen und Dictieren — das sind die am meisten hervorstechenden Züge des vom Verf. angewendeten Lehrverfahrens. Die Lehrproben, mittels deren der Verf. sein Unterrichtsverfahren beleuchtet, gehen nicht darauf aus, vollkommen treue Bilder einzelner Lehrstunden zu liefern, wie beispielsweise die bekannten Frick'schen Lehrproben. Dem Verf. ist es vor allem darum zu thun, an einer ziemlichen Anzahl von Beispielen darzulegen, wie er einzelne Lesestücke seines Lehrganges, IV. Th., beim Unterrichte verwertet, wie er sie zuerst nach Form und Inhalt dem Verständnisse der Schüler erschlossen, dann für grammatikalische und stilistische Zwecke und zu Sprechübungen ausgebeutet und zuletzt in umgeformter Gestalt als Schulaufgaben benützt hat. Neben der allen Schülern gemeinsamen Lectüre wurde auch Privatlectüre getrieben und zwar in der Art, dass jedem der 41 Schüler ein besonderes Stück aus dem Lesebuche aufgegeben wurde. Wohl nur auf diese Weise war es vielleicht möglich, den größeren Theil des für die IV. Classe bestimmten, sehr umfangreichen Buches zu bewältigen. Der vom Verf. hier eingehaltene Vorgang rücksichtlich der Privatlectüre mag vielleicht auf den ersten Blick insofern etwas Bedenkliches haben, als sich da immer nur je ein Schüler mit einem Lesestück beschäftigt hatte und es doch aus pädagogischen Gründen galt, die Theilnahme aller Schüler zu erzielen. Der Verf. zerstreut indes selbst das Bedenken durch die Bemerkung, dass die Classe nach dem Vortrage eines Lesestückes um den Inhalt befragt und während des Vortrages auf schwierigere Stellen aufmerksam gemacht wurde. Es wurde also die gespannte Aufmerksamkeit der Classe rege gehalten. Dazu gäbe es nun kein besseres Mittel, als wenn ein Schüler sein Stück vorliest, während die anderen Schüler bei geschlossenen Büchern dem Vortrage zu folgen und dann darüber Auskunft zu geben hätten. Freilich könnte diese Forderung nur bei leichteren Stücken gestellt werden. Es ist indes aus den Worten des Verf.s nicht genau zu entnehmen, ob er bei der Durchnahme der Privatlectüre in der Schule die anderen Schüler in ihren Büchern mitlesen ließ oder nicht. Im vierten Schuljahre, meint Ref., könnte der von ihm angedeutete Versuch immerhin mit Aussicht auf Erfolg vorgenommen werden. Im Schlusswort bezeichnet der Verf., wie er es schon in seinem beim III. deutsch-österreichen Mittelschultag gehaltenen Vortrage gethan hat, den Vorwurf, dass bei der neuen Methode der grammatische Unterricht vernachlässigt werde, als unberechtigt; es werde vielmehr zwischen der Sprache und den Sprachgesetzen ein inniger Zusammenhang, welcher bei einer einseitigen Behandlung gar nicht möglich sei, hergestellt. Der Verf. meint zum Schlusse, nachdem die Praxis nun die Wege hinlänglich an-

gedeutet habe, die der neusprachliche Unterricht wandeln soll, werde es Sache eines neuen Lehrplanes sein, die nunmehr einzuschlagende Bahn fest zu umgrenzen und ihr Ziel klar und deutlich zu erkennen zu geben. Gewiss wird sich, wenn die Reformideen weiter an Boden gewinnen, die Nothwendigkeit einer Abänderung des Lehrplanes aufdrängen. Ob der Zeitpunkt aber jetzt schon gekommen ist, da in einzelnen Dingen die Vertreter der Reform noch immer weit auseinandergehen, das wäre doch noch reiflich zu überlegen.

Wien. St. Kapp.

---

53. Winter S., Učitelstvo latinských škol městských v XVI. věku (Die Lehrerschaft an den städtischen Lateinschulen im XVI. Jahrhundert). Progr. des akad. Gymn. in Prag 1891, 8°, 27 SS.

Die verdienstliche Arbeit schildert auf Grundlage sorgsamer Durcharbeitung des einschlägigen Quellenmaterials, zu dem namentlich auch das handschriftliche vielfach herangezogen wird, und der sonstigen hiehergehörigen Literatur die Verhältnisse der Lehrerschaft an den lateinischen Schulen Böhmens vom Beginne der Neuzeit bis ins 17. Jahrhundert.

54. Fiedler J., Krátký nástin života arcikníźete Ferdinanda, místodržitele království Českého od roku 1548—1567 a hraběte Tyrolského (Kurze Lebensbeschreibung des Erzherzogs Ferdinand, Statthalters im Königreiche Böhmen 1548—1567 und Grafen von Tirol). Progr. des k. k. Real- und Obergymn. in Prag 1891, 8°, 21 SS.

Der Aufsatz beansprucht keine selbständige wissenschaftliche Bedeutung, wie sie etwa dem Buche Hirns zukommt. Der Verf. schildert — ohne seine Quellen zu nennen — das Leben des Erzherzogs von seiner Jugend an, behandelt seine Wirksamkeit als Statthalter in Böhmen, seine Verheiratung mit Philippine Welser und seine Thätigkeit als Landesherr in Tirol.

Graz. J. Loserth.

Lehrbücher und Lehrmittel.

(Fortsetzung vom Jahrgang 1893, Heft 2, S. 183).

Deutsch.

Drechsl Alexander Wilhelm, Biblische Geschichte des alten und neuen Bundes für die unteren Classen der Mittelschulen. Mit einer Karte von Palästina. 5. unv. Aufl. Wien, H. Kirsch 1893. Pr. geb. 95 kr. (Min.-Erl. v. 21. Februar 1893, Z. 3287).

Mach Franz J., Geschichte der Offenbarung des alten Bundes. 2. unv. Aufl. Wien, Pichlers W. und S. 1892. Pr. geb. 95 kr. (früher 1 fl. 5 kr. geh.) (Min.-Erl. v. 2. März 1893, Z. 3822).

Wappler, Dr. Anton, Lehrbuch der kathol. Religion für die oberen Classen der Gymnasien. I. Theil: Einleitung und der Beweis der Wahrheit der kathol. Kirche, 8. unv. Aufl. Wien, W. Braumüller 1893. Pr. geb. 1 fl. (gegen 1 fl. 20 kr. der früheren Aufl.) (Min.-Erl. v. 4. Januar 1893, Z. 28.821 ex 1892).

Homeri Iliadis epitome Francisci Hocheggeri. In usum scholarum quintum edidit Augustinus Scheindler. Pars prior Iliadis I—X, 5. unv. Aufl. Wien, K. Gerolds Sohn. Pr. cart. 55 kr. (Min.-Erl. v. 22. Januar 1893, Z. 641).

Schenkl Karl, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Griechische für die Classen des Obergymn. 8. umg. Aufl. 2 Theile. 1. Theil: Übungsstücke. 2. Theil: Erklärende Anmerkungen und deutsch-griechisches Wörterverzeichnis. Wien, F. Tempsky 1893. Pr. geh. 1 fl. 10 kr., geb. 1 fl. 40 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 22. Februar 1893, Z. 3511).

Charvát R. und Ouředníček E., Lehrgang der böhmischen Sprache für deutsche Mittelschulen. II. Theil. Olmütz, E. Hölzel 1892. Pr. geb. 1 fl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 14. Februar 1893, Z. 147).

Bechtel Adolf, Französisches Sprech- und Lesebuch. I. Stufe für die zwei ersten Jahrgänge. 5. Aufl. (Unv. Abdruck der 2. verb. Aufl.) Wien, Manz (J. Klinkhardt) 1893. Pr. brosch. 75 kr. (Min.-Erl. v. 15. März 1893, Z. 4633).

Mayer, Dr. Franz Martin, Lehrbuch der Geschichte für die unteren Classen der Mittelschulen. II. Theil: Mittelalter. Wien u. Prag, Tempsky 1893. Pr. geh. 50 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 20. Februar 1893, Z. 3280).

Krist, Dr. Josef, Anfangsgründe der Naturlehre für die unteren Classen der Mittelschulen, besonders der Gymnasien. 18. Aufl. bearb. von Prof. Dr. Pscheidl, mit 227 Holzschnitten. Wien u. Leipzig, W. Braumüller 1893. Pr. geb. 1 fl. 25 kr., unter Beachtung der im Schlussabsatze des Min.-Erl. v. 24. Mai 1892, Z. 11.373 enthaltenen Anordnung wegen Streichung des dem Lehrplane Widersprechenden allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 13. Januar 1893, Z. 20.008 ex 1892).

Pokorny, Naturgeschichte des Pflanzenreiches für die unteren Classen der Mittelschulen, bearb. von Dr. R. Latzel und Joh. Mik. 19. umg. Aufl. Wien u. Prag, F. Tempsky 1893. Pr. geh. 90 kr., wie die 17. Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 31. Januar 1893, Z. 1108).

Hochstetter, Dr. F., und Bisching, Dr. A., Leitfaden der Mineralogie und Geologie für die oberen Classen der Mittelschulen. Mit 168 im Texte eingedruckten Abbildungen, 10. unv. Aufl. Wien, A. Hölder 1893. Pr. geh. 1 fl., in Leinwand geb. 1 fl. 20 kr. (Min.-Erl. v. 31. Januar 1893, Z. 1556).

Pokorny, Naturgeschichte des Mineralreiches für die unteren Classen der Mittelschulen bearb. von Dr. R. Latzel und Jos. Mik. 17. verb. Aufl. Mit 96 Abbildungen, einer Karte von Österreich-Ungarn und einer Tafel mit Krystallformen. Wien u. Prag, F. Tempsky 1893. Pr. geh. 55 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 15. März 1893, Z. 3372).

Italienisch.

Grammatica della lingua italiana ad uso delle scuole medie della monarchia austro-ungarica. 2. Aufl. Triest, G. Chiopris 1893. Pr. brosch. 1 fl. 40 kr., geb. 1 fl. 60 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 21. März 1893, Z. 5455).

Čechisch.

Výbor ze spisů Xenofontových. Lindners Ausgabe für Gymnasien mit böhm. Unterrichtssprache bearb. von A. M. Fejta. Prag u. Wien, F. Tempsky. Pr. geh. 85 kr., geb. 1 fl. 5 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 5. Februar 1893, Z. 28.965).

Schulz Jaroslav G., Souvislé úkoly z četby Xenofonta pro V. a VI. třídu gymnasijní na základě Výboru Steinmannova dle mluvnic Schulzovy a Niederlovy. Brünn, K. Winkler 1893. Pr. geb. 95 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 11. Februar 1893, Z. 2424).

Kunz Karl, Cvičebnice jazyka německého pro nižší třídy škol středních. Díl II. 5. verb. Aufl. Pilsen, K. Maasch 1892. Pr. geb. 80 kr., mit Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 11. Februar 1893, Z. 1623).

Šubrt Franz, Učebnice a čitanka francouzská. Díl III. pro pátou třídu českých škol středních. Prag, G. Neugebauer 1892. Pr. geb. 1 fl. 40 kr., der Gebrauch kann auf motiviertes Einschreiten des Lehrkörpers vom Landesschulrathe gestattet werden (Min.-Erl. v. 12. März 1893, Z. 4091).

Tille, Dr. Ant., Učebnice zeměpisu obecného i rakousko-uherského. Svazek I. Zeměpis obecný. Část první, pro první třídu gymnasií a reálných gymnasií. 9. Aufl. Prag, J. L. Kober 1893. Pr. geb. 95 kr., wie die 8. Aufl. an Gymn. und Realgymn., jedoch unter Beachtung der im Schlussabsatze des (Min.-Erl. v. 24. Mai 1892, Z. 11.373 enthaltenen Anordnung wegen Streichung des dem Lehrplane Widersprechenden allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 29. Januar 1893, Z. 26.043 ex 1892).

Serbo-croatisch.

Divković Mirko, Latinske vježbe za II. gimnazijski razred. 3. Aufl. Agram, Verlag der kgl. Landesregierung 1892. Pr. geb. 66 kr., mit Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der vorhergehenden Aufl. in derselben Classe allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 11. Februar 1893, Z. 885).

— — Nauka o izreci za školu. 5. Aufl. Agram 1892. Pr. geh. 55 kr.

— — Oblici hrvatskoga jezika za srednje škole. 3. Aufl. Pr. geh. 50 kr.

— — Hrvatska sintaksa za školu. 2. Aufl. Agram 1892. Pr. geh. 50 kr. Commissions-Verlag Fr. Župan (R. F. Auer), allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 11. Februar 1893, Z. 996).

Smičiklas T., Hrvatska čitanka za I. razred gimnasijski. Nach der 2. Aufl. bearb. von M. Divković. Agram, Verlag der kgl. Landesregierung 1887. Pr. geb. 45 kr., mit Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. in derselben Classe bis auf weiteres allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 14. Febr. 1893, Z. 884).

Mussafija, Dr. Ad., Talijanska slovnica za početnike. Priredio prof. J. Krst. Švrljuga. 4. wesentlich unv. Aufl. Agram, Fr. Župan (R. F. Auer) 1892. Pr. geb. 1 fl. 90 kr. (Min.-Erl. v. 11. Februar 1893, Z. 27.548 ex 1892).

Posedel, Dr. Josef, Empirična psihologija za školsku i privatnu potrebu. Zeng, Selbstverlag 1892. Pr. geh. 1 fl. 40 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 6. März 1893, Z. 4151).

Močnik, Dr. F., Pouka u mjerstvu za više razrede srednjih učilišta. 2. kroat. Aufl., nach der 18. und 19. deutschen besorgt von V. M. Golub. Mit 228 Figuren. Agram, Verlag der kgl. Landesregierung 1887. Pr. 1 fl. 50 kr., wie die erste Aufl. bis auf weiteres allgemein zugelassen Min.-Erl. v. 13. Februar 1893, Z. 998).

Pokorny, Dr. A., Prirodopis bilinstva sa slikama. Za niže razrede srednjih učiona. 4. Aufl. Nach der 17. deutschen Aufl. bearb. von J. Janda. Agram, Verlag der kgl. Landesregierung 1892. Pr. 1 fl. 30 kr., wie die dritte Aufl., jedoch unter Beachtung der im Schlussabsatze des Min.-Erl. v. 24. Mai 1892, Z. 11.373, enthaltenen Anordnung wegen der den Weisungen der Instructionen entsprechenden Auswahl des Lehrstoffes allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 13. Februar 1893, Z. 828).

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Erlass des Min. für C. und U. v. 17. März 1893, Z. 4818, an sämmtliche k. k. Landesschulbehörden, betreffend Wiederholungsprüfungen aus Naturgeschichte und Physik im Untergymn. nach Schluss des I. Sem. — Über gestellte Anfragen, betreffend die Behandlung jener Schüler der Gymn., welche in der I. oder II. Classe aus der Zoologie im Wintersemester, beziehungsweise in dem diesen Lehrzweig abschließenden ersten Monate des Sommersem. den Anforderungen nicht entsprochen haben, wird dem k. k. Landesschulrathe eröffnet, dass die fragliche Angelegenheit im Hinblicke auf die gegenwärtige Vertheilung des Lehrstoffes der Naturgeschichte (Min.-Verordn. v. 24. Mai 1892, Z. 11.372) in den zwei untersten Classen und auf die Methode dieses Unterrichtes nicht nach den Bestimmungen des Min.-Erl. v. 4. Februar 1859, Z. 108, bezüglich der nicht genügenden Leistung im I. Sem. aus einem Gegenstande, der ein für sich abgeschlossenes Ganzes bildet, zu behandeln ist. Da die Beendigung des zoologischen Lehrcurses sammt den damit in Verbindung zu bringenden Wiederholungen des Hauptsächlichen in das II. Sem. fällt, so wird am Schlusse desselben nach den über die Classification bestehenden Normen unter Berücksichtigung der Leistungen während des ganzen Semesters das Urtheil über jeden Schüler festzustellen sein. Insoferne es sich bei einem derselben um eine Versetzungsprüfung aus der Naturgeschichte oder um eine Wiederholungsprüfung nach den Ferien handelt, ist selbstverständlich der Lehrstoff des ganzen Semesters in dieselbe einzubeziehen. Die Bedingungen, unter welchen nach dem obigen Min.-Erl. vom Jahre 1859 eine Wiederholungsprüfung in den ersten sechs Wochen des II. Sem. abzuhalten ist, treffen aber auch bei der Physik in der III. Classe des Gymn. nicht zu, indem dieser Unterrichtsstoff kein abgeschlossenes Ganzes bildet und der Lehrer bei den Beziehungen zwischen den physikalischen Capiteln des I. Sem. und dem mineralogischen Unterrichte des II. Sem. hinreichende Gelegenheit finden wird, auf den Lehrstoff des I. Sem. zurückzukommen und sich zu überzeugen, inwieweit die schwachen Schüler die Ausfüllung der Lücken in ihren physikalischen Kenntnissen sich angelegen sein ließen. Demgemäß erscheint eine Wiederholungsprüfung über den physikalischen Lehrstoff des I. Sem. der III. Classe behufs Beurtheilung, ob ein Schüler im naturwissenschaftlichen Unterrichte das Lehrziel dieser Classe erreicht habe und in die höhere Classe aufsteigen könne, nicht erforderlich.

Der Min. für C. und U. hat der V. Classe des Privatgymn. des Franz Scholz in Graz das Öffentlichkeitsrecht für das Schuljahr 1892/93 verliehen (Min.-Erl. v. 13. Januar 1893, Z. 28.816 ex 1892).

Der Min. für C. und U. hat das dem Communalgymn. zu Ober-Döbling (XIX. Bezirk von Wien) für die vier unteren Classen verliehene Recht der Öffentlichkeit vom Schuljahre 1892/93 angefangen auf die Oberclassen, somit auf die ganze Anstalt auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen unter Anerkennung des Reciprocitätsverhältnisses im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 ausgedehnt und der genannten Anstalt das Recht ertheilt, vom laufenden Schuljahre angefangen Maturitätsprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Maturitätszeugnisse auszustellen (Min.-Erl. v. 20. Januar 1893, Z. 1096).

Der Min. für C. und U. hat das dem Communal-Real- und Obergymn. in Teplitz mit dem Erlasse vom 11. Januar 1885, Z. 24.915 ex 1884, für die vier unteren Classen verliehene Recht der Öffentlichkeit auf die V. Classe für das Schuljahr 1892/93 ausgedehnt (Min.-Erl. v. 19. Januar 1893, Z. 566).

Der Min. für C. und U. hat der I., II. und III. Classe des Communalgymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Königinhof für das Schuljahr 1892/93 das Recht der Öffentlichkeit unter gleichzeitiger Anerkennung des Fortbestandes des Reciprocitätsverhältnisses im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 verliehen (Min.-Erl. v. 23. Januar 1893, Z. 1053).

Der Min. für C. und U. hat der VI. und VII. Classe der Privat-Lehr- und Erziehungsanstalt in Bąkowice bei Chyrów für das Schuljahr 1892/93 das Recht der Führung des Namens Gymnasialclassen und das Öffentlichkeitsrecht verliehen (Min.-Erl. v. 21. Januar 1893, Z. 1093).

Der Min. für C. und U. hat dem Basilianer-Ordens-Gymn. in Buczacz mit Ende des Schuljahres 1892/93 das Öffentlichkeitsrecht entzogen (Min.-Erl. v. 15. März 1893, Z. 4725).

Seine k. u. k. apost. Majestät haben mit a. h. Entschl. v. 11. Jan. 1892 vorbehaltlich der verfassungsmäßigen Bewilligung der erforderlichen Mittel a. g. zu genehmigen geruht, dass das Communalgymn. in Pilgram unter Annahme der angebotenen Beitragsleistung der Stadtgemeinde Pilgram vom 1. Jan. 1893 ab in die Verwaltung des Staates übernommen werde.

Seine k. u. k. apost. Majestät haben mit a. h. Entschl. v. 18. Jan. 1892 vorbehaltlich der verfassungsmäßigen Bewilligung der erforderlichen Mittel a. g. zu genehmigen geruht, dass in Buczacz unter Annahme der angebotenen Beitragsleistungen der Stadtgemeinde Buczacz mit Beginn des Schuljahres 1893/94 ein Staatsgymn. errichtet werde.

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen.

Der Bezirkscommissär der böhm. Statthalterei A. Graf Trauttmannsdorff-Weinsberg zum Ministerialconcipisten im Min. für C. und U.

Der a. o. Prof. der Musikwissenschaft an der deutschen Univ. in Prag Dr. Guido Adler den Titel und Charakter eines ord. Univ.-Prof. (a. h. Entschl. v. 4. Februar), die a. o. Proff. an der Univ. in Lemberg Dr. Josef Komarnicki und Dr. Josef Bilczewski zu ord. Proff., ersterer für das Bibelstudium und die höhere Exegese des neuen Testamentes, letzterer für specielle Dogmatik (a. h. Entschl. v. 28. Januar), der ord. Prof. an der böhm. Univ. in Prag Dr. Josef Constantin Jireček zum ord. Prof. der slav. Philologie und Alterthumskunde an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 22. Februar), der a. o. Prof. Dr. Anton Weiß zum ord. Prof. der Kirchengeschichte, der Religionsprof. an der Lehrerinnen-

bildungsanstalt in Graz Dr. Johann Weiß und der Prof. am f.-b. Knabenseminare daselbst Dr. Franz Gutjahr zu ord. Proff., und zwar ersterer für das Bibelstudium des alten, letzterer für das Bibelstudium des neuen Bundes an der Univ. in Graz (a. h. Entschl. v. 10. März), der ord. Prof. an der Univ. in Freiburg in Baden Dr. Eugen Philippovich von Philippsberg zum ord. Prof. der polit. Ökonomie an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 12. März), der ord. Prof. an der Univ. in Basel Dr. Edmund Bernatzik zum ord. Prof. des allg. und österr. Staatsrechtes und der a. o. Prof. Dr. Ludwig Gumplowicz zum ord. Prof. der Verwaltungslehre an der Univ. in Graz (a. h. Entschl. v. 6. März), der ord. Prof. an der Univ. in Czernowitz Dr. Johann Loserth zum ord. Prof. der allg. Geschichte an der Univ. in Graz (a. h. Entschl. v. 25. März), der Privatdocent an der Univ. in Graz Dr. Karl Luick zum a. o. Prof. für engl. Sprache und Literatur an dieser Univ. (a. h. Entschl. v. 29. März), der Finanzrath bei der Finanz-Bezirksdirection in Graz, Privatdocent Dr. Franz Freiherr Myrbach von Rheinfeld zum ord. Prof. der polit. Ökonomie an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 30. März), der a. o. Prof. Dr. Josef Král zum ord. Prof. der class. Philologie an der böhm. Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 1. April), der Privatdocent an der Univ. in Wien Dr. Josef Nevinný zum a. o. Prof. der Pharmakologie und Pharmakognosie an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 13. April), der derzeitige Chef des städtischen hygien. Laboratoriums in Warschau Odo Bujwid zum a. o. Prof. der Hygiene an der Univ. in Krakau (a. h. Entschl. v. 8. April).

Der Supplent der griech.-orient. theol. Lehranstalt in Zara Stefan Javor zum Prof. an dieser Lehranstalt (a. h. Entschl. v. 9. Februar).

Zu Mitgliedern der k. k. Prüfungscommission für das Lehramt an Gymn. und Realschulen in Lemberg für das Studienjahr 1892/93, und zwar zum Director der Univ.-Prof. Dr. L. Cwikliński, zum Director-Stellvertreter der Univ.-Prof. Dr. R. Pilat, zu Fachexaminatoren für class. Philologie die Univ.-Proff. Dr. L. Cwikliński und Dr. B. Kruczkiewicz, für deutsche Sprache der Univ.-Prof. Dr. R. M. Werner, für polnische Sprache der Univ.-Prof. Dr. R. Pilat, für ruthenische Sprache der Univ.-Prof. Dr. A. Ogonowski, für Geschichte die Univ.-Prof. Dr. I. Szaraniewicz, Dr. Th. Wojciechowski, Dr. B. Dembiński und Dr. L. Finkel, für Geographie der Univ.-Prof. Dr. A. Rehmann, für Philosophie der Univ.-Prof. Dr. A. Raciborski, für Mathematik der Prof. an der techn. Hochschule Dr. L. Zajączkowski und der Univ.-Prof. Dr. J. Puzyna, für Physik der Univ.-Prof. Dr. O. Fabian, für Zoologie der Univ.-Prof. Dr. B. Nałęcz-Dybowski, für Botanik der Univ.-Prof. Dr. Th. Ciesielski, für Mineralogie der Prof. an der techn. Hochschule J. Niedźwiedzki und der Univ.-Prof. Dr. E. R. von Habdank-Dunikowski, für Chemie der Univ.-Prof. Dr. B. Radziszewski.

Die Zulassung des Custosadjuncten am k. k. naturhist. Hofmuseum in Wien Dr. Michael Haberlandt als Privatdocent für allgemeine Ethnographie und des prov. Gymnasiallehrers Dr. Edmund Hauler als Privatdocent für class. Philologie an der phil. Fac. der Univ. in Wien wurde genehmigt, desgleichen die Zulassung des k. k. Finanzrathes Dr. Ignaz Gruber als Privatdocent für Statistik an der rechts- und staatswissenschaftl. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Rudolf Frank als Privatdocent für Chirurgie und des Dr. Benjamin Gomperz als Privatdocent für Ohrenheilkunde an der medicin. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Konrad Zindler als Privatdocent für synthetische Geometrie an der philos. Fac. der Univ. in Graz, des Dr. Vincenz Zibrt als Privatdocent für allg. Culturgeschichte mit bes. Berücksichtigung der österr. Länder an der phil. Fac. der böhm. Univ. in Prag, des Dr. Max Hussarek Ritter von Heinlein als Privatdocent für Kirchenrecht an der rechts- und staatswissenschaftl. Fac. der Univ. in Wien.

Die venia legendi des Privatdocenten für poln. Literatur an der phil. Fac. der Univ. in Krakau Dr. Josef Tretiak wurde auf das Gebiet der ruth. Sprache und Literatur an der gen. Fac. erweitert.

Zum Amanuensis an der Bibliothek der Hochschule für Bodencultur der Praktikant der k. k. Universitätsbibliothek in Wien Dr. Ignaz Stich.

Der Prof. an der theol. Central-Lehranstalt in Zara Titular-Hofcaplan Dr. Anton Gijove zum Mitgliede des Landesschulrathes für Dalmatien auf die restliche Dauer der laufenden Functionsperiode (a. h. Entschl. v. 8. März).

Der Bezirksschulinspector Gymnasialprof. Dr. Karl Rieger zum Landesschulinspector (a. h. Entschl. v. 12. Januar). Derselbe wurde dem Landesschulrathe für Niederösterreich zur Dienstleistung zugewiesen.

Der Director des deutschen Gymn. auf der Kleinseite in Prag Wenzel Klouček und der Director des böhm. Gymn. auf der Neustadt in Prag Dr. Eduard Kastner zu Landesschulinspectoren (a. h. Entschl. v. 15. Februar). Dieselben wurden dem Landesschulrathe für Böhmen zur Dienstleistung zugewiesen.

Der Prof. an der böhm. Staatsmittelschule in Prag-Kleinseite Martin Pokorný zum Director dieser Anstalt (a. h. Entschl. v. 24. Januar), der Director des Communal-Real- und Obergymn. in Raudnitz Josef Černý zum Director des dortigen Staatsgymn. (a. h. Entschl. v. 1. April), der Prof. am Gymn. in Pilgram Wenzel Petru zum Director dieser Anstalt (a. h. Entschl. v. 15. April).

Der Min. für C. und U. hat mit Erlass v. 19. October 1892, Z. 5241, eine fachmännische Inspection des Zeichenunterrichtes an Gymnasien, Realgymnasien, Realschulen und Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten eingeführt und zu Fachinspectoren für diesen Unterrichtszweig ernannt: für Niederösterreich: den Prof. an der Oberrealschule im II. Wiener Bezirke J. Langl; für Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnten, Krain, für die Lehranstalten mit deutscher Unterrichtssprache in Tirol und für Vorarlberg: den Prof. an der Realschule in Salzburg H. Lukas; für das Küstenland, Dalmatien und für die Lehranstalten mit italienischer Unterrichtssprache in Tirol: den Lehrer am Gymn. in Rudolfswert M. Gembrecich; für Böhmen: den Prof. an der II. deutschen Realschule in Prag A. Friebel und den Prof. an der böhm. Realschule in Karolinenthal J. Skoda, und zwar ersteren für die Lehranstalten mit deutscher, letzteren für jene mit böhmischer Unterrichtssprache; für Mähren und Schlesien: den Prof. an der Realschule in Graz A. Anděl und für Galizien und die Bukowina: den Prof. an der Realschule in Lemberg A. Stefanowicz.

In die VIII. Rangsclasse wurden befördert: die Proff. am I. Gymn. in Graz Dr. O. Adamek und J. G. Reis, der Prof. am Gymn. in Cilli A. Pischek, der Prof. am Gymn. in Marburg F. Horak, der Prof. am Gymn. in Villach J. Koch, die Proff. am Gymn. in Klagenfurt Dr. H. Purtscher und J. Scheinig, der Prof. am böhm. Gymn. in Olmütz V. Prasek, die Proff. am Gymn. in Innsbruck G. Baldauf, Dr. G. Heigl, M. Hochfellner, die Proff. an der ital. Abth. des Gymn. in Trient B. Dalpiaz, F. Grotti, F. Postet, der Prof. an der deutschen Abth. des Gymn. in Trient Dr. A. Mayr, die Proff. am Gymn. in Rovereto C. Socin, Dr. B. Visintainer, J. Filzi, die Proff. am Obergymn. in Laibach A. Wester und J. Wallner, der Prof. am Untergymn. in Laibach M. Karlin, der Prof. am Gymn. in Gottschee J. Obergföll, der Prof. am Gymn. in Czernowitz V. Faustmann.

Der Religionsprof. am Real- und Obergymn. in Chrudim F. Pilný zum Religionsprof. am böhm. Gymn. in Pilsen, zu Religionslehrern am Gymn. in Tarnopol der Religions-Aushilfslehrer am Gymn. in Stryj Dr. M. Kuryś und der Religionslehrer an der Volksschule in Stryj E. Gromnicki.

Der gegenseitige Dienstpostentausch des Prof. am Gymn. in Landskron Franz Niedermayr und des wirkl. Lehrers am Gymn. in Villach Franz Schmidl wurde genehmigt.

Auszeichnungen erhielten:

Der Vicepräsident des Landesschulrathes für Galizien Dr. Michael Bobrzyński das Comthurkreuz des Franz Joseph-Ordens (a. h. Entschl. v. 23. Januar).

Der pens. Gymnasialdirector Karl Tieftrunk den Titel eines Schulrathes (a. h. Entschl. v. 3. Februar).

Der ord. Prof. der Anatomie und Physiologie der Pflanzen an der Univ. in Wien Dr. Julius Wiesner, der ord. Prof. der pathol. Anatomie an dieser Univ. Dr. Hans Kundrat und der ord. Prof. der Histologie an derselben Univ. Dr. Victor Ritter Ebner von Ebenstein den Titel eines Hofrathes (a. h. Entschl. v. 17. Februar).

Der Director des städtischen Museums Carolino-Augusteum in Salzburg Dr. Alexander Petter den Titel eines kais. Rathes und der Architekt Anton Wiehl in Prag den Titel eines Baurathes, in Anerkennung ihrer verdienstlichen Thätigkeit als Conservatoren der Centralcommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale (a. h. Entschl. v. 2. März).

Der pens. Gymnasialprof. Dr. Josef Malfertheiner den Titel eines kais. Rathes (a. h. Entschl. v. 4. März).

Dem Director des Gymn. im IX. Bezirke in Wien, Regierungsrath Johann Ptaschnik wurde aus Anlass der erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand die a. h. Anerkennung seiner vieljährigen vorzüglichen Wirksamkeit im Lehramte ausgesprochen (a. h. Entschl. v. 4. März).

Der Director des Gymn. in Deutschbrod Josef Končinský aus Anlass der von demselben erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand den Titel eines Schulrathes (a. h. Entschl. v. 8. März).

Der Bibliothekar an der techn. Hochschule in Wien Dr. Friedrich Leithe und der Bibliothekar an der Wiener Univ.-Bibliothek Dr. Ferdinand Grassauer den Titel eines Regierungsrathes (a. h. Entschl. v. 10. März).

Der Landesschulinspector Stanislaus Olszewski in Lemberg aus Anlass der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand den Orden der eisernen Krone III. Cl. (a. h. Entschl. v. 22. März).

Die Landesschulinspectoren Josef Berger und Dr. Anton Tille den Orden der eisernen Krone III. Cl. (a. h. Entschl. v. 5. April).

Nekrologie.

(Januar bis Mai.)

Am 2. Jan. in Oxford der Prof. der Zoologie an der dortigen Univ. John Westwood, 87 J. alt.

Am 3. Jan. in St. Petersburg der Geheimrath Nikolai J. Kokscharow, ein hervorragender Mineraloge, 75 J. alt.

Am 10. Jan. in Zürich der Prof. der Theologie an der Univ. daselbst Dr. Gustav Volkmar, 83 J. alt.

Am 11. Jan. in London der Dichter John Sevain.

Am 12. Jan. in Brühl der Director des dortigen Gymn. Dr. Eschweiler, 55 J. alt.

Am 13. Jan. in Weimar der Lehrer am dortigen Sophienstift Friedrich Seidel, pädagogischer Schriftsteller, im 61. Lebensjahre.

Am 14. Jan. in Frankfurt a. M. der Gymnasiallehrer Prof. Friedrich K. Noll, als zoologischer Schriftsteller bekannt, 61 J. alt.

Am 15. Jan. in Breslau der geh. Regierungs-, Consistorial- und Schulrath Eismann.

Am 23. Jan. in Berlin der Docent an der Lehranstalt für Wissenschaft des Judenthums, Dr. David Cassel, im 75. Lebensjahre.

Am 24. Jan. in Nürnberg der frühere Prof. des röm. Rechtes an der Univ. in Erlangen, Dr. Freiherr von Scheurl, 83 J. alt, und in Paris der Prof. an der Academie de médecin, Alfred Hardy, 82 J. alt.

Am 25. Jan. in Bamberg der Lycealprof. a. D. und geistl. Rath Dr. A. Haupt.

Im Jan. der a. o. Prof. für Hautkrankheiten an der Univ. in Greifswald Dr. Karl Eichstedt, im 77. Lebensjahre, in Dillingen der Prof. der Kirchengeschichte am dortigen Lyceum Dr. Melchior Imhofer, in London der gründliche Kenner der armenischen Sprache Prof. Schrumpf und in München der vormalige Prof. an der dortigen techn. Hochschule und Oberbibliothekar Dr. A. J. Bischoff.

Am 1. Febr. in Wien der Prof. an der Oberrealschule im XV. Bezirke Wiens und Privatdocent für Chemie an der Univ. Dr. Eduard Czumpelik, 61 J. alt.

Am 2. Febr. in Karlsruhe der Prof. an der techn. Hochschule daselbst Heinrich Richard und in Philadelphia der Prof. der Chemie und Mineralogie an der Univ. von Pensylvanien Dr. F. A. Genth, im 73. Lebensjahre.

Am 8. Febr. in Salzburg der pens. Realschulprof. Heinrich Reitzenböck, pädag. Schriftsteller.

Am 11. Febr. in London das Parlamentsmitglied Louis Jennings, public. Schriftsteller, 57 J. alt.

Am 12. Febr. in Linköping der Bischof Cornelius, früher Prof. der Kirchengeschichte an der Univ. Upsala, in St. Gratien bei Paris der k. deutsche Generalconsul z. D. Dr. Felix Bamberg, public. Schriftsteller, in St. Petersburg der emer. Prof. an der dortigen Univ. Jul. Ed. Janson, und in Lemberg der Componist Wilhelm Czerwinski, im 56. Lebensjahre.

Am 13. Febr. in Dresden der milit. Schriftsteller Generalmajor a. D. Graf E. M. von Holtzendorff.

Am 14. Febr. in Mainz der Schriftsteller auf dem Gebiete der Alterthumskunde, Dr. Ludwig Lindenschmitt, im 84. Lebensjahre.

Am 19. Febr. in Wien der emer. Gymnasialdirector Dr. Karl Fr. Burkhard, als Schulmann und Schriftsteller auf dem Gebiete des Sanskrit hochgeschätzt, im 69. Lebensjahre.

Am 24. Febr. in Breslau der Prof. der Botanik an der dortigen Univ. Dr. Karl Prantl, in Berlin der a. o. Prof. für Petrographie an der Univ. daselbst Dr. Karl Aug. Lossen, 52 J. alt, und in Paris der Prof. an der Academie de médecin Benjamin Ball, 59 J. alt.

Am 27. Febr. in München der Historienmaler Prof. Alois Alt, ein geborener Tiroler.

Im Febr. in Aberdeen der Prof. der Logik an der dortigen Univ. William Mink, 47 J. alt, in Vigo die spanische Schriftstellerin Doña Conception Arenal, 73 J. alt, und in Colmar der Stadtarchivar Xaver Mossmann, Forscher auf dem Gebiete der Geschichte des Elsasses, 72 J. alt.

Am 1. März in Tokio der Prof. der polit. Ökonomie an der dortigen Univ. Dr. Udo Eggert.

Am 2. März in Neapel der norwegische Sprachforscher Christian J. Mohn, im 85. Lebensjahre.

Am 6. März in Innsbruck der emer. Prof. des Civilprocesses an der dortigen Univ. Dr. Karl Beidtel, im 75. Lebensjahre.

Am 7. März in Karlsruhe der Pädagoge Kreisschulrath Scheerer.

Am 8. März in Böhmisch-Leipa der Genremaler Prof. Eduard Steffen, 54 J. alt, und in Innsbruck der Prof. an der theol. Fac. an der dortigen Univ. Anton Tutzer, 76 J. alt.

Am 11. März in Göttingen der emer. Prof. der Physiologie an der Univ. daselbst, Dr. Gustav Herbst, 90 J. alt.

Am 14. März in Düsseldorf der Musikdirector und Componist Alfred Dregert.

Am 16. März in Ragusa der dortige Bischof Mato Vodopić, als croatischer Schriftsteller bekannt, und in Lemberg der volkswirtschaftl. Schriftsteller Supiński, 90 J. alt.

Am 30. März in Eisenach der Mineraloge und Geologe Prof. Senft.

Am 3. April in Kassel der Bildhauer Robert Cauer, im 62. Lebensjahre, und in Jena der a. o. Prof. der class. Philologie an der Univ. daselbst, Hofrath Dr. Moriz B. Vermehren, 64 J. alt.

Am 4. April in Karlsruhe der Prof. der Kunstgeschichte an der dortigen techn. Hochschule, Dr. Wilhelm Lübke, 67 J. alt.

Am 5. April in Genf der berühmte Botaniker, emer. Prof. an der Univ. daselbst Alphonse de Candolle, 87 J. alt.

Am 6. April in Breslau der Realschuldirector a. D. Dr. Kletke, und in Wester-Löfta in Schweden der Probst Dr. Karl J. Lénström, als Schriftsteller auf vielen Gebieten verdient.

Am 7. April in Berlin der Bildhauer Martin Paul Otto, Prof. an der dortigen Kunstakademie, im 47. Lebensjahre, und in Wien der Prof. am theres. Gymn. Dr. Friedrich Bernd, im 45. Lebensjahre.

Am 8. April in Wien der Schriftsteller Gottfried Freiherr von Lüttgendorff-Leinburg, als trefflicher Übersetzer aus den nordgermanischen Sprachen bekannt, im 68. Lebensjahre, und in Dresden der Prof. der Chirurgie an der Univ. Utrecht Dr. Friedrich Adolf Salzer.

Am 10. April in Berlin der a. o. Prof. für Kunstwissenschaft an der dortigen Univ. geh. Regierungsrath Dr. Karl Werder, im 86. Lebensjahre.

Am 11. April in Amsterdam der Director des städt. Archives Dr. N. de Roever.

Am 12. April in Solothurn der Schriftsteller, L. von Haller, 80 J. alt.

Am 13. April in Baden in Argau der treffliche Bildhauer Robert Dorer, 62 J. alt.

Am 16. April in Krems der Prof. Anton Powondra, 52 J. alt.

Am 19. April in Prag der emer. Prof. der Mathematik an der dortigen deutschen Univ. Dr. Heinrich Durège, 72 J. alt, und in Rom der Dichter und Historiker John Addington Symonds, im 53. Lebensjahre.

Am 20. April in Straßburg i. E. der Dichter Daniel Hirtz, 89 J. alt.

Am 21. April in Potsdam der geh. Medicinalrath Dr. Robert Hartmann, Prof. der Physiologie an der Univ. in Berlin, im 62. Lebensjahre.

Am 22. April in Halle a. S. der Docent für Gartenbaukunde an der dortigen Univ. Dr. F. Heyer, im 43. Lebensjahre.

Am 24. April in Bozen der Schriftsteller Eduard Schmidt (Weißenfels).

Am 25. April in Wien der Prof. der pathol. Anatomie an der Univ. in Wien, Hofrath Dr. Hans Kundrat, im 48. Lebensjahre.

Am 26. April in Paris der Akademiker Magade, Verf. der polit. Rundschau in der Revue des deux Mondes, 72 J. alt.

Am 27. April in Graz der Prof. an der dortigen techn. Hochschule Adolf von Gabriely, und in Steyr der Volks- und Dialectdichter Josef Moser, im 82. Lebensjahre.

Am 30. April in Budapest der Componist Julius von Beliczay, 58 J. alt.

Im April in Graz die Gattin des Prof. an der Kunstgewerbeschule des österr. Museums Frau Minna König, als Malerin auf dem Gebiete des Stillebens und Genres bekannt, 44 J. alt, und in Schäßburg (Siebenbürgen) der Dichter Michael Albert, 57 J. alt.

Am 2. Mai in Wien der a. o. Prof. für Krankheiten der Respirations- und Circulationsorgane, Regierungsrath Dr. F. Schnitzler, 58 J. alt, und in Breslau der Historienmaler Paul Schobelt, Prof. an der dortigen Kunstschule, 55 J. alt.

Am 6. Mai in Linz der Maler kais. Rath J. M. Kaiser, emer. Custos des Linzer Museums, im 69. Lebensjahre.

Am 8. Mai in Brünn der Liedercomponist Ferdinand Debois, 58 J. alt.

Im Mai in Neapel der Prof. der Medicin an der dortigen Univ., Senator Arnoldo Cantani, in Hainsbach in Böhmen geboren, 56 J. alt.

Entgegnung.

Herr Lauczizky hat im Februarhefte dieser Zeitschrift eine Recension meines Aufsatzes im Programme des Communalgymn. in Kaaden vom J. 1892 „Die Platonische Apologie die wirkliche Vertheidigungsrede des Sokrates“ veröffentlicht. Was den Ton dieser Anzeige betrifft, finde ich es unter meiner Würde, auf denselben einzugehen. Der Ansicht, welche Herr L. vom Werte dieser Arbeit hat, erlaube ich mir nur den Calcul eines gewiss maßgebenden Mannes — des Herrn Regierungsrathes Univ.-Prof. Dr. Bernh. Jülg — gegenüberzustellen.[1]) Der Prüfungscalcul heißt wörtlich: „*Der Verf. hält die Platonische Apologie des Sokrates für die wirklich von Sokrates selbst gehaltene Vertheidigungsrede, welche Platon in Bezug auf Form und Inhalt, soweit es seinem Gedächtnisse möglich war, aufgezeichnet hat. Von diesem Standpunkte aus unterwirft er die Rede einer eingehenden Untersuchung, in welcher er alle hiefür geltend zu machenden Gründe sorgfältig aufgesucht und geschickt zusammengestellt hat. Auch ist das, was gegen die Ansicht einer selbständigen Arbeit Platons spricht, gebürend hervorgehoben. Man kann seinen Ausführungen die Anerkennung nicht versagen, auch zeigt sich überall unverkennbar, dass er sich mit Liebe in die Arbeit vertieft hat.*“ Was schließlich noch die gerügte ἀμέλεια betrifft, so wissen die Herren Collegen in der Provinz recht wohl, mit welchen Schwierigkeiten man bei diesen kleinen Buchdruckereien zu kämpfen hat, um einen nur einigermaßen richtigen Satz zu erhalten, und dass zum Schlusse vielfach Fehler erscheinen, die vor der letzten Correctur noch nicht vorhanden waren.

---

[1]) Der Aufsatz ist die nur an manchen Stellen erweiterte griechische Prüfungsarbeit.

Feldkirch. K. Mendl.

Erwiderung.

Da der Herr Verf. in seiner geharnischten Entgegnung nichts Sachliches vorgebracht hat, so entfällt für mich jeder Anlass zu einer weiteren Erwiderung. Den sonderbaren Versuch, mein Urtheil durch Berufung auf das Gutachten eines Prüfungscommissärs zu widerlegen, hätte der Herr Verf. unterlassen können, zumal in demselben Herr Regierungsrath Jülg sich über das Meritorische gar nicht geäußert hat.

Wien. Dr. Franz Lauczizky.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Begrüßungsrede

Seiner Excellenz des Herrn Ministers für Cultus und Unterricht Paul Freiherrn Gautsch von Frankenthurn in der Eröffnungssitzung der 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien am 24. Mai 1893.

Hochgeehrte Versammlung!

Es ist ein doppelt feierlicher Anlass, aus welchem ich die Ehre habe, Sie, hochgeehrte Herren, namens der k. k. Regierung zu begrüßen.

In großer Zahl sind Sie zusammengekommen, um die 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien abzuhalten, und gleichzeitig mit der Eröffnung dieser Versammlung soll der Obhut der Wiener Universität ein Denkmal übergeben werden, das dem Gedächtnisse des Ministers Grafen Thun-Hohenstein, des großen Reorganisators unserer Universitäten, Gymnasien und Realschulen, und jenem seiner Berather, des Ministerialrathes Franz Exner und Hermann Bonitz gewidmet ist.

Ich schätze mich glücklich, den Gefühlen der Bewunderung und Verehrung für den großen Amtsvorgänger gerade in der heutigen Versammlung Ausdruck leihen zu dürfen. Denn welche Zeugen dieses festlichen Actes könnten uns neben den Familienmitgliedern dieser um unser Unterrichtswesen so hochverdienten Männer willkommener sein als Sie, hochgeehrte Herren, die, soweit Sie Österreich angehören, Ihre geistige Ausbildung und die Möglichkeit gedeihlichen Wirkens den Einrichtungen zu danken haben, deren Ursprung wir heute feiern — welche, als Mitglieder dieser Versammlung nach Österreich kommend, damit zugleich der Entwicklung unseres höheren Bildungswesens lebhafte Theilnahme entgegenbringen. Liegen ja die Ziele, die wir verfolgen, innerhalb einer gemeinsamen Interessensphäre. Die Gemeinsamkeit dieser Interessen wurde aber für uns erst durch die vom Grafen Leo Thun

unter den erhabenen Auspicien Sr. k. und k. apostolischen Majestät unseres allergnädigsten Kaisers und Herrn durchgeführten Reformen des höheren Schulwesens und die von Thun der classischen Philologie an unseren Gymnasien eingeräumte Stellung geschaffen. Classische Philologen aber sind die Schöpfer dieser allmählich alle Fächer der Mittelschule vertretenden Wanderversammlung.

Man mag mit Recht der Meinung sein, dass für gewisse Berufsstände die ungeschmälerte fachliche Ausbildung Hauptsache und der Unterricht in den classischen Sprachen von keiner Wichtigkeit sei; andere Kreise der Gesellschaft aber können auf diesen Unterricht nicht verzichten, nicht bloß deshalb, weil das Niveau der allgemeinen Bildung wesentlich durch diesen Unterricht mitbestimmt wird, sondern weil die auf wissenschaftlicher Arbeit und Forschung beruhende akademische Berufsbildung jene formelle Schulung, jene geistige Regsamkeit und Gewandtheit, jenen reichen historischen Gedankeninhalt braucht, welche die Beschäftigung mit den Classikern am sichersten vermittelt.

Der Wunsch Goethes: „Möge das Studium der griechischen und römischen Literatur immerfort die Basis unserer höheren Bildung bleiben", ist bisnun durch keine pädagogische Neuerung praktisch widerlegt. Indem das menschliche Denken sich äußerlich durch die Sprache vollzieht, bietet strenge sprachliche Zucht ein sicheres Mittel, zum Denken zu erziehen, zumal die Zucht in jenen Sprachen, welche an Feinheit und Reichthum ihrer Darstellungsmittel unübertroffen dastehen. Und weil der Mensch Glied einer Gesellschaft ist, welche erst durch eine lange, complicierte Entwicklung zu demjenigen geworden ist, was sie heute darstellt, kann er die Gedankenarbeit seiner Zeit nur dann völlig verstehen und an ihr mit klarer Erkenntnis theilnehmen, wenn er mit den Anfängen und Wurzeln dieser alten Cultur wenigstens einigermaßen vertraut ist.

Die philologische Arbeit fördert aber auch jene ethischen Eigenschaften, welche für das öffentliche Wirken unerlässlich sind. Indem sie der Worte wahren Wert und richtige Bedeutung lehrt, erzeugt sie die Abneigung gegen die Phrase und leitet dazu an, sich in das Denk- und Sinneswesen ferner Zeiten, anderer Menschen zu vertiefen, fremden Empfindungen mit Selbstentäußerung treu nachzugehen. Die öffentliche Thätigkeit, zumal in einem Staate, welcher, aus mannigfaltigen Theilen historisch erwachsen, von verschiedenen Völkern bewohnt ist, heischt sie nicht eine fortwährende Bethätigung eben dieser Kraft, wenn man der Vielheit historischer Erinnerungen, politischer, socialer Meinungen gerecht werden, sie verstehen und achten will?

Mag mehr weniger jede philologische Beschäftigung mit Sprachen, diesen „ersten Kunstschöpfungen des menschlichen Geistes", solche Wirkung üben; erfahrungsgemäß geht sie von den antiken Sprachen am vollsten und reinsten aus, indem diese uns

zugleich eine Literatur vermitteln, welche den edelsten Inhalt in einer Einfachheit, Ursprünglichkeit und künstlerischen Vollendung darbietet wie keine andere.

Der Glaube an die Macht und den Wert der Antike, wie er aus der Unterrichtsreform des Grafen Thun spricht, hat auch bei uns eine Wiedergeburt des wissenschaftlichen Lebens herbeigeführt, und näher stehen von da ab in Wissenschaft und Unterricht die Ziele, die wir zugleich mit allen übrigen Culturvölkern verfolgen.

Für die Pflege der Wissenschaft mag dies als unbestritten gelten. Der Wettbewerb um dieses hohe Gut vereinigt in einem höheren Streben die Geister, welche sich anderwärts in hartem Kampfe begegnen. Die gelehrten Wanderversammlungen aber haben sich vortrefflich bewährt, diesen friedlichen, wissenschaftlichen Gedankenaustausch zu fördern, fruchtbare Anregungen zu geben und zu erhalten, das Interesse weiter Kreise für wissenschaftliche Bewegungen zu erwecken und zu erhalten.

Aber auch die andere Aufgabe, die Ihnen obliegt, meine hochgeehrten Herren, die Pflege des Unterrichtes und der Schule, wird immer mehr zu einer gemeinsamen Aufgabe und zum Gegenstande des Wettstreites aller Staaten, welche in diesem Zweige der Verwaltung das wirksamste Mittel erblicken, die innere Kraft des Volkes zu heben und sie auf der Bahn gesunden Fortschrittes zu erhalten. Kein Schulwesen darf sich mehr isolieren, wenn es nicht zurückbleiben will. Heute geschieht da, morgen dort eine Vorbewegung; jede will gekannt, erwogen, keine übersehen sein.

Der Fortschritt jedes Bildungswesens hängt aber in erster Linie vom Fortschritte der Wissenschaften und von der wachsenden Kunst ab, deren Ergebnisse in brauchbarer Form der Schule zuzuführen.

Ihre Versammlung, hochverehrte Herren, welche Vertreter der Wissenschaft und der Praxis vereinigt und deren jeder in sich diese Vereinigung vollzieht, indem Sie als Gelehrte lehrend wirken, lässt jenes Compromiss zwischen Wissenschaft und Schule leichter und sicherer erwarten, dessen es nach dem heutigen Stande der Dinge dringend bedarf, um berechtigte Klagen gegen das moderne Schulwesen zu beseitigen und die Verbindung zwischen Wissenschaft und Schule, welche für unser gesammtes höheres Schulwesen, für die Mittelschulen wie für die Universitäten, so überaus wertvoll geworden ist, dauernd zu erhalten.

Diese Überzeugung hat auch den Unterrichtsminister Grafen Thun zur Aufnahme des Systems der Fachlehrer bestimmt, indem er der Meinung war, dass nur derjenige allgemein bildende und erziehliche Elemente einer Disciplin im Unterrichte voll auszuarbeiten vermag, welcher sich mit dem Wesen und der Methode dieser Disciplin genau vertraut gemacht hat.

Was ist aber in diesem Menschenalter voll rascher und energischer Arbeit aus den Disciplinen geworden, in welche unsere Lehrer an den Universitäten eingeführt werden sollen! Ein Blick auf die Lectionsverzeichnisse von damals und jetzt zeigt die Erweiterung und Specialisierung der akademischen Lehre und lässt der emsigen Detailarbeit gegenüber die Schwierigkeiten ermessen, welche ein Candidat des Lehramtes zu besiegen hat, um neben der unerlässlichen Vertiefung auch die nothwendige Herrschaft über weit ausgedehnte Wissensgebiete zu gewinnen.

Wie hier einerseits durch straffere Mittheilung des reicheren Stoffes, andererseits durch passende Auswahl und fortschreitende Verbesserung der Didaktik zu helfen sei, das sind brennende Fragen, welche mit dem Fortschritte unserer Kenntnisse in allen Disciplinen jeden Tag aufs neue gestellt werden. Sie werden, hochverehrte Herren, wie Ihr Arbeitsprogramm zeigt, auch darüber berathen, Ihre Einsicht und das moralische Gewicht ihres Votums wird Mittel und Wege zeigen, Bestehendes zu erhalten oder zeitgemäß fortzubilden.

Was aber immer Gegenstand Ihrer Berathungen sein mag, ich gebe mich der freudigen Erwartung hin, dass diese Ihre heutige Versammlung ebenso wie jede der früheren gutes Saatkorn in reicher Fülle ausstreuen werde, und dass durch sie der Bau neu gefestigt und gekräftigt werden kann, welchen Minister Graf Thun in unserem Vaterlande errichtet hat. Mit diesem Wunsche, meine hochgeehrten Herren, heiße ich Sie herzlich willkommen.

Festrede

zur Enthüllung des Thun-Exner-Bonitz-Denkmals gehalten in der 1. Hauptsitzung der 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner am 24. Mai 1893 von dem ersten Präsidenten derselben Wilhelm von Hartel.

Hochansehnliche Versammlung!

Ich habe die ehrenvolle Aufgabe, auf Grund der auf mich gefallenen Wahl der 41. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in München die 42. in Wien zu eröffnen, und entbiete zunächst jenen, die aus dem Deutschen Reiche und Ländern deutscher Zunge hier versammelt sind, herzlichen Gruß und Willkomm. Mit aufrichtiger Freude nehme ich aber auch wahr, dass in größerer Zahl als sonst werte Arbeitsgenossen anderer Nationalität, aus Ungarn, Böhmen, Galizien, Krain, aus Italien, Bulgarien, Serbien, Rumänien, jener gemeinsamen Interessen eingedenk, welche die Völker in Sachen der Wissenschaft und des Unterrichtes verbinden, der Einladung gefolgt sind, an unseren Berathungen theilzunehmen. Seien Sie nicht minder herzlich begrüßt.

Wir Philologen und Schulmänner sind aber zur Stunde nicht unter uns und bilden nur einen Theil dieser Festversammlung.

welche der weite Raum unserer Aula kaum zu fassen vermag. Die kaiserliche Regierung und der akademische Senat der Wiener Universität haben der 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner dadurch eine besondere Weihe verleihen wollen, dass an ihrem Eröffnungstage ein Denkmal in festlicher Weise enthüllt werde, welches das dankbare Vaterland dem Unterrichtsminister Grafen Leo Thun und seinen Räthen Franz Exner und Hermann Bonitz in den Arkaden dieses Hauses errichten ließ, Männern, welche sich um die Reform der Universitäten und Mittelschulen Österreichs unvergängliche Verdienste erworben haben; und es sind, ihr Andenken zu ehren und des Festes Glanz zu erhöhen, Vertreter des Staates und der Stadt, der akademische Senat, Angehörige der Familien der drei zu Feiernden, Verehrer und Freunde derselben in unserer Mitte erschienen. Ich fühle mich der Zustimmung unserer engeren Versammlung sicher, wenn ich in ihrem Namen für diese Auszeichnung geziemend danke.

Unter dieser festlichen Stimmung werden Sie es mir zugute halten, dass ich, abweichend von dem üblichen Verfahren, die Werktagsarbeit, die Ordnung unserer häuslichen Angelegenheiten erst nach der Enthüllung des Denkmals vornehme und die erste Stunde unseres Beisammenseins dem Andenken der Männer weihe, welche vor nun mehr als einem Menschenalter in unserem Vaterlande eine neue Epoche des geistigen Lebens durch ihre Schöpfungen eröffnet haben.

Wo könnte auch eine Rede solchen Inhaltes mehr willkommen sein und einer weihevolleren Stimmung begegnen als in diesem Kreise berühmter und bewährter Vertreter der Wissenschaft und Schule, die schon durch die Wahl dieses Versammlungsortes ihr warmes Interesse für Österreich und seine Entwicklung bekundet haben? Dass dies geschah, dass Sie als liebwerte Gäste hieher kommen konnten und wollten, um unter uns und mit uns zu berathen, verdanken wir der Reform des höheren Schulwesens, welche Österreichs seit langem gebundene Kraft für den Wettbewerb um höchste Güter der Menschheit, um Wissenschaft und Schule, entfesselte und uns mit Deutschland wieder inniger verknüpfte, das unserem Streben Vorbild und Muster war.

Dass die Reform des höheren Schulwesens, welche ein gütiges Geschick in die Hand des Grafen Leo Thun gelegt hat, von durchgreifender Wirkung auf die gesammte Cultur Österreichs war, das verräth sich dem Blicke jedes, der die Zustände auch nur flüchtig vergleicht, wie sie vor dem Jahre 1848 waren und wie sie heute liegen. Aber nur wenige vermögen die Größe und Schwierigkeit der Arbeit richtig zu schätzen, welche diese Neugestaltung erheischte. In unangefochtenem Besitze vergisst die jüngere Generation leicht das entsagungsvolle, opferreiche Ringen der Väter.

Das alte Gymnasium hatte sich, wie es der Staat von dem schulbeherrschenden Jesuitenorden übernahm, aus dem vorigen

Jahrhundert in seinen Grundlagen unverändert erhalten; nur hie und da war ein Zu- oder Umbau versucht worden, aber immer nur, um ihn bald wieder abzutragen. Seine Einrichtung war im wesentlichen folgende: Es gliederte sich in eine untere Abtheilung, die *studia inferiora* mit den drei *classes grammaticae*: Rudiment, Grammatik, Syntax, und den beiden *classes humanitatis*: Poetik und Rhetorik, und in eine obere Abtheilung, die *studia superiora* mit zwei oder drei philosophischen Cursen: Logik, Physik, Metaphysik. Dasselbe trieb Latein, ja viel Latein, ohne aber durch zweckmäßige, unverkürzte Lectüre in den Geist auch nur eines Autors oder einer Periode der Literatur einzuführen. Es brachte das Griechische kaum über die Elemente der Grammatik hinaus, höchstens um für die Mühen des Anfanges durch das Lesen einer accentlosen Chrestomathie zu entschädigen. Es wehrte der deutschen Sprache und Literatur zu einer Zeit den Eingang, da Deutschland durch seine Literatur sich verjüngte und die bewundernden Blicke aller Nationen auf sich zog. Es behandelte Geschichte und Geographie ebenso oberflächlich wie Naturlehre und Theile der Mathematik, ja Naturwissenschaften seit 1819 gar nicht mehr, obwohl die Fortschritte der Naturwissenschaften den geistigen Horizont von Tag zu Tag erweiterten und das äußere Leben von Grund aus wandelten.

Die philosophischen Curse, ein Zwitterding zwischen Gymnasium und Universität, konnten weder der verkümmerten allgemeinen Bildung aufhelfen, noch auf die Fachstudien gründlich vorbereiten. Die Methode des Unterrichtes bewegte sich auch hier im Memorieren und Abfragen behördlich geaichter Lehrbücher und war schon durch den Lehrplan behindert, die Beziehungen und den Bildungsgehalt der Unterrichtsgegenstände zu erfassen und zu verwerten. Mancher in einem Fache tüchtige Lehrer verstand es wohl, in diesem Anregungen zu geben und seine Schüler zu fördern, aber in der Regel auf Kosten aller anderen Fächer, die er zu lehren genöthigt war, obwohl er davon oft nicht mehr als seine Schüler verstand. Die Heranbildung eines wissenschaftlich und pädagogisch genügend gerüsteten Lehrerstandes war nicht ein Gegenstand staatlicher Fürsorge, ja es war damit jetzt weit schlimmer bestellt als bei den Jesuiten.

Was man Universität nannte, war ein Aggregat theologischer, juridischer, medicinischer Fachschulen. Die philosophische Facultät, in welcher das Wesen des akademischen Unterrichtes am reinsten hervortritt und welche allein in die grundlegenden Methoden der Geistes- und Naturwissenschaften einzuführen vermag, fehlte gänzlich. Dem fähigen Docenten war die Hand gebunden durch censurierte Compendien und Collegienhefte, dem Hörer durch die vorgeschriebenen Docenten und die wohlzugemessenen Dosen des Lehrstoffes. Lehr- und Lernfreiheit, welche weise gebraucht zur Selbständigkeit des Denkens und Handelns erziehen, fanden keinen

Raum. Der wissenschaftliche Apparat, Sammlungen, Institute, Seminare, welche die Forschung in keinem Fache entbehren kann, mangelten gänzlich. Akademischen Nachwuchs zu gewinnen, überließ man dem Zufalle sogenannter Concursprüfungen. Literarische Leistungen hätten jedem Bewerber um eine Lehrkanzel leicht gefährlich werden können.

Wenn in solcher Luft das wissenschaftliche Leben nicht ganz verdorrte, so ist das der Unbesiegbarkeit der menschlichen Natur und der Schule nur insofern zu danken, als diese fähige Köpfe nicht besonders in Anspruch nahm und, indem sie deren Bildungstrieb nicht leitete, eine Energie autodidaktischer Bestrebungen förderte, durch welche manches Talent zu eigenthümlicher Entwicklung gelangte. D.e allgemeine Öde wurde dadurch nur drückender empfunden und eine unsichere Stimmung bemächtigte sich allmählich der Staatsverwaltung, zumal denkende Männer aus den conservativen Kreisen des Adels und der Geistlichkeit selbst vernehmlich über den Unverstand klagten, der die köstlichsten Kräfte des Volkes in gedankenloser Geringschätzung verkommen ließ.

Die Folge solcher Kritik aber war nur die, dass man sich entschloss, Gutachten erfahrener Männer über die Verbesserung des Unterrichtswesens einzuholen. Man hätte nur in den Acten aus der Zeit der großen Kaiserin Maria Theresia suchen dürfen, um zu finden, was frommte. Bereits im Jahre 1774 hatte der treffliche Ign. Matthias v. Hess, Professor der Geschichte an der Universität Wien, unter Hinweis auf die Unterrichtsverhältnisse in Sachsen, Brandenburg, Hannover, Württemberg, Lectüre lateinischer und griechischer Classiker, die deutsche und eine Landessprache, Naturgeschichte und Mathematik, ja selbst Zeichnen nach einem wohlerwogenen Lehrplane als Unterrichtsgegenstände des Gymnasiums, sowie Fachlehrer, welche durch Seminare an der philosophischen Facultät zu bilden wären, empfohlen und somit wesentliche Punkte der Thun'schen Organisation berührt.

Von diesen und ähnlichen Vorschlägen wurde aber durch die Revision und Superrevision stets so viel abgebröckelt, dass schließlich kein tauglicher Baustein übrig blieb. Und so wurde durch ein halbes Jahrhundert unermüdlich proponiert und commissioniert, gefragt, getagt und immer wieder vertagt. Die utilitarische Tendenz des Josephinismus, die Fürsorge des Polizeistaates für die geistige Diät seiner Bürger, die Scheu, Lehrer zu berufen oder gar den weltlichen Lehrerstand zu sehr anwachsen zu lassen, die Unselbständigkeit des Urtheils der damals allmächtigen Bureaukratie, welche zwar immer belehrt sein wollte, aber sich nicht belehren ließ, das waren unüberwindliche Hindernisse, welche jeden Schritt nach vorwärts verlegten, bis endlich der unleidlich gewordene Druck des Übels die Furcht vor den Heilmitteln besiegen half.

Gegen Ende der Dreißigerjahre schien man sich zu einer That ernstlich ermannen zu wollen, indem eine allerhöchste Ent-

schließung vom 13. März 1838 die sämmtlichen Studienrectorate und später auch Schulmänner von Ansehen, wie den Prager Professor J. A. Zimmermann, den Benedictiner des Stiftes Raigern, Dr. Benedict Richter, und andere zu Vorschlägen aufforderte. Ihnen gesellten sich freiwillige Helfer, wie ein Anonymus und der Prälat J. C. Arneth, zu. Ihre Gutachten zeigen, wie später kein Geringerer als H. Bonitz ausdrücklich anerkannte, dass bereits damals die eingreifendsten jener Reformen, welche der Thun'sche Organisationsentwurf für die Gymnasien traf, mit völliger Klarheit erkannt und beantragt worden waren. Indessen wurde auch jetzt durch sie nichts weiter erreicht, als dass man deutlicher einsah, eine Reform der Gymnasien sei ohne gleichzeitige Reform der philosophischen Curse, d. i. der Universität, unausführbar. Die darüber im Jahre 1845 eingeleitete Berathung bot den glücklichen Anlass, einen Mann heranzuziehen, welcher an Energie und Tiefe der Einsicht alle, welche sich bisher an solchen Aufgaben versucht hatten, weit übertraf, Franz Exner.

Den 28. August 1802 in Wien als Kind einer bescheidenen Beamtenfamilie geboren, hatte Exner hier das Gymnasium und den philosophischen Curs an der Seite strebsamer Genossen, wie G. Seidls und J. Mozarts, mit welchen er später im administrativen Dienste zusammenwirken sollte, durchgemacht, die juridischen Studien in Wien und an der Universität Pavia absolviert. Die Schule ließ ihm genügend Muße, seinen Lieblingsstudien nachzugehen und sich für das, was er früh als seine Lebensaufgabe erkannte, vorzubereiten. Das war die Philosophie, mochte er auch daneben mit lateinischen und italienischen Classikern, mit Winckelmann und römischen Alterthümern beschäftigt sein. Die Gewöhnung an strenges Denken und die Vielseitigkeit geistiger Interessen reiften in ihm immer mehr jene Eigenschaften aus, in welchen der Wert und Reiz seiner Persönlichkeit begründet liegt. Schärfe der Auffassung, Sicherheit des Urtheiles, Weite des Blickes, ein offenes Herz für alles Edle und Große, eine seltene Kraft der Sprache und jene aus der Tiefe des Empfindens fließende, abgeklärte Humanität, welche er durch das Gymnasium den leitenden Kreisen der Gesellschaft vermitteln wollte.

Für die ungewöhnliche Bedeutung des Mannes spricht nichts mehr als die Thatsache, dass Exner zu einer Zeit, welche wirkliche Begabung gerne übersah, rasch Anerkennung fand; kaum der Schule entwachsen, wurde er als Supplent der philosophischen Lehrkanzel in Wien verwendet und bereits im Jahre 1831 zum Professor des Faches in Prag ernannt. Die Berufung nach Prag war nicht bloß ein Glück für Exner, der sich in gesicherter Stellung mit voller Kraft als akademischer Lehrer und philosophischer Schriftsteller bethätigen konnte und sich bald nach beiden Richtungen so hervorthat, dass seine Collegien zu den beliebtesten zählten und die Bonner Universität, eine damals für einen Österreicher unerhörte

Auszeichnung, ihn zu gewinnen suchte. Sie war auch ein Glück für den Ausgang der Unterrichtsreform, die seiner harrte. Denn Prag, nicht Wien, war in jenen Tagen das Centrum des geistigen Lebens in Österreich. Zwei reichbegabte Volksstämme lebten hier noch in friedlichem, sich gegenseitig befruchtendem Verkehre, einig bemüht, was Wissenschaft und Kunst und Volkswohl betraf, zu fördern. Auch warf der wissenschaftliche und literarische Aufschwung Deutschlands manche kräftige Welle in das böhmische Land, die Innerösterreich nicht mehr erreichte. Weniger hemmten hier sociale Schranken den Verkehr der Stände, und ein freiblickender Adel, ungünstigen Einflüssen mehr als anderswo entrückt und mit europäischer Bildung gesättigt, zeigte ein offenes Herz und offene Hand für gemeinnützige Einrichtungen.

In regem Verkehre mit diesem Kreise, der ihm manchen begeisterten Schüler stellte, empfieng Exner fruchtbare Anregungen, wie er sie gab, und wohl auch den ersten Anlass, Fragen der Schulreform, welche damals in Prag lebhaft besprochen wurden, näher zu treten. Zugleich war die Landesbehörde beflissen, in wichtigeren Angelegenheiten dieser Art seinen Rath zu hören. Philosophie und Unterricht sind es denn, denen er fortan seine Zeit und Kraft gleichmäßig und ausschließlich widmet. Diesem Zwecke dienten auch Reisen nach Deutschland, wo er mit Männern wie Hartenstein, Drobisch, Trendelenburg, Bonitz in persönliche Beziehungen trat und deutsche Schuleinrichtungen aus eigener Anschauung kennen lernte.

In Prag knüpften sich auch, was für ganz Österreich von Bedeutung werden sollte, die ersten Beziehungen zwischen Exner und dem jungen Grafen Leo Thun, dessen Großes versprechende Entwicklung Exner mit froher Hoffnung verfolgte, wie ihm Graf Thun durch das Leben ein treuer Freund und begeisterter Verehrer blieb.

Als Exner nach Prag kam, war Graf Thun ein Jüngling von 21 Jahren, noch in seinen juridischen Studien begriffen. Eine sorgfältige Erziehung, geleitet durch den trefflichen Pädagogen Rohrweck, unter dem wohlthätigen Einflusse eines energischen, fortschrittfreundlichen Vaters und einer liebevollen, tief religiösen Mutter, hatte seine guten Anlagen zu reicher Entfaltung gebracht und in ihm jenen festen, in Überzeugungen unbeugsamen, aber menschlich milden und gerechten Charakter großgezogen, der, durch einen idealen Zug verklärt, gewinnenden Zauber auf alle ausübte, die ihm näher kamen. Was die Schule ihm versagte — er fand harte Worte darüber —, ergänzte, wie uns sein jüngst von Freiherrn v. Helfert mitgetheilter Briefwechsel erzählt, ein rastloser Bildungstrieb, der begierig gesuchte Verkehr mit geistig bedeutenden Männern, wie sie z. B. Exners Haus wöchentlich vereinte, sein Aufenthalt in fremden Ländern, in Frankreich und England, wo er zuerst die Macht geistiger Potenzen an dem kräftigen Pulsschlage

des öffentlichen Lebens fühlte. Aber alle Belehrung und Erfahrung, die er mit einer zuweilen an Pedanterie streifenden Gewissenhaftigkeit zusammenzubringen suchte, galt ihm an sich nicht viel; ihm handelte es sich um ihre Verwertung im Dienste des Staates; denn in diesem zu verwirklichen, was er als wahr und recht erkannte, war der ungestüme, natürliche Trieb seiner Seele, die dazu kein gewöhnlicher Ehrgeiz reizte. Seine ererbte Stellung war angesehen genug, um des äußerlichen Aufputzes mit Titeln und Ämtern entrathen zu können. Ein gelegentliches Selbstbekenntnis gestattet einen Blick in die Bescheidenheit und den Ernst dieses Strebens: „Ich bilde mir nicht ein, jedenfalls zum Minister prädestiniert zu sein. Wenn mich auch manchmal nicht übel darnach gelüstet, so sage ich mir doch nach jeder ernsten Selbstprüfung, nicht darnach zu streben, dass ich es werde, ist meine Pflicht, sondern nur darnach, dass ich, falls mir Gott etwas Derartiges beschieden haben sollte, mich dazu so brauchbar als möglich mache."

Dieser Trieb, für das Volk und den Staat Nützliches zu schaffen, durchdringt und bestimmt, gleichgiltig gegen den Schein, als politischer Stürmer zu gelten, sein ganzes öffentliches Leben. Er tritt uns in seinen ersten Bemühungen um die von ihm 1836 in seiner Erstlingsschrift verfochtene Reform des Gefängniswesens und um die Gründung von Rettungsanstalten für verwahrloste Kinder entgegen, stärker noch in dem formgewandten, 1842 veröffentlichten, aber bereits zehn Jahre früher abgefassten Plaidoyer über den gegenwärtigen Stand der böhmischen Literatur und ihre Bedeutung, sowie in dem politischen Briefwechsel über die Stellung der Slovaken in Ungarn, der 1843 erschien. Mit einer Wärme und Entschiedenheit, welche den Schein der Parteilichkeit nicht mied, vertheidigte er in diesen Arbeiten aus Gründen der Gerechtigkeit und des allgemeinen Staatswohles die unbehinderte Entwicklung des böhmischen und slovakischen Stammes. Aus demselben socialen Triebe entsprang sein tiefes Interesse für die Verbesserung des staatlichen Bildungs- und Erziehungswesen.

In dieser Tiefe des Interesses für die Sache lag die Größe des Mannes und das Geheimnis seiner Erfolge. Auch ein anderer wäre fähig gewesen, den Ideeninhalt des seiner harrenden Bildungswerkes zu schaffen — und in weitem Umfange ist derselbe von anderen geschaffen worden —, aber nur Thun war der Mann, dieses Werk, welches darum mit Recht seinen Namen trägt, kühnen Muthes zu erfassen, im Wirrsal bewegter Zeiten es durchzuführen und kraft seiner reinen Überzeugung gegen den Ansturm widerstrebender Mächte siegreich zu behaupten.

Man begreift, dass zwei Männer dieser Art, wie Thun und Exner, einander nahe kommen und, von der Reinheit und Höhe ihrer Gesinnungen und Ziele überzeugt, trotzdem sie in politischen und religiösen Dingen eigenthümliche Richtungen verfolgten, einander nahe bleiben mussten.

Im Mittelpunkte ihres regen persönlichen und brieflichen Gedankenaustausches, der sich bis in das Jahr 1837 zurück verfolgen lässt, standen Fragen der Schulreform. Eine freudige Genugthuung erfüllte beide, als endlich nach langem Sinnen und Wünschen die Zeit der That gekommen schien. Im Jahre 1845 wurde Exner von der Wiener Regierung zur Mithilfe eingeladen, und es wurden ihm die inzwischen gesammelten Entwürfe des künftigen Gymnasiallehrplanes zur Prüfung vorgelegt. Exner erstattete in kurzer Zeit ein ausführliches Referat und empfahl, was daran brauchbar und gesund war, wie einen kräftigeren Betrieb der classischen Philologie und Mathematik, Aufnahme der deutschen Sprache und Literatur und für die Gymnasien Böhmens auch der böhmischen Sprache, und letzteres mit jenen Gründen, welche Graf Leo Thun in seiner Schrift ausführlich entwickelt hatte, vor allem eine Annäherung an das System der Fachlehrer; aber er betonte zugleich mit aller Entschiedenheit, dass es nicht räthlich scheine, den Gymnasiallehrplan festzustellen, bevor nicht die Reorganisation der philosophischen Curse in ihren Grundzügen festgestellt und genehmigt wäre.

Das war auch die Veranlassung, dass Exner den Auftrag erhielt, ein Programm für die Reform dieser zu entwerfen, und am 13. Juli 1845 durch ein Schreiben Pillersdorfs als Mitglied der zu diesem Zwecke eingesetzten Commission nach Wien entboten wurde. Das Exner'sche Programm wurde den Berathungen derselben zugrunde gelegt und fand in allen wesentlichen Punkten ihre Billigung.

Es verlohnt, einen Augenblick dabei zu verweilen; denn in ihm treten uns theils neue Ideen, theils die Gedanken anderer Schulmänner in so eigenthümlicher und überzeugender Begründung entgegen, dass dadurch der weitere Gang der Dinge bestimmt und im wesentlichen entschieden wurde. Die philosophischen Curse sollten nach Exners Plan zwar ihre bisherige Stellung behaupten, aber, indem sie das Gymnasium fortsetzen und auf die Fachstudien der Universität vorbereiten, doch vor allem den Zweck verfolgen, allgemeine Bildung im Unterschiede von besonderer Fachbildung zu verleihen und so die allgemeinen Wissenschaften um ihrer selbst willen nach ihrer ganzen Breite und Tiefe zu pflegen. Daraus ergab sich der Kreis der Unterrichtsgegenstände, Mathematik, Naturgeschichte, Geschichte, Philologie, welche trotz der Fülle ihres Inhaltes, ohne dem Schüler eine unerträgliche Last aufzubürden, durch passende Auswahl und richtige Verknüpfung zu voller Wirkung gelangen und dem auffallenden Mangel an geistiger Bildung, welcher als eine Folge des alten dürftigen Lehrplanes erkannt wird, abhelfen könnten. „Das eigentlich bildende Element", so wird dieser Gedanke erläutert, „liegt nicht in den Massen, welche den Schülern beigebracht werden, sondern in der Verknüpfung derselben. Das Zuwenig ist hier leicht so viel als nichts, weil ungenügende

Bildung ihrem Zwecke nicht mehr gewachsen ist; es wird leicht zu weniger als nichts, denn es gebiert Verbildung, Ekel vor der Wissenschaft und Verachtung derselben. Auch muss jeder Staat in dieser Beziehung Rücksicht nehmen auf den Zustand der gebildeten Staaten neben ihm. Die allgemeine Bildung, um welche es sich bei diesen Obligatfächern handelt, ist eine allgemeine nicht bloß in dem Sinne, dass sie alle Grundwissenschaften umfasst, sondern auch in dem, dass sie die allgemein verbreitete in den gebildeten Kreisen der gebildeten Nationen ist; kein Staat aber kann die Bildung seiner Glieder unter dieses allgemeine Niveau sinken lassen ohne Gefahr für seine Würde und Macht."

Das bedeutete den vollen Bruch mit dem Principe der Unterrichtsverwaltung, welches seit der Aufklärungszeit zäh in den Überzeugungen aller maßgebenden Kreise haftete, wonach die höheren Schulen nur taugliche Staatsdiener, Ärzte und Seelsorger zu liefern hatten, denen ein über das Maß des unmittelbaren Nutzens gehendes Studium nur schaden könnte. Gegen den banausischen Standpunkt dieses Utilitarismus, der wie Mehlthau auf dem Unterrichte lag, richtet sich denn auch der Motivenbericht mit aller Schärfe: „Man hört wohl nicht selten die Äußerung: Wozu braucht der Landbeamte, der Dorfgeistliche das Griechische, die Ästhetik u. dgl.? Nicht das Griechische und die Ästhetik an sich braucht er, aber die Bildung, die geistige Regsamkeit und den Reichthum geistiger Interessen, welche aus ihrem und ähnlichem Studium erwachsen."

Aus diesen Gründen wird die classische Philologie gleichberechtigt den anderen Fächern an die Seite gestellt. Auch das war neu. Zwar war das Latein bisher der bevorzugteste Gegenstand der Schule; aber es wurde mehr als ein nothwendiges Übel und um jener Sprachfertigkeit willen, die es als Unterrichtssprache der übrigen Fächer erheischte, gepflegt, und das Griechische lief nur so nebenbei und beschränkte sich auf das Regelwerk einer trostlosen Grammatik. Im Gegensatze zu dem früheren Betriebe wird nun als Hauptzweck der Erlernung der classischen Sprachen nicht so sehr mechanische Sprachfertigkeit und die etwa daraus zu gewinnende formale Bildung, als vielmehr die Lectüre der classischen Schriftsteller, der unerschöpften Quelle wahrhaft humaner Bildung bezeichnet, und dies zu §. 17 in der Art motiviert: „Die in dem seit dem Jahre 1824 geltenden Lehrplane für diese Studien festgesetzte Zeit ist hier verdoppelt worden, weil die Nothwendigkeit es gebieterisch erheischt. Neben dem Christenthume ist das classische Alterthum die Grundlage der modernen Cultur. Dies ist eine Thatsache, die wir nicht beliebig abändern können. Ein Volk, welches das Studium der Classiker aufgäbe, würde seine Bildung von ihren Wurzeln abtrennen und sich zugleich von der Bildung der übrigen Culturvölker der Gegenwart isolieren. Das Studium der Classiker ist aber Studium ihres Geistes und nur Mittel hiezu ist die Erlernung der classischen Sprachen. Da unsere Gymnasien

im ganzen nur für Erlernung des Mittels sorgen, so muss der Zweck in der philosophischen Studienabtheilung verfolgt werden; sonst bleibt er nicht bloß unerreicht, sondern die Mühe und die kostbare Zeit der Gymnasialstudien sind überdies verloren."

Ebenso zielen die Stoffauswahl und Vertheilung und die Weisungen über den Betrieb der Universalgeschichte, der österreichischen Staatsgeschichte und Landeskunde, besonders aber der Naturlehre auf die humanistischen Elemente ab, welche in reicher Fülle darin enthalten sind.

Ich brauche nicht die weiteren Vorschläge über Fachlehrer, die Einrichtung und Leitung der Schulen, die den Lehrkörpern zu gewährende Selbstverwaltung, die Maßregeln für Heranbildung der Professoren durch das Institut der Docenten und das Probejahr, sowie das Prüfungswesen näher auszuführen; die gegebenen knappen Andeutungen lassen genugsam den neuen Geist erkennen, der laut und dringend Einlass begehrte.

Die Commission hatte ohne Erfolg gearbeitet, und Exner kehrte 1847 nach Prag zurück. Noch einmal war es der Studienhofcommission gelungen, das alte System gegen diesen Ansturm zu retten. Es war ihr letzter Sieg. Schon begann das ganze alte Staatsgebäude zu wanken, und mit ihm brach auch die alte Jesuitenschule zusammen.

Aber die Arbeit der Commission und Exners war nicht vergeblich gethan. Waren ihre Berathungen hauptsächlich nur auf die philosophischen Curse beschränkt geblieben, so stellten sie doch wichtige Grundzüge der durch Thun zu vollziehenden Reform in umsichtiger Prüfung bis ins einzelne fest, und sie hatten Exner Gelegenheit geboten, in dem legislatorischen Aufbau eines umfassenden Entwurfes seine Kraft zu üben und zu zeigen. An Exners Namen knüpften sich fortan die Hoffnungen einer besseren Zukunft, und als in dem folgenden Jahre durch Errichtung eines Ministeriums für Unterricht die Bahn freigelegt war, wurde Exner von dem Grafen Stadion sofort nach Wien berufen und am 1. April 1848 zum Ministerialrath ernannt. Bereits am 18. Juli konnte ein auf sämmtliche Schulen, die Volks-, Mittel- und Hochschulen bezüglicher „Entwurf der Grundzüge des öffentlichen Unterrichtswesens in Österreich" in 100 Paragraphen der Öffentlichkeit übergeben werden. Da derselbe hinsichtlich der Gymnasien und Facultäten auf die Vorarbeiten der vorausgehenden Jahre zurückgreifen durfte, begreift es sich, wie ein so ausgereiftes Werk innerhalb weniger Wochen jenes sturmbewegten Jahres zustande kam.

Dieser Entwurf wollte zunächst nicht mehr als ein Programm sein, entworfen und veröffentlicht, „damit er die Sachverständigen zur Entwicklung ihrer Ansichten veranlasse und als Faden dienen könne, woran zu leichterer Erzielung eines praktischen Erfolges die öffentliche Meinung ihre Urtheile und Wünsche bequem und in leicht übersichtlicher Form zu knüpfen vermag".

Nach seinen Bestimmungen wurde das Gymnasium, wie wir es jetzt haben, zu einer achtclassigen, in eine Unter- und Oberabtheilung zerfallende wirkliche Mittelschule, welche unter wesentlicher Benützung der beiden classischen Sprachen eine höhere Bildung gewähren und so zur Universität vorbereiten sollte. Als Unterrichtsgegenstände waren Religion, lateinische und griechische Sprache, die Muttersprache und ihre Literatur, eventuell eine zweite Landessprache, Geschichte und Geographie, Elementarmathematik, Geometrie und Zeichnen, Naturgeschichte mit den Elementen der Physiologie und Experimentalphysik in Aussicht genommen. Der Unterricht wurde in die Hand von Fachlehrern gelegt. Entfernte sich diese Organisation in wesentlichen Punkten durch ihre Zweistufigkeit, die Zahl, Vertheilung und das Lehrziel der einzelnen Unterrichtsgegenstände und die besondere Betonung der Naturwissenschaften von jenen der Gymnasien Deutschlands, so schloss sich die der Universitäten eng an jene Deutschlands an, „sowohl", wie es in den Motiven heißt, „weil sie die bewährtesten sind, als auch weil der künftige Wechselverkehr zwischen ihnen und den österreichischen Universitäten es fordert". „Die Pflege der allgemeinen Wissenschaften um ihrer selbst willen und somit nach ihrer ganzen Breite und Tiefe" fiel also der Universität anheim, welche, um die philosophische Facultät vermehrt, für die Heranbildung eines wissenschaftlich gebildeten Lehrerstandes aufzukommen hatte, und es war ihr nach §. 66 und 92 ausdrücklich zugestanden, auch Ausländer zu berufen, wobei die Confession kein Hindernis der Berufung sein sollte.

Wie diese, so tragen andere Bestimmungen den Stempel ihres Geburtsjahres. Durften ja selbst die ordentlichen Hörer jeder Facultät zwei Senioren wählen, welche die besonderen Interessen der Studierenden in den Facultäten und im akademischen Senat zu vertreten hätten. Und das heute noch österreichischen Universitäten eigenthümliche Recht der Privatdocenten, zwei Vertreter mit ähnlichen Befugnissen wählen zu dürfen, ist ein Überbleibsel jener jugendlich idealen Zeit und dieses Entwurfes. Neben den Gymnasien wurden die Realschulen nicht vergessen, welche den allgemein bildenden Unterricht der damaligen Hauptschulen in vorherrschend wissenschaftlicher Weise fortsetzen und zugleich die specielle Vorbereitung für die technischen Studien besorgen sollten. Die Lösung dieser Aufgabe war ohne Vorbild, ohne genügende Vorarbeiten und Erfahrungen besonders schwierig, und erst spät und nach langen Versuchen gelang es, aus ihnen wirkliche Mittelschulen eigenartigen Wertes zu schaffen, wie wir sie heute besitzen.

Die Publication des Entwurfes war ein erster Schritt auf langer, mühevoller Bahn. Das bisher bestandene System der Classenlehrer und die ungenügende Ausbildung derselben versprach kaum für einige Mittelschulen taugliche Kräfte, und wenn selbst

daran Überfluss gewesen wäre, es fehlte an Lehrbüchern, die für den sorgsam abgestuften vielgestaltigen Unterricht brauchbar sein konnten. Ausführliche Lehrpläne, Instructionen für die Behandlung der einzelnen Fächer, die Heranbildung und Approbation der Lehrkräfte, die äußere Verwaltung der Schulen, der Inspectionsdienst, kurz alles, was die Ideen des Entwurfes zu realisieren erforderlich war, harrte noch der Feststellung. Und nun gar die Universitäten! Die bestehenden Facultäten konnten zwar weiter vegetieren, aber um eine Heimstätte wissenschaftlicher Forschung und akademischer Lehre zu sein, that eine Erneuerung der Lehrkräfte dringend noth. Die philosophischen Facultäten waren aber von Grund aus zu schaffen, und doch waren ganze große Disciplinen bisher in Österreich so gut wie unbekannt und keine Männer innerhalb des Landes zu finden, die sie würdig vertreten konnten. Der schwierigste Theil der Aufgabe war noch zu lösen und glücklich nur zu lösen, wenn dem kühn Begonnenen Bestand und ruhige Entwicklung gesichert blieb. Mit der Veröffentlichung des Entwurfes hatte aber der Unterrichtsminister Sommaruga sein Amt niedergelegt, und es führten zuerst der wohlwollende, aber etwas ängstliche Feuchtersleben, dann kräftig eingreifend Helfert provisorisch die Geschäfte. Weder Helfert, der dem Ministerium Thun ein langjähriger treuer Mitarbeiter wurde und nach Thuns Abgang die Traditionen seiner Verwaltung fortzusetzen und zu erhalten bestimmt war, noch Exner wollten sich entschließen, das Ministerium zu übernehmen. Es bedurfte nicht bloß eines arbeitskräftigen und arbeitsfrohen Mannes, sondern auch einer Persönlichkeit von hohem Ansehen, welche politische Gewandtheit mit festem Vertrauen in die neuen Ideen verband, um die wachsenden Schwierigkeiten zu besiegen.

Exners Hoffnungen waren auf den Grafen Leo Thun gerichtet, dessen lautere, für die Verbesserung des Bildungswesens begeisterte Gesinnung er aus langjährigem Umgange kannte, dessen Muth und Thatkraft sich kurz vorher in gefahrvollen Lagen zuerst in Galizien, dann während der Junirevolution in Prag glänzend bewährt hatten. Es dauerte aber noch einige Zeit, bis Graf Leo Thun am 22. August 1849 zum Minister für Cultus und Unterricht ernannt wurde. Die Ausscheidung der Angelegenheiten des Cultus aus dem Ministerium des Innern und ihre Verbindung mit dem Unterrichtsministerium hatte er als Bedingung der Annahme gestellt, indem er das für die Durchführung der wenn auch nicht die Kirche berührenden, so doch auf ihre Mitwirkung vielfach angewiesenen Unterrichtsreform als geboten erachtete. Indessen verstrich die Zwischenzeit nicht, ohne dass die Sache gefördert wurde. Die interimistische Regierung arbeitete rüstig an dem geplanten Ausbau der Gymnasien und Universitäten. Die allgemeine Stimmung war eine beruhigtere und für eine Thätigkeit, die nur unabhängig von den wechselnden Strömungen des Tages Bleibendes schaffen kann, günstiger geworden. Endlich im December 1848

hatte die kräftige Hand unseres jugendlichen Kaisers die Zügel des Staates in die Hand genommen, welcher seine in einer langen und segensreichen Regierung beharrlich verfolgte Aufgabe, das Volk durch Bildung zu heben und zu veredeln, mit schaffensfrohem Muthe erfasste und verkündigte.

Graf Thun begleitete aber inzwischen, von Exner über den Gang der Dinge in Kenntnis erhalten, mit reger Aufmerksamkeit und unverhohlener Zustimmung, was die Unterrichtsverwaltung that und plante. Unter diesen Thaten war eine der glücklichsten und folgenreichsten die Gewinnung von Hermann Bonitz. Exner hatte diesen bereits früher persönlich kennen gelernt und konnte ihn nun mit voller Zuversicht als den geeignetsten Mann für die Reorganisation der Gymnasien und die Creierung des philologischen Universitätsunterrichtes empfehlen. Unterhandlungen waren mit ihm bereits im Herbst 1848 angeknüpft worden; seine Berufung als Professor der classischen Philologie an der Universität Wien erfolgte aber erst im Februar 1849.

Wollte man, wie man musste, für den Neuaufbau des österreichischen Gymnasiums die von Deutschland in mehrhundertjähriger Arbeit gesammelte Erfahrung nutzen, dann bot Bonitz volle Gewähr. In dem Gymnasium zu Schulpforta, dieser Pflanzschule tüchtiger Philologen, aufgewachsen, war er auf den Universitäten Leipzig und Berlin durch Drobisch und Hartenstein für philosophische Studien gewonnen worden und hatte in G. Hermanns und Lachmanns Schule strenge philologische Methode sich angeeignet und so die ihm eigenthümliche Richtung empfangen. Aristoteles und Plato standen von Beginn in dem Mittelpunkte seiner wissenschaftlichen Arbeiten. Hierauf war er mehrere Jahre in den besten Anstalten Deutschlands als Lehrer thätig, wobei er in seltener Vielseitigkeit sich mit der Behandlung der wichtigsten Disciplinen des Gymnasialunterrichtes, der philologischen und mathematischen, vertraut machte. Die philosophische Durchbildung und pädagogische Erfahrung verliehen seinem Rathe bei der Schaffung von Einrichtungen, welche nach dem Bildungswerte und den Beziehungen zahlreicher Unterrichtsstoffe neu zu bemessen waren, besondere Bedeutung. Als akademischer Lehrer hatte er sich allerdings noch nicht versucht. Allein es lagen von ihm wissenschaftliche Leistungen vor, welche sich allgemeiner Anerkennung erfreuten, und diese verriethen eine so fest und eigenartig ausgeprägte Individualität des Lehrers und Forschers, dass für die ihm zugedachten Aufgaben nicht leicht ein Besserer hätte gefunden werden können. Überall zeigte sich, wie der sonst lobkarge Moriz Haupt von Bonitz' Arbeiten rühmte, „dieselbe Einfachheit der Anschauung, dieselbe Klarheit der Beweisführung, dasselbe Festhalten des Nothwendigen und Wesentlichen, dasselbe Verschmähen des Entbehrlichen, dieselbe Sicherheit streng erwiesener Sätze, dieselbe Vorsicht in Zweifelhaftem und ungelösten Räthseln gegenüber dasselbe

ehrliche Bekenntnis, dass die Lösung noch ungefunden sei". Und in der That wurde seine akademische Lehrthätigkeit ein treues Abbild seiner schriftstellerischen, und dadurch gelang es ihm, nicht bloß Gelehrte, sondern charaktervolle Lehrer zu bilden und einen ethischen Einfluss auszuüben, welcher unserem österreichischen, leicht beweglichen und für jeden Eindruck empfänglichen, aber noch nicht an Strenge und Ausdauer der Arbeit gewöhnten Schülerthum gegenüber besonders wohlthätig empfunden wurde. Durch den Einsatz seiner Persönlichkeit wurde das von ihm bald nach seinem Eintreffen in Wien eröffnete philologische Seminar vorbildlich für die übrigen Seminare, die bald hier und an den anderen Universitäten entstanden.

Aber nur eine unermüdliche Arbeitskraft und tiefe Begeisterung für die übertragene Mission half die Arbeit bewältigen, die ihn hier erwartete. Die Candidaten der ersten Semester, welche die Aussicht auf raschere Beförderung ohne genügende Vorbildung und in der Regel ohne ausreichende Mittel, sich zu erhalten, ihm zuführte, erheischten, was er unverdrossen und freudig gewährte, dass er ihnen seine ganze freie Zeit zu privater Unterweisung, seine Bibliothek zu eigener Belehrung, seine auskunftsreiche Vermittlung in jeder Noth zur Verfügung stellte. Dieser warme menschliche Antheil entflammte eine Verehrung und Liebe in den Herzen seiner Schüler, wie sie kein Lehrer noch genoss.

An Bonitz gewann aber die Unterrichtsverwaltung den in diesem entscheidenden Stadium einer durchgreifenden Umbildung unentbehrlichen Vermittler mit der Lehrerwelt, welche, um willig und mit Anspannung aller Kraft die Schwierigkeiten des Anfanges zu besiegen, nicht bloß durch die trockene Sprache der Verordnungen zu commandieren, sondern durch Belehrung und Aufklärung in die neue Arbeit einzuführen und für sie zu begeistern war, welche die Schritte der Verwaltung mit ihren Beobachtungen und Erfahrungen begleiten und leiten sollte; sie gewann einen unermüdlichen Vertheidiger gegen Bedenken und Angriffe Wohl- und Übelwollender, wie sie die Neuheit der Einrichtungen nothwendig hervorrief. Die zu diesem Zwecke begründete „Zeitschrift für österr. Gymnasien", deren Redaction Bonitz mit Mozart und Seidel übernahm, zeigt, mit welcher Ausdauer, aber auch mit welchem Erfolge Bonitz durch dieses Organ den Erwartungen der Unterrichtsverwaltung entsprach.

Es war ein Glück für die Unterrichtsreform, dass sich die beiden Männer Exner und Bonitz zusammenfanden, welche, nach der Art ihrer Bildung und Erfahrung sich gegenseitig ergänzend, in sieghaftem Glauben vereint einem Ziele zustrebten. Es fehlte, das Werk zu vollenden, nur noch der Dritte, der freie Bahn schuf.

Nachdem Bonitz zu Ostern 1849 nach Wien gekommen war, wurden zunächst mit unermüdlichem Eifer Tag für Tag commissionelle Berathungen gepflogen, um die für die Organisation der

Mittelschulen erforderlichen Verordnungen bereit zu stellen. Bonitz theilte hiebei Exners aus der bisherigen Leidensgeschichte der Unterrichtsreformen geschöpfte staatsmännische Ansicht, dass man den günstigen Augenblick benützen und vollendete Thatsachen schaffen müsse, dass es sich empfehle, ohne nutzloses Überlegen lieber anderwärts Bewährtes sich anzueignen oder auch manche Lücke zu lassen, die durch spätere Erfahrungen besser und leichter auszufüllen wäre. So kam in wenigen Monaten die magna charta der österreichischen Mittelschulen, der „Entwurf der Organisation der Gymnasien und der Realschulen in Österreich“ mit allem nöthigen Zubehör, den ausführlichen Lehrplänen und Instructionen zustande.

Inzwischen war auch die Ernennung des Grafen Thun zum Minister für Cultus und Unterricht erfolgt. Frohen Muthes verkündete Exner seinen Collegen das Ereignis: „Das ist der Mann, der, was er thut, aus den lautersten Motiven thut.“ Er wusste, dass Graf Thun das Begonnene billigte, und zweifelte nicht, dass er es zu einem glücklichen Ende bringen wolle und könne.

Mit einer bis dahin ungekannten Energie nahm Graf Thun die Arbeit auf. Bereits am 30. August erschien das provisorische Gesetz über die Prüfung der Candidaten des Lehramtes, am 16. September erhielt der Organisationsentwurf die Allerhöchste Sanction. Durch diese beiden Schritte war die Umgestaltung der Mittelschulen im wesentlichen erreicht. Sofort schritt Thun an die Ordnung der Universitäten. Der 21. September brachte das Gesetz über die Organisation der akademischen Behörden, der 11. October die allgemeinen Anordnungen über das Studienwesen an der rechts- und staatswissenschaftlichen, medicinisch-chirurgischen und philosophischen Facultät der k. k. Universitäten für 1849/50, der 24. October die provisorische Disciplinarordnung und die Einführung der Collegiengelder. Damit waren die erprobten Einrichtungen deutscher Universitäten, Freiheit der Lehre und Forschung, eine nach der Eigenart der Facultäten bemessene Lernfreiheit, das Vorschlagsrecht für Neubesetzungen, das Wahlrecht der eigenen Behörden, Verjüngung durch das Institut der Privatdocenten, Selbstverwaltung innerhalb bestimmter Grenzen den österreichischen Universitäten nach langer Unterbrechung wiedergegeben.

Mit gleicher Liebe und Sorgfalt wurde, wie für diese Schulen, so für alle anderen, die Volksschulen, Lehrerbildungsanstalten und den gewerblichen Unterricht gesorgt. Wer die Fülle administrativer Arbeit kennt, welche jede einzelne Maßregel dieser Art im Gefolge hat, muss über die Höhe der Leistungen staunen, denen sich das Ministerium gewachsen zeigte, dank der Pflichttreue und Ausdauer seines Leiters, der allen Untergebenen ein belebendes Vorbild war. Bewunderungswürdiger noch war das politische Geschick, mit welchem dieser unzählige Hindernisse, welche unverständiges Misstrauen seiner Reform als einem Kinde des Revolutionsjahres ent-

gegenstellte, zu überwinden wusste. Es gieng ein großer Zug durch die Unterrichtspolitik des Grafen Thun, groß und glücklich vor allem deshalb, weil sie über kleinlichem Detail und kleinlichen Rücksichten für Personen dem einmal in Aussicht genommenen Ziele unentwegt zustrebte, weil sie unbekümmert um Lob und Tadel, woher immer diese kommen mochten, ihre sittliche Befriedigung in sachlichen Erwägungen und Entscheidungen fand, groß auch in der Selbstbesiegung, die ihrem Leiter mancher Entschluss gekostet haben mag. Galt es für einen Lehrstuhl eine hervorragende Kraft zu gewinnen und blieb keine Wahl, dann fragte er nicht nach Confession und Abstammung und scheute nicht davor zurück, was er als richtig erkannt, mannhaft, ja selbst publicistisch gegen Organe der eigenen Partei, zu vertheidigen. Er durfte es sich sagen und sagte es anderen, dass ehrliche wissenschaftliche Arbeit dem Staate und der Religion nicht gefährlich sei; dass, wer an das Christenthum glaube, auch an die siegreiche Macht der christlichen Wahrheit glauben dürfe, dass etwaige Ausschreitungen durch die Wissenschaft selbst ihre beste Remedur fänden; die Unterrichtsverwaltung habe der Jugend gegenüber bloß die Pflicht, dafür zu sorgen, dass einseitige wissenschaftliche Richtungen an der Universität nicht ihres sachlichen Gegengewichtes entbehrten. Diesem hochsinnigen Verfahren entsprachen auch die Erfolge. Durch umsichtige Heranziehung und Pflege einheimischer Kräfte, durch glückliche Berufung ausgezeichneter Gelehrter aus dem Auslande ist es ihm gelungen, nicht bloß die Universitäten mit einem Schlage lebensfähig zu machen, sondern dauernde Grundbedingungen ihrer Blüte zu schaffen.

Der Festigkeit und Überzeugungstreue des Grafen Thun, freilich daneben auch der glücklichen Unterstützung, welche seine Überzeugungen in der socialen Stellung ihres Trägers und in der über jeden Verdacht erhabenen Lauterkeit seiner Absichten fanden, haben wir es aber auch zu danken, dass das mühsam Erreichte nicht bald wieder verloren gieng. Auf die schaffensfrohen ersten Jahre seiner Thätigkeit folgten trübere Zeiten. Exner, dessen Gesundheit durch die Last der Arbeit geknickt war, wurde am 21. Juni 1853 durch einen frühzeitigen Tod dahingerafft, und der Wandel der inneren Politik drohte auch die jungen Einrichtungen zu untergraben. Die im Anfange der Fünfzigerjahre mit den Jesuiten geführten Verhandlungen erzeugten in weiten Kreisen die nicht unberechtigte Besorgnis, dass der Staat mit der Auslieferung der Gymnasien an den Orden auf die Erhaltung ihrer Organisation zu verzichten gesonnen sei. Graf Thun hielt aber, obwohl er den geistlichen Anstalten, welche sich den staatlichen Forderungen theils nur widerwillig fügten, theils bei gutem Willen nicht immer entsprechen konnten, wohlwollende Rücksicht nicht versagte, an der Bedingung unverrückt fest, dass, wenn die Jesuiten Gymnasien übernehmen wollten, sie die Bestimmungen des Organisationsent-

wurfes und der staatlichen Approbation ihrer Lehrer einhalten müssten, und brachte dadurch die Bewegung zum Stillstande. Es that dies derselbe Mann, welcher der Kirche auf weit ausgestecktem Gebiete unbehinderte Bewegung sicherte, indem diese nach seiner Überzeugung ihre Angelegenheiten frei verwalten sollte.

Weit ernster war eine andere Gefahr, die heranrückte. Es ist begreiflich, dass eine so gründliche Umgestaltung des Unterrichtswesens nicht sofort feste Wurzeln im Leben des Volkes schlug. Die strengeren Ansprüche an Schüler und Professoren, die ungenügende Zahl tüchtiger Fachlehrer, welche die Universitäten nur allmählich stellen konnten, die dadurch und durch die größere Zahl von Unterrichtsgegenständen bedingten geringeren Erfolge in einzelnen Fächern und an einzelnen Anstalten erzeugten Unzufriedenheit, welche von den Anhängern der alten Richtung geschickt benutzt wurde, das Bestehende zu zerstören. Graf Thun ließ sich zwar bestimmen, für das Jahr 1858 eine Revision der Lehrpläne in Aussicht zu stellen, was den Gegnern schon eine halbe Erfüllung ihrer Wünsche dünkte. Aber ihm kam es dabei vor allem darauf an, wirkliche Mängel klar zu erkennen und gewünschte Veränderungen von fachmännischer Seite geprüft zu sehen, indem er sattsam erfahren hatte, dass in Schulfragen zu urtheilen sich leicht jeder befähigt fühle und die Unerfahrensten sich besonders vordringlich geberden. Er übergab demnach die ihm überreichten Anträge der „Zeitschrift für österr. Gymnasien“ zu freier Discussion. Damit war auch diese Gefahr abgewendet. Die kräftige und geistvolle Vertheidigung, welche die Thun'sche Reform durch Bonitz und zahlreiche Vertreter der Lehrerwelt erfuhr, füllt zugleich ein glänzendes Blatt in der Geschichte der österreichischen Gymnasien.

Das Gymnasium war erstarkt und erwies sich fähig, als es seinen Schöpfer und Beschützer verloren hatte, stärkeren Stürmen, wie sie das parlamentarische Leben mit sich brachte, zu widerstehen. War es dem conservativen Politiker nicht beschieden, Bestehendes zu erhalten, so war es ihm vergönnt, Dauerndes zu schaffen und den erhaltenden Geist dem kommenden Geschlechte zu vererben. Sein vorsichtig prüfendes, sachlich entscheidendes, planlosem Experimentieren abholdes Wesen hatte Schule gemacht und die auf ihn folgenden Regierungen bestimmt. Das mittlere und höhere Schulwesen ist darum mehr als ein anderer Verwaltungszweig den Strömungen des Tages und dem Getriebe der Parteien entrückt geblieben. Die Principien desselben waren so wohlüberlegt und den Bedürfnissen der Zeit angemessen, dass man manchen Versuch, es besser zu machen, lieber immer wieder aufgab und jede Rückkehr zu jenen als einen Fortschritt empfand, und dem haben wir es jetzt zu danken, dass, während anderwärts ein heißer Kampf das Gymnasium umtobt und in seinen Grundfesten erschüttert, demselben bei uns unter dem Schutze einer einsichtsvollen und starken Regierung die Bedingungen ruhiger Arbeit und Fort-

entwicklung gewahrt bleiben konnten. Und, begehrt von Ländern und Communen, unter denen die Haupt- und Residenzstadt Wien durch Eifer und Opferwilligkeit hervorragt, haben die Mittelschulen an Zahl und Frequenz mehr als man je hoffen durfte, zugenommen. Eine Fülle blühender Anstalten bedeckt das weite Reich, einen Strom allgemeiner Bildung den verschiedenen Ländern und Völkern zuführend, welche die Wohlthaten dankbar anerkennen, die ein großes Staatswesen allein zu bieten vermag.

Die Universitäten konnten aber erst durch die wachsenden Leistungen der Gymnasien werden, was sie geworden sind, nicht unebenbürtig ihren Schwestern in Deutschland, das durch sie seine führende Stellung in allen Bahnen der Wissenschaft erobert hat und tapfer behauptet. Es durfte Graf Thun am Abende seines Lebens mit einem Gefühle der Befriedigung auf die errungenen Erfolge zurückblicken, wie das Verhältnis der anfänglichen Abhängigkeit sich änderte und der heimische Boden akademische Kräfte hervorbrachte, welche, ehrenvoller Berufung für würdig erachtet, den im ersten Entwurfe vorausgesehenen, für das Gedeihen der Universitäten unentbehrlichen Wechselverkehr erfüllten, wie sich allenthalben wissenschaftliches Leben, unterhalten durch die Lehrer der Universitäten, aber nicht weniger durch die der Mittelschulen, fruchtbar regte und dem einst missachteten Vaterlande neues Ansehen nach außen gewann.

Die vor einem Menschenalter vollbrachte Reform des höheren Unterrichtes lebt durch ihre fortzeugende Wirkung von Geschlecht zu Geschlecht und bedarf zur unvergänglichen Erinnerung eines äußerlichen Denkmals nicht. Aber es ehrt den Staat in der Gegenwart und stärkt die Hoffnung auf die Zukunft, wenn er, von Erkenntnis für das Wahre und Große erfüllt, seine hochverdienten Männer feiert und ehrt. In diesem Sinne ist das Denkmal entstanden, von Kundmanns Meisterhand entworfen: in der Mitte des Grafen Leo Thun hohe, reckenhafte Gestalt mit dem Ausdruck der Thatkraft und Milde, ihm zur Rechten Exner, der sinnige Träger jener Ideen, welche die österreichische Lehrerwelt lange im treuen Herzen gehegt und getragen, zugleich ein Vertreter der trefflichen Männer, die unter Thuns Führung des Dienstes harte Arbeit gethan, ihm zur Linken Bonitz, das unvergleichliche Muster eines akademischen Lehrers und Jugendbildners und der Vorkämpfer jener tapferen Schar, welche den Ideen der Thun'schen Reform den Sieg erobern half.

Und es durfte errichtet werden in diesem herrlichen Hause, das unser edler Kaiser der Wissenschaft gebaut hat als ein weithin strahlendes Abbild des Aufschwunges, den Wissenschaft und Kunst unter seinen Auspicien gefeiert haben. Wie dieses Kunstwerk die stille Macht veredelnder und erziehender Eindrücke durch Jahrhunderte entfalten wird, so möge unser Denkmal in den Herzen der akademischen Jugend den Glauben an die idealen Güter be-

leben, in uns aber, die wir im Dienste dieser Ideale arbeiten, die Hoffnung stärken, dass unsere Arbeit segensreich sein und bleiben werde immerdar!

Nach dieser Rede wurde die feierliche Enthüllung des Thun-Exner-Bonitz-Denkmals in den Arkaden der Universität vollzogen. Nachdem der akademische Gesangverein einen Festchor von Weinwurm (Gedicht von Dr. Schaumann) vorgetragen hatte, ergriff der Rector magnificus Herr Hofrath Prof. Dr. Ludwig das Wort und sprach allen denen, die an dem Zustandekommen des schönen Werkes mitgewirkt hatten, vor allen den Manen des seligen Miklosich und dem h. Unterrichtsministerium, den geziemenden Dank aus, indem er zugleich im Namen der Universität erklärte, das Denkmal in seine Obhut zu übernehmen. Schließlich brachte er ein dreimaliges Hoch auf Seine Majestät den Kaiser, den Schirmherrn und Förderer der Wissenschaft und Kunst, dem die Reform des Unterrichtswesens und die Beförderung dieser Männer auf den Platz, den sie zierten, verdankt wird, aus, in welches die gesammte Versammlung jubelnd einstimmte, worauf die Militärcapelle die Volkshymne intonierte.

Das von Prof. Kundmann ausgeführte Denkmal zeigt in der Marmornische in der Mitte das lebensgroße Standbild des Grafen Leo Thun und in Mauernischen zur Rechten die Herme mit der Kolossalbüste Exners, zur Linken die Herme mit der Kolossalbüste seines Mitarbeiters Bonitz. Auf dem Unterbau steht in Goldbuchstaben:

Comes Leo de Thun-Hohenstein,
minister publicus 1849—1860, qui auspiciis imperatoris augustissimi
Francisci Iosephi I.
universitates et gymnasia novis legibus
institutisque feliciter reformavit
in ea re consilio eximiorum virorum
Exner et Bonitz
strenue adiutus.

Wir geben noch das überaus reiche Verzeichnis der Festschriften und Widmungen, welche der Versammlung dargebracht worden sind, indem wir bemerken, dass wir über die wichtigeren in den nächsten Heften eingehende Anzeigen bringen werden.

1. Die Erzstatue vom Helenenberge. Im Auftrage des Oberstkämmerers Ferd. Grafen zu Trautmannsdorff-Weinsberg herausgegeben von Custos Robert Schneider. Wien 1893.
2. Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und Hercegovina. Herausgegeben vom bosn.-herceg. Landesmuseum in Sarajevo. Redigiert von Dr. Moriz Hoernes. Wien 1893.
3. Römische Straßen in Bosnien und der Hercegovina. Von Philipp Ballif. Herausgegeben vom bosn.-herceg. Landesmuseum in Sarajevo. Nebst einem Anhange über die Inschriften von Dr. Karl Patsch. Wien 1893.
4. Die Gedächtnistafeln der Wiener Universitäts Rectoren 1365—1893. Im Auftrage von Rector und Senat der Universität Wien herausgegeben von Karl Schrauf.
5. Eranos Vindobonensis. Festgabe der archäologisch-philologischen Gesellschaft an der Wiener Universität. Wien, Hölder 1893.
6. Philostrati maioris Imagines. Ottonis Benndorfii et Caroli Schenkelii consilio et opera adiuti recensuerunt sodales seminariorum Vindobonensium. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri 1893.

7. Symbolae Pragenses. Festgabe der Deutschen Gesellschaft für Alterthumskunde in Prag.
8. Analecta Graeciensia. Festgabe der Grazer Universität (11 Abhandlungen).
9. Festgruß aus Innsbruck an die 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner (mit Beiträgen von J. Müller, A. Zingerle, Fr. Stolz, J. Seemüller, R. v. Scala, E. Reisch, C. Überhorst).
10. Analecta Cracoviensia et Leopolitana. Cracoviae 1893.
11. Verzeichnis der im großen Saale der k. k. Hofbibliothek zu Wien ausgestellten Schaustücke.
12. Xenia Austriaca. Festschrift der österreichischen Mittelschulen. 41 Abh. in 8 Gruppen. 1. Classische Philologie und Archäologie, 8 Abh. 2. Deutsche Sprache und Literatur, 3 Abh. 3. Moderne Philologie, 6 Abh. 4. Geschichte und Kunstgeschichte, 5 Abh. 5. Mathematik und darstellende Geometrie, 5 Abh. 6. Chemie und Physik, 6 Abh. 7. Naturgeschichte, 3 Abh. 8. Philosophie und Pädagogik, 5 Abh. 2 Bände, ca. 100 Bogen. Wien 1893.
13. Aus dem Theresianum. Festgabe der k. k. Theresianischen Akademie. Wien.
14. Salzer, Dr. Anselm. Die Sinnbilder und Beiworte Mariens in der deutschen Literatur. Gewidmet vom k. k. Obergymnasium der Benedictiner in Seitenstetten, Niederösterreich. Linz 1893.
15. Einige Bemerkungen über die Composition des Sophokleischen Philoktetes. Von L. Ćwikliński. Krakau.
16. Ein Idyll des Maximus Planudes. Festgruß von Dr. Karl R. v. Holzinger. Wien 1893.
17. Graf Leo Thun-Hohenstein, Franz Exner und Hermann Bonitz. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Unterrichtsreform. Von Dr. S. Frankfurter. Wien, Hölder 1893.
18. Festrede zur Enthüllung des Thun-Exner-Bonitz-Denkmals. Von Wilhelm von Hartel. Überreicht vom Rector und Senat der Universität. Wien 1893.
19. Die Wanderversammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Eine Übersicht von A. Egger-Möllwald. Wien 1893.
20. Schillers Abhandlung über die Gesetzgebung des Lykurg. Probe einer Übersetzung aus dem classischen Deutsch in das classische Griechisch, vorgelegt von Dr. K. Jülg. Trient 1893.
21. Text- und Druckprobe von dem lateinisch-deutschen Schulwörterbuche von J. M. Stowasser. Wien 1893.
22. Relief des Lakrateides, gefunden im Pluton-Heiligthume in Eleusis. Zusammengesetzt von Dr. R. Heberdey und W. Reichel. Zinkdruck. Den Archäologen der 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner gewidmet.
23. Der Müller am Anio. Eine altrömische Komödie. Von Fritz Pichler. Graz 1893.
24. Jahresbericht für neuere deutsche Literaturgeschichte, herausgegeben im Vereine mit M. Herrmann und S. Szamatólski von Julius Elias (Probe aus dem 2. Bande).
25. Chronik des Wiener Goethe-Vereines. Festnummer.
26. Österreichisches Literaturblatt der Leo-Gesellschaft. Nr. 10.
27. Neuester und vollständigster Plan der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien mit der neuen Bezirkseintheilung. Nebst einem Führer durch Groß-Wien.
28. Führer durch Carnuntum von Dr. J. W. Kubitschek und Dr. S. Frankfurter. Wien 1892.
29. Gedenkblatt, entworfen und gezeichnet von Gymn.-Prof. Anton Prix (Wien), in Lichtdruck hergestellt von Max Jaffé (Wien).
30. Artarias Ort-Lexikon der österreichisch-ungarischen Monarchie (incl. Occupationsgebiet), bearbeitet von Dr. K. Grissinger. Wien 1893.

31. I. Jahresbericht des wissenschaftlichen Vereines für Volkskunde und Linguistik in Prag, mit einer Abhandlung von O. Keller »Über Raben und Krähen im Alterthume«. Prag 1893.
32. Schierenberg, Über Ursprung und Bedeutung des Namens Germanen. Luzern.
33. Franz Glaser, Das commercielle Bildungswesen in Österreich-Ungarn, auf Grundlage des elementaren und mittleren Unterrichtes und die kaufmännischen Lehranstalten des Deutschen Reiches. Wien und Leipzig 1893.
34. Poetische Flugblätter. Der 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner gewidmet. Wien 1893.
35. Die Bibliothek des Dichters Nikolaus Zrinyi. Mit dem Porträt des Dichters. Wien 1893.
36. Studi italiani di filologia classica Volume primo. Firenze 1893, gewidmet von den Mitarbeitern an diesem Bande, an deren Spitze G. Vitelli und E. conte Piccolomini stehen
37. Ein Fund Syrakusaner Tetradrachmen. Von Victor v. Renner. Mit 1 Tafel. Wien 1893.
38. Mittheilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Herausgegeben von K. Kehrbach. Berlin 1893.
39. Gymnastik für die Jugend von Gutsmuths. Jubiläumsausgabe von Gustav Lukas, Leiter der Universitäts-Turnanstalt. Mit 11 Tafeln. Wien und Leipzig 1893.
40. Die Schule und der organische Bau der Volksschule in Frankreich. Von Dr. Oskar Mey. Berlin 1893.
41. Xenion. der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien im Mai 1893 dargebracht von Josef Stritar und Franz Raab.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Thukydides. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Gottfr. Böhme. II. Bd. 2. Heft. Buch VII u. VIII. 4. Aufl. Bearbeitet von Dr. Simon Widmann. Leipzig 1891.

Die Böhme'sche Ausgabe des Thukydides ist eine anerkannt vortreffliche Schulausgabe; sie bietet einen kritisch gesichteten Text und gute Erklärungen. Wenn sie gleichwohl bei uns wenig verbreitet ist, so liegt dies daran, dass Thukydides in unseren Gymnasien nicht gelesen wird, der Gelehrte aber begreiflicherweise selten genöthigt ist, neben den ausgezeichneten Ausgaben von Stahl und Classen auch die von Böhme einzusehen. Doch auch für ihn kann unter Umständen das sprachliche Register am Schlusse des Buches, das in der Anlage dem Demosthenes-Index von Rehdantz gleicht, ihn aber an Reichhaltigkeit allerdings nicht erreicht, nützlich werden.

Mit dem mir vorliegenden Hefte ist die Bearbeitung der Böhme'schen Ausgabe durch S. Widmann abgeschlossen. Der neue Herausgeber ist nicht voreilig in Streichungen und ist besonders vorsichtig in der Aufnahme eigener Vermuthungen; meist werden sie bescheiden nur in den Anmerkungen angeführt. Trotzdem glaubte ich zu bemerken, dass auch W. zu wenig den unfertigen Zustand gerade der letzten Bücher der *ξυγγραφή* in Erwägung gezogen hat. Er bekennt in der Vorrede, dass er misstrauisch gegen die Überlieferung geworden sei und kein Bedenken getragen habe, offenbar unrichtig Überliefertes zu ändern. Aber vielleicht bei keinem Schriftsteller ist es so schwer wie gerade bei Thuk., in jedem einzelnen Falle die Grenze für die offenbare Unrichtigkeit der Überlieferung scharf zu ziehen. Andererseits ist allerdings die Versuchung zu Conjecturen bei der Beschaffenheit des handschriftlichen Materials oft eine unwiderstehliche. Der II. Index, das historische Namensverzeichnis, würde richtiger den Namen Sachregister führen; denn er enthält nicht nur dieselben Städtenamen, die im geographischen Namensverzeichnis erklärt werden, sondern

auch Schlagworte, die man beim besten Willen nicht als Namen gelten lassen kann, wie: Beerdigung der im Kriege Gefallenen, Bogenschützen, Brief, Bundesschatz, Feuersignale u. a. m.

Das Gesammturtheil kann nur dahin lauten, dass W. die Böhme'sche Ausgabe des Thukydides bei schonender Wahrung ihrer Anlage und ihres Charakters auf den gegenwärtigen Stand der Forschung erhoben hat.

Wien. Ernst Kalinka.

Ausgewählte Briefe Ciceros. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Hans Luthmer. Leipzig, G. Freytag 1893. Preis geh. 1 Mk. 20 Pf.
Dazu 'Schülercommentar' von H. Luthmer. Preis 30 Pf.

Auch diese Ausgabe ausgewählter Briefe Ciceros verdankt, wie die kürzlich vom Ref. in diesen Blättern besprochene Ausgabe Ahlys, ihre Entstehung jener in den neuen preußischen Lehrplänen gegebenen Anregung, das Hauptgewicht bei der Lectüre Ciceros auf dessen Reden und Briefe zu legen. Doch geht L. in der vorliegenden Auswahl durchaus seine eigenen Wege. Er will, um ein möglichst umfassendes Bild von Ciceros Persönlichkeit zu geben, ihn als den Mittelpunkt einer Lebensgemeinschaft darstellen. Zu diesem Zwecke glaubte er, während man bisher bei einer solchen Auswahl in der Regel durch die chronologische Abfassung der Briefe sich bestimmen ließ, die Rücksicht auf diese gänzlich fallen lassen zu sollen. Er führt also Cicero in den ausgewählten Briefen in den verschiedenartigsten Beziehungen und Stellungen vor, als Freund, als Familienvater, als Berather und Helfer leitender Staatsmänner, wie auch in seinen eigenen Versuchen, sich staatsmännisch zu bethätigen, mochten diese auch den damaligen Zeitumständen nicht entsprechen. Er sucht weiters die gewiss nicht unwesentliche Thatsache gebürend zu beleuchten, dass Cicero in einer Zeit der allgemeinen Verderbnis eine der wenigen nicht ausschließlich auf ihren Vortheil bedachten Naturen war. Auch solche Briefe, die von den unleugbaren Fehlern und Schwächen Ciceros uns Zeugnis geben, hat L. nicht ausgeschlossen und dies mit Recht. Im ganzen enthält die Auswahl 67 Briefe, die alle bis auf Nr. 50 (= ad Quintum fr. I, 1), der etwas gekürzt ist, vollständig gegeben sind. Diese erscheinen nun folgendermaßen angeordnet: I. Ciceros Ansicht von Briefen, seine Lust, Briefe zu empfangen und zu schreiben (Nr. 1—3). II. Cicero und seine Freunde: *a*) Atticus (Nr. 4—14), *b*) Cicero als Berather junger Freunde (Nr. 15—21), *c*) Verschiedenes. Empfehlungsschreiben (Nr. 22—30). III. Cicero im Familienkreise: *a*) Terentia (Nr. 31—36), *b*) Tullia (Nr. 37—39), *c*) Quintus Cicero (Nr. 40—43),

d) Cicero und Tiro (Nr. 44—49). IV. Cicero als Beamter (Nr. 50—55). V. Ciceros Verhältnis zu politischen Persönlichkeiten (Nr. 56—67). Die Auswahl ist, wie schon diese Übersicht zeigt, eine sehr praktische und zweckmäßige; sie ist auch mit richtigem Takte und Verständnis für das wirklich Bedeutungsvolle angelegt und demnach wohl geeignet, im Sinne jener neuen preußischen Bestimmungen 'für hervorragende Persönlichkeiten einen durch individuelle Züge belebten Hintergrund zu gewinnen'. Hie und da hätte freilich ein Brief wohl auch ohne Schaden wegbleiben können, so Nr. 6 (= ad Att. I, 8) und besonders Nr. 7 (= ad Att. IV, 8ª), welch letzterer m. E. einer ziemlich eingehenden Erklärung bedarf, die in keinem Verhältnisse steht zum wirklichen Ertrage der Lectüre. Dem Zwecke, den L. durch Aufnahme dieser beiden Briefe in die Sammlung erreichen will, nämlich zu zeigen, dass Cicero auch inmitten einer politisch gewaltig bewegten Zeit seiner kleinen persönlichen, häufig recht kleinlichen Interessen nicht vergaß, jenem Zwecke, sage ich, dient viel besser Nr. 30 (= ad fam. V, 12), in dem Cicero, von seiner übergroßen Eitelkeit, wie oft, nur zusehr fortgerissen, den Lucceius bittet, die Zeit seines Consulates bis zu seiner Rückkehr aus der Verbannung in einer Schrift zu verherrlichen, und bis zu dem geradezu naiven Wunsche sich versteigt '*etiam atque etiam rogo, ut . . in eo leges historiae neglegas . . . amorique nostro plusculum etiam, quam concedet veritas, largiare,* während er an einem anderen Orte de or. II, 15 pomphaft ausspricht: *Quis nescit primam esse historiae legem, ne quid falsi dicere audeat . ., ne qua sit suspicio gratiae in scribendo?* Nur drei Briefe der Sammlung sind an Cicero als Empfänger gerichtet: Nr. 38 das herrliche Trostschreiben des berühmten Rechtsgelehrten Ser. Sulpicius an Cicero, um diesen über den Tod seiner Tochter Tullia zu trösten, Nr. 44 ein kurzer Brief des Q. Cicero, in dem dieser seinen Bruder zur Freilassung des Tiro beglückwünscht, und Nr. 59 ein Schreiben Cäsars aus dem Jahre 49. — Der Text ist der Klotz-Wesenberg'sche mit geringen Änderungen an einzelnen Stellen, wo L. mit Recht einen für die Schule leichter lesbaren Text herstellen wollte. — Der Erklärung dient zunächst die Einleitung, die in ganz zweckentsprechender Weise über Ciceros Lebensgang, seine in den Briefen keine unwichtige Rolle spielenden Vermögensverhältnisse und seine literarische Thätigkeit Aufschluss gibt. Ein zweites Capitel erörtert die Wichtigkeit des Briefverkehres für Ciceros Zeit und gibt einige wichtigere statistische und geschichtliche Daten über Ciceros Briefe, über den Umfang der Sammlung im Alterthume und ihre Wiederauffindung im Mittelalter. Recht nützlich ist ein daran sich schließender, mit einer größeren Anzahl passender Illustrationen ausgestatteter Abschnitt, der von der Art, wie die Alten Briefe schrieben, von dem dazu verwendeten Schreibmaterial, von der äußeren Form, vom Verschlusse und der Beförderung der Briefe handelt. Angehängt ist dem ersten Hefte

noch ein Verzeichnis der Orts- und Personennamen, das ganz kurze Erklärungen zu den einzelnen Namen bietet.

Das zweite Heft, der 'Schülercommentar', gibt erläuternde Bemerkungen, die sich durch knappe, präcise Fassung auszeichnen, zu den einzelnen Briefen und ist 'für den Standpunkt des Primaners oder reiferen Obersecundaners berechnet'. Stilististische und grammatische Bemerkungen fehlen gänzlich, da L. der Arbeit der Schule nicht vorgreifen zu wollen erklärt. Die gegebenen Erklärungen dürften im allgemeinen wohl ausreichen, dem Schüler die häusliche Präparation wesentlich zu erleichtern.

Im ganzen und großen darf der hinsichtlich der Auswahl aus den Briefen und deren Anordnung jedenfalls eigenartige Versuch L.s als gelungen und die beigegebenen Behelfe der Erklärung als zweckentsprechend bezeichnet werden. — Die Bändchen empfehlen sich auch durch ihre nette Ausstattung und den wohlfeilen Preis. Der Druck ist correct. S. 26 (Text), Z. 8 v. u. lies *homines* statt *homine*.

Ausgewählte Briefe von M. Tullius Cicero erklärt von Friedrich Hofmann. 1. Bändchen. 6. Aufl. besorgt von Karl Lehmann. Berlin, Weidmann 1892. Preis 2 Mk. 75 Pf.

Zwischen dem Erscheinen der fünften und dem der sechsten Auflage dieses wohlbekannten Commentars liegt wohl nur ein Zeitraum von acht Jahren. Doch hat gerade in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit die Erforschung der Briefe Ciceros sowohl in Bezug auf die Kritik als auch in Bezug auf die verschiedenen Gebiete der Erläuterung so bedeutende Fortschritte gemacht, dass die seinerzeit vortreffliche, ja geradezu musterhafte Ausgabe Fr. Hofmanns den gegenwärtigen Ansprüchen nicht mehr genügen konnte und einer gründlichen Umarbeitung unterzogen werden musste. Diese Aufgabe zu übernehmen war kaum jemand in solchem Grade geeignet und berufen wie Karl Lehmann, der wohl als einer der ersten jetzt lebenden Kenner der Briefe Ciceros, insbesondere jener an Atticus, und als ein Wegweiser auf diesem nachgerade gewaltig angewachsenen Gebiete der Literatur bezeichnet werden darf. Dieser Gelehrte, durch dessen sorgfältige Methode und glücklichen Scharfsinn die Kenntnis der Briefe Ciceros hinsichtlich der Kritik mächtig gefördert worden ist, war sicherlich am ehesten in der Lage, zunächst dem Texte der Auswahl jene solide kritische Grundlage zu geben, die dem heutigen Stande der Wissenschaft entspricht. — Schon die Einleitung musste zu diesem Zwecke eine starke Umgestaltung erfahren, ja wichtige Partien derselben mussten gänzlich umgearbeitet und in nahezu entgegengesetztem Sinne behandelt werden, als dies seitens Fr. Hofmanns geschehen war, so beispielsweise gleich die Frage in Betreff der Briefe an M. Brutus, die von L. unter Verweisung auf die wichtigsten neueren Forschungen nach ihren Hauptgesichtspunkten in lichtvoller Weise erörtert (S. 2—4

der Einleitung) und, soweit dies eben möglich ist, zu entscheiden versucht wird. L. zeigt, dass das erste und zweite Buch dieser Briefe nicht mehr, wie dies noch Hofmann verfocht, auseinandergehalten und verschieden behandelt werden dürfen. Gänzlich musste natürlich jener Theil der Einleitung umgearbeitet werden, der von den Handschriften-Familien der Briefe an Atticus handelt. Hier theilt L. in gedrängter Kürze die wichtigen Resultate seiner Untersuchungen auf diesem Gebiete mit. Es sind im wesentlichen folgende (Einl. S. 16 f.): Die gesammten Handschriften stammen aus einer Quelle; von einer Hs. *X*, die noch in Majuskeln geschrieben war, wurden zwei Abschriften genommen, *Τ* und *Ω*. *Τ* ist die nordalpine, deutsch-französische Überlieferung, und aus ihr stammen 1. C, d. h. die Hss., aus welchen Cratander in seiner Ausgabe Basel 1528 Lesarten an den Rand oder in den Text gesetzt hat; 2. Z, cod. Turnesianus, von Lambin und Bosius, aber auch von Turnebus und Pithoeus benutzt; diese enthielt (ebenso wie wahrscheinlich auch C) nur die 16 Bücher ad Atticum; 3. W d. h. Blätter einer Würzburger Hs. C, Z und W stimmen in vielen guten, in einigen schlechten und zahlreichen neutralen, d. h. solchen Stellen, die, an und für sich betrachtet, kein Moment zur Entscheidung über ihren Wert geben, überein und weichen von *Ω* ab. *Ω* ist die südalpine, italienische Überlieferung und hat sich geschieden in *Σ* und *Δ*. Zu *Σ* gehören 6 Hss., von denen 4 in Italien, 2 in Paris sich befinden; zu ihnen gehören auch einige von Malaspina in seinem Buche, Venedig 1564, erwähnte Hss. *Δ* besteht aus zahlreichen Hss., von denen die beste ist der Mediceus Plut. XLIX N. XVIII. Dieser ist nicht, wie man früher glaubte, von Petrarca ganz oder theilweise geschrieben, sondern ist wahrscheinlich dieselbe Hs., welche Pasquinus für Coluccius schreiben ließ. Die Veroneser Hs. gehört zu *Σ*.

Sehr wertvoll ist der beträchtlich erweiterte — wie denn überhaupt der Umfang des ganzen Buches gegenüber der 5. Auflage namhaft zugenommen hat — kritische Anhang, der zu den Briefen ad Atticum alle Abweichungen der Hss. auf das sorgsamste verzeichnet, zu den Briefen ad fam. nur die wesentlicheren Varianten. Auch werden alle irgendwie erwähnenswerten Verbesserungsvorschläge zu den einzelnen Stellen gleichfalls gewissenhaft angeführt, so dass dieser Anhang als eine sehr dankenswerte wissenschaftliche Beigabe bezeichnet werden muss. Die Stellen, an denen L. eigene Vermuthungen in den Text setzt oder doch im kritischen Anhange anführt, sind folgende: ad Att. I, 19, 1 *sine ⟨aliquo⟩ argumento.* II, 16, 2 *adigi potuerit* (kr. Anh.). IV, 1, 4 *ea ⟨ipse⟩ scribam* (kr. Anh.). ib. 5 *ab infimo.* IV, 2, 2 *dolor et magnitudo odii.* ib. 3 *ego — statueram* als Parenthese. V, 15, 3 *plura scribam, cum constitero; haec sciebam tarde tibi redditum iri.* V, 16, 2 *taedet hominum nos vitae* (kr. Anh.). VII, 3, 5 *vos — estis* in Parenthese. ib. 12 *satis dignitatis* (kr. Anh. *comitatis*

satis?). VII, 9, 3 *sed istud ipsum* ⟨*rei publicae est perniciosum*⟩ *sic, o magnum malum!* VIII, 3, 2 *non futurus sit, qui fuerit.* ib. 5 *cum filio an quo amando?* ib. 6 *non accipere periculosum est ab hoc, accipere* (Lehm. nach Klotz). ib. 7 ⟨*et*⟩ *est quaedam spes* (kr. Anh.). VIII, 12, 2 *ne* ⟨*hae*⟩ *duae legiones.* IX, 11, 3 *me et pacis et utriusque vestrum amicum, ad vestram et ad c.* IX, 8, 2 *in qua erat heros Celer.* ib. 3 die Aposiopese nach *Inde.* — ad fam. III, 11, 2 *ambigua.* IV, 2, 4 *exspectabo, tu* (die Interpunction). V, 2, 7 *in inani magistratu* (kr. Anh.). VIII, 1, 1 *certiores. Tamen.* XV, 4, 12 *sunt profecto in te profecta* (kr. Anh.). ib. 14 *mores institutamque vitam.* XVI, 9, 1 *Dec., tempestatibus* (die Interp.). XVI, 12, 1 *ut* ⟨*utrique*⟩, *nisi qui* (kr. Anh.). Unter den angeführten Vermuthungen befindet sich eine beträchtliche Anzahl überaus scharfsinniger Emendationen. — Die fortlaufenden Anmerkungen unter dem Texte sind nahezu alle sachlichen und sprachlichen Erklärungen gewidmet; nur ganz selten, wie S. 69, werden auch an dieser Stelle Fragen der Kritik gestreift. Immerhin wäre es besser gewesen, die Noten unter dem Texte durchaus von kritischen Bemerkungen zu entlasten. — Mit großer Gewissenhaftigkeit hat L. die Resultate der neueren Forschungen auf dem Gebiete der ciceronischen Briefe für die Erklärung verwertet. Die Angaben über die Chronologie der Briefe wurden nach den Untersuchungen von Körner, Moll, Pauschen und Sternkopf richtig gestellt. Kaum eine Seite des Commentars findet sich, an der nicht größere oder geringere Spuren der sorgsamen, man möchte sagen, liebevollen Arbeit sich nachweisen ließen, die L. der Ausgabe hat angedeihen lassen. Zahlreiche neue Noten sind hinzugekommen, so namentlich wertvolle Beobachtungen des mit der Volkssprache vielfach sich berührenden Sprachgebrauches in Ciceros Briefen. Hier fußt L., indem er dabei das Bedürfnis der Schule nie aus den Augen verliert, auf den Untersuchungen von Becher, Schmalz und Wölfflin. Derartige Bemerkungen finden sich z. B. S. 38 zu *nummuli* über die Bedeutung und den Gebrauch der Deminutiva, S. 43 zu *adversus rem p.* über die dem Briefstile eigenthümliche Kürze des Ausdruckes, S. 50 über *beatus* im populären Sinne, S. 61 zu *ad Bibulum* = in die Wohnung des B., aus der Volkssprache herübergenommene Redeweise, S. 68 zu *non faciam, ut* als Umschreibung eines einfachen Verbums, S. 97 zu *subdifficilis* über die Bedeutung solcher Zusammensetzungen, S. 99 über die Verwendung von *bene* zur Steigerung in der Volkssprache. Auch wertvolle stilistische Noten anderer Art finden sich reichlich, so S. 33 eine sehr lehrreiche Anmerkung über die Verwendung des Asyndeton, S. 48 über den Unterschied von *nihil est* und *nihili est*, S. 99 über *persona*, S. 112 eine Beobachtung über das Verfahren Ciceros, wenn ein Satz von zwei Verben abhängig ist, die verschiedene Construction bedingen. So gilt denn das, was man schon von den früheren Auflagen dieses Commentars sagen durfte, dass er eine

Fundgrube lehrreicher sprachlicher und stilistischer Bemerkungen bilde, von der neuen Bearbeitung durch L. noch in erhöhtem Maße. — Ebenso sorgfältig wurden auch die sachlichen Erklärungen behandelt. Abgesehen von den schon oben angedeuteten Änderungen hinsichtlich der Chronologie der Briefe zeigt sich auch sonst allenthalben die überall bessernde Hand des neuen Herausgebers[1]), vieles ist auch da neu hinzugekommen, vieles gänzlich umgeändert worden. Denn die Forschung ist eben auch hier in der Zwischenzeit nicht stillgestanden. Wie über manche Dinge, die zur Zeit, da die fünfte Auflage dieses Commentars erschien, noch völlig im Dunkeln lagen, nunmehr durch die fortschreitende Erkenntnis und den glücklichen Scharfsinn einzelner Forscher helles Licht gebreitet worden ist, mag ein instructives Beispiel zeigen. ad Att. IX, 18, 3 schrieb Fr. Hofmann noch: *Inde exspecto equidem πλαταγεῦσαν illam tuam* und bemerkte dazu in der Anmerkung '*Πλαταγεῦσα (epistola)* könnte ein Brief sein, der von Cicero als ein Orakel für sein Verhalten betrachtet wird; die Blume πλαταγώνιον diente als Liebesorakel, vgl. Theocr. III, 29. So nennt Cicero ad Att. IX, 10, 5 einen Brief des Atticus χρησμός. Auch παταγεῦσαν könnte man schreiben; denn 'nach dem Sprichworte καλὰ δὴ παταγεῖς 'du triffst ins Schwarze' könnte παταγεῦσα ein entscheidender Brief sein. I n d e s s e n e s i s t u n m ö g l i c h, h i e r e t w a s S i c h e r e s z u f i n d e n, da Cicero auf etwas anspielen kann, was vielleicht schon damals nur ihm und dem Atticus bekannt war.' Hingegen konnte L. nunmehr ganz anders und mit absoluter Sicherheit über die Gestaltung der Stelle und deren Sinn sich aussprechen auf Grund der ebenso glücklichen wie scharfsinnigen Entdeckung von G. Knaack (Ztschr. f. d. GW. 1886, S. 381), der jener glänzenden Vermuthung des Bosius: λαλαγεῦσαν, der man wie allen Vermuthungen desselben mit Misstrauen entgegenkam, durch den Nachweis, worauf Cicero in der That anspielt, zu ihrem Rechte verhalf. Es ist nämlich ein Epigramm des Leonidas von Tarent (Anth. Pal. X, 1), das Cicero im Sinne hat:

Ὁ πλόος ὡραῖος· καὶ γὰρ λαλαγεῦσα χελιδὼν
ἤδη μέμβλωκεν χὠ χαρίεις Ζέφυρος.

Demgemäß bemerkt L. zu der Stelle: 'Atticus hatte dem Cicero auf die Frage, ob er zu Pompejus gehen solle, gerathen, bis zum Frühjahr zu warten. Der Zusammenhang, in dem Atticus dies that, muss ungefähr folgender gewesen sein: 'Du fragst mich, ob

---

[1]) Oft zeigt sich hier in scheinbar geringfügigen Dingen, dass L. ein richtiges Verständnis für die Zwecke der Schule besitzt. So wurde z. B. ad fam. V, 2, 6, was Hofmann in der Note zu Claudia anführte, dass nämlich diese berüchtigte Schwester des Clodius von Cicero mit den heftigsten Schmähungen überhäuft und unter anderem auch *quadrantaria* genannt worden sei, bekanntlich eine Anspielung auf einen etwas anrüchigen Vorgang in einem Badhause, von L. mit richtigem Takte gestrichen.

Du reisen sollst, ich antworte: noch nicht. Denn Du weißt, was Leonidas sagt: ὁ πλόος.. Nun ist aber die Schwalbe noch nicht da, folglich noch nicht die Zeit zur Reise.' Reminiscenzen an dasselbe Epigramm finden sich auch Att. IX, 7, 5 *egregie probo fore ut, dum vagamur, ὁ πλόος ὡραῖος obrepat,* und X, 2, 1 *λαλαγεῦσα iam adest et animus ardet.*

Und so scheidet denn Ref. von der Ausgabe, indem er sie als eine für die Wissenschaft wie für die Schule gleich wertvolle Gabe begrüßt und den Freunden der Briefe Ciceros wärmstens empfiehlt.

Nikolsburg. Alois Kornitzer.

Schülercommentar zu Sallusts Schriften. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Gustav Müller, Professor am herzogl. Ludwigsgymn. in Cöthen. Wien, Tempsky 1893. 170 SS. Preis 1 Kr. 20 H

Nach dem Muster der Commentare zu Nepos und Cäsar von J. Schmidt verfolgt das Büchlein den Zweck, dem Schüler die häusliche Vorbereitung zu erleichtern und ein Specialwörterbuch entbehrlich zu machen. Darum bietet es die bei Sallust vorkommenden Phrasen, „die gerade bei diesem Schriftsteller manches Eigenthümliche“ an sich haben, ferner Übersetzungshilfen bei längeren Perioden, jedoch auch öfter bei Participialconstructionen, wenn es entweder zum richtigen Verständnisse nöthig erscheint oder die deutsche Ausdrucksweise besonders hervorgehoben werden soll. Grammatisches ist nur bei Abweichungen von dem Regelmäßigen berücksichtigt. Zugrunde liegt die Textausgabe des Ref.

Die wissenschaftliche Arbeit in diesem Büchlein hält Ref. für sehr gediegen. Die Erklärung des in mancher Hinsicht schwierigen Autors ist vielfach gefördert und geht über die vorhandenen Commentare hinaus. Die Übersetzung der Phrasen bietet in der Regel den völlig adäquaten deutschen Ausdruck, die Übersetzungshilfen sind im allgemeinen meisterhaft und mustergiltig; sie sind dem Geiste der deutschen Sprache gemäß und geben doch den lateinischen Ausdruck möglichst genau wieder; es steckt eine gediegene Methode in diesen Übertragungen. Die Erklärung, Sach- und Sinnerklärung, trifft meist den Nagel auf den Kopf und ist dabei so kurz und bündig, dass oft mit einem Worte die ganze Schwierigkeit beseitigt, die Dunkelheit aufgehellt ist. Natürlich finden sich im einzelnen Versehen und Unebenheiten; so soll es z. B. S. 60 zu queas heißen: hier ist nicht J u g u r t h a (statt Catilina) das Subject; invenias (S. 52) hat als Object zuerst z w e i Accusative (st. einen); S. 69 omnibus suis rebus heißt nicht: all e s, was er besaß usw. Im Ausdrucke fiel auf: S. 52 die S c h w a c h h e i t der Natur (st. Schwäche); S. 55 liberius altiusque procedere zu frei und zu weit gehen, wofür besser zu sagen wäre:

zu frei sprechen und zu weit gehen u. ä.; auch gar manche überflüssige Bemerkung fiel auf; doch wäre es unbillig, solche Kleinigkeiten an einer der Hauptsache nach so verdienstlichen Arbeit stärker zu betonen.

Ist also endlich die richtige Form der Schülercommentare gefunden? Die treffliche Arbeit, die im Müller'schen Commentare steckt, wird es entschuldigen, wenn es der Ref. versucht, in Bezug auf das Für und Wider dieses Commentares einiges vorzubringen, um so vielleicht die Discussion dieses wichtigen Gegenstandes anzuregen und in die Bahn einer sorgfältigen und objectiven Prüfung zu leiten. Es ist vor allem, wie es scheint, ein Irrthum zu glauben, dass es eine Form für Schülercommentare gibt, die auf allen Stufen entspricht. Denn wie der Betrieb der Lectüre auf den verschiedenen Stufen verschieden ist, wie also die Bedürfnisse des Schülers bei der Präparation ungleich sind nach Alter und Classe, ja nach dem Autor, so müssen auch von vornherein Schülercommentare zu Nepos, zu Cäsar, zu Sallust verschieden sein; denn bei Nepos und Cäsar sind 13—14jährige Knaben, die 3—4 Jahre am Gymnasium sind, zu unterstützen, bei Sallust handelt es sich um 16jährige Jünglinge, die bereits das 6. Jahr das Lateinische betreiben. Ja sogar innerhalb desselben Autors erscheinen die Bedürfnisse des Schülers verschieden; am Anfange wird der Schüler größere Hilfe brauchen; ist er aber mit der Ausdrucksweise, dem Stile des Autors schon mehr bekannt, hat die Analogie durch oftmalige Wiederkehr desselben Verhältnisses zwischen dem lateinischen und deutschen Ausdrucke Kraft gewonnen, so braucht der Schüler im einzelnen Falle oft keine Stütze mehr, dann wieder nur eine ganz geringe, ja oft ist es am besten, er findet überhaupt gar keine Unterstützung. Bedenkt man nun, dass die Lectüre eines Autors an verschiedenen Punkten ansetzen kann — bei Sallust z. B. ist es ganz gut möglich, dass zuerst das bellum Catilinae, dann das bellum Jugurthinum, dann wieder dass sie in umgekehrter Folge, endlich dass nur je die eine Schrift gelesen wird —, so erscheint es ungemein schwierig, fast unmöglich, einen allen Verhältnissen entsprechenden Schülercommentar zu schaffen.

Wie weit ist nun eine Unterstützung des Schülers bei der Präparation überhaupt pädagogisch zulässig? Der Nutzen der altsprachlichen Lectüre liegt in erster Linie auf dem sprachlichen Gebiete, in der geistigen Arbeit, welche geleistet werden muss, um vom Urtexte zu einer wohlgelungenen deutschen Übersetzung zu gelangen. Diese Aufgabe ist ein großes Stück Arbeit und geht über das bloße Verstehen des Autors weit hinaus. Jeder macht ja an sich die Erfahrung, dass das bloße Verstehen des Originales von einer vollkommen zutreffenden Wiedergabe in der Muttersprache noch weit entfernt ist, und bei Prüfungen fühlt man gar oft, dass der Schüler seine Stelle verstanden hat, wenn auch die Übersetzung nicht gelingen will. So kann man also sagen, eine wohlgelungene Über-

setzung schließt das volle Verständnis in sich, aber das Verständnis noch nicht die zutreffende Übersetzung. Die geistige Arbeit, die ihr Ziel in der adäquaten Übersetzung findet, bildet den eigenthümlichen, charakteristischen Nutzen der altsprachlichen Lectüre. Natürlich ist ja auch der sachliche Gewinn nicht gering anzuschlagen; allein stünde dieser in erster Linie, so ließe sich derselbe auch aus guten Übersetzungen einfacher und leichter erzielen. Der volle Gewinn wird nun weder erzielt, wenn bis zur Musterübersetzung nicht vorgedrungen wird — und an diesem Schaden litte der Unterricht, wenn er den Weg gienge, den unlängst Dir. Krassnig in einem interessanten Aufsatze in den „Lehrproben und Lehrgängen" (Heft 33, S. 87 ff.) dargelegt hat —, noch wenn der oft schwierige und weite Weg vom Urtexte bis zur gelungenen Übersetzung von jedem Schüler nicht selbst zurückgelegt wird, wenn die Übersetzung nicht selbstthätig gefunden, erarbeitet, sondern die fertige Arbeit eines anderen einfach dargeboten wird. Der einzelne Schüler soll zuhause über die Übersetzung nachdenken, soll sich auf Grund seiner Kenntnisse der Sprache, einer gewissen erworbenen Erfahrung im Übersetzen, die ihm sein immer mehr sich ausbildendes Stilgefühl und Stilbewusstsein in den alten und in der Muttersprache verleiht, eine adäquate Übersetzung zu erarbeiten suchen; wird dieses erste Stadium eifrig gepflegt — durch zielbewusste, methodische Führung von der untersten Stufe an lässt sich Eifer und ein gewisses Geschick hiefür den Schülern beibringen —, so wird im zweiten Stadium, bei der gemeinsamen Arbeit der ganzen Classe und des Lehrers in der Unterrichtsstunde selbst, das Ziel, die Musterübersetzung, wie wir sie nennen wollen, im lebhaften Austausche von Frage und Antwort gewiss erreicht. Alles nun, was diesen natürlichen Werdeprocess stört, schadet mehr oder weniger, mindert den Nutzen der Arbeit des Übersetzens. Von diesem Standpunkte aus erscheint es schon verfehlt, wenn der Lehrer allein die Musterübersetzung etwa zum Schlusse darbietet; dieselbe muss in der Stunde je nach den Umständen bald unter größerer bald geringerer Beisteuer des Lehrers von der Classe erarbeitet werden; hiebei wird der Lehrer möglichst selten etwas fertig mittheilen, sondern die Schüler zum Richtigen führen, ihren Geist richten, das ist ja das wahre Unterrichten.

Vergegenwärtigen wir uns nun an einem concreten Beispiele, wie weit der vorliegende Commentar den Schülern bei der Ausarbeitung der Musterübersetzung hilft, und wählen wir hiezu völlig von ungefähr das 1. Cap. von Sallusts bell. Iugurthinum; die Angaben des Commentars sind genau im Wortlaute über die Stichworte gesetzt:

Mit Unrecht
Falso queritur de natura sua genus humanum, quod inbecilla
von kurzer Dauer vielmehr vom Zufall als von der Tüchtigkeit ab-
atque aevi brevis forte potius quam virtute re-
hängen im Gegentheil bei genauer Überlegung Obj.
gatur. nam contra reputando neque maius aliud

und dass es den Menschen bei ihrer Natur-
Obj. Obj. zu
neque praestabilius invenias magisque naturae industriam homi-
beschaffenheit mehr an beharrlicher Thätigkeit als an Kraft und Zeit fehlt.
invenias
num quam vim aut tempus deesse.

Herrscher, Gebieter
sed dux atque imperator vitae mortalium animus est. qui
auf dem Wege der Tugend dahinschreiten
ubi ad gloriam virtutis via grassatur, abunde
stark und mächtig denn — ja
pollens potensque et clarus est neque fortuna eget, quippe probi-
Eigenschaften
tatem industriam aliasque artis bonas neque dare neque eripere
von schlechten Begierden ergriffen
cuiquam potest. sin captus pravis cupidinibus ad inertiam et
zur Wollust herabsinken die Lust
voluptates corporis pessum datus est, perniciosa lubidine paulis-
genießen (wird verb. finit.) und sie sind sorglos
per usus, ubi per socordiam vires tempus in-
vergeudet man klagt über die Schwachheit der Natur
genium diffluxēre, naturae infirmitas accusatur: suam
partit. Apposition zu auctores die Schuldigen die Schuld auf die
quisque culpam auctores ad negotia
Verhältnisse schieben Gen. zu bona das Gute mihi
transferunt. quodsi hominibus bonarum rerum tanta
curae est alicuius rei ich trage um etwas Sorge, bin auf etwas bedacht
cura esset
wie sie mit Eifer nach ungehörigem auszulassen! das ihnen keinen
quanto studio aliena ac nihil profutura
Nutzen und vielfach sogar Schaden bringt streben nicht so sehr
multaque etiam periculosa petunt, neque regerentur
Sclaven als Herren der Verhältnisse sein sich zu der Größe erheben
magis quam regerent casus et eo magnitudinis procederent,
dass aus Sterblichen durch den Ruhm unsterblich werden.
ubi pro mortalibus gloria aeterni fierent.

Das hat der Schüler in der Hand, wenn man ihm den Commentar zur Präparation gibt. Grenzt das nicht schon hart an die gedruckte Übersetzung? Was bleibt da noch der Arbeit des Schülers überlassen? Ferner, wie wenn die so mühelos gewonnene Übersetzung ohneweiters vom Lehrer hingenommen wird, ist da nicht die Gefahr vorhanden, dass die Schüler den Wortlaut des Textes nicht verstehen, mindestens aber sich nicht Rechenschaft geben, wie man vom Wortlaute des Textes zu dieser Übersetzung gelangt, und warum gerade zu diesem Ausdrucke gegriffen werden muss. Vergewissert sich aber der Lehrer hievon, so muss der Unterricht den Weg umgekehrt zurücklegen, von der Musterübersetzung zur

genauen wörtlichen zurück, während doch der natürliche Gang vom Wortlaute zur Musterübersetzung ist. Die Übersetzungsarbeit, die ein Weg vom Suchen zum Finden sein soll, wird so fast ein müheloses Empfangen. Und doch was ist das für eine gewinnreiche Arbeit von der holperigen Übersetzung des schwächeren Schülers bis zur Musterübersetzung! Wie viel Findigkeit der besseren Schüler, wie viel Wetteifer unter dem Ansporn des Lehrers geht verloren, wenn auch der schwächste Schüler ohneweiters die Musterübersetzung fertig in die Schule mitbringt!

Also soll der Schüler ohne Hilfe bei der Präparation sein? Dazu ist die Vorpräparation des Lehrers da, wird man antworten. Gewiss. Kann also die Vorpräparation nicht durch eine gedruckte Präparation, d. i. durch einen Schülercommentar ersetzt werden? Wird damit nicht Zeit gewonnen, dem geisttödtenden Aufschreiben von Notizen vorgebeugt und die Sünde jener Lehrer paralysiert, welche etwa die Vorpräparation Vorpräparation sein lassen und einfach der Classe erklären: Für das nächstemal ist die nächste Seite zu präparieren. Seht zu, wie ihr fertig werdet! Ferner: die Musterübersetzung wird, sagen wir, im rechten Zusammenarbeiten mit der Classe gewonnen und sei es vom Lehrer oder einem der Schüler schließlich dargeboten, natürlich um in der nächsten Stunde wiederholt zu werden. Diese Wiederholung muss ganz genau sein, jede Abweichung zieht als Unfleiß oder Unaufmerksamkeit eine schlechte Note nach sich. Was ist die Folge? Die Schüler schreiben die Übersetzung mit oder machen sich wenigstens zahlreiche Notizen. Wird diese gewiss schädliche Schreiberei, das Einlernen der Musterübersetzung nach flüchtig hingeworfenen Notizen nicht vermieden, wenn der Schüler in seinem Commentar die Phrasen gedruckt vor sich hat? Ferner begnügt man sich nicht thatsächlich oft mit einer ganz und gar nicht zutreffenden Übersetzung, sei es dass der Lehrer selbst nicht das Geschick zu einer Musterübersetzung besitzt oder den Willen oder die Zeit? Wird nicht endlich viel Zeit nutzlos vergeudet, wenn immer von der Übersetzung eines ungeschickten Schülers ausgegangen wird? Das scheinen doch berechtigte Einwendungen zu sein jenen gegenüber, welche jede derartige Hilfe bei der Präparation von vornherein ablehnen und den Standpunkt vertreten, dass Commentare überhaupt nicht in die Hände der Schüler gehören.

Ziehen wir die Resultierende dieser einzelnen Für und Wider, so dürfte sich folgendes Urtheil ergeben: der Schülercommentar von Gustav Müller ist für die Lehrer ein vorzüglicher Behelf; der Lehrer wird sich in der Regel bei der Auffassung und dem sprachlichen Ausdrucke des Commentars beruhigen können. In der Hand des Schülers könnte er vielleicht für die Wiederholung nicht ohne Vortheil sein; seine Verwendung aber als Präparationsbehelf unterliegt sehr gewichtigen Bedenken.

Wien. A. Scheindler.

De Varroniano scribendi genere quaestiones. Diss. inaug. Scripsit Ricardus Krumbiegel. Lipsiae 1892.

Der an Eigenthümlichkeiten so reiche Sprachgebrauch Varros hatte bis in die jüngste Zeit nicht jene Beachtung gefunden, die er verdient, und so kommt es, dass man noch in Drägers bekanntem Werke Belegstellen aus Varro meist vergeblich sucht. Der Grund hievon liegt in dem Umstande, dass wir bis vor kurzem für die Bücher Rerum rusticarum auf die veralteten und kritisch durchaus unzuverlässigen Ausgaben von Gesner und Schneider, für die Bücher de lingua Lat. aber auf die nicht mehr genügende Ausgabe von O. Müller angewiesen waren. Erst seitdem durch die Ausgaben von H. Keil und A. Spengel für die beiden Schriften eine verlässliche kritische Grundlage geschaffen wurde, konnten sich die grammatischen Studien mit mehr Aussicht auf Erfolg dem Nachlasse des gelehrten Römers zuwenden, und dies geschah auch mit solchem Eifer, dass das Versäumte schon jetzt als nachgeholt betrachtet werden kann. Zunächst behandelte, noch auf den alten Ausgaben fußend, H. Reiter in seinen Quaestiones Varron. grammaticae (Königsberg 1882) den Gebrauch gewisser Partikeln bei Varro in einer äußerst sorgfältigen Untersuchung, welche schöne Früchte für die Textkritik, insbesondere der Bücher de l. Lat., trug. Darauf lieferte — schon mit Benutzung der neuen Ausgaben — O. Rössner eine Monographie über die drei wichtigen Präpositionen ab, de, ex (Halle 1888), Joh. Sitzler stellte in zwei Programmen von Tauberbischofsheim das Wichtigste über den Gebrauch der Casus zusammen und Ref. besprach in einem Jahresberichte des Melker Gymnasiums (1890) den varronischen Gebrauch des Gerundiums und Gerundivums.

Die vorliegende, in durchaus correctem und fließendem Latein geschriebene, O. Ribbeck zugeeignete Dissertation handelt im ersten Theile (S. 7—56) über ausgewählte Capitel der varronischen Syntax, im zweiten (S. 57—83) über den Stil. Die Untersuchung beschränkt sich, da die Fragmente einen oft unsicheren und vieldeutigen Text bieten, mit Recht auf die Bücher de l. Lat. und Rer. rust. Im ersten Theile spricht K. zunächst über das Prädicat und die Congruenz, führt das Wissenswerte aus dem Gebrauche der Adjectiva, Numeralia und Präpositionen an, bespricht hierauf das Asyndeton und den Gebrauch des Infinitivs, verbreitet sich sodann über die bei Varro so beliebten und in vielfacher Beziehung bemerkenswerten Relativsätze und behandelt endlich in eingehender Weise das schwierige Capitel des Moduswechsels. Im zweiten Theile bietet K. das Wichtigste über den Stil des Varro, und zwar spricht er zunächst über Abundanz und Kürze des Ausdruckes, handelt dann in einem 3. Capitel von der Wortstellung, wobei die Verwendung von Chiasmus und Parallelismus besonders eingehend dargestellt wird, und führt endlich im 4. Capitel, um das Colorit der varronischen Diction zu charakterisieren, die bezeichnendsten der bei Varro vorkommenden Metaphern an.

Der Verf. ist mit der einschlägigen Literatur vollkommen vertraut, beherrscht den Gegenstand mit großer Sicherheit und Klarheit, zeigt eine gute Methode und ein selbständiges und besonnenes Urtheil. Die sprachlichen Erscheinungen werden von ihm nicht bloß zusammengestellt, sondern auch erklärt, und der Sprachgebrauch Ciceros und anderer beständig zur Vergleichung herangezogen. Als besonders gelungen möchte Ref. die Partie über den Infinitiv, die Relativsätze und den Gebrauch der Modi in Nebensätzen (S. 29—56) hervorheben. — Bei Stellenangaben ist Vollständigkeit dort, wo sie beabsichtigt war, meist erreicht. Größere Ausführlichkeit wäre z. B. bei der Darstellung der Ellipse (§. 2) und bei Aufzählung der metaphorischen Ausdrücke (§. 66) angezeigt gewesen. Die irrthümliche Angabe auf S. 59, dass *nec non* in den Büchern de l. L. gänzlich fehle, ist wahrscheinlich aus Hands Tursellinus geschöpft; ihre Unrichtigkeit hat Reiter S. 4 erwiesen, vgl. auch des Ref. seither erschienene Schrift „Stil des Varro" (Programm von Melk 1892) S. 63 ff. Auch ist die bei Varro so häufige Verbindung durch *nec non* nicht, wie K. a. a. O. behauptet, enger als die durch das einfache *et*, sondern vielmehr eine losere, vgl. Keil im Comm. zu I, 2, 23.

In einem Anhange (S. 84—91) werden zunächst einzelne Wörter besprochen, deren Gebrauch bei Varro Eigenthümliches bietet, und dann Besserungsvorschläge zu drei Stellen aus dem Werke vom Landbau und zu vier Stellen aus dem Werke de l. Lat. gegeben, von denen der zu I, 24 (S. 88) volle Beachtung verdient.

Pola. Dr. Georg Heidrich.

C. Iulii Caesaris belli Gallici libri VII und A. Hirtii liber VIII. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Albert Doberenz. 9. völlig umgearb. u. mit einem krit. Anhange verseh. Aufl. besorgt von Prof. Dr. Gottlob Bernhard Dinter. III. Heft, enthaltend Buch VII, VIII und Anhang A, B, C. Mit einer Karte. Leipzig, Teubner 1892. 8°, VI u. 216 SS.

Über die Einrichtung und den Wert dieser Ausgabe habe ich mich gelegentlich der Besprechung des 2. Heftes in dieser Zeitschrift 1891, S. 1072 ff.[1]) ausführlich geäußert: Dieselbe Sorgfalt in der Herstellung des Textes, dieselbe Fülle von anregenden und belehrenden Bemerkungen im Commentar. Hiemit wäre ich eigentlich fertig. Nur noch etwas über den Text.

Die Lesearten der Deteriores sind im VII. Buche, abgesehen von orthographischen und anderen Kleinigkeiten, die ich schon im allgemeinen in dieser Zeitschrift 1891, S. 1073 angeführt habe,

---

[1]) Ebenda ist S. 1073, Z. 24 f. v. o. VII, 78, 1 zu lesen: S. 1074, Z. 5 v. o. ist propterea zu streichen.

gegenüber der Dittenberger'schen Ausgabe an etwa 29 Stellen,[1]) im VIII. Buche an 4 Stellen berücksichtigt.[2]) Dagegen hat Dittenberger gegen Dinter im VII. Buche die Lesearten der β-Classe an 10 Stellen, im VIII. an 12 Stellen berücksichtigt.

So VII, 6, 4, wo Ditt. mit β schreibt: , qui eo tempore quieti, Di. dagegen mit α: eo tempore, qui. Die Erklärung im Commentare, dass eo tempore ganz besonders hervorgehoben werde, rechtfertigt die Wahl der La., nur hätte ich lieber doch so interpungiert: quidem, eo tempore qui; 42, 6 liest Di. armatorum, Ditt. mit β und Schn. ad arma, vielleicht doch im Hinblicke auf die parallel construierte Stelle VII, 77, 7 ad-auxilium concitavimus vorzuziehen; 44, 1 hat Ditt. bene gerendae rei nach β und Meusel aufgenommen, Di. blieb bei α b. rei ger. und stützt seine Wahl nicht übel mit der Verweisung auf III, 18, 5 und V, 57, 1 und mit dem Parallelausdrucke male re gesta; 45, 1 ändert er die La. von β eodem media nocte in eo de med. n., warum, ist mir nicht recht klar; 53, 4 behielt Di. mit Rücksicht auf die nächste Umgebung mit Recht, wie mir scheint, traducit (α) gegenüber traduxit (β) bei Ditt.; 54, 2 schreibt er mit α admaturari (die einzige Stelle!) gegen mat. in β und bei Ditt., ich weiß nicht, ob mit Recht; 56, 2 hat Di. die schwierige Stelle gewiss lesbar gemacht, wenn er in Anlehnung an α schreibt: ut ... converteret, id ne metu quidem tum necessario fac. existimabat, cum *quod* infamia ..; indes die nach meinem Gefühle vorhandene Härte des Ausdruckes, besonders in dem Satze id — existimabat, ist nicht beseitigt, und namentlich stört metu. Worauf soll es denn zu beziehen sein? Vielleicht auf das timebat zu Ende des Paragraphen? Das wäre eine höchst schwerfällige und ungeschickte Ausdrucksweise, die Cäsar doch nicht zuzumuthen ist. Nimmt man dagegen die La. von β her: ne — converteret, ut nemo non tum quidem ....., cum infamia .., so ist sachlich und auch sprachlich alles in Ordnung. Der Sinn ist dann: Cäsar will den Feind durch einen raschen Angriff, noch bevor er sich verstärken kann, niederwerfen. Denn seinen Entschluss zu ändern und in die Provinz abzuschwenken, wie das so mancher (seiner Leute und auch die Feinde) dachten, dass er es wenigstens jetzt nothgedrungen musste (das warum? steht c. 55), daran hinderte ihn cum infamia ... und anderntheils der Umstand, dass .... Zu cum — tum maxime quod vgl. z. B. VI, 32, 5 cum — tum quod s. Meusel Lex. I, 799; 62, 4 liest Di. telis (α), Ditt. pilis (β); der Sprachgebrauch scheint hier für telis zu entscheiden; 66, 4 schreibt Di. ohne Bemerkung adoriantur, während die Codd. [adorirentur Aβ, adorientur MB' (Hold.)] deutlich auf adorirentur

---

[1]) Nicht eingerechnet ist VII, 24, 4 materiam β, -em α; 27, 1 imbri β, -e α; 58, 3 deprehensis β, deprensis α.

[2]) Dazu 7, 4 Veliocasses und 42, 1 sebo mit β gegen Ditt.s -is und sevo nach α. Beiläufig bemerkt ist im kritischen Anhange VII, 25, 2: 'sebi α' nicht genau; s. Hold. u. Duebn.; es ist eher β.

hinweisen. Sachlich ist hier aber und auch sprachlich namentlich in Bezug auf das nachfolgende: si — ferant etc. adoriantur vorzuziehen; endlich 904 liest Di. duabus cum legionibus, Ditt. dagegen cum d. l. 'nach β und dem constanten Sprachgebrauche Cäsars'.

Im VIII. Buche sind es folgende Stellen. Praef. 9 Di. ipsum, Ditt. ipso, was mir natürlicher scheint; 10, 4 hat Di. nitebantur (α), Ditt. inflabantur (β) gewiss sinngemäßer; ebenso steht es 15, 1, wo Ditt. auderent (β), Di. dagegen possent (α) bietet; 15, 3 hat Ditt. stationibus (β), Di. statione, das letztere sachlich vielleicht richtiger, denn im Hinblicke auf 16, 1 turmas mittit ad insequendum deutet schon die Leichtigkeit der Befehlsgebung auf statione; 23, 1 hat Ditt. stillschweigend civitatum mit β aufgenommen, Di. civitatium; 26, 1 und 27, 1 liest Di. gegen die Codd. Duratii und Caninii, Ditt. Durati und Canini, 27, 2 mit α flumine Ligeri, Ditt. flumen Ligerim mit β. Die Entscheidung ist zwar schwierig, doch möchte ich mit VIII, 13, 2 quos — traduxerat Rhenum doch zu der La. der Deteriores greifen. 29, 2 scheint mir Ditt.s La. perterrit*a* (β) (s. z. St.) im Hinblicke auf §. 1 desselben Capitels der La. Di.s perterrit*ae* (α) vorzuziehen sein; 35, 5 liest Di. mit der Mehrzahl der Hss. Hi, Ditt. nimmt ohne eine Bemerkung Ii mit einigen Deteriores auf; 45, 1 hat Di. mit α nullis, Ditt. nulli mit β; für die letztere La. spricht Di.s Anmerkung zu der Stelle selbst; sie passt trefflich dem Ciceronianer Hirtius; endlich 50, 4 schreibt Di. mit α consuetudine, Ditt. necessitudine mit β, beide La. kommen in diesem Buche in der Bedeutung 'Verkehr' nur hier vor. Eine Entscheidung zu treffen, ist nicht leicht. Recht passend ist die von Ditt. citierte Parallelstelle aus Cic.; s. Ditt. zur Stelle.

Nur zu loben ist Di.s Bestreben, die handschriftliche La. zu halten, wenn sie nur irgendwie haltbar ist. Im VIII. Buche zähle ich z. B. 10 Stellen, wo Ditt. gegenüber Di. von der La. der Hss. abweicht.[1]) Man begegnet also selten in seinem Texte Conjecturen. Er selbst steuerte bei VII, 37, 7 deducenda, nicht übel statt des handschriftlichen ducenda. Unnöthig scheint mir die Lesung pedum quadragenum VII, 23, 5 (vgl. Ditt. z. St.) und 79, 2 abductas.

Der Wert dieser Ausgabe erhöht sich durch drei Anhänge. Die SS. 145—160 enthalten das geographische Register. Hier fiel mir nur auf, dass die Lage der Ambiliati und der Geidumni auf der Karte eine andere ist, als der Text sagt. Die SS. 161—190 enthalten das sehr wichtige und instructive grammatische Register und die SS. 190—215 ertheilen Auskunft über die Textgestaltung.

---

[1]) Ohne weitere Bemerkung liest ferner Ditt. VIII, 8, 3 legio septima gegen legiones VII .. der Codd.; 14, 3 aggrediendos (Duebn. 'aliquot recentes') gegen — undos; 19, 6 ipsis gegen ipsi; 28, 2 parte gegen partim der Codd. und endlich VII, 73, 2 arborum admodum gegen a. aut adm. — Di. dagegen schreibt stillschweigend VII, 59, 1 Ligeri mit Meusel und 66, 4 adoriantur mit M corr., Frigell u. a.; s. Meusel I, 173.

Es folgen noch Berichtigungen. Die beigegebene Karte entspricht nunmehr auch strengeren Anforderungen.

Der Druck ist genau. Im Texte bemerkte ich nur VIII, 42, 4 flammaequae und 46, 1 divicisset. S. 121 soll es in der Überschrift VIII heißen. Unter die Druckfehler gehört wohl auch VIII, 55, 2 erat nulli für nulli erat.

Zum Schlusse wiederhole ich, was ich hinsichtlich des 2. Heftes der Dinter'schen Cäsarausgabe sagte: 'Im ganzen gehört Di.s Arbeit zu dem Besten, was wir auf diesem Gebiete haben.'

Neapel. Dr. A. Polaschek.

Dr. V. Hintner, Griechisches Lese- und Übungsbuch für die 3. und 4. Classe der Gymnasien zur Grammatik von Curtius-v. Hartel. 3. Aufl. des Übungsbuches. Wien, A. Hölder 1892. VI u. 297 SS.

Das vorliegende Lese- und Übungsbuch hat folgenden Inhalt: *A.* Vorübungen (S. 1 und 2), *B.* Griechische und deutsche Beispiele zur Einübung der Formenlehre, und zwar bilden die Stücke 1 bis 117 (S. 3—49) den Übungsstoff für das erste Schuljahr (die dritte Classe) und 118—170 (S. 50—84) den für das zweite Jahr (die vierte Classe). Es wechseln im allgemeinen griechische Übungsstücke mit deutschen, die mit den ersteren in strenger Wechselbeziehung stehen, und schon von dem zehnten Stücke sind solche mit zusammenhängendem Inhalte eingeschaltet. Ein weiterer Abschnitt (S. 85—94) enthält 297 Spruchverse, die nach den einzelnen Lesestücken geordnet sind. Eine vierte Abtheilung (S. 95—119) bietet zehn griechische Lesestücke aus Xenophons Anabasis (1. Buch), die gewiss jedem Lehrer des Griechischen als Vorübung zur Lectüre dieses Schriftstellers sehr willkommen sein werden. Diese Stücke sind mit reichhaltigen, zweckentsprechenden Anmerkungen versehen, die den Schüler zweifelsohne instand setzen, sie ohne weitere Beihilfe ins Deutsche zu übersetzen. Im fünften Abschnitte (S. 119 bis 132) sind 26 Stücke enthalten, die mit Ausnahme des letzten Stückes, welches gemischte Beispiele zur Übersetzung aufweist, der Einübung der einzelnen Hauptpunkte der griechischen Syntax gewidmet sind. Auf S. 133—159 findet sich ein griechisch-deutsches Wörterverzeichnis zu den einzelnen Lesestücken bis einschließlich des Stückes 79, in welchem, wie dies schon von manchen Seiten vorgeschlagen und in ähnlichen Lehrbüchern meines Wissens auch schon durchgeführt ist, die im Deutschen häufiger gebrauchten, aus dem Griechischen herstammenden Fremdwörter als Unterstützungsmittel des Erlernens und Behaltens der griechischen Vocabeln in zweckentsprechender Weise verwertet sind. Außerdem enthält das Buch noch ein griechisch-deutsches Wörterbuch (S. 160—236), ein deutsch-griechisches (S. 237—282) und einen syntaktischen

Anhang (S. 283—297) in 144 Paragraphen, auf welche in den Übungsstücken verwiesen wird. Durch diese Anordnung ist es möglich geworden, die Übungsstücke von jeglicher Beigabe von Noten oder Anmerkungen zu befreien, ein Vorzug in didaktisch-pädagogischer Beziehung, der meines Erachtens unsere vollkommene Anerkennung verdient.

Die einzelnen Lese- und Übungsstücke sind mit großer Sorgfalt ausgewählt und können fast ausnahmslos nicht nur in Hinsicht auf ihren didaktischen Wert, sondern auch rücksichtlich des Inhaltes als vollkommen zweckentsprechend bezeichnet werden.

Indem ich nach eingehender Prüfung dieses Lese- und Übungsbuch bestens empfehle, sei es mir gestattet, noch einen Wunsch hinsichtlich des Wörterverzeichnisses zum Ausdrucke zu bringen. Einige wenige Etymologien sind sehr zweifelhaft, so der Zusammenhang von *ἁρπάζω* und *rapio*, vgl. G. Meyer, Etym. Wört. d. albanesischen Sprache S. 387, der von *βούλομαι colo will*, siehe Kluge, Etym. Wört. s. v., der von *Γίγας* und *γίγνομαι* trotz Curtius Grundz.[5] 175. Griech. *ἤ* steht nicht für **ϝή* und ebensowenig könnte dies wegen des Unterschiedes der Quantität lat. *ve* sein, sondern ersteres ist wohl mit Brugmann, Griech. Gramm.[2] S. 222 mit ai. *á* zusammenzustellen, während lat. *ve* in **ἠέ* aus **ἠ-ϝέ* seine Entsprechung findet. Auch *πάσχω* mit seinem starken Stamme *πενθ* (schwach *πṇθ- = παθ-*) hat, wie längst allgemein anerkannt ist, mit lat. *patior* nur die Bedeutung, nicht aber auch die Form gemein. Auch dürfte es sich empfehlen, bei Angabe der Ableitung stets das nächste Glied zu nennen, also beispielsweise *ἀ-πάθεια* (*ἀπαθής*, nicht *πάθος*), *ὁδηγέω* (*ὁδηγός*, nicht *ὁδός*, *ἡγέομαι*) usw.

Dr. P. Wesener, Paradigmen zur Einübung der Formenlehre im Anschlusse an das griechische Elementarbuch des Verf.s. Leipzig, B. G. Teubner 1892. 76 SS.

Zweck dieser Paradigmen ist offenbar die Ersetzung einer Grammatik, daher sind auch einige allerdings recht magere Bemerkungen aus der Lautlehre und ein Verzeichnis der Präpositionen aufgenommen. Die Paradigmen zur Declination der Nomina und Flexion der Verba sind in reichlichem Maße aufgenommen und entsprechen in jeder Hinsicht den an sie zu stellenden Anforderungen. Im einzelnen bemerke ich, dass S. 9 bei *παίδων*, *ὤτων*, *Τρώων*, *πάντων* die Angabe der Bedeutung oder wenigstens ein Verweis auf S. 14 nicht fehlen sollte, wo diese Wörter wieder aufgeführt sind. Die S. 41 in der Rubrik „Bemerkungen" zur ersten oder unerweiterten Classe hinzugefügte Anmerkung, dass gutturale und labiale Stämme ein Perf. II. bilden, wobei der Endconsonant des Stammes in der Regel aspiriert wird, muss nothwendigerweise auch zur dritten und vierten Classe hinzugefügt werden, da gerade die Mehrzahl der Verba, welche dieses sogenannte aspirierte Perfect

bilden, diesen beiden Classen angehören. Unrichtig oder wenigstens ungenau ist S. 52 die Bezeichnung „verkürzte" Formen für *ἕσταμεν ἕστατε* usw. Es müsste heißen: „kürzere Formen", und so werden richtig in der Fußnote auf S. 62 *τέθναμεν* und die entsprechenden Formen genannt.

Dr. E. Weißenborn, Aufgabensammlung zum Übersetzen ins Griechische im Anschlusse an die Lectüre der Obertertia behufs Einübung der unregelmäßigen Verba und Wiederholung der gesammten Formenlehre. 2. Ausgabe. Leipzig, B. G. Teubner 1892. VIII u. 169 SS.

— — Aufgaben zum Übersetzen ins Griechische im engen Anschlusse an Xenophons Hellenika für die Untersecunda der Gymnasien behufs Einübung der Casuslehre. 2. Ausgabe. Leipzig, B. G. Teubner 1892. VII u. 90 SS. und S. 209—282.

— — Aufgaben zum Übersetzen ins Griechische im engen Anschlusse an Herodots Geschichte Buch 8—9, Xenophons Memorabilien, Platon, Demosthenes und Thukydides für die oberen Classen der Gymnasien. 2. Ausgabe. Leipzig, B. G. Teubner 1892. XII u. S. 91—208 und 231—306.

Wie schon aus dem Titel ersichtlich ist, sind die namhaft gemachten Aufgabensammlungen unveränderte Abdrücke der ersten Auflagen. Nur muss bemerkt werden, dass der ersten, für Obertertia bestimmten Sammlung jetzt auch ein alphabetisches deutsch-griechisches Wörterverzeichnis beigegeben ist (S. 109—169), das übrigens auch getrennt zu haben ist unter dem Titel „Wörterverzeichnis zur griechischen Aufgabensammlung für Obertertia im Anschlusse an die Classenlectüre". Die an zweiter und dritter Stelle namhaft gemachten Aufgabensammlungen, welche jetzt unter getrennten Titeln erschienen sind, waren bereits im Jahre 1882 in einem einzigen Buche zur Ausgabe gelangt (daher die auffällige Paginierung) und sind jetzt nur mit Rücksicht auf die neuen preußischen Lehrpläne, welche als griechische Lectüre der Untersecunda neben Xenophons Anabasis die Hellenika bestimmen, in zwei Theile zerlegt worden. Aus technischen Gründen musste auch noch eine kleine Anzahl von Aufgaben aus Herodot in den ersten Theil aufgenommen werden. Da ich über Plan und Wert der beiden Bücher bereits in den Jahrgängen 1887, S. 654 f., und 1884, S. 630 f., mich geäußert habe und, wie schon bemerkt, Änderungen nicht vorgenommen worden sind, so begnüge ich mich, die Leser dieser Zeitschrift auf jene Besprechungen zu verweisen, will jedoch bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, neuerdings die Brauchbarkeit und gute Eignung dieser Aufgabensammlungen hervorzuheben.

Dr. A. v. Bamberg. Griechische Schulgrammatik. II. Syntax der attischen Prosa. 22. Aufl. Berlin, J. Springer 1892. X u. 81 SS.

Diese 22. Auflage von Dr. M. Seyfferts Hauptregeln der griechischen Syntax ist ein unveränderter Abdruck der 20. Auflage,

auf deren Erscheinen ich in dem Jahrgange 1890, S. 429, kurz hingewiesen habe. Der Vollständigkeit halber sei auch auf meine Anzeige der 17. Auflage im Jahrgange 1887, S. 46, verwiesen.

Dr. Moriz Seyfferts Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Griechische. Durchgesehen und erweitert von Dr. A. v. Bamberg. II. Theil: Beispiele zur Syntax und zusammenhängende Übungsstücke. 11. durchges. Aufl. Berlin, J. Springer 1892. X u. 238 SS.

Da diese neue Auflage in Plan und Seitenzahl mit der 9. übereinstimmt, so genügt es, auf den Jahrgang 1887, S. 658 f., zu verweisen, wo die im Vergleiche zu den früheren Auflagen vorgenommenen Veränderungen verzeichnet sind. Auch die 7. Auflage hat eine ziemlich ausführliche Besprechung im Jahrgange 1882, S. 634 f., von mir erfahren.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Franz Hrbek, Cvičebná kniha jazyka latin. pro I. třídu gymn. (Übungsbuch der lateinischen Sprache für die I. Gymnasialclasse). Prag, Kober 1889.

— — Cvičebná kniha jazyka latin. pro II. třídu gymn. (Übungsbuch der lateinischen Sprache für die II. Gymnasialclasse). Prag, Kober 1892.

— — Slovníček latinsko-český a česko-latinský. (Lateinisch-böhmisches und böhmisch-lateinisches Vocabularium als Hilfsbüchlein zu den Übungsbüchern der latein. Sprache für die I. und II. Gymnasialclasse). Prag, Kober 1892.

Die anormale Erscheinung, dass der Unterricht im Griechischen an den Gymnasien mit böhmischer Unterrichtssprache sich schon längst auf einem rationellen, wissenschaftlichen Wege bewegt, während dem Lateinunterrichte der traditionelle Mechanismus zugrunde liegt, veranlasste den Verf. zu dem Versuche, den mechanischen grammatischen Unterricht im Lateinischen mit der rationellen Erklärung der Formen zu verbinden und somit zur tieferen Erkenntnis der grammatischen Erscheinungen auf der niedrigsten Stufe des Lateinunterrichtes beizutragen. In diesem Sinne verfasste er im Jahre 1889 das Übungsbuch der lateinischen Sprache für die I. Gymnasialclasse. Da dies aber, weil es sich auf keine dasselbe Princip verfolgende Grammatik stützen konnte, nur bedingungsweise zugelassen wurde, sah er sich gezwungen, auch eine auf derselben Grundlage beruhende Grammatik zu verfassen, deren I. Theil (die Wortlehre) im Jahre 1891 erschienen ist (vgl. diese Zeitschrift 1893, S. 40 ff.); so hat sich denn das Übungsbuch für die II. Gymnasialclasse um drei Jahre verspätet.

Die beiden obengenannten Übungsbücher sollen also durch die neue Methode den Lateinunterricht in den niedrigsten Classen vereinfachen und erleichtern. Dies gilt hauptsächlich von der Declination und Conjugation, welche nach der Stammtheorie behandelt werden. Die vielfachen Abweichungen von der Kořínek'schen Grammatik sollen dem Schüler die betreffenden Paradigmen und Andeutungen in dem Wörterverzeichnisse zum Übungsbuch für die I. Classe erläutern; in dem Übungsbuche für die II. Classe beruft sich der Verf. selbstverständlich auf seine eigene Grammatik.

Das lateinische und böhmische Übungsmaterial ist (in beiden Übungsbüchern) von einander getrennt; der pädagogische Wert dieser Neuerung erscheint ebenso fraglich, wie die Versetzung der Anmerkungen in einer commentierten Classikerausgabe ans Ende des Buches. In der Anordnung des Lehrstoffes tritt der Verf. der althergebrachten Gewohnheit außer der Einführung der Stammtheorie auch dadurch entgegen, dass er den Lateinunterricht mit der 3. Conjugation anfängt. Der Schüler lernt in der ersten Übung die Präsensformen dieser Conjugation und diese Verbalformen beschäftigen ihn bei der Einübung der Substantiva, Adjectiva, Pronomina, Numeralia durch das ganze I. Semester. Ref. meint, dass man gegen diesen Versuch nichts Wesentliches einwenden kann. Zwar ist dieser Vorgang schwieriger und der Unterricht wird anfangs nur sehr langsam vor sich gehen können, dies wird sich aber reichlich durch den wichtigen Umstand lohnen, dass der Schüler durch die Stammtheorie, sowie durch die festere Einprägung der Formen der Grundconjugation eine festere Basis für das Verständnis der anderen Wortformen erreicht. Zur systematischen Behandlung der Verbalformen angelangt, legt H. dem Schüler nicht alle Formen der einzelnen Conjugationen nacheinander vor, sondern, wie es die Consequenz der Stammtheorie erheischt, einzelne Tempora und Modi aller vier Conjugationen nebeneinander. Den inf. c. acc. behandelt er zugleich mit dem (subiect. und obiect.) Infinitiv; desgleichen schließen die Übungen über Participia auch die sogenannte Conjugatio periphrastica act. ein, wodurch sich die Zahl der scheinbar neuen Verbalformen und Verbindungen wesentlich vermindert. — Der lateinische, wie der böhmische Übungsstoff besteht aus Einzelsätzen; erst nach der Absolvierung des ganzen Übungsmateriales finden wir am Ende der lateinischen Übungssätze 25 zusammenhängende Stücke; zur Wiederholung größerer Partien dienen auch nur Einzelsätze mit dem Unterschiede, dass bei ihnen die Quantität nicht mehr bezeichnet wird. Zur Auffrischung wären hier doch zusammenhängende Stücke erwünscht, freilich nur soweit es der eingeübte Stoff erlaubt und die Anfertigung von solchen Stücken nicht zur Geschmacklosigkeit führt. Was die Übungssätze und die Correctheit des Lateins betrifft, müssen wir dem Verf. alles Lob zollen. Die Sätze sind inhaltsvoll und die zahlreichen Sprichwörter und Sentenzen können recht gut den Unterricht beleben.

Einen nicht fasslichen Sinn hat der böhm. Satz 36, 11. Neben der Auswahl und Anordnung des Lehrstoffes ist das Wörterverzeichnis von großem Gewichte; H. hat darauf viel Sorgfalt verwendet. Zum praktischen Etymologisieren wird der Schüler schon auf dieser Stufe des Lateinunterrichtes dadurch angeleitet, dass die Vocabeln zuerst in der eigentlichen, dann in übertragener Bedeutung vorkommen, z. B. legō (32) sbírám, (51) čtu; colō (165) pěstuji, (252) ctím; zweitens dass der Schüler kein abgeleitetes oder zusammengesetztes Wort lernt, bevor er nicht seine Grundform erkannt hat, z. B. 230 pater, 240 patria; 69 ager, 65 colō, 149 agricola; 258 iūs, 309 iūstus, 340 iūstitia, 352 iūdex, 406 iūdicium usw.; die Verwandtschaft der betreffenden Wörter geben die Zahlen am Rande an. Doch hat es H. manchmal unterlassen, die synonyme oder übertragene Bedeutung des schon einmal angeführten Wortes anzugeben, so zu folgenden Sätzen: 12. 6 (rādīcēs) agō poustím, 23. 7 latus strana, 23. 10 pectus (dūrum) srdce, 28. 9 (labōrem) agō konám, 51. 5 vānus marný, 75. 3 quondam druhdy, XXXI. 2 cornū křídlo. Wo das Genus des lat. Substantivs von dem des böhm. abweicht, wird der Schüler durch die Hinzufügung eines attrib. Adjectivs darauf aufmerksam gemacht, was jedoch nicht consequent durchgeführt ist. Unter den Vocabeln zur Nummer 31 fehlt die Bedeutung von tuhý, 102 vladař, VII. gustō; die lat. Bedeutung des im 82. St. vorkommenden unikám erscheint erst 83. Die Völkernamen werden nur in Pluralformen angeführt; warum dies geschieht, ist schwer zu sagen. Was man an dem Wörterverzeichnisse in grammatischer Hinsicht aussetzen könnte, verliert jetzt nach der Herausgabe der Grammatik seine Bedeutung. Das beigefügte lateinisch-böhmische und böhmisch-lateinische Wörterbüchlein ist sorgfältig zusammengestellt; man vermisst jedoch in demselben die Vocabeln: gustō, křídlo, tuhý, vladař.

Aus dem Gesagten ersieht man, dass der I. Theil der Hrbek'schen Übungsbücher der Schule gute Dienste leisten kann, doch kann man dies nicht in gleichem Maße von dem II. Theile behaupten, welcher viele Spuren der Eile, mit welcher er gearbeitet wurde, aufweist. Diese Eile lässt sich durch den Umstand, dass der Verf. zwischen beiden Übungsbüchern die Grammatik herauszugeben gezwungen war, wohl erklären, aber nicht rechtfertigen. Was die Anordnung des Lehrstoffes betrifft, so bietet ihn das Buch in derselben Reihenfolge, wie der Schüler in der I. Classe die Anfänge des Lateins gelernt hat. Die Ausnahmen in der Formenlehre werden entsprechend der Grammatik auf das Nothwendigste beschränkt. Dass die Abweichungen in Form und Genus in denselben Übungen behandelt werden, können wir nicht gut heißen, da der Lehrer schwerlich imstande sein wird, den ganzen Stoff in einer Stunde mit den Schülern zu bewältigen, die Übungssätze aber nicht darnach eingerichtet sind, dass man in einer Stunde die Wortformen, in der anderen die Genusregeln behandeln könnte.

Den zweiten Theil des Lehrstoffes bilden die wichtigsten syntaktischen Regeln. Hier weicht H. von den sonstigen Übungsbüchern dadurch ab, dass er die dem Schüler neuen und minder bekannten Erscheinungen nicht ans Ende des Buches setzt, sondern die Übungen über den Gebrauch der Participia, des Abl. absol., des Infin. den Coniunctivsätzen vorausschickt. Zusammenhängende Lesestücke reiht H. in diesem Buche in die Abschnitte der Einzelsätze ein, indem er es dem Ermessen des Lehrers überlässt, wann und in welcher Reihenfolge er dieselben zu lesen für gut findet. An den Übungssätzen ist auch hier die Correctheit im böhm. wie im latein. Ausdrucke zu loben, da dieselben größtentheils den Classikern entnommen sind und eine nicht geringe Anzahl von Sprichwörtern und Sentenzen enthalten. Wenn aber der Schüler die allbekannten und zu Sentenzen gewordenen Sätze der latein. Dichter aus der Muttersprache ins Latein übersetzen soll, so muss er auf eine angemessene Weise dazu angeleitet werden, dieselben wörtlich wiederzugeben; das wird er jedoch bei den Sätzen 7. 10, 56. 15 schwerlich treffen. Schwierigkeiten können ihm auch die latein. Sätze 15. 2, 25. 14 und 17. 5 bereiten. Hinsichtlich der Andeutungen behufs einer richtigen latein. wie böhm. Übersetzung bleibt überhaupt vieles zu wünschen übrig.

Das Übungsbuch schließt sich, wie gesagt, an die H.sche Grammatik an; jedoch erscheinen hie und da Differenzen zwischen beiden Büchern. In dem entsprechenden Paragraph der Grammatik zur 1. Übung wird nur von der Locativform Romae gehandelt, in den Übungssätzen aber erscheint ohne jede Anmerkung auch die Form Athenis. Die Grammatik führt unter den Substantiven der III. Declination, welche im Abl. die Endung i haben, das Substantiv febris nicht an, und doch kommt das letztere in den Übungssätzen vor. Der Satz 35. 6 enthält die Verbindung homō nēmō ohne Anmerkung; die Grammatik kennt auch diese Verbindung nicht. 39. 10 erscheinen die Formen cēnātī und pōtī; die Grammatik behandelt diese Formen nicht: das Wörterverzeichnis selbst führt nur die Form iūrātus an. Der Verf. überlässt zu vieles dem Lehrer sowie dem Fleiße des Schülers. So vernachlässigt er zu oft, die Verbalverbindungen anzugeben, die vom Böhm. verschieden sind. Den Präpositionen hat er keinen besonderen Abschnitt zugewiesen, sondern führt die vorkommende Präposition im Wörterverzeichnisse in der an der Stelle zutreffenden Bedeutung an; manchmal aber findet der Schüler im Wörterverzeichnisse keine Auskunft, wie er die präpositionale Verbindung übersetzen soll, z. B. 3 per dolum, XX. incertus de —, sub galli cantu, 54 ad ūnum u. dgl. m. Am meisten Flüchtigkeit zeigt das Wörterverzeichnis, das bei weitem nicht so sorgfältig und genau durchgeführt ist wie in dem ersten Theile, wo die Wörter nach grammatischen Redetheilen und dann alphabetisch geordnet sind. Bei den Übungen über abweichende Formen- und Genusregeln werden die Wörter,

welche der Schüler aus der Grammatik kennen soll, im Wörterverzeichnisse bald angeführt (vgl. 4, 6, 10, 12), bald nicht (vgl. ebenfalls 4, 6, 9, 10, 12). Bei der Einübung der Perfecta und Supina wird auf die Grammatik verwiesen, während die Zeitwörter im Wörterverzeichnisse regelmäßig nicht angegeben werden, obwohl die Bedeutungen in der Grammatik nicht immer für die Übungssätze passend sind, z. B. 50. 16 incumbō in studium (naléhám), 52. 6 occidō (zapadám), 54. 9 neglegō (zanedbávám). Zu jeder Übung sollen laut Vorwort nur jene Vocabeln, die weder im 1. Theile noch in einer der vorhergehenden Übungen vorgekommen sind, angeführt werden, und doch findet man hier viele aus dem 1. Theile, z. B. līgneus (zweimal), nātālis (diēs), paulō post, caecus (zweimal), rērum scrīptor. Andererseits vermisst man aber, was von größerem Gewichte ist, viele Vocabeln, welche der Schüler weder im 1. Theile noch in den vorhergehenden Übungen gelernt hat, z. B. ariēs (4), pariēs (6), stůl (7), snáším (9), řádný (17), īnsipiens (25), maličko (32). Öfter kommt es vor, dass die Bedeutung eines in einem Übungssatze vorkommenden Wortes im Wörterverzeichnisse erst nach einigen Übungen angegeben wird; so finden wir die Bedeutung des in der 3. Übung vorkommenden Adjectivs īnfīdus erst 27, in der 4. slepice erst XXVIII, in der 5. eburneus erst 65. Groß ist die Zahl derjenigen Vocabeln, welche zweimal, ja dreimal angeführt werden, z. B. imperītus 3, XXXVI und 61, dēdicō 4, 17, valeō 6, 12, figūlus und fictilis 7, CXVII usw. Manchmal führt das Wörterverzeichnis zu den Übungen solche Vocabeln an, welche kein Übungssatz der betreffenden Übungen enthält, so z. B. zu 12 condō, 42 parum, 44 nōn īgnōrō, 46 cōnsiliō, 48 māiestās usw.

Diese Mängel, welche allem Anscheine nach dadurch entstanden sind, dass der Verf., nachdem er schon das Wörterverzeichnis fertig zusammengestellt hatte, einige Übungssätze geändert oder weggelassen und andere an ihre Stelle gesetzt hat, waren demselben nicht unbekannt und darum verfasste er noch ein besonderes Wörterbuch für beide Übungsbücher, wiewohl er im Vorworte sagt, er habe dies mit Rücksicht auf vergessliche Schüler gethan. Aber auch dieses Wörterbuch verräth viele Lücken: Der Schüler wird in demselben die Vocabeln, die er in dem Wörterverzeichnisse umsonst gesucht hat, ebenfalls nicht finden, so z. B. váha (7), kormidlo (9), sužuji (9), ohavný (12), hlavní (15), osobně (19), victima (XXVII), podnebí (20), devorō (XXXII) u. dgl. m.

Man ersieht leicht, dass die Zeit und die Arbeit, welche der Verf. dem Wörterverzeichnisse, sowie dem auf diesem basierten Wörterbuche gewidmet hat, in keinem Verhältnisse zu dem Nutzen steht, welchen der Schüler aus denselben ziehen kann. Ref. kann sich mit einem solchen Wörterverzeichnisse höchstens für das Übungsmateriale in der ersten Classe einverstanden erklären; in der zweiten Classe kann man von dem Schüler, namentlich wenn er schon ein ganzes Jahr zum praktischen Etymologisieren und zur Synonymik

angeleitet worden ist, mit gutem Gewissen so viel Selbständigkeit fordern, dass er sich die passenden Bedeutungen der vorkommenden Vocabeln im Wörterbuche aufsuche; dieses muss aber selbstverständlich alle in dem Übungsbuche vorkommenden Vocabeln sowie die von der Muttersprache abweichenden Phrasen enthalten. Auf diese Weise wird gewiss der Schüler nicht mehr überbürdet werden, als wenn er das ihm unbekannte Wort im Wörterverzeichnisse und dann noch im Wörterbuche suchen muss; überdies wird das Übungsbuch so kürzer und billiger sein. Auf Druckfehler stößt man nicht selten; manchmal sind auch die Abschnitte im Wörterverzeichnisse falsch überschrieben.

Die Hrbek'schen Übungsbücher, welche beide ein Ganzes ausmachen, können zwar in ihrer jetzigen Form kaum der Schule das bieten, was sie bieten sollten; aber wir hoffen, dass der Verf. nach der Vollendung der latein. Syntax sich noch einmal an die Arbeit machen und die Übungsbücher auf Grundlage seiner Grammatik umarbeiten wird, um so der Schule das viele Gute, das er in ihnen zusammengetragen hat, zu erhalten.

Deutschbrod. Jos. Němec.

Dr. H. Gäbler, Erythrae, Untersuchungen über die Geschichte und die Verfassung der Stadt im Zeitalter des Hellenismus. Berlin, Mayer & Müller 1892. III u. 126 SS. Preis 3 Mk.

Vorliegende Schrift zerfällt ihrem Inhalte nach in drei Haupttheile, von denen der erste (S. 1—55) die politische Geschichte Erythraes, der zweite (S. 58—112) die wichtigsten erythräischen Inschriften aus dem 3. und 2. Jahrhundert vor Chr. behandelt, der dritte (S. 113—123) auf Grund derselben die Verfassung der Stadt in dem genannten Zeitraume schildert.

Der geschichtliche Überblick ist möglichst klar gehalten und von dem Verf. mit Recht auch auf die Zeiten ausgedehnt worden, welche dem von ihm zunächst berücksichtigten Zeitraume vorausgiengen. Das Bild von den Schicksalen der Stadt hat dadurch nicht bloß an Vollständigkeit, sondern auch an Deutlichkeit gewonnen. Im übrigen zeigt sich der Verf. überall mit seinem Stoffe wohlvertraut, wie auch sorgfältig und bedacht in der Ausführung seiner Untersuchungen; wo er zur Polemik genöthigt ist, bleibt er sachlich, anderseits verschweigt er auch nicht das Unsichere mancher eigenen Vermuthungen.

Die Inschriften werden bald mehr bald weniger eingehend commentiert; die einzelnen Bemerkungen stehen in keinem innigen sachlichen Zusammenhange, sondern erfolgen, wie eben die eine oder die andere Stelle dem Verf. Anlass zur Besprechung bot. Sie beziehen sich zum großen Theil auf die Ergänzung lückenhaft erhaltener Stellen, wie auch der erste Abschnitt des Buches manches

für die Textkritik der verschiedenen Autoren abwirft, ferner auch auf die Datierung der Inschriften und die Ordnung ihrer Theile, beziehungsweise Fragmente. Ausführlicher handelt der Verf. über den Verkauf der Priesterthümer (S. 69 ff.) und nimmt hiebei im allgemeinen Rayets schon von Dittenberger gebilligte Ansichten auf, indem er *πρᾶσις* als den Verkauf eines Priesterthums durch den Staat, *ἐπίπρασις* als den Weiterverkauf eines Priesterthums durch dessen Inhaber an eine andere Person und **διασύστασις**, zum Theil abweichend von den beiden genannten Gelehrten, als die Cedierung eines Priesterthums durch dessen Inhaber an seinen Sohn oder seinen nächsten Verwandten erklärt. Sowohl hierin wie in der Behauptung, dass die Priesterthümer wohl nur auf bestimmte Zeiten, nicht auf immer verkauft wurden (S. 72 f.), muss Ref. dem Verf. völlig beipflichten. S. 78 ff. gibt der Verf. eine Übersicht der in der benützten Inschrift erwähnten Priesterthümer, S. 84 ff. der in derselben angeführten Personennamen, um u. a. auch die verwandtschaftlichen Beziehungen derselben aufzuhellen.

Die Darstellung der erythräischen Verfassung, die sich nach des Ref. Urtheil besser unmittelbar an den historischen Theil des Buches angeschlossen hätte, so dass die Besprechung der Inschriften gewissermaßen den Anhang des Werkes gebildet hätte, gibt die Summe dessen, was der Verf. aus den ihm vorliegenden Quellen erschließen konnte.

Ein Verzeichnis der benützten Literatur und der besprochenen erythräischen Inschriften schließt die in jeder Beziehung anerkennenswerte Schrift ab. Möge der Verf. die in der vorliegenden Schrift versprochene Fortsetzung und Erweiterung seiner Studien bald zu Ende führen können!

Wien. V. Thumser.

Murr Josef, Die Gottheit der Griechen als Naturmacht. Grundzüge eines einheitlichen Systems griechischer Götterlehre. Zugleich einleitender Theil zu des Verf.s »Pflanzenwelt in der griechischen Mythologie«. Innsbruck, Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung 1892. 80 SS.

Kein Gebiet der classischen Alterthumswissenschaft stellt an den Forscher so weitgehende Anforderungen, wie das der griechischen Religionsgeschichte, bez. Mythologie. Vertrautheit sowohl mit der politischen, wie mit der Culturgeschichte des Volkes, feine psychologische Beobachtungsgabe müssen sich vereinen mit allseitiger Beherrschung des bisher Geleisteten und sicherem Tacte in Handhabung der Methode. Diesen berechtigten Anforderungen wird der Verf. der vorliegenden Schrift nur in ganz ungenügendem Maße gerecht. Er fußt völlig auf dem Boden der einseitig physikalisch-allegorischen Mythendeutung; nach einer Unterscheidung von Religion

und Mythus sucht man überhaupt vergebens. Die Literaturkenntnis des Verf.s ist eine unzulängliche; von Vertretern der folkloristischen Richtung scheint er nur Lippert zu kennen; ein Einblick in die gehaltvollen Essays von Curtius oder in die religionsgeschichtlichen Arbeiten von Crusius wäre hinreichend gewesen, den Verf. in die Methode der Forschung einzuführen. Zu einer Kritik der Quellen findet sich nirgends ein Anlauf, die Inschriften, die Homerischen Gedichte, Pindar, Pausanias, Nonnos und die orphischen Gedichte werden als gleichwertig behandelt. Als Grundlage des griechischen Götterhimmels schwebt dem Verf. ein Monotheismus vor, der sich in Gestalt des Dualismus weiter entwickelt habe. Danach sind ihm sämmtliche Göttergestalten Modificationen des obersten Himmelsgottes Zeus, Dione, Hera, Demeter, Leto nur verschiedene Namen für dieselbe oberste Himmelsfrau. „Der Himmel ist die Sphäre, in welcher das den Gottheiten gemeinsame Grundwesen sich bethätiget" (p. IX). Letztere sind „Naturmächte, deren Walten sich auf alle Gebiete des Himmels erstreckt, ohne sich an eines derselben gänzlich zu binden." Diese anerkennenswerte Stellungnahme gegen jene Richtung, die in den verschiedenen Gottheiten nur Beziehungen auf e i n z e l n e Naturphänomene erblicken will, ist einerseits nicht neu, andererseits verführt sie den Verf. zur erwähnten einseitigen Auffassung sämmtlicher Gottheiten als Himmelsmächte; als solche gelten ihm auch Demeter, Asklepios und die Nymphen. Als Stützen der Beweisführung erscheinen theils die bekannten Schlussreihen, welche alle Äußerungen der göttlichen Macht aus irgend einer Beziehung zur Natur zu erklären versuchen, theils die Etymologie der betreffenden Götternamen, wobei die Bedeutung derselben für die mythologische Forschung überschätzt wird. In der Behandlung der einzelnen Gottheiten, deren Reihe in der üblichen Weise mit Zeus beginnt und mit den Nymphen und Poseidon schließt, wird nichts neues geboten; der Verf. verzichtet darauf, ein vollständiges Bild vom Allwalten der Gottheit zu geben, sondern greift nur jene Seiten heraus, die eine Deutung auf eine Naturbeziehung zulassen. Die ausführlichen Stellencitate, die, wie eine Nachprüfung ergab, meist aus indirecter Quelle stammen, würde man gerne vermisst haben. In einem Nachtrage wird noch auf einige neuere Schriften, hauptsächlich Rohdes Psyche und Immerwahrs Culte und Mythen Arkadiens, Bezug genommen, die dem Verf. erst nach Abschluss des Druckes zugänglich waren. Mit dem Haupttheile des Buches stehen diese Ergänzungen in einem zu losen Zusammenhange, als dass an dem Endurtheile etwas geändert werden könnte. Den umfangreichen Tabellen, welche den II. Theil ausmachen und „das Wirken der Gottheit auf den einzelnen Gebieten der Natur" veranschaulichen sollen, darf wohl nur ein praktischer Wert beigemessen werden. — Ein wissenschaftlicher Wert kann somit der besprochenen Arbeit nicht zuerkannt werden; dazu gebrach es dem Verf. sowohl an der unerlässlichen Vertiefung

in den Stoff, als auch an den nöthigen äußeren Behelfen. Der wissenschaftliche Dilettantismus, der sich stets auf den schwierigsten Gebieten breit macht, hat das Gebiet der antiken Religionsforschung durch Zügellosigkeit der Methode, auf deren tiefere Gründe hier nicht eingegangen werden kann, schwer geschädigt; bedeutsame Anläufe zu einer Besserung sind gemacht; eine Menge Kleinarbeit aber harrt noch der Erledigung, ehe man daran wird denken können, die üblichen Katechismen griechischer Religion durch eine Geschichte derselben ersetzen zu können, welche den Anforderungen entspricht, die man heute zu stellen berechtigt ist. Es wäre zu wünschen, dass derartige unerfreuliche Erscheinungen, wie das vorliegende Buch es ist, endlich aufhörten, um jenen nothwendigen Vorarbeiten den Platz zu räumen, welche die Mühe des Forschers mit zwar bescheidenen, aber sicheren Ergebnissen lohnen.

Wien. Josef Zingerle.

Realien des classischen Alterthums für den Schulgebrauch zusammengestellt von Josef Wagner, Professor am k. k. I. deutschen Staatsgymn. in Brünn. Mit 2 Karten und mehreren bildlichen Darstellungen. Brünn, K. Winiker 1892. 8°, 124 SS.

Es fällt mir einigermaßen schwer, über das vorliegende Buch zu sprechen; hauptsächlich deshalb, weil mehrere Partien desselben aus der zweiten von mir bearbeiteten Ausgabe von Bojesen-Hoffas Handbuch der griechischen Antiquitäten nahezu wörtlich abgeschrieben sind. Diese Thatsache sollte mich eigentlich bestimmen, die übrigen Partien, für welche mein Handbuch nicht benützt ist, auf den Grad ihrer Abhängigkeit von anderen Handbüchern zu prüfen; das ist aber eine Arbeit, die weder einladend, noch, wie sich zeigen wird, nothwendig ist. Der Herr Verf. hebt selbst und zwar mit Recht in der Vorrede hervor, dass ein Schulbuch nicht wissenschaftlich Neues bieten müsse oder solle. Ob er auch darin Recht hat, dass es aus verschiedenen Hilfsbüchern statt wenigstens mit aus den Quellen geschöpft sein dürfe, mag meinetwegen strittig sein. Dass es aber ein Ausmaß der Abhängigkeit von anderen Autoren gibt, welches man niemandem ungerügt hingehen lassen kann, wird er selbst zugeben. Und dieses Ausmaß scheint hier vorhanden. Wenn ich im folgenden einige Proben für diese Behauptung gebe, so liegt es mir vollständig ferne, mein geistiges Eigenthum zu reclamieren — gar oft ist es ja das auch gar nicht, sondern das Bojesens — sondern es kommt mir nur darauf an festzustellen, dass es nicht das geistige Eigenthum des Herrn Verf.s ist. Und ich thue dies auch nicht deshalb, damit die Literatur der Prioritätsfeststellungen vermehrt werde, sondern weil sich daraus nothwendig ergibt, dass der Inhalt des vorliegenden Buches von dem Herrn Verf. nicht in

dem Maße innerlich verarbeitet und dass dessen Text nicht in dem Grade das Resultat eigenen Nachdenkens sein kann, wie ich es allerdings für unerlässlich halte, wenn ein gutes Schulbuch zustande kommen soll.

Man vergleiche z. B.

Wagner S. 3:	Bojesen-Hoffa² S. 20 f.:
II. Rechtspflege usw. der homerischen Zeit. Das Recht (*δίκη*) in dieser Zeit war noch nicht in bestimmte Formeln oder Gesetze gefasst, sondern beruhte auf gewissen durch Gewohnheit und Sitte begründeten Satzungen (*θέμιστες*) und stand unter dem besonderen Schutze der Götter. Über die richterlichen Competenzen lässt sich nichts Bestimmtes sagen. Streitigkeiten innerhalb der Familie schlichtete wohl das Familienoberhaupt, im weiteren Kreise der König und die Edlen (als Richter *δικασπόλοι* genannt).	Das Recht scheint nicht auf festen gesetzlichen Vorschriften beruht zu haben (*νόμος* Gesetz kommt bei Homer nicht vor), sondern auf gewissen durch Gewohnheit und Sitte begründeten Bestimmungen (*δίκη* und *θέμις*). Man glaubte, dass es unter besonderem Schutze der Götter stehe, vorzüglich des Zeus und der Themis ... Streitigkeiten schlichtete der Familienvater, wenn sie innerhalb der Familie vorfielen, im weiteren Kreise der König mit dem Rathe, dessen Mitglieder in richterlicher Eigenschaft auch *δικασπόλοι* hießen.
Wagner S. 33:	Bojesen-Hoffa² S. 124 ff.:
Väterliche Gewalt. Die väterliche Gewalt war in Athen viel beschränkter als in Rom. Der Vater hatte nicht das Recht, über das Leben der Kinder zu verfügen, sie auszusetzen, zu verkaufen oder zu verpfänden. Höchstens konnte er sie enterben. Die väterliche Gewalt hörte auf mit der Volljährigkeit; bei der Adoption gieng sie auf eine andere Person über[1]). [1]) Adoption war die Annahme an Kindesstatt durch attische Bürger, die keinen Leibessohn hatten. Der Adoptierte erlangte alle Rechte eines leiblichen Sohnes, verlor aber alle der früheren Familie. Das Adoptionsverhältnis konnte auch wieder gelöst werden, wobei der Adoptierte mit allen Rechten in seine ursprüngliche Familie zurückkehrte.	Die väterliche Gewalt war in Athen viel beschränkter als in Rom. Gewiss seit Solon mangelte dem Vater das Recht über Leben und Tod der Kinder und das Recht der Aussetzung. Dagegen konnte der Vater den Sohn enterben. Die väterliche Gewalt erlosch mit der Volljährigkeit.... Der Adoptierte erwarb alle Rechte natürlicher Söhne dem Adoptivvater gegenüber und hatte namentlich das Erbrecht, gieng aber aller Rechte seinem natürlichen Vater gegenüber verlustig. Das Adoptivverhältnis konnte auch gelöst werden, und zwar... Bei Aufhebung des Adoptivverhältnisses kehrte der Adoptivsohn wieder in seine ursprüngliche Familie zurück...

Wagner S. 34:

Erb- und Testamentsrecht. Eine Erbschaft konnte auf Grund der Verwandtschaft oder des Testamentes angetreten werden. In ersterer Beziehung waren ebenbürtige (leibliche oder adoptierte) Söhne und deren männliche Nachkommen die Haupterben, Töchter erhielten Legate. Waren nur Töchter vorhanden, so gieng die Erbfolge auf diese über.

Die Erbtochter (ἐπίκληρος) hatte die Pflicht, damit das Vermögen nicht in eine fremde Familie käme, den nächsten Verwandten zu heiraten, dieser das Recht, sie zur Ehe zu verlangen. Anderseits konnten arme Erbtöchter von dem nächsten Verwandten die Ehe oder eine Ausstattung in Anspruch nehmen.

Durch Testament konnte nur vererben, wer keine berechtigten Leibeserben besass. Unfähig zu testieren waren außer den des natürlichen Gebrauches der Vernunft Beraubten auch Diejenigen, welche ein Staatsamt bekleidet und noch keine Rechenschaft abgelegt hatten.

Das Testament wurde vor Zeugen gemacht, versiegelt und dann bei einer Behörde oder einem Vertrauensmanne deponiert.

Bojesen-Hoffa[2] S. 126:

Erbrecht. Ein Erbe konnte auf Grund der ἀγχιστεία, d. i. des attischen Agnatenverhältnisses, oder auf Grund des Testamentes des Erblassers angetreten werden. Intestaterben sind zunächst die Söhne und deren männliche Nachkommen . . . Töchter haben nur Anspruch auf ein Legat. . .
Die Erbtochter hat die Pflicht, den nächsten collateralen Verwandten zu ehelichen, dieser das Recht, die Ehe mit ihr zu verlangen. War die Erbtochter arm, so hatte gleichfalls der nächste Verwandte die Pflicht, sie zu ehelichen.

. . . .

Durch Testament vererben konnte nur ein solcher Erblasser, der keine ehelichen Kinder hatte, sowie nicht durch Alter oder Wahnsinn des natürlichen Gebrauches der Vernunft beraubt war.

Testamente pflegten vor Zeugen errichtet, versiegelt und bei einer Behörde oder bei Vertrauensmännern deponiert zu werden.

Das wird wohl genug sein. Interessant ist noch folgende Parallele in der Anordnung. S. 95 §. 100 hat Bojesen-Hoffa einige allgemeine Bemerkungen über die Magistratur, welche mit den Worten schließen: „Wir beginnen mit der Betrachtung der ordentlichen Beamten“. Dem folgenden Paragraphen einen Generaltitel „Ordentliche Beamte“ vorzusetzen ist unterlassen und es folgen: §. 101 Archonten, 102 Finanzbeamte, 103 Strategen, 104 Andere Militärbeamte, 105 Einzelne Verwaltungsbeamte, 106 Die außerordentlichen Magistrate. Wagner hat S. 29 §. 30 ff. einen Generaltitel „Ordentliche Ämter“ und führt auf: 1. Die Archonten, 2. Finanzbeamte, 3. Militärbeamte, 4. Sonstige Beamte, erwähnt jedoch, wie mir scheint mit Recht im Hinblick auf die Schule, die außerordentlichen Beamten gar nicht, so dass sein Generaltitel „Ordentliche Beamte“ beziehungslos dasteht und dessen Existenz nur durch Anlehnung an das angeführte Original erklärt werden kann.

Ich will nicht untersuchen, wie es sich mit den von Bojesen-Hoffa unabhängigen Partien des Buches verhält und glaube gerne, dass dieselben sich weniger an ihre Originale anlehnen. Aber der Mangel an quellenmäßiger Durcharbeitung tritt auch in ihnen hervor, einmal in der ungleichmäßigen und wie zufällig aussehenden Auswahl des Stoffes, dann aber auch, weil nirgends die Individualität des Hrn. Verf.s wenn auch nur stilistisch zutage kommt, und eben dadurch die Präcision des Ausdruckes manchmal Schaden leidet. Außer den homerischen Antiquitäten enthält das Buch die attischen Staatsalterthümer, die griechischen Kriegs-, Privat- und Sacralalterthümer mit einer relativ umfangreichen Übersicht über die Götter und Heroen, sowie einen literaturgeschichtlichen Anhang über das Epos, die Lyrik, das Drama (dazu Theater), ferner die Geschichtsschreibung und Philosophie, endlich die Biographien der griechischen Schulschriftsteller. Die lacedämonischen Alterthümer fehlen.

Dass das Buch für unsere Schulen unbrauchbar wäre, will ich nicht behaupten. Gewiss lässt sich auch aus ihm Einiges lernen. Aber wenn mit der Pflege der Realien Ernst gemacht werden soll, und man den Erfolg wenigstens mit von einem Schulbuch erwartet, so muss dies ein selbständig durchdachtes Buch mit scharfer Formulierung und von einer aus der Schulerfahrung, wie aus der vollkommenen Beherrschung des Stoffes geschöpften Auswahl sein; das ist nicht leicht und soll nicht übereilt werden. Vor allem aber gehört dazu, dass man an der Universität eingehende Studien betrieben, sich mit der Literatur in vollem Maße vertraut gemacht habe, dass man überall aus den Quellen schöpft und dass diese, sowie alle anderen Hilfsmittel einem zugebote stehen. Und alles dies trifft bei dem Herrn Verf. nicht zu.

Wien. Emil Szanto.

Lessings Fabelabhandlungen. Kritische Darstellung von Dr. Albert Fischer. Berlin, H. L. v. Trautvetter 1892. gr. 8°, 47 SS. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Der Verf. erkennt, die Bedeutung von Lessings Abhandlungen beruhe darin, dass letzterer nur durch Aufklärung über das Wesen der Fabel die Anerkennung seiner ästhetischen Grundanschauungen zu erreichen vermochte. Erst wenn die besonders durch die Fabel in die Poesie gebrachte lehrende Moral in dieser beschränkt wurde, konnten die höheren Dichtungsgattungen, die sich Selbstzweck sind, ihrem wahren Werte nach erkannt werden. In der bezeichneten literarischen Auffassung schließt sich Fischer durchwegs an die bisherige Forschung an.

Die eigentliche Arbeit des Verf.s beruht darin, im engen Anschlusse an die Reihenfolge der Lessing'schen Abhandlungen die

Anschauungen des Schriftstellers einer kritischen Erörterung zu unterziehen. Es liegt mehr in seiner Absicht, Lessings Meinungen anderen Auffassungen gegenüber zu vertheidigen, oder, wo er es für nöthig hält, ihn zu widerlegen, als sich in die weitschichtige Literatur, die das Für und Wider behandelt, einzulassen und sie erschöpfend nachzuprüfen. Daher hat er es einfach unterlassen, selbst da, wo es nahelag, an literarische Vorgänger, wie z. B. S. 21 an Bodmer anzuknüpfen oder bei der Erörterung des Allegorischen die umfangreiche Recension in der Allgemeinen deutschen Bibliothek heranzuziehen. Aus der Arbeit wird nicht ersichtlich, ob der Verf. es nur für unnöthig hielt, sich auf Widerlegung seiner Vorgänger einzulassen, oder ob er von vorneherein die Hauptfragen selbständig erledigen wollte. Selbständigkeit in Urtheil und Auffassung kann man seinen Untersuchungen keineswegs absprechen. Besonders im ersten Theile, „Von dem Wesen der Fabel", sind die Untersuchungen der Begriffe: Metapher, Allegorie, Vergleich, Gleichnis, Beispiel, Parabel und Fabel sehr lehrreich; sie bilden den wertvollsten Theil der Arbeit.

Fischer erklärt in den Untersuchungen zur ersten Abhandlung, dass Lessing vom Standpunkte der Forschung seiner Zeit zu bewunderungswürdig klaren Ergebnissen kam, dass aber doch der ungeahnte Aufschwung der historischen Forschung und die Auffindung der Originale des Babrios die Fabel in ein wesentlich anderes Licht gestellt haben. Die älteste Fabel war ein integrierender (!) Bestandtheil eines größeren Ganzen; je mehr aber die paränetische Rede durch die enkomiastische verdrängt wurde, umsomehr pflegte man sie als selbständige Bildrede. Durch diese Verschiebung wurde aber die Fabel eine Zwittergattung, deren richtige Begriffsbestimmung sehr schwierig wird. Lessings Irrthum beruht nach Fischer also darin, dass er an die ursprüngliche selbstständige Bestimmung der Fabel glaubte. Damit stimmt es überein, wenn der Verf. 38 Seiten später (S. 46) die Fabel als „didaktisches Redemittel (!), getrennt von der epischen Kunstform der Thiersage", bezeichnet. Fischer bekämpft Hertzbergs Meinung, dass die kurzgefassten Fabeln des griechischen Alterthums dürre Auszüge der Byzantiner seien, und hält sie mit Lessing für die mustergiltigen Proben; ja er erklärt allen Ernstes „das wenige Fleisch und Blut, das ihnen die Sammler und Epitomatoren gelassen", für Zusatz. Zwischen die ältesten als rhetorisches Mittel gebrauchten Fabeln und die späten Sammlungen fällt aber eine weitverzweigte Entwicklung der Fabel als selbständiges Gedicht. So ist S. 22 Fischer gegen Herder mit Lessing darüber einig, Aristoteles habe die Fabel nur in der Rhetorik, nicht aber in der Poetik behandelt.

Bezüglich des Allegorischen in der Fabel sagt Fischer, Lessing habe das Richtige gefühlt, denn die Fabel sei thatsächlich keine Allegorie, einfach darum, weil sie als Redegattung der Alle-

gorie beigeordnet ist. In überzeugender Weise stellt er hierauf fest, dass die Allegorie die Ausführung der Metapher, das Gleichnis die weitere Ausbildung des Vergleiches und diesen beiden Formen als dritte Redegattung das Beispiel beigeordnet ist. Von den Beispielen gibt es drei Arten, welche hier in Betracht kommen. Der Verf. charakterisiert sie auf S. 21, wo er Aristoteles gegen Lessing in Schutz nimmt. Das historische Beispiel ist sicher, es erläutert und ist dem Überlegenden förderlich, die Parabel ist unleugbar und darum überzeugend, die Fabel ist glaubhaft, aber wegen der Frische und lebendigen Anschaulichkeit von volksthümlicher Überzeugungskraft. Der Zweck aller Beispiele beruht aber darauf, etwas, das sich einem stricten Beweise entzieht, dem Verstande oder Gemüthe glaubhaft zu machen. Es wird nicht verglichen, nicht allegorisiert, aber eine Menge analoger Fälle werden durch das Beispiel mit eingeschlossen. Noch deutlicher spricht sich der Verf. auf S. 12 aus, wo er sagt: „Die Allegorie ist überhaupt nur ein Fall in metaphorischem Kleide, während sich bei der Fabel zwei Fälle gegenüberstehen, die dasselbe Resultat ergeben. Die Allegorie verhüllt also den Gedanken, während ihn die Fabel durch Nebeneinanderstellung analoger Fälle verdeutlicht. Aus diesem Grunde ist auch die zusammengesetzte Fabel nur scheinbar Allegorie.“ S. 30 f. werden Vergleichung und Gleichnis der Fabel und Parabel gegenübergestellt. Die Vergleichung stellt nämlich neben einen Begriff einen anderen, der dasselbe Prädicat, aber in einem augenfälligeren Grade hat; das gemeinsame Prädicat ist der Vergleichungspunkt. Im Gleichnisse, dem ausgeführteren Vergleiche, ergibt sich der Begriff des tertium comparationis aus den Prädicaten. Die Parabel stellt ferner einen weniger zugegebenen Gedanken neben einen anderen allgemein zugestandenen aus der wirklichen Welt des Seins, welcher ein ähnliches Verhältnis der Begriffe enthält. Das tertium comparationis liegt in einem Urtheile, welches aus der Analogie der Verhältnisse gefolgert wird. Die Fabel endlich stellt einen Fall neben einen anschaulichen anderen aus der Welt des dichterisch ergriffenen Geschehens, und unterscheidet sich von der dichterischen Beispielerzählung dadurch, dass ihre Figuren typisch sein müssen.

In der zweiten Abhandlung bekämpft Fischer entschieden Grimms Ansicht, dass die Thierfabel und das Thierepos der verschiedenen arischen Völker aus einer gemeinsamen Thiersage erwuchsen. Der Verf. sagt S. 37: „Thatsächlich hat also die Thierfabel mit der Thiersage nichts anderes gemein als den Gebrauch der Thiere, und das hat zu ihrer Vermengung geführt. Dieser gemeinsame Gebrauch der Thiere kommt aber einfach daher, dass sie sich zu dem satirisch-allegorischen Gebrauche im Thierepos ebenso gut eigneten, als zu dem typisch-didaktischen der Fabel.“ — Diese Erklärung ist gewiss recht scharfsinnig, aber wie sich die ältesten Fabeln zur Thiersage verhielten, das bleibt doch in ein mythisches Dunkel gehüllt.

In der dritten Abhandlung „Von der Eintheilung der Fabel" empfiehlt der Verf. als einfachste Eintheilung die in menschliche Fabeln, in Thierfabeln und in Naturfabeln. In Fabeln der ersten Art treten Personen in Menschengestalt auf. Naturfabeln sind solche, in welchen leblose „Naturkörper handeln. Zu diesen sind wohl auch die Kunstproducte zu rechnen, welche oft Personen der Fabel sind." Außerdem müsste man noch immerhin gemischte Fabeln dieser drei Gattungen annehmen. Auch mit der Lessing'schen Kürze der Fabel ist der Verf. mehr als billig scheint einverstanden. Aber recht muss man ihm geben, wenn er den viertheiligen „Rangstreit der Thiere" und die „Geschichte des alten Wolfes in sieben Fabeln" gekünstelt findet. Fischer meint auch, Lessing habe den Unterschied zwischen Thierfabel und Thierepos klar gesehen. Diese Behauptung (S. 43, vgl. auch S. 34) ist gegenüber den wenigen Worten Lessings über Reineke Fuchs etwas gewagt.

Man sieht, dass die Ansichten des Verf.s im allgemeinen sehr conservativ sind und gegenüber den Auffassungen späterer Kritiker möglichst den Standpunkt Lessings einnehmen.

Wien. Dr. F. Prosch.

Wörterbuch zu Goethes Faust. Von Fr. Strehlke. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1891. VIII u. 160 SS. Preis 3 Mk.

Paralipomena zu Goethes Faust. Entwürfe, Skizzen, Vorarbeiten und Fragmente geordnet und erläutert von Fr. Strehlke. Ebenda 1891. XV u. 151 SS. Preis 3 Mk.

Strehlkes Name ist auf dem Gebiete der Goethe-Literatur nicht unbekannt. Leider haben sich seine Arbeiten nie durch scharfe Kritik oder auch nur durch wissenschaftliche Akribie ausgezeichnet. Auch seine beiden neuen Faustpublicationen sind wenig geeignet, eine bessere Vorstellung von ihrem Verfasser zu erwecken. An ein Wörterbuch zu Goethes „Faust" stellt man heute Anforderungen, die Str. nicht erfüllt und nicht erfüllen kann; und der Versuch, die durch die jüngsten Errungenschaften der Goethe-Philologie ganz ungewöhnlich vermehrten Faustparalipomena dem größeren Publicum mundgerecht zu machen, scheint mir verunglückt zu sein. Doch es wäre ungerecht, Str.s Faustwörterbuch mit einem Maßstabe zu messen, der ihm völlig fernliegt. Übersteigt es ja wohl die Kraft des einzelnen, ein den wissenschaftlichen Ansprüchen unserer Zeit genügendes Faustwörterbuch abzufassen. Ich meine natürlich ein Glossar, das über den Wortschatz des Faust gewissenhafte und stichhältige Auskunft gäbe, das die Geschichte jedes Wortes in knappen, aber sicheren Zügen zeichnete. Ein solches Wörterbuch würde sich naturgemäß zu einem Goethe-Lexikon ausweiten. Ein Goethe-Lexikon wird nach der Vollendung der großen Weimarer Ausgabe zu den wichtigsten Aufgaben der Wissenschaft gehören. Ist ja das schon ein später Termin; mehr und mehr

entschwindet das Gefühl der Sicherheit, dieses oder jenes Wort, diese oder jene Wendung mit Bestimmtheit der Conversationssprache Goethe'scher Zeit zuzuweisen. Heute lebt noch mancher, der wenigstens in seiner Jugend die Goethe'sche Conversationssprache gesprochen und zwar spontan gesprochen hat. Bald werden diese Zeugen der Vergangenheit dahingegangen sein, und den Nachlebenden wird jeder sichere Anhalt zur Beantwortung einer hochwichtigen Frage fehlen.

Str. steht solchen und ähnlichen Problemen fremd gegenüber; den sprachlich-lexikalischen Aufgaben ist in seinem Wörterbuche nicht das Hauptaugenmerk geschenkt. Ihm war für die Abfassung seines Büchleins die Fülle des Wissens und der Anschauungen entscheidend, aus denen die Faustdichtung Goethes hervorgegangen ist, die Thatsache, dass der „Faust" fast alle Gebiete menschlichen Erkennens umfasst. Eine Interpretation in lexikalischer Form schien ihm deshalb nothwendig. Natürlich kommt Str.s Arbeit durch diese eigenthümliche Formulierung ihres Zweckes den landläufigen Commentaren bedenklich nahe, und fraglich bliebe allein, ob die notae variorum in alphabetischer Reihenfolge eine schönere Rolle spielen, als in dem bisher üblichen Gewande. Wenn ich Str. richtig verstehe, so war ihm die lexikalische Anordnung vor allem deshalb wichtig, weil durch sie jedermann in die Lage versetzt ist, jede ihm dunkel vorschwebende Stelle rasch zu finden. Gewiss ein bescheidenes Ziel! Und man könnte dem Verf. die Freude an diesem bescheidenen Ziele gerne gönnen, wenn es ihn nicht zur Erklärung berechtigte, sein Wörterbuch wolle, könne und solle kein erschöpfender Commentar sein. So bekommt denn die ganze Arbeit etwas Halbschüriges; sie wird ein Mittelding von Glossar, Commentar, Schlagwortregister. Anzuerkennen bleibt immer, dass Str. zum erstenmale das ganze Faustmaterial herangezogen hat; der Urfaust, der Entwurf der „Helena" von 1800, dann überhaupt der ganze kritische Apparat der Weimarer Ausgabe ist verwertet worden. Selbständige Interpretationsversuche wurden mehrfach gewagt, ohne dass die in größeren Artikeln (Erdgeist, Faust, Homunkulus, Mütter usw.) versuchten neuen Lösungen alter Probleme merkliche Förderung gewährten. Die Interpretationen sind wenig prägnant und vergessen oft das Wichtigste. So bemerkt Str. zu „Bovist" (V. 7784): „eine Pilzart, lycoperdon vulgare, dient zum Vergleich mit einer Lamie". Das ist ja an sich richtig; weit treffender aber sagt schon Loeper zur Stelle: „Der kugelförmige Staubpilz, der getreten oder gedrückt leicht platzt, so dass der staubförmige Same herausfährt." Nur so versteht man die Stelle:

> »Noch eine dicke,
> An der ich mich vielleicht erquicke;
> Zum letztenmal gewagt! Es sei!
> Recht quammig, quappig, das bezahlen
> Mit hohem Preis Orientalen ....
> Doch ach! Der Bovist platzt entzwei.«

Ganz unverständlich bleibt mir, warum Str. im „Wörterbuche“ unter „Paralogus“ eine sichtlich falsche Deutung gibt, die er schon in den „Paralipomena“ S. 120 als unrichtig ablehnt. Ganz sicher hat Goethe nur aus Versehen, durch einen lapsus memoriae, Paralogus für Parabase angewendet und die jetzt nur am Schlusse des Helenaactes angedeutete Parabase gemeint, die Mephistopheles sprechen sollte. „Phorkyas“, heißt es da, „im Proscenium, richtet sich riesenhaft auf, tritt von den Kothurnen herunter, lehnt Maske und Schleier zurück und zeigt sich als Mephistopheles, um, insofern es nöthig ist, im Epilog das Stück zu commentieren.“ Wenn es nun im Paralipomenon 179 heißt: „Paralogus Im Proscenium Faust Wolcke“ usw., so kann doch nur dieser Epilog gemeint sein, der den Übergang zum vierten Acte bilden sollte; Bruchstücke dieses Epiloges hat man längst in Paralipomenon 176 erkannt. Anders dürfte Str. es in seinen „Paralipomena“ S. 120 auch nicht meinen; und doch die ganz irrige Interpretation im „Wörterbuche“: „Der Sinn ist vermuthlich, da die Worte „Im Proscenium“ darauf folgen, dass irgend etwas Unerwartetes dort vor sich gehen sollte. Worin dies bestanden hätte, lässt sich nicht angeben.“ Warum „Plastron“ (V. 7135) Brustharnisch und nicht den Lederkoller des Fechtmeisters bedeuten soll, kann ich auch nicht verstehen. Vielleicht ist es aber noch besser, gleich zur Bedeutung Zielscheibe, Stichblatt zu greifen, die mir hier noch passender scheint. Unter „Latsche“ wäre doch nach Erich Schmidts Nachweis zu Paralipomenon 27 anzugeben gewesen, dass Goethe den Ausdruck „rauhe Latschen“ sich nur aus Carpzovs „Practica nova“ notiert hat. Wie schwerfällig und schwer benutzbar wird ein Glossar, wenn man solche Sachen erst nachschlagen muss. Zu „Mäuschen“ (V. 4178) bemerkt Str. irrthümlich, dass in der Vorlage Prätorius keine Farbe der Maus angegeben ist, während bei Goethe ein rothes Mäuschen aus dem Munde der Schönen springt. Die gegentheilige Angabe Erich Schmidts zu Paral. 29 ist richtig.

Auf die sprachliche Seite seines „Wörterbuches“ hat Str. wenig Schärfe verwendet. Von Vollständigkeit sieht er überhaupt ab. Belege aus der Sprache Goethes, Belege aus der Sprache seiner Vorbilder sind recht spärlich eingefügt. Das hochinteressante sprach-historische Capitel der Zusammensetzungen des Faust wird auf kaum zwei Spalten unter einem raschhin abgethan. Ein Blick in den zweiten Theil des Faust genügt, um reiche und nicht unwichtige Vermehrungen des von Str. zusammengetragenen Materiales zu finden.

Wenn schon das „Wörterbuch“ wenig befriedigt, so muss das Urtheil über die „Paralipomena“ noch schärfer ausfallen. Erich Schmidt hat das diffuse, verworrene, schier unabsehbare Material, das ihm für die Weimarer Ausgabe zur Verfügung stand, zum erstenmale geordnet. Nur der complicierte Chiffernapparat der Weimarer Ausgabe gestattet, ein so schwieriges Problem auf relativ wenigen

Bogen abzuthun. Was da geleistet worden ist, erhellt jetzt deutlich, wenn man das Wirrsal danebenstellt, das unter Str.s Händen aus dem mühsam geschichteten Bau der Lesarten und Paralipomena der Weimarer Ausgabe geworden ist. Gewöhnlicher ist der umgekehrte Fall; zuerst wird es schlecht gemacht und die spätere bessere Arbeit findet ihren Maßstab in der älteren mangelhaften. Str. hat post festum den Beweis erbracht, dass nicht jeder dieser Geister Herr werden kann. Auffallend bleibt es, dass er der Vorarbeiter und Pfadfinder so wenig gedenkt. Wer den kritischen Apparat der Weimarer Ausgabe nicht heranzieht, kann von Str.s Leistung eine ganz falsche Vorstellung bekommen. Thatsächlich hat Str. das von Erich Schmidt zum Theil entdeckte und durchaus neu geordnete Material mit oft schädlichen Umstellungen einfach herübergenommen. Nur hat er sich nicht begnügt, die „Paralipomena" der Weimarer Ausgabe mitzutheilen: auch aus den Lesarten wurden längere und umfangreichere Stellen abgedruckt. Hinzugethan hat er weiters Falks, Ludens, Matthissons Mittheilungen über den Faust und einiges Ähnliche. Man sieht: wir bekommen unter dem Titel „Paralipomena" ein Ragout serviert, das diesem Namen nicht völlig entspricht. Dennoch möchte ich deshalb nicht mit Str. rechten; warum sollten die Testimonia auctorum nicht allgemein und bequem zugänglich gemacht werden? Der Fehler liegt anderswo. Ich begreife vollkommen die Nothwendigkeit einer populären Edition der Paralipomena, die der denkfaulen Menge erspart, sich zum Verständnis eines streng wissenschaftlichen kritischen Apparates emporzuheben. Nur glaube ich nicht, dass die Arbeit der Popularisierung gethan ist, wenn man die kritischen Zeichen ruhig weglässt und auch im Commentar nicht die nöthigen Fingerzeige gibt. Wissenschaftlich unbrauchbar werden die gesammten Angaben, durchaus unzuverlässig, wenn so vorgegangen wird. Das einzige kritische Zeichen, das Str. sich gestattet, ist die eckige Klammer; ihre Anwendung ist inconsequent in höchstem Grade. Bald wird sie gebraucht, um die fehlenden Buchstaben unausgeschriebener Worte in ihr zu ergänzen, bald folgen diese ohne Klammer. Einmal fügt Str. ein von Erich Schmidt gegebenes Citat in eckigen Klammern dem Texte ein, das doch in den Commentar gehört (S. 102, Z. 7 v. u.). Mit Fragezeichen in eckiger Klammer ist Str. besonders freigebig. Wozu steht ein Fragezeichen S. 136, Z. 3 v. u. nach „Sie welcken"? Ist die Lesung unsicher oder versteht Str. die mir ganz verständliche Wendung an dieser Stelle nicht? Die reichlichen Druckfehler machen den Text nicht besser, wie auch das „Wörterbuch" von dem Corrector Strehlke eine böse Meinung erweckt. Ich notiere einiges aus den „Paralipomena": S. 136, Z. 4 v. u.: „Engel nach Wort Streit" statt „Engel nahe Wort Streit". S. 4, Z. 12 ist „recht derb" nach „heut" ausgefallen. Ebda. Z. 4 muss es „schalten" statt „walten" heißen. Unglaublicherweise wird S. 39 f. Faust eine böse Rolle in der

unterdrückten Luciferscene der romantischen Walpurgisnacht zutheil: Str. setzt ohne alle Begründung für „X." ein „F." als Personenangabe ein. Die Angabe der sprechenden Person ist ferner oft ausgeblieben; so muss man S. 9 errathen, dass Mephistopheles spricht, ebenso S. 14 u. ö. Weitere Druckfehler sind S. 13, Z. 5 „der Convikt" für „das Convict"; S. 30, Z. 4 „geht" für „gehts"; S. 35, Z. 6 „für" statt „für"; S. 101, Z. 4 ist „pp." zu streichen. Kann der Leser bei so traurigen kritischen Verhältnissen auf die S. 150 f. angegebenen Correcturen Erich Schmidt'scher Lesungen noch großes Vertrauen haben? — Gedankenstriche sind bei Str. überreichlich eingeführt worden; aus falscher Prüderie wird da manches nur ärger gemacht. Str. bewirkt lediglich, dass man Böseres vermuthet, als thatsächlich vorliegt.

Die Probleme höherer Kritik, die Str. zu lösen sucht, die Versuche einzelne der Paralipomena anders zu ordnen, als Erich Schmidt gethan hat, können hier nicht eindringlich geprüft werden; der Raum fehtl. Und gar so wesentlich sind seine Neuordnungen nicht. Die Wrissenschaft wird von ihnen wenig Gewinn ziehen. Verurtheilen aber muss sie, dass Str. einzelne auf mehrere Acte sich beziehende Entwürfe, wie insbesondere die Skizze der Urgestalt des zweiten Theiles (Paralip. 63) zerrissen und auf die einzelnen Acte vertheilt hat.

Für die Commentierung der Paralipomena hat Str. sich nicht in sonderliche Unkosten gestürzt. Das Beste ist ohne Quellenangabe aus der Weimarer Ausgabe herübergenommen. Str.s eigene Leistung beschränkt sich meist auf eine Paraphrase, die den Zusammenhang verdeutlichen soll. Der sachliche Commentar kommt fast ganz auf Erich Schmidts Rechnung. Gelegentlich wünschte man freilich, Str. hätte seine Vorarbeiter noch eindringlicher benützt, als es geschehen ist. Der wissenschaftliche Arbeiter wird nach wie vor Erich Schmidts Arbeit zur Grundlage nehmen müssen. Dem größeren Publicum glaube ich von Str.s Faustbüchern auch nicht viel Freude versprechen zu dürfen. Einen zuverlässigen Mentor findet es in ihm nicht.

Grundzüge der deutschen Poetik für den Schul- und Selbstunterricht. Von Hans Sommert. 4., durchges. Aufl. Wien, Bermann u. Altmann 1893. 103 SS. Preis 90 kr.

Sommerts Buch hat es in zwölf Jahren zu vier Auflagen gebracht. Bei dem traurigen Zustande, in dem sich heute die Poetik befindet, ist der Erfolg eines Buches begreiflich, das sich in alten, erprobten, aber auch ausgefahrenen Geleisen bewegt. Ich fühle mich auch nicht veranlasst, diesem zweifellos fleißig gearbeiteten Schulbuche gegenüber die Gesichtspunkte neuerer und neuernder Vertreter der Poetik geltend zu machen. Dass es den historischen Standpunkt zu seinem Nachtheile vernachlässigt, liegt ja auf der Hand. Auch der Halbbildung, der es dient, könnte es nicht schaden,

wenn ihr gelegentlich versichert würde, dass gewisse Thatsachen zwar historisch bestehen, dass aus ihnen aber kein allein giltiger Kanon abgeleitet werden darf. Der Gesetzgeberton sollte mehr und mehr auch aus Compendien niederer Ordnung schwinden. Die Namen- und Titelhäufungen an sich mache ich dem Verf. nicht zum Vorwurf. Warum soll er gerade auf Dinge verzichten, deren seine Nebenmänner nicht entrathen können? Wohl aber sollte in den Literaturangaben, und wär's auch nur durch strengere chronologische Reihenfolge, die historische Entwicklung schärfer herausgearbeitet sein. Man darf nicht den Anschein historischen Nacheinanders erwecken und dann J. J. Engels „Lorenz Stark" zwischen Gutzkows „Ritter vom Geiste" und Freytags „Soll und Haben" oder gar Pestalozzis „Lienhard und Gertrud" zwischen Ebers „Kaiser" und Hamerlings „Aspasia" stellen; solches Kunterbunt verwirrt. Warum die Ebner nur als Novellistin und nicht auch unter den Romanschriftstellern erscheint, begreife ich nicht. Unter diesen vermisse ich auch die Schubin; Conrad Ferdinand Meyers Name fehlt überhaupt. Unter „Oper" wäre Meyerbeer doch auch zu nennen gewesen. Der „parodistische Übersetzer" Vergils, Heinrich von Veldeke sollte nicht in einem Athem mit Torquato Tasso als Schüler des römischen Epikers genannt werden. Wozu überhaupt solche Details? Auch die Verff. der für Schulzwecke bestimmten Poetiken könnten sich nur zu ihrem Vortheile des alten Satzes erinnern: Non multa, sed multum!

Heath's Modern Language Series: Gœthes Hermann and Dorothea.

Edited with an Introduction and Notes by Watermann T. Hewett Ph. D. Boston, Mass., U. S. A., D. C. Heath and Co. 1891. L u. 243 SS. Preis 1 Doll.

Die wenig befriedigende Form unserer commentierten Ausgaben deutscher Classiker wirkt noch beschämender, zieht man die Sorgfalt und Mühe in Betracht, die von anderen Nationen auf die Erklärung und Erläuterung der Meisterwerke deutscher Literatur verwendet wurden. Frankreich und England haben sowohl in streng wissenschaftlichen Versuchen, wie in Schulausgaben schon seit langem Vortreffliches geleistet. Jetzt sucht Amerika ihnen diesen Ruhm streitig zu machen, um den man in Deutschland und in Österreich nicht zu geizen scheint. Hewetts Ausgabe von „Hermann und Dorothea" muss an dieser Stelle umsomehr genannt werden, als gerade die in ihr befolgte Methode der Commentierung dem Lehrer manchen guten, brauchbaren Wink gibt. Sie ist eine wohlerwogene, sorgsam ausgeführte Arbeit, die ebenso für ihren Verfasser, wie für die Lehranstalten spricht, an denen sie benützt wird. Zunächst ist sie natürlich für die amerikanischen Universitäten bestimmt, die ja in Lehrziel und Methode eine Mittelstellung zwischen unseren Mittelschulen und unseren Universitäten einnehmen. Eine ausführliche Einleitung stellt, ohne ein überflüssiges

Wort hinzuzuthun, zusammen, was zum eindringlichen Verständnis der Dichtung nothwendig ist; engere und weitere Quellen, der historische Hintergrund, die Composition, die Stellung zu Voßens „Louise", die Textgeschichte, die Versbehandlung werden in knappen Zügen vorgeführt — eine vortrefflich disponierte Materialiensammlung, die auch dem wissenschaftlichen Arbeiter gute, verlässliche Auskunft gibt. Selbstverständlich werden die Vorarbeiten der deutschen Literarhistoriker, dann insbesondere Chuquets ausgezeichnete Edition von „Hermann und Dorothea" bis ins Letzte verwertet. Auch die Anmerkungen lassen sich keine der Notizen entgehen, durch die bisher mit Erfolg das Verständnis des Goethe'schen Epos vertieft worden ist. In sprachlicher Hinsicht insbesondere gehen sie über ihre Vorläufer hinaus. Hewett bekennt selbst, auf das Sprachliche, also vor allem auf Etymologie und Synonymik einen besonderen Wert gelegt zu haben. Uns liegen solche Betrachtungen ferner; wir sind, besonders am Gymnasium, nicht gewohnt, an den Dichtungen unserer Classiker Grammatik zu treiben; vielleicht doch nicht mit vollem Rechte. Immer wieder ertönt die Klage, dass unsere Gymnasiasten zu wenig in den Geist der Sprache eindringen, dass ihnen höhere deutschsprachliche Probleme völlig fernliegen. Ist das ein Wunder? Wird ihnen doch deutsche Synonymik und deutsche Stilistik meist nur auf dem Umwege über lateinische und griechische Synonymik und Stilistik gelehrt. Für beide Disciplinen, dann aber auch für die Etymologie der deutschen Sprache ist noch immer nicht genug geschehen; auch die Wissenschaft hat manches Versäumnis nachzuholen. Gerade die fleißig und mit den besten Mitteln gearbeiteten Anmerkungen H.s beweisen nur, dass dem Nichtdeutschen aus unseren wissenschaftlichen Darstellungen der genannten Probleme nicht alles klar werden kann. Vergesse man doch nicht, dass die beste und sicherste Quelle für Fragen der Synonymik, das Grimm'sche Wörterbuch, zunächst für ein Publicum berechnet ist, das den deutschen Wortschatz und die moderne Ausdrucksweise kennt und beherrscht. Im Grimm'schen Wörterbuch und in fast allen anderen Hilfsmitteln wird das Gewöhnliche, der thatsächliche Sprachgebrauch weit weniger berücksichtigt; es tritt hinter die Ausnahmen, hinter das Ältere und Seltenere meist zurück. Nicht jedem ist's ja so wie Rudolf Hildebrand gegeben, die lebendige Sprache neben den Citaten geltend zu machen, die dem Lexikographen in mehr oder minder reicher Fülle zur Verfügung stehen. Wenn Hewett zu „Armensünderglocke", um die Bedeutungsvariationen von „arm" zu charakterisieren, citiert: „Was willst Du armer Teufel geben?" (Faust I 1675) und „Was hat man Dir, Du armes Kind gethan?", so wäre mir lieber gewesen, er hätte so ganz alltägliche Wendungen, wie „armer Teufel" und „armes Kind" nicht aus Goethe citiert, sondern immerzu bemerkt, dass diese Wendungen zu den gewöhnlichsten gehören. Dass er es nicht gethan hat, mache ich weniger ihm zum Vorwurf, als

unseren lexikographischen Sammlungen, die über die loci auctorum oft nicht zum Gewöhnlichen vordringen.

Warmen Dank verdient der bibliographische Anhang. Hewett gibt eine umfangreiche, gut disponierte Bibliographie zu „Hermann und Dorothea", die besonders für nichtdeutsche Literatur ungemein reichhaltig ist. Selbst der umfangreiche Goetheartikel Kochs in der zweiten Auflage von Gödekes „Grundriss" kann nach Hewetts Angaben noch ergänzt werden; wenigstens der Übersetzungen und der ausländischen Commentare bietet Hewett mehr. Allerdings bleiben auch bei H. einige Lücken, die sich jetzt aus Kochs Bibliographie leicht ergänzen lassen.

Die Ausstattung des Buches ist musterhaft und könnte als typographische Leistung ersten Ranges gelten, hätte sich nicht doch noch hie und da in deutschen Textstellen ein Druckfehler eingeschlichen.

Wien. Dr. Oskar F. Walzel.

Ortsnamenbuch der Steiermark im Mittelalter. Von Josef von Zahn. Wien, Alfred Hölder 1893. gr. 4°, XXV u. 584 SS.

Die Gegenwart verfügt über eine stattliche Reihe von Urkundenbüchern für die Geschichte einzelner Länder, Bezirke, geistlicher Sprengel, Städte und Familien, und ist redlich bemüht, den Ortsnamen in ihrer geschichtlichen Formenfolge nachzuspüren, ihre ursprüngliche Bedeutung aufzudecken. Seit Förstemann können wir der stets breiteren Strömung solcher Arbeiten folgen, und anderseits liegt für die chronistischen und urkundlichen Ortsnamen Deutschlands Österleys „Historisch-geographisches Wörterbuch des deutschen Mittelalters" (Gotha 1883) vor, eine Leistung, die bei all ihrer Verdienstlichkeit darlegt, welche Schwierigkeiten der Mangel an Vorarbeiten in dieser und jener Richtung, vor allem an mittelalterlichen Ortsnamenbüchern einzelner Länder dem Verf. bereiten musste, wie sich zu stofflicher Ungleichheit fehlerhafte Reductionen alter Ortsnamen gesellen; ein Gebrechen des Werkes, das namentlich da auftritt, wo es sich um die österreichischen Alpenländer des deutschen Gebietes handelt.

Das Ortsnamenbuch der Steiermark im Mittelalter ist eine solche Vorarbeit, aber auch ein in sich abgeschlossenes Ganzes, eine Leistung, die im Bereiche der österreichischen Provinzen ganz vereinzelt dasteht, aber auch in Deutschland nur Verwandtes, nicht Gleiches antrifft, ein grundlegendes Werk, das nur von einer bedeutenden Arbeitskraft, zäher Ausdauer und unter Verhältnissen geschaffen werden konnte, die sein Zustandekommen begünstigten.

J. v. Zahn, ein namhafter Geschichtsforscher, steht an der Spitze eines reichen Landesarchivs, dessen musterhafte Anordnung

und unablässige Ergänzung seit mehr denn zwei Decennien sein anerkanntes Verdienst bleibt, und er hat alles an gedruckten und ungedruckten Quellen und Behelfen rastlos und umsichtig herangezogen, was den bezüglichen Datenbestand des genannten Archives wesentlich ergänzte. Ein Dutzend Jahre ernster Arbeit stecken in dem Buche, dessen stattlicher Umfang und compresser Druck erklärlich machen, dass darin 49,584 Daten, 23,912 Verweise, 9901 reducierte und 7632 unreducierte Ortsnamen stecken.

Schon das Verzeichnis der benützten Quellen spricht für den großen Umfang der Vorarbeiten. Der Verf. hat nicht nur sämmtliche im Druck erschienenen mittelalterlichen Quellen, die sich mit seiner Aufgabe berühren, zurathe gezogen, sondern auch eine und andere mit Rücksicht auf bessere Handschriften verwertet. Dies gilt z. B. von dem an Ortsnamen so reichen Rationarium Styriae vom Jahre 1267. Alle einschlägigen Urkundenbücher und Regestenwerke finden sich benützt; ebenso wie alles, was sonst die Wiener akademischen und die anderen provinziellen Vereinspublicationen für die Ortsnamenkunde darboten. Ungleich mehr barg sich jedoch in der vom 13. Jahrhundert bis 1500 wachsenden Masse von Urkunden des steiermärkischen Landesarchivs, in der dortigen Sammlung von Urbaren und Lehensbüchern, in den Archivalien von Admont, St. Lambrecht, Murau, Reun, Seckau (bischöfliches Archiv in Graz), Vorau u. a. Das Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv, die Archive zu Linz, Salzburg und Klagenfurt, zu Wiener Neustadt und im Kärntner Stifte St. Paul, das Münchener Reichsarchiv und die kgl. Bibliothek zu Berlin wurden benützt. Auch ließ sich der Verf. nicht die Mühe verdrießen, die lange Reihe starker Foliohefte der sogenannten „Waldtomi“ durchzunehmen, die der Theresianischen Epoche angehören und als reichhaltige Quelle für die Gegendnamen des steierischen Oberlandes zu gelten haben.

Aber nicht nur aus Massen gedruckter und ungedruckter Quellen schöpfte der Verf. Seit langem mit der Steiermark vertraut, unternahm er da- und dorthin Reisen mit dem bestimmten Zwecke, sich bei der Landbevölkerung in zweifelhaften Fällen Rath zu holen, und er gesteht, dass er an der „Bereitwilligkeit und Intelligenz der bäuerlichen Bevölkerung Klärung und Freude hatte“ (XXII).

Der Verf. ließ sich aber auch die Mühe nicht verdrießen „ein Netz von Correspondenten über das Land“ zu legen.

„Wesentlich waren es“, wie er (XXII) schreibt, „wegen ihres Verkehres mit der Bauernbevölkernug und wegen ihres durchgängigen Interesses für wissenschaftliche Arbeiten, die Pfarrer, dann aber auch Advokaten und Notare, Bürger und Förster, an welche die Fragebogen ausgiengen. Im Oberlande war der Erfolg ein hocherfreulicher, im Unterlande aber — trotz der widerholten Aufforderung der Geistlichkeit durch das Lavanter Consistorium — ein

geringer, und wäre ein kümmerlicher geblieben, wenn nicht einzelne Männer durch ihr liebenswürdiges Entgegenkommen für die Anderen schadlos gehalten hätten"...

Wie weit der Kreis dieser Befragten gezogen war, beweist die Thatsache, dass das kleingedruckte Verzeichnis solcher, die der Bitte des Verf.s werkthätig entsprachen, zwei Quartseiten umfasst.

Von dem Reichthum des Gebotenen kann man sich leicht durch Stichproben überzeugen. Der Artikel Graz (S. 229—231) bietet alle historischen Schreibungen des Ortsnamens, der Bäche des Weichbildes, der Thore und Thürme der mittelalterlichen Stadt, ihrer Theile, Straßen, Kirchen usw., macht uns mit den Vorstädten in der Vergangenheit bekannt und verzeichnet auch die Rieden der Umgebung. Nicht minder reichhaltig erscheint das, was S. 284 bis 285 von Judenburg vorliegt, so dass man erst jetzt eine richtige Vorstellung von der mittelalterlichen Entwicklung des alten Pfalz- und Handelsortes erhält. Gleiches gilt von Leoben (304 bis 305), Marburg (326—327) und vielen anderen landesfürstlichen Städten.

Bringt man ferner in Anschlag, was sich an Daten für die letztgenannte Stadt, anderseits (S. 26—27) über Pettau und Cilli zusammengestellt findet, so sieht man am besten, wie die mittelalterliche Bedeutung und Entwicklung des letztgenannten, grundherrschaftlichen und erst seit der Schlusshälfte des 15. Jahrhunderts landesfürstlich gewordenen Ortes — im Gegensatze zur antiken Rolle Celeias — zurückblieb.

Aber nicht bloß die landesfürstlichen Städte und Märkte, unter welchen letzteren beispielsweise (S. 166) Eisenerz, (355 bis 356) Neumarkt, insbesondere aber Aussee (16—17) mit Daten wohl bedacht erscheinen, Frohnleiten (195) in der ältesten Namensform als „Vreyliten, Freyleutten", auftaucht — finden ihre ausgiebigen Nachweise, auch die von Hause aus grundherrlichen Orte, wie Murau (348—349) oder Kapfenberg (83—84) überraschen durch ihre Datenbedeckung.

Nicht minder ergiebig zeigt sich die Datenzahl bei den Artikeln, welche Klöster und Klosterorte betreffen, so z. B. (S. 2—3) Admont, (290—291) St. Lambrecht; sehr belehrend sind die langen Reihen von Artikeln, die uns mit kleineren Ansitzen im Lande eingehend befreunden, so beispielsweise der, welcher uns Pürgg im Ennsthale (S. 80) als wahren Proteus (Gruskarn, Steinach) vorführt, oder jene, welche die Thalungen, Flüsse, Berge betreffen, Burgen, Schlösser und Edelsitze verzeichnen und belegen. Schier unabsehbar ist die Fülle des Materials für die Geschichte der Topographie des offenen Landes.

Die volle und ganze Bedeutung des Werkes lässt uns jedoch gleich der Anhang ermessen, und wir müssen dem Verf. danken, dass er es selbst unternahm, den inneren Gehalt seines Werkes darin klarzulegen.

Wir finden hier alles in zweckdienlichster Weise nach maßgebenden Gesichtspunkten gegliedert und zwar in zwei Hauptgruppen, der sachlichen und sprachlichen.

Die erste Hauptgruppe umfasst acht Untergruppen. Den Reigen eröffnet die Zusammenstellung aller im Werke vorkommenden 1. Bäche und Flüsse (mit Ausschluss jener, die auf -ach und -pach auslauten, da solche der zweiten Hauptgruppe eingeordnet erscheinen), dann folgen 2. die Berge (mit Ausschluss der Namen auf -alben, -perg, -boden, -puchel, -car, -chogel, -kulm, -eben, -ekh, -gugel, -hals, -haupt, -huet, -leiten, -ofen, -ridel, -rigel, -risen, -rugk, -rüssel, -satel, -spicz, -schopf, -stain, -steig, -stikchel, -stokch, -sol, -wald, -want, -wart und der entsprechenden Anlauter, die gleichfalls in der zweiten Hauptgruppe untergebracht sind), 3. die Bergwerke, soweit sie nicht durch die Schlagworte Erz-, Kupfer-, Eisen-, Gold-, Hall-, Salz- und Silbergekennzeichnet und lexikalisch angeführt erscheinen, 4. die Burgen, Burgställe, Schlösser und Edelsitze, zu denen auch die im Texte unter dem Schlagwort „Purchstal" (Burgstall), Gradisch, Gradische .... Obramla angereihten und die der zweiten Gruppe, mit -purg als Auslaut, zugewiesenen treten, 5. Kirchen und Capellen, 6. Grafschaften (abgesehen von Gauen, die sich mit Grafschaften deckten), 7. Seen (die auf -see auslautenden ausgeschlossen), 8. Weinberge (ausgeschlossen die An- und Auslauter auf Wein -perg, -garten, -czurl ....). Wie bedeutend, auch bei dieser Einschränkung, die registrierte Datenmasse sich herausstellt, erhellt beispielsweise bei den „Bergen" mit mehr als 1330 Einzelnamen, bei den „Burgen" usw. mit ca. 360 Benennungen, bei den Kirchen und Capellen, deren an 640 auftauchen, wobei die Heiligennamen St. Ägydi, St. Peter, St. Georgen, St. Johann, St. Marein (Maria), St. Martin, St. Margarethen, St. Nicolai, St. Ruprecht und St. Stephan in den Vordergrund treten.

Die zweite Hauptgruppe, die sprachliche, umfasst alle zusammengesetzten Ortsnamen mit deutschen oder verdeutschten Grundworten oder Grundsilben, und zwar die Auslauter, mit Verweisen auf Förstemanns „Deutsche Ortsnamen" (1863), in 333 Kategorien eingetheilt. Die stärksten Posten fallen den Auslautern auf a -ach usw. (440), auf aren -arn usw. (204) (c. 300), auf -pach, -wach (658), auf -perg usw. (1268), auf -puchel (155), -tal (288), -dorf (1184), -eck, egg usw. (421), -veld, -feldes (156), -graben, -gram (151), -hof (343), -hube, -huben (178), -leben (140), -leiten (148), -reut (122), -stein (180), -wis, -wisen (155) und auf den baierisch-alemannischen Auslaut -ing, -ingen (227).

Den Schluss bilden die sogenannten Differenzierungen der Ortsnamen (mit Ausschluss von Klein-, Groß-, Ober-, Unter-, Vorder-, Hinter-, Mitter-) ca. 68 an der Zahl.

So bietet das Werk nicht nur dem Historiker, Topographen, Culturforscher, sondern auch dem Germanisten ein reiches Studien-

material. Der Verf. hat sich über diese Seite seiner Arbeit (S. XIV bis XV) eingehend ausgesprochen. „Man ist in vielen Punkten", heißt es hier, „von befriedigender Lösung ferne, und die wenigst sichere ist die sogenannte autoritative. Weiters tritt in dieser sprachlichen Abtheilung das Nachtheilige einer Mischbevölkerung fühlbar hervor. Der slavischen Ortsnamen, deren Auslaute durch die deutsche Zunge zu deutschen Grundworten umgestaltet worden, sind sehr viele, und die Formen also, in welchen sie erscheinen, durchaus nicht mehr rein slavische. Dazu kömmt, dass zuweilen deutsche und slavische Ausdrücke sich decken, wie -ach und -owe. Wenn nun die Grundworte das bestimmende Moment für die Gruppenbildung abgeben und der Charakter der Aufzeichnungen nur als deutscher aufgefasst werden kann, so kann wohl die Entscheidung nur dahin fallen, die betreffenden Ortsnamen slavischer Bildungs- und zweiseitiger Grundsilben seien als Hybriden aufzufassen, und die letzteren der deutschen Zunge zuzutheilen. Es gibt indes noch eine ziemliche Anzahl von Auslautern, über deren nationale Zugehörigkeit wohl kein Zweifel bestehen dürfte, während ihre Bedeutung nichts weniger als geklärt ist. Die Aufgabe des Verf.s konnte übrigens eine untersuchende nicht sein, sondern bestand bloß in der Erleichterung der Untersuchung für eigentliche Sprach- und Namenforscher."

Der Verf. schließt hieran auch die Bemerkung, dass ihm daran gelegen war, einen Slavisten für die slavischen zusammengesetzten Ortsnamen heranzuziehen. Leider wurden, wie er sagt, die ihm diesfalls gemachten Zusicherungen nicht eingehalten, und der Druck war bereits zu weit vorgeschritten, als dass eine andere Persönlichkeit dafür gewonnen werden konnte. Jedenfalls findet der Slavist des wohlgeordneten Stoffes genug für eine solche Untersuchung.

Ref. nimmt von dem trefflichen Werke mit der Überzeugung Abschied, dass erst jetzt für die historische Landeskunde der Steiermark eine sichere Grundlage gewonnen ist, und trägt einen doppelten Wunsch in der Seele, dass Zahns Ortsnamenbuch den Nutzen stifte, den es mit Fug und Recht anstrebt, und dass es im Kreise der Länder Österreich-Ungarns gleiche Arbeiten im Gefolge haben möge.

Die würdige Ausstattung, der compresse und doch klare, schöne Druck, die ungemeine Sorgfalt in der Correctur des schwierigen Satzes, den die k. k. Hof- und Staatsdruckerei in mustergiltiger Weise besorgte, und die Fülle des Gebotenen lassen auch den Preis angemessen erscheinen. Das Werk ist der Subventionen wert, die daran gewendet wurden, um sein Erscheinen zu ermöglichen. Das übrige muss der Absatz thun, den das gelungene Buch in vollem Maße verdient.

Graz. F. v. Krones.

Vierstellige logarithmisch-trigonometrische Tafel zum Schul- und Handgebrauche zusammengestellt von Adolf Sickenberger, Prof. der Mathematik und Physik am kgl. Luitpoldgymnasium in München. 2. verm. Aufl. München, Theodor Ackermann 1891. Preis 40 Pf.

Der Unterschied zwischen der ersten und zweiten Auflage der vierstelligen logarithmisch-trigonometrischen Tafel von Prof. Sickenberger liegt einerseits in der Verkleinerung des Formats, andererseits in einigen Verbesserungen und Vermehrungen, unter denen die Erweiterung der trigonometrischen Tafel für das Intervall von 10 Minuten besonders hervorgehoben werden muss.

Die erste Tafel enthält die Mantissen für die Numeri von 100—999. Die zweite Tafel umfasst die trigonometrischen Functionen und deren Logarithmen, die dritte die Quadrate und Quadratwurzeln, die Kuben und Kubikwurzeln der Zahlen von 1—100; die vierte Tafel stellt eine kleine Potenztafel der Zahlen 2—5 und der Exponenten von 4—10 dar. In der fünften Tafel werden die Binomialcoefficienten und einige Factorielle oder Facultäten angegeben. Die sechste für die Zinseszinsrechnung bestimmte Tafel umfasst die Potenzen der Zinsfactoren. Weiters werden einige in den praktischen Rechnungen wesentliche Constante mitgetheilt (specifische Gewichte, die allerdings als benannte Zahlen hätten eingeführt werden sollen, Geschwindigkeiten, Sonnenorte nebst Zeitgleichung, geographische und astronomische Angaben, endlich die Sternorte für das Jahr 1890). Zur Vervollständigung der logarithmischen Tafeln dient die am Ende der kleinen und doch inhaltsreichen Schrift angebrachte Interpolationstafel.

Physikalische Geographie von Dr. Siegmund Günther, Prof. an der kgl. techn. Hochschule in München. Mit 29 Abbildungen. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung 1891. Preis 80 Pf.

Die vorliegende kleine Schrift bildet einen Bestandtheil der „Sammlung Göschen“, deren Beliebtheit wohl dem Umstande in erster Linie zuzuschreiben ist, dass Lehrmittel in solcher Fassung und dabei zu solch niedrigen Preisen bisher nicht existiert haben.

Prof. Günther, der treffliche Verf. des umfassenden Handbuches der Geophysik und einer kürzlich erschienenen Schrift über physikalische Geographie, hat das Wesentlichste über diese in der neuesten Zeit mit Recht sehr gepflegte Wissenschaft in dem kleinen vorliegenden Schriftchen zusammengestellt und es verstanden, in wenigen Worten die Erscheinungen und deren Erklärungen zu skizzieren und schulgerecht zu behandeln, so dass das Buch mit großem Vortheile beim Unterrichte in der Physik, der in seinen letzten Ausläufern unbedingt den Kosmos umfassen muss, zugrunde gelegt werden kann.

Die einzelnen Abschnitte des Buches nehmen Bezug auf die Erde als Weltkörper, die Gestalt, Dichte und Schwere der Erde,

die Erdwärme und das Erdinnere, die Erdrinde, Vulkane und Erdbeben, die elektrisch-magnetischen Erdkräfte, die Lufthülle, das Meer, die Gewässer des Binnenlandes, den Schnee und das Eis der Hochgebirge, endlich auf die Gestaltung der Erdoberfläche. Recht ansprechend ist besonders der meteorologische, auf die Lufthülle bezugnehmende Abschnitt verfasst; in demselben werden die Erscheinungen des Luftmeeres so dargestellt, wie dies dem Unterrichte in der Mittelschule vollkommen zweckentsprechend ist. Desgleichen ist die Darstellung der Gletschererscheinung eine überaus gelungene und auch die neuesten Ergebnisse umfassende. In dem mit „Morphologie der Erdoberfläche“ bezeichneten Abschnitte sind in gedrängter Form alle jene Umstände in Erwägung gezogen, welche dem Erdball die heutige Gestalt verliehen haben.

Anthropologie. Bau und Thätigkeiten des menschlichen Körpers von Prof. E. Rebmann. Mit 31 Abbildungen. Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshandlung 1891. Preis 80 Pf.

Wer in gedrängter Weise mit den wesentlichen Errungenschaften der anatomischen und physiologischen Entdeckungen sich vertraut machen, wer die Physik und Chemie des menschlichen Organismus ohne weitläufigere Studien kennen lernen will, nehme das vorliegende Büchlein zur Hand, das der „Göschen'schen Sammlung“ angehört. Nachdem in den ersten Abschnitten das Knochensystem und die Musculatur sachgemäß besprochen wird, wendet sich der Verf. im folgenden zur Lehre vom Nervensysteme und zur Erörterung der Function der Sinneswerkzeuge. Die folgenden Abschnitte beziehen sich auf die physikalischen und biologischen Vorgänge des Blutkreislaufes, auf den Process der Athmung und der Ernährung im engeren Sinne. In einem Anhange finden wir wichtige Bemerkungen über die Körperwärme. — Die Function, welche dem Kehlkopfe zugewiesen ist, die Erzeugung der Vocale und Consonanten durch die Stimmorgane wird im Nachstehenden besprochen und die Stellung der Mundtheile bei der Bildung der fünf Vocale durch eine Reihe von instructiven Figuren erläutert. In einer Tabelle wird die Eintheilung der Consonanten vorgenommen; in zwei anderen Tabellen wird die chemische Zusammensetzung der Knochen, ebenso die einiger Nahrungsmittel gelehrt. — Die kleine interessante und lehrreiche Schrift sei insbesondere für den Schulgebrauch bestens empfohlen.

Troppau. Dr. J. G. Wallentin

Mineralogische und geologische Lehrbücher.

Dr. Josef Gerstendörfer, Etiketten für Mineralien und Gesteine. Wien, A. Pichlers Witwe u. Sohn.

Eine ganz gute Zusammenstellung, welche von manchem Lehrer und Privatsammler gerne benützt werden wird.

Dr. W. Waege, Netze zum Anfertigen zerlegbarer Krystallmodelle. Berlin, R. Gärtners Verlagsbuchhandlung.

Enthält 28 Modelle, die recht gut ausgewählt sind und auch im Format passen.

Dr. R. Latzel und J. Mik, Pokornys Naturgeschichte des Mineralreiches für die unteren Classen der Mittelschulen. 15. verb. Aufl. Wien u. Prag, F. Tempsky 1890.

Über frühere Auflagen wurde in dieser Zeitschrift vom Ref. bereits anerkennend berichtet, und da die vorliegende Auflage gegenüber der letzten wenig verändert ist, so möge nur kurz über die wesentlichen Neuerungen berichtet werden. Eine derselben, nämlich die Vermehrung der Bilder, begrüßt Ref. mit Freuden, noch mehr die Beigabe der Karte mit den Mineralfundorten Österreich-Ungarns. Letztere hält Ref. jedoch für verbesserungsbedürftig, denn es fehlen manche wichtige Fundorte, wie: Monzoni, Predazzo, Seisser Alpe, Pfitsch, wogegen manche weniger wichtige Ortschaften weggelassen werden könnten, wobei auch entsprechende Richtigstellungen bei dem Fundortverzeichnisse vorzunehmen wären. Im übrigen bleibt vorliegendes Werk nach wie vor eines der besten; indessen glaubt Ref., dass bei etwaigen Neuauflagen einige weniger wichtige Mineralien ohne Schaden weggelassen werden könnten; jedenfalls mögen die Verff. dem in der Vorrede ausgesprochenen Grundsatze, den Lehrstoff, der ja für so junge Schüler sehr ausgedehnt ist, nicht zu vergrößern, treu bleiben.

Dr. P. Wossidlo, Anfangsgründe der Mineralogie für Gymnasien, Real- und höhere Bürgerschulen. Berlin, Weidmann 1892.

Das vorliegende Buch ist für die oberen Classen bestimmt, wobei der Verf. als Basis die morphologische Betrachtung der Körper annimmt und daraus allmählich die wichtigsten Anschauungen über krystallinisches Gefüge, Spaltungsverhältnisse und Krystallformen ableitet. Von den physikalischen und chemischen Merkmalen soll nur das hinzugefügt werden, was der Schüler selbst dem Mineral absehen kann. Ref. schließt sich den Ansichten des Verf.s bezüglich der Beschränkung des Lehrstoffes nur theilweise an, glaubt aber, dass jedenfalls eine gewisse Einseitigkeit vermieden werden muss; es scheint ihm daher die Tendenz, die Krystallformen so mit Details zu geben, durchaus nicht für geboten. Hier wäre

eine Kürzung am Platze; denn die Morphologie so ausführlich zu behandeln und die übrigen Eigenschaften so kurz abzuthun, scheint nicht zweckmäßig. Überhaupt kann Ref. nicht umhin, sich hier gegen das Bestreben so vieler Lehrer, die Anfänger mit möglichst viel krystallographischen Kenntnissen zu bereichern, energisch auszusprechen. Die Krystallographie bleibt doch eigentlich nur eine Hilfswissenschaft der Mineralogie; es ist daher unrichtig, diese so stark in den Vordergrund zu stellen und alles Übrige, z. B. die chemischen Eigenschaften, ganz kurz abzuthun. Auf diese Art muss jeder Schüler die Lust am Gegenstande verlieren, am allerwenigsten ist aber ein solches Vorgehen bei Mittelschülern am Platze. Trotz der übrigen Vorzüge dieses Werkes hält daher der Ref. eine Umarbeitung desselben im angedeuteten Sinne für nothwendig.

Dr. Rudolf Scharizer, Lehrbuch der Mineralogie und Geologie für die oberen Classen der österr. Realschulen. Wien, F. Tempsky 1892.

Ein sehr verdienstliches Buch, welches nicht nur für Realschüler, sondern auch für weiter Vorgeschrittene und zum Selbstunterrichte recht brauchbar ist. Das einzige, was Ref. nicht billigen kann, ist die zu große Ausdehnung des Stoffes, namentlich wenn es sich, wie der Titel besagt, hauptsächlich für Mittelschüler eignen soll; für diese ist es denn doch etwas zu gelehrt und enthält auch zu viel Details, eher dürfte es für Hochschüler als Leitfaden und zur Ergänzung des mündlichen Vortrages dienen. Jedenfalls wird es wenig kleinere Werke geben, die dem vorliegenden gleichkommen; auch die Eintheilung der Mineralien ist sehr glücklich gewählt, ebensowie die Beispiele und die vorzüglichen Abbildungen.

P. Martin Gander, Geologie, oder die Erde nach ihrem jetzigen Zustande und ihrer Geschichte mit einigen ergänzenden Fragen aus der Urgeschichte. Ein Leitfaden zum Unterrichte an höheren Lehranstalten. Münster i. W., Aschendorff 1891.

Dieses Werk zerfällt in drei Theile, einen geographisch-topographischen, einen dynamischen und einen historischen Theil. Die zwei ersten Theile sind sehr übersichtlich und trotz großer Kürze recht verständlich, auch fehlt kaum ein wichtigerer Theil unseres dermaligen Wissens, wie denn auch gute Literaturhinweise dem Leser die Möglichkeit weiteren Eindringens ermöglichen. Der dritte Theil scheint dagegen fast nur eine Zusammenstellung von Namen zu sein und ist ohne Lehrer für den Anfänger kaum verständlich; hier wäre eine Zusammenziehung des Stoffes und eine intensivere Behandlung mit guten Beispielen eher am Platze gewesen.

Zum Schlusse gibt der Verf. einen Anhang: Kritik der neueren Formationslehre, welcher wohl besser als eine besondere Abhandlung erschienen wäre; denn abgesehen davon, dass wohl

sehr viele mit dieser Kritik nicht einverstanden sein dürften, scheint eine solche in einem kleinen kurzen Lehrbuche nicht am Platze; der Verf. würde daher bei einer zweiten Auflage gut thun, diese Kritik hinwegzulassen, denn der Schüler dürfte jedenfalls nicht in der Lage sein, dieselbe überhaupt zu verstehen, und daher gehört eine derartige Polemik nicht in ein Schulbuch; für Veröffentlichung seiner Ansichten stehen ja dem Verf. wohl auch noch andere Wege offen.

Dr. Eberhard Fraas, Geologie in kurzem Auszuge für Schulen und zur Selbstbelehrung. Stuttgart, G. J. Göschen 1890.

Auf 98 Seiten kl. 8⁰ einen Abriss der Geologie zu geben, ist sicherlich keine kleine Aufgabe, und es muss schon aus diesem Grunde große Nachsicht bei Beurtheilung des Werkchens geübt werden. Den Nutzen derartiger Büchlein sieht Ref. überhaupt nicht recht ein. Ein Thema wie die Geologie lässt sich doch nicht beliebig zusammenpressen, und aus solchen Excerpten, die womöglich noch den ganzen Stoff behandeln sollen, lernt niemand viel. Dem Autor soll damit kein Vorwurf gemacht werden, da er offenbar genöthigt war, sein Werk in den Rahmen der „Collection Göschen" hineinzupassen. Das Publicum aber kaufe derartige Büchlein nicht, dann wird auch dem Verleger die Lust vergehen, solche „Sammlungen" herauszugeben. Ref. ist ein großer Anhänger kurzer Lehrbücher und namentlich für Anfänger sind solche gewiss sehr nützlich; es soll auch nicht bestritten werden, dass vielleicht manche Disciplinen in so kurzen Abrissen abgehandelt werden können, bei der Geologie ist aber gewiss eine Grenze nach unten gegeben, welche nicht überschritten werden sollte; denn der Verf. hat immerhin das Bestreben möglichst vollständig zu sein, und dann kann die Kürzung nur auf Kosten der Klarheit vollzogen werden.

Dabei möge indessen ausdrücklich hervorgehoben werden, dass der Verf. sich Mühe gegeben hat, möglichst viel Interessantes zu bieten, und dass die Behandlung des Themas eine vorzügliche ist; hoffentlich probiert er es bald mit einem etwas ausführlicheren Lehrbuche, welches dann gewiss seinen Zweck erreichen wird. Bei allem Lobe, welches dem Autor zu zollen ist, bleibt jedoch der Wert derartiger Werkchen namentlich für solche, welche daraus ihre erste Belehrung schöpfen wollen, ein problematischer.

Wien. C. Doelter.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Zur Methodik des deutschen Unterrichtes auf der Unter- und Mittelstufe des Gymnasiums von Max Miller, kgl. Prof. am Luitpold-Gymn. in München. München, C. Pohl 1891. 71 SS.

Vorliegende Schrift behandelt nach einem ausführlichen Vorworte, in welchem der Verf. das Eigenthümliche des deutschen Unterrichtes im Vergleiche zu anderen Unterrichtsgegenständen skizziert und die wichtigsten Fehler des Lehrvorganges angibt, auf Grundlage des Lehrplanes für die bairischen Gymnasien folgende Punkte: 1. die Anschaulichkeit des Unterrichtes, 2. die Grammatik, 3. die Lectüre, 4. den mündlichen Gebrauch der Sprache, 5. Orthographie, 6. Stil und Aufsatz. Zum Schlusse gibt der Verf. über das Ganze noch ein Nachwort.

1. Die Anschaulichkeit des Unterrichtes. Anknüpfend an einen Ausspruch Hegels über die Anschauung und unter Beiziehung von Lehrsätzen von Diesterweg und Comenius zeigt der Verf. die Einwirkung der Anschauung auf den Unterricht. Er gibt wichtige Grundsätze über den Beginn des Unterrichtes, Einprägung des Erlernten durch das Gedächtnis, Vorwärtsschreiten im Unterrichte bei fortdauernder Wiederholung des Erlernten. Selbstverständlich ist es, dass der Schüler nur mit Dingen beschäftigt werden darf, die innerhalb seines Gesichtskreises liegen, und dass der Lehrstoff möglichst einfach und verständlich gestaltet werde. Wörter, von denen man annehmen kann, dass ihre Bedeutung dem Schüler noch nicht bekannt ist, müssen dabei erklärt werden, und zwar »Sachliches entweder durch Vorzeigung des Gegenstandes selbst (oder Abbildungen) oder durch Vergleich mit Bekanntem; Abstractes durch Zerlegung des Begriffsinhaltes, durch Umschreibung, Vergleichung mit Ähnlichem (Synonyma) oder durch etymologische Belehrung«. Auf jeden Fall sind die Schüler daran zu gewöhnen, sich über alles, was ihnen nicht vollständig klar und verständlich ist, Aufklärung zu erholen und nicht gedankenlos darüber hinwegzugehen. Eine diesbezügliche Frage sei dem Schüler stets gerne gestattet!

Der Schwerpunkt des Unterrichtes soll im Mündlichen liegen. Der Orthographieunterricht erweise sich anschaulich mittels der Auffassung des Wortbildes durch das Auge und das Ohr, Zerlegung in Laute, Vergleichung und Unterscheidung ähnlicher. Bezüglich des Gebrauches der Interpunctionszeichen soll man dem Schüler zur Anschauung bringen, dass die Interpunctionen den Zweck haben, die Pausen anzudeuten, welche man zur Unterscheidung der einzelnen Gedanken beim Lesen oder Sprechen auch unwillkürlich zu machen pflegt.

Bei den Lese- und Sprachübungen sollen genaue Wort- und Sacherklärungen dafür sorgen, dass der Schüler jedes Wort, jeden Satz versteht. »Ausdrucksvolles Lesen und Sprechen, schöne und correcte Aussprache lernt der Schüler am besten und leichtesten durch das Beispiel des Lehrers, der sich also in dieser Hinsicht der größten Sorgfalt befleißen soll.«

Auch bei stilistischen und Aufsatzübungen ist von besonderer Wichtigkeit die Unterweisung durch Vorführung von Mustern. Da erfahrungsgemäß bloß theoretische Erörterungen nie den gewünschten Erfolg haben, auch die Correctur dem Schüler wohl zeigt, welche Fehler er vermeiden, nicht aber, wie er es besser hätte machen sollen, so soll bei den schriftlichen Arbeiten den Schülern an einer Reihe fertiger Arbeiten das Verfahren gezeigt werden, welches sie bei den ihrigen zu befolgen haben. Das Lesebuch soll von Musteraufsätzen, in allen Formen, die besten enthalten.

Im folgenden Abschnitte gibt der Verf. Beispiele von Übungen im Anschauungsunterrichte, der sich besonders in den unteren Classen in allen Lehrgegenständen als sehr ersprießlich erweist. Selbst in den höheren Classen, bei der Lectüre der Classiker bietet sich oft Gelegenheit zum Anschauungsunterrichte.[1]) Das Zeigen eines Bildes von einem Tempel, noch mehr ein Modell vertieft den Schüler vielmehr als eine langathmige Erklärung; in diesem Sinne soll auch die Schülerbibliothek die Anschauung fördern.

2. Grammatik. Indem der Verf. die Aufgabe des Unterrichtes in der deutschen Grammatik feststellt, gibt er auch an, dass das Lehrverfahren ein wesentlich anderes sein soll, als bei dem Unterrichte in der Grammatik einer fremden Sprache. Während beim Unterrichte in der Grammatik einer fremden Sprache ein streng systematischer Lehrgang am Platze ist, schließt sich die Methode bei dem Unterrichte in der deutschen Grammatik an die der Volksschule an, welche von Producten der lebendigen Sprache ausgeht. Die Methode muss also inductiv-heuristisch, einen systematischen Unterricht ausschließend sein. Der Verf. zeigt nun im folgenden, 1. was der Schüler nicht erst nach grammatischen Regeln zu erlernen hat, 2. welche Kenntnisse in der Muttersprache der Schüler zugleich mit dem Studium der lateinischen Grammatik gewinnt, und 3. welche Abschnitte der Grammatik eine be-

---

[1]) Dieser Gegenstand wird eingehend besprochen von A. Th. Christ, »Österreichische Mittelschule«, V. Jahrg. 1891, III. Heft, S. 248—255.

sonders eingehende Unterweisung erheischen. Die Grammatik bei der Durchnahme von Übungsstücken gelegentlich zu behandeln, geht nicht an; es empfiehlt sich vielmehr bei diesem Unterrichte der Gebrauch eines eigens zu diesem Zwecke eingerichteten Übungsbuches, welches in hinlänglicher Menge geeignetes Material zur praktischen Verarbeitung des sprachlichen Lehrstoffes bietet. Der Verf. gibt nun über die Behandlung des grammatischen Lehrstoffes für die einzelnen Classen noch besondere Winke und stellt für die erste bis fünfte Classe der (bairischen) Gymnasien eine Lehrstoffübersicht auf.

3. Die Lectüre. Damit die Lectüre den angegebenen Zweck erreicht, muss 1. der Lehrstoff ein wahrhaft geistbildender und das sittliche Gefühl veredelnder sein, 2. muss der Lesende mit Interesse zuwerke gehen, indem er auf den Inhalt merkt, ihn auffasst, durchdringt und behält. Daher ist zunächst wichtig das richtige Lesen. Bei den Schülern der unteren Stufe ist in erster Linie auf lautes, deutliches und richtiges Lesen zu dringen: auf die richtige Aussprache der Vocale und Consonanten, auf das Einhalten der durch die Interpunction angedeuteten Intervalle; auf sinngemäßes Lesen: auf die richtige Hebung und Senkung der Stimme, auf die Betonung einzelner Wörter mit Rücksicht auf den Inhalt in logischem Zusammenhange. Daran erst knüpft sich die sachliche Durcharbeitung des gelesenen Stoffes. Für die Lectüre von Gedichten empfiehlt der Verf. einen besonderen Gang.

In den mittleren Classen sind die Schüler zum ausdrucksvollen Lesen anzuhalten, bei welchem die durch den Inhalt des Gelesenen in der Seele des Lesenden erregten Empfindungen durch die Veränderung der Stimme zum Ausdrucke gebracht werden. Besonders gilt dies von den poetischen Stücken. Mustergiltige Vorlesungen von Seite des Lehrers selbst sind sehr zu empfehlen. Der Verf. gibt in der Folge die Art an, wie einzelne Abschnitte des Ganzen eines Lesestückes nach dem Lesen behandelt werden sollen. Während sich Schüler der unteren Stufe bei Inhaltswiedergaben so ziemlich an den Wortlaut des Originales halten dürfen, sollen die Schüler der mittleren Stufe lernen, in eigenen Worten den Sinn des Gelesenen, die Hauptsache, wiederzugeben. Der Stoff für die Schullectüre ist zunächst durch das eingeführte Schullesebuch bestimmt. Es soll Muster der deutschen Literatur, selbstverständlich nur eine Auswahl einzelner der besten Producte enthalten. Der Schüler soll aber, sobald er einen gewissen Grad geistiger Reife erlangt hat, sich umfangreicher mit geeigneter, guter Lectüre befassen. Der Verf. stellt sich in der Frage, ob Chrestomathien oder Schriftsteller, auf die Seite jener Pädagogen, welche schon in den Unterclassen dem Schüler statt eines Lesebuches einen Classiker in die Hand geben, wie etwa Gellert, Lichtwer, Hagedorn, Grimms Märchen, Hebels Schatzkästlein. Er zieht zum Vergleiche den Lehrplan der französischen Unterrichtsanstalten vom Jahre 1885 heran. Nach demselben werden in der Vorbereitungsclasse, in der ersten und zweiten Classe ebenso wie in Baiern nur ausgewählte Lesestücke behandelt; diese drei Classen bilden die Elementarabtheilung. In der vierten werden außer prosaischen und poe-

tischen Musterstücken die Fabeln von Lafontaine gelesen. Er hätte wohl auch erwähnen können, dass man ja auch beim lateinischen Unterrichte dem Schüler schon in der 3. Classe (österr. Gymnasien) einen Classiker in die Hand gibt, und im Griechischen wird ja schon nach vier Semestern (österr. Gymnasien) der Schüler mit Xenophon bekannt gemacht. Es wird sonach die Umkehr des heutigen Gebrauches empfohlen. Man lese Classiker in der Schule und gebe dem Schüler zur Privatlectüre Chrestomathien in die Hand, damit er von Schriftstellern, deren Werke ihm sonst nicht zugänglich sind, das eine und das andere lese.

Als besonders wichtig stellt der Verf. eine umfassendere Beschäftigung mit der vaterländischen Literatur hin. »Die classischen Werke der Griechen und Römer imponieren durch die Kunst und Schönheit der Darstellung, durch die Hoheit der Gedanken und Ideen und erregen deswegen Bewunderung; der Schüler aber, der sich zum Verständnis des Inhaltes erst durch sprachliche Schwierigkeiten hindurcharbeiten muss, findet in denselben Gedanken und Ideen einer fernen Welt und fremden Zeit. Bei der Lectüre der vaterländischen Schriftsteller dagegen, namentlich der Dichter, werden alle Saiten seines Herzens berührt. Es sind Gedanken einer Welt, die ihm sympathisch ist, weil er sie ohne Schwierigkeit versteht und weil er die Gefühle, die sie ihm erregt, unbewusst in sich aufnimmt.«

Was nun die Wahl der Lectüre betrifft, so soll sie ganz nach Inhalt und Form dem Bildungszwecke und Bildungsgrade des Schülers entsprechen. Die Auswahl literarischer Producte als Schülerlectüre ist nicht ohne Schwierigkeit, da die einen, abgesehen von ihrer politischen Richtung, oft nach ihrer religiösen, andere nach ihrer moralischen Tendenz zu Bedenken Anlass geben. Als Beispiel wird Voß' »Luise« angeführt. Gehen aber schon bezüglich der Schullectüre die Ansichten auseinander, so gilt dies noch mehr von der überwachten Privatlectüre. Hier wird eine Übersicht classischer Werke, die in den obersten Classen sollten behandelt werden, nach Hermann Unbescheid und anderen besprochen.

4. Der mündliche Gebrauch der Sprache. Nach der Erklärung des Zweckes der Übungen im mündlichen Gebrauche der Sprache verweist der Verf. auf die Schwierigkeit, welche anfänglich dem Schüler erwächst, einen Satz frei und ohne anzustoßen oder ohne sich zu corrigieren wiederzugeben. Umso schwerer fällt es dem Schüler anfänglich, einen Gedanken in eigenen Worten in ordentlicher, deutscher Sprache vorzutragen. Dem Schüler die Schlagfertigkeit im Ausdrucke zu erwerben, ihn zu einer natürlichen, ungekünstelten Beredsamkeit heranzubilden, bezeichnet der Verf. mit Recht als ein dringendes Bedürfnis unserer Zeit. Die ersten Übungen im mündlichen Gebrauche der Sprache sollen die Sprachübungen beim Anschauungsunterrichte und ebenso beim Leseunterrichte bilden; auch die Antworten der Schüler auf Fragen des Lehrers gehören hieher. Weil die Formulierung der Antwort häufig nicht ohne Schwierigkeit ist, wird es oft nothwendig, dass der Lehrer der Unbeholfenheit, Schüchternheit des Schülers in passender Weise zuhilfe kommt. Weitere Übungen im mündlichen Vortrage bestehen in übersichtlicher,

zusammenfassender freierer Wiedergabe eines größeren Ganzen. Bei diesen Übungen handelt es sich um sicheres Erfassen und Festhalten des Hauptgedankens, Unterscheidung des Haupt- und Nebensächlichen, Fertigkeit in logischer Verknüpfung der einzelnen Gedanken und Gewandtheit des Ausdruckes. Die Vortragsübungen sind endlich die beste Vorschule, sowohl für den selbständigen Vortrag, als auch die geeignetste Vorschule für den deutschen Aufsatz. Daher sollte man die Jugend überhaupt mehr zum Reden veranlassen, als es bis jetzt der Fall ist. Darnach ergibt sich auch eine andere dringende Forderung, die nämlich, den Memorier- und Declamationsübungen besondere Pflege zuzuwenden; diese Übungen haben auch besondere Vortheile sowohl wegen der Bereicherung des Geistes und der Sprache als auch wegen der Übung des Gedächtnisses, eines Geistesvermögens, dessen Ausbildung in unserer Zeit an manchen Schulen viel zu wenig Berücksichtigung geschenkt wird, obwohl die Gedächtnisübungen auch in erziehlicher Hinsicht wichtig sind. Das Memorieren kann aber erst dann mit Erfolg vor sich gehen, wenn der Inhalt klar erfasst und durchdrungen ist. Declamationsstücke sollen für jede Classe bestimmt sein. Die Leistungen werden sich verschieden gestalten je nach Anlagen, Temperament und häuslicher Erziehung. Verlangt soll aber zum mindesten werden, dass der Schüler laut, deutlich und ausdrucksvoll spreche und sich nicht plump und unbeholfen stelle.

5. Orthographie. Die Sicherheit in der Rechtschreibung gilt für ein Zeichen guter Schulbildung. Diese Aufgabe fällt nach der Volksschule vornehmlich den beiden untersten Classen zu. Die Orthographie wird theils durch Regeln erlernt, theils ist sie Sache der Übung. Der Verf. weist nach, wie das Gehör und in höherem Grade das Gesicht zur Erlangung von Sicherheit in der Rechtschreibung wirksam sind. Daher genügt es auch nicht, den orthographischen Unterricht nur nach den Regeln des Lehrbuches zu ertheilen. Aus praktischen Gründen empfiehlt er 1. die orthographischen Unterweisungen nicht etwa auf die systematische Behandlung von Regeln des Lehrbuches zu beschränken, sondern, und zwar besonders im ersten Schuljahre, auch die durch die Lectüre gebotene unmittelbare Anschauung zu diesem Zwecke auszunützen; 2. aus dem Lehrstoffe alles dasjenige auszuscheiden, was dem Verständnisse und Bedürfnisse des Schülers noch ferne liegt; 3. den systematisch zu behandelnden Lehrstoff der Grammatik auf zwei Jahrgänge zu vertheilen und bei dieser Vertheilung dem ersten Jahrgange nur das zunächst Nothwendige und leicht Verständliche zuzuweisen. Da die richtige Schreibung einer Reihe von Wörtern den Schülern durch die Etymologie bekannt wird, soll bei orthographischen Belehrungen, wo es möglich ist, auf die Abstammung der Wörter hingewiesen werden. Wenn trotz alles Unterrichtes Schreibfehler bei den Schülern an der Tagesordnung sind, so ist es meist weniger Unwissenheit als Leichtsinn und Flüchtigkeit, vielmehr häufig eine Folge der Vielschreiberei und des dadurch hervorgerufenen Mangels an Aufmerksamkeit. Auch die abweichende Orthographie vieler Bücher und Zeitschriften, die von Schülern gelesen werden, ist nicht ohne Einfluss. Die Schreibung der Fremdwörter soll mehr den mittleren Classen (4. und 5. in Baiern) vorbehalten sein.

6. Stil und Aufsatz. *a*) Der Stil. Die Stilübungen zielen darauf ab, den Schüler zu befähigen, sich einer correcten, guten, echt deutschen Schreibweise zu bedienen und sich hiebei von der bewussten, ausdrücklichen Absicht leiten zu lassen, den ihm vorschwebenden Gedanken möglichst klar und in gediegener Form auszudrücken. Als Fehler des Schülerstiles bezeichnet der Verf.: Sorglosigkeit bezüglich der Wahl des Ausdruckes und der Gedankenverbindung, geringe Sorgfalt für die Schrift und die äußere Sauberkeit der Arbeit, Unbeholfenheit, Schwerfälligkeit und Unklarheit des Ausdruckes, Unvermögen, die Gedanken in entsprechendere Form zu kleiden, Mangel an Wortvorrath. Der Verf. sucht nicht mit Unrecht den Grund zu diesen Fehlern in der „Verfrühung der schriftlichen Arbeiten". Wer ordentlich schreiben will, muss hinsichtlich der Form — Orthographie, Interpunctionen, Grammatik — eine sichere Grundlage haben, bezüglich des Ausdruckes aber einen durch umfangreiche Lectüre erworbenen Wortvorrath, sowie einen durch Belesenheit gebildeten Geschmack für gute Darstellung besitzen. Aus diesen Fehlern lassen sich leitende Gesichtspunkte für den stilistischen Unterricht entnehmen.

Der Ausdruck findet eine naturgemäße Pflege und Ausbildung sowohl bei der praktischen Übung der Sprache, als auch besonders durch die Lectüre, sowie durch das aufmerksame Zuhören, wenn ein anderer vorliest, endlich durch die mündlichen Vortragsübungen. Hierauf gibt der Verf. eine ganz passende, vom Leichteren zum Schwereren aufsteigende Reihenfolge von schriftlichen Arbeiten für die Unter- und Mittelstufen des bairischen Gymnasiums.

b) Der Aufsatz. Der Verf. sucht die Unklarheit bezüglich des Aufsatzunterrichtes in den untersten Classen namentlich darauf zurückzuführen, dass man bei den Untersuchungen über die Methode dieses Unterrichtes meist zusehr die Erfordernisse, welche an den Aufsatz auf der obersten Stufe des Gymnasiums gestellt werden, berücksichtigt, dabei aber das, was im Aufsatzunterrichte auf der untersten und mittleren Stufe angestrebt werden soll, zu wenig ins Auge fasst, obgleich die Hauptaufgabe des Aufsatzunterrichtes der untersten Stufen in der Grundlegung und Vorbereitung zu dem besteht, was als Ziel der obersten Stufe gelten muss. Eine andere Ursache besteht in der „Verfrühung" solcher Arbeiten. Man befasst die Schüler häufig zu früh mit Anfertigung von Aufsätzen, ohne zu bedenken, dass hiezu ein gewisser Grad von Denkfähigkeit und Sprachgewandtheit gehört, wie ihn die Schüler noch nicht besitzen, sondern erst durch eine vielfache Unterweisung und Übung sich aneignen müssen. Durch die Verfrühung solcher Arbeiten werden die Schüler zu einer Thätigkeit über ihr Vermögen hinaus und dadurch zur Unwahrheit und zum unnatürlichen Missbrauch geführt. Es soll daher auch beim Aufsatzunterrichte ein allmähliches Fortschreiten vom Leichteren zum Schwierigen stattfinden. Die Aufgabe des Aufsatzunterrichtes besteht nun darin, den Schüler zu befähigen, aus einem Gedankenmaterial, das ihm im allgemeinen bekannt ist, eine Reihe besonderer Gedanken unter die durch das Thema gegebenen Gesichtspunkte zusammenzustellen

(componere) und zwar sachlich richtig und erschöpfend, sprachlich correct und logisch geordnet. Die Aufgabe muss sich demnach an das anschließen, was der Schüler weiß, respective wissen muss, nicht aber an das, was er wissen kann. Diejenigen Themen sind die fruchtbarsten, welche aus dem Unterrichte selbst herauswachsen und dem Schüler gestatten, gleichsam das Facit seiner aus dem Gesammtunterrichte gewonnenen Anschauung zu ziehen. Der Schüler soll schreiben, wie er denkt und fühlt, aber die Ordnung des Stoffes, die Eintheilung und Gliederung der Gedanken, eine zielbewusste Anlage des Ganzen ist nöthig. Dazu kann aber der Schüler am besten geführt werden, wenn ihm der Lehrer an eigenen Expositionen anschaulich vorführt, wie ein Gedanke folgerichtig aus dem anderen hervorgeht, sich an den vorhergehenden anschließt und den nachfolgenden vorbereiten muss. Der für die Schüler angemessene Ausdruck ist der einfache und natürliche. Der naturgemäße Weg zum Schreiben geht vom Sprechen aus. Man beginnt mit Reproductionen; daran schließen sich auf der Mittelstufe Vergleichungen oder Beschreibungen, deren Stoff der unmittelbaren Umgebung oder Lectüre des Schülers entnommen ist. Es folgen dann Schilderungen und Abhandlungen, denen überall concrete Verhältnisse zugrunde gelegt werden sollen, ohne dass dabei dem Schüler die Gelegenheit benommen sei, sein Urtheil und seine Phantasie zur Geltung zu bringen. Einer entsprechenden Sammlung von Themen für die V., VI. und VII. Classe lässt der Verf. eine wohl noch ergänzungsbedürftige Übersicht der gewöhnlichsten Fehler von Schüleraufsätzen folgen.

Vergleicht man Millers Arbeit mit dem entsprechenden Abschnitte der Instructionen für den Unterricht an den Gymnasien in Österreich (Wien 1884), so ergeben sich folgende Bemerkungen: Obwohl bezüglich des Lehrstoffes für die erste Classe kein wesentlicher Unterschied besteht, so ist doch nicht zu verkennen, dass die Instructionen für unsere Gymnasien weit eindringlicher die Rücksichtnahme auf den gleichzeitigen Unterricht im Latein hervorheben. Der grammatische Unterricht der II. Classe nach Miller unterscheidet sich wesentlich von dem der Instructionen; während nämlich nach den Instructionen im engen Anschlusse an den lateinischen Unterricht der zusammengesetzte Satz der Mittelpunkt des grammatischen Unterrichtes ist, mit gelegentlicher Wiederholung der Formenlehre, wobei jedoch nicht sosehr auf Erweiterung als auf Befestigung der Formenlehre gesehen werden soll, besteht der grammatische Unterricht nach Miller in der II. Classe in einer Vertiefung und Erweiterung der Formenlehre; von den Nebensätzen wird nur der Relativsatz zur Anschauung gebracht. Zwischen der III. und IV. Classe nach den Instructionen und der III.—V. Classe nach Miller ist auch in der Methode ein wesentlicher Unterschied. Nach den Instructionen werden Formenlehre und Syntax, Prosodik, Metrik systematisch behandelt, während Miller auch auf dieser Stufe die inductiv-heuristische Methode beibehält und der allmähliche Ausbau des grammatischen Gebäudes in derselben Weise wie der Beginn in der I. und II. Classe vor sich geht. Miller hat den Vorzug einer eingehenden Anordnung des vorzunehmenden Lehrstoffes.

Im Lehrstoffe zeigt sich der Unterschied, dass Miller die Prosodik und Metrik für die IV. und V. Classe nicht aufnimmt, dagegen die Erklärung der Synonyma und „etymologische Unterweisungen“ gegeben wissen will.

Bezüglich der Lectüre ist zu bemerken, dass die Instructionen mehr den formalen Charakter hervorheben. Die Meinung, welche Miller mit Hildebrand theilt, dass die Schullesebücher auch mehrere Proben von Volksmundarten enthalten sollen, ist im ganzen zu billigen; es würde sich aber kaum empfehlen, derlei Proben von Volksmundarten schon in die Lesebücher der unteren Classen aufzunehmen. Bei Millers Erörterungen über den mündlichen Gebrauch der Sprache ist besonders die Stufenfolge der Übungen bis zum freien Vortrage ohne Widerrede anzuerkennen. Bezüglich des freien Vortrages aber empfiehlt es sich nicht, den Schüler das Thema zum Vortrage wählen zu lassen; ebenso erscheint es unerklärlich, warum gerade dem Gebiete der Naturgeschichte einige Themen entnommen werden sollen. Am besten eignen sich wohl zu den Redeübungen, wie das auch die Instructionen ausdrücklich erwähnen, die Stoffe der Privatlectüre. Der Wert der Declamationsübungen ist entsprechend gewürdigt. In Bezug auf die Auswahl und Anzahl der zu memorierenden Stücke für die ersten fünf Classen entspricht Millers Canon im großen Ganzen jenem der österreichischen Gymnasien. Sehr bedenklich scheint mir die Häufung des Memorierstoffes für die VI. und VII. Classe. Der Verf. will über 21 Memorierstücke gelernt wissen, darunter einige von großem Umfange, wie z. B. Die Kraniche des Ibycus. Die selbständige Behandlung der Orthographie in Millers Buch hat vor der Behandlung dieses Unterrichtszweiges nach den Instructionen einen entschiedenen Vorzug. Besonders ansprechend ist Millers Veranschaulichung von mündlichen und schriftlichen Übungen. Anerkennenswert ist auch seine strengere Scheidung zwischen Stil und Aufsatz. Millers Anleitung zu den Stilübungen bis zur V. Classe, die lehrreichen Bemerkungen bezüglich des Aufsatzes zeigen überall den praktischen, erfahrenen Schulmann. Es ist bemerkenswert, dass Miller in seinen Anschauungen in Bezug auf die nicht hinlänglichen Erfolge auf dem Gebiete des schriftlichen Aufsatzes vielfach zu ganz ähnlichen Ergebnissen kommt wie Franz Spengler.

Auch das Schlusswort des Verf.s ist zu beherzigen. Er zeigt, dass trotz der scheinbar großen Mannigfaltigkeit des deutschen Unterrichtes die Stundenzahl nicht zu gering ist; aber der unnütze Zeitverbrauch schädige den Fortschritt im deutschen Unterrichte. Derselbe müsse lebhaft und fortwährend anregend ertheilt werden. „Dies ist aber gewiss nicht der Fall, wenn zu viel doციert wird und oft selbst die Grammatik noch durch Zusätze erweitert wird; wenn ein Lehrstoff, bei dem die mündliche Unterweisung und Übung dem Lehrzwecke vollkommen entspricht, wir meinen die Satzlehre, vorzugsweise durch schriftliche Arbeiten erledigt werden soll; wenn zu wenig gelesen, wenig mündlich vorgetragen, der Stilübung zu wenig Rücksicht getragen wird und dabei zu frühe Anforderungen im Aufsatzschreiben gestellt werden.“ „In den unteren Classen sollte der Schwerpunkt des Unterrichtes auf die

Form, nämlich die Orthographie, Interpunction und den sprachlichen Ausdruck gerichtet sein, während er in den oberen Classen auf reichliche Aufnahme und selbständige Verarbeitung des geistigen Bildungsstoffes hinarbeiten soll.“

Der Verf. hat in dieser Schrift nicht bloß seine Erfahrungen, sondern auch ein reiches Studienmaterial sorgfältig verwertet. Seine Arbeit bietet durch treffliche, ausgewählte Literaturangaben dem Lehrer des Deutschen auch einen willkommenen Wegweiser für den Unterricht.

Linz. F. Schauer.

Grumme A., Einige Bemerkungen über die neuen preußischen Lehrpläne für den Unterricht des Gymnasiums in den alten Sprachen und der alten Geschichte. Gera, Theodor Hofmann 1892. 8°, 27 SS. Preis 50 Pf.

Die kleine Schrift des Gymnasialdirectors zu Gera zeichnet sich dadurch vortheilhaft aus, dass sie nicht von Tadelsucht dictiert ist, sondern in ruhiger, streng sachlicher und, wie hervorgehoben werden muss, meistens in durchaus zutreffender Weise an den Bestimmungen, durch welche in den neuen preußischen Lehrplänen der Unterricht in den classischen Sprachen und in der alten Geschichte an den Gymnasien geregelt wurde, Kritik übt. Zunächst tadelt es der Verf., dass nur die alten Sprachen die Kosten der Verminderung der Gesammtstundenzahl tragen mussten, obwohl auf der Berliner Conferenz beschlossen wurde, dass die Verminderung „zum Theil auf die alten Sprachen, zum Theil auf andere Fächer entfallen sollte“, und bezweifelt es, dass die Reduction der wöchentlichen Lehrstunden in den drei oberen Classen auf 28, sowie in VI und V auf 25 wirklich unabweisbar war. Wir können darin dem Verf. nicht beipflichten, denn da zu diesen Lehrstunden noch 3 Turnstunden, in den unteren Classen auch noch 2 Singstunden als „allgemein verbindlich“ hinzukommen, so musste insbesondere angesichts der nachdrücklich geltend gemachten Klage der Überbürdung eine Verminderung eintreten, da eine höhere Stundenzahl in der Woche als 30 in den unteren Classen und 31 in den drei obersten doch den Schülern nicht zugemuthet werden kann und dass eine unvermeidliche Verminderung am meisten die classischen Sprachen treffen musste, erklärt sich eben aus der großen Stundenzahl, mit denen sie bis jetzt ausgestattet waren. Richtig ist jedoch, was der Verf. über die Schwierigkeit bemerkt, die darin liegt, dass mit dieser Herabsetzung der Stundenzahl eine Vermehrung der Arbeiten in der Classe und dem entsprechend eine Verminderung der Hausarbeiten durchgeführt wurde, sowie dass die jetzt für den grammatischen Unterricht in großem Umfange vorgeschriebene inductive Methode „eher neue Opfer an Zeit fordern, als Abkürzung in den Unterricht bringen wird“. Mit Recht erhebt der Verf. Bedenken dagegen, dass Caesar bell. civ., das den Übergang von der römischen Republik zur Monarchie vortrefflich illustriert, nicht mehr Schullectüre ist und tadelt es nachdrücklich, dass

Ciceros philosophische Schriften von nun an von den zu lesenden lateinischen Schriften ausgeschlossen sind. Warum dies sehr zu beklagen ist, führt der Verf. in wenigen Sätzen treffend aus; ich kann es mir jedoch nicht versagen, hier ganz besonders nachdrücklich auf die höchst beachtenswerten Ausführungen von Weissenfels im 11. und 12. Hefte des XLVI. Jahrganges der Zeitschrift für das Gymnasialwesen (S. 691 ff. und 753 ff.) zu verweisen, der gerade die beiden Neuerungen der Lehrpläne, die stärkere Betonung der inductiven Methode, sowie die größere Berücksichtigung der historischen Lectüre und besonders die Zurückdrängung von Ciceros rhetorischen und philosophischen Schriften zum Gegenstande eingehender und lesenswerter Erörterungen gemacht hat, die reich sind an feinen Bemerkungen über den Bildungswert der einzelnen römischen Prosaiker, wenngleich sie auch nicht ganz frei sind von einseitiger Überschätzung Ciceros. Grumme rügt es ferner, dass im Sinne der Concentration des Unterrichtes gefordert werde, dass Prosaiker und Dichter nicht nebeneinander gelesen werden und findet das Nebeneinander dieser Lectüre gerade sehr empfehlenswert, ebenso tadelt er, und wohl mit vollem Rechte, dass für die schriftlichen Übersetzungen ins Lateinische inniger Anschluss an den eben gelesenen Autor verlangt wird; insbesondere müsse das Ermüdende, das das immerwährende Wiederholen desselben Inhaltes habe, Bedenken erregen (»es wird ein Abschnitt der Lectüre, der präpariert, übersetzt und inhaltlich besprochen, auch repetiert und vielleicht in größerem Zusammenhange abermals repetiert und besprochen ist, nun noch einmal im deutschen Dictat mit mehr oder weniger Variation zum Rückübersetzen aufgegeben; und das wiederholt sich Jahr aus, Jahr ein bei allen Übersetzungsübungen, schriftlichen und mündlichen — muss das nicht Ermüdung und Langweile, ja Überdruss selbst an dem gehaltvollsten Autor erzeugen...«). Dass übrigens bei dieser Forderung die nöthige sprachliche Gewandtheit durch diese Übersetzung nicht erreicht wird, liegt wohl klar zutage.

Im griechischen Unterrichte wird betont, dass durch die Einschränkung des grammatischen Unterrichtes die Gründlichkeit der Lectüre leiden müsse, wenn auch die Lehrpläne verlangen, dass sie keinen Abbruch erleide, denn Gründlichkeit und Sicherheit der Lectüre sei durch gründliche, sichere Kenntnis der Sprache bedingt. Der Verf. spricht sich gegen die Ausscheidung des »durch Feinheit und treffende Einfachheit gleich ausgezeichneten Lysias, aus welchem allein zudem der Schüler ein ausreichendes Verständnis vom attischen Gerichtswesen gewinnen kann«, gegen den Ausschluss schwierigerer Reden bei Thukydides, sowie besonders dagegen aus, dass »soweit es in der Ursprache nicht möglich ist« bei der Homerlectüre, damit die Schüler Ilias und Odyssee thunlichst ganz kennen lernen, »behufs Ergänzung von dem Lehrer gute Übersetzungen heranzuziehen seien«. Es verdient endlich hervorgehoben zu werden, dass sich der Verf. mit besonderer Entschiedenheit darüber beklagt, dass über das Was und Wie des Unterrichtes in den neuen Lehrplänen Vorschriften bis ins einzelne gegeben werden, dass nicht nur Schriftwerke für die Schullectüre empfohlen werden, sondern dass auch

die namhaft gemachten Schriften in jedem Schuljahre gelesen werden müssen und alle anderen so gut wie ausgeschlossen werden. Für den österreichischen Leser dürfte das von besonderem Interesse sein.

Was die alte Geschichte betrifft, rügt der Verf. die große Einschränkung, die der Unterricht erfahren hat, indem er auf O.-II. und die »Hauptereignisse« beschränkt worden ist. Auch die größere Berücksichtigung der historischen Schriftsteller könne keinen ausreichenden Ersatz bieten und compendiarischer Unterricht sei nirgends weniger angebracht als in der Geschichte. Bedingt war diese Neuerung durch den neu eingeführten Abschluss nach dem 6. Jahrgange; aber der Verf. hat wohl nur zu recht, wenn er diese Verstümmelung des Unterrichtes in der alten Geschichte einen Hauptgrund gegen jenen gewaltsam herbeigeführten Abschluss nennt.

Wien. Dr. S. Frankfurter.

Horaz, Homer und Schiller im Gymnasium. Drei Gymnasialreden von Dr. Hermann Bender, Rector des Gymn. in Ulm. Tübingen, H. Laupp 1893. 8°, 94 SS.

Man muss dem Verf. dafür danken, dass er diese drei Reden, welche unzweifelhaft bei dem Vortrage auf die Schüler und die anwesenden Gäste einen großen Eindruck ausgeübt haben werden, auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat. Sie bieten in einem engen Rahmen ein vortreffliches Bild der drei großen Dichter, das für den Schüler umso wertvoller ist, als es alles, was er bei der Lectüre gehört oder selbst beobachtet hat, zusammenfasst und in der schönen Form, in welcher es hier gegeben ist, bleibend im Gedächtnis erhält. Dabei werden auch allgemeinere Dinge treffend erörtert, so bei Horaz der Unterschied zwischen der antiken und modernen Poesie, bei Homer das Volksepos und seine Ergebnisse für die Culturgeschichte, bei Schiller der Wert und die Bedeutung des Idealen. Die eingewebten Stellen aus den Dichtungen sind sehr gut gewählt und, was besonders hervorgehoben werden muss, bei Horaz und Homer in mustergiltigen Übersetzungen gegeben. Wir können darnach das Büchlein zur Anschaffung für die Schülerbibliotheken bestens empfehlen, in der Überzeugung, dass es viel gelesen werden wird, und zwar mit großem Nutzen für die gesammte geistige Bildung der Schüler.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Antonius Ludewig, Quomodo Plinius Maior, Seneca Philosophus, Curtius Rufus, Quintilianus, Cornelius Tacitus, Plinius Minor particula quidem usi sint. Fasciculus I. = Prager philologische Studien. Mit Unterstützung des k. k. Unterrichtsministeriums herausgegeben von Otto Keller, Professor an der k. k. deutschen Karl-Ferdinands Universität. III. Heft. Prag, H. Dominicus (Th. Gruss), 1891. gr. 8°, 76 SS.

Das Thema vorliegender Abhandlung muss als ein glücklich gewähltes bezeichnet werden. Die Partikel *quidem* ist zwar schon mehrfach Gegenstand monographischer Darstellung geworden, allein da die vorhandenen einschlägigen Arbeiten nur die vorclassische Latinität und die Sprache Ciceros berücksichtigen, so war die Frage nach dem Sprachgebrauch der silbernen Latinität nahegelegt, und diese beantwortet Ludewig in dankenswerter Weise. — Der Verf. disponiert folgendermaßen: 1. *quidem* im Anschluss an einzelne Worte zum Zwecke der Hervorhebung derselben; 2. *quidem* im Anschluss an einzelne betonte Worte, besonders Conjunctionen am Eingange des Satzes zum Zwecke der Verknüpfung von Sätzen; 3. *quidem* als (scheinbar) concessive oder adversative Partikel in gegensätzlichen Satzgliedern oder Satzverbindungen. Was nun L. in diesen drei Abschnitten bringt, ist für die historische Grammatik von unzweifelhaftem Werte. Sind doch die Resultate auf methodischem Wege gefunden, insofern sich L. stets den classischen Sprachgebrauch gegenwärtig hält, die Neuerungen der von ihm durchforschten Schriftsteller sorgfältig verzeichnet und, was nicht eben zu häufig derartige Darstellungen sich angelegen sein lassen, nöthigenfalls auf die Überlieferung zurückgeht. So kommt es denn, dass auch die Textkritik nicht leer ausgeht. Als charakteristisch für die gesunde Tendenz der ganzen Arbeit seien hier die Eingangsworte des die Hauptergebnisse recapitulierenden Schlussabschnittes herausgehoben. Illud vero, heißt es S. 69, antequam finem commentationi imponam, paucis recolere non inutile dixeris, quid in illius particulae usu singulorum scriptorum sit proprium, quid commune omnibus, quid novatum, quid ab usu remotum, quid denique inter illorum et Ciceronis dicendi rationem intersit. quodsi bene considero omnia, maxime omnium Plinius maior singulari utitur scribendi consuetudine.

Möge der Verf. die reichen Sammlungen, die er über *ne — quidem* zu veröffentlichen gedenkt, recht bald vorlegen!

Wien. J. Golling.

L. Barozzi e R. Sabbadini, Studî sul Panormita e sul Valla. Firenze 1891.

Von Sabbadini rühren die 'Cronologia documentata della vita di Antonio Beccadelli, detto il Panormita' (S. 1—47) und die 'Cronologia documentata della vita di Lorenzo della Valle detto il Valla' (S. 49—148) her, an die sich Barozzis Abhandlung 'Lorenzo Valla' (S. 151—265) anschließt. Diese wurde im Jahre 1873 als Doctorsdissertation in Florenz eingereicht und verdient als solche immerhin den Titel eines 'singulare specimen eruditionis'. Ob sie aber jetzt noch nach dem Tode des Verf.s gedruckt zu werden verdiente, erscheint dem Ref. wohl sehr fraglich, da uns über die dort berührten Fragen heute ganz andere Arbeiten zugebote stehen. Ganz anders verhält es sich aber mit den Untersuchungen des unermüdlichen Sabbadini. Dem eigentlichen Lebensabriss Beccadellis geht eine Geschichte des Streites voran, in den er mit dem bekannten Joannes Raudensis verwickelt war. Die Ergebnisse dieser tüchtigen Untersuchung sind folgende: Zwischen 1419 und 1420 kam B. nach Italien selbst, führte dann ein Wanderleben durch Florenz, Padua, Siena und Bologna, wo er 1426—1427 verblieb. Nun durchreist er wieder Italien, berührt Ferrara, Venedig, Genua, Florenz, Rom (1428), Genua, Pavia (März 1429). Nachdem er 1432 zu Parma vom Kaiser Siegismund zum Dichter gekrönt worden war, finden wir ihn wieder auf der Wanderung begriffen, die ihn über Genua nach Palermo und von da nach Messina und 1435 nach Neapel zum König Alfonso führte, mit dem er sich an der Schlacht von Ponza betheiligte. Nach dieser floh der Dichter nach Palermo, von wo er nach Gaëta in Gesellschaft des Infanten Don Pedro zurückkehrte. Im Jahre 1436 wurde er mit einer Botschaft an den Papst nach Florenz geschickt, dessen Antwort er Alfonso nach Gaëta brachte. Wir sehen also, dass nur ein Theil aus dem Leben Beccadellis behandelt ist; allerdings ist es derjenige, über den bisher keine volle Klarheit herrschte. — In der zweiten Untersuchung wird Valla von der Geburt bis zum Tode dargestellt. V. lebte in Rom von 1407—1429, lehrte in Piacenza (1430) und Pavia (1430 bis 1433), worauf auch er zu wandern begann. Wir können seine Spuren zu Ferrara, Mailand (1434), Genua (1435) verfolgen. Im Jahre 1435 trat er in die Dienste Alfonsos und kam als Gefangener nach der Schlacht bei Ponza nach Mailand. Nach seiner Rückkehr wurde er von seinem Herrn im März 1436 mit einer Botschaft nach Mailand geschickt und blieb bis 1447 in der nächsten Umgebung des Königs. In diesem Jahre übersiedelte er nach Rom, wo er am 1. August 1457 starb. Man glaube aber ja nicht, dass diese Resultate so leicht gewonnen wurden. Zahlreiche ungedruckte Briefe wurden herangezogen, deren Inhalt auch noch in anderer Hinsicht mehr als interessant genannt werden muss. Merkwürdig ist besonders der S. 56 abgedruckte Brief, der darüber, wie Valla über geschlechtliche Beziehungen dachte, ein merkwürdiges Licht verbreitet. Die Latinität in den Briefen des Autors der Elegantiae entspricht nicht unseren Erwartungen. Sabbadini lieferte für eine künftige Geschichte der Renaissance zwei Bausteine von seltenem Werte.

Oberhollabrunn. Dr. Karl Wotke.

Christoph Columbus. Von Sophus Ruge. Mit Columbus' Bildnis und einer Karte. Dresden, L. Ehlermann 1892. 163 SS. Preis 2 Mk.

Diese Biographie bildet den 4. Band der von Dr. A. Bettelheim herausgegebenen Sammlung »Führende Geister« (vgl. G. Z. 1892, S. 55 f.). Wenn irgend ein Forscher, so war S. Ruge, derzeit der hervorragendste Kenner des Zeitalters der Entdeckungen in Deutschland, der erst wieder

vor kurzem im Literaturberichte der Petermann'schen Mittheilungen 1892, S. 5 f. seine große Belesenheit auf diesem Gebiete gezeigt hat, berufen, eine dem neuesten Stande der Forschung entsprechende Lebensbeschreibung des Entdeckers Amerikas zu verfassen.

Das Buch ist folgendermaßen eingetheilt: 11 Seiten Einleitung, 158 Seiten eigentliche Biographie, 2 Seiten Anmerkungen und 3 Seiten Literaturverzeichnis.

Vorzugsweise im Anschlusse an die Forschungen von H. Harrisse werden die zahlreichen Märchen aus alter und neuer Zeit, welche sich an den Namen des Columbus angesetzt haben, schonungslos beiseite geschoben. Hinsichtlich der wichtigsten strittigen Punkte, welche bis in die neueste Zeit herein Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung gewesen sind, entscheidet sich Ruge in folgender Weise:

Auf Grund urkundlicher Belege wird an Genua als Geburtsort des Columbus festgehalten, wobei sich Gelegenheit ergibt, das Bestreben der Herren Peretti und Casanova, Calvi auf Corsica als Geburtsort einzuschmuggeln, in gebürender Weise abzufertigen. Seine Geburt fällt wahrscheinlich in das Jahr 1446. Die angeblich von Ferdinand Columbus herrührende Lebensbeschreibung seines Vaters, des Entdeckers von Amerika, wird auf Grund einer längeren Untersuchung als eine Tendenzschrift bezeichnet, die bestimmt war, den in Spanien verblassten Ruhm des Entdeckers in Italien wieder aufzufrischen. Infolge dessen verwirft Ruge gar manche romantische Züge im Leben des Columbus. Ob er nach Island gekommen ist, muss mindestens für zweifelhaft erklärt werden; dass es auf der ersten Fahrt nach Amerika zu einer förmlichen Verschwörung gegen Columbus gekommen sei, hält der Verf. für unwahrscheinlich.

Eingehend wird das Verhältnis zwischen Toscanelli und Columbus behandelt; letzterer erscheint ganz und gar abhängig von den Hypothesen des ersteren, speciell dessen Annahme, dass die Entfernung von der Westküste Europas bis zur Ostküste Asiens über den atlantischen Ocean hin nur ein Drittel des Erdumfanges betrage. Ausführlicher wird nur die erste Fahrt, deren Kosten Ruge auf 30.000 M. berechnet, erzählt. Ein eigenes Capitel behandelt die viel erörterte Frage, auf welcher Insel Columbus zuerst gelandet ist; gestützt auf ältere Karten und Beschreibungen erklärt sich Ruge auch in diesem Buche für die Watlingsinsel.

Ein völlig beglaubigtes Porträt von Columbus ist nicht vorhanden, da aus jener Zeit keine spanischen Porträtmaler nachzuweisen sind; dem Holzschnitte in Ruges Biographie liegt ein Bild in der Madrider Nationalgallerie zugrunde. Die Karte gibt eine Darstellung des atlantischen Oceans nach dem „Erdapfel" des Nürnbergers Behaim, der in diesem Theile nach der Karte Toscanellis entworfen ist.

Als Mensch kommt Columbus bei Ruge schlecht weg; es wird ihm Leichtgläubigkeit, Habsucht, absichtliche Entstellung der Wahrheit vorgeworfen. Auch schreibt ihm der Verf. nur einen sehr geringen Grad von wissenschaftlich-nautischen Kenntnissen zu, bloß der Zufall habe ihm die neue Welt in den Schoß geworfen. In letzterer Beziehung denken freilich andere deutsche Forscher, wie z. B. S. Günther und die von diesem S. 51 seiner Schrift: „Columbus und die Erweiterung des geographisch-kosmischen Horizonts" Angeführten bedeutend günstiger. Auch gehört bei dieser Beurtheilung Columbus sicher nicht zu den „führenden Geistern".

Aus allen Jahrhunderten. Historische Charakterbilder für Schule und Haus, zusammengestellt und herausgegeben von Dr. Werra und Dr. Wacker. Münster, H. Schöningh.

Von diesem Sammelwerke, dessen Anlage die Gym. Zs. im Jahrgange 1891, S. 847 besprochen hat, ist der erste Band, der das Alterthum umfasst, mit der 7. Lieferung zum Abschlusse gekommen. Da die Leser dieser Zeitschrift mit der Einrichtung des Buches bekannt sind, so

genügt wohl die Mittheilung, dass der Band 219 Seiten stark ist und die Aufsätze der Lieferungen 3—7 besonders den Werken von Curtius, Duncker, Schlosser, Schwegler, Falke, Mommsen und Friedländer entnommen sind.

Neues illustriertes vaterländisches Ehrenbuch. Herausgegeben von Albin Reichsfreiherrn v. Teuffenbach. Wien u. Teschen, Prochaska.

Auch dieses Sammelwerk ist bereits in der Gymn. Zts. (Jahrgang 1891, S. 847) besprochen worden. Seitdem ist das Erscheinen der Lieferungen rüstig vorwärts geschritten, so dass der Redaction der vollendete I. Band mit 904 Seiten und die Lieferungen 20—28 vom II. Bande vorliegen, welche die Erzählung bereits bis zum Jahre 1866 herabführen. Da das Werk auf 35 Lieferungen berechnet ist, so kann seinem Abschlusse in Bälde entgegengesehen werden.

Der II. Band beginnt mit Kaiser Franz II. Der Inhalt ist überwiegend biographisch; eingehende Berücksichtigung finden auch diejenigen Männer, welche sich um das geistige Leben in Österreich verdient gemacht haben.

Jugendlaube. Bibliothek für die Jugend. Herausgegeben von Hermine Proschko. Graz, Leykam 1891. Preis eines Bändchens (5—6 Bogen stark) 35 kr.

Von dieser Sammlung, welche wohl besonders für Schüler und Schülerinnen der höheren Classen der Volksschule bestimmt ist, sollen jährlich 4—6 Bändchen erscheinen, welche der Ankündigung zufolge sehr verschiedenen Inhaltes sein werden; denn es werden Erzählungen aus der österreichischen Geschichte, Sagen, Märchen, Reise- und Naturschilderungen usw. in Aussicht gestellt. Der Redaction wurden die Bändchen 2—5 zugesendet. Das zweite Bändchen enthält drei Erzählungen, welche den Wohlthätigkeitssinn der Kaiserin Maria Theresia, Laudons und Mozarts behandeln; das dritte Bändchen bringt fünf Märchen von Giehrl, Wendt und Grefe; im vierten werden Züge aus dem Leben Tegetthoffs, Arlts, Defreggers, Liebiegs und Holubs beschrieben; die zwei Erzählungen des fünften Bändchens behandeln den Satz, dass der Mensch durch eigene Kraft die schwierigsten Verhältnisse überwinden könne.

Wenn man etwa vom 3. Bändchen absieht, so kann die „Jugendlaube“ auch von Schülern der 1. und 2. Gymnasialclasse mit Nutzen gelesen werden.

Villach. A. Zeehe.

Programmenschau.

55. Lewicki Peter, De natura infinitivi atque usu apud Horatium praecipue lyrico. Pars prior. Progr. des k. k. II. Obergymn. in Lemberg 1891, 8°, 25 SS.

Der Verf. ergeht sich zuerst in allgemeinen Betrachtungen über das Wesen des Infinitivs und seine verschiedenen Gebrauchsweisen, um daraufhin den Gebrauch des Dichters besonders in den Carmina gegenüber den anderen Dichtungen zu beleuchten, bespricht dann den bloßen Infinitiv nach den verba auxiliaria und causativa und den von ihnen hergeleiteten participia und adiectiva, um schließlich kurz auf die adiectiva relativa hinzuweisen. Das Ergebnis, dass in den Carmina der historische Infinitiv gar nicht, der acc. c. inf. verhältnismäßig selten vertreten ist, die Grenzen des Infinitivs aber im allgemeinen erheblich erweitert

erscheinen, ist nicht neu. L. hätte der historischen Grammatik nur dann einen Dienst erwiesen, wenn er den Sprachgebrauch der übrigen augusteischen Dichter, wie dies z. B. Krause in seiner sorgfältigen Abhandlung über den Infinitiv bei Vergil thut (Hal. Sax. 1878), gewissenhaft zum Vergleiche herangezogen hätte. Überhaupt aber halte ich die ganze Arbeit nach der Abhandlung von Dittel (de inf. apud Horatium usu, Progr. Ried 1880), die dem Verf. ebenso unbekannt geblieben zu sein scheint wie die von Dahleke 1854, Hester 1858, Indebetou 1875, für überflüssig. Mit welchem Rechte sich L. S. 25 mit einer gewissen Vornehmheit von den grammatici plebei(!) absondert, ist mir unbekannt. — Der Druck weist manche störende Versehen auf.

Wien. F. Hanna.

---

56. Pajk, Dr. Johann, Sallust als Ethiker. Progr. des k. k. Franz-Josef Gymnasiums in Wien 1892, 8°, 20 SS.

Diese recht fleißige und nicht uninteressante Monographie enthält zunächst eine kurze Vorbemerkung und gliedert sich dann in fünf Abschnitte, worin von S. 4—8 die menschliche Natur, von S. 8—9 die Persönlichkeit und der freie Wille, von S. 9—11 der Einfluss der Umstände auf die sittliche Haltung, von S. 11—13 das höchste Ziel des menschlichen Strebens und von S. 13—22 das Gute und Böse, der Charakter, Tugend und Laster behandelt werden. Der kürzeste Abschnitt ist der zweite, der letzte selbstverständlich der längste. Es liegt diesmal nur der erste Theil des Aufsatzes vor, die Fortsetzung soll dann die gewonnenen Resultate zusammenfassen und dabei die pseudosallustische Schrift 'de re publica' zurathe ziehen, während den Schluss des Ganzen eine mehrseitige Kritik der Sallustischen Ethik bilden soll. Die Stellen aus dem Autor sind nach der 3. Ausgabe von Jordan citiert, die kleineren Fragmente der Historien nach Dietsch. Der leichteren Übersicht halber sind die Resultate am Schlusse eines jeden Abschnittes in kurz gefassten Thesen zusammengestellt, die des letzten Abschnittes wegen des mangelhaften Inhaltes gesondert S. 15 und 17. Dagegen hätten wenigstens bei längeren Capiteln auch die Paragraphen citiert werden sollen. Dies ist aber nur S. 16 bei Jug. 85, 4 geschehen, hingegen nicht bei den überlangen Capiteln Cat. 51 und 52.

Der Verf. geht naturgemäß von der Einleitung zum Catilina aus. Sallust baut seine Ethik auf der dualistisch-psychologischen Theorie von Geist und Körper auf; das physische Moment ist dem psychischen untergeordnet und diese Unterordnung bringt Sittlichkeit hervor, wodurch der Mensch sich vom Thiere unterscheidet. In der Beurtheilung der Güte des Geistes und seiner Kräfte, sowie der gesammten menschlichen Natur huldigt Sallust im Jugurtha einem weitgehenden Optimismus: der Geist ist daselbst absolut gut und daher wohl imstande, das Gute zu thun. Schwach ist nur der menschliche Wille, dem es an Thatkraft fehlt. Im Catilina hingegen ist der Schriftsteller mehr pessimistisch, indem daselbst die absolute Macht und Güte des Geistes mit dürren Worten geleugnet wird; ja Catilinas ingenium war ursprünglich schlecht. Nach zwei Stellen der Historien haftet der menschlichen Natur von allem Anbeginn eine gewisse Unruhe und Unbändigkeit an, das Locke'sche Unbehagen, das den Keim zum Bösen in sich enthält. Damit kehrt Sallust zu seiner ursprünglichen Ansicht im Catilina zurück und gibt nur eine nähere Erklärung und Begründung derselben. Seine Ethik schwankt also zwischen Determinismus und Indeterminismus.

Der 2. Abschnitt beschäftigt sich nur mit Jug. 1 und 2 und deduciert daraus die Willensfreiheit der handelnden Person. Im 3. Abschnitte legt P. die Inconsequenz des Schriftstellers in seiner Ansicht über den

Einfluss der Verhältnisse auf die Sittlichkeit dar. Selbst im Jugurtha widerspricht er sich, ohne es zu bemerken. — Im 4. Abschnitte stellt Sallust als höchstes Ziel des menschlichen Strebens nicht die Tugend, wie man erwarten möchte, sondern die Erlangung unsterblichen Ruhmes auf, wozu die Tugend nur als Mittel dient. — Im 5. Abschnitte wird das sittlich Gute und Böse, sowie die Wandelbarkeit des menschlichen Charakters zuerst nach dem Catilina, dann auch nach dem Jugurtha untersucht; Selbstbeherrschung ist die Grundlage aller Tugenden, Unmäßigkeit oder vielmehr Maßlosigkeit die Quelle aller Laster (S. 17). Darauf werden die bei Sallust vorkommenden einzelnen Tugenden und Laster aufgeführt und einige Charakterzeichnungen, in denen der Schriftsteller bekanntlich Meister ist, besprochen. Darunter nimmt die dramatische Charakteristik Jugurthas weitaus den ersten Platz ein. Mit Recht zieht daher der Verf. S. 20 die Schullectüre des Jugurtha jener des monotonen Catilina entschieden vor. Zu den angeführten Gründen kommt noch der, dass der Text des Jugurtha bei weitem lesbarer ist, als der des Catilina. Nur ein Umstand tritt dabei hinderlich in den Weg: die Länge der bevorzugten Schrift. Sallust wird nämlich bei uns recht stiefmütterlich behandelt, indem man ihm nicht einmal ein ganzes Semester zuweist, während Cäsar, Livius und Vergil in zwei Semestern gelesen werden. Es empfiehlt sich somit, um dieses Unrecht wenigstens einigermaßen wieder gut zu machen, die erste Rede Ciceros gegen Catilina im ersten Semester der Sexta entweder zu streichen oder im zweiten Semester vor Vergil zu lesen. — Den Schluss der Abhandlung bildet die Schilderung des römischen Volkes mit seinen Vorzügen und Schwächen nach Sallust.

Der Aufsatz ist nicht frei von orthographischen, grammatischen und stilistischen Versehen, sowie von Druckfehlern. Ref. begnügt sich der Kürze halber, nur Folgendes zu erwähnen. S. 5 begegnet Gottesvertrauen neben dem richtigen Gottvertrauen; S. 17 fin. wird Cat. 1 statt 11 init. citiert. Zugleich hat sich P. erlaubt, daselbst *hic* (ignavus) statt des überlieferten und allgemein aufgenommenen *huic* zu schreiben. Allerdings liest sich *hic* glatter. Aber auch die Ausgabe von Jordan hat *huic quia bonae artes desunt.*

Auf dem Umschlage sind zweckmäßig die Titel der früher erschienenen Programmaufsätze abgedruckt, wie in Wiener Neustadt und Znaim. Dieses Verfahren verdient allgemeine Nachahmung.

Krems. Ig. Prammer.

---

57. Huemer, Dr. Johann, Zur Geschichte der mittellateinischen Dichtung. Heinrici Augustensis Planctus Evae. Progr. des k. k. Staatsgymn. im II. Bezirke in Wien 1891, 8°, 24 SS.

Der um die Geschichte der mittellateinischen Dichtung hochverdiente Verf. bietet in der vorliegenden Abhandlung nach zwei Handschriften der Wiener Hofbibliothek das Gedicht eines in der Literaturgeschichte bisher unbekannten Magisters, Heinrich von Augsburg, der im 12. Jahrhunderte unter Kaiser Heinrich III. in Augsburg Domscholaster und für seine Zeit ein gelehrter Mann war. Außer der literarhistorischen Einleitung enthält die Publication die ersten 556 Verse des Gedichtes, während die Herausgabe der restlichen Dreiviertheile, sowie die Ausführungen über die Composition des ganzen Werkes einem späteren Zeitpunkte vorbehalten werden. Interessant ist, dass die bekannten Werke eines Ambrosius, Sedulius, der Proba, des Claudius Marius Victor, Alcimus Avitus, Dracontius, Beda Venerabilis und anderer, welche die Schöpfungsgeschichte poetisch behandelten, als directe Vorbilder unseres Dichters nicht bezeichnet werden können.

Wir wünschen, dass der gelehrte Verf. bald Zeit und Muße finde, das ganze Gedicht zu veröffentlichen.

Wien. A. Engelbrecht.

---

58. Wessely K., Zu den griechischen Papyri des Louvre und der Bibliothèque nationale. II. Theil. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Hernals 1890, 8°, 50 SS.

Der durch seine Ausgaben und Untersuchungen der griechischen Papyrusliteratur bereits bekannte Verf. gibt in diesem Programmaufsatze zunächst den Text und die Übersetzung von 22 im Fayyum gefundenen, jetzt in Paris aufbewahrten Papyrusurkunden, die er zuerst in der Revue égyptologique veröffentlicht hatte. Ein zweiter Abschnitt behandelt die beiden aus This stammenden Berliner Papyri aus dem Bestande des Familienarchivs des Purpurhändlers Aurelios Pachymios, die A. Schmidt zuerst, später Brunet de Presle in unzureichender Weise herausgegeben hatten. W. verwertet nun seine Kenntnisse der Formeln dieser Documente und der Eigenthümlichkeiten ihrer schwer zu lesenden Schriftzüge, um mit Hilfe der Facsimiles bei Schmidt eine bessere Lesung und ein eindringlicheres Verständnis des Inhaltes der beiden Berliner Papyri zu vermitteln. Es wäre für den mit Berufsarbeiten anderer Art überhäuften Gelehrten und im Interesse der Förderung unserer Kenntnis der griechischen Papyrusliteratur höchst erfreulich, wenn sein berechtigter Wunsch nach Entlastung an hoher Stelle Gewährung finden würde. Es gibt nicht viele Forscher, die für die Entzifferung und Herausgabe der massenhaft angewachsenen Papyrusurkunden so viel Geschick und so ausgebreitete und tiefgehende Vorkenntnisse besitzen, wie Wessely.

59. Wurzer R., Über historische Treue und Bedeutung der Reden im Geschichtswerke des Thukydides. Progr. des Gymn. in Raudautz 1890, 8°, 40 SS.

In dieser Abhandlung werden die von Thukydides mitgetheilten Reden betrachtet, insoferne sie die einzelnen griechischen Stämme und innerhalb dieser die einzelnen Politiker, die als Redner auftreten, in ihrer Eigenart schildern und den Wandel veranschaulichen, der insbesondere in Athen im Verlaufe des Krieges sowohl in der Politik als auch in der Qualität der Politiker eingetreten ist. Sehr eindringlich sind die Analysen, die der Verf. gibt, nicht zu nennen, manches ist nicht richtig verstanden und einiges recht unverständlich ausgedrückt. Was W. eigentlich am Schlusse sagen will, wenn er von den Reden behauptet: „Sie bedingen den Plan des ganzen Geschichtswerkes insoferne, als ihre Abhaltung und Vorführung in thatsächlicher Übereinstimmung mit den in Wirklichkeit gehaltenen Reden steht .....“ und ferner „dass sie (die Reden) ihrem Inhalte nach integrierende Bestandtheile des Geschichtswerkes sind, da sie zur intellectuellen Geschichte des ganzen Krieges ... wesentlich beitragen“ muss man errathen.

60. Miller F., Philipp II. und die Athener in ihren wechselseitigen Beziehungen zu einander. (Fortsetzung.) Progr. der Staats-Oberrealschule in Olmütz 1890, 8°, 35 SS.

In dieser Abhandlung wird die Darstellung des Kampfes Philipps gegen Athen vom Jahre 349 bis zur Schlacht von Koroneia geführt. — Eine kritische Behandlung hat der Verf. nicht geben wollen, in der Auffassung des Gegensatzes zwischen Philipp und Demosthenes folgt er vor-

nehmlich Schäfer und Curtius. Aus der Art der Quellencitate und der wiederholt gebrauchten Namensform Phaleucus (Phalaikos) darf man den Schluss ziehen, dass der Verf. für eine selbständige Benutzung der Schriftsteller nicht die nöthigen Kenntnisse besitzt.

61. Preißler Karl, Zur Geschichte des Agathokles von Syrakus. Progr. der deutschen Oberrealschule in Brünn 1890, 8°, 46 SS.

Diese mit voller Kenntnis der neueren Literatur des Gegenstandes und mit klarem, besonnenem Urtheile geführte Untersuchung gibt in ihrem ersten Theile einen recht gelungenen Überblick über die bisherige Quellenforschung zur Geschichte des Agathokles, also über Diodor, Justinus und Polyaen, und im zweiten eine kritische Besprechung der Nachrichten, die uns über die Jugendgeschichte und die Thaten des Agathokles bis zum Gewinn der Tyrannis in Syrakus vorliegen. Mit Recht wendet sich P. ebenso gegen die Ergebnisse der älteren Arbeiten, die Diodor als Abschreiber nur einer Quelle betrachten, wie gegen den überkünstlichen Versuch Schuberts, in Diodors Erzählung Duris und Timaios auseinanderzulegen. Im Gegensatze zu solchen Einseitigkeiten ist P. bemüht, die selbständige Zusammenarbeitung mehrerer Quellen durch Diodor selber nachzuweisen, und er bringt dabei die mir sehr wahrscheinlich dünkende Vermuthung vor, dass Diodor durch das abfällige Urtheil des Polybios über Timaios dazu bestimmt wurde, dessen Bericht über Agathokles die gehässigen Spitzen zu nehmen und ihn durch Einfügungen aus den Agathokles günstigen Schriftstellern, vorzüglich aus Kallias, zu ergänzen und so den von Polybios gerügten Fehler zu beseitigen. Es sind mir nur wenige Punkte in dieser Arbeit aufgefallen, an denen ich dem Verf. nicht zu folgen vermag. Er ist gelegentlich geneigt, aus gewissen Eigenthümlichkeiten der uns erhaltenen Berichte wenig zuverlässige Schlüsse auf deren ursprüngliche Gewährsmänner zu ziehen, so z. B. vermuthet P. aus den genauen Angaben des Justin XXII, 3 Beziehungen des Timaios zu den sicilischen Bundesgenossen der Karthager u. a. m. In dieser Hinsicht steht der Verf. wahrscheinlich unter dem Einflusse der Arbeit Schuberts über Agathokles, gegen die er sonst sehr richtige Einwände erhebt. An einigen Stellen glaube ich, dass Ausdrücke, die den uns erhaltenen Quellenschriftstellern angehören, allzu bereitwillig als ihren Vorlagen entnommen betrachtet werden. So ist z. B. eine S. 34 citierte Stelle aus Justinus zur Charakterisierung des Timaios verwendet, die meiner Ansicht nach nicht einmal dem Trogus angehört, sondern die nichts enthält, als eine Phrase des Justinus. Denn gerade in solchen Antithesen ist der Epitomator stark, und sie finden sich in allen Theilen seines Werkes gleichmäßig. Ich fasse mein Urtheil dahin zusammen, dass dieser Aufsatz das Maß dessen, was durchschnittlich in Programmarbeiten geliefert wird, um ein beträchtliches überragt und im vollen Maße Berücksichtigung durch die gelehrte Forschung verdient. Über die auf arge Abwege gerathenen Timaios-Duris-Untersuchungen gibt er eine vortreffliche Orientierung und fördert in seinem zweiten Theile das Problem in anerkennenswerter Weise durch den Nachweis, dass gerade in den sicilischen Abschnitten seiner Bibliothek Diodor nicht der bloße Abschreiber gewesen ist, für den man ihn häufig hält.

62. Ceglyński R., De fontibus a Plutarcho in vitis Gracchorum adhibitis et de Tiberii Gracchi vita. Progr. des akad. Gymn. in Lemberg 1890, 8°, 27 SS.

Nicht eine Untersuchung der Quellen des Plutarch und Appian, wie man nach dem Obertitel erwarten sollte, ist der Hauptinhalt dieses Aufsatzes, sondern eine Darstellung des Lebens des älteren der beiden

Gracchen; der erste einleitende Theil handelt nur kurz über die plutarchischen Biographien überhaupt und über die in den Viten der beiden Gracchen namhaft gemachten Schriftsteller. In dem darstellenden Theil stellt sich der Verf., was die Beurtheilung des Tribunen anlangt, mehr auf die Seite des Appian, den er für den besser unterrichteten und richtiger motivierenden Gewährsmann hält. Auf die zahlreichen, sachlich übereinstimmenden und in derselben Reihenfolge darstellenden Abschnitte bei Plutarch und Appian ist der Verf. zwar aufmerksam geworden, er versucht aber dafür keine Erklärung zu geben; auch auf die sonstigen Quellen kommt er nicht zu sprechen und mit der neueren, für ihn wohl schwer zu beschaffenden Literatur hat er sich nicht auseinandergesetzt.

63. Briebrecher R., Der Mutinensische Krieg. I. u. II. Progr. der öffentl. evang. Schulanstalten zu Oberschützen 1890 u. 1891, 4°, 24 u. 32 SS.

Der Verf. gibt eine sehr eingehende Schilderung des Emporkommens Cäsars des Sohnes, seit der Ermordung seines Vaters bis zu seiner Aussöhnung mit Antonius. Er behandelt seinen Gegenstand ähnlich wie Drumann, kommt aber dadurch, dass er die ausgebreitete spätere Literatur vollständig beherrscht und auch die entlegensten Beiträge neuerer Forscher zu seinem Gegenstande heranzieht, in einer Reihe von Einzelheiten, besonders in chronologischen Fragen, weiter als sein Vorbild. Die Lectüre dieser Schrift, die also eine Bereicherung unserer Kenntnisse bezeichnet, wird nur gelegentlich durch eine unklare Ausdrucksweise erschwert, wovon sich auf S. 6 ein besonders auffälliges Beispiel findet.

64. Maly C., Der arianische Streit (bis zur Kirchenversammlung zu Nicäa). Progr. des Gymn. in Mährisch-Weißkirchen 1890, 8°, 22 SS.

Der Verf. stellt aus den Quellen die auf die Person des Arius bezüglichen Nachrichten zusammen, bespricht die Frage, in welches Jahr der Beginn der Streitigkeiten zwischen Arius und Alexander, dem Bischof von Alexandria, zu setzen sei, und stellt dann die Lehre des Arius vom Wesensunterschied des Vaters und des Logos nach den erhaltenen Quellen dar. Für M.s Auffassung ist der dogmatische Streit durch das Votum der Versammlung in Nicäa erledigt, von diesem Standpunkte aus ist Licht und Schatten auf Athanasius und Arius vertheilt, das Verhältnis von Staat und Kirche unter Constantin beurtheilt und die Versammlung in Nicäa als ökumenisches Concil behandelt.

Graz. Adolf Bauer.

---

65. Willomitzer, Dr. F., Die Sprache und die Technik der Darstellung in J. P. Hebels rheinländischem Hausfreund. Progr. der k. k. Oberrealschule im II. Bezirke in Wien 1891, 8°, 33 SS.

»Das Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes« hat sich viele Freunde erworben und erwirbt sich stets neue hinzu. Das untrüglichste Zeichen seiner ungeschwächten Lebenskraft ist es, dass in unseren elementaren Lesebüchern seine Erzählungen und Naturbetrachtungen immer wieder auftauchen. Ihr eigenthümlicher Zauber, ihr humoristischer Reiz liegt nicht sosehr in ihren — zum Theil allerdings recht witzigen — Stoffen, als vielmehr in ihrer Form, und diese ist es, welche in der vorliegenden Schrift behandelt wird (vornehmlich nach Behaghels Aus-

gabe in Kürschners DNL. 142). Um die Sprache, den Stil und die Technik der Hebel'schen Darstellung handelt es sich da und um deren innere Verwandtschaft mit dem Sprachgebrauche früherer Jahrhunderte sowohl als auch mit der übrigen volksthümlichen Dichtung besonders des 18. und 19. Jahrhunderts. In dem Wortschatze, der Wortbedeutung und der Formenbildung Hebels wird das Dialectische, das allgemein Volksthümliche wie das Alterthümliche mit Geschick herausgehoben unter steter Um- und Rückschau nach analogen sprachlichen Erscheinungen; hier wie in der ganzen Schrift kommt dem Verf. eine ansehnliche Belesenheit und ein feines Gefühl für alle Mittel des sprachlichen Ausdruckes zustatten. Unter gleichem Gesichtspunkte und mit demselben liebe- und verständnisvollen Eindringen wird ferner Hebels Satzbau untersucht, und die verschiedenartigen Freiheiten seiner volksmäßig losen Redeweise werden zutreffend charakterisiert; sodann wird gezeigt, wodurch Hebel seiner Darstellung die künstlerisch-ästhetische Wirkung sichert, und endlich in Erweiterung der von Behaghel S. XXX ff. gegebenen Charakteristik die äußerst mannigfaltige und echt künstlerische Formgebung typisch erläutert, durch welche der Dichter seiner Darstellung lebhafte Anschaulichkeit und überzeugende Bestimmtheit verleiht und die humoristische Wirkung erzielt. Die ganze Arbeit weckt Interesse für ihren Gegenstand und ist geeignet, in das volle Verständnis des Dichters einzuführen. Wesentliches wird kaum auszusetzen sein. Die Form *zehen* möchte ich nicht Zerdehnung (9) nennen. In *stoßt der Teufel die Frau an Ellenbogen* ist der Artikel nicht eigentlich ausgelassen (16), sondern wie in dem häufigen volksthümlichen *Eingang in Garten* liegt eine Vereinfachung aufeinanderstoßender homorganer Laute vor (*an d'n* ⟨ *an'n* ⟨ *an*, vgl. *auf'm* ⟨ *aum* ⟨ *am*); und die scheinbare Artikellosigkeit griff analogisch um sich. S. 17 sind die Anmerkungen in Unordnung gerathen. In Fällen wie *pfeifen auf einmal Kugeln genug um ihn her* möchte ich nicht die „fragesätzliche Stellung des Verbums" als das Ursprüngliche ansehen, das Verbum ist hier Ausdruck der appercipierenden Vorstellung, also psychologisches (allerdings nicht grammatisches) Subject, vgl. v. d. Gabelentz, Zeitschr. f. Völkerpsych. 6, 376, in anderen Fällen (vgl. Paul, Princ. 102) kann der lebhafte Affect die Veranlassung der Inversion sein, von einem „Wegfalle entweder der Partikel *da* oder des Subjectswortes *es* (19)" kann weder in dem einen noch in dem anderen Falle die Rede sein. Das Beispiel S. 20 *dann er ein gar lustiger Mann war* ist wohl nicht am rechten Orte, es stellt sich vielmehr zu *dann er wirklich ein besonnener und herzhafter Mann war* (14). Nicht alle Anakoluthien weisen auf geringe sprachliche Technik (20), es gibt solche, mit denen sich sogar eine bedeutende rednerische Wirkung erzielen lässt. Der Druck ist correct (S. 7, Anm. 1 l. 142; S. 19, Z. 5 l. er es). Ist „Gebildet und Ungebildet" neben „jung und alt" Druckfehler?

66. Khull, Dr. Ferdinand, Die Geschichte Palnatokis und der Jomsburger nach der jüngsten altnordischen Bearbeitung. Progr. des II. Staatsgymn. in Graz 1891, 8°, 29 SS.

Khull hat durch freie Übertragung isländisch-norwegischer Sögur schon mehrfach (*Egilssaga Skallagrimssonar*, *Viga Glúmssaga* Progr. 1888, *Viglund* und *Ketilrid* Progr. 1890) unsern Dank verdient; er weiß den naiv-epischen Ton der *Frásaga* trefflich wiederzugeben und ihren Inhalt deutlich auszuprägen. Auch in der Auswahl seiner Stoffe hat er eine glückliche Hand. Diese Vorzüge sind auch der vorliegenden Nacherzählung eigen. Sie ist mit solidem philologischen Verständnis und mit feiner Anempfindung an die oft seltsame und undurchsichtige Wortbildung und Diction des Isländischen übersetzt, liest sich leicht und gibt ein lebensvolles Bild des nordgermanischen Heidenthums, besonders aber des kühnen und gewaltthätigen Wikingerthums. So wenig bekannt, als

Khull meint, ist *Pálnatóki* den deutschen Lesern eben nicht: seine Identität mit Saxos *Toko*, der auf Haralds Befehl den Apfelschuss thut und nachher seinen harten Herrn erlegt, ist allgemein angenommen, und auch in der Schule pflegt bei Erörterung der Sage von Tell und Gessler auf das nordische Seitenstück oder gar Urbild Palnatoki-Harald Blátand hingewiesen zu werden (man vgl. übrigens den meisterhaften Flachschuss, mit welchem Palnatoki in unserer Saga den König tödtet, und die Kenntlichkeit seines Geschosses). Die *Jómsvíkingasaga* erzählt die Gründung der Jomsburg an der wendischen Küste durch Palnatoki und des sich hier bildenden — ich möchte sagen regulierten — Wikingerstaates, die Raubzüge der Jomsburger nach Dänemark und Norwegen und endlich ihre große Niederlage durch Hakon im *Hjörungavág* (994). Zugrunde liegt der Übersetzung die jüngste Fassung der Sage (Cod. Arn. = Magn. 510), und zwar (was in der Einleitung anzuführen war!) die Ausgabe von C. af. Petersens, Lund 1879. Leider ist die Erzählung wegen Raummangels nur bis zum Beginn des großen Kampfes mit Hakon geführt. Zur Förderung eines besseren Verständnisses hätten *Tokason*, *Palnatoki* u. a. wenigstens je einmal durch die Schreibung *Toka-son*, *Palna-toki* u. s. f. als patronymisch angedeutet werden können. Der Rahmen der Erzählung wäre bestimmter, wenn zu *Fyn (Fjón)*, *Langaland*, *Sjaland*, *Maun*, *Borgundarholm*, *Webjorg* usw. einfach unter Klammer *Fünen*, *Langeland*, *Seeland*, *Moen*, *Bornholm*, *Wiborg* usw. erklärend hinzugetreten wären; und das Geschichtsbild wäre besser fixiert, wenn bei *Adalrad* unter Klammer *Ethelred* II. stünde, woraus der Leser sofort entnähme, dass der Swein unserer Saga kein anderer sei als der Eroberer Englands (1013). S. 16, Z. 23 heißt Weseti irrthümlich — auch im Widerspruche mit dem Vorhergehenden — Wagns Mutter-Bruder statt Großvater mütterlicherseits (*modur-fodur* Pet. 32). Kleine Inconsequenzen (z. B. *Vagn — Wagn*, *-waag* und *Draapa-Hakon*, *Saeland — Sjaland*) stören den deutschen Leser nicht, der aber an *Gewichter*, *Schildern* (skioldum) S. 28 Anstoß nehmen dürfte.

Karolinenthal bei Prag. G. Burghauser.

Aufruf.

Eine große Zahl von Gelehrten aus allen Ländern hat sich vereinigt, um die Erinnerung an das 50jährige Doctorjubiläum, welches Theodor Mommsen am 8. November 1893 feiern wird, durch ein bleibendes Zeugnis der Anerkennung seines epochemachenden Wirkens für immer zu bewahren. Es soll nämlich ein Capital zusammengebracht und Mommsen zur Feier des Jubiläums überreicht werden, damit er nach eigenem Ermessen eine Stiftung zur Förderung wissenschaftlicher Zwecke in seinen Arbeitsgebieten darauf gründe. In diesem Sinne haben jene Männer einen Aufruf erlassen, in welchem sie dies Unternehmen der thätigen Unterstützung aller Freunde der historischen Wissenschaften empfehlen. Es wird gebeten, Geldsendungen an Herrn Ludwig Delbrück (i. F. Delbrück, Leo u. Co.) zu Berlin, Mauerstraße 61/62, briefliche Zuschriften an Herrn Professor Hirschfeld, Charlottenburg bei Berlin, Carmerstraße 3, zu richten.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Randbemerkungen zu Homer.

Wenn ich bisweilen zu meiner Erholung in Musestunden einen griechischen Dichter hernehme und mir bei der Lectüre etwas auffällig erscheint, so pflege ich alsdann eine Notiz an den Rand des betreffenden Exemplars zu machen, und aus solchen Notizen sind die folgenden Randbemerkungen entstanden. Einiges davon ist ausgearbeitet, anderes bloß skizziert und noch anderes für spätere Zeit aufgehoben. Ich verbinde damit auch noch den Zweck, jüngere Kräfte anzuregen, irgend ein Capitel, namentlich der homerischen Syntax, zu bearbeiten, auf welchem Gebiete es noch Vielerlei zu thun gibt.

Es fehlt noch an Monographien über einzelne Theile der Casus-, Tempus- und Moduslehre, über manche Präpositionen und Conjunctionen, über Zahlwörter und Pronomina: kurz es gibt noch genug Bausteine zusammenzutragen, bis endlich einmal das lang erwartete Gebäude der homerischen Syntax vollendet sein wird. Dazu möchte ich anregen, und je mehr Arbeiter sich dazu finden, umso schneller wird das ersehnte Ziel erreicht sein, *ἔτι γὰρ μέγα ἔργον ἄρεκτον* (*T* 120).

Wenn auch das Zusammentragen des Materials Mühe erfordert, so lohnt dafür die Ausarbeitung reichlich durch die erzielten Resultate und entschädigt besonders dann, wenn es gelingt, auf Grund derselben über zweifelhafte Stellen eine sichere Entscheidung zu treffen oder fehlerhafte zu verbessern. Ich erinnere mich dabei an ξ 342 *ἀμφὶ δέ με* (früher *μοι*) *ῥάκος ἄλλο κακὸν βάλον* und χ 69 *τοῖσιν δ' Εὐρύμαχος μετεφώνεε* (früher *προσεφώνεε*), welche Stellen ich Homerische Studien S. 239 und 210 auf Grund des homerischen Sprachgebrauches gebessert habe, ohne dass ich eine Ahnung davon hatte, dass sich diese Schreibweisen, wie sich nachträglich herausstellte, in besseren Handschriften vorfanden. Also

ἀλλ' ἐφομαρτεῖτε· πλεόνων δέ τε ἔργον ἄμεινον (*M* 412).

1. *βόας* oder *βοῦς*?

βόας hat feste Stellung, entweder halb im dritten, halb im vierten Fuße (*E* 556, *Θ* 505, 545, *λ* 108, *σ* 278, *υ* 51, *ψ* 304, 329), wo *βοῦς* nicht möglich wäre, oder in der Thesis des dritten (*Υ* 495), vierten (*Ω* 782, *λ* 289, *μ* 375, *τ* 276), fünften (*M* 137) Fußes, vor einem vocalisch anlautenden Worte, wo dafür auch *βοῦς* eintreten könnte.

βοῦς steht in der Thesis nur im sechsten Fuße (*I* 466, *O* 547, *Σ* 524, *Ψ* 166, *α* 92, *δ* 320, *ϑ* 60, *ι* 46, *μ* 136, *ω* 66), wo überhaupt nur ein einsilbiges Wort möglich ist, sonst immer in der Arsis, und zwar im ersten (*β* 56, *λ* 402, *ϱ* 535, *ω* 112), zweiten (*μ* 379), dritten (*α* 8) und fünften Fuße (*Z* 93, 174, 274, 308, *Ψ* 846, *κ* 410, *ο* 235). Davon gibt es vier Ausnahmen, und zwar *Λ* 244 im zweiten und *Φ* 448 im vierten Fuße vor einem Consonanten in der Thesis, wo also *βόας* ausgeschlossen ist, und *Λ* 154 *οὐ γάϱ | πώ ποτ' ἐ | μὰς βοῦς | ἤλασαν* und *τ* 198 *καὶ βοῦς | ἱϱεύ|σασθαι*.

An der letzteren Stelle mag *βοῦς* aus dem Grunde gesetzt worden sein, weil der Spondeus im ersten Fuße bevorzugt wurde, nicht aber an ersterer Stelle im dritten Fuße, wo auch *Υ* 495 die aufgelöste Form steht *ὡς δ' ὅτε | τις ζεύ|ξῃ βόας | ἄϱσενας*. Die Schreibweise zwischen beiden Formen schwankt in den Handschriften an keiner Stelle.

2. *πϱός*, *πϱοτί* oder *ποτί*?

Die beiden ersteren Formen haben feste Stellung und der Gebrauch derselben lässt sich genau bestimmen, während das bei *ποτί* nicht der Fall ist.

So steht *πϱός*, wo keine der beiden anderen Formen möglich ist, entweder in der Arsis des ersten (*Α* 160, 239, 333, *E* 425, *Z* 41, 57, 525, *I* 147, 289, *K* 428, 430, *M* 102, *Π* 85, *Φ* 4, 303, *X* 59, 198, *Ψ* 171, *δ* 2, *ε* 255, 433, *η* 131, *ι* 26, 284, *μ* 81, *π* 291, *τ* 10, *υ* 41, *ω* 536) und zweiten Fußes (*E* 605, *O* 670, *P* 471, *Φ* 558, *X* 514, *ε* 434, *η* 279, *ν* 110, 111, *ϱ* 584, *σ* 162) oder in der Thesis vor vocalisch anlautenden Wörtern, in welchem Falle dann vor *πϱ* der vorhergehende kurze Vocal kurz bleibt: *Γ* 155, *E* 274, 431, *Z* 456, *H* 464, *Θ* 74, 212, 364, *Λ* 643, *M* 239, *N* 81, *Ξ* 403, *Π* 101, 768, *Σ* 368, *Φ* 514, *Ψ* 868, *Ω* 142, *δ* 620, *ε* 329, *η* 334, *ϑ* 9, 333, *ι* 26, 459, *κ* 34, *λ* 17, *μ* 233, *ν* 29, 165, 240, 324, *ξ* 409, *ο* 493, *π* 321, *ϱ* 166, 290, *σ* 243, *υ* 172, 240, *φ* 347, *χ* 160, *ψ* 288, 301, *ω* 98, 203, 383.

Dazu kommen noch zwei corrupte Stellen: *Ζεὺς δὲ πϱὸς| ὃν λέχος ἤι' Ὀλύμπιος ἀστεϱοπητής* *Λ* 609 und *ὀχϑή|σας ἄϱα| εἶπε πϱὸς | ὃν μεγαλήτοϱα ϑυμόν* *Λ* 403, *P* 90, *Σ* 5, *Υ* 343, *Φ* 53, 552, *X* 98, *ε* 298, 355, 407, 464.

Dass Zenodot an ersterer Stelle *πϱὸς ὃ λέχος* (*δίχα τοῦ ῑ* Apoll. de Pron. p. 140) geschrieben, ist mir ein Beweis, dass

sowohl er als Aristarch die ursprüngliche Schreibweise geändert haben, die sich nicht mehr sicher bestimmen lässt. Bekker vermuthet δ' ἐπ' ἑὸν λέχος, es könnte aber auch δὲ ἑὸν λέχος gewesen sein, da auch noch an anderen Stellen der einfache Zielaccusativ bei εἶμι, sowie bei ἔρχομαι u. ähnl. gefunden wird, vgl. Hom. Stud. S. 102.

Auch die andere Stelle kann gebessert werden, aber nicht wie Nauck vermuthet εἶπεν ἑόν, auch nicht ἄρ' ἔφη προτί, welches naheliegt, sondern εἶπε δ' ἄρ' ὀχθήσας προτί, welche Stellung sich auch *T* 286 εἶπε δ' ἄρα κλαίουσα γυνή findet. Vor einem mit Digamma anlautenden Worte steht sonst durchwegs προτί wie προτὶ ὃν μυθήσατο θυμόν *P* 200, 442, ε 285, 376 und an den weiter unten erwähnten Stellen.

Sonst steht πρός noch in der Thesis vor Vocalen wie *Α* 420 εἶμ' αὐτὴ πρὸς Ὄλυμπον, 494, *Θ* 435, *Ν* 261, *Φ* 518, δ 42, ι 315, ξ 331, τ 288, χ 121, und zwar außer ι 315 (ὄρος) und ξ 331, τ 288 (ἔμ' αὐτόν) nur vor Ὄλυμπον und ἐνώπια, außerdem vor Doppelconsonanten ι 301 οὐτάμεναι πρὸς στῆθος, *Δ* 108, χ 286 βεβλήκει πρὸς στῆθος, ähnlich *Λ* 144, *Ο* 250, *Π* 753, *Φ* 424. ἤλυθ' ἐμὸν πρὸς σταθμὸν ξ 381, π 66. τόξον μὲν πρὸς σταθμὸν χ 120 und λ 302 τιμὴν πρὸς Ζηνὸς ἔχοντες, dafür πὰρ N und unrichtig παρὰ DEGHJSV, περὶ und darüber α Q.

Das sind die Stellen, an welchen nur πρός möglich ist, während an den übrigen auch προτὶ oder ποτὶ dafür eintreten könnte. Es steht überall in der Thesis vor consonantisch anlautenden Wörtern, wodurch der Versfuß spondeisch wird, in der Regel nur im zweiten, dritten, vierten, nie im fünften Fuße, und vor einer beschränkten Anzahl von Substantiven, zumeist vor δῶμα, μῦθον, τεῖχος.

a) im zweiten Fuße: Ζεὺς δὲ ἑὸν πρὸς δῶμα *Α* 533. αὐτὰρ ὁ βῆ πρὸς δῶμα *Ε* 398. αἴ δ' αὖτις πρὸς δῶμα *Ε* 907. Ebenso Z 313, *Ξ* 311, *Π* 190, *Σ* 377, β 288, 298 (= 394, ϑ 287, 303), δ 799, ε 242 (= ζ 13, *Ξ* 224), ζ 256, η 82, κ 278, λ 251, ο 133, 238, 388, 429, ϱ 175 (= σ 314), ϱ 230, τ 194 (= ω 271), υ 192. — ἀλλὰ σὺ μὲν πρὸς νηὸν Z 269, 279. ἂψ δ' ὁ πάις πρὸς κόλπον Z 467. ἡ μὲν δὴ πρὸς τεῖχος Z 388, ebenso *Θ* 533, *Μ* 137. τοῦ γὰρ δὴ πρὸς πύργον *Μ* 332. αὐτὴ δὲ πρὸς πατρός *Τ* 355. ἡμεῖς μὲν πρὸς τὴν ἴδομεν μ 244. βούλομ' ἅπαξ πρὸς κῦμα μ 350. τηλεδαπῷ πρὸς δ' αὐτοὶ ξ 415. Ἀμφινόμου πρὸς γοῦνα σ 395.

b) im dritten Fuße: πρός τε θεῶν μακάρων πρός τε θνητῶν ἀ. *Α* 339. βωμοῦ ὑπαΐξας πρός ῥα πλατάνιστον *Β* 310. θλάσσε δέ οἱ κοτύλην πρὸς δ' ἄμφω *Ε* 307. ὤτρυν' Ἀργείους πρὸς δὲ σθένει *Ν* 678. ὁππότ' ἀνὴρ ἐθέλῃ πρὸς δαίμονα *Ρ* 98. οὐδ' ἐπιορκήσω πρὸς δαίμονος *Τ* 188.

[illegible]

[illegible] Z 235.
[illegible] ρ 237.
[illegible]
[illegible] 307.
[illegible] Ω 330.
[illegible] Z 113.
[illegible] Ψ 64
[illegible]
[illegible] M 276. [illegible]
[illegible] ρ 55.

Regelmäßig steht außerdem noch προτὶ im ersten Fuße *P* 191 οἳ προτὶ ἄστυ φέρον, im fünften Fuße *B* 801 μαχησόμενοι προτὶ ἄστυ (so Zenodot, Aristophanes und Aristarch für das handschriftliche περὶ) und *Φ* 507, ω 347 τὴν (τὸν) δὲ προτὶ οἷ, wo an ersterer Stelle alle Handschriften προτὶ, an letzterer aber ADHJKMNPQ προτὶ, die anderen ποτὶ haben. Hier verdient προτὶ trotz der davorstehenden Kürze den Vorzug, weil ποτὶ vor keinem mit Digamma anlautenden Worte gefunden wird.

Nicht zahlreich sind die Stellen, an denen προτὶ vor einem consonantisch anlautenden Worte gefunden wird. Im fünften Fuße verbietet sich πρός von selbst, daher dürfen Stellen wie *Δ* 26 ὀρωρέχατο προτὶ δειρήν, ι 147 κυλινδόμενᾰ προτὶ χέρσον (ACEJKLMPQSV ποτὶ) und μ 255 ἀείροντο προτὶ πέτρας (ACDEHJLNQS ποτὶ, K κατὰ) nicht beanständet werden, während μ 59 statt ἐπηρεφέες προτὶ δ' αὐτάς mit EGMNQV ποτί zu schreiben ist. Für Ἀχαιοῖσι προτὶ νῆας *X* 217 könnte ebensogut Ἀχαιοῖσιν ποτὶ gesetzt werden, so haben aber nur H S Cant., darum ist diese Schreibweise schlechter beglaubigt, vgl. *Φ* 532 ἔλθωσι προτὶ, *M* 64 ἑστᾶσι προτὶ(?), aber *Π* 86 ἀπονάσσωσιν ποτὶ. Es bleiben nur noch folgende Ausnahmen übrig: *H* 83 καὶ κρεμόω προτὶ νηὸν (CELS ποτὶ, G Mor. Barocc. ἐπὶ). Das regelmäßige πρὸς νηὸν an zweiter Stelle steht *Z* 269, 279. *M* 64 ὀξέες ἑστᾶσι προτὶ δ' αὐτοὺς (so D; ποτι A; περὶ CGHLSCant. Lips. Mor. Townl. Vrat. b). *K* 336 βῆ δ' ἰέναι προτὶ νῆας (CDGLS ποτὶ; H Vrat. c. ἐπὶ). *Π* 504 ἐκ χροὸς ἕλκε δόρῡ προτὶ δὲ φρένες, so alle Handschriften. *X* 64 βαλλόμενᾰ προτὶ γαίῃ. *ϑ* 517 αὐτὰρ Ὀδυσσῆᾰ προτὶ δώματα.

An allen diesen Stellen wäre πρὸς die regelmäßig gebrauchte Form, an den drei zuerst gesetzten Stellen könnte allenfalls auch ποτὶ dafür eintreten.

Für den Gebrauch von ποτὶ lässt sich jedoch keine feste Regel aufstellen, außer etwa die, dass es vor keinem digammierten Worte steht, während mit Ausnahme des fünften Fußes sonst überall πρὸς dafür eintreten könnte und auch an einigen Stellen gesetzt werden muss. Sicher ist ποτὶ außer dem fünften Fuße nur dort, wo seine letzte Silbe in der Arsis steht. So

im ersten und zweiten Fuße: *Λ* 622 στάντε πο|τὶ πνοιήν, außerdem *P* 287, 419;

im dritten und vierten Fuße: *Ξ* 392 ἐκλύσϑη δὲ ϑάλασσα πο|τὶ κλισίας, ferner *Z* 386, *M* 240, *P* 264, *X* 101, 198, *Ψ* 510, *Ω* 506, γ 295, 298, ε 401, 402, ϑ 374, 378, λ 592, 596, μ 422, ν 241, ξ 472.

Im fünften Fuße finden wir es an folgenden Stellen: τανυσσάμενος ποτὶ γαίῃ *Δ* 112. βοάᾳ ποτὶ χέρσον *Ξ* 394, G προτὶ. λιαζόμενον ποτὶ γαίῃ *Y* 420, Syr. προτὶ. Διοκλῆος ποτὶ δῶμα γ 488, ο 186. λιϑάκι ποτὶ πέτρῃ ε 415, L ex em. προτὶ. ἔπτηξαν ποτὶ γαίῃ ϑ 190. σκύλακας ποτὶ

γαίῃ ι 289. *μεγάλας ποτὶ πέτρας* μ 71, vgl. ξ 399. *ἐνδμήτους ποτὶ τοίχους* χ 24, DL *ἐπὶ*, GM *κατὰ*. *μεγάλον ποτὶ βωμὸν* χ 334 (GQ *παρὰ*), 379 (CN *παρὰ*).

im zweiten Fuße: *τετράφθω ποτὶ νῆας* *M* 273, so ACHLS; vulgo *προτὶ*. *πληθὺν μὲν ποτὶ νῆας* *O* 295, CL *προτὶ*. *κολλητὸν ποτὶ δίφρον* *T* 395, Syr. *προτὶ*, H *ἐπὶ*. *μήρινθος ποτὶ γαῖαν* *Ψ* 869, Syr. *προτὶ*. *Ἑρμείαν ποτὶ δὲ Πρίαμον* *Ω* 353. *ἑξείης ποτὶ τοῖχον* β 342. *λάιγγας ποτὶ χέρσον* ξ 95. *αὐτὰρ ἐγὼ ποτὶ μακρὸν* μ 432.

im dritten Fuße: *ὥς φάτο Πηλείδης ποτὶ δὲ σκῆπτρον* *A* 245. *οὐδέ τί μιν παῖδες ποτὶ γούνασι* *E* 408. *ἄκριτον ἐκ πεδίου ποτὶ δ' αὐτὸν* *H* 337, 436. *σοὶ δὲ μάλ' ἕψομ' ἐγὼ ποτὶ δ' αὖ* *K* 108, CL *προτὶ*. *ἂψ ἀπονάσσωσιν ποτὶ δ' ἀγλαὰ* *Π* 86, L *προτὶ*, E *πρὸς*. *τοίχου τοῦ ἑτέρου ποτὶ δὲ Πρίαμον* *Ω* 598. *ὥς φάτο χωόμενος ποτὶ δὲ σκῆπτρον* β 80. *ἀμφ' ἐμοὶ αὐτὰρ ἐγὼ ποτὶ γαίῃ* λ 423. *ἷζεν ἀπ' ἐσχαρόφιν ποτὶ δὲ σκότον* τ 389, A *περὶ*. *γήμασθ' ᾧ κ' ἐθέλῃ ποτὶ δ' ἄσπετα* υ 342.

An diesen zehn Stellen steht achtmal hinter *ποτί* die Adversativpartikel *δέ*.

im vierten Fuße: *Διὸς* (*θεοὶ*, *ἐμὸν*) *ποτὶ χαλκοβατὲς δῶ* *A* 426, *Φ* 438, 505, *θ* 321, *ν* 4. *μή τις ποτὶ δῶμα γέροντι* ο 442, AN*γρ.*C *προτὶ*, CDHJKLS*γρ.*A *πρὸς*. Letzteres ist die richtige Schreibweise, wie sie auch an den 15 S. 484 angeführten Stellen gefunden wird. Darnach sind auch die folgenden zwei Stellen zu bessern. *ἔλπῃ ποτὶ δώματ' ἀφῖχθαι* ξ 297 und *ἐμὸν ποτὶ δῶμα γυναῖκας* ρ 75.

Noch erübrigen drei Stellen, wo *ποτὶ* im dritten oder vierten Fuße vor einem vocalisch anlautenden Worte steht, wofür unbedenklich *προτὶ* geschrieben werden kann: *οἳ δὲ ἐρύσσασθαι ποτὶ Ἴλιον* *Σ* 174, CDHL Syr. Lips. *προτὶ*. *ἦμαρ ἀτὰρ τάχα τοι ποτὶ ἕσπερα* ρ 191. *καί μιν ποτὶ ἑρκίον αὐλῆς* σ 102.

Auch in der Zusammensetzung findet sich *προτί* mit zwei Ausnahmen nur vor vocalisch anlautenden Wörtern: *ὄφρά τι | μιν προτι|είποι* *X* 329 im 2. Fuße, *ἦ σ' εὖ | γιγνώ|σκων προτι|όσσομαι* *X* 356, *μηδέ τιν' | ἀνθρώ|πων προτι|όσσεο* η 31, *οὔ ποτέ | μοι θάνα|τον προτι|όσσετο* ξ 219, *ἧσθαι | μηδέ τι|να προτι|όσσεο* ψ 365 im 3. Fuße. *κραδίη προτι|όσσετ' ὄλεθρον* ε 389 im 4. Fuße. *ἀπὸ στρατό|φι προτι|ειλεῖν* *K* 347 im 5. Fuße.

Die Ausnahmen sind: *E* 879 *ταύτην δ' οὔτ' ἔπεϊ προτιβάλλεαι* und λ 142 *ἔτλη ἐς ἄντα ἰδεῖν οὐδὲ προτιμυθήσασθαι*.

Die letzte Ausnahme ist gerechtfertigt, weil in der Regel im vierten Fuße der Dactylus eintritt, wenn der fünfte ein Spondeus ist, vgl. *ποτιπεπτηυῖαι* ν 98.

ποτί hat auch in der Zusammensetzung keine andere Stellung wie als Präposition und steht mit Ausnahme von *β* 77 *τόφρα γὰρ ἂν κατὰ ἄστυ πο|τιπτυσσ|οίμεθα μύθῳ* nur noch im dritten: *εἵατ' ἐνὶ μεγάροις ποτιδέγμενοι B* 137, *πάντες ὁμηγερέες ποτιδέγμενοι H* 115, ebenso *I* 628, *T* 234, *β* 186, 205 (*προτιδέγμενοι* ABKQS), *η* 161 (*προτιδέγμενοι* JL), *φ* 156 (*προτιδέγμενοι* A 1. man. DHJ), *ψ* 91 (*προτιδέγμενος* DKS), *δακρυόεσσα δέ μιν ποτιδέρκεται Π* 10, *ὡς δ' ὅτ' ἀοιδὸν ἀνὴρ ποτιδέρκεται ϱ* 518, *οὐδ' ὅσ' ἐς Ὀρχομενὸν ποτινίσσεται I* 381, *ἀλλὰ σὲ μὲν θεράπων ποτιτερπέτω O* 401, *εἰ δὴ ὁμοφρονέοις ποτιφωνήεις τε γένοιο ι* 456, und im vierten Fuße: *καὶ ἐμὴν ποτι|δέγμενος ὁρμήν K* 123, *καὶ ἐμὴν ποτιδέγμενον αἰεί T* 336, ebenso *β* 403 (*προτιδέγμενοι* S), *ι* 545, *χ* 380, *ω* 396 (*προτιδέγμενοι* K), *ἵνα οἱ ποτιδόρπιον εἴη ι* 234, 249, *θρόνος ποτικέκλιται αὐτῇ ζ* 308, *λιμένος ποτιπεπτηνῖαι ν* 98 (*ὑποπεπτηνῖαι* PS).

3. *α* 316, 317 sagt Athene-Mentes zu Telemach: *δῶρον δ' ὅττί κέ μοι δοῦναι φίλον ἦτορ ἀνώγῃ, αὖτις ἀνερχομένῳ δόμεναι οἶκον δὲ φέρεσθαι*, ein Beweis, dass der Dichter im Gebrauche zwischen beiden gleichbedeutenden Formen keinen Unterschied gemacht hat, auch nicht aus metrischen Rücksichten, denn sie stehen beide an der gleichen Stelle des Verses. So findet sich *δοῦναι* nur noch ein einzigesmal: *Λ* 319 *Τρωσὶν δὴ βόλεται δοῦναι κράτος*, sonst nur am Versende (*Λ* 134, *Γ* 285, *Σ* 499, *Ψ* 593, *α* 292) und *Ψ* 559, wo eine andere Form nicht möglich ist.

Nach der Penthemimeres steht sonst an allen Stellen *δόμεναι*, so *ἀλλὰ καὶ ὡς ἐθέλω δόμεναι πάλιν A* 116, *δεῖπνον ἑταίροισιν δόμεναι κ* 155, ebenso *A* 98, *H* 79 (= *X* 342), *I* 120 (= *T* 138), *I* 387, *K* 551, *Λ* 125, *M* 222, *N* 743, *Ψ* 551, *ι* 518, *ϱ* 457, *σ* 16, *φ* 233, 345, 349,

ebenso nach der Trithemimeres: *οἳ δ' ἔθελον δόμεναι Δ* 380, Eustath. in seiner Weise *δοῦναι*. *πάντ' ἐθέλει δόμεναι H* 364, 391. *υἱεῖ ἐμῷ δομέναι Σ* 144. *τῷ σὲ χρὴ δόμεναι ϱ* 417. *τόξον μὴ δόμεναι ω* 174.

Dasselbe ist mit *θεῖναι* und *θέμεναι* der Fall. *θεῖναι* steht mit Ausnahme von *Z* 92 und *π* 285, wo eine andere Form nicht möglich ist, immer am Versende, außer *Δ* 26 *πῶς ἐθέλεις ἅλιον θεῖναι πόνον* und *ν* 156 *λαοὶ ἀπὸ πτόλιος, θεῖναι λίθον*.

Sonst steht nach der Penthemimeres stets *θέμεναι*, so *ἀλλὰ χρὴ καὶ ἐμὸν θέμεναι πόνον Δ* 57, ebenso von der Here gesprochen wie *Δ* 26. *πᾶσιν ἐλέγχιστον θέμεναι B* 285. *δέμνι' ὑπ' αἰθούσῃ θέμεναι Ω* 644, *δ* 297, *η* 336, ebenso *Ψ* 45, *φ* 235.

Vor der Penthemimeres steht es bloß in zwei Versen: *χλαίνας τ' ἐνθέμεναι οὔλας Ω* 646, *δ* 299, *η* 338. *αὖτις ἐπανθέμεναι σανίδας Φ* 535.

4. *αὐτοῦ* oder *αὐτόθι*?

αὐτόθι findet sich nur an drei Stellen des Verses, nie am Anfange, während *αὐτοῦ* keine feste Stellung hat und an manchen Stellen auch durch *αὐτόθι* ersetzt werden könnte, sowie umgekehrt dieses durch *αὐτοῦ* mit Ausnahme des fünften Fußes.

Nur möglich ist *αὐτοῦ*

1. am Versschlusse: *Α* 428, *Β* 35, *Ψ* 460, *δ* 639, *κ* 266, *μ* 204, *ν* 207, *ο* 199, *ϱ* 276, 282, *τ* 44;
2. im ersten und zweiten Fuße: *Ζ* 80, *Σ* 488, *Ψ* 298, *γ* 397, *ε* 68, 274, 362, *ι* 96, *λ* 332, *π* 74, *ϱ* 531, *σ* 212, *υ* 159;
3. im zweiten und dritten Fuße: *Ο* 656, *Π* 506, *Φ* 114, 425, *Ψ* 691, *δ* 703, *λ* 152, 628, *π* 132, *φ* 40, *χ* 68, *ψ* 205, *ω* 345.

Am Versanfange könnte wohl an allen Stellen außer *Π* 742, *χ* 4 *αὐτόθ(ι)* für *αὐτοῦ* eintreten, da dasselbe aber in den Handschriften nirgends im ersten Fuße gefunden wird, so ist *αὐτοῦ* auch hier gesichert: *Β* 237, 332, *Ε* 261, 886, *Ζ* 192, *Θ* 207, *Ι* 465, *Λ* 226, *Ο* 349, *Π* 649, *Σ* 330, *Τ* 330, *Φ* 322, *Ψ* 258, *ϑ* 68, *ι* 194, 303, *κ* 96, 444, *μ* 95, 256, *ν* 205, *ξ* 260, 275, *ο* 306, *π* 344, *ϱ* 187, 429, *σ* 190, 266, *φ* 138, 165, *χ* 96.

Sonst steht *αὐτοῦ* noch

im zweiten Fuße (immer vor Consonanten): *καὶ τὸ μὲν | αὐτοῦ | μεῖνε* *Ν* 564. *Ἕκτορα | δ' αὐτοῦ | μεῖναι* *Χ* 5. *νῆα μὲν | αὐτοῦ | κέλσαι* *κ* 511;

im dritten Fuße (immer vor Vocalen): *Πουλυδάμα, σὺ μὲν | αὐτοῦ ἐ|ρύκακε* *Ν* 751. *ἀλλά κεν | αὐτοῦ ἀ|εικέα πότμον ἐπίσποι* *β* 250. *οἱ δ' ἄλλοι μένετ' | αὐτοῦ ἀ|ολλέες* *γ* 427. *προβλώσκειν, ἀλλ' | αὐτοῦ ἀ|κὴν ἔμεναι* *φ* 239, 385;

im vierten Fuße (regelmäßig vor Consonanten): *ὣς εἰπὼν τοὺς μὲν λίπεν | αὐτοῦ || βῆ δὲ μετ' ἄλλους* *Δ* 292, 364. *ἀλλ' ἄγε νῦν ἐλέαιρε καὶ | αὐτοῦ || μίμν' ἐπὶ πύργῳ* *Ζ* 431. *καί ῥ' ὃ μὲν ἐν δήμῳ μένει | αὐτοῦ || πόλλ' ἀποτίσας* *Ι* 634. *ἀλλ' | αὐτοῦ || γαῖα μέλαινα — πᾶσι χάνοι* *Ρ* 416. *ἀλλ' αὐτοῦ || γαῖα καθέξει* *Σ* 332. *ὣς εἰπὼν τὴν μὲν λίπεν αὐτοῦ || βῆ δ' ἐπὶ φύσας* *Σ* 468. *ἠὲ Πύλον δ' ἐλθὼν ἢ αὐτοῦ || τῷδ' ἐνὶ δήμῳ* *β* 317. *σὺ μέν | αὐτοῦ || τῷδ' ἐνὶ χώρῳ* *κ* 271. *Ἴλιον εἰς ἅμ' ἕποντο καὶ | αὐτοῦ || πότμον ἐπέσπον* *λ* 372. *ἂψ ἀπονοστήσειν ἀλλ' | αὐτοῦ || πότμον ἐφέψειν* *ω* 471. *ὣς εἰπὼν τοὺς μὲν λίπον | αὐτοῦ || ἧκα κιόντας* *ϱ* 254, dafür AFMR *αὐτόθι*.

Die letztere Schreibweise verdient, abgesehen davon, dass sie in der besten Handschrift steht, auch aus dem Grunde den Vorzug, weil *ἧκα* ehemals mit Digamma anlautete, und vor solchen Wörtern auch nirgends die kurzen Formen *ἐν* und *πρός*, sondern nur *ἐνὶ* und *προτὶ* gesetzt werden.

Im fünften Fuße steht αὐτοῦ bloß an einer einzigen Stelle *Φ* 17 δόρυ μὲν λίπεν ‖ αὐτοῦ ἐπ' ὄχθῃ und es ist fraglich, ob es nicht besser sei, dafür αὐτόθ' zu schreiben, welches an dieser Versstelle sechsmal steht (ebenso oft wie αὐτόθι) und wiederholt mit λείπειν verbunden wird (*K* 273, 443, *Π* 294, *T* 403, *Υ* 340, *Φ* 201, 496, *Ω* 707, φ 90).

αὐτόθι steht im zweiten Fuße: ἀλλ' ὃ μὲν | αὐτόθι | μεῖνε *Ξ* 119. γρ. καὶ αὐτοῦ A. Doch ist es nicht bestimmt, ob diese Bemerkung zum Vers 119 oder 118 gehört. τὸν δὲ κατ' | αὐτόθι | λεῖπεν *Φ* 201. καὶ τὸ μὲν | αὐτόθι | μεῖνε δ 508. ἥνδανεν | αὐτόθι | κοῖτος ξ 525. μιμνέτω | αὐτόθι | τεῖος *T* 189 nach einer Besserung von G. Hermann für das handschriftliche αὖθι τέως περ (oder γε);

im vierten Fuße: αὐτόθι ‖ λέξεο μίμνων *I* 617. λιπέτην δὲ κατ' | αὐτόθι ‖ πάντας ἀρίστους *K* 273. λίπετ' | αὐτόθι ‖ νηλέι δεσμῷ *K* 443. λίπετ' | αὐτόθι ‖ τοὶ δὲ φόβηθεν *Π* 294. λίπετ' | αὐτόθι ‖ τεθνηῶτα *T* 403, so CDEH γρ.A, dafür αὐτοῦ AGL Syr. Lips. Doch ist αὐτόθι wegen des Spondeus im fünften Fuße vorzuziehen. αὐτόθι ‖ μῆλ' ἱερεῦσαι *Ψ* 147. Dafür haben geringere Handschriften παρ' αὐτόφι, D γρ. A παρ' αὐτίκα. αὐτόθι ‖ κοιμήσαντο *Ω* 673, δ 302. μένον αὐτόθι ‖ πολλὰ δ' ἄγειρα ξ 285. αὐτόθι ‖ τόξα λιπόντε φ 90;

im fünften Fuße: λίπε ‖ δ' αὐτόθι | τόξα *Φ* 496. καί οἱ ἅδοι ‖ αὐτόθι μίμνειν ζ 245. πατὴρ δὲ σὸς ‖ αὐτόθι | μίμνει λ 187. ἀνώγοιτ' ‖ αὐτόθι | μίμνειν λ 356. ὄφρ' ἔμπεδον ‖ αὐτόθι | μίμνω μ 161. ἀθρόοι ‖ αὐτόθι | μεῖναν ω 464.

αὐτόθ' kommt nur an 10 Stellen vor, überall ohne Variante: πάντές κ' αὐτόθ' ὄλοντο ‖ *Π* 848. ἤ μέν μ' αὐτόθ' ἔρυκε ‖ ι 29, im 2. Fuße. ὣς εἰπὼν λίπεν αὐτόθ' ‖ ἐπεὶ *Υ* 340. ὣς ἔφατ' οὐδέ τις αὐτόθ' ‖ ἐνὶ πτολεϊ λίπετ' *Ω* 707, im 3. Fuße. ὤφελες ‖ αὐτόθ' ὀλέσθαι *Γ* 428. πελώριον ‖ αὐτόθ' ἔασε *E* 847. δὴ φάμεν ‖ αὐτόθ' ὀλέσθαι ι 496. ἀολλέες ‖ αὐτόθ' ὄλοντο κ 132. εἰ ‖ αὐτόθ' ἐγήρα ξ 67. λιλαίεαι ‖ αὐτόθ' ὀλέσθαι ρ 327, im 5. Fuße.

Während αὐτόθι feste Stellung hat, ist dasselbe bei αὐτοῦ nicht der Fall: es könnte dafür vielfach αὐτόθι oder αὐτόθ' eintreten, wie es Neuere auch verlangt haben (Leeuwen und Costa S. 34). Ein Schwanken zwischen beiden Formen wird in den Handschriften nur an wenigen Stellen gefunden: darum lässt sich die Sache auch nicht so einfach entscheiden. Es muss vielmehr bei der Untersuchung von der Bedeutung ausgegangen werden, die für beide Ausdrücke nicht überall die gleiche ist. Am sichersten nimmt man diejenigen Stellen zum Ausgange, wo αὐτοῦ nicht durch αὐτόθι ersetzt werden kann, nämlich am Versende und in der Mitte zwischen dem ersten und zweiten und zwischen dem

zweiten und dritten Fuße, allenfalls auch noch am Versanfange. Auf diese Weise ließe sich vielleicht zu einem bestimmten Resultate gelangen.

5. Einiges über den Gebrauch der Tempora.

Das Präsens bezeichnet bisweilen auch eine gegenwärtige Handlung, die sich noch in die Zukunft hinein erstreckt.

Α 422 *σὺ μὲν νηυσὶ παρήμενος μήνι' Ἀχαιοῖσιν*, grolle fort. *Β* 258 *εἴ κ' ἔτι σ' ἀφραίνοντα κιχήσομαι ὥς νύ περ ὧδε*, wo das dabeistehende *ἔτι* schon deutlich genug ist. *Γ* 434 *ἀλλά σ' ἐγώ γε παύεσθαι κέλομαι*, ich rathe dir es ferner sein zu lassen (so Aristarch; andere *παύσασθαι* und *παύσεσθαι*). *Δ* 18 *οἰκέοιτο πόλις Πριάμοιο*, würde weiter bewohnt werden, bewohnt (unzerstört) bleiben. *Θ* 282 *βάλλ' οὕτως*, triff so fort. *Τ* 68 *οὐδέ τί με χρὴ ἀσκελέως αἰεὶ μενεαινέμεν*, fort zu zürnen. *Ψ* 646 *ἀλλ' ἴθι καὶ σὸν ἑταῖρον ἀέθλοισιν κτερέιζε*, fahre fort die Bestattung deines Freundes durch Kampfspiele zu feiern. *μ* 193 *αὐτὰρ ἐμὸν κῆρ ἤθελ' ἀκουέμεναι*, begehrte noch länger zuzuhören. *μ* 385 *ἦ τοι μὲν σὺ μετ' ἀθανάτοισι φάεινε*, scheine du nur fort (so wie bisher). *ω* 436 *οὐκ ἂν ἐμοί γε μετὰ φρεσὶν ἡδὺ γένοιτο ζωέμεν*, noch weiter zu leben, wie *δ* 540, *κ* 498.

Dieselbe Bedeutung hat das Imperfect:

Α 247 *Ἀτρείδης δ' ἑτέρωθεν ἐμήνιε*, tobte fort. *Α* 488 *αὐτὰρ ὁ μήνιε νηυσὶ παρήμενος*, grollte fort, vgl. die folgenden Iterative 490—492 und 601 *δαίνυντο*, sie schmausten in einem fort. *Β* 212 *Θερσίτης δ' ἔτι μοῦνος ἀμετροεπὴς ἐκολῴα*. Thersites schrie noch immer fort. Während Epikaste ihrem Leben gewaltsam ein Ende machte, heißt es von Oedipus *λ* 276 *ἀλλ' ὁ μὲν ἐν Θήβῃ πολυηράτῳ ἄλγεα πάσχων Καδμείων ἤνασσε*, er herrschte weiter über die Kadmeier in Theben.

Die dauernde Handlung gilt als eine unfertige, deshalb

a) als eine versuchte, conatives Präsens und Imperfect, vgl. darüber den Anhang Nr. 10 zu meinem Commentar zur Odyssee.

b) als eine noch im Werden begriffene, sich allmählich vollziehende: *ἔρχομαι*, ich bin auf dem Wege *Λ* 839, *Ν* 256, *Ξ* 301, *ο* 159 (ich trete den Rückweg an). *Θ* 296 *ἐξ οὗ προτὶ Ἴλιον ὠσάμεθ' αὐτούς, ἐκ τοῦ ἄνδρας ἐναίρω*, seitdem tödte ich in einem fort Feinde.

Β 314 *ἔνθ' ὅ γε τοὺς ἐλεεινὰ κατήσθιε τετριγῶτας*, die acht Sperlinge, die er nacheinander fraß. *Γ* 32 u. a. *ἂψ δ' ἑτάρων εἰς ἔθνος ἐχάζετο*. *Λ* 461 *αὐτὰρ ὅ γ' ἐξοπίσω ἀνεχάζετο*. *Ο* 240 *εὗρ' Ἕκτορα ἥμενον, οὐδ' ἔτι κεῖτο, νέον δ' ἐσαγείρετο θυμόν ..... ἀτὰρ ἆσθμα καὶ ἱδρὼς παύετο*, er kam nach und nach zum Bewusstsein, und die Beklemmung ließ allmählich nach, so A G L Harl. Vat. mit Aristarch, dafür andere

ἐσαγείρατο. Vgl. Φ 417 μόγις δ' ἐσαγείρετο θυμόν, so A Townl., die anderen wiederum ἐσαγείρατο. Σ 348, θ 437 γάστρην μὲν τρίποδος πῦρ ἄμφεπε (dauernd), θέρμετο δ' ὕδωρ, das Wasser wurde nach und nach warm, erwärmte sich, vgl. κ 359 ἰαίνετο δ' ὕδωρ. Das folgende ζέσσεν heißt „nachdem es zum Sieden gekommen war". δ 456 ff. Proteus πρώτιστα λέων γένετ' (verwandelte sich), αὐτὰρ ἔπειτα δράκων καὶ πάρδαλις ἠδὲ μέγας σῦς· γίγνετο (458) δ' ὑγρὸν ὕδωρ καὶ δένδρεον ὑψιπέτηλον, verwandelte sich nach und nach. Σ 478 ποίει δὲ πρώτιστα σάκος μέγα, ebenso 482, wie ἐτίθει 541, 550, 561, 607; daneben auch ποίησε 490, 573, 587 und ἔτευξε 483, 610, 611, 613. Vgl. ε 253 ἴκρια δὲ στήσας, ἀραρὼν θαμέσι σταμίνεσσι, ποίει. ξ 13 συφεοὺς δυοκαίδεκα ποίει (im Laufe der Zeit).

c) Auch die einmalige Handlung von Einzelnen wird, weil sie von Mehreren zugleich vollzogen wird, als eine sich nach und nach vollziehende und deshalb dauernde, durch das Imperfect ausgedrückt.

A 437 ἐκ δὲ καὶ αὐτοὶ βαῖνον (vorher ἔβαλον und ἔδησαν), dagegen 439 ἐκ δὲ Χρυσηῒς νηὸς βῆ. Das im V. 438 stehende βῆσαν ist unrichtig, wie sich schon aus dem vernachlässigten Digamma von ἑκηβόλῳ ergibt. Es ist dafür βῆσε zu schreiben und Odysseus ist dazu Subject; dies ist ungleich einfacher als die gewagte Vermuthung von Nauck Ἀπόλλωνι κλυτοτόξῳ. ι 103, 179, 471, 563, λ 638, μ 146, ο 549 οἳ δ' αἶψ' εἴσβαινον καὶ ἐπὶ κληῖσι καθῖζον. Von Einzelnen heißt es ἀνὰ νηὸς ἔβην ι 177, ο 547, vgl. ο 284. Ebenso steht in diesem Falle der Infinitiv der dauernden Handlung: ι 101 κελόμην ἑταίρους σπερχομένους νηῶν ἐπιβαινέμεν. ι 178, 562, λ 637, μ 145, ο 548 ἐκέλευσα δ' ἑταίρους αὐτούς τ' ἀμβαίνειν ἀνά τε πρυμνήσια λῦσαι, und da λῦσαι momentan ist, so muss auch als Indicativ der Aorist stehen β 418, ο 286, 552 τοὶ δὲ πρυμνήσι' ἔλυσαν. *B* 92 ὡς τῶν ἔθνεα πολλὰ νηῶν ἄπο καὶ κλισιάων ἠιόνος προπάροιθε βαθείης ἐστιχόωντο, oder auch dauernde Handlung. *B* 99 σπουδῇ δ' ἕζετο λαός, kam zum Sitzen. *B* 304 ἐς Αὐλίδα νῆες Ἀχαιῶν ἠγερέθοντο. *B* 400 ἄλλος δ' ἄλλῳ ἔρεζε θεῶν, Vrat. b ἔρεξε. *B* 431 ἐπεὶ τετύκοντο δαῖτα, δαίνυντο. *B* 444 οἳ μὲν ἐκήρυσσον, τοὶ δ' ἠγείροντο μάλ' ὦκα. *B* 465 (?) ἐς πεδίον προχέοντο Σκαμάνδριον. *Γ* 114 τεύχεά τ' ἐξεδύοντο (vorher und nachher Aorist), von einem Einzelnen wird stets der Aorist gebraucht. *I* 589 τοὶ δ' ἐπὶ πύργων βαῖνον Κουρῆτες, das folgende ἐνέπρηθον ist conativ. *M* 375 οἳ δ' ἐπ' ἐπάλξεις βαῖνον. *M* 444 οἳ μὲν ἔπειτα κροσσάων ἐπέβαινον. *O* 384 ὡς Τρῶες μεγάλῃ ἰαχῇ κατὰ τεῖχος ἔβαινον. Σ 68 ἀκτὴν εἰσανέβαινον ἐπισχερώ, wo das Adverb bezeichnend ist. Ψ 131 οἳ δ' ὤρνυντο καὶ ἐν τεύχεσσιν ἔδυνον. χ 118, ω 181 τοὶ δ' ἀγχιστῖνοι ἔπιπτον. Wenn ein Einzelner im Kampfe fällt, steht immer ἔπεσε

Wenn man sich des Unterschiedes zwischen Imperfect und Aorist bewusst ist, wird man auch in der Wahl der Schreibweise nicht fehlgehen an Stellen, wo beide Formen überliefert sind.

Α 465 *μίστυλλόν τ' ἄρα τἆλλα καὶ ἀμφ' ὀβελοῖσιν ἔπειραν* (S *ἔπειρον*), ebenso *Β* 428, *γ* 462, *μ* 365 (NS *ἔπειρον*), *ξ* 430 (H J *ἔπειρον* und darüber *αν*). *Ψ* 203 *πάντες ἀνήιξαν* (momentan) *κάλεόν τέ μιν εἰς ἓ ἕκαστος*. *Β* 420 *δέκτο μὲν ἱρά, πόνον δ' ἀμέγαρτον ὄφελλεν*, vgl. 422 bis 426, wo vier Aoriste und zwei Imperfecte stehen. *Γ* 269 *ὅρκια πιστὰ θεῶν σύναγον, κρητῆρι δὲ οἶνον μίσγον, ἀτὰρ βασιλεῦσιν ὕδωρ ἐπὶ χεῖρας ἔχευον*, so Aristarch, andere *ἔχευαν*, so auch D G L, beides A. Alle drei Handlungen sind dauernd. *Ε* 155 *ἔνθ' ὅ γε τοὺς ἐνάριζε, φίλον δ' ἐξαίνυτο θυμόν*, dafür *ἐνάριξε* D 1. man. M N O S Cant. Vrat. a. b. A. Mosc. 1. 3. *Ε* 842 *ἦ τοι ὁ μὲν Περίφαντα πελώριον ἐξενάριζεν*, so Aristarch dem *ἐνάριζε* (844) entsprechend, welches gleichzeitig mit dem Angriffe der Athene auf Ares stattfindet. Dafür haben *ἐξενάριξεν* C G H L M N O S und *ἐνάριξε* D G N O S Cant. Lips. Harl. Vrat. a. c. Vgl. *Λ* 374 *θώρηκα Ἀγαστρόφου ἰφθίμοιο αἴνυτ' ἀπὸ στήθεσφι· ὁ δὲ τόξον πῆχυν ἄνελκε καὶ βάλεν*, die ersteren zwei Handlungen sind gleichzeitig, die letztere ist momentan. *Λ* 773 *γέρων δ' ἱππηλάτα Πηλεὺς πίονα μηρί' ἔκαιε*, so oder *μηρία καιε* Aristarch, dafür *ἔκηε* A C D E G H L S und wahrscheinlich auch die Handschriften von Heyne. Über die Richtigkeit der aristarchischen Schreibweise kann gar kein Zweifel bestehen: Nestor und Odysseus machten die Reise nach Phthia, um den Peleus zu ersuchen, den Achill am Zuge nach Troia theilnehmen zu lassen. Als sie dort hinkamen, war Peleus gerade mit einem Opfer beschäftigt. Ähnlich ist es im dritten Buche der Odyssee, wo Mentor und Telemach ebenfalls während des Opfers in Pylos ankommen *γ* 9 *εὖθ' οἱ σπλάγχνα πάσαντο* (das war bereits geschehen), *θεῷ δ' ἐπὶ μηρί' ἔκαιον*, dafür *ἔκηον* HJ, *ἔκηαν* N. *Λ* 549, *Ο* 272 *ὡς λέοντα* (*ἔλαφον*) *ἐσσεύοντο κύνες τε καὶ ἀνέρες ἀγροιῶται* haben nicht nur an beiden Stellen alle Handschriften, sondern zu ersterer steht auch noch in den Scholien des Didymos *οὕτως διὰ τοῦ ō ἐσσεύοντο*. Glücklicherweise haben wir zu der anderen Stelle die richtige Bemerkung *ἀρίσταρχος ἐσσεύαντο διὰ τοῦ ᾱ, καὶ ἅπασαι* und nur so konnte Aristarch an beiden Stellen geschrieben haben, da das Imperfect in derartiger Weise nicht gebraucht wird. *χ* 82 schrieb man früher *ὁ δ' ἁμαρτῇ δῖος Ὀδυσσεὺς ἰὸν ἀποπροϊεὶς βάλλε στῆθος παρὰ μαζόν*, bis ich an Stelle dessen *ἀποπροΐει, βάλε δὲ* aus den besten, letzteres auch aus den meisten Handschriften in den Text aufnahm. Gleichzeitig mit dem Angriffe des Eurymachos ist das Abschießen des Pfeiles, das Treffen ist momentan. *βάλλε* könnte nur vom fortwährenden Treffen gebraucht werden, wie *χ* 118 *ὄφρα μὲν αὐτῷ ἀμύνεσθαι ἔσαν ἰοί, τόφρα μνηστήρων ἕνα γ' αἰεὶ ᾧ*

ἐνὶ οἴκῳ βάλλε τιτυσκόμενος, *Λ* 52 αὐτὰρ ἔπειτ' αὐτοῖσι βέλος ἐχεπευκὲς ἐφιεὶς βάλλ', überhaupt nur wenn Einer etwas wiederholt thut, wie *Ι* 220, *Σ* 474, *Ψ* 172, 174, κ 352, ξ 429, 519, oder wenn Viele etwas gleichzeitig thun *Λ* 314, *Γ* 80, *Μ* 155, 264, *Σ* 534, *Ψ* 125, 135, ι 55, 158, κ 122, an welchen sämmtlichen Stellen das Imperfect von βάλλω steht. Ähnlich ist es auch mit τύπτε δ' ἐπιστροφάδην *Φ* 20, χ 308, vgl. *Κ* 483, ω 184.

6. ψ 233 ὡς δ' ὅτ' ἂν ἀσπάσιος γῆ νηχομένοισι φανήῃ, dafür ADHJKLNRS ἀσπασίως. ε 394 ὡς δ' ὅτ' ἂν ἀσπάσιος βίοτος παίδεσσι φανήῃ, BDHJN1.man. ἀσπασίως. ε 397 ἀσπάσιον δ' ἄρα τόν γε θεοὶ κακότητος ἔλυσαν, AS ἀσπασίως. ν 33 ἀσπασίως δ' ἄρα τῷ κατέδυ φάος ἠελίοιο, Mγρ. ἀσπάσιος, richtig ἀσπάσιον. Das sind die Stellen, an welchen die Handschriften zwischen dem Adverb und dem prädicativen Adjectiv schwanken, welches letztere auch noch *Θ* 488, *Φ* 607, *Κ* 35, ι 466, λ 431, ψ 238, 296 ohne Variante in allen Handschriften vorkommt. Sonst findet sich nur noch das Adverb, und zwar *Η* 118, *Λ* 327, *Σ* 232, *Τ* 72, ν 333 ohne Zweifel richtig, weil sich hier die Bestimmung nur auf das Verbum beziehen kann; nicht so an den fünf anderen Stellen, an welchen die Richtigkeit des Adverbs mindestens in Zweifel gezogen werden kann: *Σ* 270 ἀσπασίως γὰρ ἀφίξεται Ἴλιον ἱρήν, vgl. *Κ* 35, λ 431, ψ 238, 296, *Θ* 488, *Φ* 607. δ 523 ἐπεὶ ἀσπασίως ἴδε γαῖαν. θ 450 ὃ δ' ἄρ' ἀσπασίως ἴδε θυμῷ θερμὰ λοετρά. κ 131 ἀσπασίως δ' ἐς πόντον ἐπηρεφέας φύγε πέτρας νηῦς ἐμή. ξ 502 ἐγὼ δ' ἐνὶ εἵματι κείνου κείμην ἀσπασίως.

7. Zuweilen wird die Tmesis angewendet, um den Begriff des Adverbiums noch besonders hervorzuheben, welches in diesem Falle gerne an der ersten Stelle des Verses steht:

ἀλλ' ἔκ τοι ἐρέω *Α* 233, *Β* 257, β 187, ρ 229, σ 82, und nicht ἀλλά τοι ἐξερέω. Vgl. ο 318 ἐκ γάρ τοι ἐρέω, offen will ich es dir heraussagen. ἐκ δ' ἔθορε κλῆρος κυνέης *Η* 182, κ 207. ἐκ δ' ἐγέλασσε πατήρ *Ζ* 471, laut auf lachte der Vater. ἐξ αὖ νῦν ἔφυγες θάνατον κύον *Λ* 362, *Υ* 449. ἐξ ἄρα δή τοι ἔπειτα θεοὶ φρένας ὤλεσαν αὐτοί *Μ* 234. σὺν δὲ δύω μάρψας ι 289, auf einmal packte er zwei, ähnlich 311, 344. σύν κεν ἄραξ' ἡμέων κεφαλάς ι 498. σὺν δ' ἔβαλον Λαπίθαι πόλεμον *Μ* 181. ἂν δ' ἄρ' ἔβη Πρίαμος *Γ* 261. πρὸς δ' ἕλετο Γλαῦκον *Μ* 102.

Solche Stellen kommen sicher noch in bedeutender Anzahl vor.

8. Wenn schon im vierten Fuße der Dactylus dem Spondeus vorgezogen wurde, warum finden wir denn *Ζ* 144 τὸν δ' αὖθ' Ἱππολόχοιο προ|σηύδα || φαίδιμος υἱός und nicht Ἱππολόχου προσεφώνεε? ebenso *Φ* 97 Πριάμοιο προ|σηύδα || φαίδιμος υἱός, desgleichen *Ζ* 343 τὸν δ' Ἑλένη μύθοισι προ|σηύδα || μειλιχίοισι und nicht μύθοις προσεφώνεε, *Ζ* 214

αὐτὰρ ὁ μ ε ι λ ι χ ί ο ι σ ι π ρ ο|σ η ύ δ α || ποιμένα λαῶν und P 431 πολλὰ δὲ μ ε ι λ ι χ ί ο ι σ ι π ρ ο|σ η ύ δ α || , πολλὰ δ' ἀρειῇ und nicht μειλιχίοις προσεφώνεε? Denn der Grund, dass derartige Dative bei προσεφώνει niemals, öfter aber bei προσηύδα vorkommen, dürfte wohl kaum als stichhaltig befunden werden. Wenn man erwägt, dass an der gleichen Versstelle vor consonantisch anlautenden Wörtern regelmäßig πρός und ἐν statt προτὶ und ἐνὶ steht, dass sich dort zahlreiche Infinitivformen auf $\overline{\varepsilon\iota\nu}$ statt auf $\overline{\varepsilon\mu\varepsilon\nu}$ finden, dass Aristarch ἀγήρων ε 136, η 257, ψ 336, B 447 und ἀγήρως Θ 539 (vgl. ε 218, η 94, M 323, P 444), sowie σῶς N 773, ε 305, χ 28 und γεγωνεῖν Θ 223, Λ 6 geschrieben hat, dass sich Schreibweisen wie ἐὺ γνῶτε ἕκαστος T 84, πάις ἣν παράκοιτιν Ξ 346 (Φ 216), μετεφώνεε μνηστήρεσσιν σ 35 von selbst verbieten, so ergeben sich für den von Bekker aufgestellten Kanon von der Bevorzugung des Dactylus im vierten Fuße schwerwiegende Bedenken und er lässt sich unbedenklich nur in folgenden Fällen durchführen:

1. Der Diphthong $\overline{\varepsilon\iota}$ wird aufgelöst: ἔγχεϊ ὀξυόεντι E 50. ἔγχεϊ θυμὸν ἀπηύρα Π 828. ἄλσεϊ δενδρήεντι ι 200. υἱέι δῖος ὑφορβός π 452;
2. ebenso der Diphthong $\overline{\varepsilon\upsilon}$: ἐύτυκτον ἵκανεν N 240. ἐὺ ναιομενάων Γ 200. ἐυκαμπὲς ἔχοιμι σ 368. ἐὺ εἰδότε πάσης B 823;
3. für παῖς ist πάις zu schreiben: πάις ἡγήσαιτο ζ 300. πάις Ἀλκινόοιο θ 130. πάις Ἀγχίσαο B 819. πάις ἀγκυλομήτεω B 209;
4. die Verba auf $\overline{\varepsilon\omega}$ bleiben uncontrahiert: λίην τ ρ έ ε μήτέ τι τάρβει Φ 288 (sonst wird τρέω immer contrahiert). χαμάδις χέε (ῥέε), δεῦε δὲ γαῖαν Ψ 220, ι 290. π ρ ο σ ε φ ώ ν ε ε θεῖος ὄνειρος B 22. ὀ δ ύ ρ ε ο μηδέ τοι αἰών ε 160. ἔ ρ χ ε ο δειελιήσας ρ 599. Vgl. τ 403 ε ὕ ρ ε ο, ὅττι κε θείης. Π 844 ε ὔ χ ε ο· σοὶ γὰρ ἔδωκε, vgl. Ω 287. Diese Formen werden aber auch an anderen Versstellen, sogar im ersten Fuße, nicht contrahiert.

9. ἐ ρ η τ ύ ω steht fast nur im vierten Fuße und hat kurzes ῠ, wenn die darauffolgende Silbe kurz ist (ἐρήτῠε, ἐρήτῠον) B 97, 164, 180, I 462, 465, N 280, ι 31, 493, κ 442, π 43, τ 545 und in abweichender Stellung I 635 ἐρητύεται.

Ist die darauffolgende Silbe lang, so ist auch das ῡ lang, seine Stellung hat es aber dann immer im vierten Fuße: ἐ ρ|η τ ύ|ε ι ν ἐπέεσσιν B 75. ἐ|ρ η τ ύ|ο ν τ ο μένοντες Θ 345, O 3, 367, γ 155. ἐ|ρ η τ ύ|ο ν τ ο δὲ λαόν O 723. ἐ|ρ η τ ύ|σ ε ι ε δὲ θυμόν Α 192. ἐ|ρ η τ ύ|σ α σ κ ε παραστάς B 189, φάλαγγας Λ 567. ἐ|ρ ή τ υ|θ ε ν δὲ καθ' ἕδρας B 99, 211.

10. ὅς oder ἑός?

αὐτίκα μ η τ έ ρ α ἣν ἔπεα πτερόεντα προσηύδα T 20. μ η τ έ ρ α ἣν ἐς πατρὸς ἀνωγέτω ἀπονέεσθαι β 195.

So haben an beiden Stellen alle Handschriften. Dafür schrieb zuerst Wolf β 195 *μητέρ' ἑὴν*, während er in der Ilias und mit ihm auch Bekker die handschriftliche Schreibweise beibehielt. Erst Bekker änderte in seiner zweiten Ausgabe auch die Stelle der Ilias und schrieb *μητέρ' ἐϝήν*. Es handelt sich nun darum, zunächst auf Grund der Überlieferung, die Berechtigung dieser Änderung zu untersuchen, wofür noch folgende Stellen in Betracht kommen.

οἶκον ἐς ὑψόροφον καὶ ἑὴν ἐς πατρίδα γαῖαν ε 42 (ABS *καὶ ἣν*), ε 115 (ABKS *καὶ ἣν*) ι 533 (H ex ras. *καὶ ἣν*). Dagegen steht in dem sonst ganz gleichen Vers ζ 315, η 77, κ 474, ο 129, ψ 259 *καὶ σὴν*. φ 316 steht ohne Variante *οἴκαδέ μ' ἄξεσθαι καὶ ἑὴν θήσεσθαι ἄκοιτιν*, dagegen Z 516 *ὅθι ᾗ ὀάριζε γυναικὶ* und κ 61 *παρὰ ᾗ τ' ἀλόχῳ καὶ οἷσι τέκεσσιν*. Entschieden unrichtig ist die Schreibart α 41 *ὁππότ' ἂν ἡβήσῃ τε καὶ ἧς ἱμείρεται αἴης*, wofür Nauck *καὶ ἧς*, Bekker aber richtiger *καὶ ἑῆς* geschrieben hat. Wenn ich dazu noch ω 56 *ἔρχεται οὗ παιδὸς* füge, wofür Nauck vielleicht nicht mit Unrecht *ἔρχετ' ἑοῦ* vermuthete, so glaube ich keine Stelle von Belang übergangen zu haben.

B 832 *οὐδ' ἑοὺς παῖδας ἔασκε στείχειν ἐς πόλεμον* haben A Ambr. CGHL Vrat. a. b, A. *οὐδὲ ἑούς* Lips. Eton. Vrat. c. In dem gleichen Verse *Λ* 330 haben *οὐδ' ἑούς* ACDEGHL Harl. Townl. Vrat. A. Mosc. 3. *οὐδὲ ἑοὺς* Mor. Vrat. b. *οὐδὲ οὕς* vermuthlich keine einzige Handschrift. Das letztere stand schon in der Romana und in der zweiten Aldina, aber noch Barnes begnügte sich mit der handschriftlichen Schreibweise und erst seit Ernesti findet sich die Schreibweise *οὐδὲ οὓς* in unseren Ausgaben. Die Berechtigung derselben bedarf keiner weiteren Begründung, denn *ἑός* bildet keine Position, wohl aber *ὅς*, wie in *πόσεϊ ᾧ E* 71, *θυγατέρα ἥν Z* 129 u. a.

Für *ἀμφὶ δὲ ὃν φίλον υἱὸν E* 314 (so AEGLS Cant. *δ' ὃν* Vrat. b. schreibt man jetzt allgemein *δ' ἑὸν* mit CDHMNO. Zu *ὅθ' ἑὸς δόμος ἀμφεκάλυψε* (so die Handschriften mit Aristarch) bestand nach Apollon. de Pron. p. 135 die alte Variante *ὅτε ὅς*. *Z* 483 *παῖδ' ἑόν*, *H* 190 *πόδ' ἑὸν*, *N* 513 *μεθ' ἑὸν βέλος*, *Π* 192 *ὡς εἴ θ' ἑὸν υἱόν*, *T* 132 *ὅ θ' ἑόν*, α 409 *ᾗ ἑὸν* haben alle Handschriften ohne Variante, dagegen steht ebenfalls in allen Handschriften einstimmig *O* 112 *τόν φησιν ὃν ἔμμεναι*, ψ 5 *ἀλλ' ὅ γε οἷς ἑτάροισι* und α 237 *εἰ μετὰ οἷς ἑτάροισι*.

11. In der Bedeutung „etwas thun lassen" findet sich schon bei Homer wiederholt das Activ, wofür mir augenblicklich folgende Beispiele zu Gebote stehen, die ich aber selbst nicht für vollständig ansehe:

B 28, 65 *θωρῆξαί σ' ἐκέλευσε κάρη κομόωντας Ἀχαιούς*, er lässt Dir befehlen, dafür andere *ἐκέλευε*. *O* 176 *παυσάμενόν σ' ἐκέλευσε μάχης ἠδὲ πτολέμοιο ἔρχεσθαι μετὰ φῦλα θεῶν*, andere *σε κέλευε* oder *σε κέλεται* (corr. *κέλεταί σε*). *Ω* 175 *λύ-*

σασθαι σ' ἐκέλευσεν Ὀλύμπιος Ἕκτορα δῖον, andere *σ' ἐκέλευεν*. *M* 355 *ἠνώγει Πετεῶο υἱὸς κεῖσ' ἴμεν*, lässt euch auffordern. *ε* 112 *τὸν νῦν σ' ἠνώγει ἀποπεμπέμεν*. *Α* 308 *Ἀτρείδης νῆα θοὴν ἅλα δὲ προέρυσσεν*. *Δ* 204 *ὄρσ' Ἀσκληπιάδη, καλέει κρείων Ἀγαμέμνων*. *Z* 418 *ἀλλ' ἄρα μιν κατέκηε σύν ἔντεσι δαιδαλέοισιν, ἠδ' ἐπὶ σῆμ' ἔχεεν*. *I* 349 *καὶ δὴ τεῖχος ἔδειμε, καὶ ἤλασε τάφρον ἐπ' αὐτῷ εὐρεῖαν, μεγάλην, ἐν δὲ σκόλοπας κατέπηξεν*. *Ω* 106 *ἀλλά καὶ ὧς ἐρέω τοῦ σ' εἵνεκα δεῦρο κάλεσσα*, dich habe rufen lassen. *ϑ* 439 *Ἀρήτη περικαλλέα χηλὸν ἐξέφερεν θαλάμοιο*, ließ herausbringen und zwar von den Söhnen, die sie auch in die Kammer hineingetragen hatten (420).

12. Zum Schlusse bringe ich noch einige Besserungsvorschläge oder Emendationsversuche, wie sie sich mir bei der Lectüre aufgedrängt haben. Sie sind nicht die Folge einer gewissen Sucht Bestehendes zu ändern, sondern lediglich aus der Beobachtung hervorgegangen, dass der überlieferte Text irgend etwas Abweichendes enthält, worauf hier aufmerksam gemacht werden soll.

Γ 234 *νῦν δ' ἄλλους μὲν πάντας ὁρῶ ἑλίκωπας Ἀχαιούς*. So haben alle Handschriften, nur der Papyr. Kenyon von 1. Hand *καὶ πάντας*. Dagegen findet sich bei Homer sonst überall *ὁρόω*. Ich vermuthe *νῦν δ' ἄλλους θ' ὁρόω πάντας*.

Γ 306. Die Verwechslung von *πω* und *πως* ist in den Handschriften so häufig, dass eine diesbezügliche Änderung, wenn sie der Sinn verlangt, unbedenklich vorgenommen werden darf, so auch an unserer Stelle: *ἐγὼν εἶμι προτὶ Ἴλιον, ἐπεὶ οὔ πως τλήσομαι ὁρᾶσθαι μαρνάμενον φίλον υἱὸν Μενελάῳ*. Denn Priamos kann den Zweikampf seines Sohnes mit Menelaos nicht „noch nicht" ansehen (also vielleicht einmal zu einer späteren Zeit), sondern „überhaupt nicht".

Γ 345. Die beiden nebeneinander stehenden Participien gefallen mir nicht. Ich schreibe dafür ohne einen Buchstaben zu ändern *σειόν τ' ἐγχείας ἀλλήλοισιν κοτέοντε*. Ich erinnere an die Schreibweise Aristarchs *στάν τε ποτὶ πνοιὴν* (andere *στὰν δὲ*), wofür man jetzt in allen Ausgaben den Dual *στάντε* findet und an die Seltenheit der Elision des *ε* in Dualformen (Homer. Unters. S. 112 f.).

Δ 17. *εἰ δ' αὖ πως* (andere *αὔτως*) *τόδε πᾶσι φίλον καὶ ἡδὺ γένοιτο*. Es ist dafür *εἰ δὴ αὖ* zu schreiben, vgl. Homer. Unters. S. 281.

Δ 161. Mit Recht hat Bekker *ἐκ δὲ* für *ἔκ τε* geschrieben und diese Änderuug durch die Parallelstellen *Δ* 262, *M* 246 (ebenso *Π* 264) begründet. Dazu kommen die Stellen, wo auf *εἴ περ* — *ἀλλά τε* folgt und zwar außer den von Bekker genannten (*Α* 82, *T* 165) noch *Θ* 154, *K* 226, *Φ* 577, *X* 192.

Δ 191. *παύσῃ σε* für *παύσῃσι*?

Δ 492. für *βουβῶνα νέκυν ἑτέρωσ' ἐρύοντα* vermuthet Nauck *βουβῶν' ἑτέρωσε νέκυν*, es wäre aber auch möglich *νέκυν ἐρύοντ' ἑτέρωσε*.

E 190. Für *καί μιν ἐγώ γ' ἐφάμην Ἀϊδωνῆι προϊάψειν* ist *προϊάψαι* zu schreiben, welche Änderung in einer bereits im Drucke befindlichen Schrift genauer begründet wird. Hier nur so viel, dass Pandaros sich auf etwas bereits Vergangenes beruft „er habe den Diomedes bereits verwundet und gedacht, ihn in die Unterwelt befördert zu haben, getödtet aber habe er ihn doch nicht".

H 301 *ἠμὲν μαρνάσθην* für *ἐμαρνάσθην*? Vgl. *P* 382.
Θ 148 *Ἕκτωρ γάρ ποτε φήσει ἐνὶ Τρώεσσ' ἀγορεύων*,
Θ 153 *εἴ περ γάρ σ' Ἕκτωρ γε κακὸν καὶ ἀνάλκιδα φήσει*.

Nur an diesen beiden Stellen findet sich *φήσει*, ich vermuthe aber, dass dafür ursprünglich *φῇσιν* geschrieben war, wogegen sprachlich kein Einwand erhoben werden kann. Dass die Abschreiber derartige Conjunctivformen nicht verstanden und durch Indicative ersetzt haben, habe ich in der Zeits. f. österr. Gymn. 1876, S. 401 ff. an zahlreichen Beispielen nachgewiesen. Ich erinnere nur an *φήσει α* 168 (QL *γρ. M*, dafür *φησὶν* DHV in marg. ebenfalls nach *εἴ περ*) für *φῇσιν*, *ἥσει O* 359 (*γρ.* CEG Syr.) für *ἧσι*, *ἀποδώσει Θ* 318 (ADFGHKPV, *ἀποδώσοι* L) für *ἀποδῷσιν* und die anderen in der Note zu *O* 359 angeführten Stellen.

K 469. *τὼ δὲ βάτην προτέρω διά τ' ἔντεα καὶ μέλαν αἷμα.*

Dazu bemerkt Schol. V *τὸ δὲ μέλαν αἷμά τινες γράφουσι καὶ Παλλὰς Ἀθήνη*. Vielleicht stand geschrieben *προτέρω, μετὰ δέ σφισι Παλλὰς Ἀθήνη*, wodurch die Anwesenheit der Athene (V. 507) zugleich ihre Begründung erhielte (vgl. 464).

O 71 *εἰς ὅ κ' Ἀχαιοὶ Ἴλιον αἰπὺ ἕλοιεν*, dafür Aristarch *Ἴλιον ἐκπέρσωσιν*, welches ich für eine Conjectur halte. Das aber sah der erste Kritiker des Alterthums, dass der Optativ nach *εἰς ὅ κε* nicht statthaft ist, ebenso wenig wie *Θ* 318 *εἰς ὅ κε ἀποδώσει* (für *ἀποδῷσιν*), während *Γ* 409 *εἰς ὅ κε ποιήσεται* Conjunctiv des Aorist ist. Schreibt man dafür mit C. Lips. 1. man. *ἕλωσιν* und ändert *αἰπύ* in *αἰπύν*, so ist der Stelle geholfen. Dass Quint. Sm. XIII, 487 auch *Ἴλιον αἰπὺν* hat, thut nichts zur Sache.

Π 830 *Πάτροκλ', ἦ που ἔφησθα πόλιν κεραϊξέμεν ἁμήν*, denn so ist statt des überlieferten *κεραϊζέμεν* zu schreiben. Der Beweis für die Richtigkeit der Besserung, ganz abgesehen davon, dass auch 832 *ἄξειν* steht, ist aus den ähnlichen Stellen, deren es nicht wenige gibt, leicht zu erbringen.

P 349 steht an unrichtiger Stelle, sein richtiger Platz ist hinter 351.

P 572 *ἰσχανάᾳ δακέειν, λαρόν τέ οἱ αἷμ' ἀνθρώπου* haben alle Handschriften, dafür Eustath. *λαρὸν δέ οἱ*, dem auch

Nauck mit Recht gefolgt ist, denn der adversative Satz mit *δέ* ist begründend; vgl. zu *α* 433, *N* 163.

Φ 477 *μή σευ ἀκούσω εὐχομένου ἄντα Ποσειδάωνος ἐναντίβιον πολεμίζειν*, so haben fast alle Handschriften, aber das Präsens ist entschieden unrichtig, und es ist mit der Florentina *πολεμίξειν* (D *πτολεμίξειν*) zu schreiben, vgl. *Υ* 85 *ὑπέσχεο οἰνοποτάζων Πηλείδεω Ἀχιλῆος ἐναντίβιον πολεμίξειν*, wofür alle Handschriften ohne Ausnahme *πολεμίζειν* haben, so noch Bekker in der zweiten Ausgabe.

X 132. *ἶσος Ἐνυαλίῳ κορυθάικι πτολεμιστῇ.* Wofür das π̅τ̅, da an allen übrigen Stellen nur *πολεμιστής* gefunden wird, wie denn auch C und die Florentina an dieser Stelle nur ein einfaches π̅ haben? Dass ῑ im Dativ mittelzeitig ist und an vielen Stellen (Homer. Unters. S. 49, 111, 112) lang gebraucht wird, ist ja bekannt.

Ω 647 *αἳ δ' ἴσαν ἐκ μεγάροιο δάος μετὰ χερσὶν ἔχουσαι* (*δάδας* L Lips.). So haben auch an den übrigen gleichen Stellen die meisten Handschriften dafür *δ* 300 *δᾰ́δας* GJN, *δάδας* MQ, *η* 339 *δάδας* Q und Variante in G, *χ* 497 *δᾴδας* G, *δάδας* M. Sonst findet sich *δάος* nur noch *ψ* 294 mit der nicht einmal möglichen Variante *δαΐδας* in M. An den ersten vier Stellen wäre *δάος* nur möglich, wenn es wie *φάος*, was *N* zu *ψ* 294 hat, die Bedeutung von „Licht" hätte, nicht aber die wahrscheinliche von „Feuerbrand, Fackel". Da von dem gleichbedeutenden *δαΐς* sonst nur der Plural vorkommt, auch selbst *α* 428, 434, wo nur eine einzige Dienerin genannt wird, und da vereinzelte Handschriften, worunter die beste, die Schreibweise *δάος* nicht haben, so muss ich an diesen Stellen der Lesart *μεγάρου δαΐδας* den Vorzug geben. Auch *ψ* 294 kommt mir die Lesart *δάος* (M *δαΐδας*) nicht richtig vor, das folgende *μετὰ χερσίν* lässt auf mehrere Fackeln, wenigstens auf zwei, wie *α* 428, 434 schließen, oder auf mehrere Dienerinnen, wie ja auch deren zwei (289) das Bett bereiteten, *δαΐδων ὕπο λαμπομενάων* (290).

α 40 *ἐκ γὰρ Ὀρέσταο̄ τίσις ἔσσεται* hat mir immer Anstoß erregt. Die Verlängerung einer kurzen Silbe vor einem einfachen Consonanten in der Penthemimeres ist gar keine Seltenheit und findet sich bei ᾱ, ε̄ und ῑ sehr häufig, während mir von ο̄ nur ein einziger Fall bekannt ist ο 249 *τέκετο̄ Πολυφείδεα.* Vielleicht war die ursprüngliche Schreibweise *ἐκ γὰρ δὴ Ὀρέσταο*. *ἐκ γὰρ δὴ* steht am Versanfang auch *I* 375, *O* 601.

β 44 *οὔτέ τι δήμιον ἄλλο πιφαύσκομαι οὐδ' ἀγορεύω.* Dafür haben MQ *ἠδ'* und diese Schreibweise halte ich für richtig, denn wenn zwei Begriffe zusammengehören, werden sie auch trotz vorhergehender Negation mit *καὶ* oder *ἠδέ* verbunden, wie *α* 19, *β* 111, 230, 274, *δ* 88, 540, *ε* 8, *κ* 498, *λ* 427, *μ* 42, *Δ* 159, Z 268, *I* 133, 275, *Λ* 255, 387, *N* 287, *O* 417, *T* 176. Dabei will ich gar nicht in Abrede stellen, dass auch andere Fälle

vorkommen, wie z. B. ν 318 οὔ σ' ἔτ' ἔπειτα ἴδον κούρη Διὸς οὐδὲ νόησα.

γ 49. νεώτερός ἐστιν, ὁμηλικίη δ' ἐμοὶ αὐτῷ, besser A δέ μοι.

γ 251. ἀλλά πῃ ἄλλῃ πλάζετ' ἐπ' ἀνθρώπους, vielleicht ἄλλους, vgl. δ 34.

δ 365 Πρωτέος ἰφθίμου θυγάτηρ, vielleicht ἰφθίμη mit EM 2. man. vgl. κ 106.

δ 775 δαιμόνιοι, μύθους μὲν ὑπερφιάλους ἀλέασθε πάντας ὁμῶς, wofür ohne Zweifel πάντες zu schreiben ist, denn die Warnung soll für alle gelten, während πάντας zu dem Object ein überflüssiger Beisatz wäre.

Vgl. θ 542 ἵν' ὁμῶς τερπώμεθα πάντες. ψ 332 ἔφθιθεν ἐσθλοὶ ἑταῖροι πάντες ὁμῶς. O 98 οὐδέ τι φημὶ πᾶσιν ὁμῶς θυμὸν κεχαρησέμεν. P 422 εἰ μοῖρα παρ' ἀνέρι τῷδε δαμῆναι πάντας ὁμῶς.

δ 831 εἰ μὲν δὴ θεός ἐσσι, θεοῖό τε ἔκλυες αὐδῆς, dafür αὐδήν ADQS 1. man. ist vielleicht nach ξ 89 θεοῦ τέ (oder δέ) τιν' ἔκλυες αὐδήν zu bessern.

ι 98 τοὺς μὲν ἐγὼν ἐπὶ νῆας ἄγον κλαίοντας ἀνάγκῃ,
νηυσὶ δ' ἐνὶ γλαφυρῇσιν ὑπὸ ζυγὰ δῆσα ἐρύσσας.

Dafür haben ἄγων HKS, νηυσίν HPS. Durch Aufnahme dieser beiden Schreibweisen (ἐπὶ νῆας ἄγων κλαίοντας ἀνάγκῃ νηυσὶν ἐνὶ) würde die Erzählung an Lebhaftigkeit gewinnen.

ι 117 γαίης Κυκλώπων οὔτε σχεδὸν οὔτ' ἀποτηλοῦ, ἀπὸ τηλοῦ ADQV, ἄπο τηλοῦ M: letzteres ist in den Text aufzunehmen, da ein Compositum ἀποτηλοῦ gar keine Berechtigung hat und durchaus nicht mit ἀπόπροθι, ἀπόπροθεν auf eine Linie zu stellen ist, wohl aber mit ἀπονόσφι, welches ebenfalls in seine zwei Bestandtheile zu trennen ist, vgl. Homer. Unters. S. 88. Dass Anthol. Pal. XIV, 66, 4 in einer Nachbildung ἀποτηλοῦ steht, thut nichts zur Sache; viel wichtiger sind drei Homerische Stellen: X 406 ἀπὸ δὲ λιπαρὴν ἔρριψε καλύπτρην τηλόσε. B 849 τηλόθεν ἐξ Ἀμυδῶνος ἀπ' Ἀξιοῦ εὐρὺ ῥέοντος. B 877 τηλόθεν ἐκ Λυκίης Ξάνθου ἄπο δινήεντος.

κ 244. Εὐρύλοχος δ' ἂψ ἦλθε θοὴν ἐπὶ νῆα μέλαιναν schreiben alle Herausgeber nach einer Conjectur von Voss für das handschriftliche αἶψ', wohl mit Rücksicht auf V. 260 δηρὸν δὲ καθήμενος ἐσκοπίαζον. Wenn auch zugegeben werden muss, dass eine Verwechslung zwischen ἄψ und αἶψ' in den Handschriften leicht möglich war, und sich auch wirklich wiederholt findet, wie κ 263, 395, 405, β 292, γ 307, δ 283, ε 349, 352, θ 226, μ 199, σ 110, so ist dies doch für sich allein kein ausreichender Grund zur Änderung, denn ἦλθε bezeichnet auch ohne Beisatz schon ein Zurückkommen (Anhang Nr. 15 zur Odyssee) und αἶψ' braucht sich nicht auf die ganze Zeit der Abwesenheit des Eurylochos zu beziehen, sondern kann auch von dem Zeitpunkte an ge-

rechnet werden, wo die Erzählung von der Verwandlung der Genossen aufhört, nachdem er diese Zeit über gewartet hatte. Auch κ 263 scheint mir ἄψ nicht recht passend zu sein, wo sieben Handschriften, darunter die besten, ebenfalls αἶψ' haben, denn dies stimmt eher zu der Eile, die Odysseus an den Tag legt.

κ 379. *βρώμης δ' οὐχ ἅπτεαι οὐδὲ ποτῆτος*, auch hier scheint mir *ἠδὲ* passender zu sein, vgl. oben zu β 44, da beide Ausdrücke überall mit einander verbunden werden, vgl. δ 788, ε 201, κ 384, ρ 603, Λ 780, Τ 231, 320.

φ 100 *ὃν τότ' ἀτίμα ἥμενος ἐν μεγάροις*, vielleicht *ἥμενον*? Letzteres bedeutete dann so viel als „in seinem eigenen Hause", vgl. σ 8.

ψ 212 *οἳ νῶιν ἀγάσαντο παρ' ἀλλήλοισι μένοντε*
ἥβης ταρπῆναι καὶ γήραος οὐδὸν ἱκέσθαι.

γήραος οὐδός wird von den Alten erklärt mit „höchster Stufe des Alters", welche Bedeutung es auch Χ 60 und Ω 487 ganz bestimmt hat. Doch gibt es auch Stellen, wo die Erklärung „die Schwelle des Greisenalters", also das beginnende Alter, die entsprechendere ist, so ο 246 *οὐδ' ἵκετο γήραος οὐδὸν, ἀλλ' ὄλετ' ἐν Θήβῃσι* (von Amphiaraos) und ο 348 *πατρός, ὃν κατέλειπεν ἰὼν ἐπὶ γήραος οὐδῷ* (von Laertes), vgl. 357, wo es heißt, dass der Tod seiner Gattin Antikleia den Laertes am meisten betrübt und frühzeitig zum Greise gemacht habe, welcher Tod in die Zeit der Abwesenheit des Odysseus fiel, vgl. λ 86. Jedoch ganz abgesehen davon haben die Götter dem Odysseus und der Penelope es gar nicht missgönnt *γήραος οὐδὸν ἱκέσθαι*, weder dem Odysseus, der an der Schwelle des Alters steht, noch der weit jugendlicheren Penelope, um die sich sonst wohl keine solche Anzahl von Freiern beworben haben würde, wohl aber haben sie beiden missgönnt, im ungestörten Beisammensein sich ihrer Jugend zu erfreuen und zwar, wie ich den Text verbessere, *πρὶν γήραος οὐδὸν ἱκέσθαι*, welcher Zusatz dann mehr den Odysseus als die Penelope betrifft.

ψ 225 *νῦν δ' ἐπεὶ ἤδη σήματ' ἀριφραδέα κατέλεξας*, vielleicht *ἦ δή*?

Linz. J. La Roche.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

J. E. Sandys, Aristotles' constitution of Athens. London, Macmillan and Co. 1893. 8°, LXXX u. 302 SS.

Jeder, der Sandys' Arbeiten kennt, wird, sobald er gehört hatte, dass von ihm eine commentierte Ausgabe von Aristoteles' *Ἀθηναίων πολιτεία* besorgt werde, mit ruhiger Befriedigung dieser neuen Publication entgegengesehen haben, in der sicheren Erwartung, dass es sich hier nicht um das rasch veröffentlichte Erzeugnis übereilter Arbeit, sondern um ein auf gründlicher Kenntnis und gewissenhafter Forschung beruhendes und so mit gesichertem und entschiedenem Urtheile ausgearbeitetes Werk handeln werde. Und in dieser Hoffnung wird — das kann Ref. nach genauem Studium des Buches behaupten — niemand getäuscht sein.

Schon das Vorwort zeigt uns Sandys in seiner gewohnten Arbeitsweise: objectiv gegen seine Vorgänger charakterisiert er den Zweck und den Wert seiner Arbeit mit klarer Bestimmtheit ohne Selbstüberhebung und in dem Bewusstsein, ein Werk der Öffentlichkeit übergeben zu haben, dessen Bedeutung nicht erst durch eigene oder fremde Anpreisung erwiesen zu werden braucht, sondern durch die Eigenart der Arbeit jedermann zweifellos sein muss. Er wollte eine Ausgabe veranstalten, die vor allem in ihrem sprachlichen und sachlichen Commentar nach möglichster Reichhaltigkeit, beziehungsweise Vollständigkeit strebt und einen vollständigen Index Graecitatis bieten sollte. Das Vorwort enthält ferner eine kurze Inhaltsangabe der Einleitung und erklärende Bemerkungen darüber, wie weit es dem Verf. möglich war, die neueste Literatur auszunützen, welches Verfahren er bei der Constituierung des Textes, bei der Anlage des kritischen Commentars und des Index eingeschlagen habe, und endlich, von welchen Gründen er hiebei geleitet worden sei.

Die ausführliche und mit genauer Sachkenntnis geschriebene Einleitung zerfällt in 12 Paragraphen, von denen der erste die politische Literatur Griechenlands vor Aristoteles bespricht und würdigt, wobei der Verf. auch Anlass nimmt, literaturgeschichtliche

Fragen, wie die über die Autorschaft der Xenophon zugesprochenen Schrift πολιτεία Ἀθηναίων zu berühren.

§. 2 ist den politischen Schriften des Aristoteles gewidmet; eingehender werden die πολιτικά behandelt und zwar hinsichtlich der Frage, ob sie von Aristoteles selbst unvollendet hinterlassen wurden, ferner in Bezug auf die Abfolge und den Inhalt der einzelnen Bücher. Um sodann betreffs der Autorschaft der Aristoteles zugeschriebenen πολιτεῖαι zu einem sicheren Urtheile zu gelangen, fühlt sich der Verf. bestimmt, über die Schicksale der aristotelischen Bibliothek Näheres zu berichten.

Im §. 3 stellt S. die Zeugnisse der Alten zusammen, die darüber keinen Zweifel lassen, dass ihnen die uns vorliegende Ἀθηναίων πολιτεία als aristotelisch galt und auch wir nach den äußeren Gründen keineswegs berechtigt sind, dieselbe Aristoteles abzusprechen.

§. 4 ff. belehren über die neuere Literatur, welche sich auf die Schrift bezieht, und zwar §. 4 über die Literatur vor der Auffindung der Berliner Fragmente und §. 5 über die an letztere sich anschließende Forschung.

Die §§. 6—12 fallen dem Papyrus des britischen Museums selbst zu. §. 6 behandelt die Geschichte von dessen Publication und die Beschreibung der Handschrift. S. unterscheidet mit Kenyon und Blass wieder vier Hände, die er vor allem durch eine genauere Darlegung über die ihnen gemeinsamen und die ihnen gesondert zukommenden, charakteristischen Abkürzungen wie auch über die Häufigkeit derselben zu kennzeichnen sucht. Hinsichtlich der Correcturen schließt sich S. vollständig Blass an. Am Ende dieses Paragraphen spricht er über die Herstellung der Papyri im allgemeinen und über das Alter unserer Handschrift, die er nicht weiter als in den Beginn des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts herabrücken will.

Besonders eingehend ist §. 7, in welchem sich S., nachdem er die Abfassungszeit der Schrift auf die Jahre 328—325 v. Chr. fixiert hat, des weiteren für die Autorschaft des Aristoteles ausspricht. Er kämpft hiebei u. a. gegen Roses und Schvarcz' Bedenken an und weist mit Glück die Übereinstimmung zwischen den πολιτικά und der Ἀθηναίων πολιτεία nach: hinsichtlich der Vorliebe für die aristokratische Verfassung, der Beurtheilung der Peisistratiden und Theramenes. Die vermeintlichen Widersprüche kämen demgegenüber nicht in Betracht; denn entweder handle es sich um nicht-genuine Stellen, oder es ließen sich die in beiden Schriften zutage tretenden Auffassungen miteinander vereinen. Auch Stil und Sprache (die Vermeidung des Hiatus) beider Werke werden zu dem genannten Zwecke genau verglichen und dienen weiterhin zum Nachweise des aristotelischen Ursprunges; denn die Verschiedenheit des Stiles erkläre sich durch den besonderen Charakter beider Schriften. So sei man keineswegs genöthigt, mit Cauer, Rühl u. A.

wegen einzelner Mängel, welche die Schrift aufweise, dieselbe Aristoteles abzusprechen, da ja auch sicherlich echte Schriften des Aristoteles nicht von ihm herausgegeben worden seien. Es wäre ja möglich, dass die *Ἀθηναίων πολιτεία* allerdings von Aristoteles herrühre, aber von einem seiner Schüler veröffentlicht worden sei. Doch sei auch Aristoteles nicht „omniscient" gewesen und die *πολιτεῖαι* nicht frei von „corruption". Am Schlusse des Paragraphen gibt S. darüber Auskunft, wie viele Fragmente des genannten Werkes vor der Entdeckung des britischen Papyrus bekannt waren. Kann man auch nicht in allen Einzelheiten dem Verf. beistimmen, so wird man gleichwohl die Meinung nicht zurückhalten können, dass derselbe mit selbständigem Urtheile sich in den verschiedenen Fragen eingearbeitet und seine Entscheidung jedesmal nach gründlichem Studium getroffen hat.

§. 8 handelt des genaueren über die Quellen der *πολιτεία* und besonders eingehend über den Einfluss, den die Atthiden auf die Schrift in weit höherem Grade als auf die *πολιτικά* geübt haben, endlich über das Verhalten des Aristoteles gegenüber seinen Quellen wie auch in jenem Falle, wo ihm keine amtlichen oder literarischen Quellen zugebote standen. §. 9 bietet eine ausführliche Inhaltsangabe der *πολιτεία*, §. 10 (auf $8^1/_2$ Seiten kleinen Druckes) die Zusammenstellung der auf diese Schrift bezüglichen und der zur Abfassung des sachlichen Commentars herangezogenen Literatur, §. 11 das Verzeichnis der im kritischen Commentar gebrauchten Abkürzungen, §. 12 das der ab und zu gebotenen Abbildungen.

In den Addendis begegnen wir vor allem Zusätzen, wie sie die während des Druckes der vorliegenden Arbeit erschienene Literatur dem Verf. an die Hand gab.

Es braucht wohl nicht erst hervorgehoben zu werden, dass S. in der Einleitung überall die nöthigen Quellen- und Literaturbelege gebracht hat.

Im übrigen ist die Ausgabe in derselben Weise angelegt wie S.s Ausgabe von Demosthenes' Leptinea, welche Ref. in dieser Zeitschrift 1890, S. 1078 ff. angezeigt hat. Unmittelbar unter dem Texte folgt die lateinisch geschriebene adnotatio critica sammt den testimoniis, unter diesen der in englischer Sprache verfasste erklärende Commentar.

In der Constituierung des Textes hält sich der Verf. im allgemeinen conservativ und ist vorsichtig gegenüber den Conjecturen der Neueren. Wird nun auch der einzelne nicht jeden der von ihm vorgebrachten oder gebilligten Vorschläge als richtig gelten lassen, so wird er doch nicht leugnen können, dass es S. gelungen ist, durch Benützung sowohl eigener als fremder Vermuthungen den Text weiter zu fördern.

Die kritischen Noten sind sehr genau, ohne durch unnöthigen Ballast überladen zu sein, auch mit Parallelstellen ver-

sehen, insbesondere aber zur Rechtfertigung der Orthographie bestimmter Wörter mit Verweisen auf gleichzeitige Inschriften.

Die testimonia sind im einzelnen gegenüber den Vorgängern nicht unbeträchtlich erweitert.

Der Commentar berücksichtigt in gleicher Weise die sprachliche wie die sachliche Seite der Schrift. Vor allem werden besondere Bedeutungen einzelner Wendungen, Phrasen und Constructionen durch reichliche Parallelstellen verdeutlicht, auch ausführliche kritische Bemerkungen eingeflochten. In dieser Beziehung tritt des Verf.s reiche Belesenheit auf Schritt und Tritt klar zutage. Die sachlichen Bemerkungen sind ebenso gründlich und eingehend gehalten und betreffen in gleicher Weise die Chronologie, Topographie, die Geschichte und die Antiquitäten in ihren verschiedenen Theilen. Überall verzeichnet der Verf. die antiken Quellen, insbesondere auch die einschlägigen Inschriften zur Ergänzung und zur Beurtheilung des aristotelischen Berichtes, überall die entsprechenden Literaturnachweise, wie es ja überhaupt mit aller Anerkennung hervorgehoben werden muss, dass sich S. über alle Fragen, deren Studium zur Erklärung von Aristoteles' Schrift nöthig ist, eingehend und gewissenhaft unterrichtet hat. Der Commentar ist weit reichhaltiger als der Kenyons.

Die Fragmente aus Heraclides' Epitome und die Fragmente aus dem ersten Theile der Schrift bietet der Verf. in ähnlicher Weise wie Kaibel-Wilamowitz.

Äußerst wertvoll ist der beigegebene, vollständige index Graecitatis, der auch die schon früher bekannten Fragmente der vorliegenden Schrift berücksichtigt und recht praktisch angelegt ist, da in demselben genau angedeutet wird, ob ein Wort sich sonst überhaupt nicht oder nur nicht in den übrigen als aristotelisch bekannten Schriften vorfindet, ob die einzelnen Wörter dem Texte des Schriftstellers selbst oder den von ihm benützten Dichtern und Decreten angehören; ferner sind auch Belegstellen aus anderen Werken des Aristoteles beigeschrieben, die insbesondere dadurch an Bedeutung gewinnen, dass sie zum Theile den Berliner index Aristotelicus ergänzen. Die Trennung in einen sprachlichen und sachlichen Theil unterließ der Verf., bietet aber entsprechende Aufklärung über das rein Sachliche der *πολιτεία* in einem englischen Index, in welchem er unter anderem auch, allerdings nicht mit consequenter Gleichmäßigkeit, die Namen der modernen Forscher aufnimmt, denen er bei seiner Arbeit gefolgt ist.

So kann Ref. vorliegende Ausgabe nur aufs wärmste anempfehlen und den Wunsch aussprechen, dass alle über die *'Αθηναίων πολιτεία* des Aristoteles in Zukunft erscheinenden Schriften mit derselben Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit ausgearbeitet würden wie S.s Commentar, der auch den Verfassern von Erklärungsschriften überhaupt zum Muster dienen kann.

Wien. V. Thumser.

Des C. Sallustius Crispus Bellum Catilinae, Bellum Jugurthinum und Reden und Briefe aus den Historien. Zum Schulgebrauch herausgegeben von August Scheindler. 2. Auflage. Mit einer Karte. Leipzig, G. Freitag 1891. 8°, XIII und 174 SS. Preis geh. 1 Mk., geb. 1 Mk. 25 Pf.

Scheindlers Sallust-Ausgabe war gleich bei ihrem ersten Erscheinen im Jahre 1883 eine tüchtige Leistung. Die vorliegende 2. Auflage bietet in jeder Beziehung, sowohl was den Inhalt, als auch die äußere Ausstattung anbelangt, einen erfreulichen Fortschritt.

Voran geht eine sorgfältig abgefasste, den neuesten Forschungen Rechnung tragende Einleitung, in folgende Abschnitte gegliedert: 1. Sallusts Leben, 2. Sallusts Werke und 3. Würdigung des Geschichtsschreibers Sallust. Daran schließt sich die aus der 1. Auflage bekannte, aber vielfach berichtigte Zeittafel zu den aufgenommenen Schriften und zur Biographie des Sallustius. Von den Schriften Sallusts fanden nebst dem bell. Cat. und bell. Jug. die Rede des Lepidus, des Philippus, des Cotta und des Macer und die Briefe des Pompeius und des Mithridates Aufnahme. Die für die Schule ohnehin nicht in Betracht kommenden Stücke der 1. Auflage und zwar die oratio und die epistola ad Caesarem senem, dann die beiden Schmähschriften des Sallust und Cicero ließ Sch. nicht mehr abdrucken. Schließlich ist noch ein 'Alphabetisches Verzeichnis der Eigennamen' angehängt, das aber nicht bloß die Namen, sondern auch, was davon in den genannten Schriften erwähnt wird, sammt Stellenangaben enthält. Der Umstand, dass die Einleitung und das eben genannte Verzeichnis deutsch abgefasst sind, beweist, dass Verf. und Verleger die Zeitströmung verstehen. Lateinisch abgefasste Einleitungen und Erklärungen liest außer dem zünftigen Philologen ohnehin niemand; der Schüler wenigstens gewiss nicht.

Der Text ist, wie das für Sallust selbstverständlich ist, nach Jordans Grundsätzen hergestellt. Demgemäß weicht die vorliegende Ausgabe wenig von der ersten ab, die eben auf Jordan fußte. Dadurch aber, dass Sch. in dieser Auflage den Parisinus noch mehr berücksichtigte, ist der Unterschied zwischen seiner und Jordans Ausgabe nur noch geringer geworden.

Bezüglich der Stellung, die Sch. überhaupt den Schulausgaben gegenüber einnimmt, äußert er sich selbst in der Vorrede. Man müsse nicht eben nur nach leicht lesbarem Texte streben. Wir sollten uns auch da scheuen, „die platte Weisheit der Abschreiber oder ihre zufälligen Irrthümer, wenn sie auch dem seichten Verstande noch so nahe liegen, für das tiefer liegende, schwerer zu findende Gold des Schriftstellers einzutauschen. Das Nächste ist eben doch nicht immer das Beste, gewiss nicht einem so raffiniert berechnenden Stilisten wie Sallust". Richtig, doppelt richtig für Sallust, von dem Lenaeus bei Sueton (de gramm. 15) sagt, er sei gewesen et vita *scriptisque monstrosum*, praeterea priscorum Catonisque verborum ineruditissimum furem. Dass bei einem solchen

Schriftsteller „das Gold" schwer zu finden ist, wer mag dies leugnen? Wenn aber ein gewiss sehr berufener Beurtheiler in dergleichen Dingen, wenn Cicero (Brut. 252) von Cäsar sagt, dass er oratorum loqui *elegantissime,* oder wenn an demselben Schriftsteller Quintilian (X 1, 114) die mira sermonis — *elegantia* lobt, oder wenn es endlich bei Hirtius praef. 7 heißt: „erat in Caesare *facultas atque elegantia summa scribendi*", da weiß ich nicht, wie man mit dem 'schwerer zu findenden Gold' des Schriftstellers zurechtkommen soll. Die beiden Cäsarianischen Handschriftenclassen, mit diesen Urtheilen zusammengehalten, führen da nothwendig von den lacunosi auf die integri, wie es auch die neuere Kritik verlangt. Wo bleibt aber das 'schwerer zu findende Gold?' Ich wollte mit diesen meinen Erwägungen aber auch in diesen Dingen zur Vorsicht mahnen. Wie schwierig da die Entscheidung oft wird, zeigt uns Sch. selbst an mehreren Stellen. Ich greife z. B. Jug. 14, 1 heraus. Sch. ediert mit V und Jordan 'adfinium loco'; P bietet 'in adfinium locum', was Schmalz z. B. aufnahm, und dies hätte auch Sch. nach seinen eigenen Erwägungen thun sollen. Ähnlich ist's Jug. 38, 1, wo Sch. fore gegen die La. in P fuere bietet; fuere steht auch bei Jordan. Jug. 53, 5 an einer vielfach behandelten Stelle hat P fessi laetique, was Eussner aufnahm und mit Recht, denn die Begründung für laeti — Sch. strich es — ergibt sich aus dem unmittelbar Vorhergehenden; vgl. die ähnliche Situation in Jug. 68, 3. Zu bessern gibt es hier gar nichts. Warum Jug. 38, 3 passuum (P) ausblieb, ist nicht einzusehen. Doch genug. Im allgemeinen muss man sagen, dass Sch. seine Aufgabe sehr ernst aufgefasst und wirklich an seiner ersten Ausgabe in jeder Richtung gebessert hat. Namentlich hat er auch die Bedenken und Vorschläge der Kritiker seiner ersten Auflage gebürend berücksichtigt.

Die Orthographie ist genauer geworden. Die theilweise Inconsequenz Jordans wandelt er zur vollständigen Consequenz und schreibt z. B. durchwegs die Formen auf -vus und -vum (-uum) gegen -vos, -vom der ersten Ausgabe. Er schreibt nur mehr beneficium, trennt si (ne) quis usw., assimiliert nicht conmunis u. ä. — In den Eigennamen trat die entsprechende Änderung nach Jordan in Cat. 18, 2; 47, 1; 4 ein. Lücken, Klammern und Kreuze der ersten Ausgabe verschwanden mit Recht Cat. 43, 1; 46, 5; 51, 27; 55, 1; Jug. 88, 4; 95, 3; 100, 1 und 108, 2. Auch die Interpunction ist reichlicher und sorgfältiger geworden. So ist z. B. Jug. 15, 2 durch die Interpunction nach extollere die richtige Beziehung zum Ausdruck gekommen. Ähnlich ist es nun 31, 18. Den Wert der Ausgabe erhöhen zwei Kärtchen.

Der Druck ist schön und correct. Mir fiel auf Cat. 51, 53 hominnti faes tacinoris für homines tanti facinoris, Jug. 10, 8 das aus der ersten Ausgabe herübergeschlichene obvervate; ab oppida Jug. 88, 3 und orat. Macri 7 defendund*á*; im Verzeichnis und auf der Karte steht Düsis, im Texte dagegen Durium.

So ist denn Sch.s Sallust-Ausgabe thatsächlich unter ähnlichen Unternehmungen eine der besten.

Präparationen für die Schullectüre griechischer und lateinischer Classiker. Herausgegeben von Dr. Krafft u. Dr. Ranke. Heft 4. 6. 18. Präparation zu Cäsars Gallischem Kriege. Buch I[2] (*a*), II—IV[2] (*b*), VI u. VII (*c*) Wortkunde. Von Fritz u. Jul. Ranke. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel 1892. 8°, 59, 43 u. 52 SS. Preis *a*) 75 Pf., *b*) 60 Pf. *c*) 60 Pf.

Rankes Präparationen haben im allgemeinen allseits eine gute Aufnahme gefunden. Mit Recht. Das was solche Hilfsmittel bezwecken können, eine vernunftgemäße Erleichterung einer an sich nicht besonders nutzbaren Arbeit, nämlich des (namentlich bei den noch ungeübten Quartanern) zeitraubenden Vocabelnachschlagens, diese Erleichterung gewähren sie im vollsten Maße. Mich insbesondere heimeln diese 'Präparationen' auch noch deswegen an, weil sie es sich nicht herausnehmen, durch eine zahlreiche grammatikalische Paragraphenreiterei und durch Vorkauung alles dessen, was der Lehrer im Verein mit dem denkenden Schüler oder der Schüler allein erarbeiten kann, vorwegzunehmen, den Lehrer überflüssig zu machen, aber zugleich auch das Interesse des Schülers zu ertödten.

Die Einrichtung ist folgendermaßen geartet: Unbekannte Vocabeln erscheinen capitel- und paragraphenweise sammt der gangbaren und der an der zugehörigen Stelle nöthigen Bedeutung fett gedruckt, die Art der Ableitung, die Zusammensetzung, die Grundbedeutung und die Wortfamilie wird dann in gewöhnlichem Druck beigegeben. Weises Maßhalten ist dabei besonders anzuerkennen. Quantitätszeichen und zwar nur Längen erleichtern die richtige Aussprache.

Zum Schlusse der Hefte sind wichtigere Wortverbindungen zusammengefasst. Im Hefte 6 und 18 sind überdies noch unter dem Titel 'Zur Stammverwandtschaft' die stammverwandten Wortgruppen in alphabetischer Ordnung angehängt. Stichproben, die Ref. anstellte, ergaben Vollständigkeit und Genauigkeit.

Und so stehe ich durchaus nicht an, die vorliegende Präparation den Herren Fachgenossen zu empfehlen.

Czernowitz. Dr. A. Polaschek.

Titi Livii ab urbe condita libri XXI. XXII. XXIII. XXX. Edidit Antonius Zingerle. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Dr. P. Albrecht, Geh. Regierungs- und Oberschulrath in Straßburg i. E. Mit 2 Karten. Leipzig, G. Freytag 1893. 8°, VII u. 334 SS. Preis geh. 1 Mk. 50 Pf., geb. 1 Mk. 80 Pf.

Dass sich die Auswahl in dieser für die Lehranstalten Deutschlands bestimmten Ausgabe auf die III. Dekade beschränkte, ist nur zu billigen, da diese sowohl sprachlich, wie auch sachlich

den Höhepunkt Livianischer Darstellung bildet; vgl. Fr. Fügner, J. Jahrb. f. Phil. u. Päd. II 188 , Heft 10 u. 11; auch zeigen die gewählten Bücher in sehr entsprechender Weise das Fortschreiten der punischen Macht, sowie deren Niedergang bis zur vollständigen Demüthigung im zweiten punischen Kriege.

Die mit sichtlicher Vorliebe und Neigung für den Autor geschriebene Einleitung, welche in erschöpfender Weise Livius' Leben, Werke und Geschichtschreibung behandelt und auf die vorlivianischen Historiker und Polybius Rücksicht nimmt, verräth überall die Hand eines tüchtigen Pädagogen und wird, da sie leicht fasslich und in warmem Tone geschrieben ist, gewiss das Interesse der Jugend für den Schriftsteller im vorhinein erwecken.

Von der Gestaltung des Textes kann nur all das Lobenswerte wiederholt werden, was Jahrg. 1892, S. 221 über die letzte Schulausgabe Zingerles gesagt wurde. Aus dieser wurden auch die Bücher XXI und XXII unverändert herübergenommen, während die übrigen von Z. in seiner bekannten besonnenen und sorgfältigen Weise überarbeitet wurden. Ein Vergleich des Textes der neuesten Luchs'schen Ausgabe mit den Z.s vom Jahre 1883 und 1885 zeigt in mancher Hinsicht (so in der Wertschätzung von P) Übereinstimmung, s. Z. in dieser Zeitschr. 1890, S. 416, ferner Stellen wie 24, 3, 3; 30, 23, 6; 42, 7; 43, 13. Anderseits musste auch Z. den Ergebnissen der Luchs'schen Arbeit gebürend Rechnung tragen; so finden wir von den neuen Änderungen bei L mit Recht aufgenommen: 23, 10, 4 ⟨esse⟩ ea; 23, 8 tempus [hoc]; 29, 10 ⟨cum⟩ cornibus; 48, 8 ceterum ipsum (Ruperti); 24, 8, 11 ⟨T.⟩ Otacilius; 15, 1 ⟨volones⟩ primi; 16, 11 aequati essent (Ruperti); 44, 4 ⟨P.⟩ Lentulo; 30, 5, 10 hausit flamma und 10, 16 harpagones vocat miles (P); 42, 7 nequaquam ipsi simile (Novák); 44, 12 apud Carthaginienses Hannibal (C); sonst stimmt jetzt Z. mit Luchs überein: 23, 3, 5 deque eorum (Madvig); 3, 13 occurrerant (J. H. Voss); 7, 3 exspirarunt (Heusinger); 7, 11 et ipse (Gruber); 12, 2 equites (Luterbacher); 16, 14 fecerint (ς); 16, 16 tunc [vincentibus] difficilius (Ruperti); 23, 6 qui minores magistratus cepissent (Stroth); 29, 2 propositum est (Hs.); 31, 12 consuli subrogando (Madvig); 32, 19 iis ([illegible]); 34, 4 Valeriusque Flaccus (Hs.); 49, 9 ab Romanis (Luterbacher); 24, 1, 3 ac portas (ς); 5, 9 adsumptum (Ruhnken); 21, 3 ⟨et⟩ spes (Madvig); 24, 5 in specimen atroci (Weissenborn); 33, 6 pateat (Crévier); 36, 3 praefecto classis (M. Müller); 42, 7 Galli plerique (Valla); 45, 11 nuntii ad Hannibalem missi (ς); 30, 28, 3 docere (Putsche); 42, 19 velit (Σ^3); 44, 11 apud Carthaginienses Hannibal (C). Nach H. J. Müller ist geschrieben: 23, 22, 4 non patrum solum inopiam; 47, 8 vera⟨ea⟩sit; 24, 37, 9 ⟨id⟩ esset; 48, 5 remaneret; 30, 30, 21 ⟨ad spem⟩ eventus; nach Fügner 23, 5, 13 quas contingere; 10, 3 Decium; [eum] postulare; 32, 20 [et] T. Otacilius; 34, 4 adducti ⟨sunt. is⟩ cum; 41, 11 ⟨vento⟩ aestuque saevo; sonst notierte Ref. 23, 13, 5 de ferenda (Wölfflin);

42, 3 postquam iis (ς, Madvig); 24, 18, 9 tam atroci (A. Rubens, Novák); 30, 25, 6 celeritate summa praeterlabentum (nach M. Müller und Nóvak) 35, 3 Italicos incertos (BC); Änderungen, welche durchweg gebilligt werden können. An vielen Stellen (z. B. 23, 1, 1; 5, 4; 33, 8; 41, 7; 24, 43, 2; 30, 35, 4) blieb Z. bei dem früheren Texte; dagegen hätten Aufnahme verdient 23, 8, 3 ab Deci (H. J. Müller); 36, 10 wird ein Particip zu prodigiis wohl vermisst, ebenso 41, 7 ein Wort wie obsides; 30, 35, 3 ist ad mille et quingenti zu schreiben (s. Fügner, Lex. Liv. Sp. 492 ff., auch 22, 50, 11 änderte Z. demgemäß); 27, 1 fehlt consules (Luchs) wohl durch ein Versehen (s. diese Zeitschr. 1890, S. 417). Die dem Text am Rande beigefügten kurzen Bemerkungen über den Inhalt ermöglichen eine rasche Orientierung und eine größere Übersichtlichkeit; dagegen sollten in den Bchrn. XXIII, XXIV, XXX die eingeklammerten interpolierten Stellen (s. 23, 19, 18; 35, 14; 24, 26, 15; 49, 8 u. a.) entfernt werden.

Dem Texte folgt S. 302—307 eine kurze Darstellung des römischen Kriegswesens zur Zeit der punischen Kriege; die Behandlung der Feldzeichen, des Belagerungskrieges (aus der Lectüre Cäsars bekannt) könnte kürzer, die des Commandos und der Socii eingehender sein. Das Verzeichnis der Eigennamen (S. 308—334) ist sehr sorgfältig gearbeitet[1]).

Somit wünschen wir, das in pädagogischer, wie in wissenschaftlicher Hinsicht vorzügliche Buch möge in seinem Bestimmungskreise den wohlverdienten Beifall finden.

Chrestomathie aus Livius. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Josef Golling. Wien, Alfred Hölder 1892. 8°, XI u. 344 SS. Preis geh. 96 kr., geb. 1 fl. 8 kr.

Um die Schwierigkeiten, welchen die Lectüre des Livius begegnet, zu erleichtern, schickt G. zur Einführung der Schüler in dieselbe acht kurze, in sich abgeschlossene und inhaltlich bekannte Stücke aus dem II. Buche (10 Horatius Cocles; 12 u. 13, 2 u. 5 Mucius Scaevola; 13, 6—11 Cloelia virgo; 19 u. 20 Die Schlacht am See Regillus; 32, 8, 12 Menenius Agrippa; 33, 5—9 Coriolans erste Kriegsthat; 39, 9—40, 12 Coriolan als Verbannter im volskischen Lager vor Rom; 48, 5—50 Untergang der 306 Fabier) mit Commentar unter dem Texte voraus. Dieser Vorgang wird gewiss gute Früchte bringen, auch halten wir einen Commentar für sehr erwünscht, wenn er auch nicht gerade unter dem Texte zu stehen braucht. Es folgen nun die Bücher I (ohne Präf. und Periocha, was nur zu loben ist), XXI und XXII, hierauf eine Aus-

---

[1]) Zu corrigieren ist in demselben Alorcus 21, 12, *4*; Bi*g*erra; anders zu kürzen bei Insubres: Gallia cis.; erwünscht wäre wohl die Angabe der Quantität gewesen. Im Texte ist zu verbessern: 23, 42, 5 *e*xaudire, 24. 8, 10 incl*in*avit, 30, 40 die Eintheilung der Paragraphen 2, 3 und 4.

wahl aus den übrigen Büchern (III, 26—29, 6 L. Quinctius Cincinnatus; III, 33—49 Die Decemviren; Tod der Verginia; 50 bis 55 Zweite Seccessio der Plebs; Sturz der Decemviren; IV 1—7 Die Rogationen des C. Canuleius; Einsetzung der Consulartribunen, 8 Einsetzung der Censur; 5, 19—23, 7 Eroberung Vejis; 5, 35, 3—49 Eroberung Roms durch die Gallier, 6, 34, 35, 39—42 Beendigung des Ständekampfes durch die Licinischen Gesetze; 26, 9 Hannibal ante portas; 26, 18; 19, 1—9 Der junge P. Cornelius Scipio, 27, 19, 2—12 Scipio und der numidische Gefangene; 30, 19 (10)—20 Rückberufung Hannibals aus Italien; 33, 12—13 T. Quinctius Flamininus und König Philipp von Macedonien; 33, 32 und 33 Die Isthmien des Jahres 196; 39, 49—51; 52, 1, 7—9 Tod Philopoemens, Hannibals und Scipios; 45, 7 (4)—8 Der besiegte König Perseus vor dem Consul L. Aemilius Paulus). Die Auswahl, welche, gleich dem Plane dazu, nach G.s Versicherung auf Hrn. Landes-Schulinspector Dr. J. Huemer zuzückzuführen ist, enthält leider nur einen Bruchtheil des zur Verfügung gestellten Materials; auch Ref. bedauert, dass die Sammlung nicht reichhaltiger ist, namentlich sind Marcellus, Q. Fabius Maximus nicht vertreten; die Unterredung zwischen Hannibal und Scipio, die Schlacht bei Zama und der Abschluss des Friedens mit den Stellen aus B. XXXIX hätten einen würdigen Abschluss des II. punischen Krieges gegeben.

Der Text selbst ist mit sorgfältiger Prüfung der einzelnen Stellen gearbeitet und lehnt sich, wie G. selbst hervorhebt, an die neuesten Ausgaben Zingerles, mehr noch H. J. Müllers (unter gewissenhafter Heranziehung der Bemerkungen desselben in den Jahresberichten des Berliner philologischen Vereines) an. Trotzdem der Text durchweg gut lesbar ist, tritt meist ein conservativer Zug und das Bestreben, möglichst wenig an der Überlieferung zu ändern, hervor, z. B. 1, 7, 5 aversos eximium quemque; 19, 2 adsuescere; 25, 13 quo prope; 26, 8 de provocatione, 43, 12 centuriae [primum] peditum vocabantur, 53, 8 se inde, die Lesart in M ist festgehalten z. B. 1, 3 Troiano inde; 2, 6 fluvium; 7, 1 sese; 16, 6 venerabundus; 25, 9 Curiatios; — 21, 13, 8 ex his rebus; 28, 2 et ex adverso, 45, 8 mactasset et; 63, 2 consilium erat; — 22, 5, 6 claudebat; 16, 8 accensis cornibus; 19, 12 tam multis; 55, 8 conticuerit recte tumultus. Von den neuen Lesarten in Zingerles Schulausgabe[3] (s. in dieser Zeitschrift 1892, S. 221 ff.) finden wir fast die Hälfte bei G. [1]); nach H. J. Müller: 1, 24, 7 audiat; 54, 5 prae ⟨ceteris⟩ Gabiis; 21, 8, 4 ⟨ubi⟩ multifariam; 37, 5 vale

[1]) Im I. B.: 3, 4; 26, 6 u. 8; 27, 11; 32, 8; 34, 6; 54, [illegible]; III 10, 12; 26, 7; 31, 6; 33, 5; 38, 6; 49, 9; 52, 9; 56, 9; 57, 2 u. [illegible] 12; 58, 10; XXII, 1, 11; 3, 11; 6, 8; 12, 10; 13, 7; 19, 7; 20, [illegible] 18; 23, 6; 27, 8; 33, 6; 35, 4; 37, 10; 49, 10; 50, 11; 51, 5; 58, [illegible]; 60, 10.

apricas, campos, colles; 40, 10 quam ne cui, vos cum; 52, 11 hostium ⟨numerus cecidit, et penes⟩; 22, 1, 11 ⟨et⟩ sortes; 38, 9 mirari se, quidni, qui dux; 40, 3 evenirent; si quid; 41, 5 imperitare ⟨consules⟩; 47, 3 stantibus confertis; von genauer Kenntnis der neuesten Literatur zeigt die Aufnahme von Stellen wie: 1, 43, 13 urbe divisa collibus, qui (L. Winkler), 46, 6 muliebri⟨ter⟩ cessaret (Corneliesen), 7 cum impari iunctis elanguescendum (Novák; dürfte wenig Beifall finden); 21, 20, 9 in exspectationem (Gustafsson); 22, 4 sed aptatae (Fügner); 33, 4 per vias ac devia (Widmann); 22, 4, 6 insederat (Fügner), 56, 7 ⟨a⟩ classe (Luchs); gut ist die Schreibung 21, 35, 12 ab lapsu; 54, 6 ab destinato; 22, 13, 1 cladibusque. Aufnahme hätten verdient: 21, 3, 6 ne quando (H. J. Müller); 19, 11 ⟨e⟩ finibus (Fügner); 22, 42, 8 [auspicio] non (Fügner). Geändert wurden mehrere für Schüler anstößige Stellen 1, 34, 2 (uxore relicta), ferner 4, 2 und 7, 39, 5, 58, 2—5, 21, 3 und 4, 22, 57, 2 und 3 (nach Zingerles Vorgang).

Während der Text genug Lobenswertes bietet, dürfte die Art des Druckes (nach Widmanns Vorgange) weniger Beifall finden: so ist die Oratio obliqua durch schrägen Druck gekennzeichnet, die Verba finita, leitenden Participia und Gegensätze sind durch gesperrte Lettern hervorgehoben; nach der Lectüre des VII. Buches aus Cäsars Bell. Gall. dürfte ein Schüler, schwierigere Perioden ausgenommen, wohl einer derartigen Hilfe entrathen können. Die Setzung des Längenzeichens über jedes Ablativ-A (z. B. 1, 1, 1 Troiā captā; 14, 8 impulsā Romanā acie) ist gewiss überflüssig; nützlich dagegen die Angabe der Quantität an Stellen, wie: 2, 12, 5 arcē, 9 audaciā, 21, 58, 3 in ipsā orā, die Bezeichnung der Genetive deūm, sociūm u. ä.[1])

In der Einleitung werden vorerst das Leben und die Werke des T. Livius knapp behandelt; erwähnt könnte werden, dass L. sein Werk wohl bis zu Augustus' Tode in 150 Büchern (die Zahl 142 muss befremden) fortführen wollte und zuerst eine Gesammtgeschichte Roms bis zu seiner Zeit schrieb[2]). Der zweite Theil behandelt den lateinischen Periodenbau (nach Nägelsbach, Latein. Stil.), wobei eine eingehendere Behandlung der Participien (s. Schmalz in J. Müllers Handbuch II², S. 563 ff.) erwünscht wäre.

Der Commentar, der leider nur den Stücken aus dem II. B.

---

[1]) Dagegen fehlt die Angabe der Quantität z. B. 1, 34, 7 cupīdo und bei den Eigennamen; vgl. Zingerle in dieser Zeitschrift 1889, S. 740 f.

[2]) Eigenthümlich klingt der Satz S. V, dass der ethisch-rhetorische Zweck Livius „verleitete, von einer gründlichen Durchforschung der Quellen und ihrer kritischen Sichtung abzusehen", ein Tadel, welcher relativ zu hart ist. — Ferner unterscheidet sich die Ausdrucksweise des Livius von der Cäsars und Ciceros nicht nur durch archaistische und poetische, sondern auch vulgäre Anklänge und lebendige Neubildung in der Sprache, worin er geradezu zum Vorläufer des Tacitus wird.

beigegeben ist, ist in derselben präcisen Weise gehalten, wie des G.s zu Ovids Carmina selecta[1]).

Der Appendix (Index legum, 14 SS.) gibt eine Reihe wichtiger Gesetze im Wortlaute der Quellen und soll bei der Lectüre und im Geschichtsunterrichte benützt werden; schade, dass er nicht (der Anlage nach) alle in der Schullectüre umfassenden Leges enthält und wegen Mangels an Raum auf fast die Hälfte reduciert wurde (unbegreiflich, da die Sammlung um 50 Capitel, also beinahe ein ganzes Buch, weniger Text enthält, als Zingerles Ausgabe). Die Beigabe von Karten würde dem hübsch ausgestatteten und sorgfältig gearbeiteten[2]) Büchlein des unermüdlichen Verf.s, dem wir für sein anregendes und verdienstliches Werk nur Dank wissen, gewiss nützen.

Waidhofen a. d. Thaya. Dr. Ad. M. A. Schmidt.

Ägyptische Urkunden aus den königlichen Museen zu Berlin.

Herausgegeben von der Generalverwaltung. Griechische Urkunden. 1.—3. Heft. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1892. 4°. à Heft 32 Bl. Preis 2 Mk. 40 Pf.

Zu dem Bestande an Papyrusblättern, welchen die Museen von Berlin, Leyden, London, Neapel, Paris, Rom, Turin, Wien früher aufwiesen, ist in den letzten 15 Jahren ein reichlicher Zuwachs gekommen, der nach Wien, London und Berlin geleitet wurde. Der Verwaltung der Berliner Papyri gebürt das Verdienst, mit einer systematischen Publication der neu erworbenen Schätze zuerst auf den Plan getreten zu sein. In anspruchslosen Heften zu 32 einseitig beschriebenen Blättern in Groß-Quart, welche in so rascher Folge erscheinen, dass zu den drei mir vorliegenden mittlerweile drei weitere hinzugetreten sind, werden Umschriften der auf Verwaltung, Rechts- und Privatleben bezüglichen Berliner Papyri mit den nöthigsten Angaben über Größe, Zeit, Fundort und Literatur, mit Auflösung der Abkürzungen und Siglen, sowie mit Verdeutschung der im Text vorkommenden Data autographiert. Das erste Heft enthält 20 von Prof. U. Wilcken, das zweite 30 von Fr. Krebs, wohl dem Verf. des ersten Heftes der Schanz'schen Beiträge zur historischen Syntax, das dritte 31 von P. Viereck, dem Verf. des sermo Graecus, bearbeitete Nummern. Die lose Verbindung der Blätter gestattet, ohne Schwierigkeit die Nummern in beliebiger Reihenfolge anzuordnen.

---

[1]) Überflüssig sind die Noten zu 4, 2 paene dedit, 2, 19 quae postea sunt Mucia prata appellata; 1, 7 ist zu unterscheiden das subst. Neutrum eines Adj. mit part. und qualit. Genetiv; wenig deutlich ist die Note zu 1, 11 ita sic.

[2]) Von kleinen Unebenheiten seien erwähnt: 1, 19, 6 und 42, 5 steht describit (descripsit), 1, 54, 9 exilium (59, 11 u. s. exsules); 1, 6, 8 Numitori; S. XI unter 6 ist 1–5, 7—12 zu streichen.

Der Inhalt, welchen die theilweise in kläglich fragmentiertem Zustand auf uns gekommenen Papyrusstücke bergen, ist so reichhaltig, so mannigfaltig, dass kein Philolog achtlos an ihnen vorübergehen darf. Sie gewähren uns nicht bloß einen klaren Einblick in die verborgensten Falten des täglichen Lebens, sondern haben uns auch eine unerwartet große Menge wertvollsten literarischen Gutes erhalten. Es ist daher im Namen der Alterthumswissenschaft die dringende Forderung zu erheben, dass ebenso, wie sämmtliche antiken Inschriften in großen Sammelbänden vereinigt werden, wie aus Handschriften alle auf das griechischrömische Alterthum bezüglichen Stücke immer vollzähliger publiciert werden, so auch eine erschöpfende Veröffentlichung der in aller Welt verstreuten Papyrusfunde in absehbarer Zeit zustande komme. Zur Vorbereitung einer solchen abschließenden Publication sind in erster Linie die großen Papyrus-Sammlungen berufen. Berlin hat einen energischen Anfang gemacht, das Seinige zu dem großen Werke beizutragen; auch Wien kann nicht mehr lange zögern.

Vor zehn Jahren wurde dank einem hochherzigen Entschlusse Seiner kaiserlichen Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Rainer ein bedeutender Grundstock von Papyri für Wien erworben. An diesen Rohstoff trat Prof. Karabacek heran: er hat mit unübertroffenem Geschicke die Knäuel des zerbrechlichen Gewebes lesbar gemacht und die chaotisch wirre Masse geordnet; unter seiner kundigen Leitung ist in aller Stille die Sammlung zu einem kleinen, stilgerecht ausgestatteten Museum herangewachsen, in welchem eine große Zahl ausgewählter Papyri, nach der bewährten Methode des Sammlungsleiters präpariert, der allgemeinen Besichtigung zugänglich sind. Jeder gelehrte Gast ist überrascht und erfreut über den ungeahnten Reichthum und die sinnreiche Einrichtung der Sammlung. Aber auch wissenschaftliche Bearbeitung haben die Papyri in diesem Zeitraume gefunden. Abgesehen von der Behandlung, welche einzelne Stücke in v. Hartels Festvortrag 1886, in Wesselys Dissertation 1882, in den Wiener Studien und sonst erfahren haben, ist für die Sammlung, über deren Reichthum der jüngst erschienene Führer durch die Papyrus-Ausstellung orientiert, in den „Mittheilungen aus der Sammlung der Papyrus Erzherzog Rainer“ ein eigenes Organ gegründet worden, welches Gediegenheit des Inhalts mit geschmackvoller Eleganz der äußeren Erscheinung verbindet und allgemein mit Anerkennung begrüßt wurde. Sie brachten die grundlegenden Untersuchungen über die Geschichte des Papiers, sie schenkten uns Perlen, wie das nichtkanonische Evangelienfragment, das älteste liturgische Bruchstück, die Abschnitte aus dem *Ὀδυσσεὺς αὐτόμολος* des Epicharm und der Hekale des Kallimachos, den wertvollen Partiturrest zum Euripideischen Orestes; und es sind damit in der That Goldkörner aus der Flut der Papyri herausgezogen worden. Aber so herrlich die Goldkörner glänzen, auch die Flut will in ein Bett

gefasst und nutzbar gemacht sein; und es drängen ja die erzielten Erfolge und Leistungen wie von selbst dahin, ihre Vollendung und Krönung in einer würdigen Publication sämmtlicher Papyrus-Texte zu erhalten. Von den Mittheilungen sind derartige Abschriften vollständiger Texte, soweit sie nicht von literarischer Bedeutung sind, grundsätzlich ausgeschlossen, da sie ihrer Bestimmung nach nur Untersuchungen Raum gönnen. Durch diese Untersuchungen haben sich die Betheiligten unleugbare Verdienste erworben; jedoch es ist zu wünschen, dass eine andere, freilich durch völlige Selbstlosigkeit bedingte, aber desto verdienstlichere Art des Vorgehens in den Vordergrund trete: es gilt zunächst, nicht in eindringenden Untersuchungen eigene Befriedigung zu finden, sondern die natürliche Lust an der Forschung vorläufig zurückzudrängen und die gewonnene Kraft mit entsagungsbereiter Selbstverleugnung in der exacten Lesung und wortkargen Veröffentlichung der Texte selbst zu erproben; auch hier zeigt sich in der Beschränkung erst der Meister. Einzig und allein durch eine solche zielbewusste Unterordnung der persönlichen Neigungen unter das allgemeine Beste ist eine ausgiebige Verwertung des in der Sammlung aufgespeicherten Gutes zu erhoffen.

Ein einfaches Rechenexempel lehrt, wie wichtig es ist, baldigst mit einer fortlaufenden Wiener Publication der Papyrus-Texte unter Verzicht auf verzögernde Commentare aufzutreten. Wenn es gelänge, in ungestörter Gleichmäßigkeit alljährlich zehn Hefte mit je 30 Papyrus-Texten der Öffentlichkeit zu übergeben, so würden trotzdem in einem vollen Jahrzehnte nicht mehr als 3000 Papyri bewältigt sein; mehrere Jahrzehnte wären demnach selbst bei so gesteigertem Vorwärtsdrängen erforderlich, um die Fülle der erzherzoglichen Sammlung zu erschöpfen. Würde dagegen in dem bisherigen Tempo der Mittheilung von Papyrus-Texten fortgefahren, so wäre es dem Gesagten zufolge wohl überhaupt völlig aussichtslos, eine Erschöpfung des vorhandenen Textmaterials in absehbarer Zeit erwarten zu wollen.

Es scheint mir geboten, einmal offen und nachdrücklich auszusprechen, dass gerade die Texte es sind, welche die gelehrte Welt ungeduldig erwartet und ein Recht hat zu erwarten. Wie dankbar sie für ungesäumte, schlichte Mittheilung von Texten ist, dafür zeugt der ungetheilte, warme Beifall, den die Papyrus-Publicationen der Engländer und Berliner überall gefunden haben. So halte ich es denn für eine wissenschaftliche und zugleich patriotische Ehrenpflicht, mit den Schätzen der erzherzoglichen Sammlung, welcher von einem auswärtigen, zu einem sachlichen Urtheile befähigten Gelehrten numerische und qualitative Überlegenheit über die Berliner Sammlung zugesprochen wurde, nicht länger zurückzuhalten, sondern sie ehestens mit offener Hand reichlich und stetig mitzutheilen. Dies entspricht schwerlich bloß einer mit immer größerer Entschiedenheit sich formulierenden Forderung der Fachkreise; man

geht sicher nicht fehl in der Voraussetzung, dass ein solches wahrhaft liberales Vorgehen vor allem dem edlen Sinne des hohen Besitzers am meisten gerecht werden würde.

Es kommt einem solchen Unternehmen sehr zustatten, dass die drei Gelehrten, welche von Anfang an die Entstehung und Entfaltung der Anstalt miterlebten, sich in langjähriger Thätigkeit jeder in die Papyri seines Sprachgebietes so vollständig hineingearbeitet haben, dass sie das vorhandene Material überschauen. Aber speciell die Zahl der griechischen Urkunden ist so groß, dass die Kraft Wesselys, der sich ihnen bisher allein hat widmen wollen, selbst wenn man die Ausdauer seiner Augen und die Energie seiner Arbeit, die ich nach Gebür zu würdigen glaube, noch so hoch anschlägt, nicht entfernt ausreicht, sie alle allein zu bewältigen. Es trifft sich daher glücklich, dass der Wiener Studienplatz, der noch vor einem Menschenalter an wissenschaftlich producierenden Kräften Mangel litt, gegenwärtig bereits eine ganze Reihe wohlgeschulter wissenschaftlicher Arbeiter zu stellen vermöchte, die im Laufe ihrer Studien sich die nöthige Gewandtheit in der Entzifferung von Papyri angeeignet haben. Eine Mehrheit von Mitarbeitern ist schon deshalb unbedingt wünschenswert, weil gerade bei der Cursive der Papyri eine Controle der Lesung durch andere vonnöthen ist und um so nöthiger, je mehr nachweislich mit der Fertigkeit im Lesen die Gefahr flüchtig zu lesen wächst. Dies ist es, worauf in letzter Instanz die bestehenden, ich glaube nicht unberechtigten Wünsche hinauslaufen, dass zur Durchführung der für unsere Augen nicht minder wie für fremde klarliegenden Aufgabe thunlichst viele der vorhandenen Kräfte der Wiener Schule herangezogen werden möchten.

Fänden diese Gedanken an maßgebender Stelle Zustimmung, so wäre es möglich, in nächster Zukunft mit einem heftweise erscheinenden Corpus papyrorum Raineri archiducis Austriae hervorzutreten. Jeder Lieferung könnten unter Verwertung der in den verflossenen Jahren hergestellten Photographien Schriftproben beigegeben werden, was für die Paläographie von höchstem Werte wäre. Solche Corpushefte würden an wissenschaftlicher Bedeutung den Vergleich mit anderen großen Publicationen nicht zu scheuen brauchen. Welche Fülle des Interessanten und Belehrenden die in ihrer Art vorbildlichen Berliner Hefte enthalten, lehrt ja schon ein flüchtiger Einblick. Mögen sie ein Sporn zur Nacheiferung werden! Unbeirrt durch kleinliche Motive das anerkannt Gute sich anzueignen, wo immer man es findet, zeugt nicht von Unselbständigkeit, sondern von wahrer Überlegenheit des Geistes.

Möchte diesen durch kein wie immer geartetes Interesse persönlicher Natur beeinflussten Äußerungen, welche lediglich der Überzeugung vieler sachlichen Ausdruck zu verleihen suchten, eine vorurtheilsfreie Prüfung nicht versagt bleiben.

Wien. Ernst Kalinka.

Griechische Lehrbücher.

Dr. A. Kägi, Kurzgefasste griechische Schulgrammatik.
Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1893. 8°, IX u. 170 SS.

Diese neue Bearbeitung ist durch die im Januar 1892 erschienenen neuen preußischen Lehrpläne veranlasst worden, welche „neben der autoritativen Forderung, den grammatischen Lernstoff auf das für eine gründliche Lectüre Nothwendige zu beschränken, ein Verzeichnis „‚der Schriftsteller und Schriften, welche in den betreffenden Schuljahren gelesen werden müssen‘", also den längst gewünschten bindenden Kanon" brachten. Auf Grund dieses Kanons, der im wesentlichen dieselben Schriftsteller (nur Thukydides ist auch noch mit aufgenommen) und Schriftwerke enthält, welche an unseren Gymnasien nach den geltenden Normen gelesen werden müssen, hat nun Kägi gewissermaßen den letzten Schritt gethan und nach Ausscheidung aller nur vereinzelt vorkommenden Besonderheiten und Unregelmäßigkeiten den Lernstoff auf das unerlässlich nothwendige Maß beschränkt, das unbedingt zum sicheren geistigen Eigenthum des Schülers werden muss, damit er eine feste Grundlage für die Lectüre habe. Die früher erwähnten, nur vereinzelt vorkommenden Besonderheiten und Unregelmäßigkeiten sind aber in alphabetischer Reihenfolge in den §§. 60 (Nominalflexion der attischen Sprache) und 112 (Verbalflexion) vereinigt, ein höchst passendes Verfahren, das K. bereits in der zweiten Auflage seiner „Griechischen Schulgrammatik" mit gutem Erfolge in Anwendung gebracht hatte.

Ein Vergleich dieser neuen gekürzten Grammatik mit der zweiten Auflage der Schulgrammatik (die dritte, wie der Verf. im Vorworte sagt, „soeben" erschienene ist nach seiner Äußerung mit der zweiten wesentlich gleichlautend) ergibt, dass außer der Ausscheidung des überflüssigen Lernstoffes auch durch möglichst kurze und knappe Fassung der einzelnen Regeln und durch äußerste Beschränkung der sprachwissenschaftlichen Erläuterungen eine bedeutende Kürzung des Lernstoffes erzielt worden ist. Um durch Zahlen hievon eine Vorstellung zu geben, so ist das Verhältnis des Umfanges der Formenlehre in den beiden Bearbeitungen 96 : 133 SS., das der Syntax 65 : 85 SS., das der Darstellung des homerischen Dialectes $5^1/_2$: 21 SS. Das Capitel von der Wortbildungslehre, das ja naturgemäß zum Nachschlagen bestimmt ist (9 SS.), die kurze Darstellung des Herodotischen Dialects (11 SS.) und die Repetitionstabellen (XLVI SS.) sind ganz in Wegfall gekommen. Wenn auch begreiflichermaßen die hauptsächlichste Einschränkung in der Formenlehre geboten war und in der Satzlehre die Kürzung meist durch Hinweglassung der Beispiele erzielt worden ist, so ist doch auch in manchen Theilen der Satzlehre, z. B. in dem Capitel von der Congruenz, vom Pronomen, das in der neuen Bearbeitung unmittelbar hinter dem Artikel steht, von den Präpositionen (neu ist

hier die tabellarische Übersicht) der grammatische Stoff als solcher nicht unbeträchtlich verkürzt. Die fünf Paragraphen, welche dem epischen Dialecte gewidmet sind, enthalten eigentlich nur Stichworte und können, wie auch der Verf. im Vorworte unter Hinweis auf eine Arbeit von Dr. Oskar Henke (Programm des Gymnasiums in Barmen vom Jahre 1892) ausdrücklich sagt, nur der „gelegentlichen Zusammenfassung beim Lesen" dienen. Hier möchte ich doch der früheren Fassung den Vorzug geben, da mir durch diese tabellarische Übersicht doch gar wenig erreicht zu sein scheint und ich den oben erwähnten vom Verf. angedeuteten Zweck doch kaum für ausreichend halte, um die Aufnahme der betreffenden Paragraphen in eine Schulgrammatik zu rechtfertigen. Im übrigen hat diese kurzgefasste griechische Schulgrammatik dieselben Vorzüge, wie die frühere Bearbeitung, und ich begnüge mich daher, auch sie der genauen Beachtung der Herren classischen Philologen zu empfehlen.

Zufällig habe ich bei der Durchsicht zwei Druckfehler wahrgenommen: S. 51, Z. 2 v. u. steht *παιτδευ-θή-ωσαν* statt *παιδευ-θή-ωσαν* und in der Überschrift des §. 193 (S. 140) fälschlich „Prädicatsnamen", statt „Prädicatsnomen".

Fr. Harder u. R. Paukstadt, Griechische Schulgrammatik. I. Theil: Griechische Formenlehre (bearbeitet von Fr. Harder). Dresden, L. Ehlermann 1892. 8°, VI u. 71 SS.

Die vorliegende Grammatik enthält einen gedrängten Abriss des unentbehrlichen Lehrstoffes in der gewöhnlichen systematischen Anordnung (S. 1—45), ein alphabetisches Verzeichnis der wichtigsten unregelmäßigen Verba und Verbalformen (S. 45—52), in einem Anhange die eigentlichen Präpositionen, die wichtigsten Adverbien und Conjunctionen, Beispiele zur Einübung der Flexion, Bedeutungen der Präpositionen in der Zusammensetzung, die wichtigsten Bedeutungen der Composita von *τίθημι* (*κεῖμαι*), *ἵημι* *ἵστημι*, *δίδωμι*, einige wichtige Composita der Verba anomala (S. 53—64), endlich das Wichtigste aus der Homerischen Formenlehre (S. 65—71). Den in dem Vorworte ausgesprochenen Zweck, nur das Wichtigste zu bieten und zur Repetition dessen zu dienen, was der Lehrer in der Schule vorgeführt hat, wird das Büchlein wohl erfüllen. Doch hätte es nicht geschadet, wenn sich der Verf. in manchen Punkten den Ergebnissen der neueren Forschung, die denn doch nicht gar so unsicher sind, angeschlossen hätte. Er hätte, um nur zwei Beispiele zu nennen, im §. 87 nicht nach gänzlich veralteter Weise zu sagen gebraucht, die P- und K-Stämme hätten statt des Tempuscharakters *κ* nur einen Spiritus asper, und §. 95, das Fut. Act. und Med. der Verba liquida habe nicht *σ* als Tempuscharakter, sondern ein *ε*.

Dr. R. Paukstadt, Griechische Syntax zum Gebrauche an Schulen. (Griechische Schulgrammatik, bearbeitet von Fr. Harder u. R. Paukstadt.) II. Theil. Dresden, L. Ehlermann 1892. 8°, VIII u. 39 SS.

Dieser nach der Mittheilung des Verf.s aus den Entwürfen, „welche sich derselbe während einer Reihe von Jahren für die Bedürfnisse seines syntactischen Unterrichtes in den beiden Secunden zurechtgelegt hatte“, hervorgegangene Abriss der griechischen Syntax bietet nur den allernothwendigsten Lernstoff in rein dogmatischer Form. Ich habe mir bei der Durchsicht des Büchleins nichts Besonderes angemerkt. Einer möglichen Missdeutung ausgesetzt ist der S. 21 stehende Satz: „Die augmentlosen Ind. Präs. u. Perf. bezeichnen die Gegenwart“.

J. Wisnar, Griechische Syntax. I. Theil. (Lehrstoff der fünften Classe.) Wien, R. Gräser 1892. 8°, IV u. 50 SS.

Der Verf. hat mit Benützung der an den österreichischen Gymnasien eingeführten griechischen Grammatiken von Curtius-v. Hartel und Hintner und der lateinischen von Schmidt und Scheindler, sowie der einschlägigen Literatur eine Darstellung der griechischen Syntax gegeben, in welcher die lateinische zu fortlaufendem Vergleiche herangezogen ist. Es werden also die den beiden classischen Sprachen gemeinsamen Eigenthümlichkeiten zugleich mit Berücksichtigung des Deutschen eigens hervorgehoben und ebenso die der griechischen Syntax anhaftenden Eigenthümlichkeiten im besonderen verzeichnet. Der Verf. hat die Aufgabe, welche er sich gestellt hat, in anerkennenswerter Weise gelöst, und das Büchlein wird nicht verfehlen, bei Wiederholungen fördernd und belebend auf den Unterricht einzuwirken.

E. Bruhn, Griechisches Lesebuch für Obersecunda. I. Theil: Text. 192 SS. II. Theil: Anmerkungen. 52 SS. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1892.

Der Zweck dieses Lesebuches erhellt am besten aus folgenden Sätzen des Vorwortes: „Es bietet dem Lehrer, der nur einen Theil des in Obersecunda der nicht-ionischen Prosa gewidmeten Halbjahres durch die Lectüre der Memorabilien ausfüllen möchte, neben einer Anzahl besonders wertvoller und anziehender Capitel dieses Werkes eine Reihe von Abschnitten anderer Schriftsteller, welche nach Inhalt und Form für diese Classe geeignet erscheinen und auch des Zusammenhanges miteinander insoferne nicht entbehren, als sie alle den Schüler in das Leben jenes 'einzigen' Volkes hineinführen, welches er, wenn es möglich ist, nicht nur kennen, sondern auch lieben lernen soll: des Volkes der Athener.“ Zur Orientierung der Leser ist es das einzig Zweckentsprechende, die Titel der einzelnen Abschnitte hier anzuführen: I. Vaterlandsliebe der alten Athener (Lyc. in Leocrat. 83—110). II. Innere Ge-

schichte Athens von Solon bis Kleisthenes (Aristot. de rep. Ath. 5—22). III. Themistokles bei Salamis (Plut. Them. 9—17). IV. Aristides bei Platäa (Plut. Arist. 10—21). V. Kimon im Angriffskriege gegen die Perser (Plut. Cim. 6—13). VI. Perikles' Bauthätigkeit (Plut. Per. 12—13). VII. Perikles' Ausgang (Plut. Per. 33—38). VIII. Alkibiades' Glück und Ende. Athens Fall (Plut. Alcib. 24—39. Lysand. 14. 15). IX. Verfassungskämpfe in Athen vom Tode des Perikles bis zur Versöhnung der Parteien (Aristot. de rep. Ath. 28—40). X. Des Lysias Rede gegen Eratosthenes. XI. Sokrates (Xenoph. Mem. *Α* 1, 2, 4; *Β* 1, 2, 7; *Γ* 6, 12; *Δ* 2). XII. Über die Nothwendigkeit einer Einigung der Hellenen zum Kampfe gegen die Perser (Isocr. Paneg. 133—182). XIII. Rechtfertigung der Politik des Demosthenes nach der Besetzung von Elateia (Demosth. de cor. 169—210). XIV. Des Hypereides Leichenrede auf die im Lamischen Kriege gefallenen Athener.

Die Wahl der Stücke ist im ganzen gewiss recht passend getroffen, auch die Verwertung von Aristoteles' Politeia für den Schulunterricht recht lobenswert, wenn hier auch einige, allerdings nicht zahlreiche Lücken im Texte klaffen, die man in Schulausgaben nicht gerne sieht. Die Anmerkungen, welche wesentlich sprachlicher Natur sind, verfolgen in prägnanter Kürze den für Schülercommentare zunächst zu erstrebenden Zweck, ein rasches Verständnis der betreffenden Stelle zu erzielen.

Da nach unserem gegenwärtigen Lehrplan für dieses Lesebuch kaum ein Platz als Classenlectüre vorhanden sein dürfte, so könnte man es nach des Ref. Meinung recht wohl für die Privatlectüre empfehlen, für die es gerade wegen seines Inhalts besser geeignet ist, als ein bestimmter Classiker.

Dr. G. Böhmes Aufgaben zum Übersetzen ins Griechische für die oberen Gymnasialclassen. Nach des Verf.s Tode von der 7. Aufl. an besorgt von G. Stier. 10. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1892. 8°, XII u. 320 SS.

Diese neue Auflage der bekannten Aufgabensammlung, deren 9. Auflage ich im Jahrgang 1888, S. 530 kurz angezeigt habe, unterscheidet sich von ihrer Vorgängerin durch etwas geringeren Umfang (320 SS. gegen 339 der 9. Auflage). Im einzelnen sind folgende Abänderungen eingetreten. Weggelassen sind von den früheren deutschen Stücken Nr. 203—206 (Auch die Könige müssen philosophieren), 233 (Archelaos), 234 (Wanderung der Seele ins Schattenreich), 235 f. (Die Richter im Schattenreich), 237 (Die Liebe ist stärker als der Tod), 250—254 (Rathschläge an einen Alleinherrscher), 255—271 (Eine politische Rede); von den lateinischen die vita Alcibiadis des Nepos und das Stück aus des Cicero Tusculanae disputationes. Dagegen sind die Übungsstücke zur Einübung der Casuslehre um vier vermehrt worden und sind auch Nr. 175 f. (Infinitiv und Particip) und 185 (Allerlei Modus- und

Satzformen) neu hinzugekommen. Ferner sind die weggelassenen Stücke der 9. Auflage zum Theil durch folgende ersetzt worden: 244 (Die Verblendung der Athener), 245 (Philippus und die Athener), 246 (Athen und die Olynthier), 247 (Feldherrnregeln), 248 (Sokrates über Kriegführung), 256 (Sokrates' letzte Rede), 264 (Erkenne dich selbst), 265f. (Des Vaters Vermächtnis). Wie man sieht, haben die neu hinzugekommenen Stücke näheren Bezug auf die Lectüre und entsprechen so einer berechtigten Forderung der neueren Didaktik.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Hauptregeln der griechischen Syntax. Im Anschluss an die Grammatiken von Curtius-v. Hartel und Hintner zusammengestellt von einem Schulmanne. Wien, A. Hölder 1893. 8°, II u. 32 SS.

Überreich ist die Literatur, welche die Reformbestrebungen auf dem Gebiete des Gymnasialunterrichtes allenthalben zutage förderten, überreich: denn mit nichten entspricht ihrem Umfang der Ertrag, den der Einzelne für sich gewinnt, wenn er im Studium der Gründe, welche die Vertreter der verschiedensten Meinungen für ihre Behauptungen aufstellen, seine eigene Überzeugung zu sichern, beziehungsweise zu modificieren bestrebt ist; mit nichten entspricht ihrem Umfange auch der Ertrag, den ihr die Sache selbst, die Durchführung der Reform, verdanken kann. Doch nicht etwa die häufige Wiederholung derselben Ansichten, derselben Beweisgründe in den verschiedenen Schriften, sondern die einander schroff widersprechenden Urtheile der Fachleute über dieselben Gegenstände sind es, die den Mitforscher befremden und zum theil beunruhigen; weiß er doch, dass gerade in diesem so entschiedenen Widerspruch zwischen den Meinungen der Fachleute der Laie die beste Berechtigung zu finden glaubt, in Unterrichtsfragen ebenso wie jene mitsprechen und mitentscheiden zu können.

Um so erfreulicher ist es, wenn man in der Hochflut der genannten Literatur eine Schrift kennen lernt, die bescheiden sich einführt und in concreter Weise eine Vereinfachung in dem Betriebe einer Disciplin vorführt; eine Vereinfachung, nicht auf Grund bloß theoretischer Überlegungen und rein subjectiven Ermessens aufgebaut, sondern hervorgegangen aus dem nie versiegenden Quell lebendiger Schulerfahrung, die in einer geraumen Reihe von Jahren gesammelt und zu wiederholtenmalen erprobt worden ist.

Ein solches Buch, eine nicht allzu häufige Erscheinung bei der Schreiblust unserer Tage, ist nun das vorliegende.

Jedermann, der durch längere Zeit den griechischen Unterricht im Obergymnasium in Händen hatte, wird dem Ref. beipflichten, dass, wenn die Lectüre mit befriedigendem Erfolg fortschreiten, wenn den Schülern die Gesetze der griechischen Syntax zum klaren Bewusstsein gebracht werden sollen, dem Ausmaß der

dem griechischen Unterrichte zugetheilten Stunden entsprechend, vor allem Beschränkung des Stoffes nöthig ist. Je mehr es dem Lehrer gelingt, diesen verhältnismäßig bescheidenen Grundstock der wichtigsten Lehren aus der griechischen Syntax herauszufinden, desto zufriedener wird er mit dem Erfolge des Unterrichtes sein; er gewinnt dann genug Zeit und Gelegenheit, denselben durch häufige Wiederholung zum sicheren Besitze der Schüler zu machen. Der Lohn eines solchen Verfahrens aber zeigt sich vor allem bei der Lectüre, die mit der Zeit ein recht lebhaftes Tempo einschlagen kann, doch auch bei dem deutsch-griechischen Scriptum, das im anderen Falle Lehrern und Schülern eine wahre Qual wird.

Der Verf. der vorliegenden Schrift hat nun mit Benützung der beiden an unseren Gymnasien verwendeten Grammatiken auf 32 Seiten splendiden Druckes eine Übersicht der Hauptregeln geboten, die, wenn man bedenkt, dass z. B. in der Casuslehre (S. 5 bis 16) die in Betracht kommenden griechischen Verba, Adjectiva und Adverbia in ziemlicher Vollständigkeit und zwar in Garmondlettern wiedergegeben und die Beispiele zum größten Theile von der Regel getrennt mit neuem Alinea gedruckt sind, sicherlich den Vorzug der Knappheit hat.

Und doch ist die gebotene Auswahl völlig ausreichend, wie Ref. es bestätigen kann, der seit 1883 fast ununterbrochen auf der Oberstufe des Gymnasiums Griechisch unterrichtet und während dieses Zeitraumes im Princip dasselbe Verfahren, das in der vorliegenden Schrift entgegentritt, stets eingeschlagen hat. Wenngleich nun im einzelnen manches ergänzt werden kann, wie S. 32 die Bemerkung, dass der mit *ὅπως* verbundene Indic. futur. bei den Verbis des Strebens wie in den finalen Relativsätzen auch nach Nebenzeiten unverändert bleiben muss, S. 26 in der allgemeinen Regel über den Infinitiv ein Hinweis auf dessen doppelte Verwendung für Aussage- und für Final-, bezw. Heischesätze, S. 30 die Übersetzung der verschiedenen Constructionen bei den Verbis der sinnlichen Wahrnehmung, wie *ἀκούω τινὸς λέγοντος*, *τινὰ λέγοντα*, *τινὰ λέγειν* und ähnlichen; mag auch anderseits manches zu breit behandelt erscheinen, wie S. 4 f. und 7, III, 2, wo die Aufzählung der Verba entfallen könnte, wenn die Regel aufgenommen wäre, dass im Griechischen wie im Lateinischen das Prädicatsnomen mit dem Beziehungsworte übereinzustimmen sei; mögen auch manche der in der Casuslehre aufgenommenen Verba getilgt werden können: so zeigt doch gerade die Auswahl des Stoffes die reiche Erfahrung und das klare Urtheil des Verf.s, sowie die Thatsache, dass er die Hauptaufgabe des Lehrers, die methodische Vorbereitung für den Unterricht, stets im Auge behielt.

Neben der glücklichen Beschränkung des Stoffes, wie sie unter andern namentlich bei der Lehre von der Congruenz S. 1, bei der Lehre von den Präpositionen S. 16 f., den Genera und Tempora des Verbums S. 18 f. sich offenbart, von denen letztere

in ihrer Bedeutung durch eine sachgemäße, Curtius-v. Hartel entnommene Tabelle und durch entsprechende Beispiele ausreichend und zutreffend charakterisiert werden, neben dieser glücklichen Beschränkung des Stoffes also verdient unsere vollste Anerkennung die knappe und dabei doch klare Fassung der Regeln[1], die Wahl der Beispiele[2], die Hervorhebung der Analogien und Verschiedenheiten im Griechischen gegenüber dem Deutschen und Lateinischen, die der ersteren, wo es angeht, auch durch entsprechende Übersetzungen griechischer Wörter und Constructionen, wie *ἑκάτερος* uterque, *ἄμφω* ambo, *λανθάνειν τινά* latere aliquem, *ζηλοῦν τινα* aemulari aliquem, *φυλάττεσθαί τινα* cavere aliquem, *ποῦ τῆς γῆς ἦσθα* ubi terrarum eras, *ἅλις λόγων* genug der Worte, *ὀλίγου ἐξηπάτησάς με* paene me decepisti, *πότερον — ἤ* utrum — an, *εἴτε — εἴτε* sive — sive usw., die Benützung der Übersetzung als der einfachsten und unmittelbarsten Form, dem Schüler gewisse dem Griechischen eigene Wendungen zu erklären: *ἐμὸς φίλος* ein Freund von mir, *ὁ ἐμὸς φίλος*, mein Freund; *ὁ Ἀθηναίων δῆμος* populus Atheniensium, *ὁ δῆμος τῶν Ἀθηναίων* plebs Atheniensium, so vor allem S. 4 die Veranschaulichung der verschiedenen Bedeutung von *πᾶς*; ferner: *πιστεύοντες θεῷ* Leute, welche und *οἱ πιστεύοντες θεῷ* diejenigen, welche Gott vertrauen; *οὐκ ἠρνοῦντο μὴ οὐ πεπτωκέναι* sie leugneten nicht, indem sie sagten: sie wären nicht gefallen.

Die genannten Vorzüge werden durch übersichtlichen Druck und klare Anordnung des Stoffes noch gehoben: man vgl. zu diesem Zwecke besonders die Ausführungen über den Gebrauch des Artikels S. 1 f., über die Casuslehre S. 4 ff., über die Modi in abhängigen Sätzen S. 20 ff. usw. Die oratio obliqua hätte allerdings Ref. lieber nach dem Infinitiv behandelt gesehen; ferner findet derselbe in Sätzen wie: *τὰ μέλλοντα τεκμαιρόμεθα τοῖς γεγενημένοις* einen dat. instr., nicht, wie der Verf. mit anderen, einen dat. mensurae.

Möge es dem Ref. gelungen sein, den Wert dieser kurzen, aber gerade in ihrer Kürze trefflichen Schrift den Lehrern des Griechischen klar gemacht zu haben! Mögen die vom Verf. in derselben durchgeführten Principien, wie sie es verdienen, immer allgemeinere Anerkennung finden und so der griechische Unterricht

---

[1]) S. 3, III. 2 muss es statt: »Bei Gattungsnamen« heißen: »Bei Gattungsnamen, die im technischen oder prägnanten Sinne gebraucht werden« (scil. fehlt der Artikel).

[2]) Zu lange Beispiele finden sich S. 7: *ἀναμνήσω ὑμᾶς καὶ τοὺς τῶν προγόνων κινδύνους, ἵνα εἰδῆτε, ὡς σῴζονται σὺν τοῖς θεοῖς καὶ ἐκ πάνυ δεινῶν οἱ ἀγαθοί*, wo die Nebensätze getilgt werden könnten; ebenso wäre unter 2 b das letzte und S. 23, 4, 2 das erste Beispiel durch ein kürzeres zu ersetzen. Zu schwierig ist S. 14, Nr. 6 (dat. relationis).

an unseren Gymnasien jene sichere Grundlage bewahren, bezw. erhalten, die allein ihn gegen die ungestümen Angriffe der Jetztzeit zu sichern vermag: dies wohl der beste und wirksamste Erfolg, den Ref. des Verf.s gediegener Arbeit vollauf wünscht.

Wien. V. Thumser.

Deutsche Schulgrammatik von Dr. Karl Ferd. Kummer. 3. umgearb. Aufl. Wien, F. Tempsky 1892. VIII u. 240 SS. Preis geb. 1 fl.

Diese rühmlichst bekannte Schulgrammatik liegt in dritter, umgearbeiteter Auflage vor. Die Veranlassung zur Umarbeitung war hauptsächlich durch jene Abänderung des Lehrplanes gegeben, der zufolge die lautphysiologischen und sprachphilosophischen Abschnitte größtentheils ausgeschieden wurden. Dass dieser Anlass zur Neubearbeitung benützt wurde, um das Buch auch sonst inhaltlich und formell einer gründlichen Durchsicht zu unterziehen, ist selbstverständlich.

Gegenüber der früheren Auflage ergeben sich viele Kürzungen. So entfielen auch die Abschnitte über Orthographie und Interpunctionslehre, sowie das „Wörterverzeichnis". Nach des Verf.s Ansicht genügt hier das dem Schüler von früherher vertraute Regelbuch, das durch keine breitere Darstellung ersetzt zu werden braucht. Den Schülern des Obergymnasiums würde ich in diesem Falle noch das reichhaltige Nachschlagebuch von Prof. Dr. Stejskal empfehlen. Durch solche Kürzungen konnte der Umfang des Buches von 372 auf 240 Seiten herabgemindert werden, was von den meisten Schulmännern als Gewinn angesehen werden wird.

Die Vertheilung des Lehrstoffes auf sechs Classen ist auch diesmal wieder vorschlagsweise am Rande ersichtlich gemacht.

Im übrigen sind die Vorzüge des Buches von früherher bekannt: Gründlichkeit und Ausführlichkeit, die bis an die äußersten Grenzen des im Gymnasialunterrichte Erreichbaren geht, eine Fülle sorgfältig ausgewählter Beispiele, feine Unterscheidungen, genauer Anschluss an unsere Instructionen. Als Schulgrammatik, die conservativ sein muss, die an bestimmte Traditionen und Vorschriften anknüpft, enthält sie natürlich auch manches, was ein freierer Unterricht aus praktischen Gründen vereinfachen oder beiseite lassen wird. Ich denke dabei z. B. an die übliche, im Grunde aber doch historisch wenig gerechtfertigte, oft unfruchtbare Unterscheidung von Präpositionalobject und adverbialer Bestimmung (S. 115 fg.), an die überaus gründliche Wortbildungslehre (S. 164 bis 197).

Die Ausstattung ist im Verhältnis zum niederen Preise gefällig, doch wünschte man eine seltenere Verwendung des Petitdruckes in den Anmerkungen.

Schließlich noch einige Kleinigkeiten: Die Erklärung der Brechung halte ich selbst in der elementaren Weise, wie sie auf S. 3 geboten wird, für die III. für verfrüht. Bei der Consonantendarstellung auf derselben Seite vermisse ich eine übersichtliche Tabelle. Bei den S. 10 angeführten Beispielen für Schwankungen in der Genussetzung bei gleicher Bedeutung — z. B. Bottich, Estrich, Euter, Gau, Ungestüm, Zierat, Pflugschar, Knäuel u. a. — sowie bei mehreren der folgenden Doppelformen — Pfriem, Ritz, Schlepp, Spalt u. ä. — ließe sich einwenden, dass eine Form in der Schriftsprache der Gegenwart denn doch die herrschende ist, und dass man hier ganz so wie in orthographischen Fragen dem Knaben jeden Zweifel, jede Willkür bei der Anwendung des Einzelnen benehmen sollte. Auch bei den auf S. 53 aufgezählten Schwankungen bei Zusammensetzungen mit miss — S. 185 richtiger Ableitung genannt — gebe ich zu erwägen, dass bei uns die Augmentierung der betreffenden Verba nicht üblich ist. Die S. 222 am Rande stehende Zahl VI. dürfte wohl in IV. zu ändern sein.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Deutsche Lehr- und Lesebücher.

Willmann O., Lesebuch aus Homer. Eine Vorschule zur griechischen Geschichte und Mythologie. 6. Aufl. Leipzig, Gräbner 1890. 8°, 139 SS.

Die neue Auflage ist unverändert, das Buch selbst allbekannt und als das, was es nach dem Titel und der Vorrede sein will, einer Empfehlung durchaus nicht bedürftig. Es ist ein historisches Lesebuch. Dass es aber an manchen Anstalten als deutsches Lesebuch in Verwendung steht, muss in Übereinstimmung mit Laas als Verirrung bezeichnet werden. Denn es verfolgt einen rein sachlichen Zweck, die Deutschlectüre dagegen soll formalen Zwecken dienen. Und der Verf. hat sich, wie ganz in Ordnung ist, die homerische Darstellung zum Muster genommen. Soll unsere Jugend die erste nachhaltige Anregung zum Denken und Schreiben aus der Fremde ziehen und aus einer Zeit, die zur Gegenwart den unmittelbarsten Gegensatz bildet?

Leitfaden für den Unterricht in der deutschen Stilistik. Für höhere Lehranstalten entworfen von Karl Kappes, Director des Realgymnasiums in Karlsruhe. 5. Aufl. Leipzig, Teubner 1891. 8°, VIII u. 64 SS.

Das Merkwürdigste an dieser Stilistik ist, dass der Verf. nicht schreiben kann. Er sagt z. B. S. IV: 'Durch eine gründliche praktische und systematische Einübung der übrigen stilistischen Arbeiten dürfte indessen Vorbereitung genug gewonnen sein, um.

soweit die Rede überhaupt in den Schulkreis gezogen werden mag, ebensowohl schriftlich als im freien Vortrage weiter geübt und gebildet werden zu können.' S. 9: 'Manieriert heißt der Stil, wenn in demselben eine gewöhnlich fehlerhafte oder den Gesetzen der Darstellung widersprechende Eigenthümlichkeit des Schreibenden über die Gesetze der regelrechten Darstellung hervortritt.' Ebenda: 'In jedem Stile liegt dem Gedankeninhalte ein Hauptbegriff oder ein Hauptgedanke — das Thema — zugrunde, welches in dem Stile erweitert, erklärt, bewiesen, versinnlicht, ausgeschmückt werden soll.' S. 12: 'Die lichtvolle Darstellung, welche sich durch Klarheit auszeichnen soll, ist nur möglich durch die genaueste Übereinstimmung nicht nur der einzelnen Wörter mit den auszudrückenden Begriffen und ihrer Verbindungen zu Sätzen mit den einzelnen Urtheilen, sondern durch die vollständige Übereinstimmung der Satzverbindungen mit dem inneren, logischen Zusammenhang der darzustellenden Gedankenreihen' usw. Die üblichen Inconsequenzen in Orthographie und Interpunction fehlen nicht. Die Citate sind nicht immer genau. Auch in methodischer Beziehung ist manches zu bemerken. Und das Ganze nimmt nach Ton und Inhalt einen recht niedrigen Standpunkt ein. Vielleicht verdankt es aber gerade dem seinen Erfolg.

Vier Jahre Unterricht im deutschen Aufsatze. Versuch eines Leitfadens für den deutschen Aufsatzunterricht in der Unterrealschule. Von Siegm. Oberländer, Professor an der Landes-Oberrealschule in Neutitschein. Separatabdruck aus dem Jahresberichte der Landes-Oberrealschule zu Neutitschein 1891. Neutitschein, im Selbstverlage des Verfassers. gr. 8°, 91 SS.

Anfängern mag diese Arbeit einige Dienste thun. Was der Verf. in der Einleitung bemerkt, geht freilich nicht sehr tief. Im Irrthum ist er, wenn er findet, dass für die Lectüre nicht viel Zeit übrigbleibe. Der Abdruck von Schülerarbeiten scheint überflüssig. Die mitgetheilten sind auch nicht fehlerfrei. Von der Darstellung des Verf.s nur eine Probe. Von den Übertragungen epischer Gedichte in Prosa heißt es S. 20: 'Da hat der Arbeitende noch die Schwierigkeit zu bekämpfen, sich nicht von den sich ihm sicherlich aufdrängenden poetischen Redeweisen oder einzelnen Versen in seiner Darstellung beeinflussen zu lassen.'

Musterstücke deutscher Prosa. Ein Lesebuch für die oberen Classen höherer Lehranstalten. Zusammengestellt von Prof. Dr. Richard Jonas, Director des königl. Wilhelms-Gymnasiums zu Krotoschin. 2. durchges. u. erweit. Aufl. Berlin, Gärtner 1891. VIII u. 287 SS.

Ein unclassisches Lesebuch. Der Herausgeber bietet nämlich nur Stücke aus Werken neuerer Schriftsteller, da er ein literaturhistorisches Lesebuch für entbehrlich hält. Die Stoffe sind der griechischen, römischen und deutschen Geschichte entnommen, der Naturbetrachtung, der Literaturgeschichte und Poetik, der Psycho-

logie, Kunstgeschichte und Culturgeschichte. Der Herausgeber wünscht von Obersecunda an jedes Halbjahr etwa fünf Stücke durchgearbeitet. Ohne Zweifel enthält das Buch eine Fülle von Anregungen über Fragen, von denen die Schüler sonst nichts erfahren.

Denkmäler der älteren deutschen Literatur für den literaturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten im Sinne der amtlichen Bestimmungen vom 31. März 1882 herausgegeben von Gotthold Bötticher und Karl Kinzel. I, 1. 2. 2. vervollst. u. verb. Aufl. Halle a. S., Waisenhaus 1891. 8°. 1. Heft IX, VIII u. 63 SS. 2. Heft 126 SS.

Das erste Heft enthält das Hildebrandslied und Waltharius, die Merseburger Zaubersprüche und Muspilli, das zweite Kudrun, alles in Übersetzung, zum Theile mit verbindendem Text, dazu Einleitungen und Erläuterungen. Das Unternehmen, welches auch die höfische und die spätere Zeit (Hans Sachs, Luther) heranzieht, ist für Freunde der älteren Literatur empfehlenswert.

Musteraufsätze aus der Schule für die Schule von Ferdinand Schöntag. 2. verm. Aufl. Regensburg, Bauhof 1891. 8°, XI u. 224 SS.

Enthält erstens Aufgaben über allgemeine Themen, und zwar Vergleichungen und Abhandlungen, dann im Anschlusse an die Lectüre: Umformungen, Analysen, Vergleichungen, Charakteristiken, Abhandlungen usw. Die Aufsätze sind sehr hübsch und wenn sie von den Schülern so benützt werden, wie der Verf. meint, können sie gewiss viel Nutzen stiften.

Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Herausgegeben von Lehrern der deutschen Sprache an dem königl. Realgymnasium zu Döbeln. III. Theil: Quarta. 2. Aufl. Leipzig, Teubner 1891. gr. 8°, X u. 350 SS.

Dieses Lesebuch, welches man das sächsische nennen könnte, ist unter Mitwirkung von O. Lyon entstanden, der sich dadurch in Widerspruch zu seinen sonstigen Bestrebungen setzt. Ein grammatischer Anhang wird nämlich von den Herausgebern als schädlich abgelehnt, während Lyon bekanntlich ein umfangreiches Handbuch der deutschen Sprache für höhere Schulen verfasst hat. In der That ist ein Abriss der Grammatik nicht zu entbehren. Das Lesebuch ist in der üblichen Weise eingetheilt. Prosa: Sagen, deutsche und antike, Geschichtliches, Erzählungen, Naturgeschichtliches, aus der Länder- und Völkerkunde. Poesie: Episches, Lyrisches, Sprichwörter, Sprüche und Räthsel. Geibels Cita mors ruit passt nicht auf die in Aussicht genommene Stufe.

Handbuch der deutschen Sprache für höhere Schulen. Mit Übungsaufgaben. Von Dr. Otto Lyon. I. Theil: Sexta bis Tertia. 3. verm. u. verb. Aufl. 1891. VIII u. 272 SS. Preis 2 Mk. 40 Pf. II. Theil: Für obere Classen. 2. verm. u. verb. Auflage. 1890. X u. 292 SS. Preis 2 Mk. 40 Pf. gr. 8°. Leipzig, Teubner.

Nach den Anschauungen, die Ref. vom deutschen Unterrichte gewonnen hat, kann er den ersten Theil dieses Werkes nicht empfehlen. Lehren, die den Schülern längst bekannt sind, werden hier in der breitesten Weise auseinandergesetzt und durch endlose Aufgaben eingeübt, zu denen sogar Märchen und Gedichte herangezogen sind. Durch solchen Formalismus, der die Muttersprache wie etwas Fremdes behandelt und die Schüler mit geistlosen Schreibereien überladet, muss der deutsche Unterricht in Misscredit kommen und sein Hauptmittel, die Lectüre, ganz verkümmern. Denn die Lehrer, meist Nichtfachmänner, die mit dem Lesebuche ohnehin wenig anzufangen wissen, werden eine Methode gern ergreifen, welche ihnen die Möglichkeit bietet, die langen Lehrstunden so 'nützlich' auszufüllen. Und darum beweist auch der Erfolg des Buches nichts.

Dazu der unmögliche grammatische Lehrgang. Da mit der dritten Classe die fremdsprachliche Lectüre beginnt, muss bis dahin der syntaktische Unterricht abgeschlossen sein. Der Verf. dagegen erwähnt den Unterschied zwischen Haupt- und Nebensatz zum erstenmal bei den Conjunctionen gegen Schluss der ersten Classe, während das Relativum den natürlichen Anlass dazu bietet, in der zweiten behandelt er Satzverbindung und Relativsatz und erst in der dritten das Satzgefüge. Dafür gibt er in der zweiten Classe eine Darstellung der Declination und Conjugation mit einer Fülle von Einzelheiten, die den Schülern dieser Stufe ganz fernliegen.

Endlich die Inconsequenzen. S. 57 'des Präteritum' neben 'des Präteritums'. 58 'zu einer anderen Handlung', 230 'einer anderen Handlung', 236 'in anderen Dialecten' — gegen die Regel S. 241. 62 'dünkte' gegen die Regel S. 167. 81 'man muss das Eisen schmieden, solange es heiß ist', 47 'so lange (getrennt) es warm ist' gegen S. 180. 85 'sodass', 221 'so dass', daneben 'sodass' und wieder 'so dass' auf derselben Seite. 90 'auseinander gelegt', 117 'aneinandergereiht', 174 'voneinander', 85 'von einander', 197 'aneinander gefügt', 243 'auseinandergesetzt'. 132 'mittelst', 97, 122, 253 und sonst 'mittels'. 133, 149, 156, 270 'wieviel', 49 'wie viel', 172 'so viel', 22 'soviel'. 155 'ein stark dekliniertes Pronomen', 159 'die starkflektierten Adjektive'. 159 'Was du nicht willst, das (so) man dir thu', das füg' auch keinem andern zu!' 47 'Was du nicht willst, dass man dir thu (so), das füg' auch keinem andern zu.' (so, Punkt) 207, 47 'thue' gegen die Regel S. 167. 200. 'die übrigen', 272 'das Übrige'. 213 'danach', 88, 182 'darnach'. 270 und sonst 'heut' (mit Apostroph) gegen die Lehre 241, dass die Verkürzung 'heut' (diesmal ohne Apostroph) nicht gut sei. Gustav Freytag gebraucht immer diese Form, gegen die in der That nichts einzuwenden ist. Auch das Adverb 'lange' will der Verf. 2, 31 mit Andresen nicht gekürzt wissen. Wenn aber nach 2, 4 Schönheit das erste Gesetz der Darstellung ist und ein Erfordernis dazu nach 2, 5 Wohllaut und Neuheit des Ausdrucks, dann braucht man Formen nicht beizubehalten, die im

Bewusstsein der Zeit ohnehin keine Geltung haben. Daher ist zu sagen 'Man muss das Eisen schmieden, solang es heiß ist' wie 1, 219 'Es irrt der Mensch, solang er strebt.'

Besonders nachlässig sind Interpunction und Apostroph behandelt. Man wird kaum eine Seite finden, wo nicht etwas dieser Art zu beanstanden wäre. 6 'Suche die .. Wörter auf, und gieb an', 10 'Suche auf und gieb an', 16 wieder 'Suche auf, und gieb an'. Und so durch das ganze Buch. Wenn ein Satz öfter citiert wird, kann man darauf rechnen, dass er jedesmal in anderer Form erscheint. 45 'Was ich denk und thu, trau ich andern zu' nach der Vorschrift des Verf.s S. 203, dass der Gebrauch des Apostrophs möglichst zu beschränken sei — 112 aber 'Was ich denk und thu', trau' ich andern zu', 113 'Was ich denk und thu', trau ich andern zu', 210 'Was ich denk' und thu', trau ich andern zu', 212 'Was ich denk' und thu, trau ich andern zu', 227 'Was ich denk und thu', trau ich andern zu', endlich 255 wieder in der ersten Gestalt. Ob uns nicht eine Combination entgangen ist, können wir nicht mit Bestimmtheit angeben.

Ref. erlaubt sich noch einige Bemerkungen. Das Wort 'derselbe' gebraucht der Verf. in der üblichen bequemen Weise. S. 10, Aufg. 34 erscheint ein Satz, zu dessen Lösung erst S. 18 die Regel gegeben wird. 40 'Die Pronomina relativa beziehen auf den Gegenstand, bei dem sie stehen, immer einen ganzen Satz' — nicht gut gesagt. Ähnlich 90, Z. 20, vgl. Z. 8. Oder 106 'Die Nachsilbe ig wird mit g geschrieben, die Nachsilbe lich mit ch', vgl. 109, 112. Oder 138 'Die Fremdwörter behalten gewöhnlich ihr Geschlecht bei, welches sie in der Sprache haben' usw. 147 'so gilt also'. 193 'nur aus einem einzigen Worte'. 203 'und daher'. 242, Absatz 2 ein unnöthiges 'dann', 263 f. bei den Condicionalsätzen unnöthige 'so'. 259, §. 23 'Wenn die Rede eines andern wörtlich angeführt wird, so bezeichnet man diese Ausdrucksform als directe Rede' — auch nicht gut gesagt. 45 die Pluralform 'Was für welche' wird man bei einem mustergiltigen Schriftsteller kaum finden, es genügt 'Welche'. 65 die Imperativform 'schreibe' st. 'schreib' sollte nicht als regelrecht hingestellt werden. S. auch S. 83, Aufg. 186, 1. S. 84, 187, 8. 67 st. 'Konditionalis' l. 'Kondicionalis'. 90 ist schon von 'Begriff' die Rede. 93 Dass die Adverbialien anders eingetheilt werden als die Adverbien, scheint nicht zweckmäßig. 96 Der Unterschied zwischen Ursache und Beweggrund, beide auf die Frage 'Warum', 'Weshalb', wird dem Sextaner schwerlich klar zu machen sein — s. auch S. 223. 117, §. 120 ist von einem directen Fragesatz die Rede, wovon die Schüler noch nichts wissen. §. 121 Die Regel, dass vor 'und' und 'oder' ein Komma zu setzen sei, 'wenn nach denselben ein neues Subject auftritt', ist nicht erschöpfend. Der Verf. handelt übrigens auf derselben und auf andern Seiten gegen die Regel. Dass vor 'oder' bei entschiedenen Gegensätzen ein Komma zu setzen

sei, ist eine überflüssige Vorschrift, die dem sonstigen Sparsystem des Verf.s widerspricht ebenso wie 201, §. 68 die Beistriche neben den Fragezeichen. Die Merkverse bei den Präpositionen können mit den geschmacklosesten Poesien lateinischer Schulgrammatiken kühn wetteifern. Unter den Präpositionen fehlt 'bis'. S. 127 wird gesagt, dass 'für' eine Nebenform von 'vor', und in der Anmerkung, dass 'für' die ältere Form sei. S. 241, Anm. 2, Aufg. 8 und 9 und manche folgende wie 27 gehören auf eine niedrigere Stufe. 247 'Oft ist aber des Wohllauts wegen ein e, en oder s zwischen die beiden Theile der Zusammensetzung eingeschoben' — 248 wird richtiger von einer syntaktischen Beziehung der beiden Theile gesprochen. 260 Dass alle indicativischen Sätze der directen Rede bei der Umwandlung in die indirecte 'in den Conjunctiv kommen', ist nicht richtig. 263 wird der Ausdruck 'Optativ' gebraucht, bevor er erklärt ist. Ebenso 266 'elliptisch'. 271 Die Definition der Periode sagt nicht viel.

Die Beispiele, meist Gedichten entnommen, sind im ganzen gut, nicht selten aber, weil aus dem Zusammenhang gerissen, unverständlich. Inhaltlose Sätze wie S. 2, 3, 164 'Ein Geizhals hatt' einst einen Affen' wären zu meiden. Dass S. 1 schon die Form 'fleugt' erscheint, ist nicht zu billigen. Der S. 39, 41 und 214 vorkommende Satz 'Wes Brot ich esse, des Lied ich singe' ist für eine so niedrige Stufe nicht unbedenklich. Vgl. S. 224 das Citat aus Logau. 42 'Nach süßer Ruhe und Rast eilten unsere Schritte dem kleinen Teiche zu' nicht gut gesagt. 48, 50, 104 'Ihr seid alle beide Narren' — die Verbindung 'alle beide' soll man den Schülern nicht empfehlen. Bei Sätzen wie 'Des Menschen Seele gleicht dem Wasser' 92 wird sich der Sextaner nicht viel denken. 128 'Außer dem König Etzel, Dietrich und Hildebrand überlebte niemand das Blutbad, welches die Hunnen in dem Königssaale angerichtet hatten' — ihren eigenen König und dessen Freunde konnten die Hunnen doch nicht umbringen. Daneben 'Außer dem Nibelungenliede besitzen wir noch ein anderes volksthümliches Heldengedicht: Die Gudrun' — besser 2, 39 'Das Nibelungenlied und Gudrunlied sind die bedeutendsten Volksepen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts.' 197 'Du bist in Gefahr; daher musst du fliehen' — das ist nicht gerade die Folge. 198 'Ein Besuch des Riesengebirges, das reich an Naturschönheiten ist, ist sehr lohnend.' Beispiele an späterer Stelle unter die Aufgaben zu setzen wie S. 201, vgl. 196, ist nicht passend. In derselben Aufgabe 131 finden sich übrigens zwei Druckfehler. Wenig Stilgefühl verräth es, wenn S. 164 auf den Satz 'Ein Geizhals hatt' einst einen Affen' folgt: 'Von Gott will ich nicht lassen' oder wenn S. 205 durch zehn Sätze der Empfang Kaiser Wilhelms in Berlin nach der französischen Kriegserklärung erzählt wird, daran ein übrigens schlecht stilisierter Satz verwandter Art sich reiht und der Schluss lautet: 'Wer den Kern haben will, muss die Nuss knacken.'

Der zweite Theil enthält Stilistik (S. 1—93), Poetik (94 bis 167), Literaturgeschichte (168—292). In der Schule aus methodischen Gründen, schon wegen der freien Stelle S. 220 ff., kaum verwendbar ist er zum Privatgebrauche als auf der Höhe der Zeit stehend durchaus zu empfehlen. Vielleicht wäre es seiner Verbreitung förderlich, wenn er in drei Abtheilungen getrennt würde. Grillparzers Geburtsjahr ist unrichtig angegeben. S. 273 'Als Balladendichter nimmt Felix Dahn einen hervorragenden Rang ein, der am 9. Februar 1834 zu Hamburg geboren wurde.' Auf derselben Seite finden sich noch zwei Stilfehler. S. IV 'Sprachentwickelung', 276 'Kunstentwicklung'.

Wien. Johann Schmidt.

Seidel A., Theoretisch-praktische Grammatik der Hindustani-Sprache. Mit zahlreichen Übungsstücken in arabischer Schrift, mit Transscription und Übersetzung, sowie einem systematischen deutsch-hindustani Wörterbuche. Wien, Pest, Leipzig, Hartleben 1893. 8°, 194 SS. (Die Kunst der Polyglottie. 40. Theil.)

Das Hindustani ist die Sprache der muhammedanischen Bevölkerung der centralen Theile Nord-Indiens, d. h. jenes Theiles, der als das Gebiet des Flusses Ganges und seiner Zuflüsse bezeichnet werden kann. Es ist eine Mischsprache, die aus dem einheimischen Dialecte dieser Gegend, dem Hindi, durch Aufpfropfung persischer und arabischer Elemente hervorgegangen ist. Seine Entstehung und Ausbildung hängen mit der Begründung des indischen Moghul-Reiches zusammen, daher das Hindustani auch Urdu-zebân, „Lager-Sprache" genannt wird. Dasselbe kann gegenwärtig als die lingua franca Indiens gelten, insofern es in allen größeren Handels- und Industriestädten gesprochen und verstanden wird.

Das Hindustani ist eine analytische Sprache; der grammatische Bau desselben ähnelt jenem der modernen europäischen Sprachen. Infolge dessen ist es ziemlich leicht zu erlernen. Dabei befindet sich derjenige, welcher des Persischen und Arabischen einigermaßen kundig ist, in einem großen Vortheile.

Der Verf. hat das vorliegende Büchlein mit Hilfe der zahlreichen englisch geschriebenen Grammatiken und Sprachbücher zusammengestellt und damit jenen Deutschen, welche des Englischen nicht mächtig sind, eine recht bequeme Anleitung zur Erlernung des Hindustani geliefert. Nur glaube ich, dass man ohne einen Eingeborenen sprechen gehört zu haben, die Aussprache und den Tonfall der wohlklingenden Sprache kaum treffen wird. Diese Erfahrung habe ich selbst im Jahre 1873 während der Wiener Weltausstellung gemacht, wo ich die Sprache öfter sprechen hörte und meine bis dahin aus den Büchern geschöpften Kenntnisse berichtigen konnte. Dass die Aspiraten einfache Consonanten sind, wie der Verf. S. 7 und 8 lehrt, ist ein Irrthum. Es sind Con-

sonanten-Diphthonge und das h ist namentlich nach den tönenden Verschlusslauten, welche es begleitet, als ein selbständiger Laut deutlich herauszuhören. Schade, dass der Verf. sich auf Gespräche und Sentenzen beschränkt und keine Erzählung aus einem der zahlreichen Volksbücher beigegeben hat. — In der am Schlusse stehenden Deutsch-Hindustani Wörtersammlung ist viel rein gelehrtes und überflüssiges Zeug enthalten, während vieles von dem, was man im gewöhnlichen Leben braucht, gänzlich fehlt.

Wien. Friedrich Müller.

Dr. Paul Deussen, **Elemente der Metaphysik.** 2. Aufl. Leipzig, Brockhaus 1890. 271 SS.

Das Buch enthält eine systematische Darstellung der Philosophie Schopenhauers. Der Verf., der sich durch eine Darstellung des Vedantasystems sehr verdient gemacht hat, erblickt in Schopenhauer den Gipfelpunkt alles bisherigen philosophischen Denkens und hält dessen Metaphysik mit allen ihren Consequenzen für unanfechtbar. Er ist also nicht nur davon überzeugt, dass die Welt einerseits meine Vorstellung andererseits mein Wille ist, er hält auch daran fest, dass der Wille stets ein blinder unbewusster Wille zum Leben ist und als solcher nur Leiden zeitigt und zeitigen kann. In dieser systematischen, oft scholastischen Darstellung von Schopenhauers System ohne dessen blendenden und bestechenden Stil zeigt sich so recht, dass alles, was Schopenhauer zur Ausgestaltung der Kant'schen Kritik nach der positiven Seite hin unternommen hat, so ganz willkürlich aufgerafft, so gar nicht zwingend und nicht einmal streng ineinander greifend ist. Wer z. B. zugibt, dass der Wille als metaphysisches Princip möglich ist, für den folgt noch immer nicht, dass dieser Wille blind ist, dass er Willen zum Leben ist, und dass er nur Leiden schafft.

Für die Idealität von Raum, Zeit und Causalität führt der Verf. S. 29—40 je sechs ganz scholastisch gehaltene Beweise an, die er für durchaus unwiderleglich hält. Thatsächlich lässt sich jedem dieser Beweise mit Leichtigkeit ein Gegenbeweis entgegenstellen, in der Weise, wie dies Wundt, Logik I. 482 der 2. Aufl. mit Kants Beweisen für die Idealität der Zeit versucht hat.

Das Interessanteste an dem Buche sind die zahlreichen Citate aus der Vedanta-Philosophie, die übrigens in den Specialwerken des Verf.s besser studiert und beurtheilt werden können, weil sie da im Zusammenhange zu finden sind. Der in der Einleitung S. 8—16 versuchte Nachweis, dass die bloß empirische Betrachtung nothwendig zum Materialismus führt, ist keineswegs gelungen; denn es ist nicht wahr, dass „für die empirische Weltanschauung nichts anderes existiert als die Materie in ihren mannigfachen Zuständen". Gerade die empirische Weltanschauung zwingt uns,

die Eigenart der psychischen Phänomene voll und ganz anzuerkennen. Schließlich möchte ich noch sagen, dass der Muth, den der Verf. damit bekundet, dass er heute mit solcher Energie Metaphysik treibt, volle Anerkennung verdient. Schade nur, dass diese Metaphysik so dogmatisch vorgetragen wird, und dass sie die Schopenhauer'sche ist.

Wien. W. Jerusalem.

Arithmetik und Algebra für höhere Schulen und Lehrerseminare, besonders zum Selbstunterricht. In engster Verknüpfung mit der Geometrie systematisch bearbeitet von Werner J. Schüller, Seminarlehrer in Boppard am Rhein. Mit zahlreichen Figuren im Text. Leipzig, B. G. Teubner 1891. 8°, 452 SS.

In diesem dem „verdienstvollen Förderer der mathematischen Wissenschaften", Prof. Dr. Siegmund Günther gewidmeten Buche hat sich der Verf. bestrebt, dem Schüler eine klare Einsicht in den systematischen Aufbau der Zahlenlehre von der natürlichen Zahl an bis zur allgemeinen complexen Zahlform zu verschaffen. Dieses Ziel wurde durch die Benutzung der inductiven Methode einerseits und anderseits durch die geometrische Versinnlichung der Operationen der Arithmetik erreicht. In ersterer Beziehung wurde vom Beispiele ausgegangen und an dasselbe das allgemeine Buchstabenrechnen gereiht. In den meisten Fällen, doch nicht in allen wurde der Beweis eines Theoremes in allgemeinen Zeichen hinzugefügt. Mit Recht betont der Verf., dass bei dem Gebrauche der inductiven Methode die allgemeine Arithmetik dem Lernenden nicht als eine neue fremdartige Wissenschaft, sondern als Verallgemeinerung und Erweiterung der im Rechenunterrichte bereits erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten erscheint. Für den Gebrauch der inductiven Methode im arithmetischen Unterrichte haben viele Fachmänner gewichtige Worte gesprochen; auch drängt sich dieselbe unwillkürlich dem Lehrer selbst auf, wenn er seinen Unterricht von Erfolg begleitet sehen will. Die Heranziehung der Geometrie zur Erläuterung arithmetischer Vorgänge ist von derartiger, allgemein anerkannter Bedeutung, dass derselben nicht weiter gedacht zu werden braucht. — Die stete Berücksichtigung des historischen Elementes, welche wir in dem vorliegenden Buche finden, wird, wie von den Fachgenossen allgemein anerkannt wird, von den Schülern jederzeit mit Interesse und Freude begrüßt; gerade die historische Darstellung des Gegenstandes bietet dem Lehrer Gelegenheit, auf die Wege, welche der menschliche Geist zur Ergründung einer Wahrheit durchmachen musste, den Schüler aufmerksam zu machen und demselben jenes Selbstvertrauen einzuflößen, das ihn weiterhin ermuthigend und fördernd begleiten soll. Das Buch ist in erster Linie für die Lehrerseminarien verfasst. Wir wünschen,

dass dort allenthalben der in der vorliegenden Schrift ausgedrückte methodische Vorgang eingeschlagen werde, um Lehrer zu erzielen, welche mit Verständnis ihren Gegenstand beherrschen und fähig sind, ihren Schülern dereinst denkende Führer zu sein. Die Anlage des Buches gestattet aber gleichwohl die Verwendung desselben für Lehrer der Mittelschulen, welche aus demselben manche wertvolle Anregung empfangen werden.

Der in dem Buche behandelte Lehrstoff ist in folgende Abschnitte getheilt: Einleitung; Die natürlichen Zahlen (Rechnungsarten der ersten Stufe (Addition und Subtraction), der zweiten Stufe (Multiplication und Division), der dritten Stufe (Potenzierung und Radicierung); die Erweiterung des Zahlenbegriffes durch die negativen Zahlen (Operationen mit algebraischen Zahlen); die Erweiterung des Zahlenbegriffes durch die Brüche und die Operationen mit den letzteren; einige Lehren aus der Zahlentheorie, Verhältnisse und Proportionen und deren Anwendungen in den bürgerlichen Rechnungsarten; Lehre von den Gleichungen ersten Grades mit einer und mehreren Unbekannten, Anwendung der Determinanten, Gleichungen vom zweiten Grade; dritte Erweiterung des Zahlenbegriffes durch die Irrationalzahlen; vierte Erweiterung des Zahlenbegriffes durch die imaginären Zahlen. Auf die Lehre von den Logarithmen ist der Verf. nicht eingegangen, da dieselben in den Lehrplan der deutschen Lehrerseminare nicht aufgenommen worden sind. Nicht zu billigen ist es, dass dem Rechnen mit unvollständigen Decimalzahlen auch in diesem Buche keine Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Es macht den Eindruck, als ob der Verf. dieser Partie der besonderen Arithmetik, welche allerdings einige, aber leicht zu behebende didaktische Schwierigkeiten in sich birgt, geflissentlich aus dem Wege gienge.

Die geometrischen Erörterungen des Verf.s sind sehr gelungen und von großem, instructiven Werte; dies tritt besonders in den Lehrsätzen über Potenzierung von Summen und Differenzen deutlich zutage. Die Vorbereitung, welche vom Verf. angestellt wird, um den Gang des Quadrat- und Kubikwurzelausziehens dem Schüler klar zu machen, ist nicht minder nachahmenswert. — Wohl am ausgedehntesten sind in dem Buche die Gleichungen behandelt; der Studierende erfährt in diesem Abschnitte manche wertvolle Anregungen. Besonderes Gewicht wurde auf die verstandesgemäße Auflösung der eingekleideten Gleichungsaufgaben gelegt, wobei mit Recht empfohlen wird, neben der algebraischen Behandlung auch die arithmetische und die Lösung mittels geometrischer Versinnlichung durchzuführen. Auch der Rechnung des einfachen und des doppelten falschen Ansatzes wurde in mehreren Beispielen gedacht. Bei der Erörterung der Gleichungen des ersten Grades mit mehreren Unbekannten wurden die Grundzüge der Determinantenlehre vorgeführt. — Recht klar sind die Theoreme von den irrationalen und imaginären Zahlen dargelegt. — Die Beispiele sind durch-

wegs instructiv und derart gewählt, dass sie dem Zwecke, die Theorie zu erläutern, vollkommen entsprechen.

Die „Ergänzungen und Anmerkungen zur Arithmetik und Algebra“ enthalten wertvolle sachliche und historische Bemerkungen. Somit sei das Buch allen jenen empfohlen, welche sich mit der Methodik des algebraischen Unterrichtes vertraut machen wollen.

Lehrbuch der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Für das Selbststudium und zum Gebrauche an Lehranstalten nach System Kleyer bearbeitet von Dr. K. J. Bobek. Stuttgart, Julius Maier 1891. Preis 6 Mk.

Durch die Veröffentlichung des vorliegenden Buches wurde der Zweck angestrebt, den Leser in die Theorie der Wahrscheinlichkeitsrechnung einzuführen. Mit Ausschluss der Fehlertheorie und der verschiedenen Probleme der Lebensversicherungen wurden die wesentlichsten Sätze der Wahrscheinlichkeitstheorie bewiesen und durch viele Aufgaben, die theils gelöst theils ungelöst sind, die Anwendung der betreffenden Theoreme dargelegt; diese Aufgaben betreffen nicht nur das große Gebiet der Theorie, sondern auch jenes der Praxis, und es muss anerkannt werden, dass die Auswahl derselben eine im allgemeinen glückliche ist. Im ersten Theile werden die Mittel des höheren Calcüls nicht in Anspruch genommen, um das Buch einem größeren Leserkreise zugänglich zu machen; in demselben wird aber zu wiederholtenmalen auf die graphische Erläuterung des Problems und des Ergebnisses der Rechnung Rücksicht genommen.

Der erste Theil des Buches handelt von der mathematischen Wahrscheinlichkeit im allgemeinen, der directen und entgegengesetzten, der zusammengesetzten und der relativen Wahrscheinlichkeit. Im zweiten Theile finden wir die Wahrscheinlichkeit bei wiederholten Versuchen erörtert, das Theorem von Jakob Bernoulli bewiesen und einige gelöste Aufgaben über dasselbe, sodann Discussionen über die mathematische Erwartung mit Einschluss der von Laplace gegebenen Definition der mathematischen Hoffnung; auch diesem Abschnitte werden gut gewählte, gelöste und ungelöste Aufgaben beigegeben. Der dritte Theil enthält Erörterungen über die Wahrscheinlichkeit einer Ursache und einer Hypothese, über die Wahrscheinlichkeit eines künftigen Ereignisses, über die wahrscheinlichste Hypothese und den wahrscheinlichsten Fehler derselben, endlich Aufgaben über Zeugenaussagen, welche allgemeinem Interesse begegnen werden. In den Anhängen werden die Werte der in der Wahrscheinlichkeitsrechnung vorkommenden Exponentialfunctionen und der wesentlichsten Integralformeln zusammengestellt, der Beweis der Stirling'schen Formel für $n!$ gegeben, endlich ein Verzeichnis der in dem Buche entwickelten Formeln aufgestellt und die Ergebnisse der in demselben enthaltenen ungelösten Aufgaben angeführt. Das Buch ist mit großer Sorgfalt verfasst, und es ist freudig zu begrüßen, dass die Kleyer'sche

Sammlung, die bis jetzt wertvolle Bücher aufzuweisen hat, durch das vorliegende Werk über Wahrscheinlichkeitsrechnung bereichert würde. Die Klarheit des Gebotenen muss anerkennend hervorgehoben werden. Das Verzeichnis der Druckfehler ist — wie Ref. sich zu überzeugen Gelegenheit hatte — nicht vollständig, und es ist zu wünschen, dass dieser Mangel in einer nächsten Auflage behoben werde.

Systematischer Grundriss der Elementar-Mathematik. Für den Gebrauch an höheren Lehranstalten bearbeitet von Prof. Dr. Eduard Fischer, Oberlehrer am Friedrichs-Gymnasium zu Berlin. Erste Abtheilung: Die Algebra und die Grundbegriffe der Differentialrechnung. 163 SS. — Zweite Abtheilung: Die Geometrie (Raumlehre). 226 SS. Berlin, Carl Duncker 1891.

Die beiden vorliegenden Bücher zeichnen sich durch ihre Originalität aus, sowohl was die Form der behandelten Partien, als auch was den Inhalt des Gebotenen betrifft. Das mathematische Pensum der höheren Lehranstalten ist nicht nur in seinem vollen natürlichen Umfange dargestellt, sondern auch in folgerichtiger Entwicklung seinem inneren Zusammenhange nach dem Studierenden vorgeführt. In beiden Büchern finden wir die Elementarmathematik soweit, als sich dies für den Mittelschulunterricht zweckdienlich erweisen kann, dargestellt. Durch diesen Vorgang sind dem strebenden Schüler, der dieses Lehrbuch benützt, Mittel und Wege gezeigt, welche ihn befähigen, mit Erfolg die weitergehenden Ziele der Mathematik, namentlich das Grenzgebiet zwischen elementarer Mathematik und höherer Analysis, die algebraische Analysis, zu betreiben.

Was den ersten Theil betrifft, der die Algebra enthält, so hätten wir gewünscht, dass — wenn schon einmal eine Erweiterung des Lehrstoffes in einem elementaren Lehrbuche vorgenommen wurde — dies in ziemlich gleichförmiger Weise geschehen wäre und nicht auf Kosten von Partien, die dem Unterrichte unter allen Umständen zugrunde gelegt werden müssen. So scheint uns die Lehre von der Theilbarkeit und überhaupt von den Eigenschaften der Zahlen recht dürftig behandelt; es wäre nur billig gewesen, die Zahlentheorie in ihren Elementen einigermaßen zu ihrem Rechte kommen zu lassen. Ebenso finden wir die Lehre von den Decimalbrüchen unzureichend erörtert. Die für die Geometrie wichtige Theorie der Proportionen wird desgleichen in nur dürftiger Weise dargestellt. In der Lehre von den unbestimmten Gleichungen des ersten Grades vermissen wir die naturgemäße Entwicklung der Methode von Euler, ebenso eine eingehendere Erörterung des Falles, wenn Gleichungen mit mehreren Unbekannten oder $n-1$ Gleichungen mit n Unbekannten zur Lösung vorgelegt werden. — Dass die Lehre von den Kettenbrüchen in dem Buche frühzeitig zur Behandlung kommt, kann nur gutgeheißen werden, da dieselben vielfach Anwendung finden, wie in den weiteren Theilen

gezeigt wird. — Für praktische Zwecke kaum ausreichend dürfte das in dem Buche über die Zinseszins- und Rentenrechnung Gesagte sein. — In der Lehre von den arithmetischen Reihen höherer Ordnung finden wir einige wichtigere Beispiele, die freilich, wie die Berechnung des Flächeninhaltes (nicht der Oberfläche) einer Parabel, noch viel einfachere Lösungen zulassen. Auf diese Entwicklungen stützen sich auch die Deductionen der Reihen für Sin α und Cos α, die nach der Methode der gleichen Coefficienten von Cartesius eine ungleich weit anschaulichere und schnellere Erledigung hätten finden können. Im Anschlusse an die Erörterungen über das Binomialtheorem vermissen wir eine eingehende Darlegung der Eigenschaften der Binomialcoefficienten. Weitere Entwicklungen beziehen sich auf die Basis des natürlichen Logarithmensystems und auf die mit derselben zusammenhängenden Größen, auf die Auflösung der Gleichungen vom dritten und vierten Grade und die allgemeine Auflösung numerischer Gleichungen (Newton'sche Methode, Kettenbruchmethode von Lagrange, Methode der regula falsi). Endlich werden im letzten Abschnitte die Grundbegriffe der Differentialrechnung gegeben und deren Anwendung auf die Auswertung von unbestimmten Formen und auf die Ermittlung von Maxima und Minima der Functionen dargethan. Die Bedeutung des Differentialquotienten in geometrischer Hinsicht als die Richtungsconstante der Tangente einer Curve wird nur kurz berührt, desgleichen der Begriff des Integrales in einer Weise gegeben, welche wenigstens nicht durchwegs befriedigen kann. Wollen wir das Gesagte zusammenfassen, so können wir nur folgendes Urtheil über den ersten Band abgeben: Auf Kosten von wesentlichen, grundlegenden Partien der allgemeinen Arithmetik werden Theile der höheren Algebra hereingezerrt, deren Behandlung der Natur des Buches entsprechend nicht intensiv genug und wissenschaftlich zureichend erfolgen musste, so dass trotz der vielen originellen Entwicklungen, die dem Fachmanne manches Interesse abgewinnen werden, der Nutzen dieses Buches im Unterrichte an höheren Lehranstalten als ein sehr problematischer bezeichnet werden muss.

Glücklicher war der Verf. bei Abfassung seiner Raumlehre, in welcher er den didaktischen Forderungen vollkommen entsprochen hat. Dieser zweite Band umfasst die Planimetrie, die ebene Trigonometrie, die Sphärik und sphärische Trigonometrie, die Stereometrie und die analytische Geometrie mit besonderer Rücksichtnahme auf die Geometrie der Kegelschnitte. In letzterer Partie stimmen wir dem Verf. vollkommen bei, wenn er es als in hohem Grade anregend bezeichnet, dass bei geometrischen Untersuchungen neben dem synthetischen Gange auch die analytische Methode vergleichend zur Anwendung komme. Dies erweist sich insbesondere in der Lehre von den Kegelschnitten sehr fruchtbringend und fördert im hohen Grade die Einsicht in die geometrischen Gebilde.

Die Ebene wird als der Ort aller Punkte definiert, welche von zwei festen Punkten, den Bestimmungspunkten der Ebene, gleichweit entfernt sind. Die Eigenschaften der Ebene werden logisch entwickelt. Diesen Ausführungen, die vollkommen schulgerecht sind, muss man volle Anerkennung zollen. Schärfer hätten die Erörterungen über die Bestimmung des Flächeninhaltes eines Rechteckes und über Flächenvergleichungen gefasst werden sollen; bilden ja doch diese Theile der Geometrie die Grundlage für weitere belangreiche Theoreme.

An die Betrachtungen über den Flächeninhalt der Figuren reihen sich einige Aufgaben der rechnenden Geometrie an, die von grundlegender Bedeutung sind. Das wichtige Theorem von Ptolemäus, betreffend die Beziehungen zwischen den Seiten und den Diagonalen eines Sehnenviereckes, wird ohne Ähnlichkeitssätze erwiesen; diese Beweisart verdient volle Beachtung. Ebenso wird die Beziehung zwischen den Seiten eines Dreieckes und dem Radius des demselben umgeschriebenen Kreises auf Grund des pythagoreischen und ptolemäischen Lehrsatzes deduciert. Dass die Lehre von der Proportionalität der Strecken, und zwar so, dass sie unmittelbar aus den Flächensätzen hervorgeht, in den Vordergrund geschoben wurde, muss gebilligt werden, da durch einen derartigen Vorgang die Behandlung dieser Partie eine einheitliche und ungekünstelte wird. Eingehend sind die Theoreme von Ceva, Menelaos, Pascal, sowie jene über die harmonische Theilung, den Pol und die Polare, die Potenzlinie zweier Kreise behandelt. Die Erörterungen über die Kreismessung können als zweckentsprechend bezeichnet werden. In der Goniometrie und ebenen Trigonometrie wurde das Wesentlichste ohne viele einleitende Betrachtungen in schulgerechter Weise vorgeführt. Diesem Abschnitte folgt eine Darlegung, die sich auf die Winkel der Ebene mit einer Geraden und einer Ebene und auf die körperlichen Ecken bezieht, sodann die Behandlung der Cylinder- und der Kegelfläche, der Kugelfläche und der wichtigsten Sätze über die sphärischen Dreiecke und Vielecke. Die Guldin'sche Regel zur Bestimmung der Oberflächen von Rotationskörpern wird nur unter der Voraussetzung abgeleitet, dass die rotierende Curve eine Mittelpunktscurve ist. Ob das über die sphärische Trigonometrie in dem Buche Gebotene für praktische Zwecke hinreicht, möchten wir bezweifeln. Der Gebrauch der gewonnenen Formeln hätte an je einem Beispiele dargethan werden sollen. Immerhin aber mag es gutgeheißen werden, dass diese Partie im engsten Zusammenhange mit der Stereometrie dargestellt wurde. In sehr ansprechender Weise finden wir die Lehre von den Polyedern auf Grund trigonometrischer Betrachtungen behandelt, ebenso die Lehre von der Volumsberechnung der Körper, in welcher übrigens die Lehre von der Infinitesimalrechnung mehr in den Vordergrund getreten ist, als es beim elementaren Unterrichte gut sein dürfte. Interesse wird die Berechnung des Volumens der allge-

meinen Körperstumpfe erregen, wobei auch der von Simpson aufgestellten allgemeinen Regel gedacht wurde. Die Guldin'sche Regel zur Bestimmung der Rauminhalte wird speciell für eine Mittelpunktscurve, dann allgemein erwiesen.

In der analytischen Geometrie der Ebene werden die belangreichsten Aufgaben aus der Lehre von der Geraden und dem Kreise vorgeführt und im folgenden der wichtigsten Eigenschaften der Kegelschnitte in analytischer und synthetischer Hinsicht gedacht. Gerade dieser Verkettung der beiden Methoden, wie sie uns in diesem Abschnitte entgegentritt, möchten wir das Wort reden, weil dadurch unzweifelhaft eine Vertiefung des Gegenstandes erzielt wird. Auch die Krümmungsverhältnisse der Kegelschnitte, sowie die Berechnung der Volumina der durch sie entstandenen Rotationskörper sind ausführlich dargestellt. Recht hübsch ist auch die Entstehung der Kegelschnitte durch den Schnitt eines Kegels und einer Ebene dargestellt und zum Schlusse ganz allgemein gezeigt, dass der geometrische Ort aller jener Punkte, deren Coordinaten durch eine Gleichung vom zweiten Grade miteinander verbunden sind, einen Kegelschnitt darstellt. Für den Rechner wertvoll sind noch die dem Buche beigegebenen Tafeln der Sinus, Cosinus, Tangenten und Cotangenten der Winkel von 0" bis 90°.

Wir können das vorliegende Buch für den Unterrichtsgebrauch nur bestens empfehlen, da dasselbe in der Anordnung und Darstellung des gebotenen Lehrstoffes fast durchwegs den didaktischen Forderungen, die man an ein solches Buch stellen muss, entspricht. Der angegebene Lehrstoff wird auch ohne Anstand in der gesetzmäßigen Zeit absolviert werden können, wenn den jeweiligen Verhältnissen einer Classe, in der das Buch gebraucht wird, Rechnung getragen wird. Besonders gut gefällt dem Ref. die engere Verbindung, man kann wohl sagen „Durchdringung" der Stereometrie und der Trigonometrie, wodurch der ersteren nur Vorschub geleistet wird, da so die stereometrischen Rechnungen eine bedeutende Vereinfachung erfahren und das Gebiet der stereometrischen Aufgaben sich zu einem sehr dankbaren und fruchtbaren Arbeitsfelde erweitert. In der analytischen Geometrie hätte mit großem Vortheile die Symbolik bei der Bezeichnung der Gleichungen der geometrischen Gebilde berücksichtigt werden können; denn dadurch wird die anzustrebende Ökonomie in der Arbeit wesentlich gefördert.

Lehrbuch der elementaren Planimetrie von Dr. Julius Petersen, Professor der Mathematik an der Universität Kopenhagen, Mitglied der kgl. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften. Deutsche Ausgabe unter Mitwirkung des Verfassers besorgt von Prof. Dr. R. v. Fischer-Benzon in Kiel. 2. verb. und mit einem Anhange versch. Ausgabe. Kopenhagen, Andreas Fred. Höst u. Sohn 1891.

Die Lehrbücher der Geometrie des Professors der Mathematik an der Kopenhagener Universität Petersen wurden in dieser Zeit-

schrift schon eingehend besprochen. Wir beschränken uns daher in dem Referate über die zweite Auflage des uns vorliegenden Lehrbuches der elementaren Planimetrie nur auf wenige Bemerkungen. Dem Verf. war es in diesem Lehrbuche in erster Linie darum zu thun, den Schüler zur Auflösung der geometrischen Constructionsaufgaben geschickt zu machen und demselben die wesentlichen Theoreme der ebenen Geometrie in gedrängter Weise und so vorzuführen, dass dem obigen Zwecke entsprochen wird. Der rechnenden Geometrie ist aber die gebürende Aufmerksamkeit geschenkt und die beigeschlossenen Aufgaben sind auch in dieser Beziehung als instructiv zu bezeichnen. Die Anlage des Buches ist überhaupt derart, dass durch dasselbe weniger das Kennen als das Können der Schüler angestrebt und bei entsprechendem Lehrvorgange gewiss auch erreicht wird. In der zweiten Auflage treffen wir gegen die erste nur geringfügige Änderungen an. Bemerkenswert dürfte der Anhang erscheinen: es wird der Mangel hervorgehoben, welcher in dem Fehlen eines exacten Beweises für den Satz beruht, dass die Winkelsumme eines Dreieckes zwei Rechte beträgt, und wird die Frage besprochen, „ob man sich diese Lücke in Zukunft ausgefüllt denken könne, oder ob sie der Natur der Sache nach dauernd vorhanden bleiben müsse“. Es wird dargethan, dass der Satz von der Winkelsumme bewiesen werden kann, wenn die definierten Begriffe durch neue Bestimmungen eingeschränkt worden sind; hiefür wird vom Verf. die folgende Fassung vorgeschlagen: „Eine Ebene hat die Eigenschaft, dass sie bei aufeinander folgenden Verschiebungen in sich selbst ganz in ihre ursprüngliche Lage zurückkehrt, wenn einer ihrer Punkte in seine ursprüngliche Lage zurückkehrt.“

Die Elemente der Geometrie der Lage wurden in der neuen Auflage wieder nicht berücksichtigt. Wir würden es freudig begrüßen, wenn der Verf., der mit so gutem Geschicke die grundlegenden Theile der Geometrie und der Mechanik schulgerecht zu machen versteht, auch diesem Zweige der Geometrie in demselben Sinne, wie er uns in seinen anderen Schriften entgegentritt, sein Augenmerk schenken würde.

Schultrigonometrie von Dr. Theodor Walter, Director der großherz. hessischen Realschule zu Bingen a. Rh. Halle a. d. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1891. 8°, 80 SS.

Der Verf. wollte ein Lehrbuch der Trigonometrie schaffen, in dem der Lehrstoff eine möglichst große Beschränkung erfährt und „die Methoden so zweckmäßig als möglich herausgearbeitet“ erscheinen. Er hat daher der Goniometrie wenig Raum gelassen, ob mit Recht möge dahingestellt bleiben, die Fundamentalaufgaben der eigentlichen Trigonometrie werden aber in breiterer Form, als es sonst zu geschehen pflegt, behandelt. In einem eigenen Abschnitte sind Muster- und Übungsbeispiele zusammengestellt; in

denselben neben anderen auch die wesentlichsten Probleme der praktischen Geometrie berücksichtigt. Sehr anerkennenswert scheint uns, dass der Verf. auch der Form der Behandlung der einzelnen Aufgaben im allgemeinen und der Rechenbeispiele im besonderen seine Aufmerksamkeit schenkt und den Schüler durch diesen Vorgang veranlasst, das Rechenschema beizubehalten. Die Vorrede tritt für den Gebrauch von vierstelligen Logarithmen in den Rechnungen, wie sie an der Mittelschule vorkommen, ein. Zuerst wird die Sinusfunction, deren Eigenschaften und deren Anwendung besprochen. In ganz analoger Weise werden die goniometrischen Functionen Cosinus, Tangens und Cotangens erörtert. Hierbei erscheint dem Ref. doch von großer Wichtigkeit zu sein, dass die Zeichen, die Wachsthums- und Abnahmeverhältnisse dieser Functionen dem Schüler in ausführlicher Weise dargelegt werden und dass demselben durch graphische Erörterungen gezeigt wird, warum die goniometrischen Functionen den Namen periodische Functionen verdienen. Davon finden wir in diesem einleitenden Abschnitte keinerlei Erwähnung. Die S. 16 abgeleiteten Gauss'schen Gleichungen werden gewöhnlich die Mollweide'schen Theoreme genannt. In sehr ausführlicher und instructiver Weise werden die Fundamentalaufgaben der Dreiecksberechnung gelöst und durch gelungene Musterbeispiele der Gebrauch der erhaltenen Formeln gezeigt. In dem Abschnitte über „Muster- und Übungsbeispiele“ findet man zusammengesetztere Aufgaben, deren Lösung entweder vollständig gegeben oder wenigstens skizziert wird. In diesem Abschnitte sind auch einige Aufgaben der Feldmesskunde enthalten. Den Schluss bildet die Deduction der Formeln für das rechtwinklige sphärische Dreieck.

Einleitung in die theoretische Physik. Von Victor v. Lang, Professor der Physik an der Universität Wien. 2. umgest. u. verm. Aufl. Mit 126 eingedruckten Holzschnitten. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg u. Sohn 1891. 983 SS. Preis 20 Mk.

Mit aufrichtiger Freude begrüßen wir das Erscheinen der zweiten Auflage des vorliegenden Werkes, das ein Lehrbuch im besten Sinne des Wortes genannt werden kann. Schon die erste Auflage hatte viele Vorzüge, die das Buch für das Studium der theoretischen Physik besonders geeignet machten. Es wurden ja — dies kann Ref. aus eigener Erfahrung bestätigen — an der Hand dieses Buches und jener Vorträge, welche an der Wiener Universität in so glänzender Weise veranstaltet werden, die letzten Generationen unserer Physiker herangebildet und geschult. Die Klarheit der Diction und Ausführung der vorgenommenen Entwicklungen, die besondere Hervorhebung des Wesentlichen, die in dem Buche hervortretende Verbindung der rein theoretischen Theile der Physik und der bezüglichen Messungen und Messungsmethoden, die wir hier antreffen, haben demselben nicht nur im Inlande, sondern auch außerhalb der

Grenzen Österreichs viele Freunde verschafft. Eine Seite des Buches, die in der ersten Auflage von vielen Fachmännern bemängelt wurde, ist nun glücklicherweise in der vorliegenden Auflage geschwunden. Während nämlich in der ersten Auflage Beweisarten gebraucht wurden, die „sich enge an die kürzeren Methoden des Infinitesimalcalcüls anschließen und darauf vorbereiten“, werden in der vorliegenden Auflage von vornherein die Methoden der Differentialrechnung angewendet. Dadurch ist das Buch für den Gebrauch der Fachmänner geeigneter geworden, und es konnten viele mathematische Entwicklungen nunmehr kürzer, übersichtlicher und eleganter gestaltet werden. Dies ist eine anerkennenswerte Veränderung in formeller Beziehung; in inhaltlicher Beziehung hat die nunmehrige zweite Auflage bedeutend gewonnen, und es wurde in derselben auf die neuesten Ergebnisse theoretischer Forschung Rücksicht genommen, wodurch das Buch derart modificiert wurde, dass die zweite Auflage desselben als aus der ersten hervorgegangen kaum mehr gedacht werden kann. Nur selten dürfte ein Buch eine derartige Erweiterung und Ergänzung erfahren haben, wie wir sie in dieser „Einleitung“ antreffen. Besonders jene Abschnitte, welche auf dem Begriffe und der Lehre des Potentiales aufgebaut sind, zeigen bedeutende Veränderungen und Vermehrungen.

In der Mechanik, welche den ersten Abschnitt bildet, wird in erster Linie die Kinematik der Bewegung eines Punktes gelehrt. An dieser Stelle werden die wesentlichsten Theoreme aus der höheren Geometrie und der Infinitesimalrechnung, welche für die weiteren Partien vom Belange sind, dem Leser vorgeführt. Viele der an dieser Stelle gegebenen Entwicklungen werden in die geeignete elementare Form gebracht auch dem Unterrichte in der Physik an der Mittelschule förderlich sein. Im weiteren wird der Dynamik der Bewegung eines freien Punktes gedacht und die Erörterung der Newton'schen Bewegungsgesetze als Grundlage der weiteren Betrachtungen gewählt. Die Zusammensetzung der Kräfte und Kräftepaare, die Dynamik beliebiger Bewegungen, in welcher unter anderem die Bewegungsgleichungen von Lagrange gegeben werden, wobei auch eine sehr klare und durch mannigfache Beispiele unterstützte Behandlung der allgemeinen Principien der Dynamik hervortritt, die Bewegung starrer Körper mit besonders ausführlicher und ansprechender Behandlung der Drehbewegung eines Körpers bilden den Schluss des ersten Abschnittes. Im zweiten finden wir die Lehre von der Schwere (Erörterung der Schweremessinstrumente, Änderung der Schwere an verschiedenen Orten, Bestimmung der Dichte der Erde; allgemeine Gravitation). Neu eingeschaltet wurden die Lehrsätze über die Kräfte, die nach dem verkehrten Quadrate der Entfernung wirken. Hier muss anerkannt werden, dass die Behandlung dieses Abschnittes, in welchem viele für die Lehre vom Magnetismus und der Elektricität belangreiche Probleme zur Sprache kommen, geradezu mustergiltig

ist. Was über Niveauflächen und Kraftlinien gesagt wird, ist zum Verständnis der folgenden Theile des Werkes vollkommen ausreichend; jene Leser, welche eine weitere Belehrung anstreben, werden durch die am Schlusse eines jeden Abschnittes angegebenen ausführlicheren Werke und Schriften auf dieselben verwiesen.

In der nun folgenden theoretischen Behandlung der Lehre vom Magnetismus finden wir die Wechselwirkung permanenter Magnete, die Ermittlung der Bestimmungsstücke des Erdmagnetismus und als ganz neu eingefügt die Theorie der magnetischen Induction berücksichtigt. Vorzüglich sind es die Arbeiten von Sir W. Thomson, F. Neumann, Kirchhoff, Helmholtz und Stefan, welche in diesem letztgenannten Capitel den Betrachtungen zugrunde gelegt sind. In der Elektrostatik sind es wieder besonders allgemeine Theoreme und deren Anwendungen, welche wir in der vorliegenden zweiten Auflage als neu aufgenommen bezeichnen können; ebenso gilt dies von der Theorie der Elektrometer und von der gelungenen Darstellung der Dielektricitätslehre. — Der folgende Abschnitt handelt von dem Galvanismus (besondere Hervorhebung der Beziehung der elektromotorischen Kraft galvanischer Ketten zu den chemischen Processen in demselben); weiters finden wir die Lehre von der stationären Strömung der Elektricität in körperlichen und flächenförmigen Leitern mit besonderer Angabe der verschiedenen Methoden zur Lösung der hiehergehörigen, nicht leichten Probleme, ferner die Theorie der Elektricitätsströmung in linearen Leitern.

Auf anderen Grundlagen als in der ersten Auflage werden nun die Entwicklungen in der Lehre vom Elektromagnetismus gegeben und die allgemeinen Ausdrücke für die magnetischen Kraftcomponenten eines linearen Leiters deduciert. Die Theorie der Galvanometer wird mit großer Ausführlichkeit besprochen. Die Elektrodynamik, die Induction werden nun anders erörtert, als dies in der ersten Auflage der Fall war. An dieser Stelle wird der in der Elektrotechnik wichtigen periodischen Ströme gedacht, sowie die oscillierende Entladung, letztere allerdings nur in den Grundzügen, theoretisch dargestellt. Für das Studium der Eigenschaften des elektromagnetischen Feldes, sowie mehrerer Erscheinungen der Elektrooptik vom Belange sind die allgemeinen Gleichungen des elektromagnetischen Feldes, welche im folgenden entwickelt und auf die Stromschwankungen in einem langen geraden Leiter, ferner auf die Ausbreitung elektrischer Strömungen in Isolatoren sowie in Leitern und Halbleitern angewendet werden. Besonderes Interesse werden auch die Erörterungen der Erscheinungen in der Umgebung eines linearen Leiters (somit Besprechung der Hertz'schen Versuche) erregen. Auf den letztgenannten Gegenstand konnte jedoch nur oberflächlich eingegangen werden, da die Entdeckungen von Hertz in eine Zeit fielen, als schon der Druck dieser Theile des Buches vorwärts geschritten war.

Im folgenden finden wir jene Abschnitte, welche sich auf die Theorie der Aggregatzustände beziehen; es sind dies die Erläuterungen der Symmetrieverhältnisse der Krystalle, die Theorie der Elasticität und deren Anwendung in der Lehre von den periodischen Bewegungen der Körper (akustische Bewegungen), die Theorie des Stoßes kugelförmiger Massen, die Hydrostatik, die Hydrodynamik, die ebenfalls in der jetzigen Auflage viel eingehender erörtert und durch Hinzufügung wichtiger Probleme, wie es z. B. die Theorie der Wirbelbewegung ist, ergänzt und vermehrt wurde, sodann die Lehre von der Oberflächenspannung der Flüssigkeiten, wobei der Verf. am meisten den Gauss'schen Deductionen gefolgt ist, die Theorie der Aërostatik, in welcher der Zustandsänderungen Erwähnung gethan ist, endlich die Aërodynamik mit Einbeziehung der akustisch wichtigen Probleme über die Fortpflanzung der Luftwellen im Raume und in Röhren und über die Fortpflanzung des Schalles im freien Raume. Die kinetische Gastheorie ist vorzüglich auf Grund der Clausius'schen Entwicklungen und jener, welche von der Wiener Schule ausgegangen sind, dargestellt.

In der Lehre vom Lichte, welche schon in der ersten Auflage eine ausführliche, mustergiltige Bearbeitung erfuhr, finden wir verhältnismäßig wenig Neuerungen und Ergänzungen. Unter anderem werden jetzt auch die kleinen Höfe mittels Zuhilfenahme des Principes der Summation der elementaren Helligkeit und des sogenannten Babinet'schen Principes erklärt. Ausführlich wird auch in der vorliegenden Auflage von der Helligkeit im allgemeinen, der Helligkeit optischer Bilder und der indirecten Abbildung gesprochen. Zum Schlusse dieses Abschnittes werden die Gleichungen der Lichtbewegung in circularpolarisierenden Medien aufgestellt, die Drehung der Polarisationsebene durch isotrope Medien und die magnetische Circularpolarisation theoretisch erörtert.

Der letzte Abschnitt des umfangreichen Werkes handelt von der Wärmelehre. Wir finden in demselben als sehr willkommene Neuerung eine sich auf das Wesentlichste beschränkende Theorie der Wärmeleitung fester isotroper Körper. Es wird das Problem der Vertheilung der Temperatur in einer Platte, die Wärmeleitungsverhältnisse eines Stabes (auch für den für die Messung wichtigen Fall der periodischen Erwärmung des einen Stabendes), die Vertheilung der Temperatur in einem Ringe, sodann die Wärmeleitung in einer Kugel besprochen. In den Anwendungen der Thermodynamik finden wir auch namhafte Erweiterungen. So dürften die Erläuterungen der bei der Magnetisierung auftretenden Wärmewirkungen, die Beziehungen zwischen elektromotorischer Kraft und Temperatur, zwischen elektromotorischer Kraft und Concentration, zwischen Dampfdruck und Oberflächenspannung, zwischen ersterem und Elektrisierung, sowie zwischen demselben und elektrischer Influenz allgemeinem Interesse begegnen.

Alles zusammenfassend kann man wohl behaupten, dass das vorliegende, äußerst gehaltvolle Werk eines bedeutenden österreichischen Gelehrten in seiner Art wohl unübertroffen ist. Es ist zur Einführung in das Studium der theoretischen Physik sehr geeignet und wird ein weiteres Vordringen in diesem Wissenszweige allen jenen ermöglichen, die den Entwicklungen desselben gefolgt sind.

Die Wettervorhersage. Eine praktische Anleitung zur Wettervorhersage auf Grundlage der Zeitungswetterkarten und Zeitungswetterberichte für alle Berufsarten. Im Auftrage der Direction der deutschen Seewarte bearbeitet von Prof. Dr. W. J. van Bebber, Abtheilungsvorstand der deutschen Seewarte. Mit zahlreichen Beispielen und 103 Abbildungen. Stuttgart, Verlag von Ferdinand Enke 1891.

In dem vorliegenden Buche, das eine passende Ergänzung und praktische Erläuterung des „Lehrbuches der Meteorologie“ desselben Verf.s bildet, wurde der Zweck verfolgt, die Grundzüge der Meteorologie in gemeinfasslicher Weise einem größeren Publicum vorzulegen, insbesondere „die Bedeutung und Leistungsfähigkeit der ausübenden oder praktischen Witterungskunde darzuthun und den Leser soviel als möglich zu befähigen, sich ein selbständiges Urtheil über die jeweilig sich vollziehenden Witterungserscheinungen zu bilden, damit er instand gesetzt werde, nach Maßgabe des zur Verfügung stehenden Materials auf die zunächst zu erwartenden Witterungsvorgänge zu schließen“. Das Buch ist für alle Berufsarten bestimmt und zwar soll mit dem Inhalte desselben der Schüler einer Mittelschule im naturkundlichen Unterrichte vertraut gemacht werden, dem Lehrer soll es als Führer dienen und mancher veraltete Standpunkt, der noch zuweilen in den Lehrbüchern der Physik angetroffen wird, soll aufgegeben und durch die Ergebnisse der neuesten Forschungen ersetzt werden.

In einer historisch gehaltenen Einleitung wird vorzugsweise auf die Forschungsmethoden der Meteorologie hingewiesen, besonders die synoptische Methode erläutert und die Wichtigkeit des Buys-Ballot'schen Gesetzes der Winde betont; an dieser Stelle werden auch die modernen Systeme der Wettertelegraphie skizziert.

Der erste Abschnitt handelt von der Beschreibung des wettertelegraphischen Materials und dessen Verwertung, wobei sich der Verf. nur auf die Einrichtungen der deutschen Seewarte beschränkt. Es wird die Einrichtung der Wetterdepeschen, die in denselben auftretende Symbolik, die Einrichtung der Wetterkarten in einer so sachgemäßen Weise zur Sprache gebracht, wie wir sie nur von einem so ausgezeichneten Fachmanne von dem Rufe eines van Bebber erwarten konnten. Im zweiten Abschnitte werden die Grundlagen der Wettervorhersage im allgemeinen so dargestellt, dass auch der Nichtfachmann den betreffenden Entwicklungen mit dem vollsten Interesse wird folgen können. Die mehrfach

incorrecten Darstellungen, wie wir sie auch in physikalischen Lehrbüchern von gutem Rufe antreffen, sollten nach diesem Abschnitte richtiggestellt werden. Besonders eingehend werden die Zugstraßen der Luftdrucksminima erörtert und deren fünf besonders betrachtet. Die den Gebieten mit hohem und tiefem Luftdrucke angehörenden Erscheinungen werden im dritten und vierten Abschnitte an der Hand der Thatsachen eingehend erläutert und durch geeignete Karten dargestellt. Den bei weitem größten Raum des Buches nimmt die Betrachtung der Einzelerscheinungen ein, wie sie den verschiedenen Zugstraßen im Winter und im Sommer entsprechen. In diesem Abschnitte ist ein massenhaftes Beobachtungsmaterial verwertet, aus welchem die Gesetzmäßigkeiten in präciser Weise erschlossen werden. Auf Grund dieser Entwicklungen wird nun eine Anleitung zur Aufstellung von Wetterprognosen auf Grundlage der Wetterkarten gegeben und an einigen besonders typischen Beispielen erläutert. Den wahrscheinlichen Weg einer barometrischen Depression oder die Zugstraße bestimmt der Verf. nach der Thatsache, dass die Depressionen in der Regel so fortschreiten, dass sie sowohl den höheren Luftdruck als auch die höhere Temperatur zur rechten Hand liegen lassen. Das „Schema zur Beurtheilung der wahrscheinlich zu erwartenden Witterung für Deutschland und die angrenzenden Länder“ bezieht sich auf den Zeitraum von 1876—1889, während den Karten der Zeitraum von 1876—1885 zugrunde liegt.

Im letzten Abschnitte des Buches werden die örtlichen Beobachtungen bei den Wetterprognosen berücksichtigt. Unter anderem wird der Wolkenbeobachtungen gedacht, die nach Clement Ley das Wetter erkennen lassen; an dieser Stelle wird der Thatsache Erwähnung gethan, dass bei Annäherung des Regens die südwestliche Zugrichtung der Cirruswolken am meisten vertreten ist, dagegen am seltensten die nördliche; es wird darauf aufmerksam gemacht, dass entgegen einer vielverbreiteten Ansicht in unseren Gegenden bei zunehmendem Luftdrucke durchschnittlich häufiger Niederschläge stattfinden als bei abnehmendem. Den Schluss dieser Betrachtungen bildet die Discussion des wahrscheinlichen Nachtfrostes, und hier wird theoretisch und praktisch der Satz erwiesen, dass, wenn bei ruhiger und klarer Witterung am Abend der Thaupunkt der Luft einige Grade über dem Gefrierpunkte liegt, Nachtfrost nicht zu erwarten ist, dies aber, wenn derselbe sich unter dem Gefrierpunkte befindet.

Wir empfehlen die Lectüre dieser sehr anregenden und lehrreichen Schrift, welche im Auftrage der Direction der deutschen Seewarte verfasst und auf das Beste von der Verlagsbuchhandlung ausgestattet wurde, allen jenen aufs angelegentlichste, welche sich für die Ergebnisse der meteorologischen Forschung, die in den letzten Jahren als bedeutende zu bezeichnen sind, interessieren.

Ostwalds Classiker der exacten Wissenschaften. Nr. 29: Über das Gesetz, nach welchem die Einwirkung der Säuren auf den Rohrzucker stattfindet, von Ludwig Wilhelmy (1850). Nr. 30: Abriss eines Lehrganges der theoretischen Chemie vorgetragen an der Universität Genua von Prof. S. Cannizaro (1858). Leipzig, Wilhelm Engelmann 1891. 47 u. 61 SS. Preis 80 Pf. u. 1 Mk.

Die erste Abhandlung wurde von Prof. Ostwald wieder den jüngeren Chemikern ins Gedächtnis zurückgerufen, weil in ihr der erste gelungene Versuch enthalten ist, die Gesetze zu erkennen, nach welchen die chemischen Vorgänge in der Zeit verlaufen. Von Wilhelmy wird in dieser Hinsicht eine Formel abgeleitet, deren strenge numerische Giltigkeit durch das Beispiel der Inversion des Rohrzuckers dargethan wird. In dieser Abhandlung ist wohl zum erstenmale die mathematische Analyse herangezogen worden, um den Verlauf chemischer Reactionen zu studieren. Zum Schlusse der vorliegenden kleinen Schrift wird von Prof. G. Quincke der Lebenslauf Wilhelmys erzählt; diese beiden Forscher umschloss ja ein inniges Freundschaftsband. Schließlich finden wir ein Verzeichnis der wissenschaftlichen Arbeiten Wilhelmys angegeben, aus dem wir entnehmen können, dass dieser Gelehrte auch auf rein physikalischem Gebiete fördernd wirkte.

Die zweite der eingangs angegebenen Schriften wurde von Lothar Meyer wieder veröffentlicht. Sie umfasst die briefliche Mittheilung von Prof. Cannizaro an Prof. S. de Luca, in welcher der erstere die Methode der historischen Untersuchung der chemischen Theorien darlegt, wie er dieselbe in seinen Vorlesungen einzuschlagen pflegte. Gerade dieser Theil der Abhandlung hat ein nicht zu unterschätzendes didaktisches Interesse und sollte von den Lehrern der Chemie die billige Würdigung erfahren. Prof. Meyer bezeichnet die Abhandlung Cannizaros als den Schlussstein des Gewölbes, welches auf den Trümmern der elektrochemisch-dualistischen Theorie errichtet wurde, und demselben damit die Festigkeit gab, ohne welche es das seither fast ins Ungeheuerliche angewachsene experimentelle Material nicht zu tragen vermocht hätte, das jetzt in Form eines regelrechten Baues sicher auf ihm ruht. Der zweite Theil der Abhandlung bezieht sich auf die Erörterung der Dissociation oder die Zersetzung der Körper unter dem Einflusse der Wärme von H. Sainte-Claire-Deville, welche Cannizaro im Jahre 1857 veröffentlichte. In der dritten Abhandlung befasst sich Cannizaro mit der Erklärung ungewöhnlicher Condensationen von Dämpfen auf Grund der Untersuchungen von Kopp.

Troppau. J. G. Wallentin.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Der neue Lehrplan für Naturgeschichte und der botanische Unterricht am Untergymnasium.

Wiederholt wurde bei Enqueten und in Zeitschriften auf das Missverhältnis hingewiesen, dass der Zoologie in dem Gymnasiallehrplane bisher fünf Semester, der Botanik aber nur zwei Semester zugetheilt waren, und immer nachdrücklicher erhoben sich Stimmen, die aus gewichtigen sachlichen und didaktischen Gründen eine intensivere Behandlung der Pflanzenkunde am Gymnasium forderten. Auch auf dem II. deutsch-österreichischen Mittelschultage gelangte eine diesbezügliche These zur einstimmigen Annahme. Die Fachmänner waren jedoch damals der Ansicht, dass eine stärkere Betonung des Botanikunterrichtes besonders auf der Oberstufe wünschenswert sei, da bei einem wöchentlich zweistündigen, durch ein Semester geführten Botanikunterrichte auf dieser Stufe das Lehrziel niemals vollständig erreicht werden kann. In diesem Sinne wurde auch die These formuliert und angenommen. Bei dem gegenwärtig so allgemein geäußerten Wunsche nach Entlastung der Schüler, und da überdies an dem Stundenausmaße der übrigen Gegenstände principiell nichts geändert werden sollte, war es voraussichtlich, dass dieser oben angeführten Forderung nicht entsprochen werden konnte. Eine Erweiterung des botanischen Unterrichtes, der man sich aber doch nicht ganz entschlagen wollte, war daher nur auf der Unterstufe möglich; aber auch hier, aus den gleichen Gründen, nur im Wege einer anderen Auftheilung der für die Naturgeschichte überhaupt zugestandenen Unterrichtszeit. Die hohe Ministerialverordnung vom 24. Mai 1892 brachte nun thatsächlich eine in diesem Sinne gehaltene Abänderung des bisherigen Lehrplanes, wonach der Botanik in der I. und II. Classe je vier Monate des II. Semesters zugewiesen werden. Es bedeutet dies für die Pflanzenkunde einen Gewinn von drei Unterrichtsmonaten gegenüber dem bisherigen Zustande, was natürlich für die Zoologie einen ebenso großen Zeitverlust ausmacht. Obgleich nun jeder Lehrer der Naturgeschichte es mit Freude begrüßen wird, dass jetzt der Botanik etwas mehr Zeit gegönnt ist, so wird man dennoch die Frage als eine offene bezeichnen

müssen, ob der durch diese Neuerung für die Pflanzenkunde gewonnene Vortheil größer sei als der Nachtheil, den die Zoologie hiebei erleidet, für welche das bisherige Zeitausmaß gerade knapp ausreichte. Die zu gewinnenden Erfahrungen der nächsten Jahre werden wohl die Beantwortung dieser Frage bringen.

An den Lehrer der Naturgeschichte tritt aber sofort die Aufgabe heran, sich in die neuen Bestimmungen möglichst rasch einzuleben und den Unterricht derart einzurichten, dass die in dem neuen Lehrplane und den zugehörigen Instructionen ausgesprochenen Absichten auch voll und ganz verwirklicht werden; er wird trachten müssen, den der Botanik eingeräumten Vortheil im Interesse seiner Schüler auch möglichst intensiv auszunützen. Der Lehrer wird sich in dieser Hinsicht vor allem den in den neuen Instructionen ausgesprochenen Grundsatz vor Augen halten müssen: »Die längere Dauer des botanischen Unterrichtes soll nur der Sicherung seines Erfolges, nicht aber einer besonderen Vermehrung des Lernstoffes dienen.« Es ist dies umso beherzigenswerter, als jeder botanische Unterricht in der I. Classe naturgemäß mit weit größeren didaktischen Schwierigkeiten zu kämpfen haben wird als in der II. Classe. Man bedenke nur, dass die Knaben im ersten Jahrgange an die Methode des demonstrativen Unterrichtes noch nicht so gewöhnt sind, und die richtige Behandlung der in den Händen der Schüler befindlichen botanischen Objecte in mancher Hinsicht erheblich mehr Schwierigkeiten bereiten wird als im zweiten Jahrgange. Ich habe auf diesen Punkt schon bei anderer Gelegenheit hingewiesen.[1]) Es kann deshalb naturgemäß der botanische Unterricht wenigstens in der ersten Zeit nur langsam fortschreiten. Selbstverständlich wird bis zu dem nächsten Unterrichtscurse aus Botanik ziemlich viel vergessen werden und daher in der II. Classe auf Wiederholungen ein nicht unbeträchtlicher Theil der Unterrichtszeit entfallen, so dass wirklich nur ein bescheidenes Zeitausmaß zur freien Verfügung bleiben kann. Wie diese Zeit zu verwenden sein wird, darüber sprechen sich die neuen Instructionen ganz unzweideutig aus. Es wird ein genaueres Eingehen auf die wichtigsten Culturpflanzen gefordert und, wenn noch Zeit bleibt, sollen einige Übungen im Bestimmen von Pflanzen vorgenommen werden. Die Instructionen legen auch einen besonderen Wert darauf, dass der größte Theil der Unterrichtsarbeit in der Schule geleistet und die häusliche Vorbereitung nur in sehr geringem Maße in Anspruch genommen werde. Es ist dies abermals eine Mahnung an den Lehrer, nichts zu überhasten und nur langsam auf dem Boden von sicher Erworbenem weiterzubauen. Wirklich förderlich für die »Sicherung des Erfolges des botanischen Unterrichtes« dürfte sich aber der Umstand erweisen, dass nunmehr eine Sichtung des botanischen Lehrstoffes wird vorgenommen werden können, indem man im ersten Jahre nur die leichter zu behandelnden und leichter zu verstehenden Arten für den Unterricht auswählt, schwierigere Objecte dagegen erst im zweiten Jahre an die

[1]) Dr. Franz Noë: »Bemerkungen über den zoologischen Unterricht am Gymnasium«, in dieser Zeitschrift 1889, VIII. u. IX. Heft, S. 833.

Reihe kommen, wo die Schüler schon geistig entwickelter und in der Beobachtung der Naturobjecte schon geübter sind; auch werden sich die bei dem Unterrichte im ersten Curse wahrgenommenen Schwierigkeiten durch entsprechende Wiederholungen im zweiten Curse wohl zum größten Theile beheben lassen.

Was den Umfang des durchzunehmenden botanischen Lehrstoffes anlangt, so konnten in dem bisherigen fünfmonatlichen Curse im besten Falle wohl nicht mehr als 40—50 Arten in der Schule zur Beschreibung gelangen, wenn die Schüler sich bleibende morphologische und biologische Kenntnisse erwerben sollten. Es wird daher für jeden der nunmehr viermonatlichen botanischen Curse die Zahl der zu beschreibenden Arten im Maximum mit 30—35 anzusetzen sein. Versuchen wir nun, gestützt auf diese allgemeinen Erwägungen und auf die bisher im botanischen Unterrichte im Untergymnasium gewonnenen Erfahrungen, dem Lehrgange in den beiden Cursen etwas näher zu treten. Für den ersten Jahrgang dürfte sich eine Auswahl von Vertretern nachfolgender größerer und besonders wichtiger Pflanzenordnungen empfehlen:

1. Lilieae.
2. Smilaceae.
3. Amaryllidaceae.
4. Caryophyllaceae.
5. Ranunculaceae.
6. Cruciferae.
7. Rosaceae.
8. Amygdaleae.
9. Pomaceae.
10. Papilionaceae.
11. Primulaceae.
12. Oleaceae.
13. Asperifoliaceae.
14. Solanaceae.
15. Labiataceae.

Von den Nutzpflanzen wären hier passend durchzunehmen: Die wichtigsten Obstbäume, die Olive, die Orange, der Kaffeebaum, der Theestrauch, die Kartoffel und der Tabak.

Für das zweite Jahr kämen neu hinzu passende Vertreter der folgenden Ordnungen:

1. Coniferae.
2. Gramineae.
3. Palmae.
4. Orchidaceae.
5. Cupuliferae.
6. Salicaceae.
7. Violaceae.
8. Umbelliferae.
9. Rubiaceae.
10. Scrophulariaceae.
11. Compositae.
12. Filicineae.
13. Muscineae.
14. Basidiomycetes.

Es müsste jedoch auch Zeit erübrigt werden für die Wiederholung einiger besonders wichtiger oder sehr artenreicher Ordnungen des ersten Curses, wie z. B. der Lilien, der Hahnenfüße, der Kreuzblütler, der Lippenblütler, der Schmetterlingsblütler u. a. m. Es mag vollkommen dahingestellt bleiben, ob man nicht lieber einige der oben angeführten minder wichtigen Ordnungen ganz weglassen soll, um genügend Zeit für solche Wiederholungen zu gewinnen, die ja auch für die Anbahnung des Verständnisses der natürlichen Verwandtschaft und systematischen Gruppierung der Pflanzen von größter Wichtigkeit sind. Von Nutzpflanzen

wären in diesem Jahrgange an passender Stelle besonders hervorzuheben: Die wichtigsten Getreidearten, einige Gemüse- und Gewürzpflanzen, der Flachs, die wichtigsten Waldbäume, eine Palme, der Weinstock und etwa die Baumwolle. Nach dem neuen Lehrplane ist es auch die Aufgabe des II. Curses, einige Kryptogamen in den Bereich der Betrachtung zu ziehen. Es dürfte aber hiebei aus sachlichen und didaktischen Gründen eine große Selbstbeschränkung sehr nothwendig sein. Ich glaube, dass es vollkommen genügt, zwei oder drei Hutpilze, zwei Moose und zwei Farne in den Kreis der Beschreibung aufzunehmen; denn die übrigen großen Abtheilungen der Sporenpflanzen dürften für das Auffassungsvermögen der Secundaner doch noch zu schwierig sein; auch kann das bezügliche Demonstrationsmaterial meist nur mit Hilfe des Mikroskopes genügend verwertet werden.

Es ist selbstverständlich nicht ausgeschlossen, dass in jedem Unterrichtscurse auch einige Vertreter von anderen Ordnungen als den oben angeführten in der Schule beschrieben werden, insbesondere Formen, welche in der Umgebung des Schulortes sehr häufig wildwachsend oder cultiviert angetroffen werden. Ich erinnere für Niederösterreich beispielsweise nur an den Hartriegel, den Seidelbast, die Glockenblumen, die Linde, die Rosskastanie, die Ahorne u. a. m. In gleicher Weise würden für Gymnasien in Alpenstädten die Saxifrageae, Ericaceae und Gentianeae eine erhöhte Bedeutung gewinnen.

Ich habe unter Berücksichtigung aller soeben angeführten Umstände beispielsweise eine Liste von solchen Pflanzen zusammengestellt, die sich für den Schulgebrauch in beiden Cursen eignen dürften. Hiebei ist hauptsächlich die Flora von Niederösterreich ins Auge gefasst, und es wurden nur solche Formen ausgewählt, die sich durch Größe und leichte Analysierbarkeit der Blüten, oder durch besondere Häufigkeit oder besondere Wichtigkeit empfehlen.

I. Curs.[1]

1. Die Gartenhyacinthe.
2. Ein Milchstern oder die Traubenhyacinthe.
3. Das wohlriechende Maiglöckchen.
4. Das Schneeglöckchen.
5. Die Karthäusernelke und die Gartennelke.
6. Das Leberblümchen.
7. Ein Windröschen oder eine Küchenschelle.
8. Der Ackersenf und der Gartenkohl.
9. Die wilde Rose.
10. Der Kirschbaum und der Weichselbaum.
11. Der Pflaumenbaum und der Aprikosenbaum.

---

[1]) In jedem Curse sind zuerst Vertreter der oben angeführten Ordnungen aufgezählt, dann folgen einige häufige oder wichtige Formen aus anderen Ordnungen, den Beschluss machen die ausländischen Culturpflanzen.

12. Der Birnbaum und der Apfelbaum.
13. Der Goldregen.
14. Die Robinie.
15. Die stengellose Schlüsselblume.
16. Die Frühlings-Schlüsselblume.
17. Der Flieder.
18. Die Olive.
19. Der Ligusterstrauch.
20. Ein Beinwell (Symphytum) oder das Lungenkraut.
21. Der Bocksdorn (Lycium).
22. Die Kartoffel.
23. Die gefleckte Taubnessel.
24. Der Wiesensalbei.
25. Der Klatschmohn.
26. Der Hollunderstrauch.
27. Die Linde.
28. Eine Glockenblume.
29. Der Flachs.
30. Die Rosskastanie.
31. Der Kaffeebaum und der Theestrauch.
32. Der Orangenbaum.
33. Der Tabak.

II. Curs.

1. Die Fichte und die Tanne.
2. Die Föhre und die Lärche.
3. Das Korn und der Weizen.
4. Die Gerste und der Hafer.
5. Die Dattelpalme und die Cocospalme.
6. Eine Orchidee.
7. Der Haselnusstrauch.
8. Die Rothbuche und die Eiche.
9. Die Sahlweide oder die weiße Weide.
10. Das wohlriechende Veilchen.
11. Die Möhre und die Petersilie oder der Kümmel.
12. Der Waldmeister oder ein passendes Galium.
13. Das große Löwenmaul oder das Leinkraut.
14. Die weiße Wucherblume und der Löwenzahn.
15. Die Kornblume.
16. Der gemeine Tüpfelfarn.
17. Der Wurmfarn.
18. Das gemeine Haarmützenmoos.
19. Ein Astmoos.
20. Der Champignon und der Fliegenpilz.
21. Die Gartentulpe.
22. Eine Ranunculus spec.
23. Der gelbblühende Hartriegel.

24. Der Weißdorn (Crataegus).
25. Der Schlehdorn.
26. Ein Vergissmeinnicht.
27. Die Erdbeere.
28. Der kriechende Günsel oder eine andere passende Labiate.
29. Die Walderbse oder die Vogelwicke.
30. Eine passende Crucifere.
31. Der spitzblättrige Ahorn oder der Traubenahorn.
32. Der Weinstock.
33. Die Baumwolle.

Es ist wohl kaum nothwendig zu bemerken, dass die Pflanzen nicht in der oben angegebenen Reihenfolge zur Beschreibung gelangen sollen, da ja die Blütezeit berücksichtigt werden muss. Um allen Missverständnissen vorzubeugen, betone ich nochmals ausdrücklich, dass diese Pflanzenlisten durchaus nicht als ein Canon zu betrachten sind. Sie sind lediglich als ein Beispiel zu nehmen, wie die Auswahl etwa getroffen werden könnte; denn für die wirkliche Auswahl sind ja doch stets die floristischen Verhältnisse des Schulortes maßgebend. Selbst für einen bestimmten Schulort wird sich das Pflanzenverzeichnis alljährlich sowohl der Zahl als den Arten nach einigermaßen ändern, weil ja die Witterungsverhältnisse auf die Beschaffung des frischen Pflanzenmaterials einen bedeutenden Einfluss haben; auch die persönlichen Verhältnisse des Lehrers und die Vertheilung der schulfreien Tage kommen sehr in Betracht. Wenn ich bei einzelnen Nummern mehrere Pflanzennamen durch ein „und" verbunden habe, so wollte ich andeuten, dass diese Pflanzen im Vergleiche miteinander unter Hervorhebung der charakteristischen Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten zu behandeln wären; denn es kommt auf dieser Stufe hauptsächlich darauf an, dass der Schüler die hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten der Naturkörper in großen Zügen richtig erfasse. Die meisten Schwierigkeiten dürften sich in dieser Hinsicht bei den Cultur- und Nutzpflanzen ergeben. So nothwendig und ersprießlich auch die Kenntnis dieser Gewächse für jeden Gebildeten ist, so erwachsen der schulmäßigen Behandlung doch mancherlei Schwierigkeiten, die in der Sache selbst gelegen sind. Es wird immer eine schwierige und häufig undurchführbare Aufgabe sein, den Schülern aus einzelnen Zweigen, Blüten, Früchten oder Stammstücken eine befriedigende und sichere Kenntnis dieser Pflanzenformen zu vermitteln. Da kann nur die Anschauung der ganzen Pflanze in ihren verschiedenen jährlichen Entwicklungszuständen zum Ziele führen; denn um die Fichte von der Tanne, die Eiche von der Buche, den Birnbaum vom Apfelbaum, die Gerste vom Korn mit Sicherheit zu unterscheiden, muss der Habitus der ganzen Pflanze eingeprägt werden. Dies zu erreichen ist das Ziel des Unterrichtes, nicht aber eine detaillierte Beschreibung der Unterschiede im Blütenbau, das wäre nur zwecklose Zeitverschwendung. Man wird jedoch gerade bei den Culturpflanzen, deren Kenntnis so im Argen liegt, sich in der unangenehmen Lage befinden, hauptsächlich mit Ab-

bildungen und einzelnen getrockneten Pflanzentheilen arbeiten zu müssen, und an guten Abbildungen, welche auch die ganze Pflanze darstellen, herrscht kein Überfluss.[1]) Aber wer wüsste nicht, dass selbst die besten Abbildungen nur eine sehr mangelhafte Vorstellung von dem Naturkörper geben können. Aus diesem Dilema hilft nur — ein Schulgarten. Ich werde auf diesen so überaus wichtigen Punkt noch zurückkommen. Vorerst sei mir gestattet, noch einige Bemerkungen über den Unterrichtsbetrieb selbst zu machen. Dass man, wo es nur immer angeht, den Unterricht an frischen Pflanzen, die sich in den Händen jedes Schülers befinden, vornehmen wird, ist eine längst allgemein anerkannte und berechtigte Forderung. Sehr förderlich für den Erfolg dürfte es auch sein, wenn der Lehrer für jeden Curs ein Specialherbar der erfahrungsgemäß zur Besprechung kommenden Pflanzen anlegt und dieses Herbar als Ergänzung des frischen Pflanzenmaterials bei dem Unterrichte benützt, worauf dann die zuletzt durchgenommenen Pflanzen passend verwahrt im Lehrzimmer untergebracht werden. So dürften sich die Pflanzenbilder besser einprägen, und auch beim Wiederholen und Prüfen werden solche Herbarblätter sehr gute Dienste leisten. In gleicher Weise könnte auch eine kleine Sammlung von Früchten, Sämereien, Rinden- und Holzproben verwertet werden. Um Lehrer und Schülern die rasche Orientierung über den schon durchgenommenen Stoff zu ermöglichen und die Wiederholung zu fördern, dürfte es sich empfehlen, die Schüler zur Anlage eines „Pflanzenverzeichnisses“ zu verhalten, das in jede Unterrichtsstunde mitzunehmen und für den zweiten Curs sorgfältig aufzubewahren ist. Der Lehrer wird sich leicht von der correcten und sauberen Führung dieses Verzeichnisses überzeugen können. Selbstverständlich wird jeder Schüler ein Heft besitzen müssen, in welches alle an der Schultafel entworfenen, zur Erleichterung des Verständnisses dienenden Zeichnungen nach bestem Können einzutragen sind. Der Unterricht im ersten Curse dürfte am passendsten mit dem Schneeglöckchen oder der Hyazinthe beginnen, weil man da jedem Schüler sogleich eine ganze Pflanze oder wenigstens eine Blüte in die Hand geben kann, und sich an diesen Formen eine große Menge von späterhin stets nothwendigen morphologischen Thatsachen demonstrieren und erlernen lassen. Wenngleich sicherlich vieles vergessen sein wird, möchte ich doch einer zusammenhängenden Wiederholung der im Vorjahre durchgenommenen organographischen Verhältnisse am Anfange des zweiten Curses nicht das Wort reden. Wenn mit der Tulpe begonnen wird, so ergibt sich der Anlass zu Wiederholungen und Vergleichungen ganz von selbst und im fortschreitenden Unterrichte wird sich bei passenden Pflanzen Gelegenheit finden, diese Wiederholungen zu vervollständigen. Es dürfte sich so der Unterricht im II. Curse belebter und für die Schüler

---

[1]) Für die ausländischen Culturpflanzen ist noch immer Zippel und Bollmann das Beste. Für die wichtigsten Obst- und Waldbäume haben wir einen brauchbaren Behelf in den bei C. Gerolds Sohn in Wien erschienenen „Wandtafeln für den naturgesch. Anschauungsunterricht“, III. Abth.: Bäume.

anziehender gestalten. Hinsichtlich der biologischen Verhältnisse werden sich als verwertbar erweisen: die Übertragung des Blütenstaubes durch den Wind und durch Insecten, die Verbreitungsmittel von Samen und Früchten u. a. m. Der zweite Curs wird, nachdem die Schüler schon einige Formenkenntnisse gewonnen haben, auch Gelegenheit bringen, das Verständnis für die Verwandtschaft der Gewächse anzubahnen. Eine systematische Betrachtung der Pflanzenwelt wäre aber auf dieser Stufe entschieden verfrüht.

Es ist eine schon in den Instructionen zu dem alten Lehrplane wohl gewürdigte Thatsache, dass der demonstrative Unterricht in der Naturgeschichte hohe Anforderungen an die Arbeitskraft des Lehrers stellt. Ich habe über die eigenartige Stellung des Lehrers der Naturgeschichte an dem Gymnasium und über die bedeutende Arbeitslast, die derselbe in und außer der Schule bewältigen muss, schon an anderer Stelle[1]) gesprochen und die Zustimmung aller Fachgenossen gefunden. Der neue Lehrplan bringt nun dem Lehrer der Naturgeschichte eine nicht unbeträchtliche Mehrbelastung der schulfreien Zeit desselben: der Lehrer hat statt für zwei nunmehr für drei botanische Curse das frische Pflanzenmateriale zu beschaffen. An stark besuchten Anstalten mit Parallelclassen im Untergymnasium bedeutet dies jedoch eine Steigerung um zwei botanische Curse, so zwar, dass in einem solchen Falle der Lehrer den Pflanzenbedarf für fünf Abtheilungen[2]) gleichzeitig zu besorgen hat. Jeder Unbefangene wird zugeben, dass dies namentlich in größeren Orten bei stark besetzten Abtheilungen keine kleine Aufgabe ist, wenn auch immerhin die Schüler hiebei werkthätig mithelfen, welche Mithilfe übrigens durch die nunmehr durchgeführte Pflege der Jugendspiele an schulfreien Nachmittagen erheblich beeinträchtigt werden dürfte. Es wird nun ganz von den persönlichen Verhältnissen des Lehrers abhängen, inwieweit er diesen gesteigerten Ansprüchen wird genügen können, und man kann die Forderung nur billig finden, dass dem Lehrer diese schwere Aufgabe erleichtert werde. Eine solche Unterstützung könnte aber am zweckentsprechendsten durch die Anlage von Schulgärten geboten werden. Der Schulgarten wäre übrigens von mehr als einem Standpunkte aus eine äußerst nothwendige Unterstützung und überaus wirksame Förderung des botanischen Unterrichtes. Ich stehe nicht an es auszusprechen, dass für eine intensivere Pflege der Pflanzenkunde, wie sie der neue Lehrplan fordert, der Schulgarten eine nothwendige Voraussetzung ist. Die Frage nach Errichtung von Schulgärten ist deshalb gerade jetzt eine brennende geworden und besitzt für die Förderung des naturhistorischen Unterrichtes eine ebenso große Bedeutung, wie die Frage nach Errichtung von Spielplätzen für die Förderung der körperlichen Ausbildung unserer Jugend. Es fällt mir nicht ein zu verlangen, dass der Schulgarten allein die Kosten des botanischen Unterrichtes be-

---

[1]) a. a. O. S. 834.
[2]) I. a, I. b, II. a, II. b und V. Classe.

streiten soll, die freie Natur wird stets in erster Linie zu berücksichtigen sein, aber der Schulgarten wird den Lehrer bei der Beschaffung des Materiales wesentlich unterstützen, er wird ihn unabhängig machen von den verschiedenen Zufälligkeiten der Witterung, er wird die planvolle, methodische Auswahl des Materiales ungemein fördern. Vor allem aber ist der Schulgarten geradezu unerlässlich für die Einführung der Jugend in die Kenntnis der Culturpflanzen. Nur so wird es möglich sein, die wichtigsten Nutzgewächse dem Schüler in ihren verschiedenen charakteristischen Entwicklungsphasen lebend vor Augen zu führen. Man denke doch wie ungemein fördernd es sein müsste, wenn der Schüler auf engem Raume nebeneinander die verschiedenen Getreidearten in ihrer Entwicklung vergleichend beobachten könnte, desgleichen die Obstbäume und vieles Andere! Um wie viel interessanter und lebensvoller könnte durch solche Einrichtungen der Unterricht gestaltet werden, wie sehr könnte auf solche Art der Sinn für die Natur, diese unerschöpfliche Quelle der edelsten Genüsse, gefördert werden. Aber noch ein anderes Moment möchte ich zu Gunsten der Schulgärten anführen. Die Schüler der Oberclassen zeigen sehr häufig eine bedauerliche Apathie gegenüber der Natur, wohl hauptsächlich infolge ihrer großen Belastung mit abstracten Studien, durch welche sie in vieler Hinsicht der Natur entfremdet werden. Es stünde nun nichts im Wege, dass diese Schüler nach Maßgabe ihres guten Willens und ihrer freien Zeit eingeladen würden, sich gruppenweise unter der Leitung des Fachlehrers an den nothwendigen gärtnerischen Arbeiten zu betheiligen. Die hiemit verbundene unmittelbare Beschäftigung mit der Natur, der Aufenthalt im Freien, der kräftigende Einfluss der körperlichen Arbeit könnten nach meiner Meinung nur äußerst wohlthätig auf das Gemüth und die Gesundheit der jungen Leute einwirken, und so würde der Schulgarten auch jene wichtigen Bestrebungen bestens unterstützen, welche auf die Hebung des geistigen und körperlichen Wohles unserer Mittelschüler gerichtet sind.

Es ist klar, dass in erster Linie in großen Städten, wo der Verkehr der Jugend mit der Natur kein so leichter und selbstverständlicher ist, das lebhafteste Bedürfnis nach Schulgärten besteht. Die oben angeführten Vortheile dürften aber auch an Landgymnasien nicht unterschätzt werden. Es ist wenigstens eine eigenthümliche Erscheinung, dass man gerade in kleinen Orten der Provinz hie und da Schulgärten findet, während solche in den großen Städten ganz fehlen. Ich verhehle mir auch nicht, dass der Anlage von Schulgärten gerade in großen Städten besondere Schwierigkeiten im Wege stehen; es sind dies namentlich die Beschaffung eines passenden Platzes und die leidige Geldfrage. Ich glaube aber, dass diese Fragen viel leichter zu beantworten sind, als die gleichen für Gewinnung und Einrichtung von Spielplätzen. Ein Raum von etwa 10 *m* Breite und 15 *m* Länge, der von Osten und Süden genügend Luft und Licht erhält, dürfte den bescheidensten Bedürfnissen genügen. Wo ein solcher Platz nicht unmittelbar bei der Lehranstalt vorhanden ist, könnte ja auch ein passender, in der Nähe befindlicher Platz verwendet werden. Insbesondere aber wäre es den betreffenden

Bauleitungen zur Pflicht zu machen, dass in Hinkunft bei Neubauten von Schulgebäuden ein für Gartenzwecke dienlicher Raum unter allen Umständen reserviert werde. Nach Erkundigungen, die ich bei bewährten Fachmännern eingezogen habe, könnte für die erste Anlage eines Schulgartens mit fl. 300—400 das Auslangen gefunden werden. Für die Erhaltung des Gartens würde eine bescheidene Erhöhung der Dotation der naturhistorischen Lehrmittelsammlung ausreichen. Bei der Beschaffung der nothwendigen Pflanzen dürfte wohl auch auf die werkthätige Unterstützung privater Gartenfreunde zu rechnen sein.

Es passt nicht in den Rahmen dieser allgemein gehaltenen Bemerkungen, den Plan eines solchen Schulgartens im einzelnen zu entwerfen. Es soll dies bei anderer Gelegenheit geschehen. Nur das Eine sei betont: In dem Schulgarten müssten alle auf gärtnerische Liebhaberei hindeutenden Einrichtungen unterlassen werden, so z. B. die Anpflanzung theuerer Ziersträucher usw. Bei allen Anpflanzungen müssten stets das Bedürfnis der Schule und die Vegetationsverhältnisse des Schulortes maßgebend bleiben.

Sollten sich für manche Anstalten in großen Städten, zumal in Wien, der Anlage von Schulgärten dennoch unüberwindliche Hindernisse entgegenstellen, so wäre vielleicht noch folgender Vorschlag in Überlegung zu ziehen: Man könnte an die Schaffung eines großen, gemeinsamen Pflanzengartens (für Wien etwa im Prater) denken, dessen Zweck einzig wäre, jene Pflanzen in hinreichender Menge zu cultivieren, welche überhaupt in den Mittel- und Bürgerschulen beim Unterrichte verwendet werden. Alle Einrichtungen müssten so getroffen werden, dass jede Anstalt unter Vermeidung aller Zeitverluste in der einfachsten Weise von dieser Centralstelle aus mit frischen Pflanzen versorgt werden könnte. Es bestehen wohl in Wien und den Provinzialhauptstädten große botanische Gärten, dieselben können aber nicht in ausreichender Weise für die Unterrichtszwecke der Mittelschulen herangezogen werden, da sie ihrer ganzen Anlage nach anderen Zwecken, insbesonders dem Universitätsstudium und der allgemeinen Belehrung gewidmet sind.

Wie mir erinnerlich, hat auch Herr Universitätsprofessor Dr. R. v. Wettstein in Prag die Errichtung eines solchen gemeinsamen botanischen Gartens für die Mittelschulen Wiens vor einiger Zeit zur Sprache gebracht. Die Verwirklichung dieser Idee wäre mit lebhafter Freude zu begrüßen. Es würde dies eine höchst wirksame Förderung des botanischen Unterrichtes an unseren Mittelschulen bedeuten.

Ich schließe mit dem Wunsche, es mögen diese Anregungen bei den Fachgenossen und den maßgebenden Behörden eine freundliche Aufnahme finden.

Wien. Dr. Franz Noë.

M. Guttmann, Jugendspiele und Schülerwanderungen. Eine vom Kreisturnrathe des XV. deutschen Turnkreises mit dem ersten Preise gekrönte Schrift. Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn 1892. 23 SS.

Eine kleine, aber ausgezeichnete Schrift. Das Büchlein gibt in trefflicher Kürze über vier Punkte die beste Auskunft. Erstens bespricht der Verf. Ursache und Verlauf der Bewegung für die Jugendspiele. Zweitens beweist er, dass die Spiele den Turnunterricht nicht ersetzen können, sondern eine nothwendige Ergänzung des Gesammtunterrichtes bilden müssen. Daraus ergibt sich drittens, abgesehen von der Nothwendigkeit der obligatorischen Einführung des Turnunterrichtes, die an die Behörde zu richtende Forderung nach einer dritten Turnstunde für Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten. Weitere Forderung ist, dass jede Anstalt ihren eigenen oder, wenn nöthig, auch mehrere Turnlehrer habe. Gemeinden und Turnvereine müssen zudem die Schaffung von Spielplätzen in die Hand nehmen. Schließlich wird gezeigt, dass zur körperlichen Erziehung auch Schülerwanderungen gehören, die den Nerven wohlthun, die jungen Leute an Ausdauer gewöhnen, den Sinn für Naturgenüsse erwecken und Gelegenheit bieten, die Vaterlandsliebe rege zu machen.

Fechter Karl, Die Einführung der Jugendspiele an der k. k. Staats-Unterrealschule im II. Bezirke in Wien.

— — Der Görlitzer Spielcurs. (Progr. der k. k. Staats-Unterrealschule im II. Bezirke in Wien 1892.)

Die Schüler des Hrn. Fechter waren in der glücklichen Lage, eine Wiese im Prater benützen zu können, auf der alle Classen gleichzeitig spielten. Dies ist jedenfalls der wünschenswerteste Zustand. Die Einführung der Spiele gieng dank der Sorgfalt, mit der die Sache vorbereitet war, ohne Schwierigkeit von statten. Wie oft gespielt wurde, ist nicht zu ersehen. Einige Kampfspiele hätte man in der Aufzählung der Spiele erwartet.

Die zweite Abhandlung gibt eine Darstellung des Curses, der vom 22. bis 26. Juni 1891 in Görlitz über Jugendspiele unter Leitung des Dr. Eitner und des Oberturnlehrers Jordan abgehalten wurde. Diesem Lehrcurse (der im August-September 1892 bereits zum sechstenmal abgehalten worden ist) muss schon mancher österreichische Lehrer zu Dank verpflichtet sein. Bei der beschränkten Zeit (sechs Tage) möchte man nur wünschen, dass mehr Praxis und weniger Theorie geboten würde. Es genügte, wenn die wichtigsten und schwierigsten Spiele — Barlauf, deutscher Schlagball, Kricket und englischer Fußball — gründlich eingeübt würden. Wer diese vier wirklich beherrscht, wird leicht jedes andere Spiel lernen. Wie viel Zeit mag aber für das schwierige englische Fußballspiel geblieben sein, wenn daneben 13 andere Spiele — Speerwerfen und Pfeilschießen sollten übrigens nicht dazu gerechnet werden — eingeübt worden sind?

Mittheilungen des Vereines zur Pflege des Jugendspieles. 1. Mittheilung. Wien 1892. 32 SS.

Diese Mittheilungen, die von Dr. Leo Burgerstein redigiert werden, erscheinen in zwanglosen Heften im Selbstverlage des Vereines. Das erste Heft enthält die Entstehungsgeschichte des Vereines, das Protokoll über die constituierende Versammlung und zwei Eingaben an Seine Excellenz den Herrn Ministerpräsidenten und an Seine Excellenz den Herrn Unterrichtsminister, worin diese gebeten werden, beim Finanzministerium dahin zu wirken, dass auf eine Ausscheidung einer entsprechenden Fläche aus der Gesammtarea des Linienwalles zur Anlegung von Spiel- und Turnplätzen schon jetzt Bedacht genommen werde.

Ferner ist ein Vortrag von Fr. Schöberle »Die Nothwendigkeit der Jugendspiele« abgedruckt. Dieser gibt eine auf fünfjährigem Studium beruhende statistische Darstellung des Schülermaterials an drei Schulen des X. Bezirkes in sittlicher Beziehung und weist nach, dass die 10 Procente der schlecht erzogenen Kinder aus den unteren Ständen die Eltern der nach sittlichen Normen erzogenen Kinder der mittleren Stände beunruhigen. Diese Beunruhigung fiele weg, wenn es eine sichere und geregelte Aufsicht der Kinder im Freien gäbe und diese könne nur der Jugendspielplatz im pädagogischen Sinne bieten. Interessant werden in diesem Vortrage die einzelnen Schülergruppen charakterisiert.

An fünfter Stelle stehen »Vorschläge zur Durchführung der Jugendspiele« (Rede des Prof. H. Dupky auf dem IV. d. ö. Mittelschultage). Diese trefflichen Vorschläge sind bereits so bekannt und sind so anerkennend besprochen worden, dass wir hier nicht weiter darauf eingehen. Endlich bringen diese Mittheilungen die auf dem II. und III. d.-österr. Mittelschultage zur Verhandlung gekommenen, das Jugendspiel betreffenden Thesen; dann vermischte Nachrichten und Anzeigen.

Schiessling Simon, Wertschätzung der Gymnastik bei den Griechen und Würdigung der körperlichen Ausbildung der Jugend in neuerer Zeit. (Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Mies 1891 u. 1892.) 50 SS.

Die Schrift bietet nichts wesentlich Neues. Nach einer äußerst knappen, auf ziemlicher Literaturbenützung beruhenden Darlegung des Betriebes der Leibesübungen bei den alten Griechen — es werden aber nur die Athener berücksichtigt — werden die auf Gymnastik bezüglichen Stellen aus Homer (in Übersetzung) mitgetheilt. Darauf folgt — und das ist das Verdienstlichste an der Schrift — eine Zusammenstellung von Äußerungen aus Plato (Lach., Resp., Gorg., Leg., Prot.), Xenophon (Mem.) und Lucian (Anach.), die sich auf den nothwendigen Zusammenhang der körperlichen mit der geistigen Ausbildung beziehen. Der zweite Theil der Schrift enthält folgende Gedanken: Es ist nothwendig, den Griechen auf dem Wege vernunftgemäßer Erziehung zu folgen, denn schon die Betrachtung des menschlichen Organismus zeigt, dass auch für die Ausbildung des Körpers gesorgt werden müsse. Die heutige Erziehung in

den höheren Schulen bietet Gefahren für die Gesundheit, und das lange Sitzen bei geistiger Arbeit hat üble Folgen. Der Kampf ums Dasein erfordert eiserne Menschen. Auch aus sittlichen Gründen ist der Mensch verpflichtet, seine Gesundheit zu erhalten. Das Glück unserer Kinder hängt davon ab. — Darauf werden die Bestrebungen der verschiedenen Staaten auf diesem Gebiete kurz besprochen. Schließlich werden Urtheile von Sachverständigen mitgetheilt, endlich auch die bekannten Erlässe der preußischen und der österreichischen Unterrichtsverwaltung.

Graz. A. Heinrich.

Wie bewirbt man sich um Stipendien? Nützliches Handbuch für Studierende. Enthaltend: Vollständiges Verzeichnis der Stipendien an allen deutschen Universitäten und Anleitung für Bewerbungsschreiben aller Art. Nebst allem Wissenswerten über das studentische Leben in Deutschland, Österreich, der Schweiz, Russland und Frankreich. Nach amtlichen Quellen herausgegeben. 5. verm. u. verb. Aufl. Leipzig, Gustav Fock [1893]. 8°, XXI u. 275 SS.

Der ausführliche Titel gibt über Zweck und Inhalt des Buches, das durch vier Auflagen bereits den Beweis des Bedürfnisses erbracht zu haben scheint, genügende Auskunft. Es »ist nicht allein für Studierende selbst, sondern auch dafür bestimmt, den Bibliotheken der Lehranstalten (Gymnasien, Realgymnasien), welche die Berechtigung haben, Abiturienten zur Universität zu entlassen, einverleibt zu werden«, und welche guten Dienste ein solches Handbuch leisten kann, ist einleuchtend. Voraussetzung ist natürlich, dass es praktisch eingerichtet und in seinen Angaben verlässlich ist. Das kann jedoch dem vorliegenden Buche durchaus nicht nachgerühmt werden. In eine Prüfung der einzelnen Angaben einzugehen, ist hier natürlich nicht der Ort; es mag die Bemerkung genügen, dass die die österreichischen Universitäten betreffenden Daten ebenso dürftig wie ungenau sind. Es pflanzen sich eben diese Angaben von einem Buche ins andere fort, ohne dass auf Grund »amtlicher« oder anderer verlässlicher Quellen eine Ergänzung oder Berichtigung vorgenommen würde. So werden, um nur einiges hervorzuheben, an den einzelnen österreichischen Universitäten die Ex- und Immatriculationsgebüren nach der früheren Einrichtung verschieden angegeben, trotzdem seit 1886 an allen für die Immatriculation eine Erhöhung eingetreten ist; ferner werden an der Wiener Universität noch der deutsch-österreichische Leseverein und der Wiener Studentenclub verzeichnet, die beide nicht mehr bestehen, endlich werden die Lesestunden an der Wiener Universitäts-Bibliothek nach der alten Ordnung angegeben, obwohl sie seit 1. Januar 1892 erheblich geändert worden sind. Eine Benutzung der leicht zugänglichen Publicationen der Wiener Universität hätte wenigstens für Wien die Daten gewiss reichlicher und richtiger gestaltet.

Warum unter der Rubrik »Stipendienstiftungen und zwar nach den Regierungsbezirken ausgeschieden« nur die bairischen Provinzen berücksichtigt sind, ist ebensowenig klar wie der ganze praktische Zweck dieser

Rubrik in diesem Handbuche. Eigenthümlicherweise hat sich die Angabe über die »Schwestern Fröhlich-Stiftung«, die doch keine Studentenstiftung ist und in das Buch gar nicht hineingehört, in die anstoßende Rubrik »Stipendien verschiedener Art« (S. 202) verirrt, wie denn überhaupt die Auswahl der verzeichneten Stiftungen und Stipendien und ihre Anordnung wenig Kritik und Geschick verräth. Ebensowenig ist ersichtlich, warum von sonstigen österreichischen Hochschulen die einzige »Hochschule für Bodencultur« aufgenommen worden ist.

Die Herausgeber dachten wohl, »wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen«, bedachten aber nicht, dass, wer zu viel leisten will, oft zu wenig leistet. Es wäre wohl richtiger gewesen, sich auf das im ersten Theile des Titels Versprochene zu beschränken und nicht auch noch alles Wissenswerte usw. bieten zu wollen.

Wien. Dr. S. Frankfurter.

Meister F., Beiträge zur Geschichte des Gymnasiums zu St. Maria Magdalena in Breslau. Breslau, Morgenstern 1893. gr. 8°, 110 SS.

Das Gymnasium zu St. Maria Magdalena in Breslau hat am 30. April 1893 die 250jährige Jubelfeier seines Bestandes begangen. Bei diesem Anlasse hat der Lehrkörper eine Festschrift veröffentlicht, aus welcher das vorliegende Heft besonders abgedruckt wurde. Der Verf. bespricht zuerst die seit 1267 bei der Kirche zu St. Maria Magdalena bestehende Schule, aus welcher das am 30. April 1643 begründete Gymnasium erwuchs, und erzählt dann die wechselvollen Geschicke desselben bis auf die neueste Zeit. Einiges darunter bietet ein allgemeines Interesse, so namentlich der 1766 gemachte Versuch, das Gymnasium mit einer Realschule zu verbinden und so in ein Realgymnasium umzugestalten, der nach einem scheinbaren Aufschwunge die Schule in den tiefsten Verfall brachte, aus welchem sie durch Joh. K. F. Manso zu neuem Gedeihen emporgehoben wurde. Auch die Schilderung des Wirkens Karl Schönborns, der von 1834—1869 der Anstalt als Director vorstand, wird jeden Leser sehr anziehen. Am Schlusse ist ein Verzeichnis der Directoren und Lehrer und der Abiturienten von 1843—1893 beigefügt.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Griechische Lyriker in Auswahl. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Alfred Biese. I. Theil: Text. Leipzig, Freytag 1891. VIII u. 90 SS.

Ein reizendes Büchlein, an dem wir nichts auszusetzen wüssten. Wir würden nur wünschen, dass auch die österreichischen Gymnasiasten in der Lage wären, dasselbe zu gebrauchen; diese Lücke in der bei uns üblichen Lectüre bringt die Schüler nicht nur um einen wirklichen Genuss, welchen ihnen die Schulautoren nicht immer bieten, sondern verschließt ihnen auch den eigentlichen Einblick in griechisches Wesen, denn die Lyrik ist, wie der Herausgeber ganz richtig sagt, der treueste Spiegel des Empfindens jedes Volkes. Wir wüssten auch zu sagen, wie in einer der obersten Classen für die Lyriker Platz geschaffen werden könnte, aber — — nun, sagen wir, das möchte zu weit führen!

Wien. H. St. Sedlmayer.

Das Martyrium der thebaischen Legion. Von Dr. Franz Stolle. Breslau 1891.

Der Verf. versucht den Nachweis, dass die passio Agauensium martyrum, die sogen. erste Recension in der von Reinart veröffentlichten Form, von Eucherius, dem bekannten Lyoner Bischof, herrühre, nicht aber auf einen jüngeren Träger dieses Namens zurückzuführen sei, während die zweite, erweiterte Recension (Acta Ss. Sept. VI, 345 sq.) ganz wertlos sei. Dieser Beweis ist St. unbedingt gelungen. Er kämpft nur mit Waffen, die ihm die historische Kritik in die Hand gab. Euchers bisherige Ausgaben sind ja ganz unzuverlässig. Wenn der Verf. deshalb S. 11 bedauert, dass uns diese Passio nur in einer Handschrift s. IX überliefert sei, so kann ich ihm zu seiner Freude mittheilen, dass die älteste Handschrift, die mir von Eucherius bekannt ist, der Cod. Paris. s. VI sie bereits mit dem Briefe an Salvius enthält. Ebenso weist die in dem Codex den Werken Euchers vorangehende Vita sie dem Lyoner Bischof zu. Also darüber kann weiter kein Zweifel bestehen, dass Eucherius der Verf. der vorliegenden Passio ist. An c. VI kann aber nach eben jener Handschrift nicht gerüttelt werden, da sie die Vulgata in allem bestätigt, mithin entfällt alles, was im I. Excurs (S. 84—93) darüber gesagt wurde. Die

S. 32 geäußerte Vermuthung, dass die uns unter dem Namen des Ambrosius überlieferte Nazarius-Rede Eucher zum Verfasser habe, da sie mit dessen Homilien De s. Blandina und De s. Epiphodio in Gedankengang und Sprache vielfach übereinstimme, wird man wohl fallen lassen müssen, weil sie handschriftlich ohne jegliche Gewähr ist und Euchers Autorschaft der beiden Homilien mehr als fraglich erscheint. Was noch sonst in dem Buche gelehrt wird, ist sehr schätzenswert. Besonders schön wird dargethan, dass Eucher als erster das Martyrium der thebaischen Legion geschildert habe und sich dabei sowohl mündlicher Überlieferung als auch schriftlicher Hilfsmittel (Lactanz, Vegetius' Itinerarien) bedient habe. Um unser Urtheil kurz zusammenzufassen, so muss gesagt werden, dass St.s Buch ein trefflicher Beitrag zur älteren Kirchengeschichte ist, dessen Darstellung das Lob eines äußerst objectiven Vorgehens verdient. Mehrere Detailfragen werden durch meine in kurzer Zeit erscheinende Ausgabe der Werke des Eucherius ihre Erledigung finden.

A. Solerti, Ferrara e la corte Estense nella seconda metà del secolo decimosesto. Città di Castello 1891.

Solerti erfreut sich als Tassoforscher eines sehr guten Namens. Er gab die kleineren Schriften dieses Dichters heraus, wobei er selbst Carduccis Lob erntete. Seine Hauptaufgabe erblickt er in einer ausführlichen Tassobiographie, die sich schon unter der Presse befinden soll. Dass die bekannte Sage von Tassos Liebe zur Prinzessin Lucrezia heute bereits allgemein aufgegeben wurde, ist vor allem das Verdienst dieses Gelehrten. Sowohl in dem selbständigen Buche 'Luigi, Lucrezia e Leonora d'Este. Torino 1888', als auch in einem Aufsatze des vorjährigen Julihieftes der 'Nuova Antologia', der 'Le liriche amorose di Torquato Tasso' betitelt ist, wird der evidente Beweis erbracht, dass an Lucrezia Bendidio, von der im 'Giornale Storico d. lett. Ital.', vol. X, p. 140 sq. keineswegs ein sympathisches Bild entworfen wird, Tassos glühende Liebeslieder gerichtet waren. Mit diesen Studien S.s ist nun dieses treffliche Buch aufs engste verwachsen. Es handelt zunächst über das Herrscherhaus. Renatas verderblicher Einfluss auf ihre Kinder wird ausführlich dargelegt, von den Prinzessinnen Lucrezia und Leonora, vom Cardinal Luigi und vom regierenden Herzog Alfonso II. wird ein anschauliches Bild entrollt. Der Fürst ist ein sehr guter Mensch, ein väterlicher Freund Tassos, und wird erst gegen das Ende seines Lebens, da er trotz dreimaliger Verheiratung kinderlos blieb, mürrisch und verschlossen. Dieser Prinz verstand es, nicht nur Ferraras alten Ruhm aufrecht zu erhalten, sondern ihn auch noch zu vermehren. Wir finden an seinem Hofe nicht nur die Träger der ersten literarischen Namen Italiens, sondern auch große Künstler, z. B. Ennea Vico, Piero Ligorio, Baldini und Vasalini. Auf die Erweiterung der Universität und Bibliothek wurden bedeutende Summen verwendet; zahlreiche Akademien, von denen die 1570 von Tasso eröffnete Accademia Ferrarese die bedeutendste ist, dienten schöngeistigen Bestrebungen. Besonders ausführlich wird das gesellige Leben am Hofe geschildert; eine genaue Beschreibung der Faschingsunterhaltungen finden wir p. LXXII bis XCI. Oft kamen auswärtige Fürsten nach Ferrara und bei solchen Gelegenheiten gieng es immer hoch her. Das meiste Leben brachten 1576—77 die Gräfinnen Sala und Scandiano in die Residenz der Este. Selbst auf den Lustschlössern Belvedere, Belriguardo, Copparo und Comacchio fanden zahlreiche Unterhaltungen statt. Dieses Fürstengeschlecht war aber auch der Pflege der Musik sehr ergeben (vgl. L. F. Valdrighi, Capelle, concerti e musiche di casa d'Este dal sec. XV—XVIII. Modena 1884), und gerade dieser Abschnitt ist wohl der gelungenste in S.s Buch. In Ferrara wirkten nicht nur Palestrina und andere einheimische Künstler, sondern es wurden auch zahlreiche aus dem Auslande, besonders aus Flan-

dern berufen. Selbst eine Damencapelle war hier vorhanden, deren Ruhm Tarquinia Molza, Lucrezia Bendidio und Laura Perperara bildeten. Diese Damen wurden viel besungen und viel gefeiert. Eine Schilderung des Theaters wird leider vermisst. Der Verf. verweist uns auf seinen Aufsatz 'Il theatro Ferrarese nella seconda metà del secolo XVI' im Gior. Stor. d. lett. It. — Dieses Buch wäre ohne den edlen Grafen Campori (vgl. L. Vaccà, Commemorazione del marchese Giuseppe Campori. Modena 1888) nicht möglich gewesen. Der Verf. entwarf uns ein in jeder Hinsicht treffliches Bild jener Zeit. Er ist auch ein in jeder Beziehung objectiver Mann, was von seinem Landsmanne Antonio Ciscato leider nicht gesagt werden kann, dessen sonst nicht gerade schlechtes Buch 'Storia di Este dalle origini al 1890. — Este 1890' glühenden Hass gegen Österreich athmet.

Remigio Sabbadini, Vita di Guarino Veronese. Genova 1891.

Vorliegende Biographie unterscheidet sich von dem oben besprochenen Buche, sowie auch von der dem Aurispa gewidmeten Darstellung schon in der äußeren Form. Sie ist aufgebaut auf dem noch nicht edierten Epistolar Guarinos, mit dessen Ausgabe Sabbadini beschäftigt ist. Deshalb fehlen sämmtliche Citate. Es ist eine fortlaufende Erzählung des Lebens dieses so sympathischen Humanisten, der als Lehrer einen fast unglaublichen Einfluss ausübte. Was den Vorwurf des Recensenten im 'Literarischen Centralblatt' betrifft, dass eine ausführliche Analyse der Werke Guarinos fehle, so möchte ich nur auf den Titel der Schrift hinweisen, der ja diese schon von vornherein ausschloss. Den Hauptinhalt bildet natürlich die Schilderung von Guarinos Aufenthalt in Verona (S. 41—88) und in Ferrara (S. 88—168), in welchen Städten der Humanist die ersten Gelehrten Europas bei sich zu Gaste sah. Es ist ja klar, dass jeder nach seiner Nationalität und Abstammung einzelne Punkte und einzelne Persönlichkeiten ausführlicher besprochen sehen möchte. Das gilt z. B. von Janus Pannonius (§. 311—318), wenn man es auch einem Italiener nicht verargen kann, dass er die reichhaltige magyarische Literatur über diesen Mann nicht kennt. Wie viele Österreicher sind denn besser daran? Dieses Buch, dessen Lectüre alle erwärmen muss, deren Herz noch nicht aufgehört hat für das Alterthum zu schlagen, konnte nur ein Mann schreiben, der Sabbadinis fast unglaubliche Kenntnisse der Literaturgeschichte jener Zeit besitzt. — Ein ausführlicher Index (S. 169—177) erleichtert die Benützung dieses Werkes.

Oberhollabrunn. Dr. Karl Wotke.

Stier Georg, Französische Sprechschule. 3., durchges. u. verm. Aufl. Leipzig, Brockhaus 1891. 368 SS.

Wenn eine Sprechschule nur den Zweck hat und haben will, den der Verf. des vorliegenden Buches im Auge hat, dem Lehrer nämlich ein Mittel an die Hand zu geben, um die Schüler auf rationelle Weise in die Conversation einzuführen und sie mit dem für die gewöhnlichen Lebenslagen nöthigsten Sprachstoff auszurüsten, so lassen sich gegen ihre Existenzberechtigung keine besonderen Bedenken geltend machen. Das vorliegende Buch ist in erster Linie nicht für den Schüler, sondern für den Lehrer bestimmt und wenn der letztere dasselbe beim Unterrichte in der Weise verwendet, welche der Verf. in einem Nachworte empfiehlt, dann können damit gewiss gute Erfolge erzielt werden. Das erwähnte Nachwort enthält thatsächlich einige recht gute Winke, wie der Lehrer mit Umgehung des für die Aneignung einer gewissen Sprechfertigkeit ganz unfruchtbaren Übersetzens aus der Muttersprache in die fremde

Sprache allmählich das Sprachgefühl, d. h. die Fähigkeit französisch zu denken und dem Gedachten den richtigen Ausdruck zu geben bei dem Schüler erwecken kann. Der Verf. empfiehlt zu diesem Zwecke, dass der Lehrer bei den in Gestalt von Frage und Antwort vor sich gehenden Conversationsübungen, denen sein Buch in erster Linie dienen soll, dem Schüler die zu gebende Antwort nicht deutsch vorsage, sondern nur indirect den Inhalt der zu gebenden Antwort andeute, die Formulierung derselben aber dem Schüler überlasse. Dabei will er, dass der Lehrer auf der ersten Stufe in deutscher, auf der zweiten in französischer Sprache dem Schüler vorspreche, was er sagen soll; an diese beiden Stufen würde sich dann die dritte anschließen, auf welcher sich die Conversation frei bewegt. An der Frage: Wie geht es Dir? und ihren vielen Variationen macht der Verf. den von ihm empfohlenen Vorgang klar. Auf Stufe 1 soll also der Lehrer nicht fragen: Was heißt 'wie geht es dir, ihm, Ihnen' usw., sondern: 'Frage deinen Bruder, wie es ihm geht' usw. und auf der 2. Stufe: 'demandez à votre frère, comment il va etc.' Die Antwort mag vielleicht anfangs noch auf dem Umweg einer Übersetzung zustande kommen, allmählich aber wird bei fortgesetzten Übungen solcher Art doch ein Denken in der fremden Sprache daraus und an anfangs naturgemäß nur kleinen Sätzen erstarkt die Fähigkeit allmählich so weit, dass auch umfangreichere Gedankenreihen unmittelbar in der fremden Sprache gedacht und ausgesprochen werden können. Der Vorgang, den der Verf. empfiehlt, verdient alle Beachtung und dürfte bei den vielen Versuchen, welche im einzelnen rücksichtlich der Erlernung moderner Sprachen in der letzten Zeit gemacht worden sind, von gar manchem Fachlehrer auch bereits angewendet werden. Ref. kann aus eigener Erfahrung das Ersprießliche dieses Vorganges bestätigen; nur würde er empfehlen, möglichst bald von Stufe 1 zu Stufe 2 überzugehen, damit auch das Ohr des Schülers in der raschen Auffassung des Gesprochenen geübt werde.

Was das Buch selbst betrifft, so stellt es sich nach Inhalt und Anordnung als vollkommen seinem Zwecke entsprechend dar. Der Inhalt ist ein ungemein reicher und es dürfte nicht eitle Selbstüberhebung sein, wenn der Verf. im Nachwort S. 352 für sein Buch den Vorzug größerer Vollständigkeit in Anspruch nimmt, als sie irgend einem der bis jetzt erschienenen Hilfsbücher ähnlicher Art zukommt. Betreffs des Vocabulaire systématique von Plötz kann der Ref. die Richtigkeit dieser Behauptung vollkommen bestätigen. Dass die Vollständigkeit keine absolute sein kann, versteht sich von selbst; der eine wird dies, der andere jenes in irgend einer Partie vermissen. Soweit sich der Ref. auf Grund von Stichproben überzeugt hat, bietet der Verf. durchwegs gutes Französisch. Ausdrücke des »Argot« werden nur hie und da und meist nur in den Anmerkungen berücksichtigt. Der gesammte Stoff vertheilt sich auf 21 Capitel, deren jedes seine Überschrift von einer allgemeinen Kategorie (Haus, Wetter, Zeit usw.) hat und wieder nach gewissen logischen Gesichtspunkten gegliedert ist, was die Orientierung erleichtert. Dass das Capitel »Unterricht« als Schülern am nächsten liegend auch am reichlichsten bedacht erscheint (69 SS.), wird man nur billigen können. Fast jede Seite bietet unter dem eigentlichen Texte eine Reihe von Anmerkungen, welche oben nicht gut unterzubringen waren; sie enthalten genauere Auskunft über die Verwendung einzelner Ausdrücke und gelegentlich Verweise auf die betreffenden Schriftsteller, denen sie entnommen sind.

Das Buch kann, wenn es in der vom Verf. beabsichtigten Art verwendet wird, den Lehrern des Französischen sehr gute Dienste leisten.

Wien. St. Kapp.

Programmenschau.

67. **Holub J., Sophokles. IV. Elektra.** Mit einer Abbildung. Progr. des Gymn. in Weidenau 1890, 8°, 31 SS.

Ein Sophoklescommentar als Abhandlung in einem Gymnasialprogramme, das ja im Buchhandel nicht erhältlich ist, nimmt sich etwas seltsam aus; der Verf. verzichtet damit offenbar auf eine weitere Verbreitung. Wir heben einzelne Stellen aus den Anmerkungen hervor. v. 120 soll *ἀντίρροπος* heißen 'die Last, die sich immer auf die entgegengesetzte Seite neigt', d. h. auf die Seite, auf die sie sich nicht neigen soll; das letztere liegt gewiss nicht in dem Worte. Komisch ist zu v. 183 die Deutung von *οὐκ ἀπερίτροπος*; »ἀ. sich nicht herumbewegend, *οὐκ ἀ.* sich herumbewegend, lebend«. Unverständlich ist zu v. 225 die Übersetzung von *ὄφρα με βίος ἔχῃ*; »damit ich etwa ein angenehmes Leben habe?« und dazu der Vergleich mit der Phrase *ἵνα τί γένηται*; vor *ὄφρα* soll der Gedanke *ἢ σχῶ ταύτας ἄτας* zu ergänzen sein. v. 363 soll *μόνον* soviel als *ἕνα*, und unter diesem *τὸν πατέρα* zu verstehen sein!! Das ist wieder einmal echt Holub'sches Griechisch. v. 711 hilft die Bemerkung »*ὑπαὶ σάλπιγγος* beim Klange der Salpinx« dem Schüler so gut wie nichts. Geradezu haarsträubend ist die Erklärung von *ἄλλοτ' οὐρανῷ σκέλη προυφαίνων* v. 752 f. »der zu einer andern Zeit dem Himmel seine Unterschenkel zeigte = der sonst so tüchtige Läufer«. Eine Note zu der Stelle ist überhaupt nicht nöthig; denn jeder Schüler wird ohneweiters auf die richtige Deutung kommen. Weil 1333 *ὑμῶν τὰ σώματα* = ihr selbst ist, so soll 758 *σῶμα σποδοῦ* gleich sein *σποδός*; wer zwischen diesen beiden Ausdrücken eine Übereinstimmung herausfindet, der muss mit einer besonderen Beobachtungsgabe ausgestattet sein. Und so weiter! Möchte Herr Holub doch endlich einmal die Welt mit seinen Sophoklesstudien verschonen und seine Zeit fruchtbarer anwenden.

Wien. H. St. Sedlmayer.

---

68. **Kokorudz Elias, Ablativus, Locativus und Instrumentalis bei Homer in formeller und syntaktischer Beziehung** (polnisch). Progr. des k. k. Obergymn. in Stanislau 1891, 8°, 26 SS.

Die vorliegende Arbeit bildet den ersten Theil der durch den Titel angekündigten Abhandlung; die Fortsetzung soll in den nächsten Programmen des Stanislauer Gymnasiums nachfolgen. Der Verf. handelt in diesem Theile über den Ablativ und dessen Verhältnis zum Genitiv bei Homer. Der eigentlichen Untersuchung auf diesem Gebiete wird eine Einleitung vorausgeschickt, in welcher die durch die junggrammatische Schule hervorgehobenen und erläuterten Grundsätze der Sprachforschung in einer im Verhältnisse zum Thema etwas zu ausführlichen Weise (S. 3—10) besprochen und gebilligt werden. Hierauf handelt der Verf. über die ursprüngliche Bedeutung der Casus der indoeuropäischen Sprachen und gelangt nach einer Erörterung der Ansichten namhafter Gelehrter (Wüllner, Hartung, G. Curtius, Ahrens, Lange, Steinthal, Delbrück, Schenkl, Kühner) zu diesem Resultate, dass dem Ablativ ursprünglich eine locale Bedeutung auf die Frage: woher?, dem Genitiv dagegen eine determinierende, adjectivische Bedeutung (Hübschmann) eigenthümlich war. Er behauptet ferner, dass nur die localistischen Casus (Ablativus, Locativus, Instrumentalis und Accusativus), also weder der Genitivus (gegen Curtius' beachtenswerte Ansicht) noch der Dativus ursprünglich mit Präpositionen verbunden wurden, und sucht die Stellen bei Homer, an denen eine Präposition mit dem Genitiv verbunden erscheint, durch

eine Übertragung der Function des Ablativ auf den Genitiv zu erklären. Hierauf wird die Ausgleichung des Genitivs und des Ablativs durch die ursprüngliche Ähnlichkeit der Functionen und Formen beider Casus erklärt und der Rest eines formell und syntaktisch selbständigen Ablativus bei Homer in den mit dem Suffixe -θεν zusammengesetzten Formen nachgewiesen. Endlich werden die Stellen Homers, an denen der historische Genitiv die Functionen des Ablativs übernimmt, in drei Gruppen, der ersten des Ablativs nach Verben, der zweiten nach Adjectiven und Adverbien, der dritten nach Präpositionen, zusammengestellt und partienweise erläutert, worauf in dem letzten Abschnitte die griechischen Adverbia auf -ως als Überbleibsel einer ursprünglichen Form des indoeuropäischen Ablativs im Griechischen erklärt werden.

Die Abhandlung beruht auf sorgfältig berücksichtigten und richtig verstandenen Resultaten der neueren Sprachforschung, bietet aber nichts wesentlich Neues. Die Stellensammlung aus Homer ist nicht complet; der Verf. führt nur Beispiele für einzelne Kategorien an. Auch gelingt es ihm nicht, alle angeführten Stellen nach angenommenen Principien zu erklären (vgl. S. 23 f.). Warum ἄνευ und ἄτερ unter den Adverbien, dagegen z. B. πρός und περί unter den Präpositionen besprochen werden, ist nicht einzusehen. Die Schattenseite der Abhandlung bildet die polnische Sprache, in welcher sie abgefasst ist; dieselbe ist an vielen Stellen fehlerhaft (S. 3: Vigerowskiego statt dzieła Vigera (oder Wigiera); S. 4: pokarały się potrzebującymi sprawdzenia; S. 6: prawa głosowni nie cierpią wyjątków; S. 7: on daje psychologii wielką rolę odgrywać; S. 8: mowa daje każdemu .. prawo przedziałać ją twórczo; S. 10: wyciśnia datyw dawny locativus u. v. a.). Der Druck ist correct.

69. **Polak** Sebastian, Das Lied des Simonides in Platons Protagoras, dessen Reconstruction und Zusammenhang mit dem Dialoge (polnisch). Progr. des k. k. Franz Joseph-Oberrealgymn. in Drohobycz 1891, 8°, 65 SS.

Wenn der Verf. am Anfange seiner Abhandlung bescheiden erklärt, dass er in den schwierigen und vielbesprochenen Fragen, welche das von ihm gewählte Thema umfasst, auf Erreichung neuer Resultate verzichtet und nur darauf ausgeht, den Stand der bisherigen Forschungen auf diesem Gebiete und die wahrscheinlichsten Endergebnisse derselben übersichtlich darzustellen, so finde ich mich dadurch veranlasst, nicht nur anzuerkennen, dass er das sich vorgesteckte Ziel vollkommen erreicht, sondern auch zuzugeben, dass er in der Beurtheilung der auseinandergehenden Ansichten der Gelehrten seinerseits hie und da zur Lösung der einzelnen Streitpunkte stichhältige Ansichten beigebracht hat. Er hat nicht nur die reichhaltige, in das von ihm gewählte Gebiet einschlagende Literatur seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts bis in die neueste Zeit sorgfältig gesammelt, sondern auch dieselbe gründlich durchforscht, das Material nach Quellen, Ansichten und Conjecturen gesichtet und den Inhalt des Durchforschten systematisch und kritisch dargelegt. Von den vielen Fragen über den Text des Simonideischen Liedes, seinen Inhalt und seine metrische Form, über seinen Zusammenhang mit dem Dialoge Protagoras und über die Bedeutung und den Zweck des Dialoges überhaupt scheint mir nur die Lösung der Frage, ob Simonides in seinem Liede sich eines Widerspruches schuldig gemacht hat oder nicht (S. 30 ff.), der erforderlichen Klarheit in der Argumentation zu entbehren. Wenn ich den Verf. richtig verstehe, so behauptet er, dass in dem uns erhaltenen Fragmente des Simonides-Liedes nur ein formaler Widerspruch enthalten sei, da der Ausspruch des Pittakos »χαλεπὸν ἐσθλὸν ἔμμεναι« auf einen Tadel des weisen Periander, als dieser in Grausamkeit verfiel, hinausgehe und auf diese Weise gleichsam eine unerreichbare Forderung an den Menschen stelle, stets gut und tugendhaft zu bleiben (vgl. S. 63, Anm. 98).

Die polnische Sprache, in welcher die Abhandlung abgefasst ist, ist correct und der Druck sorgfältig.

70. Schneider Stanislaus, Der verloren gegangene Biograph des Perikles (polnisch). Progr. des k. k. Obergymn. in Przemyśl 1891, 8°, 41 SS.

Dass Stesimbrotos aus Thasos, ein Zeitgenosse des Perikles in Athen, eine Schrift (oder Schriften) über Themistokles, Thukydides und Perikles verfasst hatte, welche Plutarch in den Biographien des Themistokles, Kimon und Perikles benützte, ergibt sich aus Plutarch selbst und aus anderen Zeugnissen des Alterthums und darf als eine von der Kritik anerkannte Thatsache angesehen werden. Aber über den Wert dieser Schrift gehen noch die Meinungen der gelehrten Forscher auseinander. Während die meisten, neuerdings auch Wilamovitz v. Möllendorf (Die Thukydideslegende; Hermes Bd. XII, S. 326 ff.), diese Schrift unterschätzen und dieselbe eine aus Tagesklatschereien über die Familienverhältnisse der genannten Männer zusammengesetzte Tendenzschrift nennen, sucht Adolf Schmidt in seinem Werke »Das Perikleische Zeitalter« (II Bde. 1877—1879) zu beweisen, dass die Schrift des Stesimbrotos neben dem Werke des Thukydides für die Hauptquelle aller Nachrichten, welche uns jetzt über die Zeiten des Perikles vorliegen, zu betrachten sei.

Der Verf. der vorliegenden Abhandlung theilt nun diese Ansicht Schmidts, jedoch mit der Einschränkung, dass er in der Perikles-Biographie Plutarchs nur die Lichtseiten der Lebensverhältnisse und der staatsmännischen Thätigkeit des Perikles aus Stesimbrotos herleitet, während er die Schattenseiten auf eine zweite Hauptquelle, den Jon von Chios, einen anderen Zeitgenossen des Perikles, zurückführt. Nach der Ansicht des Verf.s hat Plutarch in der Lebensbeschreibung des Perikles hauptsächlich die Nachrichten des Stesimbrotos mit denen Jons (in seinen *Ἐπιδημίαι*) meistens unkritisch zu einem in einzelnen Punkten sich nicht reimenden Ganzen verbunden, und zwar beruht der Inhalt der Abschnitte 7—10, 15, 28 (Ende), 29, 30, theilweise auch 31 und 32, dann 37 überwiegend auf Jons, dagegen der Abschnitte 4—6, 11—14, 16—28, zum Theile 31 und 32, 33—36 und 38 auf Stesimbrotos' Berichten. Zu diesem Resultate haben den Verf. zwei Rücksichten geführt. Zuerst bemerkte er, dass diese Stellen der Perikles-Biographie Plutarchs, an denen Plutarch ausdrücklich den Jon als seinen Gewährsmann bezeichnet, auf Missverständnissen beruhen und des Perikles Verdienste zu Gunsten des Kimon zu verkleinern suchen, jene dagegen, wo Plutarch sich auf das Zeugnis des Stesimbrotos beruft, meistens ein günstiges und verständiges Urtheil über Perikles enthalten. Dazu kam, dass eine eingehendere kritische Analyse der Abschnitte 4—16 der Biographie den Verf. überzeugte, dass darin die Partie c. 7—10 und 15 auf einer anderen Ansicht über die politische Thätigkeit des Perikles beruht, als die Partie c. 4—6, 11—14 und 16, da in der erstgenannten Partie Perikles anders als in der zweiten, nämlich als ein selbstsüchtiger Demagoge, welcher seit der Zurückberufung des Kimon aus der Verbannung zur aristokratischen Partei umkehrte und selbst monarchischen Grundsätzen huldigte, beschrieben wird. Da nun manches darauf hinweist, dass diese erste Partie auf Jon, die zweite auf Stesimbrotos zurückzuführen sei, so sucht der Verf. auch im weiteren Verlaufe der Biographie analoge Bestandtheile, welche ihre Entstehung diesen beiden Gewährsmännern verdanken, in der oben bezeichneten Weise festzustellen.

Im ganzen muss man anerkennen, dass die Ansicht des Verf.s auf einem eingehenden Studium der Perikles-Biographie Plutarchs beruht und viel Wahrscheinlichkeit für sich hat; für erwiesen kann sie jedoch nicht gelten, dazu reichen weder unsere Nachrichten über Stesimbrotos' und Jons Schriften, noch die über die Quellen Plutarchs überhaupt aus.

Der Verf. gibt ja selbst zu, dass der 3. Abschnitt der Perikles-Biographie weder auf Jon noch auf Stesimbrotos zurückgeht, und Plutarch selbst beruft sich noch auf viele andere Gewährsmänner. Auch hat der Verf. zwar den Vorwurf, welchen Plutarch dem Stesimbrotos Pericl. 13, 1 macht, durch das daselbst 36, 3 von ihm Gesagte entkräftet, aber die Stelle 26, 1 kann nur willkürlich als ein Missverständnis Plutarchs gedeutet werden, und das, was Plutarch Themistocl. 2, 3 an Stesimbrotos' Bericht aussetzt, scheint gerechtfertigt zu sein.

Die polnische Sprache der Abhandlung ist hie und da in ihrem Bau schwerfällig, in einzelnen Phrasen mitunter auch fehlerhaft (vgl. S. 9, Abschn. 2; S. 14: Tego to nadewszystko ...; S. 20, Anm. 1; S. 27: Za Eforem powtarza ...; S. 28: Ułudrony zgodnością ... u. a.). Der Druck ist meistens correct.

71. Mandybur, Dr. Thad., Lukians aus Samosata Timon oder der Misanthrop. (Eine polnische mit Einleitung versehene Übersetzung dieses Dialoges.) Progr. des k. k. Gymn. in Jaroslau 1891, 8°, 39 SS.

Der Übersetzung schickt der Verf. eine 16 Seiten umfassende Einleitung voraus, in welcher über Lukian und sein Zeitalter, über Timon, die Hauptperson des Dialoges, über den Zweck des Dialoges und über die bisherigen polnischen Übersetzungen desselben gehandelt wird. Gegen die Ansicht Binders (Über Timon, den Misanthropen, Ulm 1856), welcher die Verspottung der Schmarotzer, der eitlen Rhetoren und Philosophen als den Hauptzweck der vorliegenden Schrift Lukians bezeichnet, worin ihm zum Theile auch Wichmann (Lukian als Schulschriftsteller) und Sommerbrodt (in seiner Ausgabe) folgen, behauptet der Verf. mit Recht, dass Lukian in seinem Dialoge hauptsächlich darauf ausgieng, einen Misanthropen in der Art des berüchtigten Timons aus Athen plastisch zu schildern. Ich möchte nur hinzufügen, dass neben der Charakteristik eines Misanthropen auch die Darstellung der Genesis der Misanthropie im Hauptplane der Schrift Lukians liegt, und zwar in der Weise, dass zur Herstellung einer anziehenden Form des Ganzen auch einige mit dem Hauptplane nur lose zusammenhängende, belehrende und belustigende Scenen beigegeben werden.

Die Übersetzung des Verf.s ahmt glücklich den Ton des Originals nach und verdient ohne Zweifel vor den bisher erschienenen polnischen den Vorzug. Dass sie an einzelnen Stellen sich etwas zu weit von dem griechischen Texte entfernt, habe ich anderswo (in der Lemberger Zeitschrift »Kwartalnik historyczny« Jahrg. VI, Heft 1, S. 108 f.) nachgewiesen. Der Druck ist sorgfältig.

72. Zagórski W., Gaius Lucilius, ein Beitrag zur Geschichte der römischen Satire. I. Theil (polnisch). Progr. des k. k. Gymn. in Tarnów 1891, 8°, 32 SS.

Der Verf. handelt über den Ursprung und das Wesen der römischen Satire überhaupt, besonders aber über die Satiren des Lucilius, ihren Inhalt, ihre Form und Bedeutung in dem Entwicklungsgange der römischen und modernen Satire (S. 2—10), und schildert dann sowohl auf Grund der uns überlieferten Nachrichten über Lucilius als auch auf Grund der erhaltenen Fragmente der Satiren dieses Dichters sein Leben (S. 11 bis 32). Der Verf. berücksichtigt sorgfältig die neuesten Resultate der auf Lucilius bezüglichen Forschungen (besonders L. Müller, Marx, Bücheler, Birt, Stowasser, Keller) und entwirft auf Grund der Reconstruction des Gedankenzusammenhanges der erhaltenen Fragmente ein recht anschauliches Bild der Denk- und Lebensweise des Dichters. Natürlich beruht hier manches auf subjectiver, wenn auch wahrscheinlicher Deutung der

Überreste (vgl. S. 15 ff., 23. 25), und wenn der Verf. (S. 10) behauptet, dass wir auf Grund dieser Combinationen den Lucilius so gut kennen als z. B. Horaz oder Vergil, so gibt er sich einem etwas übertriebenen Optimismus hin. Die Darstellung ist lebendig, aber manchmal mit eingeflochtenen lateinischen Phrasen überladen; außerdem lässt sich besonders im ersten Theile der Abhandlung der Mangel an klarer Disposition des Stoffes und strenger philologischer Durchführung und Lösung der einzelnen Probleme bemerken. Die etymologische Deutung des Wortes satura wird nicht streng von der überlieferten Bedeutung desselben, die ausdrücklich mit dem Namen saturae bezeichneten Literaturerzeugnisse nicht genau von den mit den Satiren durch ihren Inhalt verwandten, die Zeugnisse der Alten über die römische Satire oft nicht klar von den Combinationen der neueren Gelehrten und deren Grundlagen unterschieden. Daher kommt es, dass der Verf. zwar zu probablen Resultaten gelangt, aber den Leser von der Richtigkeit derselben durch seine Darstellung nicht immer überzeugt. Diesem Mangel an Genauigkeit und strenger Methode sind auch einzelne kleine Verstöße in der Abhandlung zuzuschreiben, wie z. B. S. 5, wo der in einer Fabel der Satiren des Ennius vorkommende Vogel (cassita = Haubenlerche; Gell. II, 29) eine Schwalbe genannt wird, S. 7, wo gesagt wird, dass Horaz seine Satiren mit dem Namen satirae nicht bezeichnet und dass die Form satura unter griechischem Einflusse in satira verwandelt wurde, S. 9, wo dem Trebonius, einem Zeitgenossen des Cicero, Satiren in der Art des Lucilius zugeschrieben werden (vgl. Cic. ad fam. XII, 16), u. ä. Der Druck ist stellenweise fehlerhaft.

Lemberg. Br. Kruczkiewicz.

---

73. **Genelin, Dr. Placid, Unsere höfischen Epen und ihre Quellen.** (Fortsetzung und Schluss.) Progr. der deutschen Staats-Oberrealschule in Triest 1891, 8°, 70 SS.

In der Arbeit Dr. Genelins vom Jahre 1890 war die Besprechung der deutschen mhd. Epen und ihrer Quellen bis zu Hartmans Iwein gelangt. Im vorliegenden zweiten Theile wird zunächst sehr ausführlich das Verhältnis von Wolframs Parzival zu seinen Quellen, kürzer dasjenige Lanzelets und Titurels besprochen. Es folgen sodann Schwanritter und Lohengrin, die 'Krone' und die Tristandichtungen. Der dritte Theil der ganzen Arbeit umfasst die Darstellung der Quellenverhältnisse jener Epen, die antike Stoffe behandeln, also der Alexanderdichtungen, der Eneit, des Herbort'schen Gedichtes und Konrads trojanischen Krieges. Den Schluss machen die „byzantinisch-palästinischen" Sagenbehandlungen: Athis und Prophilias, Flore und Blancheflur, Eraklius, Gerhard, Barlaam, Engelhard, Partonopier. Dieser Schluss hätte leicht erweitert werden können und ist zum Theile etwas gar kurz gerathen, auch wäre es gut gewesen, wenn der Verf. die neueste Auflage von Gödeke sowie den germanistischen Jahresbericht herangezogen hätte; so sind ihm manche gar nicht neue Ausgaben noch nicht bekannt, z. B. die der Alexandreis des Ulrich von Eschenbach, des Tandareis und Gauriel, des Eraklius (von Gräf), von Einzelschriften und Dissertationen jüngster Zeit abgesehen.

74. **Scheich Rudolf, Der Humor in den Predigten Bertholds von Regensburg.** Progr. des k. k. Staatsgymn. in Mährisch-Weißkirchen 1891, 8°, 22 SS.

Die Arbeit Scheichs enthält eine ziemlich vollständige Zusammenstellung jener Stellen in Bertholds Predigten, die als Beispiele scherzender oder strafender Satire gelten müssen, und zwar zunächst die Einzelaus-

drücke, dann die Redewendungen und Vergleiche. Weiters gibt der Verf. die Mittel an, durch welche der Prediger die Neugier und Aufmerksamkeit seiner Hörer zu erregen suchte. Die sehr mannigfaltigen Formen der Ironie werden ausführlich besprochen und zuletzt die breit ausgemalten satirischen Schilderungen Bertholds, die sich nicht selten in seinen Predigten finden, an einigen gut gewählten Beispielen erläutert.

75. Unterberger Jakob, Über Kreuzlieder. Progr. des Collegium Borromäum zu Salzburg 1891, 8°, 42 SS.

Den Lesern dieser seiner Schrift 'Über Kreuzlieder' bereitet der Verf. mancherlei Überraschungen. Schon die allererste Behauptung seiner Einleitung ist zu allgemein gehalten; denn nicht bloß die mit den Kreuzzügen zusammenhängenden lyrischen Gedichte des deutschen Mittelalters erregen unser besonderes Interesse. Noch mehr Bedenken muss es erregen, wenn der Verf. alle Lieder, in denen irgend eine Andeutung auf das Morgenland oder eine Kreuzfahrt vorkommt, schlankweg für Kreuzlieder erklärt und sie unter diesem Titel zergliedert. Da er sich hiebei eingehendere und genauere Untersuchungen über die Eigenart der einzelnen Dichter und ihre Darstellungsweise zu geben gänzlich erspart, so kommt kein Ergebnis zutage, und man kann die Frage nicht unterdrücken, welchem Zwecke die ganze Arbeit dienen soll? Außerdem scheint dem Berichterstatter die Einleitung ganz misslungen, und er muss den meisten dort aufgestellten Behauptungen widersprechen. Die Unterscheidung zwischen religiösen und minniglichen oder weltlichen Kreuzliedern hält er auch für mehr als kühn. Den letzteren schreibt der Verf. den »hochzuschätzenden ästhetischen Vorzug« zu, dass sie einen Wechsel der Gedanken und Empfindungen aufweisen; wenn das richtig wäre (was es in der That nicht ist!), so wären diese Lieder ganz schlechte Erzeugnisse; denn die Einheit des lyrischen Gedichtes liegt ja in der Einheit der zugrunde liegenden Empfindung. Auf sehr schwachen Füßen steht die Behauptung, dass der ritterliche Minnedienst etwas echt Deutsches sei: die meisten halten das Gegentheil für richtig. Unglücklich ist wohl auch der Vergleich der Kreuzlieder mit den Dichtungen der Freiheitskriege; vergleichen kann man freilich gar vieles miteinander, aber — wozu die Spielerei? Etwas mehr Aufmerksamkeit hätte der Verf. dem sprachlichen Ausdrucke widmen sollen, denn Sätze wie: »Diese Sänger treten im deutschen Volke nicht auf, wie einst Tyrtäus unter den Spartanern« dürfen mindestens holperig genannt werden.

76. Salzer, Dr. Anselm, Die Sinnbilder und Beiworte Mariens in der deutschen Literatur und lateinischen Hymnenpoesie des Mittelalters. (Fortsetzung.) Progr. des k. k. Obergymn. der Benedictiner in Seitenstetten 1891, 8°, 52 SS.

Diese sechste Fortsetzung des vortrefflichen Werkes Salzers enthält zunächst die Bilder, in denen Maria verglichen wird mit Anger (Heide, Wiese), Apotheke, Augenweide, Bethaus, Bild, Brunnen, Fackel, Flamme, Fahne, Farbe, Gefäß, Hort, Kammer, Kleid, Kranz, Krone, März, Mai, Schiff, Schnee, Schule, Sommer, Spiegel, Tag, Wald, Wert, Wolke; dann folgen die auf die 'Tugendfülle Mariens' sich beziehenden Beiworte. Die letzten zwei Seiten geben einen Rückblick über den zweiten Theil des mit einer wahrhaft staunenswerten Belesenheit und großartigem Fleiße durchgeführten Werkes. Die außerbiblischen Bilder — das ergibt sich aus diesem zweiten Theile — finden sich mit Vorliebe in der deutschen Literatur gebraucht, während die biblischen in der lateinischen Hymnenpoesie und bei den Kirchenvätern fast ausschließlich vertreten sind; die deutsche Predigt beschränkte sich gleichfalls auf die biblischen Bilder. Der gelehrte Verf. hat auch in dem zweiten Theile seiner 'Bilder und

Beiworte Mariens' ein bewunderungswürdiges Denkmal seines Fleißes geschaffen. Möge ihm die verdiente Anerkennung nicht ausbleiben!

77. Strohschneider Josef, Eine mittelfränkische Agneslegende (Ausgabe). Progr. des k. k. Neustädter Staats-Obergymn. in Prag (Graben) 1891, 8°, 51 SS.

Der Herausgeber fand in der alten Bibliothek seines Gymnasiums eine um 1400 geschriebene Handschrift, welche die Legenden der HH. Agnes, Dorothea, Barbara und Agatha in mittelfränkischer Prosa (Trierer Mundart) enthält und aus dem Besitze des im Jahre 1848 in Prag verstorbenen Domprobstes Franz de Pöllner stammt. Er beabsichtigt nun, diese Legenden nacheinander herauszugeben, da sie als Sprachdenkmale nicht wertlos sind. Im vorliegenden Berichte ist daher zunächst die Agneslegende sammt der lateinischen Vorlage, aus welcher sie übersetzt ist, die vita sanctae Agnetis auctore S. Ambrosio, abgedruckt. Die Mühe des Herausgebers ist dankenswert, und hoffentlich folgt die Veröffentlichung der anderen drei Legenden in nicht allzu langen Pausen.

Graz. Dr. Ferdinand Khull.

---

78. Milković S., Ob uzgoju kod Grka i Rimljana (Über die Erziehung bei den Griechen und Römern). Progr. des k. k. Obergymn. in Spalato 1890, 8°, 34 SS.

Die Abhandlung des Prof. S. Milković verfolgt den Zweck, den Schülern, sowie dem weiteren kroatischen Publicum die Art und Weise der griechischen und römischen Jugenderziehung populär und leicht verständlich darzustellen. Unter Benützung der wissenschaftlichen Arbeiten auf diesem Gebiete und unter Beiziehung der Berichte der griechischen Schriftsteller schildert der Verf. die Erziehung bei den Athenern in der Blütezeit ihres Staatswesens. Er begleitet liebevoll, in begeisterter und idealer Stimmung den jungen athenischen Weltbürger aus dem engen Kreise der Familie zuerst in die Elementarschule, dann zum Grammatiker, hierauf in die öffentliche Palaestra und in das Gymnasion und zuletzt auf die athenische Hochschule, in die Akademie. Alle Unterrichtsgegenstände und körperlichen Übungen werden ausführlich besprochen, wobei stets auf den Hauptzweck der athenischen Jugenderziehung, auf die Bildung eines sittlich festen und schönen Charakters, hingewiesen wird. Die Bedeutung der körperlichen Ausbildung wird hinreichend gewürdigt, und der Leser ersieht leicht aus dieser Schrift, dass unsere moderne Erziehung noch viel zu wenig für eine tüchtige Abhärtung und Ausbildung des jugendlichen Körpers Sorge trägt. Die obligate Einführung des Turnunterrichtes und die Jugendspiele dürften jetzt in dieser Richtung gute Früchte tragen. Der Verf. unterlässt es nicht, bei jeder sich darbietenden Gelegenheit auf unsere gegenwärtigen Verhältnisse hinzuweisen und kurz anzudeuten, wie unsere Schuleinrichtungen in vielfacher Beziehung auf denen der alten Griechen aufgebaut sind, ein Beweis, dass sich unsere moderne Erziehung und Heranbildung der Jugend in den richtigen Bahnen bewegt. Der Laie wird aus dieser Schrift entnehmen, welch großer Nutzen aus der Lectüre der altclassischen Schriftsteller geschöpft wird, da sich ja auch die Athener vornehmlich durch die Lectüre ihrer Dichter, Historiker und Philosophen herangebildet hatten. Die Bedeutung der Sophisten, Rhetoriker und Philosophen ist besonders betont und die ästhetische und formelle Seite der athenischen Jugenderziehung richtig hervorgehoben. Dadurch, dass der Verf. stets die griechischen und lateinischen technischen Ausdrücke im Texte

anführt und seine Angaben hie und da durch Citate aus den classischen Schriftstellern erhärtet, gewinnt die Darstellung auch für den angehenden Philologen ein größeres Interesse.

Die Erziehung bei den Spartanern ist nur kurz behandelt (S. 32 bis 34) und die Heranbildung der römischen Jugend nur an einigen Stellen vergleichsweise erwähnt, ohne dass auf die Darstellung derselben besonders eingegangen wird. Die Abhandlung entspricht also nicht vollständig dem Titel, da nur die Erziehung der athenischen Jugend zur Darstellung gelangt. Eine Störung bei der Lectüre dieser Schrift bilden die vielen Druckfehler, die dem Leser fast auf jeder Seite begegnen. In der Schreibung der fremden Eigennamen wäre eine größere Consequenz wünschenswert; man liest nebeneinander: Atina, Atena; Atinjani, Atenjani; Homirov, homerov; Odisseja, Odiseja; Sofist, sofist; Fokylida, Phokylida; Apolla, Apollona; Lizija, Lizijas; na praxu, u praksi.

79. Kušar M., Čakavske osobine u današńem dubrovačkom dijalektu (Čakavische Eigenheiten im heutigen Ragusanerdialect). S. 3—7.

— — Ńeke primjedbe Vukovu pravopisu (Einige Bemerkungen zur Orthographie des Vuk). S. 8—17.

Zore Luko, Paljetkovańe (Nachlese). S. 18—46.
Progr. des k. k. Ober-Staatsgymn. in Ragusa 1889.

In der ersten kurzen Abhandlung stellt der Verf. alle Eigenthümlichkeiten des čakavisch-kroatischen Dialectes in der Sprache des heutigen Ragusa zusammen, um so den Nachweis zu liefern, dass einst in Ragusa čakavisch gesprochen wurde. Unter diesen čakavischen Merkmalen erwähnen wir besonders die ikavische Aussprache des altslovenischen ě, welche Erscheinung jedoch keineswegs, wie der Verf. meint, das sicherste Kennzeichen der Čakavština ist. Von großer Wichtigkeit ist dagegen die Setzung des *n* an Stelle des auslautenden *m* (gledan statt gledam), was nur dem čakavischen Dialecte eigen ist. Interessant ist ferner die Bemerkung, dass die Aussprache des erweichten *lj* wie *j* (also boje statt bolje) weiter verbreitet ist, als Budmani in seiner Monographie des Ragusanerdialectes annimmt; es wird nämlich jubav, vaja statt ljubav, valja usw. in der Umgebung der Stadt Ragusa, wie auch auf den nächsten Inseln gesprochen. In der Formenlehre sind besonders beachtenswert die Pronominalformen des Gen. und Dat. auf ega, emu, wie ovega, ovemu; tega, temu, was rein čakavisch genannt werden muss. Von den 22 čakavischen Merkmalen, die der Verf. in dem Ragusanerdialect gefunden hat, sind natürlich nicht alle stichhältig, sondern einige darunter sind auch dem štokavisch-serbischen Dialecte eigen, andere hinwiederum nur dem Einflusse des Italienischen zuzuschreiben. Überhaupt sind gegenwärtig die kroato-serbischen Dialecte noch so wenig durchforscht und ihr gegenseitiges Verhältnis so wenig festgestellt, dass man nicht weiß, welche Eigenthümlichkeit man nur diesem, welche nur jenem Dialecte als besonders charakteristisch zuweisen soll. Jedenfalls ist die Kajkavština nicht, wie der Verf. will, einer kroatischen oder serbischen, sondern bekanntlich der slovenischen Dialectgruppe zuzuweisen, und ebenso ist die Ansicht des Karadžić aufzugeben, wornach jene štokavischen Serben, welche Ikavci sind, d. h. i statt des ě sprechen, „štokavisierte Čakavcen" (Kroaten) wären. In Dalmatien wird heutzutage čakavisch meist nur auf den dalmatinischen Inseln bis Meleda und auf dem Küstenstrich von Zara bis Spalato gesprochen. Es weicht also auf dem Festlande das Čakavische entschieden vor dem vorwärtsschreitenden štokavischen Dialecte immer mehr und mehr zurück.

Die zweite Abhandlung »Einige Bemerkungen zur Orthographie des Vuk« betrachtet der Verf. als einen Zusatz zu seinem Buche »Nauci o pravopisu« (Die Lehre von der Orthographie). Bekanntlich haben Vuk Karadžić und Daničić in der serbo-kroatischen Sprache die phonetische Schreibweise eingeführt. Diese einfache Orthographie wurde consequent durchgeführt und die gegenseitige Assimilation der tonlosen und tönenden Consonanten auch in der Schrift bezeichnet; als: srpski, slatko von Srb, sladak. Nur in der Gruppe tenuis + j, v oder j, v + tenuis (sjutra, kvariti oder svojta, ovca) und in der Verbindung von *ds* und *dš* ist die Assimilation unterblieben. Der Verf. sucht nun nachzuweisen, dass man im Kroato-serbischen ein consonantisches *j* und *v* (nach Brücke j^2, v^2) und ein vocaliches *j* und *v* (Brücke j^1, v^1) unterscheiden müsse. Er sieht in vaš, žvakati v^2, in junak, rujba j^2, das also rein consonantisch auszusprechen wäre, dagegen hätten j^1 und v^1 wenig consonantische Natur und wären wie die Vocale *i* und *u* zu sprechen. Ein doppeltes *j* und *v* hat der Verf. auch in seinen »Nauci o pravopisu« angenommen, jedoch wenig Glauben gefunden. Er versucht daher die doppelte Natur dieser beiden Laute hier nachzuweisen, allein dieser Beweis ist viel zu wenig gestützt. Ja, er billigt sogar die Nichtbeachtung dieses Unterschiedes bei Vuk; denn der Unterschied zwischen den beiden Arten des j und v sei nur sehr gering, und Vuk hätte sonst im Alphabet zwei neue Zeichen für j und v einführen müssen. Mit der Schreibung des *ds* und *dš* bei Vuk ist dagegen der Verf. nicht einverstanden und verlangt, 1. dass in den Zusammensetzungen *ts* statt *ds* und *tš* statt *dš* geschrieben werde; z. B. potsjesti statt des Vuk'schen podsjesti; otšiti statt des Vuk'schen odšiti; 2. dass in den Ableitungen statt des *ts* (welches für ts und ds steht) *c* geschrieben werde, als bracki, ljucki statt des Vuk'schen bratski, ljudski; und 3. dass, wenn auf dieses *c* oder auf *č* ein *t* folgt, von *c* oder *č* (= ts, tš) nur *s* und *š* geschrieben werde, also: gospostvo statt gospoctvo; hrvaština statt hrvačtina. Die Annahme, dass *c* vor *k* in *s* übergeht, dass also gosposki, hrvaski ein gospocki, hrvacki voraussetzt und aus diesem entstanden ist, ist wohl kaum richtig, da sich ja gosposki und hrvaski aus gospodski, hravatski durch den einfachen Ausfall des *d* und *t* ergibt. Man vergleiche z. B. das slovenische soseski aus sosedski, bogastvo aus bogatstvo, und nicht aus sosecki, bogactvo. Wegen der etymologischen Durchsichtigkeit der Bildung sind jedenfalls die jetzt üblichen Schreibungen hrvatski, ljudski der Schreibung hrvacki, ljucki vorzuziehen, zumal sie sich schon sehr eingebürgert haben.

Die »Nachlese« des Prof. Luko Zore hat die lobenswerte Absicht, die kroato-serbische Sprache von den fremden Redensarten und Ausdrücken zu reinigen und an ihre Stelle echte, volksthümliche Worte und Phrasen zu setzen. Es wird der Sprache wirklich ein großer Dienst erwiesen, wenn man sich wie der Verf. bemüht, unter dem Volke gute Ausdrücke zu sammeln und denselben das Bürgerrecht in der Schriftsprache zu verschaffen. Solche Bestrebungen sollten aber natürlich von den Schriftstellern gewürdigt werden und Nachfolge finden; denn nur ein gemeinsames Zusammenwirken führt hier zum Ziele. Wie uns die einleitenden Worte zu dieser »Nachlese« versichern, so sollen schon des Verf.s Bestrebungen auf diesem Gebiete bei seinen Connationalen gebürende Beachtung gefunden haben. Besonders sind es die türkischen und italienischen Elemente, welche aus der serbo-kroatischen Schriftsprache ausgeschieden und durch heimische, wirklich unter dem Volke vorhandene, gleichwertige Bezeichnungen und Phrasen ersetzt werden sollen. Die vorliegende Zusammenstellung enthält in alphabetischer Ordnung von A bis O einzelne Worte und Redensarten, deren volksthümlicher Ursprung nachgewiesen und ihre Berechtigung zur Aufnahme in die Schriftsprache dargethan wird. Es unterliegt natürlich keinem Zweifel, dass nicht jede der hier angeführten Phrasen gleich gut und somit geeignet ist, die schon vorhandenen, sei es fremden, sei es unvolksthümlichen Redensarten und

Ausdrücke aus der Schriftsprache zu verdrängen. Für sekundant ist zu empfehlen das volksthümliche djever; für barem, das türkisch-magyarisch ist, daj oder dajbudi; für baker, bakren — mjed, mjeden; für hiljadar — tisućar; nicht zu empfehlen wäre dagegen der Vorschlag, für milijunar — veliki tisućar zu gebrauchen. Wenn die Sprache kein eigenes Wort hat, so nehme man getrost den fremden, internationalen Ausdruck. Statt deficit schreibe man manjak; statt bakšiš — napoj; für Trottoir ist volksthümlich nogostup. Neben den Fremdwörtern gibt es viele, gegen den Geist der Sprache gebildete Ausdrücke, die im Volke nicht existieren und daher durch passende volksthümliche Bezeichnungen ersetzt werden sollen. Statt pudbina (nach der rein phonetischen Schreibweise statt putbina) gebrauche man brašno und brašenica, Wegzehrung; statt dotičan (nach dem deutschen: betreffend) spricht das Volk pristojan, Substantiv: pristojnik; für das unrichtig gebildete suncobran oder štit od sunca (Sonnenschirm) schreibe man das volksthümliche hládnik; für koloređnica, das man in Zeitungen und Büchern für Circular liest, empfiehlt der Verf. das richtige raspis; statt objelodaniti in der Bedeutung: ein Werk veröffentlichen, wird das volksthümliche pustiti u svijet, iznijeti na bio dan vorgeschlagen usw. Unnöthig sind jedoch Versuche, gegen solche Ausdrücke anzukämpfen, welche sich schon eingebürgert haben und für die man nichts Eigenes und Besseres zu setzen weiß, wie z. B. gegen član (Mitglied), domobranstvo (Landwehr), dvoboj (Duell), glasovir (Pianoforte), izgred (Ausschreitung), izgrednik (Excedent), koledar (Kalender), okružnica (Circular) usw. Diese und viele ähnliche Ausdrücke, die der Verf. in dieser „Nachlese" erwähnt, können wohl unbeschadet der Schönheit der Sprache gebraucht werden; man glaube ja nicht, dass sich eine Sprache dem fremden Einflusse ganz entziehen kann.

In der Schreibweise der Adjectiva ziehen wir die Formen auf -ih und -im denen auf -ijeh und -ijem vor, also bogatih und bogatim statt bogatijeh und bogatijem. Überhaupt könnte durch gegenseitige Nachgiebigkeit in der phonetischen Schreibweise bald eine Einigkeit in der kroato-serbischen Orthographie erzielt werden. Die praktische Bedeutung dieser „Nachlese" ist nicht zu verkennen; die Schriftsteller mögen das Gute aus ihr auswählen und in der Schriftsprache zur Geltung bringen.

Klagenfurt. J. Sket.

---

80. Sedláček A., Paměti kláštera v Louňovicích (Denkwürdigkeiten des Klosters in Louňovic). Progr. des k. k. Staatsgymn. in Tabor 1891, 8°, 28 SS.

Der Verf. dieses Aufsatzes ist als ausgezeichneter Kenner der Localgeschichte des südlichen Böhmens und namentlich durch seine Arbeit „Hrady a zámky" auch in weiteren Kreisen als solcher bekannt. In dem vorliegenden Aufsatze schildert er die Gründung und die weitere Geschichte des von den Husiten 1420 zerstörten Klosters. Die spärlichen Nachrichten, die wir von dem Kloster haben, sind in dem vorliegenden Aufsatze vollständig zusammengestellt.

81. Domluvil Ed., Listy týkající se dávnověkosti města Meziříčí nad Bečvou a okolí jeho (Urkunden zur Geschichte der Stadt Meseritsch a. d. B. und Umgebung). Progr. des k. k. Staatsgymn. in Wallachisch-Meseritsch 1891, 8°, 28 SS.

Der Autor theilt, seine Arbeit vom Jahre 1889 fortsetzend, 17 Urkunden zur Geschichte der Stadt Walachisch-Meseritsch aus den Jahren 1465, 1491, 1496, 1498, 1588, 1596, 1411, 1462, 1466, 1507, 1591, 1510,

1571, 1368, 1392, 1396 und 1393 mit. Vier Stücke sind in lateinischer, zwei in deutscher, die anderen in böhmischer Sprache verfasst. Für die Geschichte jener Gegenden sind sie sehr belangreich. Die Nummern 32 bis 37 wären bloß in Regestenform mitzutheilen gewesen, da sie bereits im Cod. dipl. Moraviae abgedruckt sind. Den einzelnen Urkunden sind im Anhange eingehende sachliche Erläuterungen beigegeben.

82. Prasek V., Křižovníci sv. Jana na Opavsku (Die Johanniter im Troppauischen). Progr. des Privatgymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Troppau 1891, 8°, 31 SS.

Nach einem kurzen Überblicke über die einschlägige Literatur und einer knappen Erwähnung der Verhältnisse, unter denen der Orden entstand, behandelt der Verf. in sachgemäßer Weise die Anfänge dieses Ordens im Troppauischen und dessen Ausbreitung und Wirksamkeit in den folgenden Zeiten. Schließlich werden die einzelnen Comthure von St. Johann in Troppau mit Angabe der wichtigeren Daten aus ihrer Geschichte angeführt.

Graz. J. Loserth.

---

83. Festschrift zur Erinnerung an das fünfundzwanzigjährige Bestehen der Communal-Oberrealschule in Leitmeritz. 1890, 8°, 83 SS.

Die umfangreiche Festschrift enthält zunächst (bis S. 24) einen von Prof. F. Wiesner verfassten geschichtlichen Rückblick auf die Entstehung und Entwicklung der Anstalt (vom Ausgange des vorigen Jahrhunderts bis 1890). Daran schließt sich ein von Dir. Th. Lauda verfasster Abschnitt „Zur Statistik", enthaltend: Schulaufsicht, Directoren und Lehrpersonale in tabellarischer Übersicht (unter Angabe der Lebensstellung nach dem Austritt aus der Anstalt), Namensverzeichnis der Abiturienten aus den Jahren 1866—1890 (nach den Jahrgängen und unter Angabe des gegenwärtigen Aufenthaltes und der derzeitigen Stellung), Verzeichnis der Volks- und Bürgerschullehrer, welche ihre Vorbildung an der Anstalt genossen haben (nach den Jahrgängen), die Frequenz der Anstalt am Ende der Schuljahre 1864—1890, die graphische Darstellung dieser Frequenz und schließlich das Verzeichnis der in den Jahresberichten erschienenen Aufsätze.

Wien. J. Rappold.

---

84. Nowak W., Rückblick auf das erste Säculum des k. k. deutschen Obergymnasiums in Pilsen (1776—1891). Ein Beitrag zur Geschichte dieser Lehranstalt. Progr. des k. k. deutschen Obergymn. in Pilsen 1891, 8°, 55 SS.

Mit aufrichtigem Interesse für die Sache und großer Sorgfalt hat der Verf. uns in dem vorliegenden Programme eine treffliche Darstellung über die Geschichte obengenannter Anstalt entworfen. Nach einer sachgemäßen, den allmählichen Entwicklungsgang des Gymnasiums betreffenden Einleitung verbreitet er sich auf Grund von annalistischen Aufzeichnungen und amtlichen Schriftstücken, die der Verf. im Gymnasialarchive vorgefunden hat, über 'das Schulgebäude', 'die Gymnasial-Capelle', über 'Gedenktage der Anstalt', 'Lehrplan', 'Bibliothek und Lehrmittelsammlungen', 'Lehrkörper', 'relativ und nicht obligate Lehrfächer', 'Thätigkeit des Lehrkörpers', 'Schüler' (als Beilage hiezu dient eine mit Geschick und

Fleiß zusammengestellte 'graphische Darstellung der Schülerzahl des achtclassigen Gymnasiums'), 'Geldleistungen der Schüler', 'Unterstützung der Schüler' und 'Ergebnis der Maturitätsprüfungen seit ihrer Einführung im Jahre 1850'. Die Abhandlung empfiehlt Ref. der Lectüre eines jeden Schulmannes und Schulfreundes.

85. Dr. Swida, Zur Geschichte des Gymnasiums von Mitterburg. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Pola 1891, 8°, 27 SS.

Auch dieses Programm zeichnen die Vorzüge des vorerwähnten aus: Übersicht, Klarheit und Gründlichkeit. Dir. Dr. Swida, der sich auch als Mitarbeiter am Werke des verewigten Kronprinzen »Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild« verdienstvoll bethätigt hat, theilt die Abhandlung in drei Perioden, und zwar: Das Franciskanergymnasium. I. Periode (1836—1849), II. Periode (1849—1873). Das Gymnasium unter staatlicher Verwaltung. III. Periode (1873—1890). Die Anstalt wurde bekanntlich wegen geringer Frequenz mit a. h. Entschl. vom 12. April 1886 successive aufgelöst und die Errichtung einer Staatsmittelschule (Gymnasium) in Pola verfügt. Mit 15. Juli 1890 wurde der Gymnasialunterricht in Mitterburg für immer geschlossen, die Lehrmittelsammlungen wanderten nach Pola, mit ihnen auch ein Theil des gewesenen Lehrkörpers von Mitterburg, während das Gymnasialgebäude dem Finanzärar zufiel.

86. Die Bibliothek der Landes-Oberrealschule in Krems. Anhang zu dem im Progr. 1889 veröffentlichten »Rückblick auf das I. Vierteljahrhundert des Bestehens der Lehranstalt«. Progr. der n. ö. Landes-Oberrealschule und der mit derselben verbundenen Landes-Handelsschule in Krems 1891, 8°, 56 SS.

Eine Sammelarbeit, die jeden Bücherfreund und jeden emsigen Bibliothekar ansprechen muss. Der Verf. bietet eine dankenswerte Zusammenstellung über die Lehrerbibliothek der Anstalt, die aus 4226 Bänden und 1191 Heften besteht, und theilt dieselben in folgende Fächer: I. Sprachwissenschaftliche Werke. 1. Deutsche Sprache und Literaturgeschichte. 2. Schöne Literatur. 3. Französische Sprache und Literatur. 4. Englische Sprache und Literatur. 5. Italienische Sprache. 6. Lateinische Sprache. 7. Allgemeine Sprachwissenschaft. II. Geschichtliche Werke. III. Geographische Werke. IV. Mathematische Werke. V. Physik-Werke. VI. Chemie-Werke. VII. Naturgeschichtliche Werke. VIII. Technische Wissenschaften. IX. Werke über schöne Künste. X. Philosophische Werke. XI. Pädagogische Werke. XII. Werke über Religionslehre. XIII. Werke über Turnen. XIV. Werke über Verschiedenes. Ein Verzeichnis der Jugendschriften und aller anderen in die Schülerbibliothek aufgenommenen Werke wird im Programme pro 1892 folgen.

Prag. Dr. H. Löwner.

Zur Nachricht.

(Für Freunde, Schüler und Verehrer von Hermann Bonitz.)

Von der in den Arkaden der Wiener Universität aufgestellten Bonitz-Büste hat Herr Prof. Kundmann eine kleine Nachbildung (Höhe 24 *cm* und mit dem Sockel 31 *cm*) geformt, die in elfenbeinfärbigem Abguss sammt Postament à 5 fl. zu haben ist. Für Versendung nach außen beträgt der Preis der Verpackung 1 fl. (Für Deutschland Preis sammt Verpackung und Versendung 12 Mk.) Bestellungen sind an Herrn Otto Wagenzink, Wien, III./3 Arsenalweg 1307, zu richten.

Die Redaction.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Widersprüche in Kunstdichtungen.

In dem jüngst erschienenen Hefte der 'Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur' (16, 472) behauptet E. Martin, dass man für die Thatsache, dass sich in Kunstdichtungen Widersprüche finden, Cervantes missbräuchlich citiert habe. 'Man sollte wenigstens neben dem Don Quixote, dessen parodierende Absichten nicht geleugnet werden können, auch aus seinen anderen Erzählungen Beispiele beibringen.'

Dieser Aufforderung kommen wir im folgenden nach und werden dann auch durch Beispiele aus Dichtungen anderer Autoren, die — von Martin im allgemeinen nicht bestrittene — Thatsache zu erhärten suchen, dass Einheit des Verfassers und Widerspruchslosigkeit der Erzählung nicht durchaus correlate Dinge sind.

1. Die Novelle 'La ilustre fregona'[1]) erzählt, dass zwei junge Adelige, Diego de Carriazo und Tomas de Avendaño, ihren Vätern entfliehen, um als 'picaros' zu leben. In Toledo verdingt sich Tomas als Hausknecht in einem Gasthaus, Diego ist Wasserträger. Diego hat eine andere Wohnung als sein Freund inne. Eines Tages kommen in das Gasthaus zwei Ritter, in denen Tomas seinen und Diegos Vater erkennt. Er eilt zu seiner Geliebten Costanza, die als Magd in dem Wirtshause bedienstet ist, und sagt ihr, so lange die Edelleute im Hause bleiben, werde er sich nicht sehen lassen. Dann eilt er fort, um seinen Freund zu warnen. (S. 247) '*y quédate adios, que hasta que ellos se vayan no pienso volver á esta casa. No le respondió nada Costanza, ni él aguardó á que le respondiese, sino volviéndose á salir cubierto como habia entrado, se fué á dar cuenta á Carriazo de cómo sus padres estaban en la posada.*' Weiter ist vorläufig von Tomas nicht die Rede. Es stellt sich heraus, dass die beiden Alten gar nicht

[1]) Wir citieren nach der bei Brockhaus erschienenen Ausgabe der Novelas ejemplares (Coleccion de autores españoles, tomo 25).

ihrer Söhne wegen gekommen sind, sie verhandeln mit dem Wirte und dem Polizeidirector über eine andere Angelegenheit, da wird der junge Carriazo gefangen vorübergeführt, auf Befehl des Polizeidirectors zu ihm gebracht und von seinem Vater erkannt. Er gesteht Alles. Man fragt nach Tomas. Von diesem heißt es nun S. 251 '*Estaba Tomas Pedro escondido en su aposento, para ver desde allí sin ser visto lo que hacian su padre y el de Carriazo.*' Er hat also nicht, wie S. 247 erzählt worden war, das Wirtshaus verlassen.

2. Aus der Novelle 'El amante liberal'. Bei der Einsetzung Hazans, des neuen Vicekönigs von Cypern, rufen die Türken (S. 62) '*Viva, viva Soliman sultan, y Hazan bajá en su nombre*'. Also heißt der regierende Sultan Soliman. Es wird nun erzählt, dass Hazan und sein Vorgänger in Streit um eine christliche Sclavin gerathen. Jeder will sie, wie er vorgibt, dem Großherrn schenken. Endlich macht der Kadi der Stadt Nicosia einen Vermittlungsvorschlag und erklärt, er werde sie nach Constantinopel bringen. All das theilt der Christin ein Renegat mit (S. 67): '*advirtiéndola de la diferencia que por su causa habian tenido los dos bajáes, y cómo quedaba en poder del cadí su amo para llevarla presentada al gran turco Selin, á Constantinopla.*' Also heißt der Sultan Selim und nicht Soliman.

3. Aus der Novelle 'La española inglesa'. Die Heldin der Erzählung heißt Isabella. Ihr Name wird gleich im Anfang genannt (S. 116): '.... *la incomparable hermosura de Isabela, que así se llamaba la niña.*' Im folgenden wird noch viermal von ihr mit diesem Namen gesprochen, dann heißt es aber (S. 117), als ob ihr Name noch nicht vorgekommen wäre: ... *la incomparable honestidad de Isabela, que así la llamaban ellos.*

Isabella zählte, als sie von dem englischen Officier Clotaldo bei der Erstürmung von Cadix geraubt und nach England gebracht wurde, ungefähr 7 Jahre (S. 116 *una niña de edad de siete años, poco mas ó menos*). Clotaldos Sohn Ricaredo war damals 12 Jahre alt (S. 116 *tenia Clotaldo un hijo llamado Ricaredo, de edad de doce años*). Ricaredo ist also um 5 Jahre älter als Isabella. Ricaredo verliebt sich später in Isabella und verlobt sich mit ihr. Über ihr Alter erfahren wir S. 119: *A esta sazon tenia Isabela catorce, y Ricaredo veinte años.* Also ist jetzt Ricaredo um 6 Jahre älter als das Mädchen.

Aber noch mehr. Im Jahre der Verlobung wird Ricaredo von der Königin auf die See geschickt. Er erobert ein Schiff, das die Corsaren gekapert hatten. Auf diesem Schiffe befindet sich unter anderen ein spanisches Ehepaar, das später als Isabellens Eltern erkannt wird. Der Mann sagt S. 126 zu Ricaredo: '*sabréis*, [illegible] *pérdida de Cádiz, que sucedió habrá quince años*, [illegible]*a.*' Vor 15 Jahren war aber die 14jährige Isabella gar nicht auf der Welt, geschweige denn, dass sie 7 Jahre zählte.

Als die Königin Ricaredo aussandte, sagte sie ihm, er müsse morgen abreisen (S. 122 *porque mañana ha de ser vuestra partida*). Thatsächlich segelt er erst nach zwei Tagen ab (S. 123 *de allí á dos dias Ricaredo se hizo á la vela*).

Ricaredo fährt 6 Tage mit günstigem Winde, dann zwingt ein anderer Wind die englischen Schiffe, den Curs zu ändern und auf Spanien zuzuhalten (S. 123). Sie entdecken nun, offenbar am siebenten Tage, die Corsarenschiffe und erringen den Sieg. Dann fahren sie nach hause und bekommen nach 9 Tagen London in Sicht (S. 127 *dentro de nueve dias se hallaron á la vista de Lóndres*). Und unmittelbar darauf heißt es: '*y cuando en él victoriosos volvieron, habria treinta que dél faltaban.*' Aber selbst, wenn sie erst am folgenden Tage in den Hafen einliefen, wären sie doch nur 17 Tage aus gewesen.

Während des Kampfes mit den Corsaren werden deren zwei Galeeren zum Sinken gebracht. Die Corsaren retten sich auf das große, früher von ihnen gekaperte Schiff, mit ihnen die Christensclaven. Diese tödten die Corsaren mit ihren eigenen Waffen. (S. 124 *Desta manera casi todos los mas turcos fueron muertos, y los que en la nave entraron, por los cristianos que con ellos se mezclaron aprovechándose de sus mismas armas, fueron hechos pedazos.*) Diese Christen erzählen nun Ricaredo, dass ihr Schiff ein portugiesisches sei, seine Artillerie verloren und sich deshalb gegen die Corsaren nicht habe vertheidigen können. Ricaredo verspricht ihnen die Freiheit, wenn sie sich gegen ihn nicht zur Wehr setzen wollten. Sie sagen, dies sei gar nicht möglich (S. 125): '*porque, como se ha dicho, este navío no tiene artillería, ni nosotros armas.*' Dass sie kein Schiffsgeschütz haben, stimmt, aber Waffen haben sie, da sie mit denselben die Corsaren niedergemacht haben. Eine Täuschung Ricaredos ist nicht beabsichtigt; eine solche wäre auch gar nicht möglich, da dieser ja natürlich von seinem Schiffe aus die Niedermetzlung der Türken gesehen haben muss.

Vielleicht nur auf ungenaue Ausdrucksweise ist folgender chronologischer Widerspruch zurückzuführen. Isabella und Ricaredo werden getrennt. Er bittet sie, ihm zwei Jahre die Treue zu bewahren. Nach anderthalb Jahren (S. 142) erhält Isabella einen Brief von Ricaredos Eltern, die ihr mittheilen, dass Ricaredo gestorben sei.[1]) Sie beschließt, ins Kloster zu gehen, will aber noch das Verstreichen der festgesetzten Frist abwarten. Dies sollen nun

---

[1]) Die chronologischen Angaben des Briefes lassen sich mit den 1½ Jahren gut in Einklang setzen. Der Brief hat 50 Tage von London nach Sevilla gebraucht und spricht davon, dass gestern, 16 Monate nach der Abreise Ricaredos, die Nachricht von seinem Tode eintraf. Nun hat aber nach S. 141 Ricaredo einen Tag nach Isabellens Abreise London verlassen. Isabellens Abreise fand aber, wenn man die Angaben auf S. 139 combiniert, fünf Tage nach dem Treueversprechen statt.

$6^1/_2$ Monate sein (S. 143 *los seis meses y medio que quedaban para cumplirse los dos años*).

Schließlich sei auf eine Inconcinnität hingewiesen, die freilich nicht als Widerspruch im Sinne eines Verstoßes gegen die reale Möglichkeit bezeichnet werden kann. Sowohl Clotaldo als Ricaredo sind fromme Katholiken. Während aber Clotaldo kein Bedenken trägt, an der Erstürmung von Cadix theilzunehmen, ja gegen den Willen des Protestanten Essex den Eltern Isabellens ihr Kind raubt, hat Ricaredo Scrupel, gegen Katholiken das Schwert zu ziehen (S. 123). Eine Contrastierung zwischen Clotaldo und Ricaredo ist nicht beabsichtigt.

4. Aus der Novelle 'La fuerza de la sangre'. Leocadia wird von Rodolfo geraubt und geschändet. Drei Tage später (S. 175) reist Rodolfo nach Italien ab und bleibt dort. Leocadia, die ihren Räuber nicht kennt, gebiert einen Knaben. Im Alter von 7 Jahren kommt das Kind durch einen Zufall in das Haus seiner väterlichen Großeltern. Leocadia erfährt bei dieser Gelegenheit, wer der Vater ihres Kindes ist. Ihre Mutter zieht, um sich zu vergewissern, Erkundigungen ein, erfährt, dass Rodolfo in Italien weile, und '*tanteando el tiempo que le dijeron que habia faltado de España, vió que eran los mismos siete años que el nieto tenia*' (S. 178). Aber Rodolfo ist unmittelbar nach der Erzeugung, nicht nach der Geburt seines Sohnes von Spanien abgereist. Wenn die Mutter Leocadias sich erkundigt, '*si el caballero donde su nieto estaba, habia tenido á tenia algun hijo*' (S. 178), so hat sie oder vielmehr der Dichter vergessen, dass der Edelmann in ihrer Gegenwart gesagt hat (S. 177) *que cuando vió al niño caido y atropellado, le pareció que habia visto el rostro de un hijo suyo, á quien él queria tiernamente.*

Als Rodolfo Leocadia raubte, war er von vier Freunden begleitet (S. 169), später heißt es aber von zweien dieser Leute S. 180 *creyendo sin duda alguna que ellos debian de ser los dos de los tres que Leocadia habia dicho que iban con Rodolfo la noche que la robaron.* Und bald darauf gestehen sie '*ser verdad que una noche de verano, yendo ellos dos y otro amigo con Rodolfo robaron en la misma que ella señalaba á una muchacha*'.

Sie sagen ferner, Rodolfo hätte ihnen erzählt, dass er das Mädchen in sein Haus gebracht habe (S. 180 *y que otro dia les habia dicho Rodolfo que la habia llevado á su casa*). Damit steht aber im Widerspruche, was S. 173 von Rodolfo berichtet worden war: *aunque habia ido á buscar á sus camaradas, no quiso hallarlos, pareciéndole que no le estaba bien hacerlos testigos de lo que con aquella doncella habia pasado; ántes se resolvió en decirles que arrepentido del mal hecho y movido de sus lágrimas, la habia dejado en la mitad del camino.* Dass Rodolfo seinen Entschluss später geändert habe, wird nirgends erzählt.

5. Aus der Novelle 'Las dos doncellas'. Die als Mann verkleidete Leocadia gibt sich S. 265 für den Sohn des Don Enrique de Cárdenas aus. Man hält ihr vor, dass Don Enrique keine Söhne habe, worauf sie sich für den Sohn seines Bruders Sancho ausgibt. Auch das wird von Don Rafael, dem sie dies erzählt, für unwahr erklärt, da auch Don Sancho keine Söhne habe, sondern nur eine Tochter von berühmter Schönheit. Später S. 267 gesteht Leocadia der gleichfalls als Mann verkleideten Schwester Rafaels, dass sie ein Mädchen und zwar jene schöne Tochter Don Sanchos sei: *en lo que toca á mis padres, no la* (verstehe *verdad*) *dije; porque D. Enrique no lo es, sino mi tio, y su hermano D. Sancho mi padre, que yo soy la hija desventurada que vuestro hermano dice que D. Sancho tiene tan celebrada de hermosa.* All das hat der Dichter später vergessen, denn S. 282 und 283 wird D. Enrique als der Vater Leocadias bezeichnet.

Der Heimatsort Leocadias ist von dem Rafaels und seiner Schwester zwei Meilen entfernt: S. 264 heißt es, dass, als das verkleidete Mädchen ihren Heimatsort nannte, *vieron que no distaba del suyo sino dos leguas,* und S. 267 leitet Leocadia ihr Geständnis mit den Worten ein: *en lo que toca á mi patria, la verdad he dicho.* Dazu stimmt auch, dass Leocadia weiterhin erzählt, dass ihr Verführer Marco Antonio zwei Meilen von ihrem Orte lebe, und der Leser S. 258 erfahren hat, dass Marco Antonio aus derselben Ortschaft ist, wie Rafaels Schwester Teodosia und ihre Familie. Im Widerspruche damit heißt es S. 281: ... *á vista del lugar de Leocadia (que como se ha dicho era á una legua del de Teodosia.*

Auffällig ist auch Folgendes. Bei ihrer Rückkehr in die Heimat treffen die Helden der Erzählung die Väter Teodosias und Marco Antonios im Zweikampfe begriffen. Die Väter Teodosias und Leocadias haben nämlich den Vater des Verführers ihrer Töchter gefordert (S. 283). Nun war aber nach S. 268 schon vor Leocadias Flucht aus dem väterlichen Hause das Gerücht verbreitet, dass Marco Antonio Teodosia entführt habe. (Wieso die Liebschaft Teodosias aufkam, wird nicht erklärt.) Weiters wird im Verlaufe der Erzählung berichtet, dass Rafael und Teodosia von einem Orte in der Nähe Sevillas nach Barcelona reisen. In der Nähe dieser Stadt treffen sie mit Leocadia zusammen, die also auch den weiten Weg von Andalusien (S. 264) nach Catalonien gemacht hat. In Barcelona treffen sie Marco Antonio an, der verwundet wird und 14 Tage (S. 281) krank liegt. Dann begeben sie sich alle vereint erst nach Santiago in Galicien. Der Weg bis Monserrat dauert allein drei Tage und drei weitere Tage halten sie sich dort auf (S. 281). Langsam ziehen sie in die Heimat zurück. Da ist es doch höchst merkwürdig, dass die Väter der beiden Mädchen so lange mit der Rache für die ihnen zugefügte Beleidigung gewartet haben sollen. Die künstlerische Absicht ist ganz klar. Es soll

der Augenblick des Wiedersehens so interessant und aufregend als möglich geschildert werden. Aber der Wahrscheinlichkeit ist damit ins Gesicht geschlagen.

6. Aus der Novelle 'La señora Cornelia'. Don Juan de Gamboa und Lorenzo Bentibolli reiten auf Seitenwegen von Bologna nach Ferrara. Don Antonio de Isunza, der von ihnen nicht gesehen werden will, schlägt den geraden Weg ein (S. 300). Cornelia Bentibolli, deren Ziel ein zwei Meilen von Ferrara gelegenes Dorf ist (S. 301), entfernt sich später als Juan, Lorenzo und Antonio aus Bologna und fährt in einem Wagen langsam — weil sie den anderen nicht begegnen will — gleichfalls auf dem directen Weg (S. 302). Auf der Reise erfahren Don Juan und Lorenzo, dass der Herzog von Ferrara, den sie in seiner Hauptstadt aufsuchen wollten, sich in Bologna befinde. Sie begeben sich auf die Hauptstraße, um ihn dort, wenn er nach Ferrara zieht, zu treffen (S. 302). Dass die 'Hauptstraße' (*camino real, estrada maestra*) mit dem 'geraden Weg' (*camino derecho*) identisch ist, ist von vornherein wahrscheinlich und wird auch dadurch bestätigt, dass, kurz nachdem Juan und Lorenzo mit dem Herzog zusammengetroffen sind, auch Antonio sich zu ihnen gesellt (S. 305). Vereint kehren der Herzog, Juan und Lorenzo nach Bologna zurück, Antonio eilt voraus. Da ist es nun doch absolut nothwendig, dass sie mit Cornelia irgendwo auf der Straße zusammentreffen. Das ist aber nicht der Fall. Cornelia kommt an ihr Ziel, und der Dichter sagt auch nicht, dass die Vorbeifahrende aus irgend einem Zufall nicht erkannt worden sei.

Die Heldin der Novelle begibt sich zu Beginn der Erzählung unter den Schutz Antonios. Ihren Namen nennt sie vorerst nicht. Aber plötzlich heißt es, noch bevor sie sich zu erkennen gibt, S. 293: *Y volviendo á entrar, y estando los tres solos, la hermosa Cornelia dijo.*

Cornelia erzählt Juan und Antonio, dass ihr bei ihrem Verkehre mit dem Herzog von Ferrara eine Dienerin behilflich war (S. 294). Ihr Name wird dabei nicht genannt. Als der Herzog mit Juan auf der Straße zusammentrifft, ist diese Dienerin in seinem Gefolge. Der Herzog erzählt Juan (in directer Rede wie früher Cornelia), dass er von diesem Mädchen die Nachricht von der Niederkunft Cornelias erhalten habe. Auch er nennt den Namen der Dienerin nicht. (S. 304 *cuando llegué á su casa hallé que salia la secretaria de nuestros conciertos ...... la doncella es aquella que allí viene.*) Juan kann also unmöglich wissen, wie sie heißt. Trotzdem sagt er (S. 304) zu Lorenzo, dem er sein Gespräch mit dem Herzog mittheilt: *dice asimismo ... que cuando fué por Cornelia encontró con Sulpicia, su doncella, que es aquella mujer que allé viene.*

Einer Vergesslichkeit oder Unachtsamkeit des Dichters ist mit großer Wahrscheinlichkeit auch Folgendes zuzuschreiben. Cornelia

erzählt S. 294 den beiden Spaniern, dass sie frühzeitig niedergekommen und aus dem Hause einer Verwandten, wo sie wohnte, geflohen sei, weil sie ihren Bruder mit vielen anderen Bewaffneten vorübergehen sah und fürchtete, dass er davon Kenntnis erhalten habe, dass der Herzog sie in dieser Nacht entführen sollte. Thatsächlich hat in derselben Nacht auch ein Kampf zwischen dem Herzog und Lorenzo und seinen Freunden stattgefunden. Man muss also wohl annehmen, dass Lorenzo, da er von seiner Schwester gesehen wurde, wirklich auf dem Wege war, dem Herzog aufzulauern. Nun erzählt aber Lorenzo am folgenden Tage dem Don Juan, in der verflossenen Nacht habe der Herzog seine Schwester aus dem Hause ihrer Verwandten geraubt: *anoche lo supe, y anoche le salí á buscar, y creo que le hallé y acuchillé* (S. 297). Lorenzo hat also dem Herzog erst dann aufgelauert, als er erfuhr, dass seine Schwester verschwunden sei, er kann also noch nicht diese Absicht gehabt haben, als er von Cornelia bemerkt wurde. Es wäre nun doch ein merkwürdiger Zufall, wenn Lorenzo gleich von vornherein seine Helfer mitgenommen hätte, um mit ihnen in so später Nachtstunde seiner Verwandten einen Besuch abzustatten, denn das muss er wohl gethan haben, wenn er von ihr das Verschwinden Cornelias erfahren haben soll. Auch geht er ja gar nicht in das Haus hinein, sondern an demselben vorüber. Er müsste sich also später die Sache überlegt und zu dem Hause der Verwandten zurückgekehrt sein. Eine Unklarheit des Dichters liegt jedenfalls vor. [1])

Im Folgenden geben wir zunächst Beispiele für Widersprüche in Werken neuerer Autoren. Den Schluss soll dann die Aufzählung einiger Fälle, die sich in mittelalterlichen Compositionen, vornehmlich mhd. Gedichten zeigen, bilden.

---

[1]) Es ist nicht uninteressant, dass in einer französischen Übersetzung (von Abbé S. Martin de Chassonville, Lausanne 1759) die meisten der im Vorstehenden aufgeführten Widersprüche beseitigt oder doch verdeckt sind. So ist in der 'Ilustre fregona' Tomas' Bemerkung, er werde sich nicht im Hause blicken lassen, so lange die beiden Edelleute sich dort aufhielten, weggelassen (II, S. 235), und bei seiner Auffindung heißt es (S. 248): on apprit bientôt qu'il s'etoit allé cacher dans sa chambre *n'ayant pas pu trouver Asturiano.* (Lope Asturiano ist das Pseudonym Diegos.) In der Novelle 'La fuerza de la sangre' erkundigt sich die Mutter Leocadias, où étoit ce fils *dont le vieux chevalier avoit parlé,* sie erfährt, dass er seit langer Zeit in Italien ist und après avoir examiné le tems qu'il étoit parti pour faire son voyage, on trouva que c'étoit à peu près, *lorsque Leocadie fut enlevée* (I, 450, vgl. dagegen oben S. 676). Oft genügte eine bloße Auslassung oder eine kleine Änderung oder auch ein kurzer Zusatz. Im 'amante liberal' ist das erstemal der Name des Sultans Soliman genannt, das zweitemal heißt er einfach Sultan (I, 168 und 184, vgl. oben S. 674). In der 'Española inglesa' sagt der Vater Isabellens nicht, wann Cadix erobert wurde (I, 330, vgl. oben S. 674). Ricaredo war, als Isabella nach Spanien kam, âgé de douze ans ou *environ* (I, 307, vgl. oben S. 674). In den 'Dos doncellas' heißt der Vater Leocadias auch am Schlusse Sanche und nicht Henri (I, 318, 319, vgl. oben S. 677) und anderes mehr.

Zola versetzt im letzten Theile des Romans 'La bête humaine' dieselbe Reihe von Begebenheiten abwechselnd in die Monate Juni und Juli. S. 378 wird erzählt: *Trois mois plus tard, par une tiède nuit de juin, Jacques conduisait l'express de Havre, parti de Paris à six heures trente.* S. 380 heißt es von derselben Nacht: *Il faisait si doux, le petit vent frais de la marche était si bon, dans la chaude nuit de juillet.*

In derselben Nacht erzählt Philomène Sauvagnat, dass Mme. Lebleu gestorben sei. '*Elle a encore duré quatre mois à se manger le sang de ne plus rien voir que du zinc.*' Nun haben aber die Lebleus nach S. 304 Ende März ihre neue Wohnung, die ihnen so viel Ärger machte, bezogen. Wenn seitdem vier Monate verstrichen sein sollen, so kommen wir schon an das Ende des Juli. Damit steht wieder in Widerspruch, was Jaques S. 384 sagt: *Vous savez que nous allons avoir la guerre .... Hier à la chambre, il n'a été question que de cette histoire.* Demnach kann diese Nacht spätestens in die erste Hälfte Juli fallen.

Ferner wird S. 381 gesagt, dass in der nächsten Woche der Process Roubaud zur Verhandlung kommen werde. S. 401, wo der Process geschildert wird, heißt es: *C'était aux derniers jours du juin.* Also muss jene Nacht natürlich auch in den Juni fallen. Aber S. 408 wird der Abend des Processtages charakterisiert: *Il faisait très lourd, une nuit de juillet, ardente et sans lune.* Und damit stimmt, was S. 410 gesagt ist: *Quelques jours se passèrent ... La guerre venait d'être déclarée ... et il y avait dejà en un petit combat d'avant-poste, heureux, disait-on.*

Ob aber der Processtag Ende Juni oder Mitte Juli fällt, auf jeden Fall ist unpassend, was S. 415 bemerkt wird: *Et lorsque le jury passa dans la salle des délibérations, il n'était que six heures, le plein jour entrait encore par les dix fenêtres, un dernier rayon alluma les armes des villes de Normandie, qui en décorent les impostes.*

J. Rodenberg macht in der „Deutschen Rundschau" 1879, 3. Quartal, S. 485 f. darauf aufmerksam, dass in 'L'assommoir' die kleine Nana S. 194 plötzlich sechs Jahre alt ist, obwohl sie nach dem Vorhergehenden nur drei Jahre und etliche Monate zählen kann.

Aus Felix Dahns 'Ein Kampf um Rom'. Adalgoth und Gotho wachsen als Geschwister auf und gelten für die Enkel des alten Iffa. III, 396 sagt das Mädchen: *Da ist ... Iffumer unser Vater, Wargs der Ohm, den der Berg verschüttet hat.* S. 404 sagt der alte Iffa zu Adalgoth; .... *einen heiligen Auftrag des Oheims Wargs, der unterm Berg verschüttet liegt.* IV, 28 bemerkt Adalgoth: *Ähnlich lautete ein alter Spruch, welchen Iffa auf dem Berge sang, er hatte ihn vom Oheim Wargs gelernt.* IV, 45 sagt Iffa zu Gotho: .... *sie ist vom Oheim Wargs, den der Berg begraben hat.* Nach alledem wird Adalgoth immer

als Neffe des Wargs betrachtet. IV, 161 sagt aber Herzog Guntharis: *Dann ist Adalgoth, der sich den S o h n d e s W a r g s nannte, der Sohn des Balthen Alarich.*

III, 401 und IV, 45 ist von einem Schreiber Hermegisel die Rede. III, 160 und 187 heißt derselbe Hildegisel.

Aus Fr. Th. Vischers Roman 'Auch Einer'. Odgal ist Sigunens Vater, vgl. z. B. S. 139 f. Alpins Vater heißt Ullin, vgl. z. B. S. 140. S. 384 ist Alpin Odgals Sohn (zweimal). S. 387 wird Odgal wieder ausdrücklich Sigunens Vater genannt. Dass der Widerspruch beabsichtigt ist, lässt sich nicht wahrscheinlich machen.

Die Widersprüche in Schillers Don Carlos sind wohlbekannt, so dass ein kurzer Hinweis genügen dürfte: Carlos kennt die Handschrift der Königin (IV, 6, v. 4330) und kennt sie nicht (II, 4, v. 1485).[1])

Die Königin wird verdächtigt, dass Carlos der Vater ihres Kindes sei, obwohl Carlos erst seit acht Monaten in Spanien ist (I, 1, v. 325). Dieses Kind soll zu Neujahr des Jahres, in dem das Stück spielt, zur Welt gekommen sein (II, 12, v. 2496), aber im 4. Acte, Auftritt 7—9 kann es schon reden und im Personenverzeichnis wird es als dreijährig bezeichnet. — Über Ähnliches in den Räubern und Fiesco vgl. Minor, Schiller I 342, II 58, 61.

Nicht ohne Wichtigkeit für die Methode der höheren Kritik ist folgendes Factum. Die Worte, die der König nach der Ausgabe von 1787 III, 10, v. 4000 ff. an Posa richtet, spricht er in den Thaliafragmenten zu Domingo. In den verschiedenen Prosabearbeitungen fürs Theater kommt die Stelle zweimal vor. In der 4. Scene des 3. Actes werden die Worte wie in der Thalia zu Perez (Domingo) gesprochen, in der 10. Scene desselben Actes wie in der Ausgabe von 1787 zu Posa. Nun ist die Prosa älter als die Versbearbeitung, die der Ausgabe von 1787 zugrunde liegt (Minor II, 623). Schiller hat also die Doppelheit gemerkt und dementsprechend geändert. Wenn ein ähnlicher Fall in einem handschriftlich überlieferten Werke des Mittelalters vorliegt, ist man umgekehrt geneigt, die Doppelheit aus der Contamination zweier einfacher Fassungen zu erklären.

In Wallensteins Lager, 2. Auftritt, v. 54 sagt der Wachtmeister:

> Meinst du man hab' uns ohne Grund
> Heute die doppelte Löhnung gegeben.

Aber Piccolomini II, 7, v. 1149 sagt Buttler, dass die Truppen seit einem Jahre keine Löhnung bekommen hätten.

Piccolomini IV, 5, v. 2046 sagt der Kellermeister zu Neumann: 'Das ist die siebenzigste Flasche nun, *Herr Lieutnant.*'

---

[1]) Die Verszählung nach dem von Vollmer besorgten Abdrucke der Ausgabe von 1787.

Im Scenar dagegen wird Neumann der Rang eines Rittmeisters zugesprochen.

Wahlverwandtschaften, 2. Theil, 16. Capitel, wird Eduard bei der Vollendung seines Briefes an Ottilien durch ihr Herannahen gestört: 'Er faltete den Brief, überschrieb ihn; *zum Siegeln war es schon zu spät.*' Unmittelbar darauf tritt Ottilie ein; Eduard fleht sie an, den Brief zu lesen: 'Sie blickte herab auf den Brief, und nach einigem Besinnen nahm sie ihn auf, *erbrach* und las ihn.' Das DWb. enthält leider nichts über die Bedeutung der Phrase 'einen Brief erbrechen'. Es scheint jedoch natürlich, diesen Ausdruck nur auf einen *gesiegelten* Brief zu beziehen und daher im vorliegenden Falle anzunehmen, dass Goethe über der Schilderung der psychologischen Vorgänge in Eduards und Ottiliens Brust seine frühere Bemerkung vergessen habe.

In Maler Müllers 'Golo und Genoveva' II, 6 wird im Scenar bemerkt: 'Wallrad mit bloßem *Dolch* unter dem Arm zur Thür herein.' Im Verlauf der Scene dagegen sagt der Dichter: 'Schmeißts *Schwert* hin.'

In Kleists 'Familie Schroffenstein' V, 1 wechseln Ottokar und Agnes ihre Kleider. Agnes geht ungehindert ab, Ottokar, von den Mördern für Agnes gehalten, wird erstochen. Der eine der Mörder, Santing, sagt: '*Das Schwert steckt ihr im Busen.*' Einige Verse später sagt der Dichter: '*Er* (Rupert, der andere Mörder) *zieht das Schwert aus dem Busen Ottokars.*' Kurz darauf zeigt sich Agnes wieder am Eingange, erblickt Ottokar und ruft aus: '*Ein Schwert — im Busen — Heiland!*' Ebenso ruft auch der nun hinzukommende Silvester, der Ottokar wegen der Verkleidung für Agnes hält: '*Gott der Welt! Ein Schwert im Busen meiner Agnes!*' Sichtlich hat Kleist seine für den Schauspieler gegebene Anweisung, das Schwert aus der Wunde zu ziehen, sogleich vergessen.

Aus H. v. Kleists Novellen.[1])

Aus 'Michael Kohlhaas'. S. 53 heißt es: 'Demgemäß erschien auch wirklich wenige Tage darauf der Mann, an den sie (die Rappen des Kohlhaas) der Schäfer aus Wilsdruf verhandelt hatte.' Aber im Folgenden stellt sich heraus, dass der Mann sie von dem Schweinehirten in Hainichen bekommen hat und nicht weiß, ob sie vorher der Schäfer aus Wilsdruf besessen hat.

S. 54 liest man: 'Herr Kunz, der Kämmerer, ... trat, indem er seinen Mantel, Orden und Kette entblößend, zurückschlug, zu dem Abdecker heran', und S. 55: 'so trat der Kämmerer ..... indem er sich den Mantel zurückschlug, aus dem Haufen des Volkes zurück.' Dass Kunz inzwischen den Mantel wieder über die Brust gezogen hat, ist nirgends gesagt.

---

[1]) Die Citate nach der Ausgabe von Muncker in der Cotta'schen Bibliothek der Weltliteratur, Bd. 42.

Aus der 'Marquise von O.' Graf F. ruft, als er auf dem Schlachtfelde tödtlich verwundet wird: 'Julietta! diese Kugel rächt dich' (S. 102). Dass der Graf den Rufnamen der Marquise erfahren hat, ist weder erzählt worden, noch nach der S. 101 geschilderten Situation wahrscheinlich.

Aus der Novelle 'Die Verlobung in St. Domingo'. Der Held der Erzählung heißt Gustav von der Ried (S. 156, 177). S. 179 nennt ihn aber Strömli Vetter August, S. 182 nennt ihn der Dichter zweimal so, S. 183 einmal August. Auf derselben Seite heißt er wieder Gustav und dann behält er den Namen bis zum Schlusse (9 Stellen). Die posthumen Ausgaben setzten überall Gustav ein, s. R. Köhler, Zu H. v. Kleists Werken S. 97, ebenso Körner in seiner Toni.

S. 160 fragt Gustav die alte Babekan nach dem Alter ihrer Tochter. Die Babekan erwidert ihm, 'dass Toni vor funfzehn Jahren ... in Paris von ihr empfangen und geboren worden wäre'. Davon weiß Gustav offenbar vier Seiten später nichts mehr, denn er fragt jetzt Toni, wie alt sie sei. Die Situation würde es als ganz natürlich ergeben, wenn G. von seiner Kenntnis Gebrauch machte.

S. 160 antwortet Gustav auf die Frage, ob er in Frankreich einen Kaufmann namens Bertrand kenne: 'Nein, das Land wäre groß und während des kurzen Aufenthalts, den er bei seiner Einschiffung nach Westindien darin genommen, sei ihm keine Person dieses Namens vorgekommen.' Darnach muss es scheinen, dass Gustav nur unmittelbar, bevor er nach Westindien gieng, in Frankreich war. Aber S. 165 erfahren wir, dass er beim Ausbruch der Revolution sich in Straßburg aufhielt.

S. 167 trägt Gustav Toni in ihre Schlafkammer. Wieso er sich in dem fremden Hause so gut zurecht findet, wird weiter nicht erklärt. Da er fürchtet, die Mutter könnte sie in seinem Bette überraschen, so ist klar, dass er das Mädchen nicht in ihre Kammer bringen würde, wenn er voraussetzen müsste, dass es diese mit ihrer Mutter theilt. Das scheint auch nicht der Fall zu sein, denn es heißt gleich darauf: 'sobald der Tag völlig angebrochen war, begab sich die alte Babekan zu ihrer Tochter hinauf' usw. Aber S. 174 wird erzählt: 'Sobald Toni ihre Schlafkammer erreicht und sich überzeugt hatte, dass die Mutter entschlummert war, stellte sie das Bildnis der heiligen Jungfrau, das neben ihrem Bette hing, auf einen Sessel.' Diese Stelle lässt kaum eine andere Deutung zu als die, dass Toni und ihre Mutter in demselben Raume schlafen. Darauf führt ja auch der Umstand, dass die Babekan dem Neger Hoango versichert, sie habe bemerkt, dass Toni sich in das Bett des Fremden geschlichen habe (S. 175).

Mit dieser Entdeckung von Tonis Besuch bei Gustav hat es freilich auch seine Schwierigkeiten. Zunächst muss man annehmen, dass die Worte 'Sobald Toni ... sich überzeugt hatte, dass die Mutter entschlummert war' soviel bedeuten als 'sich überzeugt zu

haben glaubte', dann muss man sich mit der Unwahrscheinlichkeit abfinden, dass die Alte ihre Tochter zu dem Fremden gehen ließ und sich so der Gefahr aussetzte, dass ihr Anschlag verrathen werde. Schließlich bleibt noch immer der Widerspruch bestehen, dass nach der Aussage der Babekan 'wenigstens sei die Spitzbübin, wie sie bemerkt, heimlich beim Einbruch der Nacht in sein Bett geschlichen, wo sie noch bis diesen Augenblick in guter Ruhe befindlich sei', dass nach dieser Aussage Toni längere Zeit in Gustavs Zimmer weilen muss, während sie nach der Schilderung S. 174 f. nur ganz kurz sich dort aufgehalten haben kann.

Eine geringfügige Ungenauigkeit ist es, wenn nach S. 167 Tonis Kammer ein Stockwerk höher liegt als Gustavs Zimmer, S. 174 aber nichts von einem Hinuntersteigen über die Treppe gesagt ist ('Durch dies Gebet wunderbar gestärkt ergriff sie, indem sie aufstand, den Hauptschlüssel ... und schritt damit langsam ohne Licht über den schmalen Gang, der das Gebäude durchschnitt, dem Schlafgemach des Fremden zu').

Widerspruch gegen das Costüm liegt wohl vor, wenn Nanky, der Sohn Hoangos und einer Negerin (S. 154), also ein Vollblutneger, S. 173 sagt: 'Verlasst euch auf Nanky, ich weiß, warum ihr diese weißen Flüchtlinge in die Pflanzung lockt, und *der Neger* Hoango soll mit mir zufrieden sein.'

Aus der Novelle 'Der Zweikampf'. S. 225 sagt Littegarde, ihre Zofe sei in der Nacht, in der Graf Jakob bei ihr gewesen sein wolle, wegen eines Besuches bei ihren *Eltern* abwesend gewesen. S. 243 erfahren wir aber, die Zofe habe vorgegeben, ihre *Schwester* sei krank und sie wolle sie daher besuchen. An eine unverheiratete Schwester ist nicht zu denken, denn es heißt: 'sie ... begab sich vor aller Augen nach der Gegend, wo jene *Frau* wohnte, auf den Weg'.

Im Vorstehenden fanden wir Widersprüche zwischen zwei thatsächlichen Angaben, Behandlung unbekannter Dinge als bekannter (S. 678, 683), bekannter als unbekannter (S. 674), Nichtbeachtung der Rede einer Person seitens der andern (S. 676, 683). Nach diesen Kategorien, vermehrt um einige andere, welche die größere Reichhaltigkeit des Materials ergab, sollen die Beispiele aus der mittelalterlichen Literatur gruppiert werden. Wir haben dabei stets auf die Kriterien Rücksicht genommen, nach denen die höhere Kritik einheitlich überlieferte Werke in mehrere zu zerlegen pflegt. Es ist vielleicht nicht überflüssig hervorzuheben, dass unsere Beispiele nicht erst für die vorliegende Arbeit gesammelt, sondern gelegentlich einer zu sehr verschiedenen Zwecken betriebenen Lectüre angemerkt wurden. Wer Dichtungen mit beständiger Aufmerksamkeit auf Unebenheiten und Widersprüche läse, würde eine weit reichere Ausbeute finden. Wie leicht man über derartige Anstöße hinwegsieht, hat uns der Umstand gelehrt, dass wir nur in ganz wenigen Fällen dieselben Beispiele aufgezeichnet haben.

obwohl die von uns gelesenen Werke zum großen Theil die gleichen waren. Wenn wir fanden, dass ein Widerspruch, der uns aufstieß, schon von anderen bemerkt worden war, so haben wir das immer erwähnt; im einzelnen dem nachzugehen, ob etwa eine von uns vorgebrachte Thatsache in ganz anderem Zusammenhange und zu anderen Zwecken erwähnt worden sei, erachteten wir als für die Absicht dieser Arbeit unnöthig.

Widersprüche zwischen verschiedenen Angaben.

In Veldekes Eneide 6726 ff. wird Eurialus von Volzan und seinen Mannen gefangen: Nisus, darüber erbittert, nähert sich Volzans Leuten auf heimliche Weise und durchsticht einen von ihnen mit dem Speere. Volzan rächt sich, indem er Eurialus das Haupt abschlagen lässt: *he hiet hem einen slach geven | einen ridder, de sîn gerde, | met einen skarpen swerde. | dat houvet he hem ave sloech. | doe wart rouwich genoech | Nîsus, doe he't gesach. | et was der leideste slach | den er ie gesach slân.* Aus dieser Ausführung ersieht man deutlich, dass Veldeke sich in diesem Momente den Act der Enthauptung klar vergegenwärtigte. Nisus, über den Tod seines Freundes außer sich vor Schmerz und Wuth, stürzt nun auf die Schar Volzans los und erschlägt vier Gegner. Hierauf dringen die anderen von allen Seiten auf ihn ein und unter ihren Stichen und Schlägen sinkt er todt zu Boden. 6786 ff.: *doe dat Volzân gesach, | dat sî dâ beide lâgen dôt, | sînen lûden he gebôt | — er enwolde sî niet skeiden — | he gebôt, dat man hen beiden | die houvet ave sloege* ... Ein Zwischenraum von 32 Versen hat also hier hingereicht, den Dichter seine frühere Schilderung vergessen zu lassen.

Einen sehr bedeutenden inneren Widerspruch enthält das 6. Buch des Parzivals. Artus und seine Ritter haben sich aufgemacht, um Parzival, den *rîter rôt* — so wird er gerade hier (280, 9) genannt —, aufzusuchen, dem sie durch die Besiegung Ithers und die Sendung Clamides und Kingruns zu Danke verpflichtet sind. Sieben Tage ziehen sie umher, ohne auf ihn zu stoßen. Am achten wird er von einem *garzûn* Cunnewarens erblickt: er steht, seiner Sinne unmächtig, vor den Blutstropfen im Schnee. Der Knappe meint, der fremde Ritter sei in feindlicher Absicht gekommen, und ruft zahlreiche Ritter herbei (284, 1 ff.). Segramors erbittet von Artus die Erlaubnis, mit dem Fremden kämpfen zu dürfen (284, 30 ff.), und wird besiegt (288, 23 ff.). Nicht besser ergeht es Keye (295, 17 ff.). Nun kommt Gawan. Er sieht, dass der Unbekannte von all den Vorgängen um ihn herum nichts weiß, verdeckt die Blutstropfen und wird von Parzival gefragt, wer er sei; er nennt sich, worauf ihn Parzival freudig begrüßt.

Nun erwäge man die früheren Voraussetzungen: die rothe Rüstung Ithers ist etwas ganz besonders Auffallendes; deshalb

wird ihr Besitzer der *rôte rîter* schlechtweg genannt (145, 16); das Vergehen Ithers gegen die Königin gilt als ein Ereignis ersten Ranges; es hat in Gegenwart der ganzen Tafelrunde stattgefunden (146, 2. 146, 19 ff. 147, 3 ff.). Auf Anrathen Keyes schenkt Artus dem Parzival die rothe Rüstung für den Fall, dass er sie ihrem Besitzer abzugewinnen vermöchte. Das geschieht: beim Anlegen derselben wird Parzival von Iwanet, einem Knappen der Königin, unterstützt. Es ist anzunehmen, dass dieser die Nachricht von Ithers Niederlage und von dem Übergehen der rothen Rüstung auf Parzival dem ganzen Hofe überbracht habe, zumal er wenigstens zu ersterem durch Parzival direct aufgefordert wird (158, 18 ff.).

Und nun stellt uns der Dichter die Zumuthung, zu glauben, dass keine der Personen, mit denen Parzival im 6. Buche zusammentrifft, ihn an der rothen Rüstung erkannt hätte, nicht der *garzûn* Cunnewarens (*het in der knappe erkant enzît, | er wær von im vil unbeschrît, | deiz sîner frouwen ritter wære* 284, 5 ff.), nicht Segramors, nicht das Heer (*daz her lac wol sô nâhen | daz si Parzivâlen sâhen | haben als im was geschehen* 289, 13 ff.), nicht Keye, der überdies sieht, dass der Fremde ein Jüngling ist (*dort ûze hielt ein strenger knabe, | der gerte tjoste reht als ê* 290, 6 f.), noch Gawan, dem doch Parzival als 'rother Ritter' bekannt sein musste, da Clamide von Parzival, dem *rîter rôt*, an ihn gesendet worden war (221, 6).

Noch auffälliger macht diesen inneren Widerspruch der Umstand, dass der Dichter gleich nach der Erkennungsscene zwischen Gawan und Parzival den rothen Ritter als eine dem Heere wohlbekannte Person aufführt: *man sach Artûsen komen dort | mit der tavelrunder diet, | der neheiner valscheit nie geriet. | die heten alle ê vernomn. | der rôte rîter wære komn | in Gâwânes poulûn* (307, 14 ff.).

Wigamur V. 555 ff.: *Ain ritter, hieß Glakotelesfloyr, der sach jn reitten also, | gen jm sprach er do, | Wigamur der thumb, | vnd forchte sich nit darumb | vnd marckte sein gelaß vnd sach vil eben, wie er saß, | auch wie er den zaum fürt, wie er die pain rürtt, | vnd merkt auch sein behendikait, | wie er fur vnd rait, | vnd nam es jn sein acht, | als er peste macht. | nu rait er ain wenig paß.* Dagegen 801 ff. ist das Ross Wigamurs von einem Wege, den es mit seinem früheren Besitzer oft gemacht hatte, nicht abzubringen: *Es het den wol gepornen knaben | auff die erd gefellet nach, | wan jm das hayl geschach, | das es den perg auff sprang | vnd es durch die lüfft trang, | das ain ast den zaum gefieng | vnd das roß behabte hieng, | das ess da styl stundt da. Weygamur sprach sa | : 'Holtz, du hast mich gelert wol des selben ich dir folgen sol.' | Den zaum er mit der hant gefieng, | er zoch das roß, das es gyeng | an dem weg vnd rechte raise.* (Sarrazin QF. XXXV 28).

Wigamur 528 ff. findet der Held der Erzählung ein herrenloses Ross in der eroberten und zerstörten Stadt: *Ainen totten ritter schut er do auß seinem harnasch gůt. | ein swert vnd ain eysenhůt, | zwů hosen liecht eysneyn, | die legt er an den leyb sein.* 1299 ff. dagegen erzählt Wigamur: *Mein roß vnd ain eysnyn gewant | gewan ich ainem da selbs an | der mich streyttes nit wolt erlan. | zu mir nam er sein ker: | wan von der purg so rait er* (Sarrazin a. a. O. S. 4).

In Konrads von Würzburg Partonopier findet ein Turnier statt; dem Sieger wird als Preis die Hand Meliurs zugesprochen. Partonopier trägt den Sieg über den *soldân von Persîâ* davon. Als Meliur davon erfährt, stellt sie sich betrübt und sagt, ihr Herz gehöre dem Sultan; sie habe gehofft, dass dieser zu ihrem Gemahl ausgerufen werden würde. Nach dieser Rede sagt der Dichter (17342 ff.): *die rede treip diu keiserîn | niht wan durch zuht und durch gelimpf. | iedoch erkante wol ir schimpf | von Persîâ der soldân, | wand er begunde sich verstân, | daz er gehœnet wære gar. | dar umbe er dô mit sîner schar | wider heim ze lande fuor. | bî sînen goten er dô swuor | manegen angestlîchen eit, | ê daz er lieze disiu leit | belîben ungerochen ...*

18750 ff. macht nun der Sultan mit einem gewaltigen Heere einen Einfall in das Land Meliurs (und Partonopiers). Der Überfall kommt sehr unerwartet, und so wird in einem Kriegsrathe beschlossen, den Sultan zunächst mit Verhandlungen hinzuhalten. Mit dieser Aufgabe betraut schickt Partonopier den Anshelm zum Sultan. Der Bote beginnt seine Unterhandlung mit der Frage, warum der Sultan so unerwartet das Land überfallen habe, und versichert, dass sein Herr gerne bereit sei, ein dem Sultan etwa widerfahrenes Unrecht mit Gelde zu büßen. Dieser erwidert, er sei bei der Bewerbung um Meliur schmählich betrogen worden, und fährt fort (19225 ff.): *Ich weiz wol, daz diu guote | mit minneclichem muote | mich triutet unde meinet. daz wart an ir bescheinet, | dô si wart enpflæhet mir | mit valscher urteile gir | und ich mit jâmer von ir streich. | si wart durch mîne schulde bleich, | daz kôs ich an ir tougen. | ouch gienc ir ûz den ougen | vor leide manic trahen heiz. | dar an erkenne ich unde weiz, | daz si mir holdez herze treit | .... wan ich getriuwe ir lîbe, | an dem ich tugende vil vernime, | daz si mir holder sî dan ime, | der si hât in sîner pflege.*

Dass der Sultan diese Worte nicht etwa in bitterer Ironie spricht, darüber gibt das Folgende Aufschluss. Anshelm, froh den Sultan hinhalten zu können, schlägt ihm eine Frist von 4 Wochen vor, um Meliurs Willen zu erkunden; dieser geht darauf ein (19338 ff.): *nu was der soldân alsô laz | an witzen unde an sinne | durch Meliûren minne, | daz er niht kunde dâ verstân, | durch waz diu rede was getân. | ..... einvalteclîche in gouches wîs | gelobte er einen stæten fride | bî dem swerte und bî der wide | vier wochen*

sunder allen strît, | biz si versuochten in der zît | der frouwen willen unde ir sin.

Nach v. 3322 ff. waren die Könige von Norwegen, Orcadie und Dänemark Heiden. v. 13384 werden sie unter christlichen Königen aufgeführt.

Aus dem Lohengrin. Lohengrin ist ans Land gestiegen. v. 794 heißt es

er hiez behalten helm unt schilt
und daz swert.

Es wird nun ziemlich breit erzählt, dass Helm und Schild wirklich nach L.s Wunsch aufgehoben wurden. Aber v. 869 hat dies der Dichter offenbar schon vergessen; denn er sagt von Lohengrin:

er hiez behalten harnasch hosen *schilt* unde swert
daz er ez vunde, swenn erz haben wolde.

v. 4855 heißt der griechische Kaiser Jordanich, später Andreas, z. B. 6035.

Aus dem Meleranz des Pleier. Meleranz steht einer Verwandten der Tydomîe bei, der Fürstin von Karedonas. Der Kampf mit ihrem Gegner findet vor einer Feste statt, die Belfortemunt heißt, vgl. v. 7379, 7390, 7440, 7982, 7988. Die Stadt der Tydomîe heißt Flordemunt v. 10464, 10641. Nun sagt Tydomîe v. 11128 ff. zu Meleranz:

dient iu Terrandes daz lant,
sô sît irz der der niftel mîn
wider gewan Trefferîn,
der küngin von Karedonas,
vor *Monteflor* ûf dem gras.

Und vom Einzuge Meleranz' und Tydomîens in der Hauptstadt der letzteren heißt es v. 11343 ff.:

diu küngin und der werde man
mit grôzen fröuden vuoren dan
ûf die burc ze *Monteflor*.

Also wird kurz hintereinander Monteflor für Belfortemunt und Flordemunt gesagt. Monteflor für Flordemunt kommt schon früher vor, nämlich v. 1667, ebenso später v. 11745. Dazwischen wird der richtige Name Flordemunt gesetzt v. 11534, 11561 und 11709, also wenige Verse vor dem Wiederauftreten der Form Monteflor.

Das Land des Molloas heißt v. 11675 Ilimartun, v. 12607 aber Ibaritun.

Die Königin von Karedonas, Dulciflor, sagt v. 7679:

si (Gassidis und Lambore) habent hie lâzen eine magt,
von der schœne man wunder sagt,
diu heizet Tydomîe,
diu süeze valsches frîe.
wir haben einander nie gesehen.

Später kommt Dulciflor nach Flordemunt, Tydomîe sieht sie heranreiten:

v. 11843 Dô si die frowen komen sach,
zir meisterinne si dô sprach:
'sich, frowe, wâ mîn niftel kumt,
ir kunft mich an frôuden frumt,
von Karedonas diu künegin.

Aber wenn Tydomîe und Dulciflor einander nie gesehen haben, so kann Tydomîe ihre Base auch nicht erkennen.

O. Wächter, Untersuchungen über das Gedicht von Mai und Beaflor S. 68, macht darauf aufmerksam, dass der Vater des Meleranz v. 6498 *Lenseyges* heißt, 12258 *Leyses*. Man füge hinzu, dass derselbe Mann v. 3776 den Namen *Lineftes* führt.

In Mai und Beaflor 190, 36 heißt Meies Sohn Schoifloris, 211, 15 und sonst Loîs, s. Pfeiffers Einleitung S. XVI. Ein anderer Widerspruch bei Wächter a. a. O.

Anderes bei Steinmeyer, Anz. f. d. A. 16, 295.

Über einen Widerspruch im Flore vgl. Sommer zu v. 6235.

Aus dem Biterolf. Brünhild schenkt Rüdiger einen Speer, der v. 7083 ff. beschrieben wird:

Dô hiez si ir balde bringen dar
einen schaft, was *lâsûrvar,*
vil starc und zæhe hurnîn,
jâ was im an dem orte sîn
von *rôtem golde ein tülle,* dran
ein sper geschift von Angran.
von dem sper unz ûf die hant
einen vanen man gewunden vant
mit einem borten wol dar an.

v. 7450 lautet die Beschreibung einigermaßen anders:

von vier stücken wol getân
was er (der schaft) geworht *von golde rôt,*
alsô des meisters sîn gebôt:
die andern viere hurnîn
daz si niht bezzer dorften sîn:
daz niunde stücke helfenbein
daz *wîz* alsam ein veder schein.
mit einem sper geschiftet was
ein stücke *grüene alsam ein gras*
ze aller vorderst dar an
wol geworht von Angran.
ein ritter mohte in gerne tragen.
nu hœret von dem vanen sagen etc.

Andere Widersprüche hat Jänicke in der Einleitung S. XX f. verzeichnet, ohne deshalb das Stück von 1989 ab verschiedenen Verfassern zuschreiben zu wollen.

In Dirk Potters Bearbeitung der Sage von Hero und Leander Der Minnen loep II, 119 ff. findet sich folgender Widerspruch. Nachdem Leanders Tod erzählt worden ist, wird bemerkt, dass das Wetter sich legte. In dem Briefe, den Adonis-Hero an Leander schreibt und der ihn nicht mehr lebend antrifft, herrscht aber die Vorstellung, dass das Unwetter noch andauert. Die Erklärung liegt darin, dass der Brief eine Übersetzung der Ovid'schen Episteln ist, die Vorstellung aber, dass der Brief nach Leanders Tod geschrieben wurde, sowie die Bemerkung über das Aufhören des Unwetters dem Dichter angehört.[1])

---

[1]) Bilderdijk hat den Widerspruch in seiner Bearbeitung Krekelzangen I, 311 stehen lassen.

In Strickers Daniel findet sich gleichfalls ein sehr bedeutender Widerspruch, s. Rosenhagen, Untersuchungen S. 87 f.: 'In seiner Rede vor König Artus droht der Riese, wenn Artus ihm nicht freiwillig nach Cluse folgen wolle, um sich von König Matur belehnen zu lassen, er werde ihn gefangen nehmen und mit Gewalt hinführen ... Artus aber erklärt sich bereit, ihm zu folgen, wenn er nur sieben Nächte warten wolle. Dann sehen wir Artus erst am Eingange von Cluse wieder. Er kommt mit seinem Heere wie angekündigt, geführt von dem Riesen. Wo aber im späteren Verlaufe auf die Sache zurückgegangen wird, ist vorausgesetzt, dass der Riese seine Drohung wirklich ausgeführt habe. Dies wird von den Dienstmannen gegenüber der Königin von Cluse und von Daniel gegenüber dem Alten vom Berge als Entschuldigung für den Heereszug angeführt.' Die einzelnen Stellen, sowie eine weitere Inconcinnität s. bei Rosenhagen a. a. O.

Über Widersprüche in des Pleiers Tandareis s. Steinmeyer, GGA. 1887, S. 789, im Garel Walz zu v. 10977 und Vogt, Zs. f. d. Phil. 26, 125.

Über Widersprüche in Heinrichs von Neustadt 'Apollonius' s. Strobl, Einleitung p. XXX ff.

Über Widersprüche im Parzival s. Birch-Hirschfeld, Die Sage vom Gral S. 251 und 270 ff.; Martin, Zur Gralsage, QF. XLII 15.

Über Widersprüche in der Krone Heinrichs von dem Türlin s. Martin a. a. O. S. 24, wo die Sache allerdings anders gewendet wird.

Über Widersprüche in der Virginal s. Steinmeyer, Zs. f. d. Phil. 3, 238 ff.[1])

Als Widerspruch kann es auch bezeichnet werden, wenn dieselbe Person in ganz gleichen Situationen sich verschieden benimmt, ohne dass der Dichter sie dadurch als launenhaft oder unbeständig charakterisieren will.

Ein solcher Fall liegt in Ulrichs Alexandreis vor. Die Königin Thalestris macht Alexander Liebesanträge. Er gibt erst eine ablehnende Antwort unter Berufung auf die Treue, die er seiner Gattin schuldig ist. Thalestris muss ihre Werbung eindringlich erneuern, ehe sie von Alexander die Gewährung ihres Wunsches erreicht (v. 17527). Der Königin Candacis gegenüber war Alexander nicht so scrupelhaft. Obwohl er sich mitten in den Hochzeitsfeierlichkeiten befindet (v. 17221), erwidert er der Königin, die ihm schriftlich ihre Liebe kundgethan, in den freudigsten Ausdrücken (v. 17253 ff.). Und v. 20487 ff. wird thatsächlich erzählt,

---

[1]) Sehr charakteristisch für die Art und Weise, wie sich der mittelalterliche Mensch — und wohl nicht nur dieser — über erkannte Widersprüche hinwegtäuschte, ist folgende Stelle aus König Aelfreds Orosius-Bearbeitung (34, 35): *Wæs se hunger on þæs cyninges dagum on Egyptum þe mon het Amoses, þeah þe hiora þeaw wære þæt hi ealle hiora cyningas hetan Pharaon.*

dass sie einander in Liebe genossen. — Walther von Castiglione weiß nichts von einem Sträuben gegen die Werbungen der Thalestris.

Große Inconsequenz in der Charakterzeichnung des Herzogs im Romane Trubert s. Hist. litt. XIX.

Widersprüche in Zahlangaben erklären sich leicht aus der Unwichtigkeit derartiger Bemerkungen. Über einen derartigen Widerspruch im Flore vgl. Sommer zu v. 6138.

Meleranz v. 490 f. liest man:

> *vier* juncfrowen wol getân
> fliehen von der linden breit.

Aber 519 ff. heißt es:

> von der edelen künigin
> wâren *driu* juncfrôwelin
> geflohen.

Eine Änderung des Textes liegt zwar nahe, allein der analoge Fall bei Cervantes oben S. 676 warnt davor.

In Herborts Trojanerkrieg 10695 ff. beschließen die griechischen Fürsten auf Agamemnons Rath, den Trojanern einen Waffenstillstand auf die Dauer von zwei Monaten vorzuschlagen. Das wird ihnen auch zugestanden. 10713 ff. sagt Agamemnon: '*Achilles sere gewunt ist.* | *Mir mvzzen haben eine frist* | *vnd friede vñ tac* | *zwene mande ob ez sin mac,* | *biz er werde gesunt.*' | *Sie santen boten: zv stunt* | *in fride gegeben wart.* Dagegen 10917 f. heißt es: *Do was der fride ouch vz gegan,* | *der zv einem mande was getan.* Benoît de Sainte More sagt an der zweiten Stelle (v. 16999) einfach: *Les trieves furent aconplies et deronpues et faillies.*

Parton. 3260 ff. wird berichtet, das Heer Partonopiers habe eine Stärke von 20000 Mann besessen (*Partonopier ... wol zweinzic tûsent helde guot* | *in kurzer friste dô gewan*). Mit diesem Heere stellt er den Frieden im Lande wieder her. Darauf zieht er nach Kärlingen und zwar mit 10000 Mann (3288 ff.): *dô nam er sîne ritter,* | *der zehen tûsent wâren* | *und brâhte bî den jâren* | *ze helfe sînem neven die.* Die Erklärung des Widerspruches, dass die übrigen 10000 bei der früheren Unternehmung gefallen seien, ist wohl abzulehnen, da Konrads redselige Art einen so bedeutenden Verlust gewiss ausdrücklich hervorgehoben hätte.

Einen Widerspruch im Wigamur bezüglich der Zeitangabe hat Sarrazin angeführt: der Aufenthalt Wigamurs bei dem Meerweibe dauerte nach v. 1290 12 Jahre, nach v. 4017 nur 10 Jahre.

Mitunter entstehen solche Widersprüche dadurch, dass eine bestimmte Zahl von Personen oft zusammen vorkommt, die Zahl wird dann auch in Fällen beibehalten, wo sie infolge besonderer Umstände nicht am Platze ist.

In Konrads von Heimesfurt Himmelfahrt Mariae wird v. 1097 von zwölf Aposteln gesprochen, obwohl es doch mit Paulus, der öfters unter ihnen genannt wird, dreizehn waren.

In demselben Gedicht v. 362 ff. wird erzählt, dass alle zwölf nach Jerusalem kamen, wohin ihnen Johannes schon vorangegangen

war. Dass die Zahl der Apostel nunmehr dreizehn beträgt, ist, wie gesagt, an und für sich ganz correct. Aber v. 984 ff. kommt Thomas erst nach dem Begräbnis und der Himmelfahrt Mariä. — Eine Erklärung dieses Widerspruches versucht F. Kramm, Über Konrads von Heimesfurt Sprache und Verskunst S. 78.

Auch sonst entstehen Widersprüche durch den Gebrauch formelhafter Ausdrücke. So sagt Clamide in Wolframs Parzival 220, 11:

> nu bin ich künec Artûs
> her geriten in dîn hûs.

Aber Artus ist gar nicht in seinem 'hûs' in Karidol, sondern lagert mit seinem Gefolge in Zelten auf der Ebene Dianazdrûn. Der Reim *Artûs : hûs* ist formelhaft.

Im Vorauer Moses Diem. 39, 7 wird von den Heuschrecken gesagt:

> si namen in garten unde chorn.

Die entsprechende Stelle der Bibel (Exod. 10, 15) ist ganz deutlich: *operueruntque universam superficiem terrae, vastantes omnia devorata est igitur herba terrae, et quidquid pomorum in arboribus fuit, quae grando dimiserat; nihilque omnino virens relictum est in lignis et in herbis terrae in cuncta Aegypto.*

In Lamprechts Tochter Syon heißt es v. 4099 ff.:

> sîn minne ist ein meisterinne
> des herzen und der sinne,
> si füeget manegen süezen pîn
> dem der sin rehte wirdet inne.

Dass Gottes Minne peinige, wollte L. gewiss nicht sagen, er verwendet nur den in der Minnepoesie traditionellen Ausdruck am unrichtigen Orte. Die Quelle hat nichts Entsprechendes.

Grieshaber, Ältere deutsche Sprachdenkmäler S. 34: (Christus) *brahte di heiligen sele wider zu dem lichamen unde furte si do zu himele mit lib unde mit sele.*

Solche durch formelhaften Ausdruck verschuldete Widersprüche haben in der höheren Kritik eine gewisse Rolle gespielt. Zu Nib. 870

> Geladen vil der rosse kom vor in über Rîn,
> diu den jeitgesellen truogen brôt unde *wîn*,
> vleisch mit den vischen, unde ander manegen rât,
> den ein künec sô riche harte billichen hât.

bemerkt Lachmann: 'Wein? Darin bestand ja eben die List, dass sie ihn nicht mitnahmen, s. 906, 3. Einem Dichter, der seinen Gegenstand lebhaft vor Augen hatte, konnte solche Gedankenlosigkeit nicht begegnen.'

Oft kommt der Fall vor, dass der Dichter sich an die Stelle seiner Personen setzt: er lässt sie Äußerungen thun, die ein Wissen von den Dingen voraussetzt, das sie nicht haben können.

Parton. 8788 kommt Irekel zu Meliur und findet Partonopier bei ihr liegen. Sie sagt:

> enzürnet hiute niht
> sô vaste wider einen man

der iegenôte und allezan
gelegen ist iu nâhen bî.

Woher weiß Irekel das, da doch der Verkehr der beiden Liebenden bisher geheim geblieben war?

v. 8872 sucht Irekel Partonopier zu entschuldigen:

sît er niht von im selben hât
begangen sus getâniu dinc,
sô lât den werden jungelinc
ze hulden und ze gnâden komen.
wir hân ez alle wol vernomen,
daz im sîn muoter ûzerriet,
daz er von dem gebote schiet,
daz im von iu gesetzet wart.

Es ist aber nicht wahr, dass Irekel das gehört hat, denn sie ist eben gekommen, später als die Frauen Meliurs, und auch diese können nichts von der Intrigue der Mutter wissen, denn Partonopier spricht in ihrer Gegenwart kein Wort (v. 8504 f.). Selbst Meliur hat er nur Andeutungen gemacht, vgl. 8366:

doch wizzet, daz ich niht getân
hân von mir selben disiu dinc:
ich triuwelôser jungelinc
wart dar ûf gewiset ê.[1])

Die Worte '*wir hân ez alle wol vernomen*' gelten nur für das Publicum des Dichters.

Ferner kann Irekel unmöglich wissen, was sie v. 9002 ff. behauptet:

hiute sprâchen iuwer wîp,
ir hætent an im missevarn.
und dô si dô begunden warn
der manicvalten schônheit,
der wunder ist an in geleit,
dô jâhens al gemeine,
ein wîp schœn unde reine
diu möhte in gerne triuten
ob allen werden liuten,
die man gesæhe ûf erden ie.

Denn dass die Hofdamen Meliur bewunderten, wird v. 8528 ff. erzählt, und Irekel tritt erst v. 8606 auf.

Sonderbar ist auch, dass Irekel v. 9034 den Namen Partonopiers kennt.

In Konrads von Fußesbrunnen Kindheit Jesu v. 1978 ff. wird erzählt, dass die Götzenbilder zu Boden stürzten, als die heil. Familie den Tempel betrat:

als ob si solden sprechen:
sît der wâre got ist komen,
nu hât ende genomen
unser valschiu gotheit.

Einen ähnlichen Gedanken spricht merkwürdigerweise auch der Herzog der Stadt aus (v. 2009 ff.):

---

[1]) Die Verse 8876—8928 sind Eigenthum Konrads, s. Kölbing, Germ. Stud. 2, 84.

mich dunket des, swer er si,
si wizzen etewâ hie bi
einen got, der ob in ist.
ich kan ander deheinen list
in minem sinne erdenken,
der si mohte krenken.

Im Evangelium des Pseudo-Matthäus cap. XXIII steht einfach: *et sic se nihil esse evidenter docuerunt.*

Biterolf 10432 ff. treffen Rüdiger und Walther im Kampfe zusammen. Walther sagt v. 10440:

Hildebrant der habe undanc
der mich zuo im gemezzen hât:
wir hetens bêde gerne rât.

Wie kann Walther wissen, dass Hildebrand die Eintheilung der einzelnen Paare vorgenommen hat?

Aus Seifrits Alexandreis. Alexander geht als Gesandter verkleidet nach Persepolis. Dort erregt seine Erscheinung bei den Persern Aufsehen.

cod. Vind. 2954 f. 49ᵇ, Zeile 8 ff.:

Ir gedankch wurden manikchualt.
Sie (ms. Die) gedachten daz ez waer
Ayn got achtpêr.
Si sprachen czu im an der czeit:
Sagt uns herr wer ir seit.
Er sprach: ich pins chain got.

Alexander erräth also ihre Gedanken. Die historia de preliis hat, wenigstens in der von Zingerle zum Abdruck gebrachten Fassung, nichts davon: c. 61 Cum autem venisset Alexander ad portam civitatis et videntes eum Perses mirabantur in figura eius, estimantes illum deum esse, statimque interrogaverunt eum dicentes: Quis es tu? Et ille respondit: Apocrisarius sum regis Alexandri.

In der 'Auslegung' des Graltempels, die dem Titurel in den Mund gelegt ist, fällt der Dichter 'oder die Dichter' Str. 25—28 (Zarncke S. 531, bezw. 159) vollständig aus der Rolle: *Hie vor in Parzifâle | der toufstein ist geprîset, | durch daz an disem mâle | wirt sîn ziērd von mir nu nicht bewîset* usw. (S. die Anm. z. St.).

In Lamprechts Tochter Syon hält die Minne eine Rede; mitten in derselben heißt es ganz plötzlich: *ich wil daz manz entiutsch verstê, | daz ich latîne hân gesagt.* Die folgenden Verse 3899 f. lassen keinen Zweifel, dass dies Worte der Minne sind.

In Chrétiens Cligés hält Alixandre ein Selbstgespräch, das auch wirklich streng monologisch gehalten ist bis auf die Verse 770 f., wo er sagt: *Or vos reparlerai del dart, | qui m'est comandez et bailliez.* Bei dem *vos* hat der Dichter seine Leser vor sich.

In Chardrys Josaphaz wird Nachor dem Königssohne gegenüber als Barlaam ausgegeben; 1438 ff. *Il le cunuseit ben asez, ke Barlaam ne fu ceo pas.* Er sieht also, dass die ihm vorgestellte Person nicht sein Lehrer Barlaam ist. Woher kann er aber wissen, dass der Betreffende Nachor heißt? Und doch sagt er es:

nachdem er ihn zu sich in den Thurm beschieden hat, spricht er ihn an (1580 f.): '*Nachor*', *fet il*, '*se deu me saut, vus seez le mut ben venu*' etc. Auch hier kann nur ein unbewusstes Versehen des Dichters vorliegen, denn eine dem Josaphat schon bekannte Person die Rolle Barlaams spielen zu lassen, hätte doch keinen Sinn gehabt. Die Ursache ist wohl in der lateinischen Quelle zu suchen, die unklarerweise bemerkt: Qui (Deus) et iuveni per visionem nocturnam notificat — was, wird nicht gesagt. Der griechische Text hat ὃς καὶ τῷ νεῷ δι' ὁράματος νυκτερινοῦ π ά ν τ α γνωρίζει.

Beispiele aus Bertholds von Holle Crane bei Bartsch zu v. 1726 (S. 220).

Über einen Fall in Mai und Beaflor (187, 38) vgl. Steinmeyer, Anz. f. d. A. 16, 295.

In allen diesen Fällen wird die Fiction gestört, dass nicht der Dichter, sondern eine von ihm verschiedene Person spricht. Ähnliche Störungen einer Fiction finden sich auch sonst.

In Lamprechts Franciskus spricht der Dichter von v. 304 ab von sich und zwar in der dritten Person; der Schluss des Gebetes lautet:

v. 344 Sant Francisk, nu bite um in,
er sî noch hie oder dorthin,
daz got durh dînen willen sich
über den sündigen armen
genædecliche ruoche erbarmen!
barmherzer got, erbarme dich
über *in* und *über mich.*

An den Verfasser der lateinischen Vita zu denken, verbietet der Zusammenhang.

Derselbe Wechsel von erster und dritter Person findet zwischen v. 376 ff. und 384 ff. statt, s. Weinhold zu v. 350.

Rusteboeuf hat einen Traum, in dem er zum Paradiese gelangt. Er kommt zur Pitié, die ihm im Zwiegespräche Weissagungen ertheilt. Mitten in ihrer Rede (II, 51) fällt der Dichter aus seiner Voraussetzung, indem er die Pitié sagen lässt: *Se Rustebues est voir disanz.*

Mitunter setzt der Dichter etwas voraus, was er nicht erzählt hat. Dabei ist zu unterscheiden, ob das ausgelassene Glied von jedem Hörer leicht ergänzt werden kann — dann haben wir es nur mit brachylogischer Darstellung zu thun — oder ob der Dichter unterlassen hat, ein Motiv, das er an einer bestimmten Stelle braucht, vorzubereiten.

In die erste Gruppe gehört es, wenn die Wiener Genesis 54, 20 ff., ebenso der Vorauer Josef und die Mst. Genesis in Übereinstimmung mit der Bibel erzählen, dass Ruben seine Brüder von der Ermordung Josefs abhielt, unmittelbar darauf berichten, wie Josef dem Rathe Rubens gemäß in eine Cisterne geworfen und schließlich verkauft wird, dann wieder erzählen, dass Ruben zur Cisterne kommt und zu seinem Entsetzen Josef nicht mehr findet.

Es muss also vorausgesetzt werden, dass Ruben sich entfernt hat und während des Verkaufes nicht anwesend war. Die Bibel ist hier etwas deutlicher, indem sie bemerkt (Gen. 37, 29): *Reversusque Ruben ad cisternam non invenit puerum.*

Aus dem Parzival gehört Folgendes hieher. 198, 23 ff. sagt Parzival zu dem besiegten Kingrûn:

sô füer von disem plâne
inz lant ze Bertâne
dîn ritterliche sicherheit
einer magt, diu durch mich leit
des si niht lîden solde,
der fuoge erkennen wolde.

Cunnewarens Name wird nicht genannt; 206, 10 ff. heißt es aber:

dô warber als in Parzivâl
gevangen hete dar gesant:
froun Cunnewâren de Lalant
brâhter sîne sicherheit.

Es wird nicht gesagt, wie er den Namen erfahren hat. Etwas anders ist die Situation an einer zweiten Stelle. Dem besiegten Clamide gibt Parzival denselben Auftrag wie früher Kingrun, wieder ohne Cunnewarens Namen zu nennen (215, 6 ff.). 218, 1 sagt Clamide zu Cunnewaren:

frouwe, sît ir daz
der ich sol dienen âne haz?
ein teil mich es twinget nôt.
sîn dienst iu' nbôt der ritter rôt.
— — — — — — — —
— — — — — — — —
ich wæne ir sît durch in geslagen.

Clamide findet es also nöthig, sich zu vergewissern, ob er an die Richtige gerathen ist. Wieso er es aber gleich erräth, wer die geschlagene Jungfrau ist, wird nicht erklärt. Dagegen wird 275, 11 f. erzählt, dass Orilus in gleicher Situation sich nach Cunneware erkundigte.

Dagegen gehört in die zweite Gruppe, wenn in Heinrichs von Freiberg Tristan v. 4728 f. Tantrisel im Auftrage Isoldens zu Tristan sagt:

sô solt dû und Kâedin
in daz gezelt vorholne kumen.

Denn dass Tantrisel oder Isolt Kaedin kennen, ist nicht erzählt worden. Tinas hat der Königin v. 4230 ff. nur gesagt, dass mit Tristan ein Spion ins Land kommen werde. Eine Art Erklärung oder Rechtfertigung scheint der Dichter v. 4775 ff. versucht zu haben. Isolde sagt zu Tristan und Kaedin:

sît willekum, mîn bêamîs!
und ouch ir, her Lîfrenîs,
gote und mir sît willekumen!
ich weiz ez unde hânz vornumen,
daz ir heizet Kâedîn.

Mitunter kann man zweifeln, ob ein Zwischenglied zu ergänzen ist oder ob nicht ein directer Widerspruch zwischen zwei Angaben vorliegt.

Walberan v. 673 ff. sagt Walberan zu Laurin, der als Gesandter Dietrichs kommt:

waz ich dar inne tuo,
wil ich bedenken unze fruo.
— — — — — — —
679 du muost beliben hiut bi mir.
morgen fruo sô sage ich dir
wes ich denne gedâht hân.
daz heiz im sagen âne wân.

Dagegen heißt es v. 701:

an dem dritten morgen fruo
Laurin reit ze Berne zuo.

Lohengrin v. 501 ff. wird erzählt, dass der Gral den Jungfrauen Elyze, Penylle und Sygelint die Bedrängnis, in der sich Elsam von Brabant befindet, mittheilt:

'Artûs der sol ir einen kempfen gewinnen
daz er und al die vürsten sîn begriffen mit den eiden,
si habent niendert werdern degen.'

Die Fürsten erbieten sich zum Kampfe. Zu Lanzelet, der sich gleich auf den Weg machen will, sagt Elyze v. 567 ff.:

dir wil dîn zorn verliesen
hôhen prîs und werdekeit.
vür wâr uns hât des grâles schrift alhie geseit,
in sül der künec und al die vürsten kiesen.

Da aber ihr Bruder Lohengrin kommt, fängt Elyse zu weinen an und antwortet, als man sie um den Grund fragt:

588 mirst herzen leit geschehen,
sol ich dich, lieber bruoder, nimmer mêr gesehen.
dû bist der kempfe unt sagt der grâl diu mære.

Davon ist aber früher kein Wort gesagt worden, vielmehr hätten nach den angeführten Stellen Artus und seine Fürsten den Kämpfer bestimmen sollen. Dass sie Lohengrin erwählt hätten, wird auch im folgenden nicht erzählt. Unmittelbar nach den Worten Elyzens wird berichtet, dass Lohengrins Mutter von ihm Abschied nahm, dann wappnet er sich, nimmt von Artus und seinem Hofe Abschied und fährt mit dem unterdessen erschienenen Schwanenschiffe ab.

Aus Ulrichs von Eschenbach Alexander. Nach v. 401 ist Philipp in den Krieg gezogen, nach v. 641 wieder bei seinem Weibe, ohne dass seine Rückkehr erzählt worden wäre. Die historia de preliis erwähnt sie ausdrücklich.

Parz. 407, 25 sagt Gawan: '*wan het ich doch mîn swert*'. Dass er es überhaupt abgelegt habe, wird nirgends gesagt. Zur Erklärung s. Bartschs Anm.

Ebda. 540, 1 ff. gewinnt Gawan dem *Lischoys Gwelljus* das Pferd Gringuljete ab. Nach 522, 26 hatte aber *Urjans* dem Gawan das Pferd gestohlen. Vermuthungen, wie sich Wolfram diesen Besitzwechsel vorgestellt haben mag, s. in Bartschs Anm.

Itonje sagt Parz. 634, 17, dass sie Orgeluse geküsst habe, ohne dass Wolfram dies früher erzählt hätte.

Ebenso wie Unbekanntes als Bekanntes wird auch mitunter Bekanntes wie Unbekanntes behandelt.

Im Lanzelet des Ulrich von Zatzikhofen v. 5430 heißt es:

im (Lanzelet) ist von Plûris geseit,
ez si ein schœniu burc vast,
erbûwen daz ir niht gebrast.

Darnach möchte es scheinen, dass Lanzelet Pluris noch nicht gesehen habe. Das stimmt aber nicht zu der Stelle v. 420 ff., wo berichtet wird, dass ein Zwerg Lanzelet vor dem Burgthor mit einer Geißel schlug. Lanzelet erfuhr damals auch den Namen der Burg v. 448. An eine Vergesslichkeit des Dichters ist hier wohl nicht zu denken, da v. 5468 ff. auf jenes erste Abenteuer angespielt ist. Es liegt also wohl nur eine für unser Gefühl unpassende Ausdrucksweise vor.

In einem Kriegsrathe spricht Marufin zu Gunsten der Ansicht Loemers und sagt u. a. (Partonopier v. 4282 ff.): *ouch wizzet daz ein tiuvel ist | ûz den lüften in gesant, | der ist Partonopier genant, | und mac sich niht vor im erwern. | er kan sô ritterlichen zern | sîn guot, daz maneger suochet in. | .... | er ist der schœnste jungelinc, | der ie dehein ors überschreit. | er hât mit sîner miltikeit | gesterket wol des küneges wer |* usw. Nach ihm spricht Fursin, der den Rückzug widerräth; ihm antwortet Mareis, indem er u. a. zu Gunsten des Rückzuges Folgendes anführt (v. 4464): *ouch ist im* (dem Kärlinger) *ûf geregenet | ein tiuvel, der ê was verlorn, | sô frävel unde als ûz erkorn, | daz niender lebet sîn gelîch. | schœne starc und ellentrîch | wirt sîn junger lîp erkant. | Partonopier ist er genant | und überhœhet milte leben. | er gît so vaste, daz sîn geben | hât weder ort noch ende. | ... al disiu welt in stæter phlicht | mit willen dienet sîner maht. |* usw.

Parton. 4718 ff. Sornagiur sagt zu seinem Caplan: *schrîb einen brief, getriuwer man, | dem künege von Kärlingen, | daz er nu lâze dringen | daz jâmer in sîn herze fruot, | daz alse manic ritter guot | verderben muoz an dirre zît, | ob für sich gêt der grimme strît, | der zwischen uns hie sol geschehen. | heiz in sîn hôhez adel sehen | und sîne rîche jugent an, | sô daz er niht sô manegen man | mit dem strengen tôde quele, | und er im einen kemphen wele | ûz sînem her gemeine, | der mich getürre aleine | bestân mit ellentrîcher kraft.* Weiters solle er schreiben, dass der Besiegte das Reich vom Sieger als Lehen erhalten werde und dass während des Zweikampfes die beiden Heere vollkommenen Waffenstillstand beobachten sollten. Er schließt: *mit endelîchen buochstaben | solt du betiuten im dâ bî, | daz bezzer unde wæger sî, | daz einer sterbe von uns zwein, | dann ob wir komen über ein, | daz manig edel ritter | an dem strîte bitter | verderbe ân alle schulde gar.*

Parton. 3288 ff.: *dô nam er* (Parton.) *sîne ritter, | der zehen tûsent wâren, | und brâhte bî den jâren | ze helfe sînem neven die.* 3372 ff.: *und dô sîn friunt Partonopêr | den grôzen kumber sîn vernam, | dô stuont er, weizgot, unde kam | ze helfe*

siner edelkeit. | *er hete schiere sich bereit* | *ûf sîner strâze reise:* | *aldar ze Punteise* | *brâht im der junge degen fruot* | *wol zehen tûsent ritter guot.*

Parton. 3362 ff.: *die grœsten und die meisten* | *helfe, die sîn* (des Kärlingers) *lîp gewan,* | *daz wâren zehen tûsent man.* 3410 sagt er es selbst: '*niht wan zehen tûsent doch* | *ritter ich ze velde hân*' und 3460 wiederholt er es noch einmal: '*wan daz ich zehen tûsent hân,* | *die mir gestênt mit triuwen gar,* | *sô wære ich aller helfe bar.*'

In Ulrichs von Eschenbach Alexander v. 17209 ff. liest man:

Candacis hiez ein künigin,
die ouch durch minniclich gewin
dem keiser boten sante.

Candacis war aber schon v. 14521 und dann noch öfters genannt worden, s. Toischers Namenverzeichnis.

Besonders auffällig ist die Wiederholung in der Jüngeren Judith Diem. 161, 11 ff.: *(si) leit ir brutgwant œne* — | *daz was mit golde wol beslagen* — | *unde stralte ir uahs* | *unde want in einne sidine huben daz* | *unde leit ir bestez gewant an.* Man möchte versucht sein, unter dem letzterwähnten *gewant* einen Mantel zu verstehen, wenn nicht noch folgen würde, dass sie Arm-, Hals- und Ohrringe angelegt habe. In der Quelle (Jud. 10, 3) wird der Vorgang pragmatisch erzählt: ... *discriminavit crinem capitis sui et imposuit mitram super caput suum et induit se vestimentis jucunditatis suae induitque sandalia pedibus suis* etc.

Parz. 57, 15 ff. und 758, 17 ff. wird fast mit denselben Ausdrücken erzählt, dass Feirefiz schwarz und weiß gefleckt gewesen sei.

Parz. 608, 13 ff.: *ich pinz der künec Gramoflanz.* | *mîn hôhez herze ie was sô ganz* | *daz ich ze keinen zîten* | *nimmer wil gestrîten,* | *swaz mir tæte ein man.* Ebenso 705, 19: *der künec Gramoflanz pflac site,* | *im versmâhte sêre daz er strite* | *mit einem man.*

Ähnliches bei Heinrich von Neustadt s. Strobl p. XXXI.

Kunrat von Ammenhausen, Schachzabelbuch 15127 ff: *das ich ouch hie geschriben vant* | *von einem, was Tytus genant* | *und was Vespasiânen kint* | ... | *und dô er in dem gesesse was,* | *dô kâmen im dar mære* | *das sîn vater wære* | *gemeinlich erwelt von dem senât* | *ze keiser; der selbe sîn vater hat* | *den namen Vespasiânus.*

Die folgende Stelle dürfte nur durch Vergesslichkeit des Dichters zu erklären sein.

Parton. 6508 ff. wird erzählt, dass Sornagiur einen Neffen bei Partonopier lässt:

doch liez er einen sînen neven
mit Partonopiere varn.
der selbe sîner swester barn
was von sippeschefte.
vil hôher triuwen krefte

wielt daz reine herze sîn.
er was ein edel Sarrazin,
gar hövesch unde kurteis,
sîn œheim wolte in franzeis
vil gerne heizen lêren,
dar umbe er den vil hêren
Partonopiere dâ bevalch:
wan er ein tugentricher Walch
was ân allez underbint,
sô liez er sîner swester kint,
daz Fursîn was geheizen,
in sîme dienste erbeizen.

Diese lange Stelle ist offenbar v. 9894 ff. dem Dichter aus dem Gedächtnis entschwunden, denn Fursîn wird wie eine ganz unbekannte Person eingeführt:

dô kam ein knappe der sîn phlac
mit der getriuwen huote sîn.
der selbe was ein Sarrazin
und wolte nie getoufen sich.
der werde künec lobelich
Fabruîn sîn vater was.
— — — — — — —
für Sornagiures swester kint
wart er von sippeschefte erkant.
der hæte in dar ze Bleis gesant
Partonopiere, durch daz er
mit willecliches herzen ger
die sprâche von dem lande
gelernet unde erkande
der hübeschen Kärlingære site.
— — — — — — — —
er was geheizen Fursîn.[1])

Eigenthümlich berührt es unser Gefühl, wenn die Worte einer handelnden Person von einer andern nicht beachtet werden, ohne dass dafür eine Motivierung gegeben würde oder nahe läge.

Im Biterolf v. 4577 sagt Biterolf, er wolle die mütterlichen Verwandten seines Sohnes zur Theilnahme an dem Kriege gegen Günther auffordern. Helche meint, das sei unnöthig, die Mannen Etzels und die ihrigen würden ausreichen. Derselben Ansicht ist Rüdiger; er selbst will mit 500 Leuten an den Rhein ziehen. Biterolf und Dietleib bedanken sich und Biterolf sagt:

v. 4650 gebet uns boten in daz lant
die von dem künege widersagen,
und ahten daz in welhen tagen
wir mugen riten an den Rîn.
sô sint ouch die friunde sîn
dem jungen Dietleibe komen:
swer ez danne hât vernomen,
den iht beswœret unser leit,
der ist uns helfe dar bereit.

Biterolf lässt also die Mahnung der Königin, keinen andern Beistand als den ihrigen zu suchen, unbeachtet.

---

[1]) Im französ. Text steht die Bemerkung nur éinmal und zwar an der v. 9844 ff. entsprechenden Stelle, Kölbing, Germ. Studien 2, 82.

In Meleranz heißt es von dem Helden des Gedichtes, der zu einer Tjost aufgefordert sich auf den Kampfplatz begibt:

v. 3365 Er wolde nieman mit im lân.

Trotzdem findet der Kampf vor einem großen Publicum statt:

v. 3418 dô wâren künege und fürsten rich
von frömden landen komen dar,
die wolden gerne nemen war
der tjost diu von in dâ geschach.
v. 3444 der gast sprach 'herre, ich bin des frô,
daz mir diu êre ist geschehen,
daz ez so manic frou hât gesehen
und ouch sô manic werder man,
daz unser tjost ist ergân
ân schaden alsô ritterlich.'

Öfters stoßen wir auf die Erscheinung, dass eine Person einer Meinung oder einem Wunsche Ausdruck gibt, unmittelbar oder kurz darauf aber in ganz entgegengesetzem Sinne spricht oder handelt. Wir erwarten in diesem Fall eine ausführlichere Motivierung der Sinnesänderung; die mhd. Dichter scheinen offenbar eine solche nicht für nothwendig erachtet zu haben.

In Ulrichs Lanzelet räth Tristant, den Zauberer Malduc kommen zu lassen, damit dieser passende Rathschläge zur Bezwingung der Burg Valerins gebe. Darauf sagt Erec v. 7002 ff.:

ich wæne, min herre enmac
den man niht her besenden:
wir sin im manegen enden
dicke ze unstaten komen:
sîm vater hân ich den lip genomen:
dô sluoc Wâlwein den bruoder sin.
ouch hât in der herre min
der künic Artûs vertriben
vome lande dâ er was beliben
mit sime galster manegen tac.
doch dês al ein, ob er uns mac
ze disen dingen iht vervâhen,
sô sulen wir gerne gâhen
und süenen uns swie wir megen,
daz wir daz laster nider gelegen.

Erec stimmt also Tristant bei, nachdem er die stärksten Argumente gegen dessen Ansicht vorgebracht hat.

In Rudolfs Barlaam bittet Josaphat seinen Vater, ihn die Welt sehen zu lassen. Von dem Vater heißt es nun 29, 26:

der künic hâte sorgen vil,
wie er mit vuoge tæte
des sin kint in bæte.
er dâhte: 'ich vüege im herzeleit,
wirt im diu bete alhie verseit;
sô mac mir wol ze leide ergân,
ob ich ez tuon, daz ist min wân'.
er sprach: 'sun, ich wil durch dich
diz tuon, sît dû es gerst an mich'.

Die lateinische Quelle setzt passend das Motiv der Entscheidung des Königs unmittelbar vor diese: *Contristatus est igitur rex, ut audivit talia, perpendebatque, quod si denegaret ei quod petebat*

amplius et tristitiae et solicitudinis author existeret, Tunc ait illi, Ego fili tuo desiderio satisfaciam.

An Barlaam ergeht die Aufforderung, den jungen Josaphat im Christenthum zu unterweisen. Barlaam hat gehört, dass Avenier, der Vater Josaphats, die Christen verfolge.

37, 10 ein teil er im die vorhte entsaz
von menschlicher brœdekeit.
sîn orden wart hin geleit,
von des hœhe er nider trat
mit kleide an weltlîche stat usw.

Er fährt in Aveniers Land. Wir würden zum mindesten Z. 12 eine Adversativpartikel erwarten. Die lateinische Quelle weiß nichts von einem Schwanken Barlaams.

Im guten Gerhard v. 865 ff. sagt der Kaiser

Gêrhart, sô wil ich sprechen dich,
mîn herze an dich wîset mich.

Es heißt dann weiter

'herre ich bin solher witze erlân
daz ich süle aleine gân
mit râte zuo dem rîche'
sprach vil gezogenlîche
Gêrhart der tugentlîche man.
dô gie er mit dem keiser dan
in eine kemenâten.

Partonopier findet ein Pferd

Part. 2260 er dâhte 'nu wil aber mich
bestân mîn ungevelle:
dem tiuvel ûz der helle
muoz ich verzollen disen gemach,
der mir hînte alhie geschach.
er hât diz ors mir her gesant,
durch daz ich kêre sâ zehant
mit im dâ hin. waz sol des mê?
swiez aber nu dar umbe stê,
diz ors daz wirt von mir geriten.'

Gayol-Crane ist als zwölfjähriger Knabe aus dem Hause seines Vaters, des Königs Dassir von Ungarland, entwichen. Nach Dassirs Tode führt sein Marschall Assundin die Regierung. Der mittlerweile herangewachsene Crane erwirbt die Liebe Acheloydes, der Tochter des deutschen Kaisers; sie heimzuführen, muss er aus einem festlichen Turniere als Sieger hervorgehen. Um sich ritterliche Ausrüstung zu verschaffen, kehrt er nach Ungarn zurück und gibt sich Assundin nach langem Zweifel zu erkennen; zur Beruhigung Assundins, dass er den Thron nicht ansprechen wolle, sagt er 929 ff.: *ir solt mir, hêre, geben swert | ind mit mi den ûch dunket wert | ind sendet mich êrlîchen dar* (nach Deutschland). | *ich wil ûch reden dat vur wâr | daz ich nummer weder kome: | iz si mîn schade of mîn vrome, | sô hât ir daz rîche | mit gôde ind êrlîche.* Assundin ist erfreut, seines verstorbenen Königs Sohn aufgefunden zu haben, erhebt im übrigen gegen Cranes Verzicht hier noch keinerlei Einwendungen und sagt, er

wolle ihn herrlich ausrüsten. Gayol erwidert (1010 ff.): *grôzer trûwe ich nî ensach, | danne ir hât an mir getân. | die rede solt ir verborgen lân | ind solt die krône selve tragen | ind alsô leben, daz men sagen | moge van ûwer werdicheit. | ich wil self seste haben cleit | ind wil ûwer marschalc sîn* . . . Eine Motivierung der Sinnesänderung ist vom Dichter nicht gegeben.

Lohengrin v. 1031 ff. sagt Elsan zu dem Bischof von Lüttich, ihrem Pathen (vgl. v. 737 f.):

doch dûht mich guot,
liebe tote, ob ir ez het in iuwerm muot,
daz ir got morgen sunget ein messe zêsen.

v. 1041 ff. aber heißt es:

diu vürstin und der abbet rein
unde der pischof wurden des wol über ein,
daz der *abbet* messe sprechen solde
als man grâwen sach den tac.

Thatsächlich liest v. 1093 der Abt die Messe. Warum Elsam von ihrem Wunsche, dass der Bischof die Messe lese, abgekommen ist, wird nicht erklärt. Möglich ist allerdings, dass die beim Bischof bestellte Messe dieselbe ist, von der 1117 ff. erzählt wird.

Weniger auffällig als die bisher besprochenen Stellen ist folgende. In Mai und Beaflor 185, 2 fordert Benigna Beaflor auf etwas zu essen. Beaflor weigert sich

Z. 6 si sprach: 'muoter, ich enwil:
wan ich hân niulîchen gâz.
dû handelst mich verre baz,
daz dû mich des erlâzest
und dich dîns nœtens mâzest.'

Dann heißt es:

si sprach: 'des entuon ich niht:
wan dû bist sô gar entwiht
worden ûf der wilden vart:
daz wirt wol von mir bewart,
daz ich dich lâze bekliben.
wil dû bî mir beliben,
kint, sô muost dû volgen mir.'
si sprach: 'vil gerne, ich volge dir:
swaz dû wil, daz sî geschehen.
man muoz mich in dem willen sehen,
daz ich dir bin gehôrsam.

Zu den Widersprüchen im weitesten Sinne gehören auch Verstöße gegen das Costüm. Wie häufig solche in mittelalterlichen Werken sind, ist bekannt. Es soll hier nur auf ein paar hervorstechende Fälle hingewiesen werden.

Im Vorauer Moses Diem. 33, 13 ff. lässt der ägyptische König Pharao für den Knaben Moses eine goldene Krone anfertigen, auf der ein Götzenbild eingegraben ist. Der Knabe greift nach der Krone und zerbricht sie. Ein *wissage* des Königs sagt:

Z. 23 uile wole ich ez gesehen habe,
sol dirre werden alt,
er wirt uil tumblichen balt.
er zestoret dir dinev *apgot*.

apgot ist im Sinne des Dichters, nicht des heidnischen Wahrsagers. So hat denn auch das in der Anm. bei Diemer abgedruckte Gedicht: *das chind . . . das noch egypte storen sol.* Ebensowenig steht etwas ähnliches in den von Diemer daselbst bezeichneten lateinischen Quellen.

Aus Ulrichs von Eschenbach Alexander. Olympias ist Heidin, vgl. v. 227 ff.:

wie sie ein heidnîn sî gewesen,
ich hoffe daz sie si genesen
von ir triuwe, der sie was rîche,
mit Adam in himelrîche.

Aber v. 793 ff. fleht sie zu Gott:

Nû müeze mir komen ze trôste
des helfe, der erlôste
die werden Susannen
von den zwein ungetriuwen mannen,
dô sie vür gerihte stunt.

803 ff. erhalten wir die Erklärung

die gote haben in (Neptanabus) her gesant
ûf mîn laster in diz lant,
sie haben mich des engelten lân
daz ich sie verkorn hân
und daz ich zuo dem suoche rât,
der himel und erde geschaffen hât.

Von einer Bekehrung Olympias' war aber früher nie die Rede — im Gegentheil, 670 ff. fühlt sie sich sehr geschmeichelt, dass Jupiter ihre Minne begehrt. Man könnte diesen Fall auch in die Rubrik 'Unbekanntes als Bekanntes behandelt' stellen.

Aristoteles sagt v. 1629 zu Alexander:

sît des niht erbolgen,
ir enwellet gerne volgen
der heiligen schrifte lêre,
daz sterket iuwer êre.

Dass Aristoteles oder Alexander die heilige Schrift kennen soll, ist von vornherein unwahrscheinlich und 5361 f. heißt es ausdrücklich:

Alexandern den geêrten
ir ê die bischof (die jüdischen Priester) lêrten.

Also hat er sie früher nicht gekannt.

Alexander sieht im Traum einen Mann in priesterlicher Kleidung

5143 an sîner stirne ich zeichen vant,
als got mit namen ist genant.

Wieso konnte der Heide Alexander diese Zeichen entziffern? Ulrichs Gewährsmann Walther von Castiglione drückt sich ganz correct aus:

I 524 Nescio quod nomen praetendere visa figuris
Signabat mediam tetragrammata linea frontem.
Sed quoniam mihi barbaries incognita linguae
Huius erat, legere hanc me non potuisse fatebor.

Es liegt hier wieder die Erscheinung vor, dass der Dichter sein Wissen einer seiner Personen leiht. Ulrich hat aus der Beschreibung Walthers ersehen, dass der Stirnschmuck der jüdischen Priester

gemeint sei und überträgt diese seine Kenntnis auf Alexander, der sie nach allen Voraussetzungen nicht haben kann [1]).

Im Eingange des fünften Buches erzählt Ulrich die Besiegung Goliats durch David und fährt dann (18004 ff.) fort:

ob ich iu nû sage hie
wie ouch ein rise wart erslagen,
daz solt ir niht spotlîche tragen,
sunder vazt in iwer gemüete,
daz des hôchgelobten güete
ie helfe bôt den sînen
und liez sîn vînde pînen.

Darauf erzählt er Siege des Heiden Alexander.

Ein merkwürdiger Fall von Contamination zweier Vorstellungen liegt Meleranz 8733 ff. vor:

sus slief der werde junge man
unz der tac ûf in gie.
gedanc in niht slâfen lie
der er pflac nâch der magt
der was er dienstes unverzagt.

Es sind offenbar hier zwei Vorstellungen vermischt. Meleranz wacht auf, weil die Sonne auf ihn scheint und er erwacht, weil seine Liebe ihm keine Ruhe lässt.

Mitunter entsteht bloß scheinbar ein Widerspruch durch eine gewisse Kürze des Ausdrucks.

Meleranz v. 7018 ff. sagt der Dichter:

wie lang er (Meleranz) under wegen was,
des weiz ich niht die wârheit.
diu âventiur mir daz seit
daz der degen unverzagt
er und diu minneclîche magt
von Terrandes strichen dar,
ob diu âventiur ist wâr,
vierzehen tage volleclîch,
daz der ritter lobelîch
die zît vil lützel ruowe pflac.
. . . .
7098 er kom, als ich iu sagen wil,
in vierzehen tagen dar
mit der meide wolgevar
zu Karedonas in daz lant.

Ein moderner Dichter würde sagen: ‘ich weiß nicht genau wie lange er unterwegs war, jedoch habe ich gehört, dass seine Reise vierzehn Tage dauerte’. An einer ähnlichen Stelle des Beowulf (v. 1332 ff.) hat bekanntlich die Kritik Anstoß genommen.

Ganz ähnlich ist auch eine Stelle im Biterolf 2628 ff. Dietleib fragt in Metz, ob sich nicht in Worms ein Mann aufhalte, der sich wohl auf Ritterschaft verstehe.

---

[1]) Übrigens scheint Ulrich die letzten zwei Verse Walthers falsch verstanden zu haben, denn er fährt fort: *ich was in grôzen sorgen. ich wânde mir wære verborgen sîn rede, ob er begunde, daz ich der niht enkunde.*

si sprâchen 'dan ist fremder niht',
und frâgten in der mære
in welher mâze er wære.
'des enhân ich niht vernomen.
iedoch ist er ze stete komen,
gewahsen ebenmæze ein man,
dar zuo ich daz vernomen hân
daz im grâwe nu der bart.'

Meleranz 9321 ff. sagt Meleranz zu einem Garzûn:

Der ritter sint über al
vier und zweinzic an der zal
die hât Libers der helt
vin al den sinen ûz erwelt.

Man möchte glauben, dass Libers 24 Ritter zum Kampf bestimmt hat, dass also ihre Zahl, ihn selbst eingeschlossen, 25 beträgt. Das Folgende lehrt aber, dass der Dichter sich ungenau ausgedrückt hat, dass er sagen wollte, die Gesammtzahl der Ritter, Libers eingerechnet, sei 24 gewesen. Denn v. 9410 hängen 24 Schilde auf dem Kampfplatz und dazu stimmt, dass, nachdem an drei Kampftagen $8 + 8 + 6 = 22$ Ritter gefangen genommen sind, schließlich der König und ein Ritter übrig bleibt.

Meleranz lässt durch den Garzûn dem König Libers melden, dass er mit ihm und seinen Rittern kämpfen wolle. Libers fragt den Garzûn (v. 9380):

'juncherre nu tuot mir bekant,
wie iuwer herre si genant.'
'herre ich sag iu niht mêr:
mîn herre ist ein künic hêr,
er ist iu wol genôzsan,
dâ habt keinen zwîvel an.
ir bevindet wol in kurzer frist
selbe wer mîn herre ist.'

Der Garzûn will also aus irgend einem Grund, der nicht angegeben ist, den Namen seines Herrn nicht nennen. v. 100 33 aber ruft er, wieder ohne dass der Dichter eine Motivierung versucht:

âvoi wichâ herre wiche,
hie kumt der êren riche,
der hôchgemuote Meleranz.

Das Vorgehen des Knappen erscheint also inconsequent. Man kann nur vermuthen, dass die Neugier des Libers eine Zeit lang rege erhalten werden soll. Hervorzuheben ist, dass Meleranz dem Knappen gar nicht den Auftrag gegeben hat, seinen Namen zu verschweigen (v. 9304 ff.).

Der gute Schächer erwidert im Credo (Massmann) 1875 ff. dem andern:

. . . .
(du) hastis dinen spot,
daz wir von rehter sculde
di veme dulden
vnde daz di iuden durh ir nit
ime haben benomen sinen lib.

Christus ist aber noch gar nicht gestorben: unmittelbar auf die

eben angeführten Verse folgt ein Dialog zwischen ihm und dem guten Schächer.

Ulrichs Alexander 10926 ff. sagt Darius zu Mâzêus:

an dir man prîses ist gewen,
den dîn hant erworben hât
in strît mit ellenbernder tât.
durch daz ich fröiden urhap
mîn tohter dir ein maget gap,
an der du süezes geltes lôn
vindes und vil fröiden won.

Das ist aber unrichtig: wenige Verse vorher (10888 ff.) hat Alexander den Boten des Darius, die ihm die Hand der Tochter antragen, geantwortet:

sîn tohter er mir geben wil,
die er Mâzêô hete gelobt,
der ist sîn man: ich wæne er tobt.

Die Kürze des Ausdrucks hat den Widerspruch verursacht[1]).

Unlogische Antwort in der Eneide s. Behaghel zu 10551.

Heinrich von Neustadt Apollonius 18586 ff. halten Athanagoras und Tarsia ihr Beilager:

wes sie die naht pflâgen,
do si pi einander lâgen,
desn kan ich niht gesagen.
man sol sin Tharsia frâgen,
wan sie die nôt aleine leit.
sie sagt sîn niht ouf mînen eit.
doch wil ich daz sprechen wol,
ob ich mit urloup reden sol.

Nun folgt in 15 Versen eine ausführliche Beschreibung.

Parton. 4106 sagt Loemer:

ez ist wâr,
daz wir vehten müezen fruo.
der strît uns balde sîget zuo
noch mac niht werden wendic.

Dann aber räth er zu Unterhandlungen.

Insbesondere entstehen solche scheinbare Widersprüche dann, wenn der Dichter eine Behauptung ganz allgemein aufstellt, ohne hervorzuheben, dass sie für einen gewissen, meist kurz darauf erzählten Fall keine Geltung habe.

So sagt der Dichter der Vorauer Sündenklage Diem. 307, 13 ff.:

nechein wip ich ne lie,
ich si mit ir geuallen
mit werchen ode mit willen
ode mit sogetanen gebaren,
die hurlich waren.

Daran schließt er jedoch eine andere Kategorie von Fällen, in denen er bekennt, Frauen verkuppelt zu haben.

---

[1]) Die Quelle Ulrichs, Walthers Alexandreis, trägt nicht die Schuld; denn da steht wohl IV 168 f. Multum mihi praestat honoris, si me Mazaeo generum praeponere quaerit, was v. 10888 entspricht. Aber die Stelle 10925 ff. ist Ulrichs Eigenthum.

In Herborts Trojanerkrieg (17684 ff.) schildert Ulixes die Zaubertränke der Circe und ihren Liebreiz:

der irs dinges enbeiz,
ich han ez versuchet biz ichz weiz —
daz spriche ich vō der warheit —
er wart in sulchē stric geleit,
daz er in mvstc blibē.
sie kvnde wūder tribē.
noch mer ich vō ir sagē mvz:
sie hete sulchē gruz,
svlich gelaz, sulche wort,
swer ez hete gehort,
als ich ez gehort han,
der mvste im̄er da bestan.
. . . .
niemā sich behutē kan,
er en mvzze da blibē.

Dagegen 17673 ff. erzählt er, dass er sich ihr entzogen habe:

min herze mich mir selbē nam.
des weiz ich wol, daz zoberlist
gein mānes herzen ein wint ist.
ich gehilt mich zv miner māheit
vn̄ liez vō der weicheit

Eine andere Art von Ungenauigkeit ist es, wenn sich eine Person auf etwas bezieht, das früher nicht in ganz gleicher Weise gesagt worden war.

Wiener Genesis (Fundgruben II) 68, 23 ff. sagt Judas zu Joseph:

dů gerůchtest uns fragen,
ube wir uater hiettin
oder ube wir heten mer
daheime deheinen brůder.
Wir sprachen heten einen alten uater
unte einen lutzelen brůder
den er in sinem alter gewan.
sin brůder ne wizzen wir ware chom.

Die letzte Bemerkung war jedoch früher nicht vorgekommen. 63, 3 ff. antwortet einer der Brüder dem Joseph:

vnser sint zuelife
fon einem uater geborne
uz deme lante chanaan,
mach scehen du hortest iz nennen.
der sint zehene
in disme gademe:
einer ist heime,
nimet sines uater goume.

Die Bibel erwähnt an beiden Stellen (Gen. 42, 13 und 44, 20) den todtgeglaubten zwölften Bruder. Interessant ist, dass der Vorauer Text einen Besserungsversuch macht. Man liest hier: *der sint einleue hi in deme houe, der zvelfte ist heime.* Dieser Versuch hilft allerdings der Stelle 63, 3 ff. auf, aber die 68, 23 ff. bestehende Schwierigkeit behebt er nicht. Was Diemer zu Jos. 438 bis 440 vorbringt, sind Phantasien. Vgl. zu dem ganzen auch Vogt, Beitr. II.

Vatnsdælasaga (Fs. 6, 22): *þá kom honum* (Thorstein) *ok í hug, at faðir hans segði hann eigi betra til vápns en dóttur eðr aðra konu, ok meiri sœmd væri frǽndum [hans] at skarð væri í ætt þeirra en þar sem hann var.* Diese Worte hat sein Vater (4, 6 ff.) gar nicht gebraucht.

Im Folgenden seien einige Beispiele für lässigen Ausdruck angeführt. Wenn man die Worte presst, entsteht häufig ein Nonsense.

Lamprecht von Regensburg sagt im Franciscus V. 1225:

der sibent bruoder Philips hiez.

Thatsächlich zählte er aber vorher nur fünf auf; der sechste fehlt also. Weinhold gibt in der Anmerkung zu dieser Stelle die Erklärung: Lamprecht hat die Worte seiner Quelle: *uno alio apposito* übersehen.

Im Leben Jesu Diem. 266, 5 ff. kommen die Frauen zum Grabe des Heilands:

do funden si da sizen
ein engel wizen
mit liehtem gewate;
si sahen ouch ein roten.
ir antluze scein scone;
uil harte si des erchomen.
d e r engel sprach.

Welcher von beiden ist nicht zu ersehen. Zur Entstehung hat vielleicht der Umstand beigetragen, dass die Evangelisten Matthäus und Marcus von éinem Engel erzählen, während bei Lucas und Johannes zwei vorkommen.

Wiener Genesis, Fundgr. II 61, 20 ff. sagt Pharao, indem er Joseph zum Statthalter einsetzt:

niemen ni wegi sinen fûz noh hant
uber allez ditze lant
unt si uile stilli,
iz ni si iosebes willi.

Gemeint ist natürlich, dass j e d e r schweigen solle, bis ihn Joseph reden heiße; ebenso in der Millstätter Genesis und im Vorauer Joseph. Die Bibel (Gen. 41, 44) hat den unglücklichen Ausdruck nicht veranlasst.

Ebd. 79, 36 sagt Jacob von Dan:

du bist ein gihurnter wurm,
der an dere stige heuit sinen sturm,
der daz rôs an den hûf heechet,
der denne dar ûffe sitzit
daz der ualle,
nider chome an deme nelle
noch ûf ne megi chomen,
er ime beneme daz leben.

Wenn aber die Schlange dem gestürzten Reiter das Leben raubt, kann er doch nicht wieder aufs Pferd gelangen! Ähnlich in der Mst. Bearbeitung, noch drastischer in der Vorauer, wo vor *er* noch ein *ê* eingeschoben ist.

Vorauer Moses Diem. 72, 20 ff. lässt sich Balach einen Wahrsager kommen, der über die Israeliten einen Fluch aussprechen

soll. Der Grund erscheint einem modernen Leser etwas naheliegend:

> (daz) uon des flůches segene
> unsigehafte wurde div gotes menige:
> *gesigen mohter denne deste baz.*

Die entsprechende latein. Stelle (Num. 22, 6) liest sich ohne Anstoß.

Herbort 10675 ff. sagt das Gegentheil von dem was er meint:

> so gut was sin geworhte,
> spreche ich ez ich vorhte,
> daz ez gelogē were.

Es fehlt nach *vorhte* der Satz: 'so glaubtet ihr'.

Das. 10769 ff. verbessert sich Herbort selbst nachträglich:

> daz gewelbe so schone stūt,
> daz ouge noch mvnt
> nie sulches niet gesach,
> der mv̄t me sulches niet gesprach.

Aegidius Zs. f. d. Alt. 21, v. 524 ff.:

> do clagete her michil serir
> ginis armē mennischen not
> dan her tete sin selbis tot.

Parton. 1334 f.:

> lâ mich wizzen, ob du man,
> tiuvel oder mensche sist.

Grieshaber, Predigten II 39: *reht als der herre dē fichbōm bait driu iâr, ob er kain fruht wölte bringen, als bîtet reht och der zarte got von himel dē sünder niht driu iâr, er bîtet sin drizech iâr.*

Auffällig berührt es unser Gefühl, wenn ein Gegenstand nicht gleich bei seiner Erwähnung vollständig beschrieben oder von einer auftretenden Person nicht alle Beziehungen, in denen sie zu anderen steht, angegeben, kurz wenn irgend ein Umstand nachträglich erwähnt wird.

Lohengrin v. 4594: ff. heißt es:

> dri ritter wâren in ein kleit
> weidelich gemacht:
> . . . .
> eilif man in dem kleide sach die dise dri an vuorten

Dass diese Kleider weiß waren, erfährt man erst 4653 f.

> der drier zwên in sehens wurden irre,
> die mit in truogen wiziu kleit.

Lohengrins Helm wird v. 5314—5350 ausführlich beschrieben. Er trägt eine Krone, darauf ein Schiff mit einem Schwan. An der Krone befindet sich eine Inschrift aus Edelsteinen, die besagt, dass die Kleinode Geschenke seiner Gattin sind. Aber vollständig ist die Beschreibung nicht, denn v. 5421 ff. erfahren wir noch:

> Nû het man starke bogen erhaben
> mit golde von dem helme daz sie die buochstaben
> bark unde krôn vür slege möhten schirmen,
> unt wâren an der barken ort
> meisterlich versmit, verzwicket unt verbort.

In Ulrichs Alexander v. 3193 ff. wird erzählt, dass Alexander einen Boten Namens Hector zu den Thebanern sendet. Dass dieser

Hector der Sohn des Permenio ist, erfahren wir aber erst v. 3288 ff. aus einer Rede seines Bruders Philotas.

Im Biterolf werden den Gesandten Etzels von Gunther Geschenke angeboten. Einer der Gesandten antwortet:

v. 4989 wizzet daz uns der künec gebôt,
ob ir uns gæbet berge rôt
von liehtem golde gar guot,
sô hæten wirs deheinen muot
ze nemen umb einen phenninc.

Von diesem Verbot Etzels war 4692 ff., wo Etzels Botschaft erzählt wird, nicht die Rede gewesen.

In Wernhers Maria (Fundgr. II 165, 32 ff.) heißt es, Maria sei so schön gewesen

daz ein herre hiez Abiathar
der wante sinen mût dar,
wie er die maget gwwnne
sinem lieben svn ze wnne.

Dass dieser Abiathar Hohepriester gewesen ist, erfährt man aber erst 167, 28:

der bisgof hiez Abiathar
der gruzte sie.

Bei Pseudo-Matthaeus (Tischendorf, Evangelia apocrypha) heißt es Cap. VII *Abiathar sacerdos*, Cap. VIII *A. pontifex*.

Fälle der Art finden sich im Partonopier: Der heidnische König Sornagiur hat den *voget* von Kärlingen mit großer Heeresmacht überfallen. Auf die Kunde davon eilt ihm Partonopier zu Hilfe und besiegt die Heiden. Diese halten einen Kriegsrath, in dem der König Loemer von Norwegen zuerst das Wort ergreift. Er räth zum Rückzuge und sagt (4122 ff.): *büt uns der Kärlingære voget | daz er uns anders tages bôt, | wir solten âne strîtes nôt | mit êren in gemache leben. | er wolte iu gerne hân gegeben | rîlichen unde starken zol: | zwelf hundert schrîne silbers vol | bôt er iu zeiner miete, | durch daz ir sîner diete | niht mêr ze leide tætent | noch sînes landes hætent | fürbaz deheine ruoche. | ouch wolder iu der tuoche, | diu von sîden sint geweben, | zwelf hundert soume hân gegeben | und dar zuo tûsent mûle starc | .... valken unde winde | ... wolt er | .... für iuch heizen leiten | daz ir mit fride liezet in | und wider heim ze lande hin | von Kärlingen füeret doch | ... ; | sô diuchte ez mich benamen guot, | daz wir ... | den prisant fuorten und den schatz, | den er uns âne widersatz | dô gerne wolte hân gegeben*' usw. Im vorhergehenden ist von dem Versuche des Kärlingerkönigs, die Heiden durch Geschenke zum Abzuge zu bewegen, nirgends die Rede.

Partonopier rüstet sich zum Zweikampfe: man reicht ihm *ein swert, daz er dô bant | an den satel neben sich. | er hieng ez dran, sô dunket mich, | wan sîn frouwe stæte | geboten im daz hæte | mit ir rôten munde wert, | daz er niemer solte swert | gegürten umbe sînen lîp, | ê si, daz vil reine wîp, | ze ritter in gemachete* (v. 5226 ff.). Von diesem Gebote Meliurs hat Konrad früher

nichts berichtet; weder in der ausgedehnten Abschiedsrede Meliurs (2842—2930), noch bei der Schilderung der von Partonopier bis zu obiger Stelle bereits durchfochtenen Kämpfe findet sich eine Andeutung.[1])

In Wolframs Parzival 730, 1 ff. wird erzählt: *Den ouch ir minne lêrte pîn, | den herzogen von Gôwerzîn, | Lischoys wart Cundrîê gegeben: | âne freude stuont sîn leben, | unz er ir werden minne enpfant.* Davon hat man früher nichts erfahren, obwohl beide Personen bereits vorgekommen sind.

Im Cligés sieht sich Chrétiens einmal veranlasst, einen derartigen Nachtrag zu motivieren; Cligés hat die Waffen, die er in Londres anfertigen ließ, versteckt. Der Dichter bemerkt hiezu (4622 ff.): *Qui ci me voudroit demander, | por quel chose il les fist repondre, | ne l'an voudroie pas respondre; | car bien vos iert dit et conté, | quant es chevaus seront monté | tuit li haut baron de la terre.*

Interessant ist auch, dass der Dichter des Lanzelet einmal sich wegen dieser Art der Erzählung entschuldigt, obwohl nur wenige Verse anderen Inhalts zwischen den zusammengehörigen Theilen stehen. V. 4940—44 wird nämlich berichtet, dass Lanzelet einer Jungfrau einen Ring schenkte. Es heißt dann 4945 bis 4951, dass die Jungfrau sich über das Geschenk sehr freute und sagte, er habe seine Freigebigkeit von König Artus seinem Oheim ererbt. Nun fährt der Dichter fort:

mir ist leit, daz ich vergaz,
daz vingerlin was der geschiht,
man verzêh im betliches niht,
swer ez an der hant truoc.[2])

Nachträgliche Erwähnung eines Umstandes ist es auch, wenn von einer dem Leser bereits bekannten Person der Name erst später genannt oder erst später von ihr mit ihrem Namen gesprochen wird.[3]) Beispiele finden sich schon in der altgermanischen Dichtung und auch bei Otfrid. So heißt es I, 15, 1

Thar uuas ein man alter usw.

---

[1]) Dabei hat Konrad seine Quelle zu verbessern gesucht; im Französischen wird dieser Zug an einer noch späteren Stelle gebracht: vgl. Kölbing, Germ. Studien 2, 81.

[2]) An einer anderen Stelle zeiht sich Ulrich mit Unrecht der Vergesslichkeit. v. 6914 ff. *nu merkent wie ez ergie ze dem leitlichen satze. ob ich der rede vergæze, sô sult ir doch wizzen daz, daz nie maneger ouge naz von sô ûz genomen helden wart als an der selben herrart.* Denn die Trennung war kurz vorher eingehend geschildert worden.

[3]) Diesen Punkt haben Müllenhoff (QF. XLII, 17 f.) und ten Brink, Beowulf S. 44 zugegeben; allerdings mit gewissen Einschränkungen, indem ersterer diese Eigenthümlichkeit gewissermaßen auf Wolframs Werke allein unter den Kunstdichtungen beschränken will, während der letztere meint, die Namensnennung erfolge verspätet, um einem bedeutungsvollen Momente noch stärkere Wirkung zu sichern. — Dass beides nicht haltbar ist, werden die obigen Beispiele leicht darthun.

erst v. 12 wird der Name genannt:

thar gaganta in gemuato Symeon ther guato:

Die Bibel nennt Simeon gleich bei seinem Auftreten. Luc. 2, 25: et ecce homo erat in Jerusalem, cui nomen Symeon. Andere Beispiele gibt Schütze, Beiträge zur Poetik Otfrids S. 5, A. 1.

In mhd. Literatur sind uns folgende Beispiele aufgestoßen.

Kindheit Jesu v. 226 erscheint der Maria ein Engel; erst 240 heißt es:

sus sprach der engel Gâbriêl.

Der Herzog der Stadt Splene tritt v. 2002 zuerst auf. Erst v. 2015 erfahren wir den Namen:

der herzoge Affrodîsjus hiez.

Bei Pseudo-Matthaeus wird Affrodosius sofort genannt.

In der Wiener Genesis, Fundgr. II 36, 20 ff. wird erzählt, Rebecca habe zwei Söhne bekommen. V. 28 wird der Name des einen genannt: *durch daz er in so under grûb, so uuard er geheizzen Jacob.* Die Erzählung fährt fort: *do si wahsen begunden,* | *ungeliche si geuiengen.* | *der altere wart iagire und accherman,* | *Jacob wonete in gezelten;* | *ane got er alzane dahte,* | *sin mûter in daz lerte.* Und nun schließt sich ganz unvermittelt der Name an: *Esau uûr ze holze.* Die Erzählung der Bibel (Gen. XXV 25) ist ganz pragmatisch.

Zardan tritt mit Namen erst Barlaam 178, 11 auf, aus 190, 21 ff. geht hervor, dass er mit dem Meister identisch ist, der 37, 39 mit Barlaam spricht, und dieser Meister ist wieder derselbe, der schon 26, 29 eingeführt worden war. In der lateinischen Quelle sind Zardan und jener 'Meister' verschiedene Personen.

85, 18 ff. wird das Gleichnis von dem reichen Manne und Lazarus beschrieben, Z. 27 heißt es:

nû was ein betelære dô,

Dann wird seine Krankheit geschildert, erst 86, 2 f. erscheint der Name:

der riche man und Lâzarus
hâten ungelichez leben.

In der Quelle wird Lazarus gleich genannt.

In Mai und Beaflor ist von Meies Mutter schon 57, 27 ff. die Rede. Aber erst nachdem sie sich schon mit ihrem Sohne entzweit hat, erfährt der Leser ihren Namen:

69, 9 Eliachâ diu vrowve hiez.

Der Riese, der Meleranz aufnimmt, wird schon v. 4273 erwähnt und spricht mit Meleranz seit v. 4329. Erst v. 4695 wird der Name Pûlaz genannt.

Der Name des Truchsessen Cursûn, mit dem Meleranz kämpft, erscheint erst v. 5233, nachdem die Beschreibung des Kampfes schon vollendet ist.

Tydomie sendet v. 2730 einen Boten zu Meleranz. Sein Name wird hier nicht genannt, sondern an einer viel späteren Stelle. 10550 heißt es nämlich:

diu küneginne hiez ir sâ
gewinnen den knaben kluoc
der ir heimliche mit im truoc,
den si ê het gesant
zuo im in Artûses lant.
der knabe hiez Berlîn.

Der junge Herzog von Lothringen wird im Lohengrin seit v. 732 häufig erwähnt, sein Name Gyselbreht erscheint erst 2591.

Der v. 737 erwähnte Bischof von Lüttich heißt gar erst v. 3207 Wîpreht.

König Gêrvrit von Arl tritt v. 3495 auf, sein Name wird erst 4149 genannt.

v. 741 heißt es:

Ir en, der künec von Engellant,
het *einen* gevursten abbet dar ze ir gesant.

v. 807

dem pischof und abt *Gundemâr* hin volgte der hôch gehêrte

v. 1621

Von *Clârebrunn* abt Gundemâr

v. 944 f. liest man:

ein grævinne von hôher art
dem Lutringære zeime geverten wart.

Was das für eine Gräfin war, kann man erst aus v. 998 f. erschließen:

diu grævinne von Mümpelgart
dem Lutringære aber zeime geverten wart.

In Ulrichs Alexander ist von Aristoteles schon v. 1263 die Rede; erst v. 1289 erscheint sein Name. Ebenso werden die Namen Pûcival (1707), Bessus und Narbasones (15949) und Rôisse (23799) genannt, nachdem von ihren Trägern schon lange vorher (1657 bezw. 15921 und 23728) gehandelt worden war.

In der Erzählung 'Von zwein koufmannen' G. A. LXVIII. Zs. f. d. Phil. 7, 65, tritt von v. 301 an ein Wirt auf, der im folgenden die Hauptrolle spielt, sein Name Hogier wird jedoch erst v. 452 und zwar ganz nebenher genannt.

Bei dem Wolframianer Heinrich von Neustadt ist die verspätete Namensnennung geradezu Manier; s. Strobl p. XXIX.

Über ähnliches im Demantin s. Steinmeyer, Anz. I, 257, im Orendel Heinzel WSB. 126, S. 21.

In Hugos von Langenstein 'Martina' heißt es 41, 79: | *zem fiunften male er aber wart | sinen iungern och enbart, | allen wan eht Thomas*; | 41, 96 sagt der Dichter: | *wan etslichir der was cranc | an dem geloubin siner martir | . . . und sprach: ich sehe die wunden . . . und laze och in disen ziten | mine hant in sine siten, | so geloube ich ez iemir.* Unmittelbar darauf folgt: *Do kam zuo der süeze Crist . . . und sprach: Thomas nu grif her mit diner hant.* Das Evangelium (Jo. 20, 24 seqq.) hat nichts dem *etslichir* entsprechendes.

Im Partonopier ist von 17527 an fast ununterbrochen die Rede von einem Manne, dessen Name (Phâres) erst 18526 und zwar wiederum ganz beiläufig genannt wird.

Dieser Gebrauch ist übrigens keineswegs auf die germanischen Sprachen beschränkt; im Altfranzösischen ist er z. B. sehr häufig, besonders bei Chrétiens de Troies, über den G. Paris (La littérature française au moyen âge[2] p. 95) bemerkt: *il semble au contraire avoir pris un certain plaisir à ces obscurités, qu'il a parfois même augmentées en s'amusant à cacher pendant longtemps le nom d'un personnage, le motif d'un acte ou le sens d'un épisode.* Als Beispiel mag dienen, dass im Chevalier au lyon der Name der Königin Ganievre, die gleich zu Beginn (v. 50) auftritt, erst v. 6166 genannt wird (s. Hollands Anm.). — Im Roman de Trubert von Douin wird der Herzog, eine der Hauptpersonen, erst sehr spät genannt (Hist. litt. XIX 743).

Hiemit sind wir mit unseren Beispielen zu Ende. Das Material ist genügend groß, um einige andeutende Bemerkungen über die Schlüsse, die sich u. E. mit Nothwendigkeit ergeben, nicht ungerechtfertigt erscheinen zu lassen.

Zunächst lehrt unsere Sammlung, dass es keineswegs bloß 'Umarbeiter oder Überarbeiter älterer Gedichte' sind, die sich Widersprüche zu schulden kommen lassen, wie man behauptet hat (Anz. XV 379). Der Begriff eines guten Dichters setzt sich eben aus einer sehr großen Anzahl verschiedener Qualitäten zusammen; einzelne sind besonders entwickelt, andere treten ganz zurück, das bestimmt die eigenthümliche Stellung des einzelnen unter seinen Genossen; eine dieser Qualitäten besteht nun darin, dass der Dichter von jeder Situation ein plastisches Bild bekommt und dasselbe unverändert festhält. Eine große Anzahl der oben gesammelten Widersprüche ist nur aus einem — oft nur momentanen — Mangel dieser Fähigkeit entstanden; solche Fähigkeit deshalb geringzuschätzen, fällt uns nicht ein, aber man soll sie auch nicht zu hoch anschlagen. Sind die Novellen des Cervantes in der französischen Ausgabe etwa größere Kunstwerke, weil der Übersetzer einige Widersprüche zu beseitigen gewusst hat?

Ferner haben wir gezeigt, dass die Genesis von Widersprüchen sehr verschieden ist: der eine entsteht durch Contamination zweier Quellen, der andere durch Vergessen einer früheren Angabe, ein dritter, indem der Dichter die logischen Consequenzen aus irgend einer Angabe nicht gezogen oder nur unklar vor Augen gehabt hat, ein vierter beruht nur in der unglücklichen Wahl eines bestimmten Ausdruckes, so dass man zweifeln kann, ob der Dichter eine widersprechende Vorstellung überhaupt gehabt habe usw.

In einigen Fällen nun traut man sich die Fähigkeit zu, auf Grund von Widersprüchen — abgesehen von formellen Kriterien, deren Berechtigung auch noch zu erweisen steht — die Entstehung eines literarischen Werkes (meistens handelt es sich um Anonyma, die einen nationalen Stoff behandeln) zu erkennen. Man pflegt hiebei lediglich die erste Art von Widersprüchen vorauszusetzen und bringt daher die Gestalt, in der das Werk vorliegt, auf die Rechnung eines Contaminators oder Redactors.

Nun ist aber in gewissem Sinne jeder Dichter ein Contaminator, indem er aus der unendlichen Zahl bereitliegender Motive einen Theil auswählt und combiniert. Ein principieller Unterschied zwischen dieser Art des Combinierens und der, welche man bei Volksepen anzunehmen hat, besteht nicht, ebensowenig wie bei den Veränderungen, die die Stoffe erleiden. Wie wandelt sich denn eine Sage? Doch in jeder einzelnen Etappe nur durch einen Einzelnen, dessen Änderungen, den Beifall Vieler findend, nicht unbeachtet verloren gehen. Und wie wandelt sich ein novellistischer oder legendarischer Stoff? Genau ebenso, nur dass hier die Marksteine der Entwicklung, dank der literarischen Überlieferung, in größerer Anzahl erhalten sind, als bei jenen meist mündlich fortgepflanzten Stoffen. Ein thatsächlicher Unterschied aber besteht in der Art, wie ein Spielmann seine Erzählung zustande bringt und wie etwa Denis Piramus, durchaus nicht. Die Quellen beider enthalten eine Anzahl von Motiven, welche, vor langer oder kurzer Zeit, in Gruppen oder jedes für sich, eine Sonderexistenz geführt haben. Die Vereinigung zu einem Ganzen wird von der Absicht begleitet sein, Widersprüche zu vermeiden; und so haben gewiss viele Motive nur aus diesem Grunde eine Abänderung erfahren. Anderseits wird der Dichter nicht vermeiden können, neue Widersprüche hineinzutragen. Nun kommt ein zweiter Spielmann und trägt den Stoff auf Grundlage seiner Vorgänger vor; er wird wiederum einige Widersprüche bemerken und tilgen, andere übersehen, neue hineinbringen. Er steht zu seinem Vorgänger in demselben Verhältnisse wie Konrad von Würzburg zu Denis Piramus. Auch Konrad bemerkt und beseitigt einzelne Widersprüche, wie er denn z. B. den Zweikampf, in dem der Sultan fällt, weglässt, weil der Sultan später wieder auftritt (Bartsch p. VII). Auch er übersieht andere Widersprüche und fügt zu den vorhandenen neue (s. o.). Wer wollte es aber unternehmen, Konrads Gedicht auf die einzelnen Stoffelemente zurückzuführen, ohne den Denis Piramus und in weiterer Fortsetzung wiederum seine Quellen zu berücksichtigen? Wer vermöchte einzig und allein auf Grund des deutschen Gedichtes nachzuweisen, welche Widersprüche von Konrad herrühren, welche von Denis Piramus, welche von den Quellen des letzteren usw.? und doch werden solche Versuche, deren Aussichtslosigkeit in diesem Falle niemand leugnen wird, in anderen Fällen unbedenklich gemacht.

Wir glauben somit, dass es unberechtigt sei, bei gewissen Werken die ursprüngliche Widerspruchslosigkeit zu einer aprioristischen Forderung zu erheben, und halten es für unrichtig, dass die Widersprüche in Volksepen fast ausschließlich aus der Contamination verschiedener Angaben erklärt werden, während andere gleichberechtigte Möglichkeiten beiseite bleiben.

Wien. Max H. Jellinek. Carl Kraus.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

C. Hentze, Anleitung zur Vorbereitung auf Homers Odyssee. III. Bdchen.: Ges. XIII—XVIII (Schüler-Commentare zu griechischen und lateinischen Classikern, Heft V, 3). Leipzig, B. G. Teubner 1893. kl. 8°, 111 SS.

J. A. Ranke, Präparation zu Homers Odyssee. Buch I, 1—95; V, 1—493. Dritte durchgesehene Auflage. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt 1892 (Präparationen für die Schullectüre griech. und latein. Classiker, herausgegeben von Krafft und Ranke. Heft 1). gr. 8°, 36 SS.

Krafft u. Ranke, Präparationen. Heft 3. Homers Odyssee. Buch IX, 1—566. Zweite durchgesehene Auflage 1892. 8°, 32 SS.

Über das erste Bändchen der Anleitung Hentzes hat sich der Unterzeichnete in der 'Wochenschrift f. class. Philologie 1891', Sp. 812, in folgender Weise ausgesprochen: „Die rasch nacheinander erscheinenden Schülerpräparationen mögen vom Standpunkte der eigenen Erfahrungen, die einer von uns vor 20 Jahren und noch mehr gemacht hat, anzufechten sein, in unserer Zeit, wo man mehr lesen soll und wo die Druckkosten so geringe sind, wird man anders urtheilen müssen.“ Wir haben in Österreich als Einführung in die Lectüre der Ilias, die bei uns vor der Odyssee gelesen wird, Dir. Dr. Scheindlers Wörterverzeichnis zu *A*—*Δ*, 2. Aufl. 1890, sich bewähren gesehen; es ist kein Grund vorhanden, ähnlichen Erscheinungen in Deutschland ein Vorurtheil entgegenzubringen. Freilich ist im einzelnen noch ein Unterschied zwischen den Hilfsmitteln, die auf den Büchermarkt kommen. So liegt es nahe, Hentzes Anleitung mit dem Commentar La Roches, der vor kurzem abgeschlossen erschienen ist (Prag-Wien, Tempsky), zu vergleichen; doch wäre eine Vergleichung zwischen diesen Commentaren nicht zweckmäßig, weil La Roche bei seiner Arbeit an unsere Schüler der 7. und 8. Classe gedacht, also für Primaner Deutschlands Empfehlenswertes geleistet hat, während Hentze für eine Stufe gesorgt wissen wollte, welche unserer 5. Classe entspricht. Der Name des Verf.s bürgt wohl für sachliche Richtig-

keit, sowie für schulmäßige Durchführung und der Ref. wüsste auch an dem 3. Heftchen nichts auszusetzen, wodurch sein günstiges Urtheil, das er in der angezogenen Nummer der Wochenschrift über das 1. Heftchen gefällt hat, eingeschränkt würde.

Über das 1. Heftchen der Präparationen von Krafft u. Ranke hat Scheindler in dieser Zeitschrift XXXV, 907 (1884) geurtheilt. Er ist in Bezug auf das Sachliche in der Lage, günstig über die Arbeit zu berichten, nur meint er, dass in Hinsicht auf das zu Bietende nicht immer das richtige Maß getroffen sei. Freilich muss man bedenken, dass die Verff. mit dem Umstande rechnen, dass nicht immer mit demselben Buche in der Schule begonnen wird.

Die Neuauflage des 1. Heftchens und das 3. Heft betreffend, kann Ref. dem Urtheile Dr. Scheindlers beitreten, zumal einzelne Versehen, die in jener Anzeige bemängelt worden sind, jetzt nicht mehr begegnen. Auf einen Punkt möchte Ref. noch die Aufmerksamkeit der Leser richten, es sind dies die Etymologien. Es sollten der Schule nur solche Etymologien geboten werden, die der Form und der Bedeutung nach das Causalbedürfnis befriedigen. Wo dies nicht möglich, übe man die *ars nesciendi.* So, meint der Ref., mögen folgende Zusammenstellungen lieber unterbleiben: 1. S. 14 *θη-έ-ομαι* (= *θjαϝ-ε-ομαι*), ein Ansatz, der für die Schule keinen Wert hat, selbst wenn er richtig wäre. S. 16 wird *αἰγίς* ohneweiters als Gewittersturm hingestellt und für die übliche Deutung Volksetymologie angenommen. Es ist das ein Herbeiziehen einer Mythologie, die sehr schwache Begründung hat, obwohl sie auch in österreichischen Ausgaben des Homer Eingang gefunden hat. S. 28 zu 326 ist '*μέσσος* (= *μεθ*-j-*ος*)' für die Schule ohne Wert, weil der Stamm *μεθ* im Griechischen nicht erscheint. S. 35 wird zu *δο-άσσατο* eine Wurzel *διϝ* genannt. Die Autorität des verewigten Georg Curtius in allen Ehren — aber so unsichere Vermuthungen gehören nicht in ein Schulbuch. Im 3. Heft muss S. 8 zu 67 wohl verbessert werden: *Βορρᾶν* (= *Βορ-jαν*), denn *Βοῤῥεαν* ist nicht verständlich. Statt des Wurzelsuchens und statt zweifelhafter Deutungen könnte gerade bei der homerischen Sprache, die aus technischen Gründen einen üppigen Formenreichthum begünstigte, auf die Abstraction von Stämmen und auf die Wucherung der Ableitungssuffixe der Blick hingelenkt werden.

Brünn. G. Vogrinz.

Das Forum Romanum. Reconstruction nach Angaben und mit Erläuterungen von Ch. Hülsen. Rom 1892.

Drei Blätter in einem Umschlag aus weichem Carton — voilà tout. Den Mittelpunkt der Publication bildet eine Reconstruction des römischen Forums zur Zeit Constantins, dargestellt auf den zwei Seiten des mittleren Blattes. Die beiden anderen Blätter ent-

halten eine kurze Beschreibung des Forums unter Zugrundelegung der beigesetzten Pläne. Außerdem sind auf der Titelseite des ersten, am Schlusse des dritten Blattes und auf dem Umschlag die drei trajanischen Reliefs der Rostra abgebildet. Zu größerer Bequemlichkeit ist die Planbeschreibung mit Rücksicht auf die jedesmal danebenstehende Reconstruction getheilt, welche uns auf der vorderen Seite des Mittelblattes die Westhälfte, auf der Rückseite die Osthälfte des Forums vorführt. Aus demselben Grunde werden auch die drei kleinen Pläne, welche den Grundriss des Forums während der Republik, unter den Kaisern und in der Gegenwart skizzieren, auf dem letzten Blatte wiederholt.

Der Text gibt eine gedrängte Übersicht über alle Bauwerke des Forums, mögen sie auf der Reconstruction sichtbar sein oder nicht. Er vereinigt trotz seiner Knappheit alles für den ersten Anblick Wissenswerte und verräth in jeder Zeile den seit Jahren mit römischer Topographie vertrauten Fachmann. Der Druck ist fast fehlerfrei; nur in Nr. 16 steht zweimal des Kaiser und in Nr. 39 muss es heißen 146 statt 144. Den Beschluss bildet eine Beschreibung der Rostra-Reliefs, in deren letzter Zeile das Wort Trajansschranken verdruckt ist, eine Zusammenstellung der neuesten Literatur über das Forum und ein Namensverzeichnis, in dem Templum Juli nach Templum Jovis zu setzen ist. Eine dankenswerte Beigabe zum Text sind die drei kleinen Pläne, welche die verschiedenen Zeiten reinlich auseinanderhalten.

Die zwei Reconstructionen selbst, welche einander in der Basilica Julia berühren, nehmen eine Fläche von je $23 \times 13^1/_2$ *cm* ein und lassen dank dieser Kleinheit jene naturgemäß zahlreichen Details, die auf reiner Hypothese beruhen, nicht zu aufdringlich hervortreten, während anderseits wiederum eben dadurch eine vollständige Anbringung aller bekannten Details, wie z. B. beim Bogen des Septimius Severus unmöglich wurde. In ihrer künstlerischen Ausführung sind sie sehr verschieden und rühren auch von verschiedenen Händen her. Die erste wurde größtentheils von Schulze, die zweite ganz von Rauscher hergestellt. Das erste Bild mit seinen kräftigen Schatten präsentiert sich viel lebensvoller als das zweite, dessen Figuren nichts weniger als antik anmuthen. Auch haben sich kleine Incongruenzen zwischen dieser Tafel und dem Text eingeschlichen, indem der Vestatempel theilweise sichtbar geblieben ist und statt der Reiterstatue Constantins das Sitzbild eines Imperators erscheint. Aber der leitende Gedanke und die solide wissenschaftliche Grundlage sind bei beiden Zeichnungen dieselben, und darin eben liegt das große Verdienst dieser kleinen Publication, dass sie in ausgedehnter Verwertung der bisherigen Resultate der Forschung, in sorgsamer Abwägung des Möglichen und Wahrscheinlichen Sachverständigen und Laien ein möglichst getreues Bild jener Stätte vorlegt, die Jahrhunderte lang im Mittelpunkte der Weltgeschichte stand.

Wem ein Aufenthalt in Rom gegönnt ist — und gerade jetzt verschafft die österreichische Unterrichtsverwaltung alljährlich mehreren Schulmännern und jüngeren Gelehrten die Möglichkeit zu einem solchen — der wird, wenn er über das langgestreckte, feierlich stille Ruinenfeld des Forums hinblickt, in den beiden Zeichnungen eine willkommene Hilfe finden, um sich im Geiste den Platz so auszugestalten, wie er einstens war. Aber auch der, dem dieses Glück nicht blüht, wird gerne, zumal nach der großen Spithöverschen Photographie des Forums diese Reconstruction betrachten, die seine Vorstellung von dem Glanz des kaiserlichen Rom zu plastischer Anschaulichkeit erheben wird. Sie ist ohne Frage ein treffliches Anschauungsmittel, das sich voraussichtlich bald in unseren Schulen einbürgern wird.

Thukydides. Erklärt von J. Classen. Dritter Band, drittes Buch. 3. Aufl. besorgt von J. Steup. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1892. Preis 2 Mk. 70 Pf.

Am 8. Juni 1889 schrieb Steup das Vorwort zum 2. Buch des Thukydides, dem ersten Bande seiner Bearbeitung der Classenschen Ausgabe. Fast genau drei Jahre später, am 16. Juni 1892 schloss er das 3. Buch ab. Dieser lange Zeitraum ist der Ausgabe sichtlich zugute gekommen. Die Literatur ist in den Anmerkungen wie im kritischen Anhang mit solcher Vollständigkeit verwertet, dass man kaum Kleinigkeiten wird nachzutragen vermögen. Überall zeigt es sich, mit welcher Umsicht und Genauigkeit Steup den Gang der Forschung auf allen in Betracht kommenden Gebieten verfolgt hat. Die Bereicherung, welche der Inhalt der Ausgabe erfahren hat, geht schon aus dem Zuwachs in der Seitenzahl hervor. In der zweiten Auflage nahm der Text mit Commentar 189, der kritische Anhang 25 Seiten ein; in dieser Auflage ist jener auf 234, dieser auf 48 Seiten angewachsen. An mehreren Stellen habe ich den Eindruck gewonnen, dass St. gegen die Überlieferung misstrauischer geworden ist und dem Schriftsteller die eigene Logik aufdrängen will, statt ihm seine Denk- und Redeweise, zu deren Erforschung nun einmal die Überlieferung den einzigen festen Anhalt bietet, achtsam abzulauschen. Doch solange sich derartige Bedenken bescheiden in die Anmerkungen zurückziehen, kann man sie hinnehmen; aber schon beginnen sie auch auf den Text Einfluss zu üben. — Ein guter Gedanke war es, im kritischen Anhang den besprochenen Stellen die Paragraphenzahlen beizuschreiben.

Zu Thukydides. Erklärungen und Wiederherstellungen von Ludwig Herbst. Buch I—IV. Erste Reihe. Leipzig 1892. 8°, XII u. 124 SS. Preis 2 Mk. 80 Pf.

Ein achtzigjähriger Greis gibt L. Herbst, dessen Lebensarbeit dem Thukydides gewidmet war, ein Heft von Stellenbesprechungen heraus, dem voraussichtlich in Bälde ein zweites nach-

folgen wird. Wer sich mit Thukydides eingehend beschäftigt und dabei die Arbeiten H.s kennen gelernt hat, weiß, wie unermüdlich er den Schriftsteller aus sich selbst heraus zu erklären und für jede sprachliche Erscheinung die Parallelstellen aus dem ganzen Umfange seines Geschichtswerkes zu sammeln bemüht war. Allerdings sind diese Sammlungen großentheils entbehrlich geworden, seit der jüngst verstorbene van Essen uns seinen peinlich gewissenhaften Index Thucydideus geschenkt hat, und auch sonst wird man selten genöthigt sein, auf H.s für ihre Zeit äußerst verdienstlichen Jahresberichte zurückzugreifen. Allein es wäre unbillig, auch die vorliegende Publication zu ignorieren oder zu verwerfen, wie dies theilweise geschehen ist. Denn soviel steht fest, dass ihre Tendenz, schwierige Stellen durch sorgsam und selbstlos in die Überlieferung sich versenkende Erklärung dem Verständnis näher zu bringen, statt sie durch unbewiesene Änderungen uns mundgerecht zu machen, eine anerkennenswerte ist und noch mehr Beachtung und Anwendung verdient, als es schon jetzt der Fall ist.

Das Heft behandelt in behaglicher Breite 21 Stellen des ersten, 16 des zweiten, 8 des dritten, 15 des vierten und 1 des sechsten Buches (34, 4). Es sind zum größten Theil Erklärungen der überlieferten Lesart, die H. meist mit Glück in Schutz nimmt. Nur etwa der vierte Theil der aufgezählten Stellen erfährt von H. Änderungen; dass aber diese Änderungen wirklich alle als Wiederherstellungen des Ursprünglichen bezeichnet werden können, davon wird H. nur wenige Leser überzeugen. So athetiert er II 16, 1 viel radicaler als alle Herausgeber, sucht aber daneben das überlieferte *τὲ* durch eine ganz unglaubliche Interpretation zu retten. Ebenso unnöthig ist I 93, 5 die Streichung der Worte *δύο γὰρ ἅμαξαι ἐναντίαι ἀλλήλαις τοὺς λίθους ἐπῆγον.* Er hat zwar vollkommen Recht mit seinen Einwänden gegen die bisherige verschwommene Auslegung, dass auf dem stets wachsenden Unterbau der Mauer selbst unausgesetzt zwei Wagen von beiden Seiten her die mächtigen Bausteine zugeführt hätten und nach Abladung der Last auf der anderen Seite wieder hinuntergefahren seien. Und mir ist es schwer begreiflich, wie man mit Prokop anderen Stellen zuliebe, wo von Mauern die Rede ist, die so dick waren, dass darauf zwei Wagen nebeneinander fahren konnten, denselben Sinn in diese Worte hat hineinzwängen mögen. So berechtigt also hier die Polemik ist, ebenso unbegründet ist die von ihm vorgeschlagene Tilgung des Satzes. Thukydides sagt nichts weiter, als dass das Baumaterial von zwei Wagen herbeigeschafft wurde (*ἐπῆγον*, nicht *ἀνῆγον*), die immer gegeneinander fuhren, indem der eine beladen herankam, wenn der andere leer zum Steinbruch zurückkehrte. Er berichtet also ein Detail des damaligen Baubetriebes, das als erläuternde Ausführung (*γάρ*) des vorausgehenden Hauptgedankens *ᾠκοδόμησαν — τὸ πάχος τοῦ τείχους — περὶ τὸν Πειραιᾶ* zu betrachten ist. Ganz anders steht es um den zweiten Satz des

Capitels, welcher nie zum Vergleiche hätte herangezogen werden sollen. — Schon bei einer früheren Gelegenheit habe ich meine Ansicht über II 15, 4 ausgesprochen (*τὰ γὰρ ἱερὰ ἐν αὐτῇ τῇ ἀκροπόλει καὶ ἄλλων θεῶν ἐστι καὶ τὰ ἔξω πρὸς τοῦτο τὸ μέρος τῆς πόλεως μᾶλλον ἵδρυται*). Thukydides geht stillschweigend von der Voraussetzung aus, dass die Burg der naturgemäße Platz für die Tempel der Hauptgöttin Athene sei; vgl. Ztschr. f. öst. Gymn. 1891, 598. Die Thatsache aber, dass sich auf der Burg selber auch noch die Heiligthümer anderer Götter befanden, welche man in einer großen Stadt wohl auf ihr ganzes Weichbild mehr minder gleichmäßig vertheilt hätte, ferner die Thatsache, dass die Tempel, welche außerhalb des von Thukydides reconstruierten Urathens lagen, zum größeren Theile (*μᾶλλον*) den Süden der Akropolis in mäßigem Abstande umgaben, also auf dem Terrain standen, das sicher schon bei der ersten Erweiterung der Stadt in den Bereich der Urgemeinde einbezogen worden ist, diese beiden Thatsachen dienen ihm zum Beweis für seine scharfsinnige Behauptung. Es scheint mir daher geboten, die Überlieferung unverändert und unerweitert beizubehalten.

Doch es wäre zwecklos, hier auf mehr Stellen einzugehen, da jeder Thukydidesforscher, dem es auf textkritische Fragen ankommt, selber in das Büchlein Einblick nehmen muss. Erschwert ist die Benutzung durch die Anwendung der Bekker'schen Zeilenzahlen. — Eine dialectische Eigenthümlichkeit ist das Substantiv Selbstverstand für selbstverständlich. An dem wunderlichen Satze: War sich der Abschreiber hier eine Zahl nicht vermuthen, sondern erwartete ein Wort, so... (S. 80) dürfte der Setzer schuld sein.

Noch ein Schlusswort, das namentlich für eine kritische Behandlung der letzten Bücher gilt! Eine große Zahl von Stellen, welche bisher allen Erklärungsversuchen und Änderungsvorschlägen Trotz geboten haben, finden ihre Erledigung damit, dass sie den unfertigen Zustand des Werkes spiegeln, sei es, dass sie aus dem ersten Brouillon ungefeilt stehen geblieben sind, sei es, dass es nachträgliche Zusätze des Schriftstellers oder Herausgebers sind, die sich hinterher in den Text geschlichen haben. Es wäre eine dankbare Mühe, diese Stellen zu sammeln und durch gemeinsame Behandlung zu richtigeren Gesichtspunkten für ihre Beurtheilung vorzudringen.

Xenophon-Studien von Ernst Richter. Besonderer Abdruck aus dem XIX. Supplementbande der Jahrbücher für classische Philologie (S. 59 bis 156). Leipzig 1892.

Nach dem Programm der Einleitung machen wir uns pochenden Herzens auf einen wahren Sturmlauf gegen die gesammte bisherige Xenophon-Forschung gefasst. Man liest nun und liest, lässt eine recht scharfsinnige Secierung der *Ἀπομνημονεύματα* an sich

vorübergehen, schüttelt den Kopf dazu, dass der Verf. jeden Einfluss der lebendigen Lehre des Sokrates auf Xenophon leugnet und durch bloße Lectüre Platonischer Schriften ersetzt wissen will, lässt sich nicht ohne Bedenken eine theilweise neue Chronologie des Xenophontischen Corpus vorrechnen und ist so glücklich auf der drittletzten Seite angelangt; da auf einmal werden, allerdings ohne Beweise, einige blendende Gedanken hingeworfen, die momentan verblüffen und wie ein Schlaglicht auf die Erscheinung des Literaten Xenophon fallen. Xenophon habe sich, erst nachdem er von seinem Landgut in Skillus verjagt worden war, auf eine hastige Schrifstellerei verlegt, der Noth gehorchend, nicht dem eignen Trieb, und die so entstandenen Werke trügen deshalb einen so ausgesprochen rhetorischen Charakter an sich, weil sie zunächst für den Vortrag bestimmt gewesen seien. Man erfährt, dass wenigstens der letztere Gedanke, für welchen R. den Beweis nachzutragen verspricht, auf Diels zurückgehe; aber es fällt einem schwer, alle Skepsis zu bannen und sich der Überzeugung hinzugeben, die attische Biene habe ihren Honig nur erzeugt, um ihn sogleich auf dem Markte feilzuhalten.

Im ersten Abschnitt werden die ganzen *Ἀπομνημονεύματα* kritisch zergliedert und auseinandergeschält. R. findet darin eine Apologie, die von I 1 bis I 3 reicht, eine zweite Apologie (I 4, IV 3, 5, 6) und eine dritte Apologie (I 5 — II 1, III 8, 9) und zwei apologetische Fetzen (IV 4 und 8), einen Abschnitt über *στρατηγία* (III 1—7), einen über *φιλία* (II 2—10), dann noch einige kleinere Abschnitzel, mit denen er nichts rechtes anzufangen weiß. Dass die *Ἀπομνημονεύματα* nicht ein Kunstwerk aus éinem Gusse sind, darin stimme ich gerne zu: aber diese Auftheilung, bei der noch dazu ein beträchtlicher Rest bleibt, wird ebensowenig jemanden überzeugen, als die neulich von Hilgenfeld versuchte Zerlegung der Briefsammlung Senecas. So richtig viele einzelne Beobachtungen sind, so scheinen mir doch die daraus gezogenen Folgerungen übereilt, weil man Xenophons Worte nicht zu sehr pressen darf; es ist ein *πρῶτον ψεῦδος*, an die Anfänge prosaischer Schriftstellerei den Maßstab unseres logisch und stilistisch geschulten Zeitalters anzulegen.

Das zweite Capitel (S. 96—123) prüft fast alle anderen Schriften Xenophons: Apologie, Oikonomikos, Symposion, Agesilaos, respublica Lacedaemoniorum, Hieron, Poroi, Hipparchikos, Kyrupaidie auf ihren philosophischen Gehalt und kommt zu dem Resultat, dass einige Hauptgedanken immer wiederkehren und dass die Spuren Sokratischer Philosophie hier so spärlich seien, wie in den *Ἀπομνημονεύματα*, und sich überdies völlig mit Xenophons eigener Weisheit decken. Hätte R. schon das jüngst erschienene Buch von K. Joel 'Der echte und der Xenophontische Sokrates' gekannt, so würde er daraus ersehen haben, dass man bei tieferem Eingehen in die Eigenart des Schriftstellers und den

in seinen Worten lebenden Geist doch zu einem etwas anderen Schlusse gelangen muss. Weniger Widerspruch wird die Behauptung erfahren, dass der philosophische Standpunkt und die Sprache in all diesen Schriften gleich sei. Wenn er aber sogar im Umfang der kleineren Schriften eine merkwürdige Übereinstimmung findet, so finde ich das merkwürdig.

Im Anschluss an den vermeintlichen Nachweis geringer Vertrautheit Xenophons mit Sokratischer Philosophie versucht der dritte Theil (S. 124—136) zu erweisen, dass die Reden, welche Sokrates bei Xenophon führt, unmöglich historisch getreue Berichte sein können. Solche muthet man ihm auch gar nicht zu; aber wenn auch die Unterredner und die Zeitumstände, wenn auch der Zusammenhang des Gespräches nur der Phantasie Xenophons entsprungen sind, so darf daraus noch immer nicht der Schluss gezogen werden, dass auch die Reden des Sokrates freie Erfindungen Xenophons seien, und dass eine mündliche Belehrung Xenophons durch Sokrates überhaupt nicht stattgefunden habe; denn die schlichte, sich immer wiederholende Art des Sokrates musste die Aussprüche des Meisters den Zuhörern so tief einprägen, dass sie diese, auch wenn alle Nebenumstände dem Gedächtnisse längst entschwunden waren, zeitlebens festhielten. Dass allerdings beide Männer nicht durch langjährige Freundschaft verbunden waren, dürfte sich bewahrheiten. Das vierte Capitel (S. 137—149) ist literarhistorisch und folgert aus gewissen Übereinstimmungen die Abhängigkeit Xenophons von Platon und Isokrates.

So sind nun die Fäden gesponnen, die sich im fünften Abschnitte zum Knoten verknüpfen. Wenn sich bei Xenophon eine so mangelhafte Kenntnis Sokratischer Philosophie verräth, dass wir die Annahme einer näheren Bekanntschaft beider Männer abweisen müssen, wenn seine Sokratischen Reden erfunden, die wahrhaften Züge darin den Platonischen Schriften entnommen sind, wenn alle seine kleinen Schriften und diejenigen kleineren Tractate, in welche die *Ἀπομνημονεύματα* sich zerlegen ließen, auf derselben Stufe sprachlicher und philosophischer Entwicklung stehen und immer dieselben Hauptgedanken breit treten, dann liegt der Gedanke am nächsten, dass Xenophon als junger Cavalier sich um Sokrates herzlich wenig gekümmert und erst, als ihn, den Heimatlosen, der Hunger zwang, möglichst rasch und möglichst viel unter Anlehnung an berühmte Muster in der damals modernen Sokratischen Manier zusammengeschrieben habe. — Ob R. wohl selber das alles für sicher hält?

Wien. Ernst Kalinka.

De Hannonis Carthaginiensis Periplo. Scripsit Curtius Theodorus Fischer. I. Heft der „Untersuchungen auf dem Gebiete der alten Länder- und Völkerkunde". Leipzig, Teubner 1893. 134 SS.

Hannos westafrikanische Küstenfahrt gehört bekanntlich zu den wertvollsten geographischen Denkmälern, welche uns das Alterthum überliefert hat. Der Verlauf dieser staatlichen Expedition, die hohe Stellung des Mannes, welcher sie leitete, die ihm zugebote stehenden Mittel, die bedeutende Einwirkung, welche sein Bericht auf die geographischen Anschauungen der Späteren ausübte, und namentlich der Umstand, dass ein Seefahrer des Alterthums so weit nach Süden gelangt ist, wie der karthagische Admiral, dies alles weist seinem Periplus eine hohe Stellung in der Geschichte der Entdeckungen zu. Kein Wunder, dass der Bericht in der letzten Zeit wiederholt erwogen und erläutert wurde; außer der vorzüglichen Leistung C. Müllers seien hier die Abhandlung von Heinr. Entz (Progr. des Gymnasiums von Marienburg 1884) und das Memoire des bretonischen Capitäns Aug. Mer (Paris 1885, 156 SS.) erwähnt, das sich bis zu der Behauptung versteigt, der Punier habe den Golf von Biafra und die Insel Fernando Póo in Sicht des Kamerun erreicht. Keine topographische Schrift des Alterthums hat so verschiedene Auffassungen erfahren wie diese; überaus schwer lassen sich die darin niedergelegten Angaben mit der heutigen Karte und mit den Berichten der neueren Zeiten vereinigen. Doch zeigt die vorliegende Arbeit, deren Verdienst sowohl in der topographischen Erklärung, als auch in der Handhabung der historischen Kritik und der philologischen Methode liegt, dass dies in der überwiegenden Mehrheit der Punkte recht wohl möglich ist.

Sehen wir zunächst zu, was der Verf. über Hanno und die Abfassungszeit des Periplus vorbringt. Er vertritt mit guten Gründen die Ansicht, dass unser Hanno mit dem Magoniden Hanno, Sohne des Hamilcar und Bruder des Himilco und des Gisgon, zusammenfalle; wird er doch im Text selbst *βασιλεύς*, d. i. Sufet genannt, und anderseits setzt Plinius die Beschiffung der libyschen Küste durch Hanno, wie die Expedition Hamilcos ins atlantische Nordmeer, in die Blütezeit der karthagischen Macht. Unbestritten besaßen damals die Karthager das südliche Iberien; im ersten Handelsvertrage der Römer mit Karthago vor dem Jahre 500 wird das *ἀκρωτήριον Καλόν*, nach Fischer das heutige Cabo de la Naos, als Punkt bezeichnet, über den hinaus zu fahren Römern und Massalioten verwehrt war. Anderseits fand der Perser Sataspes, welcher die westlibysche Küste um 470—465 befuhr, daselbst noch keine karthagische Pflanzstätte vor; die alten Anlagen der Syrophöniker waren bereits verfallen oder von den Barbaren zerstört worden. Wenn jedoch Herodot, der um 450 in Kyrene mit Karthagern zusammengekommen sein mochte, nicht nur schildert, wie karthagische Händler an der mauretanischen „Goldküste" einen stummen Tauschhandel mit den Eingeborenen übten, sondern auch

erfuhr, dass den karthagischen Seefahrern Libyen für umschiffbar galt, so setzt dies für jene Zeit eine bereits sehr verstärkte Kenntnis der westlibyschen Küstenregion voraus; es muss eben Hannos Expedition dazwischen gefallen sein, wenngleich Herodot von derselben weder im allgemeinen, noch im besonderen bestimmte Kenntnisse erlangt hatte. Fischer setzt darum den Periplus annähernd um 460 an, jedenfalls nicht zu weit ab vom Todesjahr 480 von Hannos Vater Hamilcar. Damals war in der Bodenwirtschaft der Karthager infolge kolossaler Territorialerwerbungen ein plötzlicher Umschwung vom Kleinbetrieb zur Sclavenwirtschaft im großen eingetreten, wodurch den ärmeren Bürgern und Landsassen der bisherige Verdienst entzogen wurde; der Staat nahm zur Aussendung von Colonien Zuflucht; für 30.000 Libyphöniker sollte an der atlantischen Küste eine neue Heimstätte bereitet werden, und die Expedition wurde Hanno anvertraut, der zu diesem Zweck 60 Fünfzigruderer erhielt. Da müsste ein Fahrzeug 500 Menschen aufgenommen haben, was entschieden zu viel ist; Fischer rechnet je 115 Menschen auf ein Schiff und erhält so 260 Fünfzigruderer, was paläographisch für 60 wohl angeht. Nach Gründung der Pflanzstädte fuhr Hanno, vom Forschungstrieb geleitet, noch eine weite Strecke südwärts und kehrte endlich, wegen Mangels an Lebensmitteln und weil die Fahrt immer gefährlichere Anzeichen brachte, nach Karthago zurück. Hier legte er dem Senate pflichtgemäß Rechenschaft ab und verewigte das Andenken an seine Fahrt in einer punischen Inschrift, welche im Tempel des Saturn aufgestellt wurde. Dieselbe ist uns, mit einigen Auslassungen, in griechischer Übersetzung erhalten worden; die Vermuthung, dass *Ὀφέλλας* oder *Ἀπελλᾶς*, unter Ptolemaeus Satrap von Kyrene, die punische Inschrift ins Griechische übertragen und wörtlich in seinen *περιπλοῦς τῆς ἐκτὸς θαλάττης* eingefügt habe, besitzt eine große Wahrscheinlichkeit. Diese Übertragung lag dem Eratosthenes vor, während noch Iuba den punischen Text kannte; sonst zeigen sich nur dürftige Spuren von der Benützung des Periplus bei Späteren, meist in wunderlich aufgefassten und übertriebenen Fabeleien; durch Abschreiber scheint der Text einige, z. B. numerische Angaben eingebüßt zu haben. F. erörtert eingehend die Einwirkung des Periplus auf die geographischen Vorstellungen des Eratosthenes und der Späteren, namentlich in Bezug auf die Gestalt Libyens und die Lage der Insel Kerne; er bespricht auch die späteren Expeditionen an der libyschen Küste und findet, dass nach Hanno niemand über C. Bojador hinaus vorzudringen gewagt hat, wie es denn auch späterhin den Portugiesen erst nach vielen Versuchen gelang südlichere Punkte zu erreichen; allerdings scheinen einige bestimmt lautende Angaben bei Ptolemaeus gegen diese Auffassung zu sprechen. Ganz neu ist auch die Ansicht, dass in dem Bericht des Statius Sebosus die Inseln Pluvialia und Capraria auf die östliche Gruppe der Azores und erst Invallis und Planasia auf die canarischen Inseln Fuerte ventura

und Lanzarote zu beziehen seien. Bei allen diesen Darlegungen bekundet der Verf. eine ausgebreitete Quellenkunde in Verbindung mit kritischer Schärfe; man kann denselben vollinhaltlich zustimmen.

Was die stoffliche Erklärung der topographischen Angaben Hannos selbst betrifft, so müssen wir es anerkennen, dass sich F. ernstlich bemüht hat, die besten Berichte und das neueste Kartenmaterial für die einzelnen Punkte zu verwerten; es wäre höchstens noch eine umfassendere Verwertung der portugiesischen Seekarten und Roteiros am Platze gewesen, weil sich die Fahrten der Portugiesen zunächst an die Hanno'sche Fahrt anreihen — so stark klafft die zeitliche Lücke in der Erforschung dieser Küste! Die Hauptschwierigkeit besteht darin, dass sich zwar die ersten Stationen sicher bestimmen lassen, nicht jedoch der Endpunkt der Fahrt. Auf Grund der heutigen Karte, welche uns deutlich Cap Palmas als letzten Punkt der südlichen und als Beginn der östlichen Wendung vor Augen rückt, nimmt F. wohlgemuth diesen Vorsprung für *Νότου κέρας* in Anspruch; um dahin zu gelangen, muss er jedoch den Ausfall von nicht weniger als zehn Fahrtagen voraussetzen! So lange Zeit wäre Hanno an der Küste von Sierra Leone dahingefahren, ohne dieselbe genauer zu besichtigen? Musste ihm nicht die Fruchtlosigkeit der vorausgegangenen Tagfahrten, sowie die Rücksicht auf die Knappheit der Lebensmittel Einschränkung der Fahrzeit angerathen haben? Die Anhöhe *Θεῶν ὄχημα* setzt F. bei C. Mesurado an, wofür er sich auch auf die den „Göttern heilige“ Bergregion Alam der Mandingos hätte berufen können; aber schon an der Küstenstrecke zwischen den Tristão-Inseln und C. Verga zeigen sich vereinzelte Anhöhen und bedeutendere Erhebungen im Hinterlande als Landmarken, die der Aufmerksamkeit des Hanno unmöglich entgehen konnten, weshalb auch die namhaftesten Erklärer das Südhorn nicht über den Vorsprung bei der Insel Scherebro hinaus gerückt haben; es muss ja das Südhorn nicht gerade der deutlichste Wendepunkt gewesen sein, da bei den ersten Fahrten auch minder hervortretende Küstenpunkte Wichtigkeit erhalten haben, die sie bei entwickelterer Kenntnis wieder einbüßten — so erscheint beispielsweise auf den ältesten Portulanen die Küste hinter C. Roxo aufs bestimmteste nach Osten gezogen, als ob schon hier die entscheidende Wendung zu finden wäre. Sollte nun das Südhorn am Ende der Sierra Leone und nicht erst hinter der Pfefferküste, ferner der Götterwagen etwa bei C. Verga gesucht werden müssen, so führen uns vier Tagfahrten zurück zur Insel Jaita und zum C. Roxo, so dass für die Strecke bis zum Westhorn (C. Verde) nur ein Ausfall von drei oder vier Tagfahrten vorauszusetzen wäre.

Ich meinerseits vermag hier einen Verdacht nicht zu unterdrücken, den wohl jeder unbefangene Leser des Periplus schließlich hegen muss: Hanno, dem außer der Ansiedlung der Libyphöniker vielleicht auch noch das Wagnis einer Umschiffung Libyens

aufgetragen worden war, hat die Erfolglosigkeit eben dieses Unternehmens mit der Gefährlichkeit der Fahrt zu entschuldigen versucht, wobei er sich auf die von den ägyptischen Priestern in Umlauf gesetzten Mären von der Undurchdringlichkeit der äquatorialen Meeres- und Landestheile berufen konnte; so spricht er denn am Schlusse seines Berichtes mit bewusster Übertreibung und Entstellung von Dingen, die sich schwerlich alle aus der Natur der Küste und ihrer Bewohner erklären lassen, von einer regio foetida, von Feuerströmen, die sich ins Meer ergießen, von einer zu den Sternen emporwirbelnden Lohe, von der sengenden Bodenhitze, von einem wüsten Toben und Treiben geisterhafter Wesen bei Nacht usw.

Die fünf Tagfahrten zwischen dem Westhorn (C. Verde) und dem *χάσμα* lassen die Mündung des Senegal unberührt: thatsächlich entgeht diese Mündung leicht der Aufmerksamkeit der Schiffer; es dauerte lange, bis die Portugiesen im 15. Jahrhundert vom Meere aus in dieselbe einfuhren, nachdem schon lange zuvor durch die Berichte der Genuesen die Kunde von dem Landwege zum Rio de Çanaga verbreitet worden war. Die Lockung ist allerdings groß, in diesem Strome den *Χρεμέτης* des Hanno, den *Βάμβωτος* und *Στάχειρ* der Späteren, zu suchen. Sie fände ihre Stütze nicht bloß in den Pachydermen, sondern auch in der hier vorwaltenden Sumpf- und Inselbildung, in dem breiten südlichen Abflussarm vor der Münde und in den nicht unbeträchtlichen Anhöhen östlich von der Flussinsel de Guier, auf welche der Ausdruck *ὄρη μέγιστα* weit besser passt, als auf die Hügel el-Debaibat und el-Getifa am Südende des Gerar-Isig. Aber das Ausmaß und die Reihenfolge der Tagfahrten spricht entschieden gegen diese Annahme — es müsste sonst eine völlige Störung in der Folge der Stationen angenommen werden!

Jenes *Χάσμα* findet Fischer glücklich in der Levrier- und Arguin-Bay zwischen C. Blanco und C. Mirik wieder; die zwei vorausgehenden Tagfahrten beziehen sich auf die Strecke an der Ponta Galha und am Moro de Cintra, und die 12 nördlicheren Fahrtage bringen uns weit über C. Bojador zurück. Von jeher galt die Lage des Inselchens *Κέρνη* für den Angelpunkt der topographischen Untersuchung; hier zeigt es sich nun besonders deutlich, wie vortheilhaft sich die Resultate der neuesten Detailforschungen für die Geschichte der antiken Ortskunde verwerten lassen. Wer eine heutige Specialkarte der westafrikanischen Küste zur Hand nimmt, wird überrascht sein durch das Auftreten eines langen wâdî an der Rolldünenküste oberhalb der Matíllos-Hügel und südlich von C. Gabl; es führt den Namen Seğet el-Hamra (vgl. Segedet auf der Karte des Grazioso Benincasa 1468); seine beiden Mündungsarme umschließen einen alten, nunmehr durch Versandung geeinigten Inselcomplex, an dessen Westende einst Kerne lag, während das wâdî selbst dem Hanno'schen *Χρεμέτης* und seine südliche Thalmulde Gerar-Isig dem Kokodilfluss entspricht; diese neue Aufstellung F.s

wird sich kaum mehr umstoßen lassen, mögen auch die λίμνη, die Wasserfülle des Stromes und die Pachydermen dahingeschwunden sein. Hier waren auch die Sitze der von Plinius und Ptolemaeus vermerkten Tribus der Πέρορσοι. — Aber auch die übrigen Küstenpunkte zwischen Kerne und den Säulen hat der Verf. aufs genaueste bestimmt; glücklich ist ihm auch die Erklärung der Angaben des Skylax und aller Späteren gelungen. In Betreff Μέλισσα des Hecataeus geht jedoch seine Skepsis zu weit.

Vorliegende Abhandlung, welche der Verf. seinen Lehrern Wachsmuth und Ribbeck gewidmet hat, gehört zu den besten ihrer Art; es liegt in ihr eine anerkennenswerte Leistung der Leipziger Historiker- und Philologenschule vor, und wir freuen uns herzlich auf die weiteren Forschungsergebnisse des Verf.s auf diesem Gebiete. Wir hegen die Überzeugung, dass, wie die Archäologie überhaupt, so auch die Geschichte der antiken Erdkunde am Schlusse dieses Jahrhunderts eine hohe Ausbildung erreicht haben wird.

Wien. W. Tomaschek.

Was ergibt sich aus dem Sprachgebrauch Xenophons in der Anabasis für die Behandlung der griechischen Syntax in der Schule? Ein Beitrag zur Methodik des griechischen Unterrichtes von Arthur Joost, ord. Lehrer am Progymn. zu Lötzen. Berlin, Weidmann 1892. gr. 8°, X u. 340 SS. Preis 8 Mk.

Dass die Anregung zu vorliegendem Werke von Heynachers Buche 'Was ergibt sich aus dem Sprachgebrauche Cäsars im bellum Gallicum für die Behandlung der latein. Syntax in der Schule?' 2. Aufl., Berlin 1886, ausgegangen ist, verräth schon die von J. gewählte Aufschrift. Man kann sich füglich wundern, dass Heynachers Gedanke nicht schon längst für das Griechische aufgegriffen und ausgebeutet worden, zumal Xenophons Anabasis mit mehr Recht Maß und Inhalt der Mittheilungen, welche der Schüler aus der Syntax vor und während der ersten Schriftstellerlectüre zu empfangen hat, bestimmen wird als Cäsars bellum Gallicum, welches nicht am Eingange der lateinischen Schullectüre steht. Denn darin besteht doch wohl der unmittelbare Nutzen, den J.s Untersuchungen schaffen, dass wir nun genau darüber orientiert sind, was an Syntax gleich vom Beginne des griechischen Unterrichtes, schon bei Einübung der Formenlehre, unter einem zu lehren ist, um den Schwierigkeiten, die der Einführung in Xenophons Anabasis bisher entgegenstanden, durch systematische Vorarbeit zu begegnen. Dieses Moment hat denn auch J. strenge ins Auge gefasst, wenn er S. 337—340 ein Schlussergebnis zusammenstellt, wo er besonders auf jene Erscheinungen hinweist, die bei der Declination, den Verba pura, muta und liquida und in dem darauffolgenden Unterrichte immer wieder zur Sprache gebracht werden müssen. Es kann dieser

Abschnitt den Verfassern griechischer Übungen nicht dringend genug zur Beachtung empfohlen werden, welche auch J.s Hinweise S. 5 ff. auf die Vocabeln verdienen, die innerhalb der Unterrichtspraxis in den Elementarbüchern ein recht fragwürdiges Dasein fristen, ohne je in der Schullectüre zu begegnen. Genug, was J. über den Sprachgebrauch der Anabasis gefunden hat, ist zum Theile unverzüglich der Schule zuzuführen und als Gegenstand des griechischen Unterrichtes von seinem Beginne an zu betrachten.

Andererseits wird erst die Zukunft die Früchte von J.s Arbeit einheimsen. Der Verf. deutet selbst an, dass er von der Einseitigkeit, die Grundlage für die Behandlung der Syntax in der Schule in seinen Resultaten zu erblicken, weit entfernt ist. Wenn er wiederholt betont, dass Erscheinungen, die bei Xenophon nicht zur Ausnahme gehören, auch nicht als belanglos in Anmerkungen unterzubringen sind, so wird gewiss hierin niemand mit ihm rechten. Ja es scheint, als könnte J. in gewissen Punkten schon jetzt auf Abänderung der herkömmlichen Regeln dringen. So hat die Schulgrammatik nach S. 63 jedenfalls zu lehren, dass das Nomen proprium auch bei wiederholtem Vorkommen ohne Artikel erscheint; ebenso ist nach S. 68 f., S. 72 auszusprechen, dass das Attribut (Adjectiv oder Genetiv) seine regelmäßige Stellung zwischen Artikel und Substantiv hat, dass aber der Genetiv auch außerhalb der Verbindung von Artikel und Substantiv ohne Wiederholung des Artikels stehen kann, dass die Wiederholung des Artikels mit nachfolgendem Attribut nur ausnahmsweise erfolgt. Nichts Seltenes ist ferner nach S. 98 das Prädicat im Plural beim neutralen Subject im Plural. Dies alles verdient, wie gesagt, schon jetzt die Aufmerksamkeit der Schulgrammatiker. Im ganzen jedoch thut J. gut, von diesen keine allzuweit gehende Berücksichtigung zu verlangen. „Dass eine völlig sichere Entscheidung der Frage“, heißt es p. VI sq., „was für die Schulsyntax besonders wichtig, was unwesentlich oder gar überflüssig ist, nur dann erfolgen kann, wenn die Untersuchung sich auf sämmtliche Schulschriftsteller erstreckt, bedarf kaum der Erwähnung. Ähnliche Untersuchungen über den Sprachgebrauch in den Hellenika, den Memorabilien und der Cyropädie sind dem Verf. zugesichert; die Ermittlung des Wichtigen und Unwichtigen auf dem bezeichneten Wege bei anderen Schriftstellern betrachtet er ἂν ϑεὸς ϑέλῃ als seine Lebensaufgabe.“ In der That hat inzwischen Buchwald im Görlitzer Programme vom Jahre 1892 'über den Sprachgebrauch Xenophons in den Hellenika und seine Bedeutung im grammatischen Unterricht' gehandelt und zwar mit Rücksicht auf die Syntax des Nomens.

Was J.s Vorgang im einzelnen anlangt, so sammelt er zunächst in der Einleitung die Autoritäten, welche sich für Vereinfachung des Unterrichtes in griechischer Syntax durch Beschränkung auf die in den Schulautoren häufiger vorkommenden Erscheinungen mehr oder minder direct aussprechen und die Nothwendigkeit be-

tonen, syntaktische Unterweisungen schon mit der Einübung der Formenlehre zu verbinden und noch vor Beginn der Anabasis bis zu einem gewissen Grade abzuschließen. Es folgt hierauf das Literaturverzeichnis, das im wesentlichen vollständig genannt werden darf (s. den Schluss dieser Anzeige), und alsdann die 'Übersicht über sämmtliche syntaktische Erscheinungen der Anabasis nach der Häufigkeit ihres Vorkommens' (S. 16—60), welch letztere jedoch nichts weniger als übersichtlich ist. Die Höhe der Frequenzzahlen von 1630 (das Participium coniunctum vertritt einen Nebensatz) bis 1 (in der directen Doppelfrage steht nur im zweiten Gliede *ἤ*) bestimmt die Abfolge: was mit dieser ganz äußerlichen Anordnung von vielen Hunderten der verschiedenartigsten Phänomene, die auf diese Art bunt durcheinandergewürfelt erscheinen, erreicht werden soll, ist schwer zu errathen; warum folgte J. nicht auch hierin Heynachers Vorgange nach den üblichen Abschnitten der Syntax zu theilen und innerhalb derselben die Frequenzzahl zum principium divisionis zu nehmen? Doch das ist ein äußerer Mangel, der eben nur das Suchen nach bestimmten Fällen erschwert. Als solcher erweist sich aber auch die Einrichtung, an die Paragraphen der 'Hauptregeln der griechischen Syntax von M. Seyffert, bearbeitet von A. von Bamberg' die Darstellung anzuschließen. Einmal sind nämlich Noten, wie S. 306 'Anm. 3 ist für die Anabasis ohne Belag' recht unbequem: zum mindesten war hier der Inhalt der angezogenen Anmerkung anzudeuten; andererseits bleibt zweifelhaft, ob Fälle, die Seyffert-Bamberg nicht verzeichnen und auch J. nicht erwähnt, wirklich aus der Anabasis nicht belegbar sind. So liest man bei J. S. 318: '*Μὴ ὅτι* nach *οὐδέ* beispiellos'; dass auch *μὴ (οὐχ) ὅτι — ἀλλὰ καί* in der Anabasis sich nicht findet, erfahren wir nicht.

Im übrigen lässt die Arbeitsweise J.s an Exactheit nichts zu wünschen übrig. Eine lobenswerte Abweichung von Heynacher ist vor allem in der Ausführlichkeit der Stellenangaben zu erblicken, denen nach dem Wunsche des Verf.s das syntaktische Übungsmaterial entnommen werden soll. Dass durch die zum Theile vollständigen Stellensammlungen auch die wissenschaftliche Brauchbarkeit und Verlässlichkeit des Buches gewinnt, ist gewiss kein zu unterschätzender Vortheil. Dieser wird erhöht durch die Berücksichtigung der Xenophon mittelbar oder unmittelbar berührenden grammatischen Literatur. „Soweit", sagt J. S. 13, „die Ergebnisse der, wie man sieht, nicht allzu umfangreichen Literatur zum Sprachgebrauche Xenophons für den vorliegenden Zweck in Betracht kommen, habe ich dieselben erst nach selbständiger Zusammenstellung des Materials zu nachträglicher Vergleichung herangezogen. Wenn die specielle Untersuchung eines einzelnen Punktes nennenswerte Ergebnisse lieferte, habe ich dieselben zu einer über die Anabasis hinausgehenden allgemeinen Erörterung verwertet, auf die ich an anderen Stellen verzichten musste, wo Untersuchungen

des Sprachgebrauches Xenophons im allgemeinen noch nicht vorlagen und eigene Untersuchungen zu weit geführt hätten. Der so entstandene Vortheil wiegt den Nachtheil auf, dass dadurch eine gewisse Ungleichheit in die Untersuchung gekommen ist.“ Niemand wird diese Ungleichheit als Nachtheil empfinden: beleuchten doch die kleinen Excurse, welchen J. hin und wieder Raum gewährt, in willkommenster Art die Frage, wie sich der Sprachgebrauch Xenophons in der Anabasis, der, wie schon angedeutet, die Unterrichtspraxis nur in beschränktem Maße ausschließlich zu beeinflussen vermag, zur sonstigen Sprache Xenophons und weiterhin zur attischen Prosa überhaupt stellt, d. h. was die Schulgrammatik der Zukunft gegenüber der gegenwärtig maßgebenden festzuhalten, was sie aufzugeben hat. Was in dieser Beziehung noch zu finden ist, hat J. wohl am einleuchtendsten an dem Beispiele von *πολύ* und *πολλῷ* nachgewiesen: Alle für die Schule in Betracht kommenden attischen Prosaiker außer Thukydides haben mehr oder minder ausgesprochene Vorliebe für *πολύ*. Solche Ergebnisse wird man gewiss gerne entgegennehmen, mögen sie immerhin über die im vorliegenden Falle zunächst gesteckten Grenzen hinausgehen.

Fassen wir unser Urtheil über J.s Werk zusammen, so können wir es als ein wertvolles Glied in der Reihe jener Untersuchungen bezeichnen, welche eine wesentliche Modification der grammatischen Seite des altclassischen Sprachunterrichtes bezwecken. Mögen nun auch die Ergebnisse J.s in der bezeichneten Richtung erst dann vollends verwertet werden, wenn sämmtliche Schulschriftsteller mit gleicher Gründlichkeit auf ihren Sprachgebrauch durchforscht sind, so hat der Verf. gleichwohl der Schule auch einen unmittelbaren Dienst erwiesen, insoferne eine planmäßige und zielbewusste Vorbereitung auf den Beginn der Schriftstellerlectüre erst durch ihn ermöglicht ist. 'Übersicht' S. 16—60 und 'Schlussergebnis' S. 337 bis 340 erleichtern die Benützung des Werkes zu dem letztgenannten Zwecke, nur fehlen hier die Angaben darüber, was im Gebiete der Syntax aus der Anabasis nicht belegbar ist. Diese unbelegbaren Syntactica seien nun hier, soweit sie von Curtius-v. Hartel aufgenommen sind, nach Joost (= J.) unter Hinweis auf die entsprechenden Paragraphen der genannten Grammatik (= C.-H.) im wesentlichen zusammengestellt.

Τὸν δέ in der Constr. des Acc. c. Inf., *καὶ τόν, πρὸ τοῦ* J. S. 61 f., C.-H. §. 141. — *Ἅμ' ἕῳ* J. S. 66, C.-H. §. 145, 2. An. — *Ἄκρος, ἔσχατος* und *μόνος* prädicativ gestellt J. S. 76 f., C.-H. §. 148, An. 3. — *Ἄμφω* J. S. 78, C.-H. §. 147, 2 *a*). — *Πᾶς* 'ganz' (*παντὶ σθένει*) J. S. 79, C.-H. §. 148, An. 1. — *Κολακεύειν* mit Acc. J. S. 100, C.-H. §. 152, 1. — *Καλῶς ποιεῖν, εὐεργετεῖν, εὖ* (*καλῶς*) *λέγειν, εὐλογεῖν, κακῶς λέγειν, κακηγορεῖν* mit Acc.; *ὑβρίζειν εἰς* J. S. 101, C.-H. ebd. — *Μιμεῖσθαι, ζηλοῦν* mit Acc. J. S. 102, C.-H. §. 152, 2. —

Κλάειν, δακρύειν, οἰμώζειν, θρηνεῖν, ἐκ-, καταπλήττεσθαι, εὐλαβεῖσθαι; ὑφίστασθαι (standhalten); mit Acc. J. S. 103, C.-H. ebd. 2 und 3. — *Θαρρεῖν* mit Dat. J. S. 104, C.-H. ebd. 3, An. — *Ὀνομάζειν* m. dopp. Acc. J. S. 105, C.-H. §. 154, 3. — *Ἐρέσθαι* m. dopp. Acc. (oder *τινὰ περί τινος*), *(εἰς)πράττεσθαι, διδάσκειν, ὑπομιμνήσκειν, κρύπτειν, ἀποκρύπτεσθαι, ἐνδύειν, ἀμφιεννύναι, ἐκδύειν* m. dopp. Acc. J. S. 105 f., C.-H. §. 154, 1. — *Τὸ νῦν, πρόφασιν* J. S. 115 f., C.-H. §. 155 C. — Genitiv des Wertes bei Substantiven J. S. 119, C.-H. §. 157. — *Ἴδιος, οἰκεῖος, κοινός* m. Gen. J. S. 122, C.-H. §. 158, A. 1. — *Ἔχειν* m. Adv. u. Gen. J. S. 122, C.-H. ebd. B. c. — *Γεύειν* 'kosten lassen' m. Gen. J. S. 123, C.-H. §. 159, 1. a. — *Προκρίνειν, προαιρεῖσθαι, καταφρονεῖν* m. Gen. J. S. 124, C.-H. §. 167. — *Καταψηφίζεσθαι, κατακρίνειν* (J. S. 125), *καταγιγνώσκειν* m. Gen. u. Acc. J. S. 128, C.-H. ebd. An. 1. — *Μνησθῆναι, φροντίζειν, ὀλιγωρεῖν, μέλει, μεταμέλει μοι; μνήμων* und *ἐπιλήσμων* m. Gen. J. S. 126, C.-H. §. 160; §. 158, A. 2. — *Ἀντέχεσθαι* m. Gen. J. S. 127, C.-H. §. 159 c. — *Ζηλοῦν, μακαρίζειν, θαυμάζειν, φθονεῖν* m. Gen. J. S. 128, C.-H. §. 165. — *Φείδεσθαι, εἴκειν, παραχωρεῖν, εἴργειν, ἀποτρέπειν, παύειν, λήγειν, ὑφίεσθαι, λύειν, ἐλευθεροῦν* m. Gen. J. S. 128, C.-H. §. 163. — *Διάφορος, ἄλλος* 'verschieden' m. Gen. J. S. 128, C.-H. §. 158. — *Ἀποστερεῖν, εὐπορεῖν, πληροῦν, κενοῦν, ἐρημοῦν* m. Gen. J. S. 129, C.-H. §. 162, §. 163 An. — *Ἔμπλεως, γυμνός* m. Gen. J. S. 129, C.-H. §. 158, 2. — *Ἀπολαύειν, ὀνίνασθαι* m. Gen. J. S. 129, C.-H. §. 159, 1. a. — *Πωλεῖν* m. Gen. J. S. 130, C.-H. §. 164. — *Ὠνητός* (s. C.-H. Index), *ἀντάξιος, ἀνάξιος* m. Gen. J. S. 130, C.-H. §. 158, 3. — *Τιμᾶν, τιμᾶσθαι* m. Gen. pret. J. S. 130, C.-H. §. 164. — *Ἐπιτιμᾶν, λοιδορεῖσθαι, μέμφεσθαι, ἀκολουθεῖν, εἴκειν, τιμωρεῖν, ἀμύνειν* (C.-H. Index), *παραινεῖν* m. Dat. J. S. 132 f., C.-H. §. 169 b. — *Λυσιτελεῖν* m. Dat. J. S. 133, C.-H. §. 152, 1, An. 1. — *Μιγνύναι, κοινωνεῖν, ὁμολογεῖν, συμφωνεῖν; διαλλάττειν, -εσθαι; συναποθανεῖν; ἀμφισβητεῖν, διαφέρεσθαι, διὰ μάχης ἰέναι* m. Dat. J. S. 134 ff., C.-H. §. 171 a. — *Ἱππεὺς αὐτῷ τῷ ἵππῳ* J. S. 136, C.-H. §. 172 d) An. — *Διάφορος, ἐναντίος, ἐχθρός, συγγενής, ὁμοῦ* m. Dat. J. S. 137 f., C.-H. §. 171 b) c), 169 c). — *Γίγνεταί μοι βουλομένῳ* u. ä. J. S. 139, C.-H. §. 170 An. — *Χαίρειν, αἰσχύνεσθαι, ἀγανακτεῖν* (C.-H. Index) m. Dat. J. S. 141, C.-H. §. 172 b) An. — *Δημοσίᾳ* J. S. 142, C.-H. §. 172 d). — Dat. temp. bei Festnamen J. S. 146, C.-H. §. 173, 2. — *Λέγειν κατά τινος* J. S. 157, C.-H. §. 179, 2, A. b). — *Κατά* m. Acc. temporal J. S. 157, C.-H. ebd. B b). — *Εὐθύ, χάριν, δίκην* J. S. 169, C.-H. §. 155 c, §. 158 B a). — *Αἴρειν, ἐπιδιδόναι* J. S. 171, C.-H. §. 190, 1. — *Πολιτεύεσθαι* J. S. 174, C.-H. §. 191, 3. — *Λοῦσθαι* J. S. 175, C.-H. §. 191, 1. — Aorist- und Futur-

formen von *ὁρμᾶσθαι, κομίζεσθαι, εὐφραίνεσθαι; σήπεσθαι, τήκεσθαι* J. S. 178 f., C.-H. §. 132, 3; §. 109, 3. — Coni. dubitativus im abhängigen Satze bei regierendem Nebentempus J. S. 192, C.-H. §. 207, 2. — *Εἴθε, εἰ γάρ* J. S. 193, C.-H. §. 102, 3. — *Τοσούτου δέω* m. Inf. J. S. 218, C.-H. §. 162 An. — *Ἵνα* m. Optat. im Anschluss an einen Optat. des Wunsches J. S. 224, C.-H. §. 209, An. 1. a). — *Πράττειν ὅπως* m. Fut. J. S. 225, C.-H. §. 217, 3. — *Φεύγειν, αἰδεῖσθαι, προστάττειν, προτρέπειν* m. Inf. J. S. 272 f., C.-H. §. 223, 1, b). — *Εἰδέναι* m. Inf. J. S. 278, C.-H. §. 229 B, An. 2, 2. — *Ἀρχόμενος, τί παθών* J. S. 297, C.-H. §. 227, 1, An. 1, §. 189 A. — *Αὐτίκα, μεταξύ, τότε, εἶτα* J. S. 297, C.-H. §. 227, 1. — *Εἰδέναι, ἐοικέναι* m. Inf. J. S. 278, 305, C.-H. §. 229, A. 2, An. 1 und B, b) An. 2, 2. — *Ἄρχεσθαι, καρτερεῖν* m. Part. J. S. 306, C.-H. §. 229, A. 2 b). — *Εὖ, καλῶς ποιεῖν, ἁμαρτάνειν; ἀγαπᾶν, ἀγανακτεῖν* m. Part. J. S. 306, C.-H. §. 229, A. 2 c) d). — *Μανθάνειν, συνιέναι*, das Simpl. *μιμνήσκεσθαι* (*μεμνῆσθαι*). *ἐπιλανθάνεσθαι* m. Part. J. S. 308, C.-H. §. 239 B. b). — *Αἰσθάνεσθαι* m. Acc. u. Inf. J. S. 310, C.-H. §. 229 B, An. 2, 1. — *Οὐ, μή* mit folg. *οὐ, μή* zur Verstärkung der Negation J. S. 314, C.-H. §. 232. — *Ἔφθασαν-καί* J. S. 316, C.-H. §. 229, A. 2 a), An. 3. — *Καὶ δὴ καί, τοιγάρτοι, μῶν* J. S. 317, 331, C.-H. §. 334, 17, 39, 24. — Bloßes *μή* in der Frage J. S. 331, C.-H. §. 232, 3, An. 8.

An correcturbedürftigen Einzelheiten hat Ref. nur weniges anzuführen. Wenn J. S. 109 *διαβαίνειν διάβασιν* nicht als inneres Object gefasst wissen will, so war auch *φόρον φέρειν* V 5, 7 so zu behandeln. — S. 110 wird *συνομολογεῖν ταῦτα* nur aus V 7, 15 beigebracht; es findet sich noch IV 2, 19. Vgl. Ed. Escher, Der Accusativ bei Sophokles unter Zuziehung desjenigen bei Homer, Äschylus, Euripides, Aristophanes, Thukydides und Xenophon. Zürich 1876. — S. 125 (vgl. S. 95) ist bei der Stelle I 4, 15 *ἄλλου οὔτινος ἂν δέησθε οἶδ' ὅτι ὡς φίλοι τεύξεσθε Κύρου* die einfachste Erklärung, wonach *ἄλλου* wie auch sonst (Krüger, Gram. §. 51, 10, 10) vorangestellt ist (= *οὔτινος ἄλλου*), nicht angeführt. — S. 250 war Zycha, Wiener Studien VII, 105 ff. heranzuziehen, alsdann hätte sich ergeben, dass Xenophon mit dem Gebrauche von *ἐπεί* = *ἐπειδή* unter den Attikern allein steht.

Wien. J. Golling.

Oeuvres de Cicéron. Brutus, texte latin publié d'après les travaux les plus recents avec un commentaire critique et explicatif, une introduction et un index par Jules Martha. Paris, librairie Hachette 1892. gr. 8°, XLVII u. 264 SS.

Wieder ist es eine tüchtige wissenschaftliche Leistung, die wir im folgenden zu besprechen haben, eine Leistung, die so recht

das *dies diem docet* uns vor Augen führt. Denn Marthas Ausgabe zeigt uns, dass selbst nach der so sorgfältigen Bearbeitung, welche diese rhetorische Schrift Ciceros seitens deutscher Gelehrter erfahren hat, unter denen Stangls Name in erster Linie steht, sich doch noch die Möglichkeit bot, nicht bloß da und dort an Einzelheiten zu bessern, sondern geradezu noch ein neues 'principe de correction', wie M. sich ausdrückt, in die Kritik dieser Schrift einzuführen. Wie die im gleichen Verlage erschienenen Ausgaben der Reden in Verrem IV u. V von J. Thomas zeichnet sich auch dieser Commentar durch eine äußerst gewissenhafte Benützung der einschlägigen Literatur, selbst der da und dort in Zeitschriften verstreuten Beiträge aus. Wohlthuend berührt auch bei dem französischen Gelehrten die allerdings wohlverdiente rückhaltlose Anerkennung, die er den Werken des deutschen Gelehrtenfleißes zollt.

Dem eigentlichen Commentar geht eine umfassende *Introduction* voraus. Diese beschäftigt sich im 1. Capitel in anziehender und gewandter Darstellung mit der Abfassungszeit des *Brutus.* M. entscheidet sich gleichfalls für die ersten Monate des Jahres 46. Cicero habe sich von der inneren Zerrissenheit, unter der er damals litt, durch Abfassung dieses Werkes zu befreien gesucht. Anregung dazu habe ihm, wie M. glaubt, vor allem die Lectüre des *liber annalis* des Atticus geboten. Im 2. Capitel werden die Beziehungen des Brutus zu den übrigen rhetorischen Schriften Ciceros in scharfsinniger Weise erörtert. Das 3. Capitel ist der Besprechung der *sources et valeur historique du Brutus* gewidmet. Cicero hat, wie M. ausführt, gründliche Quellenstudien gemacht. Eine Hauptquelle sieht er, wie schon erwähnt, in des Atticus '*manual historique*' eben jenem *liber annalis:* 'c'est l'ouvrage, auquel Cicéron doit le plus.' Für die Beurtheilung der älteren Redner habe er überdies offenbar deren Reden selbst, soweit sie erhalten waren, zurathe gezogen und dann noch Werke wie die *Annales* des *Ennius,* die Satiren des *Lucilius,* die *Didascalica* des *Accius* und besonders die *Origines* des alten *Cato* und die *Annales* des *Fannius.* Die von Jordan behauptete Benützung des *Valerius Antias* weist M. p. XVIII, wie mir scheint, mit treffenden Gründen zurück. Von der Zeit des Crassus und Antonius angefangen, die Cicero selbst noch als Knabe und Jüngling eifrig gehört hatte, bis auf die Redner seiner eigenen Zeit habe Cicero auf die aus seiner eigenen Erfahrung gewonnenen Kenntnisse sich stützen können, und so biete denn Ciceros Werk '*les garanties les plus sérieuses d'exactitude et de vérité*'. Im 4. Capitel urtheilt M. über Ciceros Kritik, an der er mit Recht die Unbefangenheit gegenüber politischen Gegnern anerkennt, während er von einer gewissen Gereiztheit, einem Übelwollen gegenüber den Vertretern der neuattischen Richtung nicht freizusprechen sei. Befremdlich, wenn wirklich, wie es scheint, ernst gemeint, ist mir in diesem Capitel nur ein Ausdruck p. XXV: '*un talent d'une culture supérieure, que Cicéron avec sa modestie habituelle s'abs-*

tient de désigner.' Dass Cicero hier und an ähnlichen Stellen doch nur sich meine, ist ja zu durchsichtig; von *modestie habituelle* aber ist er doch gewiss mehr entfernt, als seinen Verehrern lieb ist. — Über Ciceros Beurtheilung der einzelnen Reden bemerkt übrigens M. ganz richtig, dass ihr etwas Schablonenhaftes, allzu Schulmäßig-Rhetorisches anhafte, was den Anforderungen, die man heute an die Kritik eines Redners stelle, nicht entspreche: *'nous voudrions des jugements plus finement appropriés et moins de formules — Les rapporter tous également sans distinction à la mesure commune, les faire pour ainsi dire passer à la toise de la rhétorique comme si leur valeur etait exactement proportionelle à la somme qui leur revient d'invention, de disposition, d'élocution, de mémoire et d'action'* — das sei für uns seltsam, erkläre sich jedoch aus der im Alterthum unendlich viel höheren Geltung der rhetorischen Kunst. — Eine sorgfältige Besprechung und Beurtheilung der Handschriften enthält das 5. Capitel. Hier schließt sich M. im wesentlichen an Stangl an, räumt wie dieser dem Florentinus (F) den ersten Platz ein, möchte jedoch lieber annehmen, dass F unmittelbar aus dem Laudensis abgeschrieben sei, als, wie Stangl will, noch ein Zwischenglied zwischen L und F zu statuieren. BHM enthielten zwar einzelnes Gute, seien jedoch im allgemeinen nur mit Vorsicht zu gebrauchen. Das Zeugnis von FOG, insbesondere von FO² vetus sei in der Regel maßgebend. — Über die *méthode suivie dans cette édition* gibt M. Aufschluss im 6. Capitel. Seine Ausgabe soll nicht, wenn auch der kritische Apparat der Ausgabe Stangls entnommen ist, eine mehr oder weniger treue Wiedergabe der bisher erschienenen Texte des *Brutus* sein. Vielmehr will M., sosehr er die Trefflichkeit der Arbeiten seiner Vorgänger, eines Heerdegen und insbesondere Stangls, anerkennt, dem er auch in einer ziemlichen Anzahl von Lesearten folgt, doch über dieselben hinausgehen und ein, soweit dies irgend der heutige Stand der Wissenschaft ermöglicht, thunlichst getreues Abbild des *Archetypus* der Brutus-Handschriften, des *Laudensis* bieten. Er bereichert auch die Kritik des *Brutus* mit einer beträchtlichen Anzahl neuer Conjecturen, von denen viele auf jenem schon angedeuteten *principe de correction* basieren, das er p. XXXV also bezeichnet: *'il en est pour toute une série* (sc. *de fautes*) *de lapsus caractéristiques, qui supposent la confusion de plusieurs lettres capitales* (I, L, E, F, P, T) *et n'ont pu se produire que lors du passage de la capitale rustique à la minuscule c'est-à-dire ou à été copié soit le manuscrit en minuscules avec abréviations, qui a servi de modèle au Laudensis, soit un manuscrit antérieur.'*

Einige recht interessante und instructive Belege für diese Behauptung stellt M. p. XXXV, N. 6 zusammen. — Die eigenen Vermuthungen M.s sind folgende: §. 39 *videsne igitur, Brute, in ea ipsa urbe .. quam ea sero prodierit in lucem*, codd. *v. i.*,

ut cet., wofür die Herausgeber *v. i. vel in ea ipsa u.* schreiben. M.s Änderung ist scharfsinnig, elegant und paläographisch ohne Bedenken: das Auge des Abschreibers irrte von dem vorausgehenden Wortende auf das R in *Brute* ab, das auslautende *e* von *Brute* aber wurde von dem folgenden i verschlungen, vgl. p. XXXV, N. 6. Treffend verweist er auf Brut. §. 231 *vides igitur, ut ad te or.*, *Brute* und or. §. 174 *visne igitur, Brute.* — §. 40 *neque ipsi poetae hic iam idem ornatus ac plane oratori fuisset.* — §. 46 *quod esset acuta illa gens et controversia matura.* Es gibt eine stattliche Zahl von Heilungsversuchen der schwierigen Stelle. M.s Versuch scheint mir wenig probabel. Denn selbst wenn *matura* den von ihm geforderten Sinn (*'ils étaient en quelque sorte à point (maturi) pour concevoir la théorie de la rhétorique'*) haben könnte, wäre der Singular *controversia* anstößig, man erwartete dann doch *controversiis.* — §. 48 *quo quis iudicio circumvenietur*; den Indicat. fut. sucht M. gegenüber Vulg. *circumveniretur* in scharfsinniger Beweisführung zu stützen. Wie aus diesem durch die Nachbarschaft (*committeret, vocaretur*) der Coniunct. impf. entstand, wäre freilich dann unschwer zu erklären. — §. 59 behält M. die Worte *eius autem — vult*, die allgemein wohl mit Recht als Glosse ausgeschieden werden, eliminiert aber das zweite *medullam* (*huius hic m.*) und möchte statt dessen einsetzen *huius hic vim ipsam.* — Sehr geistreich und ansprechend ist die Vermuthung §. 71, das handschriftlich überlieferte *sicin* — in dem Satze: *Odyssia Latina est sicin tamquam opus aliquod Daedali et Livianae fabulae non satis dignae, quae iterum leguntur* —, wofür Vulg. *sicut* oder *sic [ut]* bietet, nichts anderes sei als eine *'glose dubitative (sicin pour sicine? = Bah! est-ce bien juste?) provenant de quelque lecteur partisan de l'archaisme, comme il y en avait beaucoup sous l'empire, et surpris du jugement de Cicéron sur l'oeuvre de Livius'*. — §. 73 *cui aequalis fuerit Liv.* als Coniunct. concess. = *ut — fuerit*, Vulg. *cui si.* — §. 81 dankt man M. wohl eine überzeugende Besserung des Textes, indem er statt des Pränomens *Servius* zu *Fabius Pictor* vielmehr *Numerius* herstellt. Er weist nach, dass das Praenomen *Servius* in der *gens Fabia* nach dem Zeugnisse der Autoren und der hiefür besonders zahlreichen Inschriften und Münzen sich nirgends finde, dass diese *gens* aber allerdings den seltenen Vornamen *Numerius* aufweise, der ihr geradezu eigne, und ein Vertreter dieses Namens in dieser *gens* sei nach Münzenfunden gerade für die fragliche Zeit ganz sichergestellt. Gerade in dieser fruchtbringenden Verwertung der Inschriften- und Münzenfunde aus republikanischer Zeit liegt der eigenthümliche Vorzug der M.schen Ausgabe. Dies zeigt sich auch gleich bei seiner nächsten Conjectur §. 97, wo er für das handschriftlich überlieferte *M. Antius Briso* der Vulg. schreibt: *M. A. Restio,* was ein bei Autoren und auf Münzen besonders häufig vorkommendes Cognomen gerade der *gens Antia* ist, während

das Cognomen *Briso* sich weder irgendwie belegen noch auch nur verstehen oder auf irgend eine bekannte Wurzel zurückführen lässt. — §. 110 *versatus est: et.* — §. 119 fügt M. *atque Academicorum* ein nach *Peripateticorum.* — §. 120 *in ratione docendi,* Vulg. *i. r. dicendi,* sehr beachtenswert. — §. 124 *illustri in numero [patronorum] fuit*; *patronus* als Glosse zu *illustri in n.* ausgeschieden. — §. 129 *P. Licinius Nerva* für *C. Lic. N.* 'd'après les monnaies.' — ib. *cum veritate* für *c. virtute.* — §. 130 nimmt M. eine Glosse an und transponiert also: *qui ... magistratus non petiverit, sed accusationem factitaverit [ut Athenis Lycurgus]: is fuit accusator* cet., Vulg. *qui — accusationem factitaverit, ut Athenis Lycurgus. Is magistratus non petivit, sed fuit accusator* cet. Die Begründung dieser Umstellung ist sehr lesenswert. — §. 131 *L. Saufeio* für Vulg. *Sabellio,* codd. *sauelio* 'qui ne répond à aucun nom connu'. — ib. *sestertia petivisset,* codd. *iustitia p.,* wofür die Herausgeber *damni iniuria* einsetzen, Friedr. streicht einfach das sinnlose Wort. — §. 132 *nisi quod aliquid,* Vulg. *nisi quid,* wohl nicht nöthig. — §. 151 *at inde ut rediit,* Vulg. *et inde u. r.,* die häufige Verwechslung von *at, et, ut, aut* in L hebt M. wiederholt hervor. — §. 156 *ut ea non modo non exulcerari vestra gratia, sed etiam conciliari videatur,* Vulg. *exulcerare vestram gratiam, sed conciliare.* — §. 172 *omnium hic [ut opinor in nostris] est quidam urbanorum, sicut illic Atticorum sonus.* — §. 175 *at ante hos,* Vulg. *et a. h.* — ib. verweist M. für die von Kayser und Stangl verlassene Schreibung in L *Billienus* (gegen *Bellienus*) auf epigraphische Zeugnisse. — §. 197 *scienter sumpta] scienter tum ita* L, *scienter, item* Vulg. — §. 201 *maxime iudicio illorum omnium [et illius aetatis].* — §. 206 *sed idem Aelius Stoicus studuit,* Vulg. *voluit*; doch wäre dann *esse* kaum entbehrlich. — §. 207 *post Cotta Sulpiciusque exp.* — §. 213 *insitam atque insinuatam sapientiam.* — §. 229 *voluimus aetate disparem in disparium oratorum aetatem includere.* — §. 230 *et magis iam etiam vigebat Antonio, et, [cum] Philippo iam sene ... dicenti* cet. Die Begründung ist wohldurchdacht und beachtenswert. — §. 234 *admirandus incedebat [calebat]* an der vielumstrittenen Stelle. — §. 253 *in quo illius te paene principem,* Vulg. *cuius t. p. pr.* — §. 260 *C. Herennium,* Vulg. *C. Hirtilium.* — §. 264 *tum ea ipsa celeritate,* Vulg. *t. rapida c.,* das in der That neben dem vorausgehenden *praeceps* nicht nur entbehrlich, sondern geradezu lästig ist. — §. 273 *Antiquam eius dictionem* zum Theil nach Stangl, der *antiquam e. actionem* schreibt für Vulg. *quam e. actionem.* — §. 278 *summa ista eloquentia,* Vulg. *cum i. e.* — §. 288 mit Umstellung *novam istam quasi de lacu ac musto fervidam orationem.* — §. 296 *sed tamen non isto modo. Ut Polycliti* cet., nämlich starke Interpunction nach *isto modo,* das sich nicht auf das folgende *sic tu* beziehen soll, sondern

gleich ist '*à ta façon, comme tu l'as fait plus haut*'. — §. 307 (p. XXXVII heißt es irrthümlich 306) versetzt M. den Satz *eodem anno — magistro* nach §. 312 hinter *veniremus*. — §. 320 *posset vix agnoscere*, Vulg. *posset cognoscere*. — §. 327 nimmt M. nicht, wie die meisten neuen Herausgeber, eine Glosse an und schreibt also: *quod et ingenii quaedam forma lucebat et exercitatio perfecta, verborum astricta comprehensione summam hom. admirationem excitabat*. — Die hier angeführten Vermuthungen M.s zeugen vielfach von bemerkenswertem Scharfsinne wie nicht minder von der Selbständigkeit seines Urtheiles. Einzelne davon werden jedenfalls als überzeugende Besserungen von den Herausgebern aufgenommen werden, aber auch diejenigen, die auf Widerspruch stoßen dürften, werden zu erneuter, fruchtbringender Betrachtung der betreffenden Stellen anregen. Aber nicht bloß in den genannten eigenen Conjecturen zeigt es sich, dass M. bei aller Vertrautheit mit der einschlägigen Literatur doch seine Unabhängigkeit sich zu wahren wisse, sondern nicht minder auch darin, dass er Lesarten der Überlieferung, die von den neueren Herausgebern verlassen wurden, festhält und oft mit treffenden Gründen zu stützen sucht, so §. 14 *omnem rerum memoriam*, §. 21 *sane* L (Vulg. *plane*), §. 23 *nulla res*, §. 29 *compressione rerum breves* (St. *comprehensione*); das allerdings singuläre Wort wird doch durch den Gebrauch von *pressus*, insbesondere aber durch die Wendung *compressius loqui* de fin. 6, 17 ausreichend gestützt. §. 32 *et perfectus magister*, §. 35 *quo quisquam esset elatius*, diese Lesart von L und Charisius vertheidigt M. mit beachtenswerten Gründen gegen Stangls Änderung *exstet*, die sehr bestechend erscheint, §. 43 *clam humatum addidit fuisse* (Vulg. *clam humatum, addidit (additque* Kays., Stangl*) fuisse*), §. 107 *occisus esset*, §. 117 schützt M. den Text gegen die Angriffe der Herausgeber, die eine Interpolation hier annehmen, wie mir scheint, mit treffenden Gründen, §. 166 *potentia* gegen Stangls *prudentia* u. v. a. — Der reichhaltige sachliche und stilistisch-rhetorische Commentar ist gleichfalls eigenartig und sehr sorgfältig zusammengestellt. Über den Wert der rhetorischen Erklärungen gerade bei dieser Schrift spricht sich M. Introd. p. XXXVII f. treffend aus. Recht instructiv sind auch die Belege, die M. aus den oratt. Rom. fragmenta beibringt, um Ciceros Urtheil über den betreffenden Redner zu erläutern oder zu berichtigen. Die Ausgabe ist zunächst für das Bedürfnis französischer Schulen angelegt, wie unter anderem die steten Verweisungen auf Riemanns '*Syntaxe latine*' zeigen, die in Frankreich besonders verbreitet zu sein scheint; aber sie wird auch über die Grenzen Frankreichs hinaus insbesondere bei den deutschen Gelehrten, durch deren Arbeiten ja die Kritik der rhetorischen Schriften Ciceros in erster Linie gefördert worden ist, die gebürende Anerkennung finden. Ja man darf sagen, dass künftig niemand, der sich mit der Kritik des Brutus befasst, der

Benutzung der M.schen Ausgabe wird entrathen können. — Die Ausstattung des Buches ist, was Papier und Druck anlangt, eine musterhafte zu nennen. Der Druck ist correct bis auf ganz geringe Versehen, wie S. 17, Z. 6 trenne *post-ea,* nicht *po-stea*; S. 32 NC. 3. Z. v. u. lies *a devant quo,* nicht *a. d. quis*; S. 170 NC. Z. 3 v. u. lies *illiciebat.*

Ciceros Rede für T. Annius Milo. Für den Schul- und Privatgebrauch erklärt von Fr. Richter und A. Eberhard. 4. Aufl. bearbeitet von Hermann Nohl. Leipzig, Teubner 1892.

Die Teubner'sche Verlagsbuchhandlung hat, indem sie die Neubearbeitung dieses Schulcommentars in Nohls bewährte Hand legte, entschieden eine glückliche Wahl getroffen. Das Buch repräsentiert sich nunmehr in ziemlich veränderter Gestalt. Der Umfang hat gegenüber der 3. Auflage durch zahlreiche Kürzungen und Streichungen sogar abgenommen (110 gegenüber 112 Seiten der 3. Auflage). Doch erscheint als eine neue und gewiss vielen nicht unwillkommene Zuthat jetzt auch das Argumentum des Asconius hinter der Rede abgedruckt und mit erklärenden Anmerkungen versehen. Die Einleitung ist vielfach umgestaltet theils durch manche ziemlich umfangreiche Zusätze, theils dadurch, dass sie stilistisch ausgefeilt und im Ausdruck da und dort geglättet und berichtigt wurde. Ganz offenbar hat N. sich auch bemüht, die Fremdwörter, deren sich die frühere Darstellung ziemlich fleißig bediente, so gut wie gänzlich und zwar mit Geschick auszumerzen.[1]) So hat die Einleitung unter der nachbessernden Hand Nohls mehrfach gewonnen. Die Citierung wissenschaftlicher Quellenwerke, gleichfalls häufig in der früheren Bearbeitung, hat N. grundsätzlich aufgegeben, indem er mehr die Benützung des Buches für Schulzwecke im Auge hatte. — Auch in den Anmerkungen zur Rede selbst beschränkt sich N. auf das wirkliche und unmittelbare Bedürfnis der Schüler und beseitigt alles, was darüber hinausgeht. Namentlich sind es auch hier wieder zahlreiche Citate aus lateinischen und griechischen Autoren, die infolge dessen wegfielen. Sehr zu billigen ist, dass der durch die Kürzung der Anmerkungen gewonnene Raum nunmehr der Übersichtlichkeit derselben zustatten kommt, indem jetzt die einzelnen Noten auch durch gesonderte Zeilen getrennt erscheinen. Denn die Art, wie sonst in den Teubner'schen Schulcommentaren (wenigstens zu Cicero und Cäsar)

---

[1]) Dieses Streben zeigt sich nicht bloß hier, sondern auch in den Anmerkungen zur Rede selbst. So wird da beispielsweise für *exordium* durchaus 'Eingang', für *narratio* 'Erzählung des Thatbestandes', für *probatio* 'Beweisführung' usw. gesagt. Doch könnten hier immerhin die lateinischen technischen Ausdrücke wenigstens in Klammern dem Schüler vorgeführt werden, da sie doch gang und gäbe sind und doch andere fremde Bezeichnungen wie 'adversatives Asyndeton' u. ä. auch nicht umgangen werden konnten.

die Anmerkungen in kaum zu entwirrendem Neben- und Durcheinander das suchende Auge ermüden, ist ein bekannter Übelstand der sonst so vortrefflichen Ausgaben. — Aber auch in textkritischer Beziehung ist die Ausgabe interessant. Es ist die erste Ausgabe der Miloniana in Deutschland, welche Clarks Collation des codex *Harleianus*, in welchem der englische Gelehrte richtig den verloren geglaubten *cod. Coloniensis* erkannt hat (vgl. *Anecdota Oxoniensia* VII, Oxford 1892), für die Kritik der Rede verwertet. Doch während Clark den Harleianus für die weitaus beste Quelle der Überlieferung hält, erscheint dem neuen Herausgeber auch heute nach dem Bekanntwerden sämmtlicher Lesearten dieser Handschrift immer noch das Urtheil richtiger, das Baiter, Richter und Müller über die Kölner Handschrift nach den Excerpten des Guilelmus und Modius gefällt hatten. Sicher ist, dass H(arleianus) manche gute Lesarten enthält, die in E T fehlen, aber er ist, wie N. hervorhebt, nicht zuverlässig, denn seine Quelle ist in willkürlicher Weise *sine exemplari* durchcorrigiert worden, und er selbst ist sehr nachlässig geschrieben. Hiefür bringt N. eine Anzahl instructiver Belege bei (S. 109). Insbesondere finden sich ziemlich viele willkürliche und meist geradezu fehlerhafte Änderungen von Tempus, Modus und Numerus. Überdies bietet H. an etwa 30 Stellen Zusätze, die sich überwiegend als falsch erweisen lassen. Auch fehlerhafte Wortstellung findet sich oft und außerdem eine große Zahl von Auslassungen — über 50 —, ein Beweis, wie flüchtig die Handschrift geschrieben ist. Doch meint N., dass hier doch vielleicht H. in einzelnen Fällen gegenüber den anderen Handschriften das Richtige biete. Treffend fasst er demnach sein Urtheil über H. also zusammen (S. 110): 'Aus diesem Grunde erscheint es bedenklich, eine Lesart auf die Gewähr von H. allein aufzunehmen. Dagegen ist H. von Bedeutung, wenn es sich darum handelt, zwischen E einerseits und TBS andrerseits zu entscheiden. In diesem Falle gibt in der Regel H. den Ausschlag.' S. 110 stellt N. auch die auf dem eben angeführten Grundsatze der Beurtheilung der Handschriften beruhenden Abweichungen des Textes dieser Ausgabe von dem seiner Textausgabe (Leipzig, Freytag 1888) zusammen. Es sind folgende: §. 6 *nobis saltem] saltem nobis* — 14 *inesset] inessent* — 39 *fecisset] fecit* — ib. *Tum] tamen* — 46 *qui scire] qui id scire* — ib. *ei esse] esse ei* — ib. der Satz *cuius iam pridem testimonio Clodius eadem hora Interamnae fuerat et Romae*, der sowohl in H. als auch bei Asconius fehlt, als Glosse getilgt — 50 *sustinuisset crimen] sustinuisset hoc crimen* — ib. *deinde multi] deinde ibi multi* — 52 *adhuc constare] constare adhuc* — 53 *ad pugnam] ad pugnandum* — 55 *nugarum in comitatu] in c. n.* — 59 *Clodius accessit] accessit* — ib. *domini morte] dominis morte* — 60 *arrepti] abrepti* — 65 *audire coguntur] cog. a.* — 69 *immutatis* getilgt, weil es auch in H. fehlt

— 70 (nicht 71, wie es S. 110 heißt) *vel iudicia]* die Lesart *vi iudicia* beruht nur auf H. — 79 *enim sunt] s. e.* — 82 *id quod] id cum* — 84 *non inest] et non inest* — 85 *commosse] commovisse* — 105 *elegit] legit.* — Dass N. auch sonst alles, was in neuerer Zeit für die Kritik und Erklärung der Miloniana geschehen ist, sorgsam verwertet hat, bedarf bei seiner bekannten Gewissenhaftigkeit nicht erst der Hervorhebung. So hat er auch an zwei Stellen den Ausführungen des Ref. in der Anzeige der Nohl'schen Textausgabe dieser Rede (Ztschr. f. d. öst. Gymn. 1889, S. 881—883, vgl. Progr. des Gymn. in Nikolsburg 1892, S. 14 bis 16) folgend seine frühere Ansicht aufgegeben. §. 15 nämlich hatte N. früher (mit Lehmann) mit Einschiebung von *interitum* also geschrieben: *non interitum* ⟨*puniendum*⟩ *putavit*, eine Vermuthung, die Ref. a. a. O. als dem Sinne der Stelle nicht entsprechend und unhaltbar zu erweisen suchte. Demnach schreibt N. gegenwärtig mit den übrigen Herausgebern *non interitum* (sc. *quaerendum*) *putavit*. Desgleichen hat N. jetzt auch §. 39 seine Bedenken gegen das in E allein hinter *senatus* fehlende *omnis* fallen lassen, da Cicero eben hier wie öfters (vgl. die vom Ref. a. a. O. beigebrachten Belege) die Einstimmigkeit des Senates in den zu seinen Gunsten gefassten Beschlüsse hervorhebt und betont. — Der Druck zeigt musterhafte Correctheit. Und so wird sich denn das Buch sicherlich in seiner neuen Gestalt auch zahlreiche neue Freunde erwerben.

Ciceros Reden gegen L. Catilina und seine Genossen. Für den Schulgebrauch herausgegeben von H. Nohl. 2. verb. Aufl. Mit einem Titelbilde. Leipzig, G. Freytag 1893. Preis geh. 40 Pf., geb. 70 Pf.

Nohls Ausgabe der Reden gegen Catilina, die als eine treffliche Textausgabe bekannt und als solche auch vom Ref. in diesen Blättern gewürdigt wurde, repräsentiert sich hier in einem theilweise neuen Gewande. Die Neuerungen bestehen in folgendem: Zunächst gibt eine recht frisch geschriebene deutsche Einleitung ausreichenden Aufschluss über Ciceros Lebensgang, seine politische und literarische Thätigkeit. Hierauf folgt eine Zusammenstellung der wichtigsten Ereignisse aus dem Leben Ciceros und seiner Zeitgenossen in Form einer tabellarischen Übersicht. Daran schließt sich eine gleichfalls deutsch geschriebene Special-Einleitung zur Einführung in die catilinarischen Reden. Überdies gehen auch noch jeder einzelnen Rede kurze Einleitungen mit Angabe des Gedankenganges vorauf. Auch ein Anhang ist beigegeben, in welchem über Senat und Volksversammlung zu Ciceros Zeit so ziemlich alles, was für Schüler wissenswert ist, in bündiger Form erörtert wird. Dass hier das von Nohl Gebotene auch durchaus verlässlich ist, versteht sich von selbst. Da und dort hätte einzelnes vielleicht etwas bestimmter gefasst werden können; so konnten

beispielsweise die Magistrate, denen das Recht zustand, den Senat zu berufen, etwas genauer bezeichnet werden, als dies S. 56 geschieht mit den Worten: 'Der Senat wurde gewöhnlich von den Consuln, oft aber auch von den Volkstribunen berufen.' Desgleichen hätte das so charakteristische Recht des Senators *tempus* oder *diem dicendo eximere* eine schärfere Hervorhebung als die bloße Andeutung S. 57 verdient. Bei der Schilderung des Verlaufes einer Abstimmung im Senate vermisse ich auch die Anführung der sogenannten *senatores pedarii*. S. 56 heißt es: 'Cicero hielt die erste Rede gegen Catilina im Tempel des Juppiter Stator, der auf dem Palatin nahe bei der Wohnung des Consuls lag.' Die Worte sind so gefasst, dass sie, vielleicht unabsichtlich, zu der Meinung verführen könnten, als sei gerade die Nähe der Wohnung des Consuls für die Wahl dieses Tempels zum Sitzungslocal bestimmend gewesen. Nun war aber wahrscheinlich ein anderer Grund hiefür maßgebend: die Festigkeit des Gebäudes und dessen wohlgeschützte Lage (*hic munitissimus habendi senatus locus in Cat.* I, 1). Die Abweichungen vom Texte der früheren Auflage sind wenig zahlreich. Es sind folgende: I, 4 *huiusce modi*, II, 8 *ne ullo quidem in angulo* (mit Stangl), II, 10 *iam pridem deseruit* (mit α), III, 16 *delectos ac discriptos* (mit Stangl), III, 20 *in celso collocare* (mit α), III, 25 *infinitae caedi* (mit allen Handschriften), III, 26 *alter huius imperii* (mit α), IV, 30 *quam mihi illi* (mit Stangl). Es ist kein Zweifel, dass diese vorzügliche, auch vom Verleger sehr nett ausgestattete Textausgabe der catilinarischen Reden eine sehr beifällige Aufnahme finden wird.

Nikolsburg. Alois Kornitzer.

---

1. **Cornelius Tacitus Dialogus de oratoribus.** Für den Schulgebrauch erklärt von Georg Andresen, Oberlehrer am Askanischen Gymnasium in Berlin. 3. verb. Aufl. Leipzig, Teubner 1891. gr. 8°, 80 SS. Preis 90 Pf.

2. **Das Leben des Agricola von Tacitus.** Schulausgabe von Dr. A. Draeger, Director des königl. Gymnasiums in Aurich a. D. 5. Aufl. Leipzig, Teubner 1891. gr. 8°, IV u. 51 SS. Preis 60 Pf.

1. Ref. betrachtet als Vorwort, welches wie den früheren Auflagen so auch der vorliegenden fehlt, die Selbstanzeige Andresens, die vor kurzem im Jahresberichte des philol. Vereines zu Berlin (Anhang zum Juli-August-Heft der Zs. f. d. G.-W. 1892) erschienen ist. Daraus ist bezüglich der Einleitung zu entnehmen, dass nun der Herausgeber der gegenwärtig so ziemlich allgemein angenommenen Ansicht von dem taciteischen Ursprunge des Dialoges um einen Schritt näher gekommen. Auch über die Tendenz des Dialoges, soweit sie die Person des Maternus betrifft, ist jetzt A. anderer Meinung; er 'hebt daher nur mehr den Charakter des

Maternus und seine Bedeutung für die über das eigentliche Thema der Schrift hinausgreifenden Partien hervor und versucht, die Stellung dieser Partien innerhalb des Ganzen zu bestimmen'. — Im Texte finden sich zehn Abweichungen von der zweiten Auflage, im Commentar aber neben zahlreichen Streichungen nicht wenig neue Zusätze eigentlich erklärender Art. Infolge dieser letzteren Änderung ist A.s Ausgabe ein vorzügliches Schulbuch geworden, in welchem das dem Schüler zu bietende Maß grammatischer und sachlicher Kenntnisse gefunden ist. Ref. hat nur einige wenige Erweiterungen des Commentars vorzuschlagen. C. 7 belegt A. den Gebrauch von *audire aliquem* 'von jemandem hören' nur aus Ovid und Tacitus. Es ist zu bemerken, dass der Gebrauch von der bei Cäsar und Cicero sich findenden Verbindung *aliquem videre et audire* ausgegangen sein dürfte (Cäs. b. G. II, 12, 5 *operum, quae neque viderant .. neque audierant;* Cic. Verr. II, §. 79 *quod .. prodigium audivimus aut vidimus*; Pomp. §. 29 *quos aut vidimus aut audivimus*), dass aber schon beide auch bloßes *audire* mit dem Acc. im gedachten Sinne gebrauchen. So Cäs. b. G. II, 31, 4 *mansuetudine, quam ipsi ab aliis audirent*; Cic. Nat. d. II, §. 6 *eo ipso die auditam esse eam pugnam*; ad Att. XII, 11 *Attici hilaritatem libenter audio.* Vgl. Liv. II, 26, 4 *nocte una audito perfectoque bello Sabino.* — Der Analogie von *audire* folgt *accipere (aliquem)* c. 12 und 40; s. Cäs. b. G. VI, 21, 2 *reliquos ne fama quidem acceperunt.* Weitere Belege s. Philol. Anz. IX, 580. — C. 8 wird zu *quod non a principe acceperint nec accipi possit* die doppelte Function von *quod* als Object zu *acceperint* und als Subject zu *accipi* notiert. Im Grunde ist nicht verschieden Cic. de or. II, 10, 33 *quod et a Crasso tactum est et .. ille ipse Aristoteles .. adiunxit.* Vgl. noch Sall. Iug. 31, 18 *quod magis vos fecisse quam illis accidisse indignum est*; 35, 3 *movere quam senescere omnia malebat.* — C. 18 *in medio sitam:* 'gewöhnlich *in medio positam*'. Aber *situs* = *positus* ist schon bei Sallust (s. den Index von Dietsch) stark vertreten. — Zu c. 26 heißt es: '*sustineo* mit dem Inf. auch H. I, 37 und bei Quintilian.' Vorangegangen ist Ovid, der sich häufig (an circa 30 Stellen) dieser Construction bedient.

2. 'Benutzt habe ich Andresens Jahresbericht von 1887.' So lautet diesmal das lakonische Vorwort. Darnach blieben also nicht nur die beiden seit Erscheinen der vierten Auflage veröffentlichten Jahresberichte von Helmreich (in deren einem Draegers Ausgabe des Agricola unter Nachweis mancher Ungenauigkeiten besprochen wurde), sondern auch die Ausgaben von Schoene und Knaut unbeachtet. Übrigens kann auch der Einfluss des Andresenschen Jahresberichtes auf Dr.s Arbeit unmöglich tiefgehend gewesen sein, da wenigstens der kritische Anhang bis aufs Wort mit der vierten Auflage stimmt und die Seitenzahl des Buches dieselbe geblieben ist. Freilich wäre mit Änderungen im einzelnen bei

Dr.s Commentar wenig geholfen; an eigentlicher Erklärung, die der Schüler bei der Präparation bedarf, um zu einem auch nur elementaren Verständnisse und damit zu einer erträglichen Übersetzung zu gelangen, ist zu wenig geboten: eine gründliche Umarbeitung nach dieser Richtung wird Aufgabe der folgenden Auflage sein.

Wien. J. Golling.

Antonius Ludewig, Quo modo Plinius maior, Seneca philosophus, Curtius Rufus, Quintilianus, Cornelius Tacitus, Plinius minor particula *quidem* usi sint. Prager philologische Studien, herausgegeben von Otto Keller. 3. Heft. Prag, Dominicus 1891. gr. 8°, 76 SS. [1])

Nach W. Großmanns Schrift „De particula quidem" (Königsberg 1880), deren Untersuchungsgebiet die vorciceronische und die Zeit Ciceros selbst bilden, liegt jetzt eine ähnliche Arbeit über die im Titel genannten Schriftsteller der silbernen Latinität vor, und zwar, wie gleich hier bemerkt werden soll, eine Arbeit, die hinsichtlich der Sorgfalt in der Ausführung, der Klarheit in der Eintheilung und, was besonders hervorgehoben werden muss, der Vollständigkeit des Materiales dem Besten dieser Art mit Recht zur Seite gestellt werden kann. Es erhält aber namentlich der letzte Umstand erst seine volle Beleuchtung, wenn man erwägt, welcher Arbeit es bedurfte, um sich z. B. nur durch die Naturgeschichte des älteren Plinius, nicht bloß zählend, sondern studierend und erwägend hindurchzuarbeiten. Jeder wird daher dem Verf. für seine Arbeit umsomehr Dank wissen, je öfter er erfahren hat, wie wertvoll, ja unersetzlich solche Untersuchungen im gegebenen Falle werden können.

Eine kurze Einleitung gibt die herrschenden Anschauungen über Ursprung, Wesen und Bedeutung der Partikel, die zur Bekräftigung, Versicherung, Hervorhebung dient. In dieser Hinsicht kann sie zu einzelnen Wörtern, zu Satztheilen oder ganzen Sätzen gehören, und dies, sowie auch ihre Stellung sind wichtige Momente für ihre Bedeutungsentwicklung und geben dem Verf. die Gesichtspunkte für die Eintheilung seiner Untersuchung: I. quidem dient zur Hervorhebung oder Bekräftigung einzelner Wörter; II. es steht mit dem hervorgehobenen Worte oder mit einer Conjunction an der Spitze des Satzes und dient gewissermaßen zur Satzverbindung; III. es steht in Sätzen oder Gliedern der Rede, die sich aufeinander beziehen oder sich gegenüber stehen in scheinbar concessivem oder

[1]) Über diese Schrift ist bereits eine kurze Anzeige im 6. Hefte, S. 566 erschienen. Da uns aber noch diese ausführlichere zugegangen ist, so wollen wir ausnahmsweise einer zweiten Anzeige Raum gewähren.
Die Red.

adversativem Sinne. Jeder dieser Abschnitte zerfällt in zwei Unterabtheilungen. Um nun eine vollständige Vorstellung von dem reichen Resultate, das der Verf. am Schlusse selbst zusammenstellt, zu gewinnen, wird es nöthig sein, die Schrift selbst zur Hand zu nehmen; Ref. will nur die einzelnen Theile durchgehen und die Aufmerksamkeit auf solche Dinge lenken, welche ihm besonders wichtig und interessant erscheinen.

I *a* handelt von quidem, wo es, wie γέ, zur Bekräftigung, Auszeichnung, Hervorhebung oder Einschränkung eines Begriffes dient. Hier ist der auffallend seltene Gebrauch bei Tacitus und namentlich bei Curtius zu erwähnen. Wendungen, wie meo quidem iudicio, mea quidem sententia, mea quidem opinione, ut mihi quidem videtur, bei Cicero häufig, finden sich nur bei Quintilian; meo quidem iudicio einmal bei dem jüngeren Plinius. Auch fehlen Verbindungen von quidem mit certe und anderen versichernden Adverbien.

I *b* behandelt quidem bei einzelnen Wörtern, die zur Erklärung und Bestimmung des Voraufgehenden dienen.

Außerordentlich häufig ist dieser Gebrauch, dessen einzelne Arten in fünf Abtheilungen vorgeführt werden, bei dem älteren Plinius. Hier möchte ich mir die Bemerkung erlauben, dass (2) bei n. h. VIII, 177 „(bubus Indicis)“ zu entfallen habe, da das Gesagte vom Rinde überhaupt gilt; n. h. IX, 13 und XIX, 117 rechne ich nicht hieher. Auffallend selten gebrauchen quidem so Tacitus und Curtius. Erwähnenswert ist die Beobachtung, dass der ält. Plinius et quidem nur zur Anfügung einzelner Wörter, et ... quidem nur zur Anfügung von Sätzen gebraucht.

II *a* behandelt quidem mit dem bedeutsamsten Worte an der Spitze des Satzes, wo entweder das Voraufgehende durch das Nachfolgende weiter ausgeführt, bestätigt, durch Beispiele erläutert oder einer Ausführung etwas Neues hinzugefügt wird und ein Übergang stattfindet (quidem continuativum). In der Häufigkeit dieser Anwendung steht einzig da der ält. Plinius, was seine Erklärung in der kunstlosen, oft lockeren und abgerissenen Darstellung desselben findet. Auch bei Seneca ist dieser Gebrauch häufig, während er bei Curtius zurücktritt und ganz selten sich bei Tacitus findet. Auch ist dies eine Eigenthümlichkeit des ält. Plinius, dass er in diesem Sinne quidem höchst selten dem Relativum, weit öfter dem Demonstrativum oder Determinativum hinzufügt; auch bei Seneca und Tacitus tritt quidem nach dem Relativum stark zurück, und bei Curtius findet es sich nur einmal. Am meisten nähert sich in dieser Beziehung Ciceros Gebrauch Quintilian, der sich von jenem nur durch die seltenere Verwendung des Conjunctivs unterscheidet. Ähnliches gilt von dem jüngeren Plinius. Interessant gestaltet sich der Excurs über ego quidem und equidem. Ersteres findet sich nur ganz vereinzelt, bei dem ält. Plinius und bei Tac. gar nicht, während equidem in Verbindung mit der ersten Person

sehr häufig ist. Überraschend ist die Correctur, welche H. Jordan (Kritische Beiträge zur Geschichte der lateinischen Sprache, Berlin 1879, S. 324 f.) betreffs equidem bei dem ält. Plinius erfährt. Jordan hatte 26 Stellen gezählt, unsere Untersuchung weist 67 nach. Jordan behauptete, Plinius gebrauche die Partikel ganz in ciceronischer Weise, und der Gebrauch sei bei ihm gegenüber den anderen Schriftstellern der Kaiserzeit formelhaft beschränkt. An der Hand des gesammelten Materials wird nun dargethan, dass gerade das Gegentheil der Fall sei, dass z. B. gewisse Verbindungen, wie equidem mit dem Relativum in einschränkenden Sätzen oder mit ut in Wendungen, wie ut equidem arbitror, ut equidem reor, Cicero fremd seien, und dass der ält. Plinius die Partikel öfter und in größerer Mannigfaltigkeit gebrauche, als die übrigen behandelten Schriftsteller.

Aus dem Abschnitte II *b*, der quidem in Verbindung mit Conjunctionen behandelt, mag hervorgehoben werden der sehr häufige Gebrauch von et ... quidem, um den Übergang herzustellen zum ersten Gliede eines Gegensatzes. Bei jedem Schriftsteller sind die Fälle genau geschieden nach der Art, wie das zweite Glied des Gegensatzes mit dem ersten verbunden ist; das Fehlen der Conjunction ist am öftesten bei Tacitus zu beobachten. Si quidem findet sich fast durchgängig nur in dem Sinne von quoniam oder nam (enim). So bei dem ält. Plinius an 60, d. h. an allen kritisch sicheren Stellen allein, so bei Seneca, Tacitus und Plinius d. jüng. Nur Quintilian gebraucht die Verbindung einmal in conditionalem Sinne. Auch die Häufigkeit des Vorkommens variiert sehr. Nach dem ält. Plinius kommt Quintilian; Tacitus hat die Verbindung zweimal, Seneca einmal, Curtius gar nicht.

Der dritte Abschnitt handelt von quidem in Gegensätzen oder gegensätzlichen Gliedern. Die Partikel kann entweder *a*) dem ersten oder *b*) dem zweiten Gliede angehören. Im ersten Falle dient sie hie und da zur kräftigeren Hervorhebung, meist jedoch deutet sie auf ein concessives Verhältnis hin. Cicero schließt dieses concessive quidem bekanntlich fast durchwegs an das Personalpronomen an, bei der dritten Person an ille, is, auch an hic. Diesbezüglich nun bemerkt Dräger (Hist. Synt. I, S. 84), dass bis jetzt nicht nachgewiesen sei, inwieweit andere Schriftsteller diesen pleonastischen Gebrauch angewendet hätten. Des Verf.s Verdienst ist es, gezeigt zu haben, dass bei den in Rede stehenden Autoren nur eine Stelle sich finde, welche einigermaßen hieher gerechnet werden kann, nämlich Quint. XII, 1, 26. Anderseits aber bringt der Verf., wie ich nebenbei bemerken will, Dräger Succurs gegen Großmann. Jener bemerkt nämlich (Hist. Synt. II, S. 98) bezüglich quidem ... sed, dass dieser Gebrauch durch alle Perioden der Sprache gehe und so gewöhnlich sei, dass Belege überflüssig erscheinen. Dies rügte Großmann (a. a. O. S. 61). Aus der Zeit

vor Cicero aber bringt er selbst Fälle, und aus der silbernen Latinität hat der Verf. massenhaftes Materiale vorgelegt.

Noch soll auf die interessante Erscheinung im Gebrauche von non . . . quidem, sed und non quidem, sed hingewiesen werden. Cicero kennt nur non . . . quidem, sed; non quidem, sed gebraucht in ciceronischer Zeit nur Hirtius. Von unseren Schriftstellern kennen Seneca, Tacitus und Plinius d. jüng. nur non quidem, sed, Curtius nur non . . . quidem, sed; der ält. Plinius hat non . . . quidem, sed, Quintilian non quidem, sed häufiger.

Was endlich quidem bei adversativer Gegenüberstellung betrifft, so finden sich solche Fälle verhältnismäßig noch am häufigsten bei Seneca; Curtius und Tacitus kennen diesen Gebrauch nicht, und bei den übrigen ist er sehr selten und nimmt ab in der Reihenfolge: Plinius d. j., Quintilian, Plinius d. ä.

Diese Angaben dürften genügen, den reichen Inhalt der Schrift ahnen zu lassen. Abgesehen von neuen Gesichtspunkten, die sich dem Fachmanne aus derselben gelegentlich eröffnen werden, möge darauf hingewiesen sein, dass die historische Syntax schon jetzt wertvolle Ergänzungen erfahren hat. So ist S. 44 sq. wichtig für Dräger, Hist. Synt. II, S. 25, 13; S. 45 (et . . . quidem, sed et) dient zur Ergänzung von II, S. 109 n; II, S. 108 m erhält S. 46 eine Ergänzung aus dem ält. Plinius; zu II, S. 131 sind die Beispiele für quidem — vero und quidem — verum wichtig (p. 63 sq.); für quidem — ceterum kommen aus Curtius zu den von Mützell beigebrachten 10 Stellen noch sechs, und Dräger findet für diese Gegenüberstellung jetzt auch Belege aus Seneca, Tacitus und Plinius d. j.; für quidem bei der Widerlegung eines Einwurfes (Dräg. II, S. 133) stehen jetzt auch Fälle aus Seneca zur Verfügung p. 69.

Wie wichtig endlich solche Untersuchungen auch in textkritischer Hinsicht werden können, dies ergibt sich aus einem speciellen Falle. Plin. n. h. XXXV, 17 schrieb Detlefsen quibus ego quidem nullas aeque miror im engsten Anschlusse an eo quidem des Bamb; die übrigen Handschriften weisen auf equidem hin. Nun hat die Untersuchung ergeben, dass Plinius ego quidem nie, sehr zahlreich dagegen equidem gebraucht, und zwar häufig im Anschlusse an das Relativum und öfter in Verbindung mit dem Verbum miror. Mit Rücksicht hierauf wird auch für unsere Stelle die Entscheidung nicht schwer fallen.

Der Druck ist außerordentlich sorgfältig. Dass S. 41, Z. 6 v. u. Punctum für Komma steht, S. 57, Z. 10 v. o. die Ziffer 4 ausgefallen ist, sind kaum erwähnenswerte Dinge.

Wien. Franz Zöchbauer.

Griechische Lehrbücher.

Dr. E. Koch, Die Nothwendigkeit einer Systemänderung im griechischen Anfangsunterrichte statistisch begründet. Sonderabdruck aus dem 146. Bande der Neuen Jahrbücher für Philologie und Pädagogik. Leipzig, Teubner 1893.

Durch eine Statistik der in den ersten vier Büchern der Anabasis vorkommenden Verbalformen gelangt der Verf. zu folgenden Forderungen:

„1. Dass der Schüler in den ersten 200 Stunden mit den Perfectformen verschont werde und dann nur die wenigen einzuüben habe, die in Anabasis und Hellenika sich wirklich vorfinden;
2. dass er von der ersten Lection an den Indicativ aor. II. activi (ἔλαβον, εἶδον, ἦλθον) mechanisch erlerne und nicht nur deutschem Imperfect, sondern auch deutschem Perfect und Plusquamperfect entsprechend anwende;
3. dass er nach Einübung der Declination die Verba nicht nach grammatischen Gesichtspunkten, sondern nach ihrer Wichtigkeit für die Lectüre, also a verbo erlerne, zunächst mit Beschränkung auf Präsens und Aorist, sowohl activi als passivi (λαμβάνω, ἔλαβον, ἐλήφθην; λείπω, ἔλιπον, ἐλείφθην usw.);
4. dass er bei Einübung der Coni., Opt., Inf. und Participien zugleich an die bei Xenophon üblichen Arten der Nebensätze gewöhnt werde;
5. dass er das Futur zu einer Zeit erlerne, wo er seine vielfach modale Anwendung begreifen kann, also erst nach dem Aorist;
6. dass er daran gewöhnt werde, das griechische Imperfect als das Tempus fortlaufender Erzählung (für uns häufig ingressiv), den Aorist als den Ausdruck des summarischen Berichtes und der Constatierung von Facten anzusetzen."

Der Vorschlag Kochs bedeutet eine radicale Änderung der herrschenden Unterrichtsmethode im Griechischen, indem die Grammatik schon von vornherein vollständig in den Dienst der Lectüre gestellt wird. Und von diesem Gesichtspunkte aus scheinen mir die meisten Abänderungsvorschläge wohl durchdacht und jedenfalls beherzigenswert. Übrigens lässt sich in solchen Fragen eine Entscheidung vom rein theoretischen Standpunkte aus sehr schwer fällen. Der Prüfstein ist ja die praktische Erprobung, die übrigens auch schon erfolgt ist, wie wenigstens der Verf. versichert.

Ref. will und kann sich auch augenblicklich nicht in eine ausführlichere Erörterung dieser Frage einlassen, die von einem praktischen Schulmanne ausgehen muss. Nur Folgendes gestatte ich mir zu bemerken. Aus allen Versuchen, eine Änderung in der Methode des griechischen Unterrichtes vorzunehmen, geht, wie ich schon wiederholt in dieser Zeitschrift hervorzuheben Gelegenheit hatte, das Bestreben hervor, durch eine Neuerung auf methodischem Wege die Einbuße an Zeit zu ersetzen, die der griechische Unter-

richt durch die neuen preußischen Lehrpläne erlitten hat, wenn dies auch bei dem Koch'schen Vorschlag, dessen Urheber ja bekanntlich an einem russischen Gymnasium wirkt, nur mittelbar der Fall ist, da sich derselbe mit Recht als selbständiger Versuch einer Systemänderung bezeichnen lässt. Nach meiner Ansicht muss sich auf dem neuen Wege die Qualität des Wissens etwas anders gestalten als auf dem früheren. Was an Gewandtheit zum Übersetzen gewonnen wird, dürfte andererseits an der Sicherheit des Wissens verloren gehen, die bei den nach der älteren Methode unterrichteten Schülern gewiss in ziemlich beträchtlichem Maße vorhanden war. Es ist darum, wie mich dünken will, die Gefahr oberflächlicher Behandlung sehr naheliegend, zumal wenn man in Betracht zieht, wie beschaffen ein nicht unbeträchtlicher Theil des Schülermateriales ist. Auch darf man doch nicht übersehen, dass ein vollständiges Zurückdrängen des sprachwissenschaftlichen Standpunktes, der gewiss nur in sehr beschränktem Maße hervorgekehrt werden darf, den griechischen Sprachunterricht um einen nicht ganz unbedeutenden Theil seines Bildungswertes schädigt. Wenn man auch in der Schule nicht von „nebentonigen Tiefstufenformen" (S. 36, Anm. 18) sprechen wird, sind doch die sicheren Ergebnisse der indogermanischen Sprachwissenschaft von so erheblichem Werte, dass eine bewusste, den Zwecken der Schule genau entsprechende Ausbeute derselben dem Schüler einen nicht unbedeutenden positiven Gewinn an Wissen gewährt und ihn zugleich auf die Basis alles Wissens, die Vergleichung, methodisch hinleitet. Man darf ja doch auch nicht übersehen, dass der Unterricht in den alten Sprachen nicht allein praktische Zwecke verfolgt, sondern als ein Mittel der formalen Bildung überhaupt zu gelten hat.

A. Waldeck, Griechische Schulgrammatik entsprechend des Verfassers lateinischer Schulgrammatik und den Zielen der neuen Lehrpläne für alle Classen des Gymnasiums. Halle a. S., Waisenhaus 1893. VIII u. 115 SS.

Der Verf. stellt im Vorworte S. VI folgenden Satz auf: „Das aus der Grammatik zu Erlernende nun soll dem Schüler nicht in rein wissenschaftlicher, sondern in didaktischer Form und Gruppierung geboten werden." Man kann die Richtigkeit dieses Satzes nur dann zugeben, wenn diese didaktische Form nicht wissenschaftlich unrichtig ist. Denn ich muss gestehen, mein wissenschaftlicher Sinn sträubt sich, wenn ich lesen muss (S. 35) „*φράζ-ω* — *φραδ* (dem T-Laute wird *σ* hinzugefügt)", „*φυλάσσ-ω* — *φυλακ* (der K-Laut verwandelt sich in *σσ* oder *ττ*)". Natürlich sind diese gewiss verwerflichen Erklärungsweisen nur wegen *κρύπτω* eingeführt, um auf diese Weise einen zusammenhängenden Formenkreis zu schaffen. Oder sollen wir wirklich wieder lehren, in *στέλλω* sei *λ* verdoppelt, wie man S. 37 lesen

kann, alles um der Didaktik willen. Wahrscheinlich ist auch das Futurum *κομίσω* (S. 35) auf Rechnung derselben Didaktik zu setzen. Und sollen wir in der That wieder theilen *πύλ-η*, *πύλ-ης* usw., *πολίτ-ης* usw., *καλ-ός*, *πόλ-ις* usw. Ich muss gestehen, für solche didaktische Feinheiten fehlt mir das Verständnis. Natürlich ist der Verf. dieser Schulgrammatik auch ein grimmiger Gegner der Paradigmen, die er aber doch noch zum großen Theile beibehalten hat. Und wenn der Junge sich nun wirklich einmal nicht zu helfen weiß, wohin soll er sich denn um Aufklärung wenden? Mir will scheinen, dass auch hier allzu scharf schartig macht.

Wenn ich in den vorstehenden Zeilen einige auffällige Mängel unserer Schulgrammatik hervorgehoben habe, die sich meiner Ansicht nach auch durch didaktische Rücksichten nicht rechtfertigen lassen, so will ich andererseits nicht in Abrede stellen, dass die Zusammenfassung des Lehrstoffes namentlich in der Syntax im ganzen recht zweckmäßig und klar ist.

Dr. A. Kägi, Repetitionstabellen zur Kurzgefassten griechischen Schulgrammatik. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1893. 42 SS.

Diese praktischen und übersichtlichen Tabellen sind genau nach dem Muster der der Griechischen Schulgrammatik beigegebenen bearbeitet und zum größeren Theile mit diesen gleichlautend. Jedoch fehlen in dem Verzeichnis der Verba *ἀλέξω*, *ἄλλομαι*, *ἀμφιέννυμι*, *βιβρώσκω*, *βιόω*, *διψάω*, *ἐγείρω* und Medium, *ἐλέγχω*, *ἑλίττω*, *εὐλαβέομαι*, *ζώννυμι*, *κερδαίνω*, *κρούω*, *κύπτω*, *καταλεύω*, *νεύω*, beide *νέω*, *ὀρύττω*, *παίζω*, *πέτομαι*, *πλέκω*, *πτήσσω*, *πτύσσω*, *σβέννυμι*, *σείω*, *σιγάω*, *σιωπάω*, *τρέω*, *φρίττω*, *χαίρω*, *χόω*, *χώννυμι*, *χράω*, *χωρέω*. Desgleichen sind die kleingedruckten Verweise weggeblieben. In den Tabellen zur Syntax sind etwas gekürzt die Capitel von der Congruenz und von den nominalen Verbalformen. Ganz weggelassen ist der Abschnitt vom Pronomen.

Dr. M. Wetzel, Griechisches Lesebuch mit deutschen Übungsstücken für Unter- und Obertertia. 3. mit Rücksicht auf die neuen preußischen Lehrpläne umgearb. Aufl. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung 1893. XI u. 217 SS.

Die zweite Auflage (unter dem Titel „Griechisches Übungsbuch für Unter- und Obertertia") habe ich im 41. Jahrg. (1890), S. 438 f. angezeigt. Der Plan und die Einrichtung des Buches sind gleich geblieben, und es genügt daher in dieser Hinsicht, auf die früher erwähnte Besprechung zu verweisen, in der ich beide in ausführlicher Weise dargelegt habe. Diese neue Auflage hat aber mit Rücksicht auf die neuen preußischen Lehrpläne insoweit eine gänzliche Umarbeitung erfahren, als schon von den zur Ein-

übung der Comparation dienenden Stücken angefangen fast ausschließlich zusammenhängende Stücke zum Übersetzen geboten werden. Der zweite Theil („Erweiternde Wiederholung der Formenlehre") hat eine Vermehrung um drei griechische Stücke erfahren, während er früher nur deutsche enthielt. In den gleichfalls zum Theil neu bearbeiteten deutschen Stücken hat eine größere Anzahl unregelmäßiger Verba Berücksichtigung erfahren als in der zweiten Auflage.

Dr. H. Fritzsche, Kurzgefasste griechische Schulgrammatik. 2. vielfach verb. Aufl. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Goedel) 1893. XI u. 170 SS.

Eine Anzeige der (zuerst einzeln erschienenen) ersten Auflage der Formenlehre dieser Schulgrammatik findet sich im 38. Jahrg. (1887), S. 651 ff., desgleichen eine solche der ganzen Grammatik im 39. Jahrg. (1888), S. 527. In dieser neuen Auflage, die in der Anordnung des Lehrstoffes genau der ersten entspricht, wenn sie auch im Wortlaute des Textes häufig von der früheren Fassung nicht unwesentlich abweicht, nimmt die Formenlehre 82 (gegen 74), die Syntax 68 (gegen 50) Seiten ein, und ist ein allerdings sehr dürftiger Abschnitt „Hauptregeln der homerischen Formenlehre" (7 SS.) dazu gekommen. Die in den Fußnoten stehenden sprachwissenschaftlichen Erklärungen, die im Verhältnis zur ersten Auflage vermehrt und zum Theil auch verbessert worden sind, könnten entschieden noch correcter gefasst sein. Man vergleiche beispielsweise S. 24, wo unrichtig *κρείτων* = *κρέτjων* (die Sterne fehlen bei allen nur erschlossenen Formen) gesetzt wird. *κομιῶ* kann nicht aus *κομιδ-σέω* hervorgegangen sein, wie S. 52 zu lesen ist, sondern ist Analogiebildung. Unrichtig ist die S. 53 der Form *πέφασμαι* beigegebene Bemerkung $\nu + \mu = \sigma\mu$; ebensowenig ist *ἀμφιέννυμι* aus *ἀμφι-εσ-νυμι* lautgesetzlich hervorgegangen (S. 75). Von den Formen von *εἰμί* (S. 72) sind mehrere falsch erklärt. Die Liste solcher nicht zutreffender Erklärungen könnte noch vermehrt werden. In der homerischen Formenlehre sollte jedenfalls $\bar{\alpha} : \eta$ stehen statt $\alpha : \eta$, und dass in Formen wie *ἐείκοσιν* das ε für ϝ stehe, ist doch schon längst antiquiert. Was die Syntax anlangt, die eine wesentliche Bereicherung an Beispielen erfahren hat, so ist der genetivus materiae nicht mehr vorhanden und an die Stelle des „prädicativen" Particips ist jetzt ein „explicatives" getreten.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Lateinische Lehrbücher.

Vorschule für den ersten Unterricht im Lateinischen. Nach der kleinen lateinischen Sprachlehre und dem Übungsbuche von Dr. Ferdinand Schultz, Geh. Regierungs- und Provinzial-Schulrath zu Münster, unter Mitwirkung desselben bearbeitet von Dr. A. Führer, Rector des Realprogymnasiums in Wattenscheid. I. Grammatischer Theil. 2. verb. Aufl. Paderborn, F. Schöningh 1891. 8°, 60 SS.

Das Büchlein enthält den grammatischen Stoff zu dem vom Ref. wiederholt besprochenen 2. Theile, der den Übungsstoff nebst einem Wörterverzeichnisse umfasst (vgl. d. Ztschr. 1886, S. 842 f., und 1892, S. 510). Ref. hat die 1. Auflage in d. Ztschr. 1886, S. 840 besprochen. Eine Vergleichung der vorliegenden 2. Auflage mit dieser zeigt, dass an dem grammatischen Stoffe aus der Formenlehre, der mit Ausschluss aller Unregelmäßigkeiten und Beschränkung auf das für die Anfangsstufe Erforderliche in übersichtlicher Darstellung und knapper, aber klarer Fassung des Lernmaterials auf 60 Seiten zusammengestellt ist, sowie seiner Anordnung keine eingreifenden Änderungen vorgenommen worden sind. Was Ref. a. a. O. beanständete, erscheint in dieser Auflage beseitigt.

Unter den vielfachen Verbesserungen im einzelnen will Ref. nur die Beschränkung auf das Allernothwendigste bei der Fassung der Geschlechtsregeln hervorheben; allerdings sollte in den allgemeinen Genusregeln auch noch der Ausdruck „Städte" gestrichen werden, da mit Ausnahme der auf -us, die als Ausnahmen bei den Genusregeln der 2. Declination erscheinen müssen, die Endung das Geschlecht erkennen lässt. Entsprechend dem Grundsatze, der den Verf. bei der Zusammenstellung geleitet hat, der Jugend den Anfang des Lateinunterrichtes zu erleichtern, sollte als Pronomen der 3. Person is in den obliquen Casus neben ego und tu erscheinen mit den entsprechenden deutschen Formen von „er, sie, es" und nicht das Reflexivpronomen. Dieser Parallelismus mit den deutschen Formen ist ganz geeignet, die Einprägung und richtige Anwendung der lateinischen zu erleichtern. Anzuerkennen ist auch die durchgehende Quantitätsbezeichnung durch bloße Angabe der Längen.

Ref. ist überzeugt, dass das mit Geschick und pädagogischem Tact zusammengestellte und correct gedruckte Werkchen seinen Zweck vollkommen erreichen wird.

Vorschule zur lateinischen Lectüre für reifere Schüler. Von Wilhelm Wartenberg, Gymnasiallehrer. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Goedel) 1892. 8°, VIII u. 187 SS.

Der durch die Abfassung zweier gelungener Übungsbücher (vgl. d. Ztschr. 1890, S. 54 ff., und 1892, S. 425 ff.) den Lesern bekannte Verf. hat in dem vorliegenden Buche den Versuch gemacht, ein Lehrbuch zu schaffen, durch das reifere Schüler in

einem Jahrescursus die Kenntnis der lateinischen Formenlehre und der Grundzüge der Satzlehre soweit sich aneignen können, dass sie zur Cäsarlectüre befähigt erscheinen. Auswahl des Nothwendigsten unter strenger Ausscheidung des vorläufig Entbehrlichen und womöglich strenge Beschränkung auf den Wortschatz Cäsars neben einer derartigen Anordnung des Materials, die möglichst rasch zur Verwertung des Wortmaterials in Sätzen und zusammenhängenden Stücken führt, sind die Mittel zur Erreichung des gesteckten Zieles.

Der Verf. beginnt mit der Einübung der vier Conjugationen und verwendet dabei einzelne Casus aus der A- und O-Declination, die zu diesem Zwecke vorläufig nur in der erforderlichen Form angeführt und eingeprägt werden, lässt dann die systematische Einübung der A- und O-Declination folgen, an die sich das Hilfsverb mit einzelnen wieder ad hoc eingeführten Formen der E- (oder 5.) Declination anfügt, deren systematische Einübung neben der U- (4.) Declination den ersten Abschnitt abschließt. Zur Wiederholung dieser durch lateinische Einzelsätze eingeübten Partie dienen drei zusammenhängende deutsche Stücke. Als zweite größere Gruppe führt der Verf. nun die consonantische und I-Declination nach Stämmen geordnet vor nebst den passiven Zeiten und möglichst allen Grundformen der vier Conjugationen, die zur Lectüre nothwendig sind, und lässt sie durch zusammenhängende lateinische Stücke einüben. Den Abschluss dieser Partie bilden acht deutsche Wiederholungsstücke. Der dritte Abschnitt enthält die Einübung der Composita von esse nebst den Fürwörtern und die der unregelmäßigen und unvollständigen Verba durch zusammenhängende lateinische Stücke mit drei deutschen Wiederholungsstücken. Der letzte Abschnitt bringt zusammenhängende lateinische Übungsstücke zur Einübung des Gebrauches des Infinitivs, Gerundiums und der Participien und wird durch abwechselnde deutsche und lateinische Übungsstücke abgeschlossen.

Durch diese Anordnung des Stoffes, die auf dem Principe beruht, zuerst das Schwierigere zu stellen, um durch die Möglichkeit öfteren Zurückkommens auf dasselbe die sichere Einprägung dieses zu erzielen, und durch die reichliche Ausbeutung des Wortschatzes Cäsars in den Übungsstücken sowie durch die Einengung der syntaktischen Regeln auf das allein, was bei Cäsar sich häufiger findet, dürfte sich nach der Ansicht des Ref. das gesteckte Ziel erreichen lassen. Allerdings ist Ausdauer und Fleiß und sorgfältige Einprägung aller Formen sowie des im Anhange erscheinenden syntaktischen Materials nöthig, ferner die gewissenhafte Aneignung aller in den Übungsstücken vorkommenden Wörter und Phrasen, die am Schlusse in einem lateinisch-deutschen nach den Redetheilen geordneten und einem alphabetisch geordneten deutsch-lateinischen Wörterverzeichnisse enthalten sind.

Der Übungsstoff ist, wie dies auch bezüglich der beiden obengenannten, für die 1. und 2. Classe bestimmten Übungsbücher desselben Verf.s vom Ref. a. a. O. anerkannt worden ist, nach Inhalt und Form zu loben. Der Druck ist correct, die Ausstattung gut. Möge recht vielseitig die Probe mit dem Buche gemacht werden!

Übungsbuch für den Unterricht im Lateinischen. Von Dr. Friedrich Holzweißig, Director des königl. Victoria-Gymnasiums zu Burg. Cursus der Sexta. 3. verb. Aufl. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Goedel) 1891. 8°, 194 SS. Preis geb. 1 Mk. 75 Pf.

Der Stoff und die Anordnung desselben ist in der vorliegenden 3. Auflage im allgemeinen unverändert geblieben (vgl. d. Ztschr. 1886, S. 843 f.). Eine Vermehrung des Materials ist nur in den lateinischen Abschnitten 63 durch die Sätze 13 bis 17 und 67, 19—26 eingetreten. Um jedoch ausgesprochenen Wünschen nachzukommen, wurden zu den alten lateinischen und deutschen Abschnitten 13 lateinische und 13 deutsche Abschnitte als Anhang hinzugefügt, in denen die Formen der 1. Conjugation mit den regelmäßigen Formen der fünf Declinationen zugleich eingeübt werden. Diese können an Stelle der betreffenden alten Abschnitte oder neben diesen von denjenigen verwendet werden, die es für zweckmäßiger halten, das Verbum der 1. Conjugation gleich nach der 1. und 2. Declination einzuüben. Eine Neuerung ist ferner die Beifügung der Paragraphen der Grammatik bei den einzelnen Capiteln.

Der Form und dem Inhalte des Stoffes ist große Sorgfalt zugewendet worden. Abgesehen von der Rectificierung einiger Überschriften nach den in den betreffenden Abschnitten einzuübenden Formen und der Umstellung einzelner Sätze aus didaktischen Gründen erscheint der Text verbessert durch Einfügung entsprechenderer Wörter, Auslassung unpassender, überflüssiger oder gegen den classischen Sprachgebrauch verstoßender Wörter und Wendungen, Beseitigung unrichtiger Zeiten oder von den Hauptregeln abweichender Formen und Wendungen wie ne mit dem präsent. Imperativ, durch Anwendung der richtigen Wortstellung, namentlich bezüglich des Verbums am Ende des Satzes, des Genetivs vor dem zu bestimmenden Worte und des Vocativs nach einem oder mehreren Wörtern. Allerdings ist hierin nicht immer mit Consequenz vorgegangen worden; man vgl. z. B. bezüglich der Stellung des Genetivs 42, 8; des Verbums 87, 10; des Vocativs 10, 5, 8; 14, 1; 70, 5, 7; 143, 1 u. a. Auch bezüglich der Quantitätsangaben in den über den einzelnen lateinischen Abschnitten angeführten neuen grammatischen Formen (47, 48, 49, 50, 125, 146) und im Texte (66 u. a.) vermisst man Consequenz. Unpassend der Form nach ist für diese Stufe 109, 6 tempora mutantur nos et mutamur in illis.

Bezüglich des Textes der deutschen Abschnitte, die diesmal in fettem Drucke erscheinen, ist außerdem hervorzuheben, dass zur Erzielung einer richtigen Übersetzung gewissenhaft alle nicht zu übersetzenden Worte eingeklammert erscheinen, dass überall dort, wo eine noch nicht eingeübte Form benöthigt wird, diese in Klammer beigesetzt ist und ebenso, wenn ein ganz bestimmtes lateinisches Wort zu setzen ist, dieses oder das demselben genau entsprechende deutsche. Auffallend und singulär ist die Einklammerung von Pericles und Demosthenes neben den deutschen Namen 26, 9.

Gegen den deutschen Ausdruck ist selten etwas einzuwenden. Nicht zu billigen ist 160, 12 dass sie sagten st. zu sagen; 22 a schnelle und sichere Hilfe des Arztes st. von Seite eines Arztes oder die schn. u. s. H. des Arztes; 37 a 4 und 6 nicht st. kein; 41 a 13 Arbeiten st. Mühen, Anstrengungen und 14 rettete aus dem Tode st. vom Tode.

Das Wörterverzeichnis ist gleichfalls einer gewissenhaften Durchsicht unterzogen und so vervollständigt und vielfach richtig gestellt worden.

Der Druck ist correct. Das Buch ist bis auf den zu großen Umfang des Übungsmaterials ein recht brauchbares Hilfsmittel für den lateinischen Unterricht.

Vocabularium zu Tell, Lateinisches Lesebuch. I. Abtheilung für Sexta. Bearbeitet von Karl Jahr, ordentl. Lehrer am Humboldts-Gymnasium zu Berlin. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1891. 8°, 54 SS. Preis 60 Pf.

Der Herausgeber des Tell'schen lateinischen Lesebuches für Sexta und Quinta (vgl. d. Ztschr. 1882, S. 428 f.) hat sich der Mühe unterzogen, für die Schüler des 1. Jahrganges die Vocabeln nach den einzelnen Abschnitten geordnet in dem vorliegenden Werkchen herauszugeben. Wenn man die Ungeschicklichkeit der Anfänger im Aufsuchen der Vocabeln aus einem noch so wenig umfangreichen, alphabetischen Wörterverzeichnisse und den dadurch bewirkten Zeitverlust ins Auge fasst, können die Anstalten, an denen Tells Lesebuch eingeführt ist, dem Verf. nur zu Dank verpflichtet sein.

Die Vocabeln zu den ersten 74 Abschnitten von Einzelsätzen sind nach Redetheilen gruppiert, wobei in den Abschnitten zur Einübung der Declinationen die Adjectiva in Verbindung mit einem Substantiv erscheinen und in den Abschnitten zur Einübung der Conjugationen die Verba den anderen Redetheilen vorangehen. Die Vocabeln zu den weiteren 57 Abschnitten, die zusammenhängende Stücke und Einzelsätze enthalten, sind in der Reihenfolge ihres Erscheinens im Texte aufgeführt. Abweichungen von den Hauptgenusregeln sind cursiv gedruckt. Die Quantität der Wörter ist genau angegeben.

Der Druck ist correct und die Ausstattung entsprechend der des lateinischen Lesebuches. Das Büchlein wird dort, wo jenes eingeführt ist, willkommen sein.

Übungsbuch für den grammatischen Unterricht im Lateinischen bearbeitet von W. Oehler, G. Schubert, K. Sturmhoefel. 3. Theil für Quarta, mit einem Wörterverzeichnis. Leipzig, B. G. Teubner 1891. 8°, VIII u. 170 SS. Preis geh. 1 Mk. 60 Pf.

Das vorliegende Übungsbuch schließt sich an die von denselben Verff. für die 1. und 2. Classe herausgegebenen Übungsbücher (vgl. d. Ztschr. 1890, S. 990 ff.) an und enthält den Stoff zur Einübung der für die Classenlectüre nöthigen Regeln der Casuslehre und des für das Verständnis des Autors Unentbehrlichsten aus der Congruenz-, Tempus- und Moduslehre sowie der Präpositionen. Auch aus der Casuslehre ist manches übergangen und dem Pensum des nächsten Jahrganges vorbehalten worden, was für das Verständnis des Nepos nicht unentbehrlich ist, so die Regeln über interest und refert, über den transitiven und intransitiven Gebrauch der Verba des Affects, über das innere Object und den Beziehungsaccusativ, den Accusativ des Ausrufs, die Verba des Legens, Zusammenkommens u. dgl.

Dieses Übungsmaterial ist derart gruppiert, dass immer eine Partie des letzteren Stoffes dem Stoffe zur Einübung des Gebrauches der einzelnen Casus vorangeht. Innerhalb dieser größeren Gruppen (XIII) bestehen die einzelnen Abschnitte (44) aus einigen lateinischen Sätzen zur Ableitung der einzuübenden grammatischen Regeln und einer durchschnittlich vierfach so großen Anzahl in zwei Abtheilungen geschiedener deutscher Einzelsätze zur Einübung dieser Regeln. Den Sätzen zur Einübung des Nom. und Acc. c. inf. und der Participialconstructionen sind überdies noch die betreffenden grammatischen Regeln und Anweisungen über eine freiere Übersetzung in gedrängter Zusammenfassung vorangeschickt. In der Mitte und am Ende der größeren Gruppen erscheinen zur Wiederholung des eingeübten Stoffes zusammenhängende Stücke (14).

Was den Inhalt der Sätze anbelangt, ist die Auswahl des lateinischen und deutschen Übungsmaterials im allgemeinen als gelungen zu betrachten. Er ist interessant, lehrreich und der Bildungsstufe, für die das Buch bestimmt ist, ganz entsprechend. Allerdings lässt sich nicht leugnen, dass Einzelsätze mit ihrem discrepanten Inhalt und dem Mangel eines geschlossenen Gedankenkreises weniger fest haften als zusammenhängende Stücke. In dieser Hinsicht steht das Buch dem eben besprochenen von Holzweißig nach.

Hinsichtlich der Form des Übungsmaterials muss Ref. gestehen, dass die Verff. sich bemüht haben, den Schülern das Beste zu bieten. Fast durchgehends findet man correctes Deutsch sowohl in den vorausgeschickten grammatischen Regeln, die trotz der Kürze

sich durch Klarheit und Fasslichkeit auszeichnen, als auch in den Übungssätzen, in denen durch eingeklammerte Andeutungen und Vocabeln sowie durch Fußnoten und Hinweisungen auf die am Ende des Werkchens stehenden stilistischen Regeln zum richtigen lateinischen Ausdruck hingeleitet wird, aber nicht durch ein sogenanntes Lateindeutsch. Verstöße in dieser Beziehung kommen weit seltener vor, als dies in dem Übungsbuche für die 1. Classe seinerzeit der Fall war, und werden bei der Liebe und Sorgfalt, welche die Verff. ihrem Werke entgegenbringen, allmählich ganz verschwinden.

Ref. will nur auf einige hinweisen, von denen manche nicht vereinzelt vorkommen: 3, B 2 entführen würde st. entführe; 3, C 17 verbot, dass st. Inf. mit zu, vgl. S. 21, Regel 3, die dies ausdrücklich vorschreibt; 3, C 19 die Kräfte ausgiengen st. die Kraft; 29, C 24 als Cäsar die Stadt umschlossen bemerkte st. sah; 56, C 24 das Lob eines andern — das von sich st. das eigene; 13, B 11 wenn seine Gattin ihn schmähte, so trug Sokrates usw. st. wenn die Gattin den Sokr. schmähte, so trug er usw. oder S. trug, wenn seine Gattin ihn schmähte, da pronominelle Hinweisung auf ein erst im folgenden Satze stehendes Subject in einem vorangehenden Nebensatze unstatthaft ist; 8, A 8 sich für den Tod ihres Sohnes rächen st. conform dem lateinischen Ausdrucke „den Tod ihres Sohnes rächen"; 9 Z. 31 angethane Gewalt abwehren st. zugefügte Unbill; 20 (welche Zahl aus Versehen S. 44 ausgelassen ist) Z. 36 thaten ihnen Gewalt an st. legten Hand an sie, da jener Ausdruck eine bestimmte modificierte Bedeutung hat, die an dieser Stelle nicht passt; 18, B 4 zum höchsten Führer der Flotte (Latinismus !) st. Oberbefehlshaber, Admiral; 56, B 9 einzig von allen am höchsten hielt st. allein von allen am h. schätzte; 9 Z. 36 unter denen st. ihnen, und so öfter die obliquen Casus von der, die, das st. von er, sie, es; 7, C 28 u. ö. das Perfect in der Erzählung st. des Imperfectums; ebda. Gedächtnis jenes Tages st. Erinnerung an jenen Tag; VII, 1 muss wohl der Deutlichkeit halber „in einem sub- oder coordinierten Satze" hinzugefügt werden und zur Regel 5 S. 152, dass keiner sonst durch non ausgedrückt wird.

Der Druck ist correct; außer den S. VIII angeführten Druckfehlern ist dem Ref. nur noch die Weglassung der Abschnittsziffer 20 auf S. 44 aufgefallen. Die Ausstattung ist praktisch und nett. Das Buch wird sich beim Unterrichte recht brauchbar erweisen.

Wörterverzeichnis zu den Übungsbüchern für Sexta und Quinta von W. Oehler, G. Schubert, K. Sturmhoefel. Leipzig, B. G. Teubner 1891. 8°, II u. 81 SS.

Da bei der Benützung der von den genannten Verfassern herausgegebenen Übungsbücher für die beiden untersten Classen,

von denen das für die Sexta vom Ref. in d. Ztschr. 1890, S. 990 ff. besprochen wurde, während ihm das für die Quinta nicht zukam, nicht alle zu den einzelnen Stücken gegebenen Vocabeln gelernt wurden und auch von den wirklich gelernten manche in Vergessenheit geriethen, das Aufsuchen derselben in den nach Abschnitten geordneten Wörterverzeichnissen aber mit großem Zeitverluste für die Schüler verbunden war, tauchte bald das Verlangen nach einem alphabetisch geordneten, lateinisch-deutschen und deutsch-lateinischen Wörterverzeichnisse auf. Diesem entsprachen nun die Herausgeber durch das vorliegende Werkchen, das in knappester Form alle in den beiden Übungsbüchern vorkommenden Vocabeln enthält. Geschlechtsangabe und Hinzufügung des Genetivs bei Substantiven oder der Stammformen bei Verben kommen nur in zweifelhaften Fällen vor, sonst sind die Declinationen und Conjugationen nur durch Zahlen bezeichnet. Durch diese Kürze war es den Verff. möglich, dem Büchlein im Interesse raschen Nachschlagens einen möglichst geringen Umfang zu geben.

Vortheilhafter wäre es allerdings, jedem der beiden Übungsbücher ein besonderes alphabetisches, lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Wörterverzeichnis beizugeben, da die Benützung eines gemeinschaftlichen mancherlei Übelstände im Gefolge haben wird. Der Kostenpunkt kommt dabei nicht in Betracht, da der Preis getrennter Bändchen nur um eine Kleinigkeit sich erhöhen würde.

Vorläufig wird das Wörterverzeichnis auch in der vorliegenden Gestalt vielen Schülern willkommen sein.

Gedikes Lateinisches Lesebuch. Herausgegeben von Dr. Friedrich Hofmann, Director des Berlinischen Gymnasiums zum Grauen Kloster. Bearbeitet von Dr. Otto Stiller, ord. Lehrer am Berlinischen Gymnasium zum Grauen Kloster. 36. Aufl. Gütersloh, C. Bertelsmann 1891. 8°, 248 SS.

Von der Überzeugung getragen, dass ein zu hohes Niveau des Elementarunterrichtes schädlich ist, hat der Herausgeber in dieser neuen (36.) Auflage den in der vorhergehenden allerdings nicht überall in glücklicher Form gemachten Versuch, die Ergebnisse der Sprachwissenschaft theilweise in den grammatischen Unterricht einzuführen, so gut wie ganz aufgegeben, da er nur beim Verbum die Stammtheorie aufrecht erhalten hat, ohne jedoch Stamm, Bindevocal und Endung durch Trennungszeichen ersichtlich zu machen. Ref. will ihm daraus keinen Vorwurf machen, obwohl es nicht gerade nöthig war, das Kind mit dem Bade auszuschütten.

Anzuerkennen ist, dass alle Raritäten in den Genusregeln, deren Fassung übrigens bis auf einige Härten gebilligt werden kann, sowie seltene oder in den Schulautoren überhaupt nicht vorkommende Spracherscheinungen beseitigt sind. S. 22, 2 b muss celer ausgelassen werden, da der Genetiv celerium lautet.

Auch in der Fassung der den Übungen vorausgeschickten syntaktischen Regeln, die, wie Ref. wohl mit Recht annehmen kann, nicht etwa im vorhinein gelernt werden, sondern nur das, was durch gelegentliche Bemerkungen bei den Übungen auf dem Wege der Induction gewonnen ist, fixieren und systematisch zusammenstellen sollen, ist die bessernde Hand des Herausgebers sichtbar, obwohl da noch manches zu thun übrig bleibt. Ref. will nur hinweisen auf Erklärungen wie S. 73: Das Subject ist der Nominativ auf die Frage wer? oder was? Das Object ist der Accusativ auf die Frage wen? oder was? Apposition ist ein Substantiv, welches einem Worte (?) zur Erklärung beigefügt wird. Sonderbar ist auch die Fassung der Regel 31 S. 77, dass der Nominativ des Personalpronomens nur gesetzt wird, wenn er Accusativ ist, eine Regel, die übrigens ganz wegbleiben kann mit allem, was drum und dran ist, da sie in der Regel 29 liegt. Was soll 41 S. 81 „nach gewissen Ausdrücken, welche ein Hindern bezeichnen" st. „nach den Ausdrücken". Dass der Herausgeber hie und da nur ein bezeichnendes Beispiel reden lässt, ist löblich.

Der Abschnitt „Übungen" bedarf wohl auch jetzt noch, trotzdem schon vieles geschehen ist, einer sorgfältigen Sichtung. Hier finden sich noch sehr viele Sätze, die durch Inhaltslosigkeit sich auszeichnen (vgl. S. 38, 14 morbus durus filiae avunculo molestus non est u. dgl.), abgesehen davon, dass auch in dieser Ausgabe noch einzelne Casus zur Übersetzung abgedruckt sind, als ob den Schülern das Verständnis der Casus außerhalb eines Satzes beigebracht werden kann. Hält der Verf. solche Angaben zur Einübung der Declination für nöthig, so kann er die zahlreichen Beispiele bei den Paradigmen mit Adjectiven versehen, nur darf er dergleichen nicht ins Lesebuch aufnehmen. Auch die Form und die Wortstellung ist nicht überall correct; vgl. S. 92, 5 Corinthus, oppidum clarum et opulentum, a Romanis expugnata est st. expugnatum est. S. 93, 3 Thebae, caput Boeotiae, per paucos annos caput Graeciae fuerunt st. fuit u. a. Mit dem Weglassen der deutschen Übungsstücke ist Ref. nicht einverstanden. Sie bilden gewissermaßen den Probierstein für die Echtheit des erworbenen Wissens. Freilich muss darauf gesehen werden, dass sie auch einen bildenden und interessanten Inhalt haben.

Den Glanzpunkt des Werkes bilden die zusammenhängenden Erzählungen und Fabeln, die eine Fülle Geist und Gemüth anregenden und bildenden Stoffes bieten. Ihnen verdankt wohl auch das Buch seine 36. Auflage. Um ihretwillen sollte auch der Herausgeber es sich nicht verdrießen lassen, die dem Buche anderweitig anhaftenden, oben angedeuteten Mängel zu beseitigen.

Der Druck ist correct, könnte aber im Wörterverzeichnisse größer sein.

Lateinisches Lese- und Übungsbuch für Quinta von Dr. V. Müller, Oberlehrer in Altenburg. Altenburg, H. A. Pierer 1892. 8°, II u. 148 SS.

Alphabetisch geordnetes Wörterverzeichnis zu dem Lateinischen Lese- und Übungsbuch für Quinta von Dr. V. Müller, Oberlehrer in Altenburg. Altenburg, H. A. Pierer 1892. 8°, 32 SS.

Das Übungsmaterial ist in der Weise geordnet, dass der Reihe nach die Unregelmäßigkeiten in der Declination, der Stammformenbildung der vier Conjugationen, die distributiven Zahlen und die Zahladverbia, sowie der Gebrauch des Infinitivs (acc. c. inf.), der Participien, des Supinums und der umschriebenen Conjugation durch 109 zusammenhängende lateinische und 64 zusammenhängende deutsche Stücke zur Einübung gelangen. Die Zahl der deutschen Stücke ist deshalb geringer, weil ein deutsches oft mehreren lateinischen in stofflicher Beziehung entspricht. Sie behandeln dasselbe grammatische Material und bewegen sich oft in derselben Inhaltssphäre wie die lateinischen, immer aber arbeiten sie mit demselben sprachlichen Material, weshalb ihre Übersetzung nach ordentlicher Durcharbeitung der lateinischen Abschnitte den Schülern keine Schwierigkeit bereiten kann.

In inhaltlicher Beziehung führt das Übungsmaterial die schönsten Sagen und Geschichten des Alterthums den Schülern vor und wirkt so anregend auf Geist und Gemüth derselben ein. Der sprachliche Ausdruck der lateinischen und deutschen Übungsstücke ist im allgemeinen correct. Die Sätze sind durchsichtig gebaut und frei von unüberwindlichen Schwierigkeiten. Außerdem ist alles ausgeschlossen, was selten oder in der classischen Sprache überhaupt nicht vorkommt. Germanismen, wie magister benevolentissimus iterum me docuit S. 5, Z. 9 v. u. statt magister, vir benevolentissimus, kommen nur vereinzelt vor, müssen aber auch schon auf dieser Stufe vermieden werden.

Das Wörterverzeichnis enthält die zu lernenden Wörter nach den Abschnitten und in diesen wieder nach grammatischen Gesichtspunkten geordnet in fettem Drucke, während solche Wörter, die nur vorübergehend zum Übersetzen verwendet, aber nicht für immer eingeprägt werden sollen, durch den Druck gekennzeichnet sind. Die nöthigen syntaktischen und stilistischen Bemerkungen und Regeln sind als Fußnoten dem Wörterverzeichnisse beigegeben.

Schüler mit schwachem Gedächtnisse zu unterstützen ist das separat herausgegebene alphabetisch geordnete Wörterverzeichnis ganz geeignet, dem eine Zusammenstellung von 24 wichtigen Synonymen angefügt ist.

Ref. kann auch dieses Übungsbuch, das ganz im Geiste des von demselben Verf. herausgegebenen Übungsbuches für die 1. Classe (vgl. d. Ztschr. 1892, S. 429 f.) gearbeitet ist und wie dieses durch correcten Druck und hübsche Ausstattung sich auszeichnet, den Fachgenossen zur Verwendung beim Unterricht empfehlen.

Übungsstoff für das 2. Jahr des lateinischen Unterrichtes. Im Anschluss an die Vorschule für den ersten Unterricht im Lateinischen nach gleichen Grundsätzen unter Mitwirkung von Dr. Ferdinand Schultz, Geh. Regierungs- und Provinzial-Schulrath zu Münster, bearbeitet von Dr. A. Führer, Rector des Realprogymnasiums in Wattenscheid. 2. verb. Aufl. Paderborn, F. Schöningh 1892. 8°, VIII u. 153 SS.

Über das Übungsmaterial des vorliegenden Schulbuches nach Inhalt und Form, sowie über die Gruppierung desselben und die bei der Abfassung befolgten Grundsätze hat Ref. nach dem Erscheinen der 1. Auflage in d. Ztschr. 1889, S. 140 f. eingehend gesprochen. Eine Änderung in dieser Beziehung ist in der 2. Auflage nicht vorgenommen worden. Ref. glaubt daher bezüglich dieser Punkte mit einer Hinweisung auf jene Besprechung sich begnügen zu können und will nur auf die im einzelnen vorgenommenen Verbesserungen eingehen. Dieselben sind sehr zahlreich und erhöhen unstreitig den Wert des Büchleins.

Der Verf. hat eine Reihe von Sätzen (etwa 26 lateinische und 32 deutsche) gestrichen, in denen Unregelmäßigkeiten aus der Formenlehre enthalten waren, die über das Nothwendige hinausgiengen, oder solche Einzelheiten vorkamen, die für die spätere Schriftstellerlectüre nur geringe Bedeutung hatten, und als Ersatz dafür einige passendere lateinische und deutsche Einzelsätze und vier lateinische und ein kürzeres deutsches, zusammenhängendes Stück eingereiht, so dass der Umfang des Materials so ziemlich derselbe geblieben ist. Eine große Anzahl von Sätzen ist umgearbeitet worden, Germanismen in den lateinischen und Latinismen in den deutschen sind beseitigt. In den lateinischen zusammenhängenden Stücken fällt die Verbindung der einzelnen Sätze durch Partikeln statt der früheren unmotivierbaren Asyndeta angenehm auf; in den deutschen ist, wenn auch noch nicht überall, so doch an vielen Stellen das erzählende Perfect verschwunden. Viele Sätze haben eine durchsichtigere und fasslichere Gestaltung des Inhalts erfahren. Den Schülern dieser Stufe unbekannte Eigennamen haben entweder einem allgemeinen Begriffe weichen müssen oder haben einen erklärenden Zusatz erhalten (vgl. 12, 4 hostes st. Parthi und 100, 9 der Schriftsteller Livius st. Livius u. a.). Auch ist das Übungsmaterial vielfach durch Zusätze oder Weglassungen inhaltlich lehrreicher oder sprachlich richtiger geworden. Durch Umstellung einzelner Sätze sind inhaltlich verwandte aneinandergerückt, um so fester im Gedächtnis der Schüler zu haften. Das zusammenhängende Stück §. 37 hat nun seine Stelle mit Recht hinter den Einzelsätzen eingenommen.

Man sieht also überall die bessernde Hand, um das Büchlein immer vollkommener zu machen. Unpassend ist wohl ductus est von einem neugeborenen Knäblein S. 30, Z. 3 und auf dieser

Stufe, die esse stets mit einem prädicativen Adjectiv verbinden soll, obviam fuit ebd. Z. 13; ebenso tu ne cede malis 117, 22.

Auch die drei Wörterverzeichnisse sind einer sorgfältigen Durchsicht unterzogen worden.

Der Druck ist correct, die Ausstattung zweckentsprechend. Ref. empfiehlt das Büchlein als ganz geeignetes Hilfsmittel für den Lateinunterricht.

Übungsbuch für den Unterricht im Lateinischen. Von Dr. Friedrich Holzweißig, Director des königl. Victoria-Gymnasiums zu Burg. Cursus der Quarta. 2. neu durchges. Aufl. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Goedel) 1891. 8°, 208 SS. Preis 2 Mk.

Das in 2. Auflage vorliegende Übungsbuch, dessen 1. Auflage dem Ref. nicht in die Hände kam, bietet den Stoff zur Einübung der wichtigsten und unentbehrlichsten Regeln aus der Satz- und Moduslehre und der Casuslehre. Derselbe besteht aus 127 deutschen Abschnitten, denen überall dort, wo ein neuer Abschnitt der Grammatik zur Einübung gelangt, trefflich gewählte lateinische Sätze und zwar schon vom 5. Abschnitte an aus Nepos als Classenlectüre mit Stellenangabe zur Ableitung der Regel und zu eventueller Retroversion vorausgeschickt sind.

Das deutsche Übungsmaterial schließt sich stofflich und sprachlich an die Lectüre der gelesensten Biographien des Nepos (Miltiades, Themistocles, Aristides, Pausanias, Cimon, Thrasybulus, Agesilaus, Epaminondas), indem es diese erweitert, berichtigt oder erklärt und zwar in zusammenhängenden Stücken, wobei in ungezwungener Weise die grammatischen Regeln zur Anwendung kommen. Eine derartige Verwertung der Classenlectüre zur Einübung der grammatischen Regeln ist vom pädagogischen und didaktischen Standpunkte aus nur zu billigen. Sie erleichtert und fördert nebenbei die weitere Lectüre, macht das Gelesene zum geistigen Eigenthum der Schüler und lässt dadurch die grammatischen Regeln fester haften, als dies durch einen von der Lectüre abgelegenen Stoff geschieht. Auf stetige Wiederholung früherer wichtiger Regeln ist sorgfältig Bedacht genommen, selbst Rückblicke auf das Pensum der 2. Classe kommen wiederholt vor.

Die Form der deutschen Abschnitte ist dem Zwecke entsprechend, nur ist hie und da dem deutschen Sprachgebrauche infolge des Strebens, die Übertragung ins Lateinische dem Schüler zu erleichtern, nicht vollständig Rechnung getragen. Dies muss nach der Ansicht des Ref. schon auf der untersten Stufe geschehen. Auf Abweichungen ist durch kurze Bemerkungen in Klammern aufmerksam zu machen. Das Perfect in der Erzählung ist ein Latinismus, der vermieden werden muss, sonst gewöhnt sich der Schüler an diesen Fehler (vgl. 3, 11; 8, 24; 68, 30 u. a.). Nicht zu billigen ist dass ... möchte st. des Infinitivs mit zu (z. B. 23, 16 u. ö.), ebenso in Absichtssätzen das Imper-

fect st. des Präsens in Wendungen wie 48, 2 er schickte ... damit er ... überreden möchte st. überrede; ferner das Weglassen von worden, in Wendungen wie: ihr wisst, dass euch erzählt ist (3, 4); als er fragte, soll ihm geantwortet sein (26, 28); auch 10, 37 die Athener versprachen dem Aristagoras, als er bat st. auf seine Bitte, Schiffe zu senden u. dgl.

In dem sorgfältig gearbeiteten Wörterverzeichnisse sind die wichtigsten Synonyma, soweit sie auf dieser Stufe bekannt gemacht werden sollen, in gesperrtem Drucke im Texte und die wichtigsten bei der Lectüre zu erwähnenden stilistischen Bemerkungen unter dem Texte angegeben.

Der Druck ist correct, groß und gefällig. Ref. empfiehlt das Buch als eine gewissenhafte, mit didaktischem Geschicke durchgeführte Arbeit, der bei gewissenhafter Benützung der Erfolg nicht fehlen kann.

Lateinisches Vocabularium etymologisch geordnet und mit besonderer Berücksichtigung der Phraseologie bei Nepos und Cäsar zunächst für Quinta und Quarta zusammengestellt von Dr. S. Wesener. 3. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1891. 8°. IV u. 52 SS. Preis 60 Pf.

Die vorliegende 3. Auflage des vom Ref. in d. Ztschr. 1888, S. 345 f. seinem Inhalte, seiner äußeren Anordnung und seinem Werte nach besprochenen Werkchens unterscheidet sich von der 2. wesentlich nur in der äußeren Anordnung, indem die Verba nicht mehr nach dem Stammauslaute, sondern nach der Bildung des Perfects und Supinums aneinandergereiht sind. Ref. hält diese Anordnung infolge der Zusammenstellung des Gleichartigen für entsprechender zu festerer Einprägung der Perfect- und Supinbildung der Verba, auf die es doch neben der Einprägung der bei Nepos und Cäsar vorkommenden wichtigsten, von diesen Verben abgeleiteten Wörtern und mit ihnen gebildeten Phrasen vor allem ankommt. Daher ist auch die Neuerung zu billigen, dass dieselben nun in einer Zeile gleichsam als Überschrift für die unter ihr stehenden zwei Columnen der abgeleiteten Wörter (Substantiva, Adjectiva und Zeitwörter) gedruckt erscheinen. Die Übersichtlichkeit wird dadurch gefördert, ohne dass der Umfang des Büchleins bedeutend zugenommen hat (52 SS. gegen 50). Im einzelnen ist die Umstellung von fero etc. unter die unregelmäßigen Verba nolo etc. zu bemerken, das früher unter den Verben der 3. Conjugation mit l-, m-, n-, r-Stamme stand.

Der Inhalt ist wesentlich derselbe geblieben, nur 22 theils poetische theils in Nepos und Cäsar nicht vorkommende Phrasen und das Verbum opperior sind ausgelassen. Hinzugefügt ist semestris (S. 49) unter metior, da es sich bei Cäsar (allerdings nur b. c. 1, 9, 2) findet.

Außerdem finden sich noch hie und da stilistische Änderungen zur Erzielung eines besseren deutschen Ausdrucks oder größerer Klarheit und Genauigkeit.

Was den Wert und die Verwendbarkeit des Werkchens anbelangt, kann Ref. auf die a. a. O. gemachten Bemerkungen hinweisen. Der Druck ist correct.

Lateinisches Lesebuch aus Cornelius Nepos und Q. Curtius Rufus. Mit erklärenden Anmerkungen herausgegeben von Joh. Schmidt, k. k. Professor am akad. Gymnasium in Wien. Zwei Theile. 1. Theil: Text, Einleitung, Namensverzeichnis und 2 Karten. 2. Theil: Erklärende Anmerkungen. Wien u. Prag, F. Tempsky 1892. 8°. 1. Th. VII u. 71 SS., 2. Th. IV u. 27 SS. Preis beider Theile geh. 50 kr., geb. 70 kr.

Das Lesebuch enthält sechs Biographien aus Cornelius Nepos' 'De viris illustribus' und 18 Abschnitte aus der Alexanderbiographie von Q. Curtius Rufus; jene gehören zu den schönsten und sind ganz geeignet, bildend auf den Charakter der jungen Leser einzuwirken, während die letzteren so trefflich ausgewählt sind, dass sie den Charakter Alexanders, der an sich die Bewunderung und Begeisterung der Knaben erregt, nach allen Seiten hin im hellsten Lichte erscheinen lassen. Die als selbständige Abschnitte erscheinenden oder in die Erzählung verflochtenen Schilderungen und Beschreibungen sind fesselnd und wirken wie Ruhepunkte in den rasch dahineilenden Begebenheiten. Der Herausgeber hat streng zwischen Wichtigem und Unwichtigem geschieden, das zerstreuend Wirkende ausgelassen und nur das gebracht, was Person und Handlung charakteristisch hervortreten lässt, historische und chronologische Irrthümer, sowie alles gegen modern sittliche Anschauung Verstoßende beseitigt.

Dass neben diesen Änderungen des Inhalts auch vielfach die Form geändert werden musste, liegt auf der Hand. Dem Schüler auf dieser Stufe ein Lesebuch in die Hand zu geben, das alle Augenblicke eine Wendung bringt, die mit den in der Grammatik gelernten Sprachgesetzen im Widerspruche steht, geht nicht an. Die Befestigung der regelmäßigen Formen und Spracherscheinungen würde darunter leiden. In der Beseitigung dieser abweichenden Eigenthümlichkeiten zeigt der Herausgeber eine recht glückliche Hand. Auch im Periodenbau ist mit Geschick durch vorgenommene Änderungen Einfachheit angestrebt und so dem Schüler an mancher Stelle infolge weggeräumter Schwierigkeiten Auffassung und Übersetzung erleichtert worden. Ref. hätte noch hie und da einen Ablativus absolutus in einen Nebensatz umgewandelt, namentlich in den ersten Lesestücken an Stellen, wo die Auffassung jenes dem Anfänger schwieriger ist.

Die Anbringung der Jahreszahlen am Rande bei wichtigeren Begebenheiten ist gleichfalls ein glücklicher Gedanke. Diese werden dadurch unwillkürlich vom Schüler an andere derselben Zeit aus dem Geschichtscompendium ihm bekannten angegliedert und erhalten auf diese Weise eine erhöhte Bedeutung für die Concentration des Unterrichtes. Sie stehen im Dienste der guten

Idee, die den Herausgeber veranlasste, in der Einleitung außer den biographischen Notizen eine chronologische Tafel über die wichtigsten Ereignisse aus der griechischen und macedonischen Geschichte vom Jahre 500—323 zu geben und ein sorgfältig gearbeitetes Namensverzeichnis (S. 61—71) anzufügen.

Von demselben Geiste sind die erklärenden Anmerkungen des Verf.s durchdrungen, die als separates Bändchen dem Lesebuche beigegeben sind, offenbar um daheim gewissenhaft benützt, aber nicht in die Schule gebracht zu werden. Sie geben Andeutungen zur Wahl des richtigen Ausdrucks, klären sprachliche Schwierigkeiten auf und enthalten Verweisungen auf die Grammatik; sie unterstützen nicht die Bequemlichkeit und Trägheit des Schülers, sondern regen zum Denken und Nachbilden an.

Der Druck ist correct, die Ausstattung zweckentsprechend. Ref. empfiehlt das sorgfältig gearbeitete Buch, dessen Verwendbarkeit zwei beigegebene Karten (Graecia mit dem Seitenkärtchen Athenae und regna Persarum et Macedonum) noch erhöhen, den Fachgenossen.

De viris illustribus. Lateinisches Lesebuch nach Nepos, Livius, Curtius für die Quarta höherer Lehranstalten herausgegeben von Dr. Hans Müller. 2. Aufl. Hannover, Karl Meyer (Gustav Prior) 1892. 8°. XII u. 128 SS. Dazu das »Wörterverzeichnis« von demselben. Ebd. 26 SS.

Die vorliegende 3. Auflage des lateinischen Lesebuches von Dr. H. Müller ist mit Ausnahme von einigen Änderungen im Vorworte, die vom Standpunkte der neuen Auflage nöthig waren, und der S. 59, Z. 7 nach Livius VII 36, 8 erfolgten Correctur *in caelum ferrent*, welcher übrigens auch in der Phrasensammlung hätte Rechnung getragen werden sollen, während dort noch S. 119, 6 in caelum tollere steht, eine Phrase, die an sich nicht richtig ist, da bei tollere die Präposition *ad* üblich war, bei ferre und efferre dagegen *in*, und endlich der S. 121 der Phrasensammlung erfolgten Einfügung der in der 1. Auflage ausgefallenen Ziffer 8 ein wortgetreuer Abdruck der 1. Auflage. Auch der Druckfehler S. 26, Z. 6 Messenem ist stehen geblieben und die aus Sittlichkeitsrücksichten vom Ref. geforderte Änderung ex matre liberos procreavisset S. 25, 9 in matrem in matrimonium oder uxorem duxisset nicht vorgenommen worden.

Ref. kann daher den Leser auf das, was er bezüglich des Inhalts, der Auswahl desselben, der Bearbeitung des ausgewählten Stoffes, der Einfachheit des Satzbaues, der Correctheit der Sprache gelegentlich der Besprechung der 1. Auflage in dieser Zeitschrift 1892, S. 424 f. gesagt hat, verweisen und nur noch hinzufügen, dass die neue Auflage auch mit einem sorgfältig gearbeiteten, alphabetisch geordneten Wörterverzeichnisse

im Umfange von 26 Seiten versehen ist, das die Besitzer der früheren Auflage um den Preis von 30 Pf. durch jede Buchhandlung beziehen können. Die Nothwendigkeit dieses stellte sich dadurch heraus, dass die Vocabeln der vorhergehenden Stücke bei den folgenden stets als bekannt vorausgesetzt werden und so im Falle der Auslassung eines oder mehrerer den Schülern abgiengen. Durch dieses alphabetische Wörterverzeichnis neben dem nach Abschnitten geordneten ist jetzt eine größere Freiheit in der Auswahl bei der Lectüre gegeben.

Ref. kann es sich schließlich nicht versagen, einen Umstand anzuführen, der als Bestätigung seines günstigen Urtheils über den Wert des Buches gelten kann, dass nämlich das Buch schon in etwa 40 Anstalten zur Einführung gelangt ist.

Schulwörterbuch zu den Lebensbeschreibungen des Cornelius Nepos. Von Dr. Otto Eichert. 12. verb. Aufl. Breslau, J. U. Kerns Verlag (Max Müller) 1891. 8°, 262 SS. Preis 80 Pf.

Ref. hat gelegentlich des Erscheinens der 9. und 10. Auflage dieses Specialwörterbuches in dieser Zeitschrift 1878, S. 907 und 1881, S. 647 über die Anlage und den Wert desselben gesprochen. Der Verf. hat bei jeder Auflage sich bemüht, die Brauchbarkeit dieses Hilfsmittels für die Lectüre des Nepos zu erhöhen. Auch bei der vorliegenden 12. Auflage zeigt sich dieses Streben.

Das Augenmerk ist besonders darauf gerichtet worden, dass der Schüler nicht etwa durch eine übertriebene Kürze irgend einmal von dem Buch im Stiche gelassen oder zu einer unrichtigen Auffassung und Übersetzung geführt werde, anderseits aber auch nicht durch ein Zuviel unnöthigerweise Zeit beim Arbeiten verliere. Trotz der Vereinfachung der Bedeutungen einzelner Wörter ist überall darauf gesehen worden, dass die zur Übersetzung erforderliche sich leicht aus der ursprünglichen ergebe. Hervorzuheben ist auch, dass trotz des engen Anschlusses der gebrachten Übersetzungen an den lateinischen Text der deutschen Sprache keine Gewalt angethan ist und dass durch zweckmäßige Verweisungen auf andere Stellen die Präparation des Schülers bei Benützung dieses Hilfsmittels eingehender und nutzbringender sein wird.

Der Text von Nipperdey liegt der Arbeit zugrunde, doch sind auch die abweichenden Lesarten der Halm'schen Recension berücksichtigt.

Der Druck ist correct, die Ausstattung zweckmäßig. Ref. empfiehlt das Werkchen.

Wörterbuch zu den Lebensbeschreibungen des Cornelius Nepos. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. H. Haacke, vorm. Oberlehrer am Gymnasium zu Herschberg. 11. verb. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1891. 8°, X u. 200 SS. Preis 1 Mk.

Das Wörterbuch zu Nepos von Dr. H. Haacke ist dem Grundsatze, dem Schüler ohne Beeinträchtigung des Verständnisses der

einzelnen Wörter und Ausdrücke die Möglichkeit zu gewähren, eine verständliche, aber gegen die Gesetze des deutschen Idioms nicht verstoßende Übersetzung zustande zu bringen, in allen Auflagen treu geblieben. Zur Erleichterung dieser Arbeit trägt die umsichtige Auswahl und Beibringung der entsprechenden Bedeutungen bei. Was an solchen der Erreichung dieses Zieles ferne liegt, ist nicht aufgenommen oder in folgenden Auflagen sorgfältig ausgeschieden worden. In ähnlicher Weise gieng der Verf. bei der Anbringung von Citaten und Bemerkungen vor. Nach dieser Richtung hin arbeitete die bessernde Hand bei jeder neuen Auflage.

Auch die vorliegende 11. Auflage weist eine Reihe derartiger Änderungen auf, während die Anlage und der Charakter des Büchleins unverändert geblieben sind. In derselben sind auch alle griechischen Wörter als der Unterrichtsstufe der Schüler nicht entsprechend beseitigt, ferner ist die ältere Schreibweise vieler Wörter (loquutus, sequutus, quum, coniicio u. a.) aufgegeben und der Ballast von Lesarten älterer Ausgaben des Nepos, die nicht mehr gebraucht werden, über Bord geworfen worden. Außer einer nicht unbeträchtlichen Anzahl anderweitiger Verbesserungen haben nun auch die Namen minder bedeutender Personen eine kurze Erklärung erhalten.

Dies möge genügen, um zu zeigen, dass der Verf. in seiner Sorge für Vervollkommnung des Büchleins nicht erlahmt. Der Druck ist correct, das Papier besser. Das Büchlein wird in dieser verbesserten neuen Auflage den Kreis seiner Freunde vergrößern.

Schulwörterbuch zu den Commentarien des C. Julius Caesar vom Gallischen Kriege. Von Dr. Otto Eichert. Mit einer Karte von Gallien zur Zeit Cäsars. 7. revid. Aufl. Breslau, J. U. Kerns Verlag (Max Müller) 1891. 8°, 268 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Die vorliegende 7. Auflage des Schulwörterbuches zu Cäsars Commentarien vom gallischen Kriege unterscheidet sich, was Inhalt und Anordnung anbelangt, nicht wesentlich von der 5., die Ref. in dieser Zeitschrift 1881, S. 646 f. besprochen hat.

Im einzelnen weist sie eine Reihe von Berichtigungen zu Citaten und Bedeutungen auf, welche von der Fürsorge des Verf.s Zeugnis ablegen, mit der er an der Vervollkommnung des recht brauchbaren Hilfsmittels bei der Cäsarlectüre im Interesse der Schule arbeitet. Diesmal sind auch, um den Kreis der Benützung des Werkchens zu erweitern, die vom Kramer-Dittenberger'schen Texte abweichenden Lesarten der Ausgaben von Dinter und Holder berücksichtigt worden.

Unter Beziehung auf seine Bemerkungen über die Anlage und den Wert des Werkchens a. a. O. empfiehlt der Ref. die recht sorgfältige Arbeit.

Lateinisches Übungsbuch nebst statistischen Regeln für Tertia von Dr. J. Lattmann, Gymnasialdirector a. D. 2. umgearb. Aufl. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprechts Verlag 1892. 8°, 192 SS. Pr. 2 Mk.

Der Übungsstoff für die Unter- und Obertertia, der früher in zwei getrennten Heften erschienen war (vgl. d. Zeitschr. 1883, S. 206 f.), ist nun in der vorliegenden 2. Auflage in Rücksicht auf die eingetretenen Änderungen des Lehrplanes in ein Buch zusammengefasst worden. Dem Übungsstoffe sind stilistische Regeln, Synonyma und Phrasen nebst allgemeinen Bemerkungen für die Übersetzung vorausgeschickt (S. 8—32), die jedoch nicht auswendig gelernt werden sollen, sondern durch stetes Zurückweisen auf dieselben bei jedesmaligem Vorkommen einzuprägen sind.

Der dann folgende Übungsstoff für die Untertertia beschäftigt sich zunächst mit der Wiederholung und Ergänzung der Casuslehre und ist so gruppiert, dass die einzelnen Theile desselben aus drei Abschnitten bestehen, von denen die beiden ersten Sätze aus Nepos und Cäsar enthalten und der dritte zusammenhängende Stücke, in denen das Phrasenmaterial und zum Theil auch der Inhalt der beiden genannten Autoren verarbeitet ist. Die Sätze des ersten Abschnittes sind meist nur zur Wiederholung des früheren Pensums, die des zweiten zur Erweiterung desselben und die Stücke des dritten zur Wiederholung der im Gesammtabschnitte eingeübten Regeln bestimmt (S. 33—51). Den Abschluss dieser Partie bilden gemischte Übungen zur Casuslehre, die aus zusammenhängenden, nach Nepos gearbeiteten Stücken bestehen (S. 52—66). Daran schließt sich der Übungsstoff für die Regeln der Congruenzlehre, das nominale Prädicat, der Nom. und Acc. c. inf. in 12 Abschnitten von Sätzen aus Nepos und Cäsar und 15 Abschnitten zusammenhängender Stücke nach Nepos' Them. cp. 1—10 (S. 67—88) und das Material zur Einübung der Nebensätze (Final- und Folgesätze mit Anwendung der Reflexivpronomina und Causalsätze), das aus je drei Abschnitten von Einzelsätzen der oben angedeuteten Beschaffenheit besteht und durch ein nach Cäsar bearbeitetes zusammenhängendes Stück abgeschlossen wird, an welches sich zur Wiederholung des Gesammtstoffes der Untertertia 15 zusammenhängende Stücke nach Nepos Them. cp. 13 bis 18, Aristides, Pausanias und Cimon anreihen (S. 97—107).

Nun folgen Sätze und zusammenhängende Stücke zur Einübung der Modus- und Tempuslehre in der besprochenen Anordnung, theils aus Nepos, theils aus Cäsar entnommen (S. 108 bis 148). Zum Schlusse wird zur Wiederholung des Gesammtpensums der Obertertia den Schülern als freier zusammenhängender Übungsstoff eine inhaltliche Nacherzählung von Cäsars gall. Krieg lib. I—V, cp. 23 geboten (S. 149—182).

Der frühere Stoff ist wesentlich verringert durch Streichung überflüssiger oder nicht entsprechender Sätze und Umarbei-

tung und Kürzung vieler, sowie durch Ausscheidung zusammenhängender nach Nepos gearbeiteter Stücke, für welche allerdings ein theilweiser Ersatz durch Stücke nach Cäsar geboten ist. Das Übungsmaterial schreitet von bekanntem zu unbekanntem Stoffe, vom Leichteren zum Schwereren vor und zeigt dabei insofern ein inductives Vorgehen, als früher dagewesene Sätze, auf die durch eingeklammerte Seiten-, Abschnitt- und Satzzahlen hingewiesen wird, in veränderter Form in den A-Abschnitten erscheinen, und durch die Wahl und die Gruppierung des Stoffes die Verschmelzung des grammatisch-stilistischen Unterrichtes mit der Lectüre so bewerkstelligt wird, dass die vorangegangene präparativ und fördernd auf die kommende wirkt. Der Form nach erscheint das Übungsmaterial in einem recht correcten Deutsch. Die Schwierigkeiten, die daraus bei der Übersetzung hie und da entstehen, werden durch Verweisung auf die vorangehenden stilistischen Regeln und Synonyma beseitigt.

Der Druck ist correct, die Ausstattung nett. Ref. kann das Buch auch in dieser neuen Bearbeitung als ein treffliches Hilfsmittel beim Lateinunterrichte bezeichnen, das bei seinem gediegenen Inhalte und seiner übersichtlichen Gruppierung ganz geeignet ist, die Arbeit der Schüler zu einer gedeihlichen zu machen. Dasselbe sei hiemit allen Fachgenossen aufs wärmste empfohlen!

Übungen des lateinischen Stils für mittlere Gymnasialclassen (im Anschluss an die Lectüre des Corn. Nepos und C. Julius Caesar, nebst einem philologischen Commentar) von A. Mayer, ehemaligem Professor am Gymnasium zu Ravensburg. 5. und 6. Schuljahr (Tertia). Freiburg i. B., Herder'sche Verlagshandlung 1891. 8°, XVI u. 404 SS. Preis br. 3 Mk., geb. 3 Mk. 40 Pf.

Die Übungen zerfallen in zwei Theile, da sie für die 5. und 6. Classe bestimmt sind. Der erste Theil (S. 1—117) enthält 50 Übungsstücke, von denen jedes in sich abgeschlossen ist, der zweite Theil (S. 118—354) 80 Übungsstücke in 11 größeren zusammenhängenden historischen Abchnitten.

In stofflicher Beziehung bieten die Stücke des 1. Theiles interessante Begebenheiten aus der Geschichte der alten Römer, Griechen und Ägypter, ferner Vorfälle aus den Erlebnissen hervorragender Männer aller Zeiten, so dass sie nicht nur fesselnd und unterhaltend, sondern auch charakterbildend sind. Im 2. Theile werden epochemachende Ereignisse und Persönlichkeiten aus der alten, mittleren und neuen Geschichte aus geschichtlichen Handbüchern vorgeführt.

In formeller Hinsicht sind nicht alle Stücke gleichwertig, doch ist die überwiegende Zahl genügend zur Erreichung des gesteckten Zieles, dem Schüler die lateinische Syntax ihrem Hauptinhalte nach nicht in methodischer Reihenfolge, sondern außerhalb des systematischen Zusammenhanges in gründlicher und erschöpfen

der Weise einzuprägen, ohne dabei die Phraseologie und Synonymik aus den Augen zu verlieren. Bei der Bearbeitung der Stücke des 1. und der Auswahl der des 2. Theiles ist besonders darauf Rücksicht genommen, dass der bereits bekannte Wortschatz aus der Lectüre des Nepos und Cäsar möglichst vollständig verwertet werden kann. Dabei ist namentlich im 1. Theile ein Fortschreiten vom Leichteren zum Schwierigeren beobachtet, während im 2. Theile das chronologische Princip für die Anordnung im allgemeinen allein maßgebend war. In beiden Theilen ist übrigens reichlich Gelegenheit zur Einübung der wichtigsten syntaktischen und stilistischen Regeln geboten.

Das angestrebte Ziel sollen die Anmerkungen erreichen helfen, die wohl zwei Drittheile des ganzen Umfanges unseres Buches ausmachen und eine Fülle grammatischen [1]), phraseologischen und stilistischen Lehr- und Lernstoffes bieten, um den Schüler zu einer correcten und classischen Übersetzung zu führen. Die angegebenen Phrasen und Beispiele sind Cäsar und Nepos entnommen, und nur für Ausdrücke und Wendungen, welche sich bei diesen Autoren nicht finden, sind Cicero, Sallust und Livius zur Verwendung beigezogen.

Dass bei der Fülle des gebotenen Materials viel Überflüssiges untergelaufen ist, lässt sich nicht leugnen. So findet sich viel Lexikologisches, das füglich wegbleiben konnte; manche grammatische Regel, die der Schüler kennen und anzuwenden imstande sein muss, ist überflüssigerweise mit Beispielen belegt; Phrasen, die aus der Lectüre bekannt sein müssen, sind angeführt; viele sachliche und stilistische Anmerkungen verlieren sich zu sehr ins Detail und wirken dann eher verwirrend als klärend. In dieser Beziehung wird vom Verf. bei einer nächsten Auflage eine Sichtung vorgenommen werden müssen. Ref. sähe übrigens lieber die Anmerkungen nach Abschnitten geordnet am Ende des Buches oder ganz getrennt vom Texte in einem separaten Bändchen, damit sie beim Arbeiten benützt, aber nicht in die Schule mitgebracht würden; für gewissenhafte Schüler und für das Selbststudium sind sie allerdings auch unter dem Texte gut, verleiten aber hier Durchschnittsschüler zu leichtfertiger Vorbereitung, da sie sich auch in der Schule auf das Ablesen der Noten verlassen.

Ein lateinischer und deutscher Index in alphabetischer Ordnung am Schlusse (S. 355—404) erhöht die Verwendbarkeit des mit Sachkenntnis und Gewissenhaftigkeit gearbeiteten Werkchens, dem auf S. VIII—X treffliche Vorbemerkungen über die Behandlung der lateinischen Überschriften vorausgeschickt sind.

---

[1]) Die Verweisungen beziehen sich auf die lateinische Grammatik von Ellendt-Seyffert, 33. Auflage.

Der deutsche Ausdruck ist correct und klar. Selten finden sich Verstöße wie im zweiten Satze des ersten Stückes „denn obwohl er . . . gehört hatte, dass, wenn er . . lasse, selbst sterben werde". Nicht zu billigen ist auch die Anwendung der enklitischen Form des indefiniten Pronomens zur Bezeichnung der Rection des Verbums st. aliquis, da der Schüler dadurch verleitet wird, diese auch da anzuwenden, wo sie nicht gebräuchlich ist.

Der Druck ist gut, die Ausstattung gefällig. Ref. empfiehlt das Buch den Fachgenossen.

Lateinisches Übungsbuch für die mittleren Classen höherer Lehranstalten im Anschluss an Stegmanns lateinische Schulgrammatik. Bearbeitet von Dr. Ferdinand Hoffmann, Oberlehrer am Realgymnasium zu Gera, und Dr. Wilhelm Votsch, Oberlehrer an der Guericke-Schule (Realgymnasium und Oberrealschule) zu Magdeburg. 1. Theil. Leipzig, B. G. Teubner 1891. 8°, VIII u. 257 SS.

Die Einübung der Lehre von der Congruenz, der Regeln über den Gebrauch der Casus und der Pronomina ist der Zweck dieses für die 3. Classe bestimmten lateinischen Übungsbuches.

Als Material dazu sind aus der Sagenwelt der Griechen (Trojanischer Krieg) und Deutschen (Nibelungen, Gudrun, Waltharilied), sowie aus der alten, mittleren und neueren Geschichte gewählte Stoffe in zusammenhängenden Stücken bearbeitet. Diese Stoffe liegen im Gesichtskreise der Schüler, sind leicht fasslich und geeignet, das Interesse derselben zu wecken und sie zu fesseln. Wenn auch nur ein Theil derselben sich inhaltlich an die Classenlectüre anlehnt, ist doch stets, soweit es möglich war, auf die aus dieser gewonnenen Phraseologie Bedacht genommen, neben der aus Cäsar und Cicero. Zur Einübung der Congruenzlehre sind 28 Stücke bestimmt, zur Einübung der Regeln über den Accusativ 19, nebst 8 Stücken zur Wiederholung, den Dativ 23 und 9 zur Wiederholung, den Ablativ 32 und 9 zur Wiederholung, die Orts-, Raum- und Zeitbestimmungen 13 und 5 zur Wiederholung, den Genetiv 22 und 4 zur Wiederholung und zur Einübung der Regeln über den Gebrauch der Pronomina 6 Stücke.

Außerdem sind in einem Anhange zu den einzelnen Abschnitten außer den über die Orts- und Zeitbestimmungen noch Einzelsätze (S. 173—222) hinzugefügt, damit nach dem Ermessen des Lehrers bei bestimmten Capiteln jene oder die zusammenhängenden Stücke oder auch beide benützt werden können. Auch diese Einzelsätze bieten dem Inhalte nach kein buntes Allerlei, sondern weisen, soweit es möglich ist, einen verwandten Inhalt auf und bieten so dem Schüler geschlossene Gedankenkreise.

Der sprachliche Ausdruck ist gewandt, gut deutsch, nicht allzu frei, aber doch weit entfernt dem deutschen Idiom Gewalt anzuthun. Nothwendige Andeutungen zur Wahl der richtigen lateinischen Wendung finden sich unter dem Texte

mit den Ziffern der betreffenden Zeilen, die von den Herausgebern numeriert sind.

Damit das Buch, welches sich an die Stegmann'sche Grammatik anlehnt, auch neben anderen Grammatiken gebraucht werden kann, haben die Verff. über jeden Abschnitt die betreffenden grammatischen Regeln in möglichst knapper Fassung angebracht und die Paragraphen der Ellendt-Seyffert'schen Grammatik zu denen der Stegmann'schen hinzugefügt.

Druck und Ausstattung lassen nichts zu wünschen übrig. Ref. empfiehlt das Buch den Fachgenossen.

Wien. H. Koziol.

Über einige neuere Beiträge zur Geschichte des Humanismus in Österreich.

1. Andrzej Patrycy Nidecki. Jego życie i dzieła. Przedstawił Kazimierz Morawski. Kraków 1892.
2. Jakób Górski. Jego życie i dzieła. Przedstawił Kazimierz Morawski. W Krakowie 1892.
3. Listář Bohuslava Hasišteinského z Lobkovic. Nově uspořádal, doplnil a poznámkami opatřil Josef Truhlář. V Praze 1893. (Böhmische Akademie der Wissenschaften.)
4. P. Simon Rettenbachers Lyrische Gedichte. Mit Unterstützung der Leo-Gesellschaft herausgegeben von P. Tassilo Lehner O. S. B. Wien 1893.
5. Der Humanismus in Tirol unter Erzherzog Sigmund dem Münzreichen. Von Anton Zingerle. (Festgruß aus Innsbruck an die Philologenversammlung in Wien.)

1. Prof. Morawski, der rüstigste Arbeiter Polens auf unserem Gebiete wissenschaftlicher Forschung, benützt das Leben des bedeutendsten Philologen seines Volkes zu einer farbenreichen Schilderung aller jener Factoren und Verhältnisse, die auf den Humanismus in jenem Lande fördernd oder hindernd eingewirkt haben. Das Umsichgreifen des Protestantismus und die traurigen Zustände an der Krakauer Universität, welche die meisten katholischen Jünglinge zum Besuche ausländischer Hochschulen zwangen, übten einen schädlichen Einfluss aus. Dagegen erwarben sich der Hof, die Bischöfe und der Adel um die Ausbreitung der Renaissance bedeutende Verdienste. Besonders erwähnenswert sind die beiden Krakauer Bischöfe Zebrzydowski und Padniewski, in deren Diensten Nidecki stand. Die bischöfliche Hofhaltung findet an Morawski einen begeisterten und stilistisch sehr gewandten Darsteller. Nideckis Aufenthalt auf der Universität zu Padua gibt dem Verf. Gelegenheit, seine große Belesenheit auf dem Gebiete der italienischen Renaissance zu bethätigen. Selbst unscheinbare italienische Abhandlungen sind ihm bekannt.

Der zweite Theil des Werkes (S. 191—351) führt uns in die Zustände ein, die sich unter der Regierung Stephan Báthoris, der Nidecki an seinen Hof gezogen hatte, allmählich gebildet hatten. Während im XV. Capitel (S. 223—252) das geistige Leben Polens im Laufe jener Zeit einer ausführlichen Besprechung unterzogen wird, lernen wir im folgenden Abschnitte (S. 253—282) die Beziehungen kennen, die zwischen dem Hofe und Joh. Zamoyski bestanden. Nidecki starb als Bischof von Wenden im J. 1587. Die wissenschaftlichen Arbeiten dieses Gelehrten, unter denen die Ausgabe der Fragmente und Reden Ciceros neben einigen apologetischen Werken den ersten Platz einnehmen, finden an Morawski einen kundigen und beredten Beurtheiler. Die Polen besitzen an diesem Buche ein monumentales Werk, um das sie von jeder andern Nation Österreichs beneidet werden können.

Für Manutius S. 72 f. kann jetzt auf Dr. M. Fickelscherers Programm „Paolo Manutio, der venetianische Buchdrucker und Gelehrte", Chemnitz 1892, und auf dessen Ausgabe der „Pauli Manutii epistulae selectae", Leipzig 1892, hingewiesen werden.

2. Hier schildert uns der Verf. zunächst die Zustände an der heimischen Universität und zeigt uns, wie Górski die Fahne des Humanismus unter schwierigen Verhältnissen aufrechthielt. Dem populären Charakter dieser Abhandlung entspricht es auch, wenn die Aussichten näher erörtert werden, die sich graduierten Hörern der artistischen Facultät eröffneten. Dann begleiten wir Górski nach Italien und lernen dort bei dieser Gelegenheit auch noch andere Polen, z. B. Joh. Zamoyski, kennen. Nach seiner Rückkehr in die Heimat wurde Górski wieder Professor an der Krakauer Universität und später selbst Rector. Als solcher leitete er im J. 1582 die Festlichkeiten, die aus Anlass der Beendigung des sogenannten moskowitischen Krieges stattfanden. Stephan Báthori war ihm sehr geneigt, aber dennoch war er vielen Anfeindungen ausgesetzt. Górski war ein großer Philologe, aber auch ein großer Theologe, wie der Verf. ausführt. Besonders interessierte ihn der Versuch der Theologen Tübingens, die protestantische Kirche mit der griechisch-orientalischen zu vereinen. Kirche und Vaterland erkannten dankbar die Verdienste ihres treuen Sohnes an, wie es in der „Naenia funebris de morte Gorscii, Crac. Petricov. 1586" zu lesen ist.[1])

3. Bekannt ist die große Rolle, welche die Epistolographie in der Renaissance spielt. Nichts verschafft in die wechselseitigen Beziehungen der einzelnen Humanisten einen so gründlichen Einblick als die Lectüre der Briefe jener Zeit. Es kann deshalb nur

---

[1]) Soeben erschien gleichfalls in den Akademieabhandlungen Ludwig Ćwiklińskis gelehrte Arbeit: Klemens Janicki, Poeta uwieńczony (1516 bis 1543). W Krakowie 1893. Der Verf. liefert nicht nur eine ausführliche Lebensgeschichte, sondern auch (S. 145—190) eine gründliche Analyse der Werke des gekrönten Dichters Janicki.

gebilligt und mit Freuden begrüßt werden, wenn fortwährend neue Briefsammlungen veröffentlicht werden. In der uns vorliegenden Sammlung sind allerdings 189 Nummern der Ausgabe entnommen, die Thomas Mitis von sämmtlichen Werken des Bohuslav Lobkowitz in den Jahren 1562 und 1563 veranstaitete, und nur 10 Stücke anderen Quellen entlehnt, wie der Herausgeber p. XII—XVI darlegt. Sein großes Verdienst besteht darin, dass er von der meist falschen Datierung bei Mitis abgieng und eine selbständige chronologische Anordnung versuchte, der man nur in den seltensten Fällen die Anerkennung versagen kann. In der Einleitung wird ganz kurz der Lebensgang dieses bedeutendsten böhmischen Humanisten geschildert. Es soll nicht in Abrede gestellt werden, dass sich Truhlář, dessen sonstige Anschauungen über die Renaissance der Ref. in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ vom 21. April 1893 „Die Literatur über den Humanismus in Böhmen und Mähren“ darlegte, einer großen Mäßigung befleißigt. Den einzelnen Briefen sind in böhmischer Sprache kurze Einleitungen und Anmerkungen beigegeben, die eine Inhaltsangabe der Briefe und das zum Verständnis Nöthige in knapper Form enthalten. Leider ist nicht die Sitte der neueren Herausgeber beobachtet, die sich der heute üblichen Orthographie bedienen, wodurch Truhlář unbedingt viel Arbeit und dem Leser mancherlei Unbehagen bereitet wurde. Die Schriften der Humanisten kommen doch nie für die Wortformen der lateinischen Sprache in Betracht! Ein genauer Index nominum schließt dieses treffliche Werk ab. Diese Briefe sind eine wahre Fundgrube für die Geschichte Böhmens und des Humanismus in Österreich. Lobkowitz stand infolge seiner Geburt und seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit im regen Verkehr mit den ersten Gelehrten seiner Zeit. Deren ausführliche Würdigung wird Ref. an einem andern Orte geben. Der Hauptwunsch Lobkowitz', Bischof zu werden, gieng nicht in Erfüllung. Für die Geschichte Maximilians wäre jetzt wohl S. 170 besser auf Dr. H. Ulmann, Kaiser Maximilian I., Stuttgart 1884, 1891, zu verweisen. Truhlář erwarb sich durch diese mühevolle Arbeit ein bedeutendes Verdienst um die Aufhellung der Geschichte seines Volkes. Der böhmischen Akademie gebürt für die splendide Ausstattung dieses Werkes unser wärmster Dank. Bei der Lectüre dieser Briefe wurde im Ref. wieder der Wunsch nach einer ausführlicheren Biographie des Augustinus Olomucensis erweckt.

Bei dieser Gelegenheit soll auch den Freunden österreichischer Geschichtsforschung die erfreuliche Mittheilung gemacht werden, dass nach dem Anzeiger der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien vom 12. April 1890 Victor Bibl die interessante Briefsammlung des Conrad Celtis, die im Codex Vindob. Nr. 3448 erhalten ist, veröffentlichen wird. All das Lobenswerte, was Bibl a. a. O. von jener Briefsammlung vorbringt, muss vollinhaltlich bestätigt werden.

4. Eigentlich gehört Rettenbacher nicht mehr recht unter die Humanisten. Doch steht er noch unter deren Einwirkung. Der zweimalige Aufenthalt in Italien brachte dieses berühmte Glied von Kremsmünster nicht nur in directe Beziehung zu den berühmtesten Orientalisten Roms, sondern auch zu den bedeutendsten Geistern Italiens. Was er in Rom gesehen, verwertete er als Professor der Salzburger Universität, da ihm die Aufgabe zufiel, für studentische Aufführung dramatische Compositionen zu verfassen. Doch das Beste leistete er als Lyriker in Nachahmung horazischer Muster. Der Kenner wird diesen Umstand bedeutend genug finden, um bei ihm länger zu verweilen. Rettenbacher, der fast alle orientalischen Sprachen beherrschte, stand dem Griechischen kalt gegenüber. Wer erkennt hierin nicht sofort Scaligers Einfluss? Darauf gieng Lehner in der sonst trefflichen Einleitung leider gar nicht ein. Und doch wäre es sehr interessant zu untersuchen, wie weit die theoretischen Lehren der Renaissancepoetik auf ihn eingewirkt haben. Ebenso wichtig wäre es darzuthun, inwieweit der Dichter in den Silvae, der beliebtesten Gattung der Renaissance, sich an ältere Muster anlehnte. Hoffentlich wird der Herausgeber, der bereits sehr viel für die Würdigung seines Autors geleistet hat, dies bald nachtragen. Borinskis Buch wird ihm treffliche Dienste leisten. Und der Dichter, dessen Herz warm für die Kirche und sein Vaterland schlug, verdient in Österreich die größte Beachtung. Lehner würde seine Verdienste um denselben nur noch vermehren, wenn er eines Neudruckes oder wenigstens einer ausführlichen Abhandlung die für die Zeitgeschichte äußerst wichtige Schrift „Misonis Erythraei ludicra et satyrica“ wert halten würde. Ebenso dürfte für eine richtigere Anschauung der internen Klosterverhältnisse aus Rettenbachers Briefen noch viel zu lernen sein. Die Leo-Gesellschaft hat durch die splendide Ausstattung dieser Ausgabe Anspruch auf großen Dank von unserer Seite. Möchte sie nur auch recht bald darangehen, das im Jahrbuch der theologisch-philosophischen Section d. J. 1893, S. 13 versprochene „Corpus inscriptionum christianarum Austriae“ zu veröffentlichen! Wer sich mit Renaissance-Studien abgegeben hat, weiß, welchen Nutzen er aus solchen Arbeiten ziehen kann.[1])

5. Anton Zingerle ist auf diesem Gebiete der Forschung kein Neuling. Mit seltener Liebe und Hingebung sucht er die Geschichte seines engeren Heimatlandes aufzuklären. Es genügt auf dessen „Beiträge zur Geschichte der Philologie I.“ oder die Schrift „De carminibus Latinis saeculi XV et XVI ineditis“ zu verweisen. In dieser kleinen Abhandlung werden die Anfänge des

---

[1]) Einen südslavischen neulateinischen Dichter Ant. Resti behandelt Dr. M. Šrepel in den Abhandlungen der Agramer Akademie 1893 unter dem Titel 'O latinskoj poeziji Junija Restija'. Die ersten zwei Seiten orientieren auch über die älteren Zeiten.

Humanismus in Tirol unter Erzherzog Siegmund dem Münzreichen aufgezeigt. Auch für Tirol ist Enea Silvio der Wiedererwecker des classischen Alterthums. Sein Schüler ist der Trienter Bischof Johann Hinderbach, der im Bunde mit dem Georgenberger Abt Caspar Augsburger und dem kaiserlichen Rath Johann Fuchsmagen aus Hall im Sinne seines Lehrers wirkte. Diesen drei Männern verdankt der Humanismus in Tirol seine Entstehung und Erstarkung. Was sie für die Anschaffung von Büchern für die ihnen unterstehenden Bibliotheken, für die Hebung des geistigen Niveaus ihrer Kleriker gethan haben, findet man bei Zingerle in trefflicher Weise auseinandergesetzt. Ebenso sind die Verbindungen aufgezeigt, in denen diese Männer zu den bedeutendsten Gelehrten des Auslandes standen. Aus einer Anmerkung S. 5 erfahren wir, dass im nächsten Bande der Zeitschrift des Ferdinandeums in Innsbruck eine Specialschrift von Dr. v. Hoffmann-Wellenhof über Johann Hinderbach erscheinen werde. In Zingerles Schrift ist warme Begeisterung mit ruhigem Urtheile gepaart, wie wir es bei Schriften über diese Periode so selten finden. Wohlthuend wirkte auf den Ref. die Art und Weise, in der über Pius II. und Gregor Heimburg S. 7 gesprochen wird. Ebenso einverstanden ist er mit dem auf derselben Seite geäußerten Urtheil über die Tendenzen des älteren Humanismus. Wie sehr unterscheidet sich Zingerle von Truhlář! Gleichzeitig ersehen wir auch wieder aus dieser Arbeit, welch bereitwillige Aufnahme die neue Lehre bei den Habsburgern fand.[1])

Oberhollabrunn. Dr. Karl Wotke.

Emil Engelmann, Das Nibelungenlied für das deutsche Haus. Mit einem Facsimile der St. Gallener und der Hohenemser (Donaueschinger) Handschrift und einem Probeblatte des ältesten Druckes. Neue Ausgabe. Stuttgart, Paul Neff 1893. 8°, 282 SS.

— — Das Gudrunlied für das deutsche Haus. Mit einem Facsimile der Ambraser Handschrift. Neue Ausgabe. Stuttgart, P. Neff 1893. 8°, 177 SS.

— — Die Frithiofs-Sage. Das Lied von Frithiof dem Kühnen für das deutsche Haus. Nach den Quellen der alten isländischen und der E. Tegner'schen Frithiofs-Sage bearbeitet. Neue Ausgabe. Stuttgart, P. Neff 1893. 8°, 197 SS.

Es ist nicht gut, sich im Bewusstsein der guten Sache in den Stolz des Gelehrten zu hüllen und irgend eine Behauptung,

---

[1]) Über die Humanisten Dalmatiens belehrt uns ganz kurz Mussafia S. 215 und 216 in dem Dalmatien betreffenden Theile des Werkes 'Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Wien 1892.' Einiges bringen auch die soeben über Gundulic veröffentlichten Festschriften und größeren Zeitungsartikel.

sei sie auch so seltsam wie die des Verf.s, die überlieferte Fassung des Nibelungenliedes stamme von Wolfram von Eschenbach, vornehm zu ignorieren; denn dann kommt in einem zweiten Buche die Frage „Wenn es nach den Nachweisen, die von dem Verf. in seinem 'Nibelungenlied für das deutsche Haus' (Nachwort) gegeben und die bis jetzt von keiner Seite widerlegt wurden, wahrscheinlich ist, dass der Umdichter des Nibelungenliedes Wolfram von Eschenbach heißt, sind gewichtige Bedenken gegen die Vermuthung vorhanden, dass er auch der Umdichter des Gudrunliedes ist?". — Und schließlich hat er alles gemacht, was uns aus jener Zeit anonym überliefert ist, und das ganze „deutsche Haus", glaubt es, es geht über in die populären Literaturgeschichten und die Bücher erscheinen in immer neuen Ausgaben, großen und kleinen; denn „die Nachweise sind von keiner Seite widerlegt worden". Da in unserer Wissenschaft die Wahrscheinlichkeiten nicht mathematisch fixiert werden können, sind freilich solche Gegner, die sich mit verschwindenden Wahrscheinlichkeiten begnügen, schwer zu widerlegen und kaum zu überzeugen. Man kann nichts thun, als die Gründe aus dem Wortschwall, in den sie eingehüllt sind, loslösen, ihnen die Gegengründe in klarer Weise gegenüberstellen und es dem unparteiischen Leser überlassen, sich das Facit herauszurechnen.

Die Gründe nun, die der Verf. anführt, sind die folgenden: 1. Wolfram wird als Dichter des Wolfdietrich D genannt (V, 133) und dieser zeigt in Sprache und Versart viele Ähnlichkeit mit dem Nibelungenlied; 2. Wolfram macht im Parz. 420, 20 ff. Anspielungen auf das Nibelungenlied, im Willehalm (z. B. 297, 16) aber Anspielungen auf den Parzival. „Es ergibt sich aus der Vergleichung dieser beiden Stellen mit Sicherheit, dass W. absichtlich aus dem einzigen Grunde, um hier an seinen Parz., dort an das Nibelungenlied zu erinnern, diese Andeutungen gemacht hat"; 3. Ähnlichkeit im Sprachgebrauche zwischen Parzival und Nibelungen; 4. die Erwähnung eines Landgrafen Irnfried von Thüringen, welche Würde erst seit 1130 bestand. Die Scene, in der Irnfried durch Volkers Hand 'ehrenvoll fällt', könnte „von Wolfram, um den Landgrafen von Thüringen" (an dem Hofe des Landgrafen Hermann weilte er ja längere Zeit) „mit dem Nibelungenlied und mit sich in Beziehung zu bringen, in entsprechender Weise bearbeitet worden sein"; 5. Bilder, Ausdrücke und Reime zeigen Ähnlichkeit; 6. die Ähnlichkeit der Nibelungenstrophe mit der des Titurel; 7. die letzte Erbin der Wildenberger, Anna von Sack-Wildenberg, heiratete in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts den Grafen Hugo v. Werdenberg, aus dessen Sammlung die St. Galler Handschrift stammt, welche den Parzival, Willehalm und das Nibelungenlied (allerdings daneben auch des Strickers Karl) enthält. Der Sitz dieser Wildenberger war die eine Viertelstunde von dem S. Gallischen Dörfchen Wildhaus entfernte Wildenburg, mit welcher nun das Parz. 230, 13 erwähnte Wildenberc identisch sein soll.

Dagegen ist nun zu erwidern: 1. dass Wolfram nicht der Dichter des Wolfdietrich sein kann, dass wir es vielmehr hier nur mit einer der in jener Zeit beliebten Spiegelfechtereien zu thun haben, hat Jänicke in der Einleitung zum 4. Bande des Berliner Heldenbuches nachgewiesen; 2. W. macht im Parzival auch Anspielungen auf andere Gedichte, ohne doch ihr Verfasser zu sein. Übrigens heißt es an jener Stelle in der Redaction C nicht, wie E. (Nibelungenlied S. 259) citiert, *gebouwen*, da *baejen* schwach conjugiert, sondern *gebrouwen*. Diese allgemeine Bedeutung von *briuwen*, die hier verlangt wird, fehlt merkwürdigerweise in unseren Wörterbüchern. Sie muss für die Etymologie unseres Wortes *Brod* (auch *Brei*) vorausgesetzt werden und findet sich noch im angelsächsischen *brîwan*, unter welchem Worte Bosworth-Toller aus dem Liber Medicinalis eine hübsche Parallele gerade zu unserer Stelle bietet: *brîw hi mete wiđ ele*; 3. dass im Parzival und den Nibelungen *Azagouc* und *Zazamanc* (alles übrige erledigt sich durch einen Blick in die Wörterbücher) vorkommen, soll es wahrscheinlich machen, dass beide den gleichen Verfasser oder vielmehr Bearbeiter haben. Wenn aber irgend etwas dem Gedichte Kiots, das E. als Quelle betrachtet, angehört, so sind es diese beiden Namen. Es müsste also hier das Nibelungenlied dieselben aus dem Parz. herübergenommen haben. *Rûmoldes rât* aber soll wieder umgekehrt im Parz. aus dem Nibelungenliede (und zwar nicht dem ursprünglichen, sondern dem von W. bearbeiteten) entlehnt sein: es ist mir nicht klar, wie E. sich das vorstellt. So lange es nicht nachgewiesen ist, dass W. keine französische Quelle außer Crestien gehabt hat, halte ich es für richtiger, mit Lachmann die Nibelungen für die Entlehner anzusehen, und zwar werden, je nachdem man der Redaction A oder B den Vorzug gibt, die beiden Namen auf einmal oder nur einer nach dem anderen entlehnt worden sein; 4. dies könnte höchstens beweisen, dass das Gedicht in vorliegender Gestalt erst nach 1130 abgefasst ist; wahrscheinlich ist aber die Landgrafschaft Thüringen älter (Schröder, Lehrb. d. deutschen Rechtsgesch. 487); 5. dieser Punkt wird nur angedeutet, das einzige Beispiel, das angeführt wird: W. vergleicht den anbrechenden Tag, das Nibelungenlied einen Ritter mit einem Raubvogel — wird wohl niemandem sehr gewichtig erscheinen; 6. wenn das irgend etwas beweisen soll, müsste W. ja auch die Kürenbergerlieder gedichtet haben; 7. dass W. nicht Herr auf jenem S. Gallischen Wildenberg war, wissen wir. Sowie er an jener Stelle, kann man aber andererseits nicht als Gast von dem Hause seines Wirtes reden, ohne die Gesetze der Gastfreundschaft und des Anstandes durch einen schlechten Witz gröblich zu verletzen. Wir werden also den Ort nach wie vor in Franken, wo die meisten der von W. genannten Orte liegen, zu suchen haben. Selbst wenn man diese Prämisse zugäbe, würde noch lange nicht in der Weise E.s zu folgern sein — da sie aber hinfällig ist, brauchen wir uns mit den Schlüssen nicht weiter zu beschäftigen.

Da nun gar kein Grund vorhanden ist, weshalb W. das Nibelungenlied gedichtet oder bearbeitet haben sollte, vielmehr ein sehr starker dagegen spricht: dass nämlich in zahlreichen, offenbar nicht dem Original angehörigen Stellen des Parz. die Persönlichkeit W.s charakteristisch hervortritt, während er im Nibelungenlied diese seine Subjectivität völlig verleugnet hätte, was zum mindesten unwahrscheinlich ist — so wird wohl jedermann das ganze Resultat dieses Anhanges zu dem einen Bändchen für durchaus falsch halten. Da aber auch die Anhänge zu den beiden anderen Bändchen, wenn auch in geringerem Maße, unbegründete und falsche Hypothesen enthalten, so scheinen mir diese Büchlein „für das deutsche Haus" gänzlich ungeeignet, ja schädlich. Denn für den Laien ist wie für die Kinder das Beste eben gut genug und nur die gesichertsten und klarsten Resultate der Wissenschaft sollten ihm mitgetheilt werden.

Gegen die Bearbeitungen der Texte ließe sich im einzelnen manches sagen: im ganzen lesen sie sich verhältnismäßig glatt. Bedürfnis nach denselben lag wohl keines vor, in Anbetracht der zahlreichen bereits vorhandenen, nicht besseren, aber auch nicht schlechteren Übersetzungen.

Bern. S. Singer.

Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm. Herausgegeben von Dr. Oscar F. Walzel. Berlin, Speyer u. Peters 1890. gr. 8°, XXVI u. 680 SS. Preis 18 Mk.

Eine junge und rührige Buchhandlung legt uns in dieser Publication ein umfassendes Quellenwerk ersten Ranges in glänzender Ausstattung vor; ein Unternehmen, das von den meisten deutschen Verlegern für ein großes Wagnis erklärt worden wäre, das aber doch in seiner Nothwendigkeit, ja Unentbehrlichkeit auch den Keim des Erfolges bergen dürfte. Seit langer Zeit ist der deutschen Literaturgeschichte keine Briefsammlung von ähnlicher Ausdehnung und Reichhaltigkeit beschert worden. Durch fast 40 Jahre (1791—1828) sich hinziehend, die Blütezeit der deutschen Dichtung umschließend, alle Perioden von Friedrich Schlegels Entwicklung, wenn auch nicht gleichmäßig beleuchtend, bilden diese 241 Briefe eine unerschöpfliche Fundgrube für die Geschichte des geistigen Lebens in dieser Zeit. Was diese Briefe für die romantische Schule und deren einzelne Vertreter, was sie für das Leben der beiden Schlegel und ihrer Genossen bedeuten, war durch Haym, Dilthey und Waitz, die sie für ihre Forschungen benützten, längst bekannt. Ihr ganzer Wert tritt uns aber erst hier entgegen, wo sie vollinhaltlich mitgetheilt sind. Der Herausgeber hat mit entsagungsvollem Eifer die dem Verblassen nahen, schwer leserlichen Schriftstücke entziffert, geordnet und commentiert. Er schickt eine

kurze orientierende Einleitung voraus, in welcher er sieben Abschnitte in Fr. Schlegels Entwicklung unterscheidet, die er kurz und richtig charakterisiert. Ein kleiner Widerspruch scheint mir in der Ausdrucksweise S. XVI vorzuliegen: „Während Wilhelm für sich und für die Romantik in den Berliner Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst unvergänglichen Ruhm erntet, geräth Friedrich in eine Periode immer ärgerer *Decadence*, der wir den Alarcos danken." S. XVII muss es wohl heißen: „Die Boisserees . . . ließen ihm ihre Vaterstadt Köln als das erwünschte Ziel erscheinen." — S. XXI ff. gibt der Herausgeber, leider in der winzigsten Petitschrift, Rechenschaft über „kritisch nöthige Eingriffe" in den Text der Briefe, und diese Tabelle, in der man sich nicht leicht zurechtfindet, muss zugleich ein Inhaltsverzeichnis ersetzen. Das ist um so störender, als der Herausgeber im Text selbst alles beiseite gelassen hat, was die Benützung erleichtern könnte, so dass man in diesem weiten Briefmeere ganz ohne Orientierungsbehelfe herumschwimmen muss. Es fehlen die Columnenüberschriften; ja nicht einmal den einzelnen Briefen werden die Jahreszahlen beigefügt, wenn der Schreiber sie weggelassen hat; selbst dort nicht, wo wie S. 207 Briefe aus zwei verschiedenen Jahren aufeinanderfolgen. Das heißt eine Tradition wieder aufnehmen, mit der die deutsche Philologie schon längst gebrochen hat und zu der sie nur zu ihrem Schaden wieder zurückkehren würde.

Die Erklärung dieses weitschichtigen Briefcorpus stellte an den Herausgeber ungewöhnliche Anforderungen. Walzel hat dabei eine große Belesenheit und vielseitige Kenntnisse, nicht bloß auf dem Gebiete der deutschen Literaturgeschichte bewiesen; vieles abliegende hat er aufgespürt, vieles verschollene wieder aufgefunden. Seine Citate sind äußerst sorgfältig. Oft aber möchten wir wünschen, statt eines bibliographisch genauen Titels jene Stelle des betreffenden Werkes wörtlich oder auszugsweise wiedergegeben zu finden, auf welche der Brief bezugnimmt. Ja es macht den Eindruck, als ob W. den Titel eines Buches um so genauer citierte, wenn er dasselbe selbst nicht in Händen gehabt hat.

Ich füge einige ergänzende Bemerkungen bei. S. 29 Brief 7 ist wohl unvollständig erhalten. — S. 94: „Dass mein Beruf mehr ist als Scheu vor der beharrlichen Selbstverleugnung, Gehorsam gegen die Befehle des Schicksals, Ordnung und Fleiß, die es braucht, um sich in einen bestimmten Platz zu fügen, das, glaube ich, ziemt sich am besten durch die That zu beweisen"; hier ist vielleicht zu lesen: „mein Abscheu vor einem Beruf." — S. 219 Anm. lies „Form" statt „Frau". — Schlegels Ausführungen S. 307 und 317 sind ohne wörtliche Anführung von A. W. Schlegels Werken XI, 148 f., bez. Bambocciaden I, 183 ff. gar nicht verständlich; was heißt lampoon? — S. 309 ist eine Anmerkung ausgefallen. — S. 412 theilt Schlegel seinem Bruder den Plan zu einem historischen Essay: Der Geist des Zeitalters, mit,

der allgemeines Interesse in Anspruch nehmen werde: „ich verspreche ihn so zu schreiben, dass er weder in Österreich verboten, noch von Caroline gemissbilligt wird.“ Daraus folgt doch nicht, dass das Athenäum in Österreich confisciert worden sei, wie W. in der Anmerkung anzunehmen geneigt ist. — S. 478 Messerschmidt war nicht bloß Mitarbeiter an Beckers Taschenbuch und Seckendorfs Ostertaschenbuch für 1801, sondern auch Mitarbeiter der Horen, Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta S. 720; vgl. über ihn auch Förster, Kunst und Leben 3, 22 f. — S. 547 „Meine Lage ist sehr peinlich, und außerdem, dass ich auf jede andre Weise beschränkt und in Sorgen und Noth bin, möchte ich auch vor Ungeduld vergehn, hier so in der Ferne, obwohl schreibend, doch halb unthätig sitzen und auch versitzen zu müssen“ lies „mich versitzen“. — Kleine Druckversehen: S. XXI, 21, 30, 34, 35, 44, 88, 89, 94, 103, 112, 125, 135, 189 200, 203, 217, 309, 530, 656.

Die reiche Gabe weckt allerlei Wünsche. Der Nachlass A. W. Schlegels in Dresden birgt noch viele ungedruckte Schätze. Werden wir eine Auswahl aus seinem Briefwechsel erhalten? Müsste nicht das Leben der beiden Schlegel so ausführlich geschildert werden, wie ihre Bedeutung für unsere Culturgeschichte dies verlangt? Sind nicht die Ausgaben ihrer Werke noch immer unvollständig? Minors Ausgabe der Jugendschriften Friedrichs entbehrt noch immer des Schlussbandes; aber auch die Böcking'sche Ausgabe der Werke August Wilhelms hat sich längst als unvollständig herausgestellt und ruft nach einem Ergänzungsband. Der vorliegende Briefwechsel weist auf manche Nachträge hin, z. B. S. 71, S. 505; von anderer Seite ist in letzter Zeit manches beigebracht worden. Aber alle diese Pläne scheitern, wie oben angedeutet, an der Schwierigkeit, für umfangreichere Ausgaben deutscher Schriftsteller einen Verleger zu gewinnen. So liegen denn die meisten Texte unserer classischen Prosaschriftsteller völlig im argen. Die älteren Ausgaben genügen nicht mehr; die verbreiteten Ausgaben Mendelssohns, Hamanns, Lichtenbergs, Mösers, Forsters, Wilhelm von Humboldts, um bloß die bedeutendsten zu nennen, sind weder kritisch, noch vollständig; sie müssen alle neu revidiert werden. In der Hempel'schen Ausgabe sind gute Ansätze gemacht worden mit den Werken Immermanns, Hoffmanns, Seumes u. a.; aber auch diese Sammlung fand keine Fortsetzung. Wir benöthigen dringend der Gründung einer „Bibliothek deutscher Prosaisten“, sei es durch eine gelehrte Körperschaft, sei es durch einen Privatverein oder einen hervorragenden Kunstfreund, wie sich solche in fremden Ländern für ähnliche Zwecke finden. Diejenigen unserer Classiker, von denen gute Ausgaben vorhanden sind, wären vorderhand davon auszuschließen, also Lessing, Herder; für Goethe wird in Weimar alles nöthige gethan. Für Schiller und Wieland, der dessen allerdings am dringendsten bedarf, wird vielleicht gleichfalls in Weimar gesorgt wer-

den; für Winckelmann und Alex. v. Humboldt wird sich wie für Kant die berufene Instanz leicht finden lassen. Aber schon Klopstocks prosaische Schriften müssen heimatlos bleiben, während man für die Oden und den Messias wenigstens nothdürftig Vorsorge getroffen hat. Die oben genannten Schriftsteller müssten voranstehen; ihnen wären F. H. Jacobi, Sturz, Heinse, Merck, Hippel aus dem vorigen, Tieck, Jean Paul, Arnim, Gentz, Görres, Börne aus unserem Jahrhundert anzureihen. Hallers, Schubarts Recensionen und Prosaschriften sind zu sammeln. Für einen gewaltigen Rufer im Streit, wie es Arndt gewesen, darf das neue Deutsche Reich sich nicht mit einer dürftigen Auswahl seiner Werke begnügen. Österreich hätte einzelne ausgezeichnete und gänzlich vernachlässigte Prosaschriftsteller beizusteuern: Schreyvogel, Enk, Feuchtersleben, später Stifter. Die zerstreuten Aufsätze und Kritiken von Matthäus von Collin, die Kritiken und Erzählungen des trefflichen Witthauer müssen vereinigt werden, und die gründliche Durchforschung der älteren Zeitschriften unseres Jahrhunderts wird noch manche Ausbeute gewähren, wie denn hier nur ein rascher Überblick geboten werden sollte. Es kann uns Deutschen der Vorwurf nicht erspart werden, dass wir eine der reichsten Literaturen der Erde nicht mit der gebürenden Ehrfurcht behandeln und uns der Genien nicht völlig würdig erweisen, die ein gütiges Schicksal uns geschenkt hat.

Prag. August Sauer.

Schulausgaben deutscher Classiker.

Wegweiser durch die classischen Schuldramen. Für die Oberclassen der höheren Schulen bearbeitet von Dr. O. Frick. 2. Abtheilung. Friedrich Schillers Dramen. (A. u. d. T.: Aus deutschen Lesebüchern. 5. Band, 2. Abtheilung). Gera u. Leipzig, Theodor Hoffmann 1892. 8°, VII u. 360 SS. Preis 4 Mk.

— — 3. Abtheilung. Friedrich Schillers Dramen II. Bearbeitet von Dr. H. Gaudig. (A. u. d. T.: Aus deutschen Lesebüchern. 5. Band, 3. Abtheilung.) Ebenda 1892. 8°, S. 1—160. Lief. 1—3 à 50 Pf.

Maria Stuart. Ein Trauerspiel von Friedrich Schiller. Edited (with introduction, English notes, genealogical tables etc.) by Karl Breul. Edited for the syndics of the university press. (Pitt Press Series.) Cambridge, at the university press 1893. 8°, XXXII u. 272 SS.

Die deutschen Classiker, erläutert und gewürdigt für höhere Lehranstalten sowie zum Selbststudium von Prof. E. Kuenen und M. Evers. 8. Bändchen. Schillers Wallenstein. Von M. Evers. 2. Theil. Leipzig, Heinrich Bredt 1892. 8°, 124 SS. Preis 1 Mk.

Ernst Herzog von Schwaben. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Ludwig Uhland. Mit erläuternden Anmerkungen und Fragen herausgegeben von Dr. H. Crohn. (Schöninghs Ausgaben deutscher Classiker. Bd. 18.) Paderborn, F. Schöningh 1893. 8°, 105 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Das Wirtshaus im Spessart von Wilhelm Hauff. Edited with notes by late A. Schottmann and J. W. Cartmell. Edit. for the synd. of the univ. press. (Pitt Press Series.) Cambridge, at the university press 1893. 8°, X u. 292 SS.

Der Traum, ein Leben. Dramatisches Märchen in vier Aufzügen von Franz Grillparzer. Schulausgabe mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Adolf Lichtenheld. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger 1892. 8°, 127 SS.

Die erste, Lessings und Goethes Dramen behandelnde Abtheilung von O. Fricks „Wegweiser" wurde schon seinerzeit an dieser Stelle von Minor (1891, S. 224) mit warmer Anerkennung besprochen. Dem greisen Schulmanne war nicht gegönnt, sein Werk zum Abschlusse zu bringen. Schillers Jugenddramen und dem „Wallenstein" konnte er noch seine Arbeitskraft leihen; dann musste für den verblichenen Lehrer sein Schüler Gaudig eintreten, der mit rüstiger Kraft bisher den Commentar zu „Maria Stuart" erledigt, den zur „Jungfrau" begonnen hat. Mit vollem Rechte hebt der pietätvolle Fortsetzer das künstlerische Gepräge der Frick'schen Arbeit hervor. Frick legte sichtlich keinen Wert auf überprägnante Knappheit; er scheute vor breiter Auseinandersetzung nicht zurück. Dennoch heimeln seine Erörterungen auf den ersten Blick durch sicheren Geschmack an; der Leser begegnet nicht auf Schritt und Tritt dem schulmeisternden Geschwätze, das sich in den landläufigen Erläuterungsschriften breit macht. Gerne folgt man einem Führer, der nie das Ganze über dem Einzelnen vergisst; nicht in einzelne kleine Fetzen wird das behandelte Drama zerrissen und nicht an solchen Fetzen eine von Fall zu Fall mühsam sich fortwindende analysierende Hyperkritik geübt. Frick dankt seinem aufs Ganze gerichteten Blicke die seltene Kunst, die höheren Ziele zu erkunden, denen zu Liebe ein Dichter da oder dort eine schwache Motivierung, eine wenig befriedigende Wendung sich gönnt. Der schlechte Steuermann kommt den Klippen und Untiefen oft bedenklich nahe; doch auch der gute scheut ihre Nähe nicht, weil er weiß, dass er seine beste Kunst zeigen kann, wenn er sie umschifft. Sehr leicht lassen sich die Klippen aufzeigen, an denen Schiller oft hinstreift; allein meist begnügt man sich, darüber zu jammern, dass Schiller nicht lieber die breite, offene Wasserstraße eingeschlagen hat, und vergisst, die Kunst zu bewundern, mit der er sein Schiff aus den Untiefen heraussteuert. Frick weiß diese seltene Kunst zu schätzen und zu würdigen. Auch sein Nachfolger Gaudig erweckt durch kritischen Freisinn auf den ersten Blick unser Interesse. Schon seine Stellung zu Gustav Freytags „Technik des Dramas" hat meinen vollen Beifall. Freytags hochwertvolles Buch hat in unseren Schulcommentaren böse gewirtschaftet. Der Lehrer glaubte alles gethan zu haben, wenn er seinen Schülern nachwies, dass Goethes „Iphigenie" oder dass Schillers „Maria Stuart" den von Freytag aufgestellten Gesetzen dramatischer Technik

entspreche. „Meines Erachtens“, sagt Gaudig, und ich stimme ihm vollinhaltlich bei, „ist es zumeist ein ganz vergebliches Bemühen, in den Dramen unserer Classiker die von Freytag aufgestellten Gesetze wiederzuerkennen, weil der dichterische Geist weder bewusst noch unbewusst nach solchen Gesetzen geschaffen hat.“

Würdig schließt sich dem Buche Fricks und Gaudigs die für englische Schulzwecke bestimmte Ausgabe der „Maria Stuart“ an, die Karl Breul für die Cambridger „Pitt Press Series“ besorgt hat. Gewinnt doch schon jede dieser englischen und amerikanischen Schulausgaben durch ihre prächtige Ausstattung, dann aber insbesondere durch die ausgeklügelt praktische und in knappster Form erschöpfende innere Einrichtung unsern Antheil. Breul verfolgt überdies als Deutscher und als in Deutschland bestgeschulter Germanist höhere Ziele als die Mehrzahl der Mitherausgeber jener Sammlung. Er will nicht nur einen mit etymologischen Noten versehenen Text geben, an dem der Engländer deutsche Sprachübungen treiben soll. Er legt das Hauptgewicht auf eine strengphilologische Interpretation, die nicht in die deutsche Sprache, sondern in die Sprache Schillers einführen soll. Er vergisst indes auch nicht, dem Verständnisse und der künstlerischen Erfassung des Stückes durch glücklich eingefügte, wegweisende Bemerkungen zu dienen. Besonderes Augenmerk bleibt der Metrik gewahrt; leider hat er Kösters klärende und berichtigende Auseinandersetzungen über Schillers Metrik nicht benützt („Schiller als Dramaturg.“ Berlin 1892, S. 92 ff. u. ö.). Aus Breuls sprachlichen Beobachtungen wird manches zu lernen sein; sie machen seine Ausgabe auch dem Deutschen wichtig. Einen Einwand kann ich indes nicht zurückhalten. Schiller braucht Vers 19 das Wort „Lilien“ dreisilbig. Breul erblickt in diesem Gebrauche den gewöhnlichen und zieht die Wörter „Amphibie“, „Pinie“, „Emilie“ zum Vergleiche heran. Ist es nicht mindestens ein gleich berechtigter Sprachgebrauch, die Silbe -ie mit consonantischem i zu sprechen? Sicherlich zeigt schon Heines Schreibweise „Liljen“, dass dieser feinhörige, vielleicht feinhörigste unserer deutschen Metriker nicht anders sprach. Auch A. W. Schlegels Gebrauch deutet auf gleiche Anschauung; er verwendet etwa „Arkadien“ als dreisilbiges Wort (Sämmtl. Werke 1, 321, Vers 12), dann „Glorien“ als zweisilbiges (ebenda 341, Vers 8).

Neben den Büchern von Frick-Gaudig und Breul habe ich über Evers „Wallenstein“-Commentar, von dem mir überdies nur ein Heft vorliegt, nichts Besonderes zu melden. Die Methode der Sammlung, der er angehört, wurde an dieser Stelle schon mehrfach gewürdigt.

Von neueren Dichtungen fand Uhlands „Ernst, Herzog von Schwaben“ in Crohn einen fleißigen und wenig wortreichen Commentator. Der Anhang der Schulausgabe ist in der jetzt viel beliebten Frageform gehalten; Crohn fühlte sich bemüssigt, diesen

Fragen gelegentlich die Antwort hinzuzufügen. Crohns den Inhalt betreffende Fragen sind leider etwas schablonenhaft ausgefallen. Oder berührt es nicht geradezu komisch, hintereinander zu lesen: „Was ist traurig am Ausgange Ernsts?“ „Was ist erhebend am Ausgange Ernsts?“ „Was ist traurig am Ausgange Werners?“ „Was ist erhebend am Ausgange Werners?“ und so weiter mit Grazie in infinitum? Ich habe neuerdings den Eindruck davongetragen, dass diese Fragebogen lediglich Eselsbrücken für gedankenschwache Lehrer bilden, die nicht imstande sind, das von Laas und von andern vorgezeichnete Schema für Einzelfälle zu verwerten. Sollte nicht selbst der begabtere Schüler jene Fragen sich selbst stellen können, wenn ihm ein für allemal eine allgemeine Belehrung gegeben ist? Ferner gehört Crohn zu den Erklärern, denen eine falsche und irreführende Ästhetik jeden offenen Sinn für individuelle Eigenheiten eines Kunstwerkes geraubt hat. Er versucht, das Uhland'sche Drama um jeden Preis mit den drei Einheiten in Einklang zu bringen, betont aber, dass die Einheit des Ortes zwar „in strengem Sinne nicht gewahrt ist“, dass der Dichter aber „die Einheit des Ortes so viel als möglich gewahrt hat“. Sollten nicht durch eine einfache und schlichte Zusammenstellung des Scenars mehr charakteristische Eigenheiten festgestellt werden als durch jenes ästhetisierende Gesalbader? Und bekäme der Schüler nicht einen weit tieferen Einblick, wenn ihm die Frage vorgehalten würde, ob Uhland in der Frage der Einheit des Ortes dem Muster der Antike, dem Shakespeares oder dem der Schiller-schen Compromissdramen gefolgt sei? Muss denn immer durch ein gefärbtes Glas geblickt werden, wenn freien Auges viel klarer und viel deutlicher zu schauen ist?

Ein anderer Schwabe, Wilhelm Hauff, wurde mit seinem „Wirtshaus im Spessart“ in die Pitt Press Series aufgenommen. Die Ausgabe, besorgt von dem verstorbenen Schottmann und von Cartmell, soll lediglich die Übersetzung ins Englische erleichtern.

Mit einer feinsinnigen und belehrenden Einleitung, dann mit reichen, das dort Gesagte glücklich ergänzenden Anmerkungen hat Lichtenheld Grillparzers dramatisches Märchen „Der Traum, ein Leben“ der Schülerwelt nahegebracht. Die jüngeren Forschungen, insbesondere Zeidlers und Payers förderliche Arbeiten glücklich verwertend stellt sich Lichtenheld vor die Frage, ob und wie Grillparzer die Traumfiction festgehalten hat, und wie diese auf die Gestaltung des Stückes Einfluss nehmen musste. Ich bekenne gerne, dass eine gleich vorurtheilsfreie Erläuterung unter unseren deutschen und österreichischen Schulausgaben nicht leicht zu finden sein wird. Lichtenheld versteht, eine Dichtung aus ihr selbst zu erfassen und zu deuten; er benöthigt keine weit hergeholten, wenig handlichen Instrumente, um ihr ins Herz zu blicken. An Lichtenhelds Büchlein kann jeder Freund Grillparzers seine ehrliche Freude haben.

Wien. Oskar F. Walzel.

Uppsalastudier tillegnade Sophus Bugge på hans 60-åra födelsedag den 5 Januari 1893. Uppsala, Almqvist ock Wiksell 1892. 8°. 236 SS.

Der vorliegende, stattlich gedruckte Band enthält 14 Specialarbeiten hervorragender schwedischer Philologen und Sagenforscher, welche diese zu einer Festschrift vereinigt haben, um mittelst derselben dem großen norwegischen Sprachforscher Sophus Bugge (geb. in Laurvik am 5. Januar 1833), „dem Manne, dessen Schüler wir alle, die die alte Sprache und Cultur des skandinavischen Nordens studieren, in größerem oder geringerem Maße sind“ (S. 225), anlässlich seines vollendeten sechzigsten Lebensjahres eine seiner würdige Huldigung darzubringen. In welch ausgezeichnetem Maße diese Absicht in gegenwärtigem Buche verwirklicht wurde, davon legen die einzelnen Abhandlungen das sprechendste Zeugnis ab. Dieselben betreffen theils die altnordische Philologie und Mythologie, theils die vergleichende Sprachforschung, endlich auch speciell die schwedische Sprachkunde. Wir können uns im wesentlichen hier nur auf die Anführung ihrer Überschriften und einige Bemerkungen über den Hauptinhalt einlassen, da eine eingehende kritische Würdigung den Raum eines kleinen Buches erfordern müsste. In „Bidrag till tolkningen av Tune-stenens runinskrift“, womit die Festschrift eröffnet wird, bringt L. Fr. Läffler gemäß dem Grundsatze, dass es „ja stets des Meisters Ehre, wenn seine Schüler nicht in verba magistri jurant“ (S. 5), eine Correctur an der von Bugge gelesenen Runeninschrift des Tunesteines vor. Das vorletzte Wort „sijoster“ dieser Inschrift ist von Bugge (in „Norges Indskrifter med de ældre Runer“) als Fehlschrift für *sibjoster gedeutet worden; Läffler erblickt in sijoster einen Superlativ eines Adjectivstammes sija, vorgerm. sejo, und erklärt die Bedeutung dieses Adjectivs „theils durch Vergleichung mit einem in den altfriesischen Gesetzen bewahrten schwachen masculinen Substantiv, theils durch Erforschung von dessen Bildung und endlich aus dem Satzzusammenhange“ (S. 2). Demgemäß bedeutet nach ihm der letzte Satz der gedachten Runeninschrift nicht, wie Bugge übersetzte: „Die Nächstverwandten der Erben theilten das Erbe“, sondern: „Die Nächstverwandten der männlichen Erben theilten das Erbe.“ Diese Auffassung des Schlusszusatzes weise darauf hin, dass damals noch die ältere Rechtsgewohnheit, der Ausschluss der Töchter vom Erbe, in Kraft war. „Der Tunestein bildet demnach nicht nur in sprachlicher, sondern auch in rechtshistorischer Hinsicht ein kostbares Denkmal“ (S. 5). — Die folgende Untersuchung „Själ“ von Erik Brate bringt eine Zusammenstellung der in den Runeninschriften auftretenden mannigfaltigen Formen des Wortes „själ“ (schwed. ande, Geist, Seele), woraus interessante Ergebnisse für die Sprach- und Kirchengeschichte Schwedens in der ältesten Zeit gefolgert werden. — „Bidrag till svensk namnforskning“ von M. Lundgren. Diese onomatologische Abhandlung enthält wertvolle Aufschlüsse für die Deutung älterer schwedischer

Personennamen. — „Till Grágas“ von Rolf Arpi bringt eine von den bisherigen abweichende Erklärung einer Stelle des isländischen Gesetzbuches: Konungsbók I, 1. Altn. fé úborit wird von V. Finsen, dem Herausgeber der Grágás, als „ikke market“, noch nicht gezeichnet, erklärt; Arpi weist nach, dass úborinn (n. t) „ofödd, icke av modern framfödd“, nicht geboren, nicht von der Mutter auf die Welt gebracht, bedeute. Die Bestimmung der Grágás l. c.: „Scalat maþr eiga fé óborit“ etc. war gegen den Aberglauben an Thiere, die nicht auf natürliche Weise gezeugt waren, gerichtet und erst in zweiter Linie gegen die Unterlassung der Kennzeichnung des Viehs. — In „Anmärkningar till Östgötalagen (text kodex)“ bietet Fredr. Tamm wichtige Aufschlüsse zum grammatischen und sachlichen Verständnis des genannten altschwedischen Gesetzes, und zwar 1. einige allgemeine grammatische Notizen, 2. einige weniger häufige Doppelformen besonderer Wörter, 3. Worterklärungen und Anmerkungen zu Textstellen. — Der Verf. der nun folgenden „Läksikaliska ock stilistiska notiser ur Gustaf II Adolfs skrifter“, August Schagerström, weist auf die Thatsache hin, dass die hinterlassenen Schriften des großen Schwedenkönigs, welche bisher fast nur von den Geschichtsforschern beachtet wurden, auch dem Sprachforscher ein reiches und wertvolles Material erschließen. Er will die Aufmerksamkeit der letzteren auf noch lebende Wörter lenken, deren Bedeutung bei Gustav Adolf ein sprachgeschichtliches Interesse hat, dann auf Ausdrücke, welche jetzigen Lesern seinen Stil sozusagen würzen und über sein persönliches Verhältnis zu gleichzeitigen Feinden und Freunden Licht verbreiten. Zunächst führt er uns eine Gruppe Wörter vor, die bei Gustav Adolf eine „profane Bedeutung“ haben, von welcher der gegenwärtige Sprachgebrauch nichts weiß; dann eine Anzahl Wörter, deren ältere Bedeutung für das heutige Sprachgefühl verdunkelt oder von einer ganz anderen verdrängt wurde oder auch „im Range gestiegen oder gesunken ist“. Endlich findet auch die eigenartige Bildersprache des königlichen Schriftstellers die ihr gebürende Beachtung und Beleuchtung. — Die beiden folgenden umfangreichen, sprachgeschichtlichen Abhandlungen: „Till läran om femininbildningen i sanskrit“ von Karl Ferdinand Johansson und „Smärre språkhistoriska bidrag“ von Evald Lidén enthalten höchst wertvolle Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung der indogermanischen Sprachen, entziehen sich jedoch für den Ref. einer auszüglichen Mittheilung. — „Några strövärs i vår folklyrik“ von Richard Steffen beleuchtet das Verhältnis zweier besonderer Arten der skandinavischen Volkslyrik, des norwegischen stev und des schwedischen låt zu dem verwandten Liederschatze. — Die drei nordischen Bearbeitungen der Tellsage, welche in Hemings þáttr (isländisch), Geyli Aslaksson (färöisch) und Harald kongin og Hemingen unge (norwegisch) vorliegen, sind in „Konung Harald och Heming, försök i jämförande sagoforskning“ zum Gegenstande

einer eindringlichen Untersuchung hinsichtlich ihres Verwandtschaftsverhältnisses von O. Klockhoff gemacht worden. Das Resultat derselben formuliert der Verf. dahin, „dass in Norwegen die Erzählung von einem König Harald und einem tüchtigen Schützen namens Heming zuerst aufkam, dass dieselbe von einem isländischen Verfasser mit der Geschichte von Harald Hårdråde in Zusammenhang gebracht wurde, wodurch die Hauptpersonen historische Persönlichkeiten geworden sind, dass die isländische Sage, welche auf diese Weise entstanden ist, dem färöischen Liede vom Geyti Aslaksson zugrunde liegt, dass schließlich dieses Lied nach Norwegen verpflanzt wurde und dort norwegische Tracht angenommen hat. Dieses Sagenmotiv hat also auf seinen Wanderungen einen Kreislauf beschrieben." — Das altnorwegische Gesetz Gulatingslag gibt E. H. Lind Anlass zu einer interessanten Untersuchung hinsichtlich seines Gehaltes an poetisch abgefassten Formeln unter dem Titel: „Värsifikation i Gulatingslagen." — Für Sprachforschung und Mythologie von gleichem Interesse ist die nun folgende Abhandlung: „Alfer och älvor, en språkligt-mytologisk undersökning" von Elis Wadstein. Die Thatsache, dass es wenige mythische Wesen gibt, an deren Namen sich so mannigfaltige und verschiedene Vorstellungen knüpfen, wie an jene der Elfen, gibt dem Verf. den Anlass zu seiner Beweisführung, dass sich zahlreiche Worte finden, welche hinsichtlich ihrer Form mit dem Worte „Elf" übereinstimmen, aber von ganz verschiedener Bedeutung sind; diese letztere wird dann oft unrichtigerweise dem betreffenden Worte unterlegt. — Die vorletzte Abhandlung P. Perssons erforscht die „Bedeutung und Ableitung des griechischen *ἀμαυρός* (*ἀμαυρόω*), *μαῦρος* (*μαυρόω*)", woran sich „ein Excurs über die griechische, resp. indoeuropäische u-Epenthesis" schließt. — Zum würdigen Abschluss des Ganzen lernen wir Adolf Noreen, den ausgezeichneten Kenner der skandinavischen Sprachen, zum erstenmal als berufenen Mythenforscher kennen in „Mytiska beståndsdelar i Ynglingatal". — Ein vollständiges Wortregister über sämmtliche in den vorausgehenden Abhandlungen erklärten oder in den Bereich der Untersuchungen gezogenen Wörter erleichtert dem Fachmanne die Benutzung des verdienstvollen Werkes.

Wien. Dr. H. v. Lenk.

Brettschneider H., Hilfsbuch für den Unterricht in der Geschichte für die oberen Classen höherer Lehranstalten. Theil I: Geschichte des Alterthums. Halle a. S., Waisenhaus 1892. 8°, 167 SS. Preis 1 Mk. 60 Pf.

Martens W., Lehrbuch der Geschichte für die oberen Classen höherer Lehranstalten. I. Theil: Geschichte des Alterthums. Mit 5 Karten. Hannover-Linden, Manz u. Lange 1892. 8°, 326 SS. Preis 3 Mk. 40 Pf.

Stein, Prof. Dr. H. K., Lehrbuch der Geschichte für die oberen Classen höherer Lehranstalten. I. Band: Das Alterthum. 5. Aufl. Paderborn, F. Schöningh 1892. 8°, 260 SS.

Die Bestimmungen des Lehrplanes für die preußischen Gymnasien vom 6. Januar 1892 haben die Erledigung des bisher in Ober- und Untersecunda behandelten geschichtlichen Lehrstoffes in Obersecunda gefordert. Die Geschichte des Alterthums soll also jetzt in Preußen auf der Oberstufe in einem Jahrgange gelehrt werden. Ich betrachte dies als eine Thatsache, und treffe keine Entscheidung, ob diese Änderung als vortheilhaft zu betrachten sei oder nicht. Ihre natürliche Folge war sowohl die Umgestaltung der bisher vorhandenen als auch die Abfassung neuer Schulbücher für griechisch-römische Geschichte, die jenen geänderten Bestimmungen zu entsprechen bestimmt sind. Das oben genannte Buch von Stein gehört zur ersteren, die beiden anderen zur zweiten Gruppe. Für das Urtheil an dieser Stelle ist der Umstand, dass ich von der bisher üblichen Art und Ausdehnung des Geschichtsunterrichtes aus dem Alterthum in den beiden Secunden der preußischen Gymnasien keine unmittelbare Kenntnis habe, gewiss an sich ungünstig, andererseits aber ist es vielleicht doch nicht unerwünscht, wenn ein der Reform des Geschichtsunterrichtes in Preußen Fernstehender seiner Meinung über die drei vorliegenden Specimina der neuen Lehrbücher Ausdruck gibt.

Sie geht im allgemeinen dahin, dass die drei vorliegenden Bücher eine zu große Masse an Stoff enthalten, der innerhalb eines Jahres unmöglich bewältigt werden kann. Man wird sich also meines Erachtens entscheiden und den Umfang der Lehrbücher bedeutend ermäßigen müssen, wenn fernerhin nur mehr ein Jahr für griechische und römische Geschichte zur Verfügung steht. Dass die Reform nur auf Kosten der Bekanntschaft mit der Geschichte der classischen Völker des Alterthums möglich sei, muss auch aus den Lehrbüchern ersichtlich werden; ob dieser Schritt mit Bedauern oder bereitwillig gethan wird, verschlägt nichts, er muss gethan werden. In den drei vorliegenden Lehrbüchern ist dies aber nicht geschehen.

Den meisten Stoff bietet Martens,[1] die Mitte hält Stein, aber auch das Buch von Brettschneider, das zwar die geringste Seitenzahl aufweist, enthält noch eine Überfülle von Thatsachen, die nur deshalb auf einen verhältnismäßig geringeren Raum zusammengepresst werden konnten, weil der Verf. nur Schlagworte und knappe Sätze bietet, die mehr andeuten als darstellen und die zum bloßen Verstehen schon viele thatsächliche Kenntnisse voraussetzen.

---

[1]) Um Missverständnissen vorzubeugen, bemerke ich, dass der Verf. des hier besprochenen Lehrbuches mit dem Director Dr. Martens, der auf der diesjährigen Historikerversammlung in München gesprochen hat, nur den Namen gemeinschaftlich hat.

Es sei mir gestattet, hier gleich meine Ansicht in einer vielbehandelten Frage zu äußern. Ich halte Schulbücher, die gleich dem von Brettschneider regelmäßige und das darin bloß andeutungsweise Gesagte breit ausführende Vorträge des Lehrers verlangen, deshalb für ungeeignet, weil die Schüler solchen Büchern gegenüber hilflos sind, wenn sie nicht den Vortrag aufzeichnen, und weil — mag sich der ausführende Vortrag auch noch so vorzüglich an das Excerpt anschließen, das in dem Buche enthalten ist — ein von fremder Hand angefertigter Auszug dennoch niemals den Wert hat wie das Excerpt, das sich der Schüler selbst aus einer ausführlicheren Darstellung macht.

Martens und Stein dagegen haben die darstellende Form gewählt; letzterer unterscheidet Abschnitte in größerem Druck, die zum Lernen bestimmt sind, von solchen, die bloß zur Lectüre dienen sollen. Auch Martens hat, nach der Vorrede zu schließen, eine solche Unterscheidung im Auge, überlässt aber die Auswahl dem Lehrer.

„Bildung des geschichtlichen Sinnes“ bezeichnet der preußische Lehrplan als Hauptaufgabe des Geschichtsunterrichtes. Meines Erachtens wird jedoch damit in keiner Weise eine Rücksichtnahme auf die historische Kritik gefordert. Ich halte es allerdings für nöthig, dass im Geschichtsunterrichte auf der höheren Stufe dem Schüler die Grenze mitgetheilt wird, welche in der griechisch-römischen Geschichte zwischen sagenhafter Überlieferung und wirklicher, zuverlässig historischer Kunde gezogen ist. Aber dafür genügt die Mittheilung der wichtigsten Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung. Ein weiteres Eingehen auf diese Probleme scheint mir unthunlich. Ich halte daher Bemerkungen, wie z. B. bei Stein S. 72, dass Thukydides den Charakter Kleons wahrscheinlich in einem zu nachtheiligen Lichte dargestellt habe, oder S. 145, wo der Zweifel Mommsens an der Geschichtlichkeit des ersten Samniterkrieges und des Opfertodes des P. Decius Mus Erwähnung geschieht, nicht für angemessen. In etwas anderer Richtung scheint mir Martens in der Rücksichtnahme auf die wissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes zu weit zu geben. Fast alles, was bei ihm in der „Einleitung“ steht, halte ich für ungeeignet. Über die Quellen der Geschichte kann man in so lapidarer Kürze trotz Bernheim nicht handeln. Die Folge davon ist z. B. eine so wenig angemessene Zusammenstellung „berühmter Sammlungen von Geschichtsquellen“ wie bei Martens S. 4 die Erwähnung der Monumenta Germaniae historica mit dem CIA und CIL, oder der ebenda sich findende, wirklich verkehrte Vorstellungen erweckende Satz: „Dass die Aufdeckung von Geschichtsfälschungen zu den wichtigsten Aufgaben der Geschichtsforschung gehöre.“ Was haben endlich die drei Indictionscyklen und ethnographische Tabellen in einem Lehrbuche der Geschichte zu thun? Das Übermaß von Stoff, den gerade das Buch von Martens enthält, glaube ich dadurch am

anschaulichsten zu machen, wenn ich sage, dass die beiden Verzeichnisse der Personen und der geographischen Benennungen, die in dem Buche vorkommen, fast 2000 Namen aufweisen.

Wieder anderer Art ist die Berücksichtigung der modernen Wissenschaft in dem Lehrbuche von Brettschneider; ich kann sie ebenfalls nicht billigen. Das Handbuch der Geschichte des Alterthums von E. Meyer schätze ich gewiss so hoch als irgend einer, ja noch mehr, ich halte auch die darin gegebenen Charakteristiken der Ägypter und Semiten, der Assyrer und Kleinasiaten, ferner was über deren Religionen und eigenartige Cultur bemerkt wird, für zutreffend und richtig. Dennoch ist es meines Erachtens nicht zu billigen, dass B. in seinem Lehrbuche einen gedrängten Auszug aus E. Meyers Werk, soweit dieses vorlag, für die Schule geboten hat. Der Schüler kennt ja die Voraussetzungen nicht, auf denen Meyers Ergebnisse ruhen, und es ist ganz undenkbar, dass der Vortrag des Lehrers ihn z. B. soweit in die Kritik des alten Testamentes einführe, als nothwendig ist, um den Satz S. 7 von der durch die Propheten bewirkten Umbildung des ursprünglichen Jahwecultus zu verstehen. Ich bemerke ferner, dass durch die für ein Lehrbuch unerlässliche auszugsweise und dogmatische Fassung der Ergebnisse von E. Meyers Forschungen diese nothwendig vergröbert wiedergegeben erscheinen.

Es steht meines Erachtens im Geschichtsunterrichte auf der Oberstufe die Sache genau so, wie in der Naturgeschichte, die z. B. in Österreich ebenfalls in den oberen Classen abermals gelehrt wird. Auch in der Naturgeschichte ist die größte Zurückhaltung in der Aufnahme der wissenschaftlichen Ergebnisse — womit ich die Darwin'sche Lehre nicht ausschließlich meine — am Platze und es wird gelegentlich schon jetzt z. B. durch die Einbeziehung von Anatomie, Histologie und Biologie den Schülern Unverständliches geboten. In Zukunft soll sogar durch die geplante Einführung einer experimentalpsychologischen „Kinderlehre" im letzten Jahrgange noch weiter gesündigt werden. So wenig als dergleichen gehören die Resultate der alttestamentarischen Kritik, die Ergebnisse der Forschungen über Lykurg in die Schule, sie sollen nicht anders Berücksichtigung finden, als allenfalls in der Bemerkung, dass die ältere Geschichte der israelitischen Stämme vor der Zeit Davids und Salomons ebenso wie die Überlieferung über Lykurg einen sagenhaften Charakter habe.

Einer weitergehenden Rücksicht auf die wissenschaftliche Forschung in dem Schulbuche ist dadurch naturgemäß eine Grenze gezogen, dass überhaupt keines ein Bild des jeweiligen Standes der gelehrten Studien bieten kann. Jede, auch die umfassendste Aufnahme der kritischen Forschungsergebnisse wird deshalb subjectiv ausfallen und unvollständig bleiben müssen. Mir scheint also die möglichste Beschränkung und das möglichste Festhalten an der Überlieferung, die kennen zu lernen für die Schule das

Wesentliche ist, geboten. Wohin dies häufige Verwerten gelehrter Forschungen beim Unterrichte am Gymnasium und in den Schulbüchern führt, davon bieten die drei genannten Werke manche Beispiele. Bei Br. wird S. 86 nach dem Vorgange einiger neuerer Untersuchungen den Zweifeln an der Echtheit des Testamentes des dritten Attalos Ausdruck gegeben; die Inschriften haben inzwischen gelehrt, dass solche unbegründet sind. Derselbe Verf. spricht S. 66 von der „Sage" von Coriolan, behandelt aber das Ackergesetz des Spurius Cassius und den ersten Samniterkrieg als historisch. Ich will hier nicht über die Berechtigung sprechen, das eine oder das andere zu thun, sondern nur bemerken, dass es Verwirrung stiftet, wenn, wie natürlich ohne Angabe von Gründen, eine solche Auslese aus den modernen Hypothesen getroffen, die eine verworfen, eine andere aufgenommen wird. Was über Philosophie in diesem Buche bemerkt wird, halte ich für schwer verständlich, und die S. 113 gegebene staatsrechtliche Auseinandersetzung über den Principat scheint mir ebenfalls für die Fassungsgabe von 15—16-jährigen Knaben zu hoch.

Bei Martens wiederum hat die jedenfalls sehr zweifelhafte, meiner Ansicht nach unrichtige Hypothese Hommels über das höhere Alter der altbabylonischen Cultur im Vergleiche zu der altägyptischen Raum gefunden, und es wird ferner, C. Wachsmuth folgend, von phönikischen Ansiedlungen in Attika gesprochen. Stein endlich wiederholt auch jetzt noch S. 12 die Curtius'sche Hypothese von der Einwanderung der Ioner aus Asien.

Es soll mit diesen Bemerkungen keinem der Verff. das Recht bestritten werden, sich persönlich dieser oder jener der angeführten Hypothesen anzuschließen; was ich bekämpfe, ist deren Erwähnung in dem Schulbuche, als ob es sich dabei um Thatsachen handelte. Will man sie überhaupt berücksichtigen, so muss zum mindesten verlangt werden, dass sie als das gekennzeichnet werden, was sie sind, als Vermuthungen einzelner moderner Forscher, die keineswegs allgemeinen Beifall haben. Ich sage dies nicht bloß mit Bezug auf Ansichten, die ich nicht theile, wie die oben angeführten, oder z. B. mit Bezug auf die Wiederholung der Untersuchung Stehfens über das spartanische Heerwesen bei Martens, sondern auch gegen die in apodiktische Form gekleidete Wiedergabe von E. Meyers Pelasgerhypothese in demselben Lehrbuche, obschon ich diese in allem Wesentlichen für zutreffend halte.

Ich gewinne also aus den Schwierigkeiten, die der Schule durch das Hereinziehen der Resultate gelehrter Forschung erwachsen, den Eindruck, dass es am besten sei, diese wenigstens im Lehrbuche so wenig als möglich zu berücksichtigen. Der Lehrer, der durch das Universitätsstudium und durch selbständige Arbeit den nöthigen Einblick in die Werkstatt der Wissenschaft erhalten hat und stets erhalten sollte, mag, wenn es ihn dazu drängt, mündlich das eine und andere bemerken. Schwarz auf weiß gedruckt und

dann zum Lernen der Jugend dargereicht, scheint mir diese Kost auch in Obersecunda zu unverdaulich, und sicherlich ist eine vorzeitige Reife die Folge. Man denke sich nur aus, welcher Hochmuth und welches Selbstbewusstsein in einer Jugend großgezogen wird, die ohne die Mittel des Verständnisses und ohne die Fähigkeit, selbst zu urtheilen, bereits auf der Schulbank mit der Überlieferung umgehen gelehrt wird, als ob sie der Schwierigkeiten kritischer Forschung Herr sein könnte. Dabei habe ich nicht die Gefahren in erster Linie im Auge, die ein solcher Unterricht für künftige Studenten der Geschichte birgt, sondern ich beklage die systematische Vernichtung der Neigung für geschichtliche Lectüre, die davon die Folge sein muss. Wer sich von der Schule her bereits erhaben dünkt über die Traditionen aller Zeiten und Völker, dem ist der Genuss für die Zukunft vergällt, den er aus ihnen zu schöpfen vermöchte, wenn ihm in der Schule Liebe zur Geschichte beigebracht und nicht eine Auswahl von kritischen Ergebnissen moderner Forscher vorgesetzt worden wäre. Der Hochgenuss, den eigenes Forschen zu gewähren vermag, wird dadurch den Gymnasiasten doch nicht bereitet, der lässt sich überhaupt nicht verallgemeinern, sondern bleibt mit Fug denen vorbehalten, die ihre ganze Arbeitskraft solchen Studien ausschließlich geweiht haben. Ich weiß, dass in unserer der Popularisierung nicht gerade der Wissenschaft, sondern vielmehr nur des wissenschaftlichen Apparates und ihrer letzten Ergebnisse geneigten Zeit meine Ansicht nicht die Zustimmung vieler finden wird. Ich gebe gleichwohl der Meinung Ausdruck, dass es für Gebildete gleichgiltig sei, ob sie die neuesten Hypothesen über das alte Testament, über das Alter der ägyptischen und babylonischen Cultur oder über die leges agrariae der römischen Republik kennen lernen oder nicht.

Zum Schlusse bringe ich noch eine Reihe von Einzelbemerkungen hinzu, zu denen mir die drei angeführten Bücher Anlass geben. Thatsächliche Unrichtigkeiten bilden meines Erachtens ein unerwünschtes Gegenstück zu einer theilweisen Rücksichtnahme auf die gelehrte Literatur.

Am wenigsten enthalten solche die Bücher von Brettschneider und Stein. Wie ist aber der Satz bei ersterem S. 28 zu verstehen, dass das Anwachsen des Proletariats infolge der Kriege (neben dem Gegensatze zu Sparta) Athen zwang, auf die Fortsetzung des Angriffskrieges gegen Persien zu verzichten? Auf S. 32 ist ferner von den steifen, conventionellen Formen der ägyptischen und assyrischen „Vorbilder" der griechischen Bildhauerkunst die Rede. Auch gehören die Tanagrafiguren nicht in die Zeit des peloponnesischen Krieges. Dass die Römer griechische Bildung und Literatur erst nach dem Ende des makedonischen und griechischen Krieges kennen gelernt hätten, wird zwar oft behauptet, ist aber gleichwohl falsch; die Dichtung und Geschichtschreibung der Römer steht seit der Zeit der punischen Kriege unter griechischem Einflusse. Br.s

Buch enthält auch einige unglücklich gerathene Sätze und Ausdrücke. Z. B. S. 36: Seit 428 suchen die Lakedämonier Athens Macht dadurch zu untergraben, „dass sie ihre Peripherie abbröckeln". S. 7 der Satz: Infolgedessen vermochten die Meder — sich derselben zu entledigen. S. 71: Als die Römer von den Lucanern verlangten vom Angriff abzulassen. S. 73 verknechten.

Bei Stein sind mir die Wendungen: In Pedias, in Diakria S. 7, die Formen Imbrus neben Delos und Paros aufgefallen. Auf S. 29 wird ein besonderes Alinea überschrieben: Mängel der griechischen Religion, und S. 1 wird jene Behandlungsart der Geschichte, welche darauf aus ist, den Plan der göttlichen Vorsehung in der Geschichte der einzelnen Völker und ihrer Gesammtheit nachzuweisen, als die höchste dargestellt. Geschrieben ist Steins Buch übrigens sehr gut, nur finde ich hie und da eine allzugroße Häufung kurzer Sätze, so z. B. S. 41, wo auf 38 Zeilen 21 Sätze stehen, also auf nicht ganz zwei Zeilen ein Punktum entfällt. Stein hat überdies am Anfange jedes Abschnittes Anmerkungen, in denen die wichtigsten Quellenstellen angeführt werden; eine, wie mir scheint, erwünschte Beigabe für Lehrer und Schüler am Gymnasium. Dagegen kann ich die Einschiebung der orientalischen Geschichte in die Vorgeschichte des Perserreiches nach der Erwähnung der griechischen Colonien nicht gut heißen. Von den Babyloniern ist überhaupt nicht die Rede, die Ägypter werden allerdings nach dem Muster Herodots anlässlich des Zuges des Kambyses eingefügt. Heutzutage halte ich aber ein solches Verfahren für unhistorisch, obschon es der Lehrplan in Preußen verlangt. Die den Göttern heiligen Thiere hätten endlich nicht von Stein als „wahrscheinlich nur hieroglyphische Sinnbilder der Götter selbst" bezeichnet werden sollen.

Martens gebraucht fortwährend die Genetive: des Euphrats, des Nils usw. Von Steinmassen der assyrischen Paläste (S. 21) kann ferner, von den Reliefplatten und Kolossalfiguren abgesehen, nicht die Rede sein, auch spricht man nicht Dschiseh, sondern Gizeh. Eine Regen- und Gewitterzeit gibt es in Ägypten nicht (S. 31). Die Schreibung Here und Hera wechselt (S. 50, 52). S. 53 ist mir der Ausdruck „das mehrfach gescheiterte Werk", S. 58 „Sein einer Sohn" aufgefallen. S. 85 wollte der Verf. Aristoteles und Androtion zugleich dienen und bietet daher eine ganz unmögliche Combination ihrer sich widersprechenden Angaben über die Seisachtheia und die Münzreform Solons. Auch gebraucht M. wiederholt den irreführenden Ausdruck, es sei jemand in Athen zum Strategen ernannt worden.

Schultz F., Lehrbuch der alten Geschichte für die Oberstufe höherer Lehranstalten in Übereinstimmung mit den neuen Lehrplänen. 1. Abtheilung: Griechische Geschichte. 8°, VIII u. 104 SS. 2. Abtheilung: Römische Geschichte. 8°, 128 SS. Dresden, Ellermann 1893.

Der Unterricht aus der alten Geschichte ist an den preußi-

[illegible] freudig begrüßt, und ihre unausweichli
[illegible] dem Schülern, so lange dieser Erlass zurec
[illegible] orientalischer und römischer Geschicht
[illegible] beibringen kann, was ihnen bisher gelehrt v
[illegible] den Verlust von einem ganzen Jahre Lernzeit d
[illegible] des Unterrichtes, „Verbesserung der Unterrichts
[illegible] können und also doch auch fernerhin
[illegible] ebensoviel auf Ober-Secunda lehren werde, v
[illegible] Secunden, sind bloße Phrasen, die nur Unheil s
[illegible] Bereitwilligkeit einerseits, sich in die neuen Ve
[illegible] und aus dem Streben andererseits, den Unterricht
[illegible] Stand zu erhalten, erwachsen die jetzt üblic
[illegible] zwischen dem Alten und dem Neuen, und
[illegible] liegt die Gefahr.

[illegible] man die im vergangenen und in diesem J
[illegible] dem neuen Lehrplane angepassten Bücher ü
[illegible] Geschichte durchsieht, so gewinnt man
[illegible] Verff. eigentlich insgesammt Gegner de
[illegible] Geschichtsunterrichtes sind, auch diejeni
[illegible] Vorrede von den Vorzügen der neuen Vero
[illegible] sie alle geben nichts oder so gut als ni
[illegible] aus diesem Gegenstande in beiden
[illegible] halten also für nothwendig, dass das
[illegible] gelehrt werde, sind aber so unbillig,
[illegible] dass sie sich jetzt dies in der hal
[illegible] und sie trauen sich selber und muthen ih
[illegible] halben Zeit dasselbe werden lehren
[illegible] Der neue Lehrplan dagegen geht von der
[illegible] bisher an den preußischen Gymnasien
[illegible] Geschichte gelehrt wurde und gelernt wo
[illegible] die vom dem Verzicht auf unwesentliche

Der Überbürdung der Schüler sollte ferner unter anderem — ob mit Recht oder Unrecht kann hier unentschieden bleiben — auf vielseitiges Verlangen durch die neuen Verordnungen gesteuert werden. Durch Lehrbücher für den Geschichtsunterricht in Ob.-Secunda wie das vorliegende tritt aber erst recht eine Überlastung ein. — Das Buch von Sch. gehört zu jener Classe von Unterrichtsmitteln, die so gut wie keine Darstellung, sondern fast nur Schlagworte geben. Ich fürchte, dass die Zahl solcher Lehrbücher gerade durch die Bemühungen, den Verordnungen vom 6. Januar gerecht zu werden, sich vermehren wird. Wenn die ganze griechische Geschichte auf wenig mehr als 100 Seiten und ebenso die römische auf beiläufig ebenso vielen beisammen steht, so erweckt ein solches Buch die sympathische Vorstellung, dass damit ein recht angemessenes und gewiss nicht zu umfangreiches Pensum für die beiden Halbjahre geboten werde, die im neuen Curs dem Unterrichte aus der alten Geschichte eingeräumt sind. Dennoch ist das eine arge Täuschung. Bloß nach dem äußeren Umfange des Lehrbuches lassen sich die Anforderungen nicht beurtheilen, die es an Lehrende und Lernende stellt. In Wahrheit ist es geradezu unglaublich, welche Unmasse von Stoff in diesen Schlagworten inbegriffen ist, und es ist ganz unvermeidlich, dass der Lehrer, der seinen Schülern die Andeutungen des Lehrbuches verständlich machen will, oftmals zu einer einzigen Seite eine volle Unterrichtsstunde braucht. Ob er dann verlangt, dass die Schüler sich viel oder wenig von seinem Vortrag merken sollen, kommt gar nicht in Betracht, da er die Zeit nicht aufbringen kann, um den Schülern in einem Jahre die „Substantiva" auf 200 Seiten in zusammenhängende Sätze umzugestalten. Dieses Streben nach lapidarer Kürze führt ferner bei Sch., wie bei den meisten zu einem sehr wenig anmuthigen Telegrammstil mit den gewagtesten Wortbildungen. So z. B. S. 1 die Fasthalbinsel Euböa. S. 35 „Hauptstadt Babylon am Euphrat in größter Tigrisnähe." S. 43 „Die von Athen angerufene Hilfe der Spartaner säumt aus Missgunst... und kommt erst nach der Entscheidung." Sch. ereifert sich zwar in der Vorrede gegen die „Schlachten", die in Wahrheit nur unbedeutende Gefechte gewesen seien, und die daher in Zukunft nicht mehr sammt der Jahreszahl gelernt werden sollen; er will von den unsicher beglaubigten Jahreszahlen und Thatsachen nichts mehr wissen und verspricht, über Bord zu werfen, was für die Jugend „wahrlich zweck- und fruchtlos ist", erwähnt aber z. B. zweimal S. 3 und S. 13 die Skopaden in Krannon, die doch wahrlich als Fürstengeschlecht auch nicht wichtiger sind, als die Volsker und Äquer als Kriegsmacht, wenn man einmal wichtig und unwichtig in dieser Weise mit dem Verf. scheiden will.

Sch. spricht ferner davon, dass das Lehrbuch für deutsche Schüler sein soll und erklärt daher alles fremdsprachliche Beiwerk vermieden zu haben. Damit bin ich vollkommen einverstanden, aber die oben angeführten neugebildeten Worte kann ich, eben

weil das Buch für deutsche Schüler geschrieben ist, nicht billigen. In der Vorrede ist z. B. auch von „einer zweckdienlichen Ungleichstimmigkeit“ die Rede, die besser sei, als eine „folgerichtige, aber unfruchtbare Durchführung eines Grundsatzes, wo es sich um Sachen des Gebrauches handelt“. Ich erlaube mir zu behaupten, dass dies nicht deutsch ist, obwohl statt „praktisch“ zweckdienlich und statt „consequent“ folgerichtig geschrieben steht. Um Missverständnissen vorzubeugen, bemerke ich, dass ich Mitglied des deutschen Sprachvereines bin. Ich bin jedoch der Ansicht, dass ein solches rein äußerliches Ersetzen der Fremdworte durch deutsche mit den Bestrebungen dieses Vereines nicht im Einklang steht, denn wir sollen uns bemühen, für klar und richtig Gedachtes den bezeichnendsten deutschen Ausdruck zu finden. Eine „zweckdienliche Ungleichstimmigkeit“ ist aber nicht besser als Inconsequenz aus praktischen Gründen.

Doch dies ist minder wichtig, als die den Geschichtsunterricht in Ob.-Secunda betreffenden Einwände, zu denen mir das Buch von Sch. Anlass gegeben hat. Ein Compromiss zwischen dem Hergebrachten und den Forderungen des neuen Lehrplanes ist unmöglich. Freunde und Gegner dieses Erlasses unter den Geschichtslehrern an den preußischen Gymnasien können meines Erachtens der Sache nicht besser dienen und die ihnen jetzt erwachsenen Pflichten nicht besser erfüllen, als wenn sie einige Schülergenerationen heranbilden, die von griechischer und römischer Geschichte nicht mehr wissen, als das wenige, was in einem Jahre wirklich gelehrt und gelernt werden kann. Finden diese künftigen „Gebildeten“ mit so viel geringeren Kenntnissen vom Alterthum ihr Auslangen, dann geben die Ereignisse den Urhebern dieser Erlässe recht, dann ist aber auch der Untergang des alten Gymnasiums in Preußen besiegelt und es entsteht die Frage, was an seine Stelle zu treten hat. Gerade die Freunde des alten Gymnasiums, gerade diejenigen, welche den Glauben haben, dass die classischen Sprachen und die Geschichte der classischen Völker auch am Ende unseres Jahrhunderts noch den Wert besitzen, den man ihnen bisher zugeschrieben hat, haben die Pflicht, die neuen Verordnungen buchstäblich zur Ausführung zu bringen. Ist ihr Glaube der wahre, dann mag die Irrlehre in die Halme schießen, ihre Anhänger werden dadurch am gründlichsten bekehrt werden.

Nicht ganz mit Unrecht, wie mir scheint, wirft man uns in Österreich manchmal vor, dass neue Erlässe und Verordnungen nur auf dem Papier stehen, in der Praxis aber nicht beobachtet werden und dass in hergebrachter Gemüthlichkeit trotz der Neuerungen doch alles beim Alten bleibt. Die angeblich nach den neuen preußischen Lehrplänen zurechtgeschnittenen Lehrbücher, die ich bisher kennen gelernt habe, sind um nichts besser. Auch sie suchen das Alte festzuhalten trotz der neuen Verordnungen; der Unterschied liegt nur darin, dass den Schülern der Geschichtsunterricht in Ober-

Secunda höchst ungemüthlich werden wird, vorausgesetzt, dass die Lehrer das ihnen zugemuthete Pensum auch wirklich durchzumachen suchen. Sie werden es keinesfalls zustande bringen, und deshalb müssen die dem preußischen Erlass vom 6. Januar angepassten Lehrbücher aus der alten Geschichte ganz anders aussehen und viel weniger enthalten, als die bisher erschienenen. Es muss jemand erst einmal die orientalische und griechisch-römische Geschichte auf ca. 120—150 Seiten gewöhnlichen Octavdruckes wirklich darstellen und nicht bloß mit Schlagworten andeuten, dann erst wird man deutlich sehen, welche Verminderung der Kenntnisse als nothwendige Folge jener Forderungen der Unterrichtsbehörde eintreten muss und wie tief der Riss geht, den sie in dem Bildungsplan der Gymnasiasten verursacht hat. Darüber Klarheit zu schaffen thut vor allem noth.

Graz, Mai und Juli 1893. Adolf Bauer.

Sophus Lie, Vorlesungen über Differentialgleichungen mit bekannten infinitesimalen Transformationen. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. Georg Scheffers. Leipzig. Teubner 1891.

Die in dem Buche entwickelten neuen Theorien sind Prof. Sophus Lie eigen und rühren aus den Jahren 1871 bis 1874 her. Über diesen Gegenstand hat der genannte Forscher das erstemal in Deutschland im Jahre 1886 Vorlesungen gehalten. Das Werk soll den Studierenden eine Einführung in die sogenannte Gruppentheorie bieten und dieselben befähigen, das bedeutende Werk Lies über die Theorie der Transformationsgruppen mit Erfolg studieren zu können.

In dem vorliegenden „Elementarlehrbuche" — wie es von dem Herausgeber bezeichnet wird — werden die Methoden dargelegt, welche bei der Integration von gewöhnlichen und linearen partiellen Differentialgleichungen sich als nützlich erweisen. Die allgemeine, in dem Buche entwickelte Methode liefert eine Integrationstheorie für alle Differentialgleichungen, welche eine oder mehrere bekannte infinitesimale Transformationen zulassen.

Der Begriff der infinitesimalen Transformation wird in sehr klarer, man kann wohl sagen elementarer Weise auseinandergesetzt und dann auf den Gruppenbegriff übergegangen. In der zweiten Abtheilung finden wir die Verwertung der gewonnenen Begriffe in der Theorie der Differentialgleichungen erster Ordnung zwischen zwei Veränderlichen; in dem dritten Abschnitte werden die eingliedrigen Gruppen in drei Veränderlichen, in der vierten Abtheilung die eingliedrigen Gruppen und infinitesimalen Transformationen in n Veränderlichen behandelt und die Verwendung dieser Begriffe für die Differentialgleichungen gezeigt. Die Abtheilung V umfasst die Integration von gewöhnlichen Differentialglei-

chungen zweiter Ordnung, welche eine dreigliedrige Gruppe gestatten, und verwandte Probleme. Die vorgetragenen Theorien eröffnen auch einen willkommenen Ausblick auf Probleme der angewandten Mathematik, insbesonders auf dynamische Probleme. Im allgemeinen ist die Darstellung elementar gehalten; zum Verständnis des in dem Werke Gebotenen wird nur die Kenntnis der analytischen Geometrie, der Determinantentheorie und der Elemente der Infinitesimalrechnung erfordert. Um die pädagogische Brauchbarkeit des Buches zu erhöhen, wurden die neuen Theorien in breiter Weise dargestellt; auch wurden, um die vorgetragenen Theorien zu erläutern, zahlreiche Beispiele beigefügt. Schwierigere Partien, wie die Anwendung der allgemeinen Theorie auf die Flächentheorie, können ebenso gut wie die durch kleineren Druck gekennzeichneten Partien überschlagen werden.

Es scheint in der Absicht des Herausgebers zu liegen, diesem Bande einen zweiten, die eigentliche Gruppentheorie umfassenden Theil folgen zu lassen, welchen Plan wir nur freudig begrüßen können, da dann dem Leser die nöthige Vorbereitung zum Verständnis der Theorie der Transformationsgruppen geboten würde. Das Werk sei hiermit den Fachgenossen bestens empfohlen.

Ebene Trigonometrie und elementare Stereometrie. Von Prof. Dr. B. Féaux, Oberlehrerer am kgl. Gymnasium zu Arnsberg. 6., verb. Aufl., besorgt durch Friedr. Busch, Oberlehrer am kgl. Gymnasium zu Arnsberg. Mit 51 eingedruckten Figuren. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1891. 157 SS.

In der vorliegenden neuen Auflage des bekannten und mit Recht beliebten Lehrbuches sind mehrere nennenswerte Veränderungen und Erweiterungen vorgenommen worden. Durch dieselben ist das Buch den Schulzwecken noch mehr angepasst. So finden wir in der Einleitung zur Goniometrie den allgemeinen Functionsbegriff eingeführt und im folgenden verwertet. Dass die Trigonometrie im engeren Sinne mit der Goniometrie im innigen Zusammenhang gebracht wird, kann nur gebilligt werden. Auch ist auf den Begriff der Coordinaten und auf die Bestimmung ihrer Vorzeichen eingegangen, um eine allgemeinere Definition der Winkelfunctionen zu geben. Anerkennend muss ferner hervorgehoben werden, dass der Zusammenhang der Functionen eines und desselben Winkels in allgemeinster Weise, d. h. mit Rücksicht auf die Lage des zweiten Winkelschenkels in den vier Quadranten dargestellt wird. Nicht unwesentlich scheint dem Verf. auch die besondere Betonung des Theoremes, dass, wenn der Winkel um eine bestimmte Größe wächst, der Logarithmus der Cotangente um dieselbe Größe abnimmt, um welche der Logarithmus der Tangente zunimmt.

Auch die Theoreme über die Functionen der Summe und der Differenz zweier Winkel werden in allgemeinster Weise deduciert.

Wertvoll ist der Anhang, der in der neuen Auflage hinzugefügt wurde und in dem wir eine Reihe von wichtigen in der Anwendung oft gebrauchten Formeln aufgeführt finden. In zwei weiteren Anhängen wird der Gebrauch des Hilfswinkels an mehreren Beispielen und die Anwendung der Goniometrie zur Lösung quadratischer Gleichungen mit einer und zwei Unbekannten gezeigt. Die Auflösungsfälle der verschiedenen schiefwinkligen Dreiecke scheinen uns zu breit ausgeführt; in diesem Abschnitte wäre eine Reduction vortheilhaft gewesen. Sehr bemerkenswert sind die Darlegungen, die auf die Anfertigung der trigonometrischen Tafeln bezugnehmen; diese oft in unseren Lehrbüchern vernachlässigten Entwicklungen müssen in der Schule platzfinden, wenn der Operationsapparat dem Schüler vollständig geläufig sein soll.

In der Stereometrie finden wir als wesentlichste Neuerung die Ersetzung der früheren Figuren durch anschaulichere. Dies wurde in der vorliegenden Auflage in der einfachsten Weise durch den Unterschied zwischen dicken und feiner gezeichneten Linien erreicht. Wir empfehlen diese Art der Darstellung stereometrischer Gebilde als sehr instructiv den Fachgenossen. Die Figuren wurden auch in großem Maßstabe ausgeführt, um die Anschaulichkeit zu erhöhen.

In der Volumsbestimmung der Körper wird das Theorem von Cavalieri als Axiom hingestellt, eine Anschauung, mit der wir uns nicht befreunden können. Dieser Satz muss vielmehr auf Grund der Lehrsätze vom Prisma bewiesen werden, um ihm jene Allgemeinheit zu verleihen, welche bei dessen weiterem Gebrauche erforderlich ist. Neu hinzugefügt ist der Anhang, welcher von dem Prismatoide und dem Obelisken handelt. In demselben werden die Beziehungen der Grundflächen, des mittleren Durchschnittes und der Ergänzungsfigur entwickelt, der Inhalt des Prismatoides bestimmt und der Koppesche Satz, dass ein Obelisk gleich der Summe eines Prismas und einer Pyramide ist, welche die Höhe des Obelisken zur gemeinsamen Höhe haben und deren Grundfläche bezüglich der mittlere Durchschnitt und die Ergänzungsfigur des Obelisken sind, in sehr einfacher Weise deduciert.

Durch die vorgenommenen neuen Zusätze hat das Buch zweifellos in didaktischer Beziehung gewonnen. Vermöge der klaren und einfachen Darstellungsweise eignet es sich für den Schulgebrauch vortrefflich und bildet eine gelungene Einführung in die Trigonometrie und Stereometrie.

Ausführliches Lehrbuch der Stereometrie und sphärischen Trigonometrie. Zum Gebrauche an höheren Lehranstalten und zum Selbstudium. Von Dr. H. Servus, Privatdocent an der königl. technischen Hochschule zu Charlottenburg und ord. Lehrer am Friedrichs-Realgymnasium in Berlin. In 2 Theilen, für Unter- und Obersecunda. 1. Theil: Von der Lage der Linien und Ebenen im Raume; von den körperlichen Ecken. 2. Theil: Körperlehre; die sphärische Trigonometrie. Leipzig, B. G. Teubner 1891.

Der Verf. des vorliegenden Lehrbuches seiner „Analytischen Geometrie der diese neue Schrift folgen lassen, in welcher e auf die Bestimmung des Rauminhaltes der Kö erste Abschnitt ist der Darstellung der Lage d im Raume gewidmet. Wir finden in demsel Theoreme in klarer Fassung, unterstützt durc dargestellt. Übrigens hat sich der Verf. ge schnitte an die althergebrachten Methoden d betreffenden Lehrsätze gehalten und auch in derselben keine bedeutenden Änderungen vorge billigend hervorgehoben werden muss, da dies in die Stereometrie sich als vollkommen schul Recht ansprechend wurde die Lehre von der zweiten Abschnitte behandelt; an der Spitz ist das für die sphärische Trigonometrie wicht dass in jeder dreiseitigen Ecke die Summe z als der um 180° vermehrte dritte Winkel ist. Congruenz und Incongruenz der dreiseitigen letztere, scheint dem Ref. allzu breit getreten der Beweis des Theoremes, dass, wenn in ei zwei Seitenwinkel ungleich sind, die Winkel, mit der dritten Seitenfläche einschließen, im ent ungleich sind, einen allzu breiten Raum ein; gung dieses Satzes ist nicht nur leicht möglic geboten.

Im zweiten Bande wird die Besprechung einzelnen Körper vorgenommen, die Theorie u der regelmäßigen Körper vorgetragen und aus sätzen der Stereometrie das Wesentlichste der metrie gefolgert. Mit Freude ist zu begrüße mehreren Stellen der Stereometrie, so vorzugs der regulären Körper, von den Sätzen der Tri macht, und wir neigen überhaupt der Ans Stereometrie sachgemäßer und einf werden könnte, wenn derselben im Goniometrie und Trigonometrie vora was leider bei uns noch nicht geschieht, obwo mehrfach angeregt wurde. Das Aufgabenmat durchwegs instructives und die Monotonie Aufgaben, wie wir dieselben in den meiste büchern finden, würde verbannt sein.

Der erste Abschnitt des zweiten Band vom Prisma, der Pyramide, dem Cylinder, dem Die Theoreme von der Raumgleichheit zwei quemer und kürzer mittelst des Cavalier dargestellt werden können; es wäre dann m

Deduction verschwunden. Im Anschlusse an die Lehre von der Pyramide finden wir die Aufgaben gelöst, eine gegebene gerade Pyramide durch Parallelschnitte in n gleiche Theile zu theilen, und jene, eine gegebene abgestumpfte Pyramide durch Parallelschnitte in n gleiche Theile zu theilen. Den größten Nutzen für die Raumberechnung zieht der Verf. aus der Simpson'schen Regel: „Wenn ein Körper die Eigenschaft hat, dass eine in beliebigem Abstande von der oberen Grundfläche parallel zur unteren Grundfläche gelegte Ebene ihrem Inhalte nach sich ausdrücken lässt durch eine Function dritten Grades von dem Abstande der Schnittfläche von der oberen Grundfläche, so ist der Inhalt des Körpers ausgedrückt durch das Product aus dem dritten Theile der Höhe desselben und der Summe aus dem arithmetischen Mittel der oberen und unteren Grundfläche und dem doppelten Mittelschnitte." Die Deduction der betreffenden Formel hätte einfacher gegeben werden können, wenn der Verf. den Begriff der Derivation, den er in eleganter Weise an späterer Stelle einführt, schon hier benützt hätte. Nach der abgeleiteten Beziehung sind die Volumina vieler Körper in rascher Weise berechnet. Etwas zu ausführlich gehalten finden wir den Abschnitt „Vorbereitende Sätze für die Rauminhaltsbestimmung der Kugel und Kugelstücke". Viel zweckmäßiger wäre es gewesen, wenn diese weitläufigen Entwicklungen durch die Beweisführung der Guldin'schen Regel und deren Anwendungen ersetzt worden wären. Die allgemeinen Sätze über Polyeder finden wir im vorliegenden Buche eingehender erörtert als in den elementaren Lehrbüchern derselben Art. In diesem Abschnitte sind auch die Aufgaben gelöst (und zwar mittelst Anwendung trigonometrischer Lehrsätze), aus der Kante a eines regulären Körpers den Radius der umschriebenen Kugel zu berechnen und aus demselben Datum den Radius der eingeschriebenen Kugel zu finden. S. 96, Z. 4 v. u. soll SD anstatt SD^2 stehen. Ebenso wird der mittlere Radius, d. h. der Radius der die Kanten eines regulären Körpers berührenden Kugel, berechnet und die Bestimmung der Oberfläche und des Volumens der regulären Körper vorgenommen. Die elementare Theorie der Maxima und Minima ist nach den Methoden des Differentialcalcüls vorgenommen; hiebei wird dem Schüler die Entwicklung der Taylor'schen Reise vorgeführt. Wir halten diese Methode im elementaren Unterrichte nicht geeignet und würden den rein elementaren Methoden das Wort reden, deren sowohl Martus als auch Schellbach in den betreffenden Schriften Erwähnung thut.

In dem letzten Abschnitt des Buches finden wir die Grundsätze der sphärischen Trigonometrie entwickelt. Die Ableitung der Formeln für den Cosinus der Seiten eines Kugeldreieckes ist eine sehr elegante, nur haben sich in diese Entwicklung einige Versehen eingeschlichen; S. 119, Z. 4 und 6 v. o. fehlt der Factor 2. Nach den Grundformeln werden die Gleichungen von Gauss und

das Formelsystem von Nepper entwickelt. In der Lehre von den rechtwinkligen Kugeldreiecken wäre ein Hinweis auf das mnemotechnische Festhalten der wesentlichsten Regeln erwünscht gewesen. Die Berechnung des Flächeninhaltes eines sphärischen Dreieckes und des sphärischen Excesses als Function der drei Seiten des Dreieckes wird als willkommene Ergänzung des Gebotenen betrachtet werden.

Fassen wir das bei der Durchsicht des Lehrbuches der Stereometrie Wahrgenommene zusammen, so können wir wohl das Urtheil abgeben, dass dasselbe den Unterrichtszwecken vollkommen angepasst ist; dass aber eine Beschränkung in gewissen Entwicklungen möglich gewesen wäre, ohne den Gang des Vorzuführenden zu stören, dürfte auch anerkannt werden. Als einen Mangel des Buches müssen wir entschieden das Fehlen des constructiven Theiles der Stereometrie bezeichnen, der mit Recht von gewiegten Fachmännern als beim Unterrichte unentbehrlich bezeichnet wird: ebenso hätte die Hinzufügung einer Aufgabensammlung den Bedürfnissen des Mittelschulunterrichtes entsprochen.

Der praktische Experimental-Physiker. Hilfs- und Handbuch zum Experimentieren und Anfertigen von Apparaten, Maschinen u. s. f. Für weitere Kreise bearbeitet nach »Experimental Science« von G. M. Hopkins und herausgegeben unter Mitwirkung einiger Fachgelehrten von Dr. Martin Krieg. Mit 456 Figuren, Tafeln und Skizzen. Magdeburg, Faber'sche Buchdruckerei 1891.

Durch das vorliegende Buch wird einem oft gefühlten Bedürfnisse abgeholfen. Einmal wird das Interesse für die in der Physik auszuführenden technischen Arbeiten geweckt, dann aber auch das Verständnis physikalischer Gesetze durch eine durchwegs zweckmäßige Auswahl der vorzuführenden Versuche und eine in jeder Beziehung befriedigende Interpretation derselben gefördert. Gerade durch den Umstand, dass der Herausgeber und seine Mitarbeiter dem glänzenden Beispiele des ausgezeichneten Physikers Hopkins folgend, dessen Werk: „Experimental Science“ zum größten Theile in dem vorliegenden Buche verwerteten und auf die Herstellung der einfachsten Apparate und auf die Vorführung der Fundamental-Experimente ihr Hauptaugenmerk lenkten, das weniger Wesentliche aber aus dem Rahmen des Buches ausgeschlossen blieb, hat dieses besonders für den Studierenden und vorzüglich für den Lehrer der Physik an den Mittelschulen unschätzbaren Wert erhalten. Wir stehen nicht an, zu behaupten, dass von diesem Standpunkte aus das vorliegende Werk dem so trefflichen Buche von Frick einigermaßen Concurrenz machen wird. In dem Buche sind alle Partien der Physik entsprechend berücksichtigt; insbesonders ist auf die objective Darstellung von Erscheinungen die erforderliche Rücksicht genommen. Namentlich müssen wir das von den Herausgebern eingeschaltete Capitel XXI über optische Projec-

tion als mustergiltig anerkennen; ebenso wird der ausführlich erörterte Process der Photographie alle Leser des darauf bezüglichen Abschnittes befriedigen. — In den ersten Abschnitten des Buches finden wir besonders die Experimente mit den Kreiseln in größerem Umfange behandelt, als dies in den anderen Büchern dieser Art zu geschehen pflegt. Einige der angegebenen Versuche sind so vortrefflich, dass wir nur wünschen können, ihre Nachahmung möge in unserem Schulunterrichte recht bald platzgreifen. Dahin gehören unter anderen der Versuch (Fig. 51) betreffend die Absorption von Gasen, die Versuche mit den schwingenden und singenden Flammen, die radiophonischen Experimente, der einfache Apparat oder — besser gesagt — die Vorrichtung zur Demonstration der Brechung des Lichtes (Fig. 158), die einfache Art der Darstellung eines Spectrums, die durchwegs schulgerechte Behandlung der Polarisation des Lichtes, endlich die auf die Wirkung von Dynamomaschinen bezüglichen Versuche. Auch die „Winke aus der physikalischen Technik" (Seite 413 usw.) sind sehr beachtenswert. Sehr willkommen ist auch der Umstand, dass die elektrischen Einheiten dem Leser vorgeführt werden. — Die Ausstattung des Buches ist im allgemeinen vortrefflich, einige schwerfällig aussehende Abbildungen, wie Fig. 245 bis Fig. 255, hätten durch entsprechendere ersetzt werden können. Das Buch kann den Lehrern der Physik in erster Linie und dann auch allen, die sich für diesen Gegenstand interessieren, bestens empfohlen werden.

Aufgaben aus der Physik nebst einem Anhange, physikalische Tabellen enthaltend. Zum Gebrauche für Lehrer und Schüler in höheren Unterrichtsanstalten und besonders zum Selbstunterrichte von Prof. Dr. C. Fliedner, Gymnasialprorector a. D. 7. verb. u. verm. Aufl. bearbeitet von Prof. Dr. G. Krebs in Frankfurt a. M. Mit 74 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Braunschweig, F. Vieweg u. Sohn 1891. 134 SS. Preis 2 Mk. 40 Pf.

Auflösungen zu den Aufgaben aus der Physik. 7. verb. u. verm. Aufl. Von demselben. In demselben Verlage 1891. 197 SS. Preis 3 Mk. 60 Pf.

Die Aufgaben aus der Physik von Prof. Dr. C. Fliedner, entsprungen der richtigen Einsicht, dass der physikalische Unterricht in der Schule nicht auf Vortrag und Experiment sich beschränken dürfe, sondern von Übungen begleitet sein müsse, welche das Gegebene und Entwickelte erst recht zum Eigenthum des Schülers machen und ihn frei und lebendig darin sich bewegen lassen, dass durch derartige Übungen nicht nur die physikalische, sondern auch die mathematische Erkenntnis gewinnt, haben dem Unterrichte seit fast vier Decennien mächtigen Vorschub geleistet und sind allen Lehrern der Physik soweit bekannt, dass ein besonderes Eingehen auf die Eigenthümlichkeiten dieser Aufgabensammlung, sowie der Auflösungen zu derselben als überflüssig erscheinen

dürfte. In den verschiedenen Auflagen wurde dem jeweiligen Stande der Wissenschaft, aber auch dem jeweiligen Entwicklungsgange der physikalischen Lehrmethode Rechnung getragen; gerade dieser letztere Punkt sei hier in anerkennender Weise hervorgehoben. Seit dem Erscheinen der noch von Prof. Fliedner bearbeiteten 6. Auflage (1880) sind es besonders die neuen Errungenschaften im Gebiete der Lehre vom Magnetismus und der Elektricität gewesen, welche auch mächtigen Einfluss auf die Darstellung dieser Partien im Schulunterrichte genommen haben und die in der vorliegenden Aufgabensammlung Berücksichtigung finden mussten. Dieser Forderung wurde von dem Bearbeiter Prof. Dr. G. Krebs in zweckentsprechender Weise Rechnung getragen; derselbe sah sich auch durch den in der Physik heutzutage durchwegs angenommenen Gebrauch des absoluten Centimeter-Gramm-Secunden-Systems veranlasst, viele Aufgaben so umzugestalten, dass diesem Umstande entsprochen ist. Nicht nur auf Aufgaben rechnerischer Natur, sondern auch auf constructive Behandlung derselben ist Rücksicht genommen, ebenso wie es das Bestreben des Verf.s und des Bearbeiters war, grundlegende physikalische Begriffe durch viele Beispiele zu erläutern und zu festigen.

Bezüglich der Auflösungen sei vorderhand nur im allgemeinen bemerkt, dass dieselben nicht nur dürftige Angaben der Resultate enthalten, sondern dass in denselben fast durchwegs wertvolle Erörterungen und Belehrungen platzfanden, die sich nicht nur auf das physikalische, sondern auch auf das mathematische Detail beziehen. In den vorliegenden Büchern wurde auf die Lehrbücher der Physik von Fliedner und Krebs Rücksicht genommen und der in den genannten Büchern eingeschlagene Vorgang befolgt.

Im einzelnen sei Folgendes bemerkt: In der Mechanik sind insbesondere auch Probleme berücksichtigt, welche in der Technik irgendwie bedeutungsvoll erscheinen können. In dem Abschnitte „Zur Theorie der Wärme“ hätten immerhin einige Aufgaben gestellt werden können, die auf die dynamische Gastheorie bezugnehmen; ebenso wäre es erwünscht gewesen, wenn einige Probleme der Elektrotechnik einfacherer Art, die auf die Beleuchtung und Erwärmung, ferner auf die einfachsten Verhältnisse von Dynamomaschinen und die elektrische Kraftübertragung sich beziehen, zur Sprache gebracht worden wären; es sind in dieser Hinsicht in verschiedenen Schriften, wie in jener von Ayrton und Perry, wertvolle Anhaltspunkte gegeben. Erwünscht werden den Fachgenossen die zwar wenigen, aber immerhin instructiven Aufgaben aus der Chemie sein, ebenso die Tabellen, aus denen die bei den Berechnungen erforderlichen Constanten zu entnehmen sind. Eine Tabelle der elektrochemischen Äquivalente, die bei Aufgaben der Galvanoplastik erfordert wird, vermissen wir in dem Buche; die Tabelle über magnetische Declination, Inclination und Horizontal-

intensität an einigen Orten hätte wohl bis auf die neueste Zeit ausgedehnt werden sollen. In den Auflösungen tritt das constructive Element besonders in den Aufgaben aus der Optik hervor; zu wünschen wäre es gewesen, wenn in diesem Abschnitte, sowie in dem auf die Dynamik bezugnehmenden mehr Aufgaben gestellt worden wären, in denen die Anwendung der analytischen Geometrie platzgreift.

Zweifellos werden die physikalischen Aufgaben und die Auflösungen zu denselben von Prof. Fliedner in der neuen Form, welche ihnen der rastlose Förderer der physikalischen Unterrichtsmethoden Prof. Dr. G. Krebs verliehen hat, zu den vielen alten Freunden neue gewinnen, und das Buch wird — dem Unterrichte zugrunde gelegt — nur ersprießliche Resultate liefern.

Vorlesungen über Maxwells Theorie der Elektricität und des Lichtes von Dr. Ludwig Boltzmann. Professor der theoretischen Physik an der Universität München. 1. Theil: Ableitung der Grundgleichungen für ruhende, homogene, isotrope Körper. Mit Figuren im Text und auf zwei Tafeln. Leipzig, Johann Ambros. Barth 1891. 139 SS. Preis 5 Mk.

Die Schwierigkeiten, welche dem Studierenden der Maxwell'schen Abhandlungen über Magnetismus und Elektricität entgegentreten, sind genügend bekannt; zum Theil haben dieselben ihren Grund in dem Umstande, dass der ausgezeichnete englische Forscher seine Ideen über Elektricität und Magnetismus nicht in der von Euclid in die Mathematik eingeführten, streng systematischen Form darstellte, sondern sich hiebei einer eigenthümlichen Methode bediente, die geeignet ist, vielfache Anregung zu bieten, aber auch manche Missverständnisse erzeugen kann. Hier werden nun die Wege angegeben, welche Prof. Maxwell zur Aufstellung seiner Hypothesen führten, dabei der Entdeckungen ebenso sehr wie der Irrthümer gedacht, welche hiebei dem Forscher unterliefen. Die mathematischen Entwicklungen in dem großartigen Maxwell'schen Werke lehnen sich aufs innigste an den in England sosehr cultivierten Quaternionencalcül an, der dem deutschen Studierenden nicht mindere Schwierigkeiten bereitet als das Verständnis der physikalischen Seite des Werkes selbst.

Aus dem eben Gesagten wird erhellen, dass die vorliegende Arbeit des als Gelehrten und Forscher besonders auf dem Gebiete der Molecularphysik rühmlichst bekannten Prof. Boltzmann von den Fachgelehrten freudig begrüßt werden wird, denn in den vorliegenden Vorlesungen versucht derselbe die Euclidische Form den Maxwell'schen Deductionen einzuprägen und dieselben mit dem für das Studium erforderlichen Maße von Klarheit, Anschaulichkeit und Kürze auszustatten. Bedeutungsvoll für die vorliegenden Vorlesungen Prof. Boltzmanns erscheint dem Ref. der Umstand, dass der Zusammenhang der von Maxwell berührten

Erscheinungen mit mechanisch analogen Erscheinungen und Problemen hervorgehoben und die Erklärung der ersteren dadurch wesentlich erleichtert wurde. Unter allen Umständen dürfen wir die Arbeit Prof. Boltzmanns über diesen Gegenstand den geistreichsten und gehaltvollsten Studien anreihen, und wir wünschen im Interesse der guten Sache, dass das Werk fortgesetzt und bis zu den letzten Ausläufern der modernen Elektricitätstheorie vollendet werde; nicht nur der Fachgelehrte wird an den originellen Gedanken, welche in diesem Werke zutage treten, sich erquicken können, sondern auch der Jünger der Wissenschaft wird durch dieses Buch in den Stand gesetzt werden, die großartigste Theorie, welche wohl in der theoretischen Physik geschaffen wurde und die — wie die neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Elektrooptik zur Genüge lehren — einen praktischen Hinterhalt hat, in ihren einzelnen Stadien zu verfolgen. Es muss auch betont werden, dass durch die Herausgabe der vorliegenden Schrift auch dies erreicht wird, dass nunmehr die Zahl der Schmälerer Maxwells — und deren gab es wohl einige — sich verringern muss; denn durch die vorstehende Interpretation ist genügend dargethan, dass die Theorie Maxwells kein Haufen zwar genialer, aber unzusammenhängender, sich selbst widersprechender Hypothesen ist.

In einer gehaltvollen Einleitung wird vom Verf. zunächst auf die Arbeiten aufmerksam gemacht, die auf einer actio in distans und auf einer vermittelten Wirkung basieren, dann wird der Begriff der cyklischen Bewegung auseinandergesetzt und der Lagrange'schen Bewegungsgleichungen gedacht. Von großem Interesse ist die Darlegung, welche auf die mechanische Analogie des zweiten Hauptsatzes der Wärmelehre Bezug nimmt; durch die von Helmholtz geschaffene Theorie der cyklischen Bewegungen wurde eine Klarheit der Darstellung erreicht, wie sie anders kaum zu erzielen gewesen wäre. Die Betrachtung der Bewegungshindernisse im Dielektricum leitet den Verf. zur Aufstellung der Gleichungen für die elektrischen Oscillationen. In der neunten Vorlesung werden die elektrischen Ströme in Körpern betrachtet, die von Stokes aufgestellten Stromgleichungen deduciert und die Bedeutung der bei der Elektricitätsströmung in körperlichen Leitern vorkommenden Größen in das rechte Licht gesetzt. Nun werden die Gesetze der stationären und angenähert stationären Strömung entwickelt und in diesem Abschnitte auf die Gleichungen Kirchhoffs für die Elektricitätsströmung im Raume, auf das Biot-Savart'sche Gesetz und auf das Gesetz von Neumann für die Induction eingegangen. Die Erörterung der Arbeit bei der Deformation eines linearen Stromes führt den Verf. zur Ableitung des Ampère'schen Gesetzes. Im folgenden werden nun die allgemeinen Gleichungen für elektrische Schwingungen aufgestellt, gezeigt, dass die elektrischen Wellen transversale sind, und dann die Wellen in Halbleitern und in Leitern betrachtet. Die zwölfte Vor-

lesung ist der Maxwell'schen Theorie der statischen Elektricität gewidmet; die bekannten Formeln der Elektrostatik ergeben sich ungezwungen aus dieser Theorie, ebenso lassen sich die ponderomotorischen Kräfte elektrisierter Kugeln aus dieser Theorie ableiten. Der letzte Abschnitt der vorliegenden Lieferung nimmt auf den Zusammenhang des statischen und magnetischen Maßes Bezug, sowie auf die allgemeine Berechnung der Fernwirkung statischer Elektricität und auch auf die experimentelle Bestimmung der Dielektricitätsconstante. Im ersten Anhange ist die reichhaltige Literatur des erörterten Gegenstandes angegeben; im zweiten Anhange finden wir die Zusammenstellung der Bezeichnungen des vorliegenden Buches mit jenen von Helmholtz, Stefan und Hertz. Den Freunden ernster theoretischer Forschung auf dem Gebiete der Physik sei dieses Werk, dessen Fortsetzung wir mit Interesse folgen werden, auf das angelegentlichste empfohlen.

Elemente des Magnetismus und der Elektricität. Von Andr. Jamieson, Professor der Ingenieurwissenschaften am technischen Colleg von Glasgow und Westschottland usw. (Insbesonders für angehende Elektrotechniker.) Übersetzt und mit Zusätzen versehen von Dr. J. Kollert, Lehrer an den technischen Lehranstalten in Chemnitz. Mit 330 Textfiguren und 1 Tafel. Leipzig, Quandt und Händel 1891. 480 SS. Preis 8 Mk. 40 Pf.

Wenn in einem Lehrbuche des Magnetismus und der Elektricität in consequenter Weise die neuesten Anschauungen auf Grund der Kraftlinientheorie vorgeführt werden, wenn ferner auf folgerichtige Berücksichtigung der magnetischen und elektrischen Einheiten das Hauptgewicht gelegt ist und wenn endlich sich damit noch eine klare, leicht fassliche Art der Darstellung verbindet, dann erscheint ein solches Buch zur Einführung in die Elektricitätslehre, die in unserer Zeit einen großartigen Aufschwung genommen hat, die vollste Eignung zu besitzen. Das Gesagte können wir von dem vorliegenden Buche behaupten.

In den beiden ersten Theilen, der Lehre vom Magnetismus und der vom Elektromagnetismus ist die Theorie der magnetischen und elektrischen Felder und der Kraftlinien in der ausgiebigsten Weise verwertet worden. Dem Leser muss die Nützlichkeit dieser Darstellungsart, welche wesentlich zur Vereinfachung beiträgt, sofort vor das Auge treten. Bedauerlich ist es nur, dass die erwähnte Theorie nicht auch in gleicher Weise in der Elektrostatik angewendet ist. Das ganze zu behandelnde Gebiet wird dem Leser in „Vorlesungen" vorgeführt, denen von dem Herausgeber der deutschen Ausgabe Ergänzungsvorlesungen zugefügt wurden, durch welche der Leser in der einfachsten Weise in das absolute magnetische und elektrische Maßsystem eingeführt und ihm eine Theorie der Messungen und Messinstrumente gegeben werden soll. Gerade diese Ergänzungsvor-

lesungen erhöhen den Wert des Buches bedeutend. Im Anschlusse an die Vorlesungen und in Bezug auf dieselben finden wir eine Reihe von Fragen erledigt, welche sich bei praktischen Prüfungen bewährt haben. Ebenso ist anerkennend hervorzuheben, dass am Schlusse eines jeden Theiles ein kurzer Anhang über die Anfertigung von Apparaten durch die Schüler selbst hinzugefügt wurde. Diese Apparate beziehen sich auf die grundlegenden Versuche, die mit ihnen vorzunehmen sind. Mit vollem Rechte betont der Verf., „dass erst eine Verbindung von Vorlesungen und Übungen mit praktischen Arbeiten in der Werkstatt und dem Laboratorium im Geiste der Schüler die dauerndsten Eindrücke und das eindringendste Verständnis hervorbringt". Die eigentlichen Anwendungen der Theoreme des Magnetismus und der Elektricität in der Praxis werden im allgemeinen nur in Kürze gestreift. Dem Verf. und dem Bearbeiter der deutschen Auflage war in erster Linie darum zu thun, dem Studierenden die Fundamente der Wissenschaft in möglichster Klarheit zu bieten. Die Figuren charakterisieren das, was durch sie dargestellt werden soll, recht deutlich, sind aber — wie wir es von den meisten englischen Büchern mit Bedauern sagen müssen — nicht mit jener Feinheit der Eleganz durchgeführt, welche die Figuren in den französischen Werken charakterisiert.

Dass der Verf. mit den Erscheinungen des Magnetismus begonnen und an dieselben die des Elektromagnetismus angeschlossen hat, ist naturgemäß. Die Äquivalenz von Stromkreisen und magnetischen Blättern bildet das natürliche Bindeglied zwischen Magnetismus und Elektricität.

Schon in dem ersten Abschnitte werden die magnetischen Curven, welche die Kraftlinien darstellen, in ausführlicher Weise behandelt; die wesentlichsten Erscheinungen mittels derselben werden mit Geschick dargelegt. Ein eigener Abschnitt ist der magnetischen Hysteresis gewidmet, also der Erscheinung des Nachbleibens des Magnetismus. In der dem Magnetismus beigefügten Ergänzungsvorlesung wird das Wesen der absoluten mechanischen Einheiten, die einfache Darstellung der magnetischen Felder, die Zusammensetzung derselben zu einem resultierenden Felde, die Bestimmung der erdmagnetischen Elemente und das Wesen der magnetischen Induction, der magnetischen Permeabilität und Susceptibilität erörtert. Sehr beachtenswert sind die Erläuterungen über den magnetischen Stromkreis, über die Magnetisierungsarbeit und das magnetische Potential. Nur hätten sie durch directe Anwendung des Infinitesimalcalcüls sicher an Klarheit und Übersichtlichkeit gewonnen.

In durchwegs ansprechender Weise ist der Abschnitt über den Elektromagnetismus bearbeitet. Wir wünschten, dass der Geist dieser Bearbeitung auch die Darstellungen dieser wichtigen Lehre der Physik im elementaren Unterrichte durchdringen möchte. Ohne jedwede Rechnung wird in dem ersten Theile dieses Abschnittes

der Leser in das Wesen dieser Disciplin eingeführt und auf die technischen Anwendungen derselben entsprechend vorbereitet. Der mehr theoretische Theil wird wiederum in den Ergänzungsvorlesungen behandelt. In den zahlreichen Beispielen ist jederzeit auf die entsprechenden Maßeinheiten Rücksicht genommen. Originell schien dem Ref. die Erörterung der Kraftwirkungen zwischen elektrischen Strömen und Magneten und zwischen elektrischen Strömen untereinander.

Die folgenden Abschnitte beziehen sich auf die Volta'schen Strömungen und deren Wirkungen im Stromkreise. Hier muss anerkennend hervorgehoben werden, dass die betreffenden Abschnitte ein klares Bild und eine lichtvolle Erklärung der einzelnen Erscheinungen bieten. In der Ergänzungsvorlesung finden wir besonders beachtenswert das über die Bestimmung der absoluten Widerstandseinheit und das Ohm durch Induction Gesagte. Die graphischen Darstellungen des Ohm'schen Gesetzes, sowie der Probleme der Stromverzweigung verdienen ebenfalls alle Anerkennung. Zu kurz scheinen uns die Erörterungen über die Wirkungsweise der Dynamomaschinen. — In dem Abschnitte über statische Elektricität ist bemerkenswert die pneumatische Methode, um die Analogie zwischen der gleichzeitigen Erzeugung gleich großer positiver und negativer Spannungen vorzuführen. Im übrigen würde gerade dieser Abschnitt ohne die von dem Verf. hinzugefügte Ergänzungsvorlesung (elektrostatisches Potential, Theorie der elektrischen Entladung, Theorie der elektrischen Condensation, Vergleichung der elektrostatischen und elektromagnetischen Einheit der Elektricitätsmenge, Theorie der elektrostatischen Messinstrumente) weit hinter den vorhergehenden Abschnitten zurückbleiben. — Wertvoll ist auch die letzte Ergänzungsvorlesung, in der die Theorie des Volta'schen Fundamentalversuches, die Theorie des Volta'schen Elementes, das Wesentlichste über die Theorie der Thermoelektricität auseinandergesetzt wird. — Unter den neueren Arbeiten und Bearbeitungen der Elektricitätslehre verdient jedenfalls das vorliegende Buch eine der ersten Stellen einzunehmen. Wir wünschen demselben viele Freunde.

Magnetismus, Elektricität und Chemie für die oberen Classen der Mittelschulen. Von Dr. Johann Odstrčil, weiland Professor am k. k. deutschen Staatsgymnasium zu Teschen. Mit 58 Abbildungen. Prag, F. Tempsky 1891.

Prof. Odstrčil wollte im Jahre 1889 ein Lehrbuch der Physik für die oberen Classen der Mittelschulen herausgeben und hatte einige Theile desselben bereits vollendet, als er an der Fortsetzung dieser Arbeit durch sein unerwartet rasches Hinscheiden gehindert wurde. Sein Sohn hat, das Andenken des Vaters ehrend, den im Manuscript fertigen Theil des Buches dem Drucke übergeben und dadurch den Freunden und Schätzern des trefflichen

Fachmannes eine schöne Gabe geboten. Dieses Bruchstück umfasst die Lehre vom Magnetismus und der Elektricität, also Theile der Physik, in denen weiland Prof. Odstrčil rüstig gearbeitet und die er durch eigene bemerkenswerte Forschungen bereichert hatte, und die Grundlehren der Chemie, die — wie Ref. aus mannigfachen Mittheilungen weiß — auf Grund eigens angestellter Experimente verfasst wurden.

In der Lehre vom Magnetismus wird der Leser sehr bald in die modernen Begriffe des magnetischen Feldes und der Kraftlinien eingeführt und mittelst der darauf bezugnehmenden Anschauungen das Grundgesetz der Wirkung zweier magnetischer Massen von Coulomb gewonnen. Diese Lehren werden durch gut ausgeführte Figuren dem Verständnisse des Schülers nahe gerückt. Der Satz, dass die magnetischen Kräfte von Theilchen zu Theilchen eines Mediums übertragen werden, „so dass in demselben Spannung längs der Kraftlinien und Druck senkrecht gegen dieselben stattfindet“ (S. 6), ein Satz, der den Grundpfeiler der von Faraday und Maxwell aufgestellten Theorie der magnetischen und elektrischen Wirkungen bildet, ist in der in dem Buche gegebenen Form dem Schüler wenig verständlich. Die Bestimmung der erdmagnetischen Elemente ist in sehr präciser und klarer Weise vorgenommen; bemerkenswert sind auch die auf wirkliche Messungen bezugnehmenden Zahlenangaben. S. 13, Z. 10 v. u. soll $2\,\mu\,\lambda\,H \sin\alpha$ statt $2\,\eta\,\lambda\,H \sin\alpha$, ebda. Z. 13 v. u. δ statt α stehen. Wünschenswert wäre es gewesen, wenn die erdmagnetischen Elemente für eine spätere Zeit als für 1886 und nicht nur für Wien, Prag und Pola gegeben worden wären.

In der Elektricitätslehre wird nach Angabe und Beschreibung der wichtigsten Apparate zur Erzeugung statischer Elektricität und nach Aufstellung des Coulomb'schen Gesetzes die Theorie des Potentiales eingeführt und in ziemlich ausführlicher Weise (eingehender als es dem Ref. für die Unterrichtszwecke der Mittelschule gut erscheint) behandelt. S. 22, Z. 3 v. u. soll C statt c, S. 23, Z. 1 v. u. $d_1 - d$ statt $d_1 = d$ stehen; ebenso muss S. 27, Z. 12 v. u. der weggelassene Factor 10, S. 27, Z. 37 v. u. $\frac{V}{2} \cdot Q$ statt $\frac{V}{2}, Q$ gesetzt werden. Die Wirkung der Spitzen wird durch eine einfache und scharfsinnige Betrachtung zur Anschauung gebracht. Der elektrische Strom, bewirkt durch einen Potentialabfall, wird durch den bekannten hydraulischen Versuch (Ausfluss von Wasser aus einem Gefäße durch ein enges Rohr) in vollkommen zweckentsprechender Weise erläutert. Die Figur 24 ist umgekehrt eingesetzt; S. 31, Z. 19 v. u. soll „angesetzten Röhren“ statt „ausgesetzten Röhren“ stehen; S. 32, Z. 6 v. o. $V - V_1$ statt $V - V_r$. Die Grunderscheinungen der galvanischen Ströme werden mittelst der chemischen Theorie derselben in äußerst ansprechender Weise erklärt; man kann dieses Capitel für die Zwecke der Schule

kaum passender gestalten, als dies von dem Verf. geschehen ist. Dasselbe gilt von der Darstellung und Erklärung der chemischen Wirkungen des galvanischen Stromes und noch mehr von der lichtvollen Erörterung der Gesetze der Elektrolyse. Die Berechnung der durch den Strom von der Intensität 1 Ampère ausgeschiedenen Jonen ist eine durchwegs gelungene. Im weiteren Verlaufe des Buches werden die Grunderscheinungen des Elektromagnetismus, die entsprechenden Messaparate, das Gesetz von Ohm und die Folgerungen aus demselben in Erwägung gezogen und auch hier der Kraftlinientheorie der gebürende Platz eingeräumt. Bei der Berechnung des inneren Widerstandes und der elektromotorischen Kraft eines Elementes soll es S. 48, Z. 8 v. u. im Nenner des angegebenen Bruches nicht v, sondern r heißen. Die Theorie der galvanischen und Magnetoinduction, sowie der magnetoelektrischen Maschinen, die Berechnung des Effectes derselben lässt in Bezug auf Darstellung keinerlei Wünsche übrig. Zum Schlusse dieses Abschnittes wird auf die neuen Methoden zur Beobachtung der Luftelektricität, welche vom Verf. „tellurische Elektricität" genannt wird, ebenso auf die theoretischen Betrachtungen von Prof. Franz Exner hingewiesen.

Im ersten Theile des folgenden Abschnittes, welcher von der Chemie handelt, wird größtentheils der Lehrstoff der Unterstufe wiederholt, aber auch entsprechend den Fortschritten der Schüler im theoretischen Theile dieses Gegenstandes erweitert. Mit besonderer Sorgfalt sind die quantitativen Verhältnisse der einzelnen Stoffe angegeben, welche zu den Versuchen verwendet werden, und es ist dafür Sorge getragen, dass der Schüler auf rein inductivem Wege zur Erkenntnis der chemischen Grundgesetze gelange. Bei der Betrachtung der Volumsverhältnisse gasförmiger Verbindungen in Bezug auf die Volumina der Bestandtheile derselben wäre die Vorführung des Hoffmann'schen Apparates nicht unvortheilhaft gewesen. In dem folgenden Abschnitte werden die chemischen Theorien dargelegt und der Ausgangspunkt von der Dalton'schen atomistischen Hypothese und dem Avogadro'schen Satze, dass in gleichen Volumina aller Gase unter demselben Drucke und bei derselben Temperatur eine gleich große Anzahl Molecüle enthalten sind, genommen. S. 77, Z. 19 v. u. muss es heißen: „für ein anderes Gas unter denselben Verhältnissen". S. 78, Z. 19 v. u. ist zu bemerken, dass 1 Molecül Chlor und 1 Molecül Wasserstoff 2 Molecüle Salzsäure geben. Als unrichtig muss ferner S. 80, Z. 7 v. u. die Behauptung bezeichnet werden, dass 1 Molecül Phosphor und 5 Molecüle Sauerstoff 5 Molecüle Phosphorpentoxyd liefern; sie liefern nur 2 Molecüle dieses Stoffes.

Die specielle anorganische und organische Chemie ist den Unterrichtszwecken entsprechend bearbeitet; in ersterer ist ebenfalls das wichtige periodische System der Elemente (Forschungen von Mendelejeff und Lothar Meyer) erwähnt. — Das vorliegende

Schriftchen sei wegen der an vielen Stellen originellen Darstellung und wegen der Klarheit der Entwicklungen den Fachgenossen zur Einsicht empfohlen.

Lehrbuch der physikalischen Geographie. Von Dr. Siegmund Günther, Prof. an der kgl. technischen Hochschule in München. Mit 169 in den Text gedruckten Holzschnitten und 3 Tafeln in Farbendruck. Stuttgart, Ferdinand Enke 1891. 508 SS.

Während das umfangreiche Werk des Verf.s über Geophysik für die Forscherkreise bestimmt ist, soll das vorliegende Buch wesentlich für den Gebrauch der Studierenden dienen. Dementsprechend ist auch die Art der Darstellung eine mehr elementare und bündige. Der Umfang des zu behandelnden Stoffes ist ungefähr derselbe wie in dem großen Handbuche des Verf.s. Er hat sich das Wesen der physikalischen Geographie als eines Grenzgebietes zwischen Physik und Geographie vor Augen gehalten. Aus diesem Grunde musste der Lehre vom Erdinneren manche beachtenswerte Erörterung gewidmet werden, und gerade in den darauf bezugnehmenden Abschnitten tritt hervor, dass „der künftige Geograph einer tüchtigen mineralogisch-geologischen Propädeutik theilhaftig werden soll“. Die mathematische Erörterung konnte bei einigen Problemen nicht umgangen werden; doch tritt sie in dem vorliegenden Buche in der bescheidensten Weise auf; in den meisten hier zur Sprache gebrachten Aufgaben werden nur die Resultate der mathematischen Analyse angegeben. Die Quellen- und Literaturangaben sind in dem vorliegenden Buche in den Hintergrund getreten, was ja dem Charakter eines Lehrbuches, wie sich der Verf. sein jüngstes Werk gedacht hat, ganz entspricht. Die Ausstattung des Buches ist — wie wir dies von der rührigen Verlagsfirma gewohnt sind — ausgezeichnet. Die zahlreichen den Text unterstützenden Figuren sind meisterhaft ausgeführt oder Werken entnommen, die als classisch gelten.

Der erste Abschnitt enthält eine kosmophysikalische Einleitung, in der die Beschaffenheit der Weltkörper und die verschiedenen kosmogonischen Hypothesen, welche am meisten Berücksichtigung verdienen, zur Sprache kommen. Im zweiten Abschnitte werden die Methoden zur Bestimmung der Gestalt und Größe der Erde auseinandergesetzt und des Näheren auf die Erdschwere und Erddichte eingegangen. — Im Folgenden finden wir die Studien über die Erdtemperatur (Schlüsse auf das Innere der Erde) und über die Anordnung der Aggregatzustände im Erdinneren berücksichtigt, ferner einen sehr gehaltvollen Abriss über die Geognosie und Stratigraphie gegeben. Daran reihen sich Betrachtungen über den Bau und die Entstehung der Gebirge und über die Geotektonik. In diesem Abschnitte treten die mechanischen Erklärungen der einzelnen Erscheinungen in den Vordergrund. — Die Lehre von den Hebungen und Senkungen, von den vulkanischen Erscheinungen,

von den Erdbeben kommt im Nachfolgenden zur Erörterung. Sehr kurz und dennoch die Hauptsätze umfassend ist der nächstfolgende Abschnitt, der von dem magnetischen und elektrischen Verhalten der Erde handelt, bearbeitet. Die Grundsätze der Meteorologie und der Klimatologie, wobei auf die modernsten Forschungen die gebürende Rücksicht genommen wurde, sind in den beiden folgenden Abschnitte enthalten. Weitere Erörterungen nehmen Bezug auf die oceanische Statik und Dynamik (im letzteren Abschnitte ist besonders das über die Theorie der Meeresströmungen Gesagte beachtenswert), auf die Gewässer des Festlandes, auf die Schneeverhältnisse des Erdballes im allgemeinen, auf die Gletschererscheinungen im besonderen, auf die zerstörenden Kräfte an der Erdoberfläche und die allgemeine und specielle Morphologie derselben. Überall werden die feststehenden Thatsachen der Physik zur Erklärung der geophysikalischen Erscheinungen herangezogen und dadurch das Studium der letzteren einheitlich und infolge dessen genussreicher gestaltet. Das Buch mag hiermit den Physikern und Geographen bestens empfohlen sein!

Ostwalds Classiker der exacten Wissenschaften. Lieferungen 21 bis 28. Leipzig, Wilhelm Engelmann 1891.

In den Lieferungen 21 und 23 finden wir die berühmte Abhandlung von W. Hittorf über die Wanderungen der Jonen während der Elektrolyse von Prof. W. Ostwald wieder herausgegeben und mit entsprechenden ergänzenden und erläuternden, dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft angepassten Anmerkungen versehen. Die von Hittorff gezogenen Schlüsse über das Wesen der Elektricitätsleitung und die Beschaffenheit der Elektrolyse wurden erst in neuester Zeit ihrer ganzen Bedeutung nach erkannt. Mit Recht wird von dem Herausgeber betont, dass die neueren Ansichten über das Wesen der Berührungselektricität und die jetzt angebahnte rationelle elektrische Theorie der chemischen Verwandtschaft „ihre Wurzeln in den Arbeiten Hittorfs haben und dass viele neuerdings vertretene Ideen sich bereits mit größerer oder geringerer Deutlichkeit in denselben ausgesprochen finden".

In der Lieferung 22 befinden sich die Untersuchungen über das Radical der Benzoesäure von Wachler und Liebig, herausgegeben von Hermann Kopp. Bekanntlich hat diese Arbeit einen mächtigen Einfluss auf die Gestaltung allgemeinerer Ansichten über die Constitution organischer Substanzen genommen und ist ein classisches Vorbild für die Forschungen auf dem Gebiete der organischen Chemie geblieben.

In den Lieferungen 24 und 25 ist der dritte, vierte, fünfte und sechste Tag der „Unterredungen und mathematischen Demonstrationen über zwei neue Wissenszweige, die Mechanik und die Fallgesetze betreffend" Galileis

aus dem Italienischen und Lateinischen übersetzt und herausgegeben. Dieser Arbeit, die als eine sehr verdienstvolle anerkannt werden muss, unterzog sich Prof. Arthur von Oettingen. Wir finden hier die Deductionen Galileis über die gleichförmige Bewegung, über die natürlich beschleunigte Bewegung und über die Wurfbewegung. Durch diese Entwicklungen wird dem Lehrer und dem Schüler vielfach Anregung geboten, die Lehre vom Fall und von der Wurfbewegung zu vertiefen, und mit Recht sagt Prof. G. Oettingen: „Manche Aufgabe wäre wert, der Vergessenheit entzogen und in die Lehrbücher aufgenommen zu werden.“ In den „Anmerkungen“ wurden von dem Herausgeber alle Haupttheoreme in moderner analytischer Form wiedergegeben. Im Anhange zum dritten und vierten Tage finden wir wichtige auf die Schwerpunktslehre bezugnehmende Theoreme, im fünften Tage die von Euclid gegebene Definition der Proportionalität, die Definition derselben und Discussion nach Salviati und den Begriff der zusammengesetzten Proportion. Der sechste Tag bezieht sich auf die Theorie der Stoßwirkung. Es ist dankenswert anzuerkennen, dass nunmehr die schwer zu beschaffenden Galileischen Arbeiten dem Jünger der Wissenschaft leicht zugänglich gemacht wurden; sie sind derart, dass man sie — wie Lagrange in zutreffender Weise sagt — „nie genug wird bewundern können“.

Die beiden nun folgenden Lieferungen umfassen die Abhandlung über die Constitution der organischen Säuren von Justus Liebig (herausgegeben von Hermann Kopp) und die Untersuchungen von Robert Bunsen über die Kakodylreihe, welche den Höhepunkt der Radicaltheorie bezeichnen. Letztere Arbeit wurde von Adolf von Bayer herausgegeben.

In der letzten der uns vorliegenden Lieferungen sind die beiden von L. Pasteur im Jahre 1860 in der Pariser chemischen Gesellschaft gehaltenen Vorträge „Über die Asymmetrie bei natürlich vorkommenden organischen Verbindungen“ übersetzt und herausgegeben von M. und A. Ladenburg. Diese Arbeit ist ebensowohl für den Physiker, als auch für den Mineralogen und Chemiker von großer Bedeutung. Manche Irrthümer in der betreffenden Arbeit von Pasteur wurden von den Herausgebern aufgehellt und in den „Anmerkungen“ auf die neuesten Forschungen auf diesem Gebiete verwiesen.

Troppau. Dr. J. G. Wallentin.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Die Besoldung der Mittelschullehrer in Ungarn.

Die Frage nach der entsprechenden Besoldung der öffentlich Bediensteten beschäftigt in der jüngsten Zeit die meisten mitteleuropäischen Gesetzgebungen, und es ist diese Frage trotz der großen Opferwilligkeit der Volksvertretungen noch lange nicht in befriedigender Weise gelöst. Denn das zu erstrebende Ziel muss doch darin bestehen, dass der in öffentlichen Diensten wirkende Mann in die Lage versetzt werde, seine volle Geisteskraft und Leistungsfähigkeit diesem seinen Dienste ungetheilt widmen zu können. Das ist aber nur in dem Falle möglich, wenn der Beamte von materiellen Sorgen befreit in der ihm gereichten Besoldung die Mittel zur anständigen Erhaltung und zur Führung seines und des Lebens seiner Angehörigen empfängt, somit nicht genöthigt ist, außerhalb seines Amtes noch die mangelnden Lebensbedingungen befriedigen zu müssen. Jede solche Nebenbeschäftigung oder Nebenarbeit des Beamten nimmt in der Regel den besten Theil seiner Kraft in Anspruch, weil ja der außerordentliche Nebenerwerb stets mehr gefährdet ist, also auch mit größerer Mühe und Sorgfalt behandelt werden muss. Das ordentliche Amt leidet ganz besonders bei dieser Zersplitterung der Kraft; denn statt der vollen Leistung des Mannes, auf die das Amt angewiesen ist, bekommt es nur den minderwertigen Theil derselben, und so rächt die ungenügende Besoldung der öffentlich Bediensteten sich an dem öffentlichen Dienste am meisten. Weniger, aber gut bezahlte Beamte, deren Kraft für den Dienst voll und ganz beansprucht und ausgenützt werden kann, sind den Interessen des Gemeinwohles weit zuträglicher als zahlreichere, aber unzulänglich honorierte Angestellte, die zur Fristung ihres Lebensunterhaltes noch auf zeit-, kraft- und ansehenraubenden Nebenerwerb angewiesen sind.

Gelten diese Sätze von den öffentlich Bediensteten überhaupt, so besitzen sie meines Erachtens noch ganz besondere Giltigkeit in Bezug auf die Professoren und Lehrer an den öffentlichen Schulen aller Arten. Von der Elementar- bis zur Hochschule verlangt man mit Recht, dass

die daselbst verwendeten Lehrkräfte sich ihrem Lehrer- und Erzieherberufe ganz und ungetheilt weihen mögen; dass sie all ihr Wissen und Können, all ihr Denken, Wollen und Handeln einzig und allein in den Dienst dieses ihres ebenso erhabenen als schwierigen und wichtigen Berufes stellen; denn gerade im Lehr- und Erziehamte bedarf es der ungeschwächten Kraft des Lehrers und Erziehers, hier wirkt und schafft nur jener dauernd Gutes, der seine Aufmerksamkeit und Hingebung ohne alle sonstige Sorgen und Kümmernisse des Lebens nur dem Werke der Jugendbildung fortwährend zuwenden kann.

Kein Denkender wird die Wahrheit dieser Behauptungen leugnen, und doch begegnet man fast allenthalben der auffallenden Thatsache, dass zu allen Zeiten und bei den verschiedensten Völkern eben die Arbeiter auf dem Gebiete des Unterrichtes und der Erziehung keine genügende materielle Entlohnung ihrer wichtigen Dienste erhalten. Das bekannte Wort: „Wen die Götter hassen, den machen sie zum Lehrer" besitzt in alter und neuer Zeit seine traurige Richtigkeit. Gleichwohl muss zugestanden werden, dass in unseren Tagen die Erkenntnis von der Unzulänglichkeit der Besoldung des öffentlichen Lehrpersonals und von der Nothwendigkeit einer möglichst raschen und möglichst durchgreifenden Abhilfe dieses Übelstandes stets weitere Verbreitung und Zustimmung gefunden hat. Dieser Erkenntnis entsprangen dann die schon eingangs erwähnten Bestrebungen und gesetzgebenden Maßnahmen zur Verbesserung des materiellen Loses der Lehrer an den öffentlichen Schulen.

Auch in Ungarn hat diese Erkenntnis sich Bahn gebrochen und durch die Gesetzgebung in einer Weise Anerkennung gefunden, welche auch die Aufmerksamkeit des gebildeten Auslandes verdient. Der ungarische Staat schuf nämlich jüngstens ein Gesetz über die Regelung der Gebüren der Staatsbeamten, der Unterbeamten und der Diener, wodurch die Summe der bisherigen Besoldungen um den jährlichen Betrag von 3,240.500 fl. erhöht wurde, gewiss eine Ziffer, welche alle Achtung und Anerkennung verdient.

Unter den hier berücksichtigten Staatsdienern befinden sich neben den Ober- und Unterbeamten in der staatlichen Schulverwaltung und Schulaufsicht auch die Directoren und Professoren der Mittelschulen, zu denen die Gymnasien, die Realschulen, die höheren Töchterschulen und die Lehrerseminarien gerechnet werden. Außerdem bedenkt das Gesetz die Directoren und Lehrer an den höheren Volks- und den Bürgerschulen, lässt aber auffälligerweise die Professoren der Hochschulen (Universität, Polytechnicum), sowie auch die Lehrer an den Elementarschulen ganz außer Betracht. Für Regelung der Bezüge dieser letzterwähnten Elementarschullehrer sorgt ein besonderes Gesetz, welches soeben (Ende Mai) von beiden Häusern des ungarischen Reichstages angenommen worden ist. Hier soll nur von der Besoldung der Directoren und Professoren an den obgenannten mittleren Lehranstalten die Rede sein.

Ohne mich in eine weitläufige historische Darlegung über Ursprung und allmähliche Gestaltung und Veränderung der Gehaltsbezüge dieser Mittelschullehrer einzulassen, trete ich vielmehr sofort an den Gegenstand

selbst unmittelbar heran, wobei ich jedoch zur Orientierung des fremden Lehrers über die Organisation des ungarischen Mittelschulwesens einige Bemerkungen noch voraussenden muss.

Wie oben bemerkt, begreift das neue ungarische Gesetz über die Regelung der Gehaltsbezüge der Staatsbediensteten unter dem Begriffe der »Mittelschule« die Gymnasien, die Realschulen, die höheren Mädchenschulen und die Schullehrerseminarien. Ungarn (ohne Croatien-Slavonien, doch mit dem einverleibten Siebenbürgen) besitzt gegenwärtig: 151 Gymnasien, 32 Realschulen, 17 höhere Mädchenschulen und 71 Lehrerseminarien, also insgesammt 271 Mittelschulen. An diesen Lehranstalten wirken an den Gymnasien 2477, an den Realschulen 665, an den höheren Mädchenschulen 223, an den Lehrerseminarien 685, somit zusammen 4050 Lehrkräfte.

Allein diese Lehranstalten und deren Lehrer unterstehen keineswegs sämmtlich der Staatsgesetzgebung und der Staatsregierung; vielmehr gehören in Ungarn die meisten öffentlichen Schulen den einzelnen Kirchen und Confessionen, welche über diese Lehranstalten ein weitgehendes Verfügungsrecht ausüben, so dass der Staatsgewalt hier im Grunde nur die Oberaufsicht und Überwachung verbleibt. Der unmittelbaren Leitung und Verfügung des Staatsministerium für Cultus und Unterricht unterstehen nur die eigentlichen Staatslehranstalten, d. h. die, welche aus den Mitteln des Staatsbudgets errichtet und erhalten werden und dann jene königlichen Mittelschulen, deren Dotation aus dem bestehenden Landes-Studienfonds erfolgt. Für diese beiden Arten der Mittelschulen haben auch die Staatsgesetze unmittelbare Giltigkeit, und so bezieht sich auch die jüngst durchgeführte Regelung der Gehaltsbezüge für die Mittelschulprofessoren nur allein auf die Lehrkräfte, und zwar auf die Directoren und ordentlichen Professoren an den eigentlichen Staats- und an den königlichen Mittelschulen.

Eigentliche oder »reine« Staatsmittelschulen sind: 13 Gymnasien, 23 Realschulen, 10 höhere Töchterschulen und 25 Lehrerseminarien, also insgesammt 71 Lehranstalten; an königlichen Mittelschulen (die jedoch in ihrem ganzen Lehrkörper katholisch-confessionellen Charakter haben) gibt es 17 Gymnasien. Demgemäß kommt auch von den oben angegebenen 4050 Lehrkräften an den Mittelschulen nur die Minderheit auf die der Staatsgesetzgebung und Staatsleitung unmittelbar unterstehenden Directoren, Professoren und Lehrer.

Was nun die bisherige Besoldung dieser Lehrkräfte anbelangt, so bestand hierin keine Gleichförmigkeit. Die ordentlichen Professoren an den Gymnasien und Realschulen bezogen in der Hauptstadt Budapest 1500 fl. Gehalt und 300 fl. Quartiergeld; in der Provinz 1200 fl. Gehalt und 200 fl. Quartiergeld; außerdem erhielten sie fünf Alterszulagen nach je fünf Dienstjahren in der Höhe von je 100 fl., so dass also die höchsten thatsächlichen Bezüge eines Mittelschulprofessors in Budapest bis auf 2300 fl., in der Provinz auf 1900 fl. steigen konnten. Die gesetzliche Pensionsfähigkeit tritt nach 30 vollendeten Dienstjahren ein (in die Dienstjahre werden auch die Supplentenjahre eingerechnet); das Ruhe-

gehalt begreift jedoch das Quartiergeld nicht in sich, so dass die höchste Pensionsziffer für die Mittelschulprofessoren in der Hauptstadt 2000 fl., in der Provinz 1700 fl. betrug.

Die Directoren an den Gymnasien und Realschulen bezogen dieselbe Besoldung wie die ordentlichen Professoren, nur genossen sie überdies noch eine Directionszulage, welche in der Hauptstadt 400 fl., in der Provinz 300 fl. ausmachte und in die Pension miteinberechnet wurde. Außerdem hatten sie zumeist freie Wohnung im Anstaltsgebäude oder erhielten ein Quartiergeld von 400 und 300 fl. Die in das Lehramt eintretenden Supplenten bekommen an den Staats- und den königlichen Mittelschulen in Budapest 1000 fl., in der Provinz 800 fl. Jahresbesoldung.

Die Gehaltsbezüge der Directoren, Professoren und Lehrer an den höheren Mädchenschulen und an den Staatslehrerseminarien waren bis jetzt von sehr verschiedener Höhe, welche bei den Directoren der Mädchenschulen zwischen 1000 und 1500 fl., bei jenen der Lehrerseminarien zwischen 1200 und 1600 fl. schwankte, bei den Professoren und Lehrern aber noch auffallendere Unterschiede aufwies. Ich will auf die Aufzählung dieser Abweichungen hier verzichten und gehe vielmehr zur Darstellung der nunmehr eingetretenen Reform über.

Das jüngstgebrachte Gesetz zur Regelung der Gebüren der Staatsbeamten, der Unterbeamten und der Diener in Ungarn hatte außer der Verbesserung der materiellen Lage dieser öffentlich Bediensteten noch zwei Ziele vor Augen, von denen das eine in der Aufstellung und Abstufung der dienstlichen Rangordnung, das andere in der Schaffung besserer und geregelter Beförderungsverhältnisse bestand. Es waren nämlich seit der Wiederherstellung der ungarischen Verfassung im J. 1867 und der damit verbundenen Einrichtung einer modernen Staatsregierung zahlreiche neue Ämter und Dienstzweige geschaffen worden, ohne dass jedoch in die amtliche Stellung sowie in die Besoldung der Beamten die erforderliche festgesetzte Ordnung, der richtige Zusammenhang und die gerechte Gleichmäßigkeit eingeführt wurde. Auf solche Weise war ein unerträglicher Zustand der Verwirrung geschaffen worden, der sowohl auf den öffentlichen Dienst wie auf das Wohl und Behagen der Bediensteten vom schlimmsten Einflusse sein musste.

Nach dem Vorbilde des österreichischen Beamtengesetzes vom 15. April 1873 stellte auch der ungarische Gesetzentwurf eilf Rangstufen für die Staatsbeamten auf, wobei die eilfte Stufe die unterste, die erste die höchste Classe des Beamtenstandes umfasst. In diese eilf Stufen wurden nun diese Beamten der verschiedenen öffentlichen Verwaltungszweige eingetheilt und dabei der weitere Grundsatz beobachtet, dass die zu derselben Rangstufe gehörigen Bediensteten auch hinsichtlich ihrer Gehaltsbezüge gleichgestellt werden sollen. Als ein weiterer maßgebender Gesichtspunkt wurde festgehalten, dass kein Dienstzweig an den Bezügen seiner Angehörigen geschmälert werden dürfe, und dass auf die geringer bezahlten Beamten bei der Gehaltsaufbesserung in erster Linie Rücksicht zu nehmen sei.

Die Schaffung eines solchen Gesetzes musste nach der Natur der Dinge mit besonderen Schwierigkeiten verbunden sein, weil ja bei dieser Gelegenheit weder alle Hoffnungen und Wünsche erfüllt, noch im einzelnen manche Störungen, Kränkungen und Verletzungen gänzlich vermieden werden konnten. Unter der Lehrerwelt erregte der Gesetzentwurf eine ganz außerordentliche Aufregung, welche vor allem zwei Ursachen entsprang: die eine war die beabsichtigte Eintheilung der akademisch gebildeten Mittelschulprofessoren in amtliche Rangstufen, die andere in der ungünstigen Feststellung der Gehaltsbezüge, namentlich der Lehrer an den Mittelschulen in der Provinz.

Der Gesetzentwurf hatte übrigens, wie erwähnt, seine Aufmerksamkeit nicht auf das gesammte öffentliche Lehrpersonale überhaupt ausgedehnt, ja nicht einmal die Lehrkräfte aller Staatslehranstalten sollten in die amtliche Rangordnung eingereiht werden, sondern bloß ein Theil derselben und zwar jener an den mittleren Lehranstalten; weggelassen wurde die unterste und die oberste Stufe in der Lehrerwelt, nämlich die Elementarschullehrer und die Professoren der Hochschulen.

Weshalb die Elementarlehrer keine Aufnahme gefunden haben, das erklärt sich aus dem Umstande, dass bei Feststellung der amtlichen Rangordnung die ordentliche Besoldung der Betreffenden den ausschlaggebenden Maßstab bildet, das niedrigste Gehalt eines Staatsbeamten aber zu 500 fl. angesetzt ist, während das gesetzliche Mindestgehalt eines Elementarlehrers in Ungarn erst 300 fl. beträgt, wozu dann noch freie Wohnung und mindestens ein Vierteljoch Gartengrund kommen muss. Unbegreiflich und unmotiviert ist jedoch die Weglassung der Hochschulprofessoren, die ja den vollen Charakter von Staatsbeamten haben und darum in allen Staaten, wo eine solche dienstliche Rangordnung besteht, in diese Ordnung aufgenommen sind. In Österreich gehören die ordentlichen Professoren der Universitäten und Polytechniken in die VI., die außerordentlichen Professoren in die VII. Rangstufe.

In Ungarn wollte die Lehrerwelt von dieser Einreihung in amtliche Rangstufen nichts wissen und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil bei dieser Einreihung nicht die geistige und berufliche Qualification, die Bedeutung des Amtes und die damit verbundenen Verrichtungen in Staat und Gesellschaft den Maßstab bildeten, sondern einzig und allein die Höhe der Besoldung. Die Folge hievon war, dass die Professoren der Mittelschulen auf eine Rangstufe gesetzt werden sollten mit den Beamten des niederen Verwaltungs- oder Manipulationsdienstes. Sie hätten denselben »Rang« erhalten wie die Grundbuchsleiter, die Steuereinnehmer, die Conceptsadjuncten der Staatspolizei, die Unterinspectoren der Detectivabtheilung, die Aufseher staatlicher Magazine und andere mindere Beamte der Hilfsämter, bei deren Besetzung der Nachweis des Besuches von 6—8 Classen der Mittelschulen genügt; höchstens verlangt man noch die bestandene Reifeprüfung. Welch erhebendes Gefühl konnte es für die akademisch gebildeten Professoren und Directoren sein, vom Staate mit einem solchen »Range« beehrt zu werden!

Die ungemein heftige Bewegung in den betreffenden Professorenkreisen[1]) hatte zur erfreulichen Folge, dass die auch von Seite der Richter abgelehnte »Rangordnung« von der Regierung und dem Reichstage aufgegeben und an deren Stelle »Gehaltsclassen« gesetzt wurden. Dadurch beruhigten sich die Gemüther unter den Professoren, wozu übrigens noch eine andere wesentliche Abänderung des Gesetzentwurfes sehr vieles beitrug.

Nach dem neuen Gesetze gehören nämlich die Directoren der oben angeführten Mittelschulen in die VIII. und VII., die Professoren dieser Lehranstalten in die IX. und VIII. Gehaltsclasse. Jede dieser Gehaltsclassen hat wiederum je drei Besoldungsstufen mit dem örtlich verschiedenen Quartiergelde. Und zwar sind die Besoldungsstufen der IX. Gehaltsclasse 1100, 1200 und 1300 fl., die der VIII. Classe 1400, 1600 und 1800 fl., endlich die der VII. Classe 2000, 2200 und 2400 fl. Das Quartiergeld der IX. Gehaltsclasse beträgt für Budapest und Fiume 400, in der Provinz (je nach der Größe und den Theuerungsverhältnissen des Ortes) 280, 240 und 200 fl., in der VIII. Classe 500 (Budapest und Fiume), in der Provinz 350, 300 und 250 fl., in der VII. Classe 600 (Budapest und Fiume), in der Provinz 420, 360 und 300 fl. Hier muss bemerkt werden, dass die Besoldungsstufen jeder einzelnen Gehaltsclasse auf Grund des Dienstalters nach festgestellter Reihenfolge zu erreichen sind, während der Übertritt in eine höhere Gehaltsclasse als amtliche Beförderung (Avancement) gilt und einer besonderen Ernennung durch die hiezu berechtigte Oberbehörde bedarf. Für die Professoren an den Gymnasien und Realschulen bestimmt das Gesetz noch den besonderen Vortheil, dass hier die untersten Besoldungsstufen ganz wegfallen, somit die IX. und die VIII. Gehaltsclasse nur zwei (statt drei) Besoldungsstufen enthalten und diese Professoren weit eher als die sonstigen Beamten derselben Gehaltsclassen die höheren Besoldungsstufen erlangen können. Für sämmtliche Directoren und Professoren der Mittelschulen wurde ferner das System ordentlicher Alterszulagen beibehalten, derart, dass jeder ordentlich ernannte Professor nach zurückgelegten fünf Dienstjahren eine jährliche Zulage von 100 fl. empfängt. Solcher Quinquennalien sind fünf, und es werden diese auch in das Ruhegehalt miteingerechnet. Den gesetzlichen Anspruch auf den Genuss des vollen Gehaltes (Besoldung und Alterszulagen, doch ohne Quartiergeld) hat in Ungarn, wie oben angedeutet, jeder Professor an den Mittel- und Hochschulen nach vollendeten 30 Dienstjahren, zu denen auch die Supplentenjahre gezählt werden. Für alle übrigen Staatsbeamten dauert die volle Dienstzeit 40 Jahre.

Wie gestalten sich nun die Besoldungsverhältnisse der Directoren und Professoren an den ungarischen Mittelschulen auf Grund des neuen Gesetzes?[2]) Vor allem führe ich an, dass die bisherige Verschiedenheit

---

[1]) Ich habe darüber in drei Artikeln des »Pester Lloyd« vom 5., 6. und 26. Januar 1893 eingehend gesprochen.

[2]) Im nachfolgenden beziehe ich mich zum Theil auf meine über diese Frage am 22. Februar l. J. im ungar. Abgeordnetenhause gehaltene Rede

des Stammgehaltes der Professoren in der Hauptstadt und in der Provinz aufhört; denn die im Gesetze festgestellten höheren Gehaltsclassen und Besoldungsstufen sind keineswegs an die Lehranstalten der Hauptstadt gebunden. Durch die Aufhebung dieses Besoldungsunterschiedes wird zugleich jene schädliche neidische Rivalität der Provinzcollegen gegen ihre Amtsgenossen in der Hauptstadt beseitigt. Diese Verfügung hat ferner zur Folge, dass die Provinz ihre besseren Lehrkräfte behalten kann; das Drängen nach der Hauptstadt wird abnehmen, weil ja der Professor auch an der Provinziallehranstalt die höheren Gehaltsclassen und Besoldungsstufen erreichen kann. Es bedarf wohl keiner weiteren Erörterung, wie wohlthätig aus pädagogischen und socialen Gründen es ist, wenn ein aus guten Kräften bestehender Lehrkörper längere Zeit beisammen bleibt und gemeinsam wirken kann.

Wie weiter oben angedeutet wurde, war das bisherige Anfangsgehalt des ordentlichen Gymnasial- oder Realschulprofessors in der Hauptstadt insgesammt 1800 fl., in der Provinz 1400 fl. Mittelst der Alterszulagen konnte dasselbe dort und hier um je 500 fl. zunehmen. Kein Mensch wird behaupten wollen, dass innerhalb 30 Dienstjahren nur mit 500 fl. vorwärts zu kommen als ein nennenswertes Avancement betrachtet werden könne.

Nach dem neuen Gesetze beträgt die Mindestbesoldung eines Directors an einer Mittelschule 1600 fl. Stammgehalt, 300 fl. Functionszulage und freie Wohnung oder 250—500 fl. Quartiergeld. Die Alterszulagen sind hier nicht in Betracht gezogen. Die Höchstbesoldung eines Directors (auf der obersten Stufe der VII. Gehaltsclasse) macht aus 2400 fl. Gehalt, 500 fl. Quinquennalien und 400 fl. Directionsgebür, also 3300 fl. und Naturalwohnung oder 600 fl. Quartiergeld. Die Vermehrung der Gesammtbezüge (ohne das Quartiergeld) gegenüber dem bisherigen Stande beträgt 900 fl. Die Anfangsbesoldung eines Professors wird an den Gymnasien und Realschulen wie bisher auch nur 1200 fl. sein, wozu dann noch das örtlich verschiedene Quartiergeld der IX. Gehaltsclasse kommt. Allein dieses Anfangsgehalt steigt stufenweise bis auf 1800 fl. und erreicht mit den fünf Alterszulagen die Höchststufe von 2300 fl.; dazu 500 fl. Quartiergeld, sonach insgesammt 2800 fl. Bezüge. Gegen heute bedeutet dies ohne Quartiergeld in der Provinz um 600, in der Hauptstadt um 300 fl. mehr.

Der Unterschied zwischen der niedrigsten und der höchsten Besoldungsziffer eines Mittelschulprofessors war bisher 900 fl., wovon jedoch bloß 500 fl. in die Pension miteingerechnet wurden. Von jetzt an beträgt der Zuwachs an der Gesammtbesoldung von 1400 fl. auf 2800 fl. nicht weniger als 1400 fl., d. h. das Anfangsgehalt kann innerhalb 25 Jahre gerade verdoppelt werden, und von diesem Mehr kommen 900 fl. in die Pension. Rückt der Professor zum Director vor, so erstreckt sich sein Besoldungszuwachs von 1400 fl. bis auf 3900 fl. (mit dem Quartiergelde in der Hauptstadt). Die höchste Pension des Professors wird künftig 2300 fl., d. i. um 300 fl. größer als bisher sein; die eines Directors (ohne Zurechnung der Directionszulage) 2900 fl., d. i. um 500 fl. mehr als heute.

Es wurde auch in Ungarn schon längst als ein bedeutender Übelstand erkannt, dass auf dem Gebiete des Unterrichtes die Beförderungsverhältnisse der Professoren und Lehrer von sehr trauriger Art sind. Eigentlich gab es hier kaum eine Gelegenheit zum dienstlichen Avancement. Das neue Gesetz schafft in dieser Beziehung mindestens einige Abhilfe. Wenn der junge Professor den Dienst mit der untern Besoldungsstufe der IX. Gehaltsclasse beginnt, kann er in der Eigenschaft als Professor durch vier Stufen bis auf die obere Besoldungsstufe der VIII. Gehaltsclasse vorwärtskommen. Wird er Director, so hat er noch drei Besoldungsstufen der VII. Gehaltsclasse vor sich. Das Avancement der ungarischen Mittelschulprofessoren bewegt sich also innerhalb dreier Gehaltsclassen mit sieben Besoldungsstufen. Und da die einzelnen Besoldungsstufen mittelst des Dienstalters (der Anciennität), die höheren Gehaltsclassen aber nur im Wege der Ernennung zu erreichen sind, so hat das Gesetz beide Formen der Vorrückung in günstiger Weise vereinigt.

Die Lehrerwelt hegte allerdings andere Wünsche. Bei dem ausgeprägten Sinne für vollständige Gleichberechtigung im Amte forderten die Versammlungen und Vereine der Mittelschullehrer auch eine völlige Gleichstellung in der Besoldung. Sie wollten weder von Rangclassen noch von unterschiedenen Gehaltsstufen etwas hören. Ganz besonders gefährlich erschien ihnen die Bestimmung, dass die höheren Gehaltsclassen nur im Wege einer Ernennung erlangt werden können. Das werde, so meinte man, dem Protectionswesen ein breites Feld gewinnen, das Schmeichler- und Streberthum befördern, dagegen die geraden, ehrlichen Charaktere zurückdrängen, das wahre Verdienst unbelohnt lassen u. dgl. m.

Ich meinerseits glaube an diese Gespensterseherei nicht und bin überzeugt, dass diese und ähnliche Befürchtungen und Besorgnisse grundlos sind. Wer hat nicht auch schon bisher über die angebliche Protectionswirtschaft im Beamtenwesen allerlei Klagen und Beschwerden gehört oder gelesen? Es steckt darin unzweifelhaft manches Körnchen Wahrheit; aber im allgemeinen kommt auch in Ungarn Recht und Verdienst zur Anerkennung und Geltung.

Auf der anderen Seite ist es jedoch unzweifelhaft, dass die Einführung eines wenngleich nur bescheidenen dienstlichen Avancements für die Mittelschulprofessoren hierzulande ein dringliches Bedürfnis gewesen ist. Das erkannte nicht nur die oberste Unterrichtsverwaltung, sondern auch die Professorenwelt selbst. Man benöthigte eines gesetzlichen Mittels, durch welches der edle Ehrgeiz im Amte geweckt, das erworbene Verdienst belohnt, der hervorragende Eifer ausgezeichnet werden kann. Bei dem Systeme der Gehaltserhöhung ausschließlich durch Alterszulagen unter Feststellung des ebenfalls gleichen Stammgehaltes, wie dies die Mittelschulprofessoren größtentheils wünschten, erreicht der nachlässige oder mittelmäßige Lehrer dasselbe Ziel wie sein hingebender, fleißiger und ausgezeichneter College. Wozu dann der Eifer, die Anstrengung, die Aufopferung, wenn die Bequemlichkeit, die handwerksmäßige Tagesarbeit die gleichen Früchte bringen?

Damit das Avancement der Directoren und Professoren nicht völlig nur von den Entschließungen der obersten Unterrichtsverwaltung, d. i. vom Ministerium für Cultus und Unterricht abhängig sei, war es ein erfolgreiches Bemühen der Schul- und Lehrerfreunde im ungarischen Abgeordnetenhause, dass sie den Unterrichtsminister im Namen der Regierung zur öffentlichen, bindenden Erklärung veranlassten, derzufolge ein Drittel der heute im Amte stehenden Directoren und Professoren an den Mittelschulen sofort, innerhalb der nächsten zehn Jahre aber allmählich die Hälfte in die nächsthöhere Gehaltsclasse versetzt werden solle. Dadurch ist jedem pflichtgetreuen Professor seine Beförderung gesichert und er braucht vor dem Gespenste der Protection keine Furcht zu haben.

Zum Schlusse dieser Zeilen will ich zur besseren Veranschaulichung der Errungenschaften, welche die Mittelschulprofessoren und Directoren in Ungarn durch die neue Gehaltsregelung erworben haben, einen kurzen Vergleich anstellen zwischen diesen neuen Gehaltssätzen und den Besoldungsverhältnissen der Directoren und Professoren an den Staatsgymnasien, Staatsrealschulen und Staatslehrerseminarien in Österreich.

Wie bisher in Ungarn so bestehen in Österreich ebenfalls Unterschiede in den Bezügen der Directoren und Professoren in der Reichshauptstadt Wien und in der Provinz. In Wien setzt sich das höchste Gehalt eines Directors aus folgenden Posten zusammen: 1200 fl. Stammgehalt, 1000 fl. Quinquennalien (zu je 200 fl.), 400 fl. Directionszulage, 350 fl. Activitätszulage und 600 fl. Quartiergeld oder freie Wohnung. Das macht also ohne Quartiergeld 2950 fl., mit diesem 3550 fl. Die volle Pension nach 30 Dienstjahren beträgt 1200 + 1000 + 400 = 2600 fl. Außerhalb Wiens bezieht ein Director als Höchstbesoldung 1000 fl. Stammgehalt, 1000 fl. Quinquennalien, 300 fl. Directionszulage, 190—210 fl. Activitiätszulage und Naturalquartier. Der Maximalbetrag ist also 2490 bis 2510 fl. mit Wohnung; die volle Pension 2300 fl.

In Ungarn hingegen wird der Director in Budapest (und Fiume) nach dem neuen Besoldungsgesetze an Höchstgehalt beziehen: 2400 fl. Stammgehalt (d. i. die oberste Stufe der VII. Gehaltsclasse), 500 fl. Quinquennalien, 400 fl. Directionszulage und 600 fl. Quartiergeld oder freie Wohnung. Das macht zusammen 3900 fl. oder beim Genusse eines Naturalquartiers 3300 fl.; gegenüber seinem Wiener Collegen um 250, beziehungsweise um 350 fl. mehr. Die volle Pension beträgt beim Budapester Director 2900 fl., d. i. um 300 fl. mehr als in Wien. Außerhalb Budapest beziehen die Mittelschuldirectoren in Ungarn an Höchstgehalt insgesammt 3200 fl. und freie Wohnung oder ein Quartiergeld von 300 bis 420 fl.; das bedeutet gegenüber den österreichischen Directoren in der Provinz (ohne Quartiergeld) ein Plus von 710—690 fl. Die volle Pension eines ungarischen Mittelschuldirectors kann in der Provinz die Höhe von 2900 fl. erreichen.

Die Mittelschulprofessoren in Wien haben an Höchstbezügen 1200 fl. Gehalt, 1000 fl. Quinquennalien und 500—600 fl. Activitätszulage, sonach insgesammt 2800 fl. Die höchste Pensionsziffer ist 2200 fl. In der Provinz

ist das Stammgehalt 1000 fl., 1000 fl. Quinquennalien und 200—300 fl. Activitätszulage, also zusammen 2360 fl. als Maximalbesoldung. Die volle Pension beträgt hier 2000 fl.

In Ungarn erhalten die Professoren auf der obersten Besoldungsstufe der VIII. Gehaltsclasse in Budapest und Fiume insgesammt 2800 fl., in der Provinz noch immer 2650 fl., so dass gegenüber den Wienern die Budapester und Fiumaner um 400 fl., die ungarischen Professoren in der Provinz um 290 fl. besser dotiert sind als ihre Collegen in Österreich. Die höchste Pensionsziffer der Professoren mit 2300 fl. ist in Ungarn in der Hauptstadt und in der Provinz gleich, sonach um 100—300 fl. höher als in Österreich.

Diese kurzen Andeutungen dürften genügen zum Beweise der Behauptung, dass auf Grund des neuen Besoldungsgesetzes die materielle Lage der Directoren und Professoren an den Mittelschulen gegenüber ihren bisherigen Bezügen eine wesentliche Verbesserung erfahren hat und diese Lehrer dadurch auch erheblich günstiger gestellt sind als ihre Amtsgenossen in Österreich.

Budapest. Dr. J. H. Schwicker.

Kleine Bemerkungen zum geographischen Unterrichte.

Wohl jeder Lehrer dürfte die Erfahrung gemacht haben, dass der Unterricht in der Erdkunde um so größeren Schwierigkeiten begegnet, je geringer das Vermögen in Begriffen zu denken ausgebildet ist. Darum sind gerade in der ersten Classe der Mittelschulen die größten Hemmnisse zu überwinden, da man es hier ja mit einer Altersstufe zu thun hat, welche zwar höchst empfänglich für die Aufnahme aller sinnlichen Erscheinungen ist, das Allgemeine und Wesentliche derselben aber durchaus nicht vom Besonderen und logisch Zufälligen zu scheiden vermag. Dass man demnach den ganzen Unterricht auf die Anschauung gründen müsse, ist deshalb ein längst von allen namhaften Schulmännern anerkannter Fundamentalsatz der ganzen Erziehungslehre. Wenn nun auch unsere vortrefflichen Lehrbücher der Geographie, insonderheit die Werke von Supan und Kozenn-Jarz, durchwegs darauf Rücksicht nehmen, so dürften sie denn doch in einigen Punkten kleinerer Correcturen fähig sein und ich bitte daher, es einem Lehrer, der schon das zwanzigste Jahr auf dem Katheder sitzt, nicht übel zu nehmen, wenn er an einigen Beispielen diese Bemerkung erläutert.

Jeglicher geographische Unterricht setzt vor allem die Kenntnis der Himmelsrichtungen voraus. Ich ziehe diesen Ausdruck der Bezeichnung »Weltgegenden« deshalb vor, weil er meines Erachtens bestimmter und für den Schüler verständlicher ist. Gewiss, man hört auch aus dem Munde des jüngsten Knaben das Wort »Weltgegend« häufig genug und »Himmelsrichtung« vielleicht nie; aber das kommt doch nur daher, weil

er das erstere schon im elterlichen Hause und in der Volksschule kennen gelernt hat. Ob es aber auch jeder verstanden hat? Gegend kann allerdings eine Richtung bezeichnen, aber eben nicht das allein; vielmehr ist Gegend dem gewöhnlichen Sprachgebrauche zufolge etwas im Raum Bestimmtes und Ruhendes, das Gebiet, welches vom Auge beherrscht wird, also eine mehr oder weniger klar umrissene Fläche; die Weltgegend jedoch ist das nicht, sondern sie soll eine Linie ausdrücken. Dagegen bezeichnet der Begriff Richtung wirklich eine Linie und etwas Unbegrenztes, also gerade das, was Weltgegend besagen soll, aber nicht unzweideutig genug besagen kann. Ich habe gar manchmal die Erfahrung gemacht, dass ein und der andere Schüler nicht begriff, weshalb derselbe Ort, welcher das einemal im Osten liegend angegeben wurde, das nächstemal im Westen liegen sollte, und wenn er unter Weltgegend nicht Himmelsrichtung verstand, ist das ganz begreiflich und ebenso verständlich, dass er nur schwer zur Einsicht gelangt, weshalb der atlantische Ocean gegen Morgen an die Westküste Europas und Afrikas grenzt und nicht an die östlichen Ufer dieser Erdtheile.

Die genauere Bestimmung der Himmelsrichtungen hat ebenfalls ihr Missliches; denn nur zweimal im Jahre geht die Sonne genau im Osten auf und genau im Westen unter und die Bestimmung des Südens und Nordens durch den Stand der Sonne um Mittag und Mitternacht ist schon vollends nicht empfehlenswert, weil man letzteren nicht sieht und die Erkenntnis der Südrichtung auf diesem Wege den Begriff der Ebene voraussetzt, nämlich der verticalen Ebene, der in diesem Alter noch nicht vorhanden ist. Der Compass würde ein treffliches Mittel zur Bestimmung der Himmelsrichtungen liefern und wird auch stets dazu verwendet werden, aber eine ganz richtige Vorstellung bietet auch er der Declination und vor allem der sich stetig ändernden Declination wegen nicht. Soll diese Erscheinung berücksichtigt werden, so muss ich zuvor den Begriff des Winkels verständlich machen und zudem das Gedächtnis in mechanischer Weise durch den so leicht mit östlich zu verwechselnden Begriff „westliche“ Declination belasten. Ja ich werde auch genöthigt sein, anzugeben, dass die Declination nicht auf der ganzen Erde dieselbe ist. Diesen Unzukömmlichkeiten kann man vollständig ausweichen, wenn man — wie es ja wohl auch überall geschehen dürfte — den Schatten eines lothrecht in die Erde gesteckten Stabes um Mittag zur Bestimmung der Nordrichtung nimmt; denn die anderen Richtungen ergeben sich dann von selbst.

Die geographische Breite wird gemeinhin als der Abstand eines Ortes vom Äquator in Graden, die Länge als der Abstand vom Nullmeridian definiert. Natürlich ist diese Erklärung vollkommen richtig, nur versteht der Schüler der ersten Classe die Bezeichnung Abstand nicht immer und ich gebrauche deshalb in diesem Lehrgange nur das Wort Entfernung. Das Brauchbare desselben wird sofort einleuchtend, wenn man an die Erklärung geht, dass die geographische Breite eines Punktes eine nördliche oder südliche ist. Wie häufig kommt es vor, dass der minder begabte Schüler anfangs von östlicher und westlicher Breite und

von nördlicher und südlicher Breite spricht; denn er hat sich die Definition eben ohne Verständnis und nur mit dem mechanischen Gedächtnisse einzuprägen gesucht. Da kommt mir nun das Wort Entfernung trefflich zustatten; denn ich rufe mir den Schüler vor den Globus und verlange von ihm, dass er mir zeige, wie er sich vom Äquator in westlicher und östlicher, vom Nullmeridian in nördlicher und südlicher Richtung entfernen könne. Und jeder Schüler in der Bank kann das gleiche Experiment mit dem Finger auf seiner Erdkarte machen. Ich appelliere an die sinnliche Wahrnehmung und diese Berufung ist nie erfolglos.

Ein Anderes ist die Definition des Begriffes der Grenze, welche gewöhnlich als die Scheidelinie zweier Gebiete bestimmt wird. Dass diese Erklärung heute noch in unseren Lehrbüchern figuriert, beweist nur, wie schwer es ist, den Inhalt eines Begriffes zu zergliedern und wie leicht es ist, in althergebrachten Formeln zu beharren; denn diese Definition ist im wesentlichsten Merkmale unrichtig. Scheiden heißt trennen; nun zeige man mir irgendwo auf der Erde eine Grenze, welche zwei Gebiete trennt! In dieser sogenannten Trennungslinie stoßen ja gerade die Flächen zusammen, in ihr berühren sie sich. Ich kann nirgends auf der Grenze zwischen Kärnten und Steiermark stehen; denn entweder bin ich in diesem oder in jenem Lande, zwischen beiden niemals. Die Grenze ist also die Berührungslinie zweier Gebiete oder (für die erste Classe) die Linie, in welcher sich zwei Gebiete berühren. Der Vortheil dieser Erklärung zeigt sich besonders bei der genauen Bestimmung der Grenzen verschiedener Theile des Meeres gegen einander. Der atlantische Ocean grenzt zwischen Südamerika und dem südlichen Eismeere an die Südsee und zwar am Meridiane, welcher durch die Südspitze Amerikas geht. Hier passiert es nun häufig, dass der Schüler den Meridian für die Grenze nimmt und unentwegt behauptet, der atlantische Ocean grenze an den Meridian, welcher usw. Aber die Fragen: Was versteht man unter Grenze? Kann das Meer sich mit einem Meridiane berühren? Womit berührt sich unser Ocean an diesem Meridian? bringen den Begriffstützigen sofort auf die richtige Fährte.

Die Definition der Grenze kommt bei der Entwicklung des Begriffes Ufer zur Anwendung. Man wird da zu seiner Freude gewahr, dass den Schülern der Begriff Grenze ganz deutlich ist, denn die begabteren treffen alsbald das Wesen der Sache. Jeder wird wahrscheinlich zuerst sagen, Ufer sei die Grenze zwischen Land und Wasser; nun da fragt man eben weiter: Was ist aber Grenze? — Also was ist demnach das Ufer? In einen Fehler, jedoch in einen kleinen, werden die jungen Leute dabei allerdings verfallen; sie werden nämlich sagen, Ufer sei die Linie, in welcher sich usw., während es eben nur jener Theil des Landes ist, welcher der Berührungslinie zunächst liegt.

Manche aber nicht große Schwierigkeiten findet man bei der Erklärung der Theile eines Gebirges. Fuß und Abhang kennen sie freilich rasch, besonders dann, wenn die Anstalt in einem Berglande liegt und der Lehrer die Schüler zu den ersten Unterrichtsstunden ins Freie führt, was in hohem Grade zu empfehlen ist. Aber was ist der Kamm? Der

höchste oder, wie Supan sagt, der oberste Theil des Gebirges ist er nicht; denn das sind die Gipfel; die Linie, welche zwischen den Gehängen laufend die Gipfel verbindet, ist er nur als scharfer Grat. Nun der Kamm ist eben jener Theil des Gebirges, welcher die Abhänge verbindet. Man sieht dabei, dass man in der ersten Classe der Definition durchaus nicht aus dem Wege zu gehen braucht; denn die nach allen Anforderungen der Logik richtige Erklärung einfacher Begriffe ist zwar schwer zu bilden, aber leicht zu verstehen. Und gerade je tiefer die Unterrichtsstufe ist, um so deutlicher und klarer müssen die Begriffe sein; denn sie sollen ja das Fundament für den Aufbau des ganzen geist- und charakterformenden Gedankengebäudes der Gymnasialerziehung bilden.

Da man nun klarer, scharf umgrenzter Begriffe benöthigt, so vermeide ich es, den Unterschied zwischen Berg und Hügel begrifflich feststellen zu wollen, weil ich da häufig mit dem lebendigen Sprachgebrauch in Widerspruch käme. Auch die Classification der Gipfelformen (Zahn, Horn, Zinne, Kogel usw.) wird aus dem gleichen Grunde von mir umgangen, denn es wird gar mancher Berg, z. B. das Schwarzhorn und der Ankogel mit einem Namen bezeichnet, welcher der Definition schnurstracks zuwiderläuft.

Mit der Eintheilung der Menschen in Sprachstämme und Sprachgruppen lässt sich in der ersten Classe nichts erzielen, eben weil hier meistentheils die sinnliche Wahrnehmung fehlt und es doch nicht angeht, auf dieser Stufe Etymologie zu treiben. Darum möchte die Entwicklung des Begriffes Sprachstamm und die Eintheilung der Menschen nach Sprachstämmen billigerweise wohl für ein späteres Alter aufzusparen sein.

Hingegen ist eine kleine, den Geist schärfende und zum Beobachten anregende Erweiterung des Unterrichtes auf Grund der Betrachtung der Erdkarte recht wohl durchführbar. Doch setzt diese Durchführung voraus, dass man von der geläufigen Eintheilung des Festlandes in fünf Erdtheile absieht und Amerika in zwei Continente spaltet. Der Schüler bemerkt, dass die Erdtheile paarweise angeordnet sind, immer einer im Norden, einer im Süden; er sieht, wie die Erdtheile jedes Paares durch Mittelmeere von einander getrennt sind; dass diese Mittelmeere sich von Nordwest nach Südost erstrecken; dass sie durch Halbinseln und Inseln in zwei Becken zerfallen. Da er dies alles selbst auf der Karte mühelos beobachtet, so prägt es sich dem Gedächtnisse mit größter Leichtigkeit ein und jegliche Überbürdung erscheint sonach ausgeschlossen, dagegen der Geist auf die natürlichste Weise angeregt. Ich aber danke diese Anregung der ausgezeichneten Oceanographie, welche die Professoren der k. und k. Marine-Akademie in Fiume verfassten.

Für diese kleine Mehrforderung gegenüber den Lehrbüchern möchte ich den Schülern aber von Herzen gern eine Erleichterung gönnen, indem ich die Angabe der geographischen Länge, einzig und allein Österreich ausgenommen, in allen Fällen gestrichen wünschte. So wichtig nämlich die geographische Breite ist, so wenig Bedeutung hat für den Gymnasialunterricht die Länge, da von ihr allein denn doch auf der lieben Welt gar nichts als die Stunde des Sonnenaufganges, also die Tageszeit abhängt.

Wenn ich mich zum Schlusse dieser losen Bemerkungen der Frage des Kartenzeichnens zuwende, so thue ich dies nicht, um irgend etwas Neues vorzubringen, da ja dieser Gegenstand von den erfahrensten Lehrern in wahrhaft gründlicher Weise erörtert worden ist, sondern es geschieht nur deshalb, um ein wenn auch geringes Gewicht in die Wagschale der Vertreter der einen Richtung zu legen. Es ist gewiss wünschenswert, dass der Schüler ein klares Bild des Umrisses der Erdtheile, der Staaten Europas, der Länder unserer Monarchie, des Laufes aller wichtigen Flüsse und der Richtung der Gebirge erwerbe, obwohl dieser Theil des Wissens (ich möchte ihn den geometrischen Theil der Geographie nennen) vielleicht über Gebür und auf Kosten der anderen Theile betont worden ist; aber das Einprägen von Gestalten, welche aus unregelmäßigen Linien zusammengesetzt sind, wird dort, wo eine schwache Phantasie das Gedächtnis schwach unterstützt, auf bedeutende Schwierigkeiten stoßen und die Arbeitskraft des Schülers übermäßig belasten. Dass der Lehrer bei der Erklärung den Umriss eines Landes, den Lauf seiner Flüsse und die Richtung seiner Gebirge auf der Tafel vorzeichnet, dürfte wohl unzweckmäßig sein, unzweckmäßig aus drei Gründen. Denn erstens werden der Skizze des Lehrers bei allem Wissen und aller Gewissenhaftigkeit desselben doch Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten anhaften, welche sich in der Copie des Schülers in vermehrter und erweiterter Auflage wiederholen werden, was dann den Zweck vereitelt; zweitens ist es einfach unmöglich für den Lehrer, seine Aufmerksamkeit dem werdenden Kartenbilde zuzuwenden und gleichzeitig die Schüler zu überwachen, d. h. dafür zu sorgen, dass sich wohl alle mit dem Vortrage beschäftigen; drittens wird das Abzeichnen von vielen in sehr mechanischer und gedankenloser Weise geübt werden, was den Zweck desselben nicht im geringsten zu fördern geeignet ist. Deshalb erscheint es mir vorzuziehen, dass der Lehrer am Kathederpulte bleibt und die Grenzlinien Stück für Stück entwickelt, oder noch besser durch die Schüler mit und auf ihrer Atlaskarte entwickeln lässt. Dabei muss der Knabe denken, dabei arbeitet und lernt er wirklich. Zuhause mag er dann behufs besserer Einprägung eine einfache Kartenskizze ins Heft zeichnen, welches vom Lehrer zu Beginn der nächsten Stunde eingesehen wird.

Cilli. Michael Knittl.

Erweiterung des Probejahres.

Der Herr Minister für Cultus und Unterricht hat angeordnet, dass zum Zwecke einer vertieften pädagogisch-didaktischen Durchbildung vollständig geprüfter Lehramtscandidaten für das praktische Lehramt an Mittelschulen im Schuljahre 1893/4 zunächst am Staatsgymnasium im IX. Gemeindebezirke von Wien versuchsweise eine Erweiterung des bestehenden Probejahres durchgeführt werde. Die wesentlichen Bestimmungen dieser neuen Einrichtung sind: Die sich zur Ablegung des Probejahres meldenden Candidaten werden wie bisher nach ihrer Qualification

Fachprofessoren zugewiesen, jedoch der Leitung des Directors des genannten Gymnasiums Dr. Josef Loos unterstellt. Dem Director als Leiter und den Fachprofessoren obliegt die Einführung der Candidaten in das praktische Lehramt.

Dazu dienen: 1. Lehrbesuche, 2. Lehrversuche und Lehrauftritte, 3. Selbständiger Unterricht, 4. Conferenzen und Besprechungen.

1. Lehrbesuche. In den ersten Wochen wohnen die Candidaten den Lehrstuden ihrer Fachprofessoren (eventuell auf Anweisung des Leiters auch anderer Lehrer) beobachtend bei. Die gemachten Wahrnehmungen sind in „Stundenbilder" zu bringen.

2. Lehrversuche finden hierauf wöchentlich ein- bis zweimal in Gegenwart des Fachprofessors auf Grund einer Präparationsskizze statt. Hat ein Fachprofessor zwei Probecandidaten, so ist jeder von diesen verpflichtet, den Lehrversuchen des anderen beizuwohnen. Später erweitern und verändern sich diese Übungen in der Art, dass sie wöchentlich mindestens zweimal stattfinden, ferner dass einzelnen etwa alle drei Wochen abzuhaltenden Lehrversuchen sämmtliche der Anstalt zugewiesene Candidaten mit dem Leiter beiwohnen (Lehrauftritte).

3. Selbständiger Unterricht. Mit Beginn des zweiten Semesters kann der Candidat nach dem Ermessen des Leiters mit der selbständigen Ertheilung des Unterrichtes in einer Classe ganz oder theilweise (für das ganze Semester oder für einen Theil desselben) betraut werden. Lehrauftritte finden auch in dieser Zeit wenigstens monatlich einmal statt.

4. Die Candidaten nehmen an allen Conferenzen des Lehrkörpers theil und sind, sobald sie selbständigen Unterricht ertheilen, berechtigt, ihre Stimme über die Leistungen und das sittliche Verhalten ihrer Schüler abzugeben. Sonst haben dieselben nur eine berathende Stimme.

Wöchentlich einmal finden Conferenzen sämmtlicher Candidaten und ihrer Fachlehrer unter Vorsitz des Leiters statt, in welchen allgemeine Unterrichts- und Schulfragen, der Organisationsentwurf, die Instructionen, die Weisungen zur Führung des Lehramtes, die Schul- und Disciplinarordnung, Schulgesundheitspflege, bedeutendere Erscheinungen der pädagogischen Literatur besprochen werden. In diesen Conferenzen erfolgt auch die Feststellung der Termine der Lehrauftritte, ihre Beurtheilung und Verwertung, eventuell die Besprechung der etwa von den Candidaten gelieferten schriftlichen Arbeiten. Über diese Conferenzen sind kurze Protokolle zu führen.

Neben diesen allgemeinen Conferenzen laufen die wöchentlich einmal stattfindenden Besprechungen der Candidaten mit ihrem Fachprofessor einher, welche die specielle Fachmethode, die Stundenbilder und Lehrversuche, die Anlage und Benützung der Lehrmittelsammlung u. dgl. zum Gegenstande haben. Die Candidaten haben die Rathschläge und die Weisungen des Leiters zu befolgen.

Den Landesschulinspectoren bleibt die Einflussnahme auf die Ausbildung der Candidaten wie bisher gewahrt.

Der Director als Leiter erstattet im Vereine mit den Fachprofessoren einen ausführlicheren Jahresbericht auf dem Wege des Landesschulrathes an das Ministerium.

Nach Ablauf des Probejahres erhält der Candidat das genau nach der Vorschrift des Art. XXV, Pkt. 9 der Ministerial-Verordnung vom 7. Februar 1884, Z. 2117 (R. G. Bl. Nr. 26) auszufertigende Zeugnis über das abgelegte Probejahr; überdies wird ihm vom Leiter über seine Theilnahme und Bethätigung an den bezeichneten Übungen eine besondere Bescheinigung ausgestellt, welche der Candidat den Bewerbungsgesuchen anzuschließen hat.

Unbeschadet des Aufsichtsrechtes des Landesschulrathes und seiner Organe über diese versuchsweise Einrichtung beabsichtigt der Herr Minister den dem Ministerium für C. und U. zur Dienstleistung zugewiesenen Landesschulinspector Dr. Johann Huemer zu beauftragen, die Durchführung dieser Anordnungen zu beobachten und darüber unmittelbar an das Ministerium zu berichten.

Der Director der Anstalt als Leiter wird von einer Anzahl namentlich administrativer Geschäfte entlastet werden, die einführenden Fachprofessoren erhalten entsprechende Remunerationen. Auch für die Probecandidaten sind Unterstützungen in Aussicht genommen.

Frommes Österreichischer Studenten-Kalender für Mittelschulen, Fach- und Bürgerschulen für das Studienjahr 1893/94 redigiert von J. Dassenbacher. 14. Jahrgang. Wien, Fromme 1893. 12°, 212 SS.

Wie die vielen Jahrgänge dieses Kalenders beweisen, hat er sich bereits in den Kreisen, für welche er bestimmt ist, eingebürgert. Auch ist das Büchlein, besonders seit dem 13. Jahrgange, wirklich zu einem für Schüler recht brauchbaren Behelf umgestaltet worden. Wir heben hier besonders die Abschnitte S. 45—58 und 169—176 hervor, welche eine nützliche Belehrung über die Aufnahme der Schüler, die Maturitätsprüfungen, das Schulgeld, Stipendien, das Freiwilligenjahr usw. bieten. Auch für die Geschichte kann der Schüler, der das Büchlein gewiss immer bei sich trägt und oft zurathe zieht, aus dem Geschichtskalender so manches lernen. Diesmal ist sogar eine übersichtliche Darstellung der Geschichte der römischen Literatur beigefügt. Die Ausstattung ist ganz entsprechend. — In demselben Verlage erscheint auch im gleichen Format und ähnlichen Umfang ein »Mädchen-Kalender«, von dem uns der achte Jahrgang für 1893/94 vorliegt. Da die Aufgabe, welche er verfolgt, dieser Zeitschrift ferneliegt, so begnügen wir uns mit der Bemerkung, dass auch dieses Büchlein praktisch eingerichtet und hübsch ausgestattet ist.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Ciceronis Tusculanarum disputationum libri V. Für den Schulgebrauch erklärt von Otto Heine. Erstes Heft: Libri I et II. 4. verb. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1892. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Die Tusculanae disputationes werden an den Gymnasien Deutschlands ziemlich viel gelesen, wie aus den wiederholten Auflagen der verschiedenen erklärenden Ausgaben dieser Schrift hervorgeht. Über die Vorzüge und Eigenthümlichkeiten der vorliegenden Ausgabe wäre es recht müßig, hier noch ausführlich zu sprechen, da dieselbe bereits in 4. Auflage vorliegt und somit durch den Gebrauch thatsächlich bewährt erscheint. Nur über einen Punkt möchte Ref. sich gestatten hier eine Bemerkung zu machen. Die sehr eingehende XXIV Seiten fassende Einleitung informiert in vortrefflicher Weise und mit aller wünschenswerten Gründlichkeit über Abfassung, Composition und die Quellen dieser Schrift. Was nun die Beurtheilung des Wertes dieser philosophischen Schrift seitens des Herausgebers betrifft, so finden sich in seinen Auseinandersetzungen wohl auch einzelne anerkennende Bemerkungen, aber zumeist wird doch von Ciceros geringer Eignung, dem römischen Volke eine philosophische Literatur zu schaffen, von dem gänzlichen Mangel an eigenen philosophischen Gedanken, von seiner Unfähigkeit, die Lehren der griechischen Philosophen vollständig zu erfassen, kurz von seiner Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit auf diesem Gebiete gesprochen, und sein Hauptverdienst wird darin gefunden, dass er eine philosophische Terminologie in lateinischer Sprache wenigstens angebahnt habe. Wie wenig jedoch derartige Urtheile dem wirklichen Verdienste Ciceros nach dieser Richtung hin gerecht werden, hat O. Weißenfels in mehreren Abhandlungen, insbesondere neuestens in seinem Buche 'Cicero als Schulschriftsteller', Leipzig, Teubner 1892, S. 168 ff. überzeugend dargethan. Es wäre hoch an der Zeit, dass die Grundsätze, die der genannte Gelehrte dort für eine unbefangene und gerechte Würdigung der philosophischen Schriften Ciceros aufstellt, auch von jenen Männern in ernste Erwägung gezogen würden, welche die philosophischen Schriften Ciceros für Schulzwecke commentieren. Über die Bedeutung der Tusculanae disput., speciell des I. Buches, macht W. dort (S. 257) einige vortreffliche Bemerkungen, die hier Platz finden mögen: 'Scheidet man aus dem ersten Buche die scholastischen und antiquierten Beweisgründe aus, welche dazwischen gesäet sind (§. 9—49), so bietet das Übrigbleibende ein herrliches Stück alter Philosophie, welches jedem gefallen muss, der von dem heutigen Ideale fachwissenschaftlicher Gründlichkeit für eine Weile zu

abstrahieren fähig ist. Dieses Buch lehrt, wie man sich im Alterthum gegen das ernste Bild des Todes zu kräftigen suchte. Das Interesse an dieser Frage begleitete damals den römischen Staatsmann auf das Forum, den römischen Feldherrn in die Schlacht. Was hier vorgetragen wird, waren nicht bloß Gedanken, bestimmt, müßige Stunden zu kürzen und den besseren Köpfen den stolzen Genuss ihrer höheren Kraft zu verschaffen, sondern es galt dabei wirklich, dieses Medusenantlitz des Todes ertragen zu lernen, welches aus nächster Nähe damals alles Lebende anstarrte. Man darf wohl sagen, dass Cicero und seine Freunde es ernst nahmen mit dieser Philosophie des Todes'.

Nikolsburg. Alois Kornitzer.

Das humanistische Gymnasium. Organ des Gymnasialvereins, redigiert von Dr. Uhlig, Director des großherzoglichen Gymnasiums zu Heidelberg.

Schon im Jahre 1888 vereinigten sich Hunderte von Männern aus allen Theilen Deutschlands und zwar nicht bloß solche, welche als Lehrer an Hochschulen und an höheren Mittelschulen wirken, sondern Männer der verschiedensten Berufszweige zu einer Erklärung, in welcher sie für den arg bedrohten Bestand des humanistischen Gymnasiums eintraten.[1] Zwei Jahre nachher wurde zur Abwehr der Angriffe der sogenannten Reformer der 'Deutsche Gymnasialverein' begründet, welcher gegenwärtig ungefähr 2600 Mitglieder zählt, und zugleich erstand als Organ desselben „Das humanistische Gymnasium“, welches von Prof. Dr. G. Uhlig in Heidelberg redigiert die Interessen des Gymnasiums kräftig vertritt und über die Reformbestrebungen in den verschiedenen Culturstaaten Europas in vollkommen ausreichender Weise orientiert.[2] Dadurch ist für alle, welche an den classischen Studien als Grundlage einer höheren Bildung festhalten, ein fester Mittelpunkt geschaffen, von dem aus der Kampf gegen die Gegner mit dem Nachdrucke, welchen die Sache erheischt, geführt werden kann. Denn dass durch die jüngsten Reformen der Kampf nicht beendet ist, darüber wird man sich wohl keiner Täuschung hingeben. Man braucht nur auf die umfangreiche Literatur seit der Decemberconferenz zu blicken, um zu erkennen, dass auch nicht einmal ein Waffenstillstand eingetreten ist. Wir Österreicher sind insoferne in einer günstigen Lage, als bei uns das Beste von dem, was die Reformen der letzten Zeit in Deutschland durchgeführt haben, längst in Übung ist und sich vollkommen bewährt hat; auch fühlen wir uns dadurch gehoben und von froher Zuversicht erfüllt, dass vor wenigen Wochen bei dem Philologentage die classischen Studien von maßgebendster Seite aus eine so anerkennende Würdigung erfahren haben. Doch fehlt es auch bei uns nicht an Gegnern, die trotz aller Abwehr ihre Angriffe immer wieder erneuern werden. Nichts ist daher natürlicher als der Wunsch, dass sich bei uns alle, die das humanistische Gymnasium als eine Nothwendigkeit anerkennen, denjenigen Männern Deutschlands, die eine große Sache so kraftvoll vertreten, anschließen und ihre Bestrebungen unterstützen mögen, in der Überzeugung, dass auch wir uns auf sie als treue Bundesgenossen verlassen können. Dies wird aber erreicht, wenn recht viele Österreicher dem 'Deutschen Gymnasialvereine' beitreten, den Bestand seines Organes sichern und dessen Verbreitung fördern. Die treffliche Zeitschrift, welche jährlich in vier Heften erscheint, kann um den geringen Preis von 2 Mk.

---

[1]) Vgl. Jahrg. 1888, S. 177.
[2]) Vgl. Jahrg. 1890, S. 1042.

5 Pf. bezogen werden, nach dessen Einsendung an Stadtrath Dr. Lobstein (Heidelberg) die einzelnen Hefte jedem Abonnenten portofrei zugehen. Wir empfehlen daher den Lesern diese Sache, welche in Wahrheit eine gemeinsame ist, auf das Wärmste.

Programmenschau.

87. Gregar Ferdinand, Der Charakter des Kreon nach den drei thebanischen Tragödien. Progr. des Gymn. in Mähr.-Trübau 1891, 8°, 20 SS.

Eine treffende Charakteristik des Kreon in den drei sophokleischen Tragödien; daran schließt sich der Nachweis, dass sich die Verschiedenheiten in der Charakterzeichnung aus der Anlage der einzelnen Tragödien ergeben. Die Abhandlung bietet gerade nicht wesentlich Neues, verdient aber wegen der einfachen, sehr klaren Darstellungsweise alles Lob. Wenn sich die Sophoklesforscher nur einmal entschließen könnten, rückhaltlos den Kreon in der Antigone als den Helden der Tragödie anzusehen! Hr. Gregar geht erfreulicherweise wenigstens so weit, Kreon neben Antigone als Träger des Stückes anzuerkennen, und gewinnt damit viel für eine richtige Auffassung seines Charakters; Antigone aber muss doch die Heldin des Stückes sein, und darum wird (in einem Excurse S. 8 f.) in der herkömmlichen Weise ihre Schuld nachgewiesen: die Verletzung des königlichen Gebotes und ihr rauhes, abstoßendes Wesen. Beides kann man in keiner Weise gelten lassen. In der Auflehnung gegen das Staatsgesetz kann darum keine Schuld liegen, weil die Befolgung desselben eine Schuld wäre; sie wäre eine Verletzung des Sittengesetzes, das über dem Herrscherwillen steht; und Trotz und Rauhheit begründen schon an und für sich keine tragische Schuld, deren Antigone auch gar nicht bedarf, denn sie geht nicht als Heldin des Stückes unter, sondern als schuldloses Opfer des Helden, dessen Schuld dadurch bis ins Ungeheuere gesteigert wird. — Abgesehen von dem eben besprochenen Excurse finden wir an der vortrefflichen Arbeit wirklich nichts auszusetzen.

88. Hintner F., Der Pflichtenstreit der Agamemnonskinder in Sophokles' Elektra und seine Lösung. Progr. des Gymn. in Laibach 1891, 8°, 34 SS.

In dem bisher veröffentlichten Theile der Abhandlung — ein Schlussartikel ist angekündigt — behandelt der Verf. den Zwiespalt der beiden Motive — Kindesliebe und Rache — bei Elektra, Orestes und Chrysothemis. Was er darüber sagt, wird man wohl gelten lassen, aber es ist wirklich eine Aufgabe, sich durch diesen Wust der ungeheuerlichsten Phrasen bis an das Ende der Abhandlung durchzuarbeiten. Der Weg vom »kostbarsten Dolche, den Melpomene je geführt« (S. 1) bis zu der »Tinte, mit der die Empfindung eines unglücklichen Mädchens durchtränkt ist« (S. 34), ist recht mühselig, und weitere Arbeiten des Verf.s werden nur gewinnen, wenn er sich an eine einfache und klare Darstellungsweise gewöhnt, wie sich eine solche für eine ernste, wissenschaftliche Arbeit schickt.

89. Schwarz Anton, Beiträge zur Kritik und Erklärung des Sophokles. Progr. des Gymn. in Horn 1891, 8°, 67 SS.

Eine bedeutende, für die Sophokleskritik wichtige Abhandlung. Von den Vorschlägen zur Antigone heben wir folgende heraus, die uns

beachtenswert erscheinen: v. 70 ἐμοῦ γ' ἂν ἡδονῆς δρῴης μέτα. — 718 ἀλλ' εἴκε δήμῳ. — 796 f. τῶν μεγάλων ἐχθρὸς ἐνεργὸς θεσμῶν (wenn auch vielleicht ἐχθρός nicht direct der richtige Ausdruck ist, so dürfte der Verf. das Richtige getroffen haben, wenn er unter den μεγάλοι θεσμοί das Gebot Kreons versteht). — 1080 f. ἐχθρᾳ δὲ πᾶσα συνταράσσεται πόλις, ὅσον σπαράγματ' ἢ κύνες καθήγνισαν. — 1162 σώσας μὲν beizubehalten und 1164 zu schreiben ἔνδον δὲ θάλλων (ἔνδον = οἴκοι). — 1224 εὐνῆς ἀποιμώξοντα τὴν καταφθοράν; im folgenden Vers soll sich τὸ δύστηνον λέχος auf die Heirat des Polyneikes beziehen, welche den Zug gegen Theben, die πατρὸς ἔργα und εὐνῆς φθορὰν verschuldete, eine Deutung, die doch etwas weit hergeholt erscheint; ich glaube kaum, dass des Dichters Publicum diese Beziehung verstanden hätte. — Im Oedipus Rex coniciert der Verf. in v. 176 dem Sinne nach sehr ansprechend ἥσσον' (d. i. ἥσσονα) statt κρεῖσσον; freilich ist die Entstehung der Corruptel schwer erklärlich. Treffend ist τελεῖν in v. 198, ein Vorschlag, den übrigens schon vor Jahren Emanuel Hoffmann im Colleg machte; sehr gelungen ist auch die Herstellung von v. 329: τἄμ' οὐκ ἀνείπω 'ich werde das Heilmittel nicht nennen'. — Im Oedipus Coloneus schlägt der Verf. u. a. zu v. 41 vor: τί νυν τὸ σεμνὸν ὄνομ' ἂν εὐξαίμην καλῶν; zu v. 277 f. εἶτα τοὺς θεοὺς μ' ὁρᾶν ποιεῖσθε μηδαμῶς; zu 402 κείνοις ὁ τύμβος ἀστυγείτων οὐ βαρύς, jedoch nur als „Wegweiser“ zum Richtigen; zu v. 443 f. dem Sinne nach sehr passend ἔπους σμικροῦ χάριν ('Gefälligkeit') φυγοῦσιν; aber wie ist aus φυγοῦσιν das überlieferte φυγάς σφιν geworden? — Aus dem Reste der Abhandlung verzeichne ich noch ἐμοὶ γὰρ ἔστ' ὠθουμένῃ λιπεῖν μόνον βόσκημα zu El. 363, ein Vorschlag, der paläographisch und dem allgemeinen Gedanken nach sehr entspricht; ob aber ὠθεῖν in der Bedeutung, die hier erforderlich ist, zu belegen sein wird?

90. Eysert Leopold, Rhesus im Lichte des Euripideischen Sprachgebrauches. Progr. des Gymn. in Böhm.-Leipa 1891, 8°, 36 SS.

Der Beginn einer neuen, umfassenden sprachlichen Untersuchung der vielbesprochenen Tragödie Rhesus. Wie nothwendig dieselbe trotz aller Vorarbeiten ist, vermögen bereits die Resultate dieses ersten Theiles der Untersuchung darzuthun. Eysert vergleicht zunächst die ἅπαξ λεγόμενα im Rhesus mit denen der übrigen Euripideischen Tragödien und weist nach, dass sich für Rhesus rücksichtlich der Zahl kein bedeutender Unterschied ergibt; der Cyclops enthält sogar relativ mehr ἅπαξ λεγόμενα. Es folgt der Nachweis der voces Euripideae κατ' ἐξοχήν, d. i. derjenigen Wörter, die sich nur bei Euripides, bei diesem jedoch mehr als einmal finden. Von solchen voces enthält Rhesus sieben, und Eysert weist mit Recht darauf hin, dass gerade ein Plagiator am allerwenigsten hinter derartige verstecktere Eigenthümlichkeiten des Autors kommt; denn jene Neubildungen sind keineswegs auffällig und gar nicht beachtet worden; nach Euripides hat sie niemand mehr angewendet. Die Untersuchung wendet sich den sogenannten tragodumena zu, d. h. den Wörtern, welche von den Tragikern neugebildet wurden und sodann in das Gemeingut der Sprache übergiengen, oder aus der Prosa in die Sprache der Tragiker übergiengen und dort ἅπαξ λεγόμενα sind. Solcher Worte nun finden sich im Rhesus 54, allerdings eine Zahl, die auf den ersten Blick bedenklich machen könnte; doch zieht der Verf. zum Vergleiche die Bacchen heran und vermag daselbst mehr denn 100 tragodumena nachzuweisen. Im weiteren ergibt die Untersuchung der imitatio homerica, dass auch hier zwischen dem Rhesus und den anderen Euripideischen Dramen ein Unterschied nicht besteht; im letzten Theile endlich wird der Nachweis geführt, dass vielfach die Annahme von Compilationen von seiten

des Verf.s des Rhesus unbegründet ist. E. verspricht eine Fortsetzung seiner interessanten Untersuchung, die wohl zu dem Resultate führen wird, dass aus sprachlichen Gründen gegen die Echtheit des Rhesus (für die übrigens kürzlich auch Christ in seiner Literaturgeschichte eingetreten ist) kein Bedenken erhoben werden kann.

Vor den Schulnachrichten enthält das Programm noch einen Nachruf an die 1890 verstorbenen Böhm.-Leipaer Gymnasialdirectoren Karl Proschko (geb. 1846, Director 1886—1890) und P. Cajetan Posselt (geb. 1809, Director 1850—1882).

91. Ehrengruber Steph., De carmine Panegyrico Messalae Pseudo-Tibulliano. Pars II, 73 SS. und pars III, 80 SS. Progr. des Gymn. zu Kremsmünster 1890 u. 1891.

Zwei Fortsetzungen der trefflichen Arbeit, deren erster Theil in diesen Blättern bereits besprochen wurde. Im zweiten Theile wird zunächst gezeigt, dass sich im Panegyricus zahlreiche »Gräcismen« finden (gegen diese Bezeichnung möchte wohl von mancher Seite Einsprache erhoben werden), welche Tibull fremd sind, dass der Wortschatz des Panegyristen ein sehr geringer ist und dass ihm gewisse Constructionen eigenthümlich sind, die sich bei Tibull nicht finden. Darauf wird der Nachweis begonnen, dass der Wortschatz des Panegyristen ein wesentlich anderer ist, als der Tibulls, und dies zunächst an den Substantiven gezeigt, wobei der Verf. vielleicht bisweilen etwas zu weit geht; das Fehlen mancher Wörter bei Tibull kann wohl auch zufällig sein (z. B. *cursus, fama, hasta, impetus*); doch dies ist Ansichtssache und vom Standpunkte der Vollständigkeit aus möchte auch ihre Aufnahme geboten sein. — Im III. Theil wird der gleiche Nachweis an den Adjectiven geführt, und der Verf. gelangt auch hier zu dem Resultate, dass der Wortschatz des Panegyricus aus Horaz, Virgil und besonders aus Ovid gesammelt ist, dagegen mit dem des echten Tibullus nicht übereinstimmt. Dann werden die Pronomina herangezogen. Auch hier ist wohl manches von minderem Belange, wie z. B. dass *quantus*, das bei Tibull oft vorkommt, im Panegyricus sich nicht findet, dass Tibull *quis* neben *quibus* gebraucht, der Panegyrist nur *quis*. Es folgt die Untersuchung über die Zeitwörter des Panegyricus u. zw. zunächst über diejenigen, welche sich bei Tibull gar nicht finden. Hiemit schließt der III. Theil. Die folgenden Fortsetzungen werden die Untersuchungen über die Zeitwörter, die bei Tibull selten oder in anderer Bedeutung vorkommen, bringen, dann die Partikeln und Präpositionen und das Metrische behandeln. Der Verf. anticipiert jetzt schon das Resultat seiner Untersuchung: *panegyricum carmen ex aliorum poëtarum locis consutum opus discipuli rhetorici esse*, dem niemand seine Zustimmung verweigern wird.

92. Ehrengruber Steph., De carmine panegyrico Messalae Pseudo-Tibulliano. Pars IV. Progr. des Gymn. zu Kremsmünster 1892, 8°, 75 SS.

Dieser vierte Theil der verdienstvollen Abhandlung beschäftigt sich S. 1—57 mit dem Verbum im Panegyricus und der Verf. kommt zu dem Resultate, dass die von Tibull am häufigsten gebrauchten Verben sich beim Panegyricus gar nicht finden, während derselbe Verba gebraucht, die bei Tibull fehlen oder in anderer Bedeutung gebraucht sind, und besonders häufig Composita statt der Simplicia anwendet. S. 57 beginnt die Untersuchung über die Partikeln; behandelt werden in der gleichen gründlichen Weise die copulativen und disjunctiven Conjunctionen. Der folgende Theil soll den Rest der Partikeln, die Präpositionen und die Metrik besprechen.

Wien. H. St. Sedlmayer.

---

93. Koczyński L., De flexura Graecorum nominum propriorum apud Latinos poetas scaenicos. Progr. des Gymn. in Radautz (Bukowina) 1891, 8°, 31 SS.

In dem ersten Abschnitte dieser Arbeit werden die ältesten Dichter mit Einschluss der Epiker, in dem zweiten Plautus und Terenz behandelt und für die Zukunft weitere Untersuchungen über die späteren Dichter bis zum Ende der augusteischen Zeit in Aussicht gestellt. Es verdient Anerkennung, dass die handschriftliche Überlieferung nicht außeracht gelassen ist und dass vielfach Grammatiker-Zeugnisse herangezogen werden. Am Ende des ersten Theiles (S. 15 f.) werden die Ergebnisse der vorangegangenen Erörterungen übersichtlich wiederholt; am Schlusse des zweiten Theiles (S. 30 f.) wird nach der Häufigkeit griechischer Declinationsformen in den Eigennamen eine Chronologie der Komödien des Plautus und Terenz versucht. Darnach scheint dem Verf. für die Terenzschen Stücke die nachstehende Reihenfolge wahrscheinlich: Andria, Hecyra, Heautontimorumenos, Phormio, Adelphoe, Eunuchus; vgl. dagegen Schanz, Literaturgeschichte 43. Da sich in mancher Hinsicht Gleichförmigkeit des Gebrauches ergibt, hätte es sich empfohlen, jedesmal die wenigen von der Regel abweichenden Stellen auszuschreiben und nach Gründen für die Abweichungen zu suchen, so diejenigen Substantiva der I. zu nennen, welche die lateinische Declinationsform nicht angenommen, diejenigen der II., welche das os nicht in us verwandelt haben. Das Latein ist stellenweise schwer verständlich; aufgefallen ist mir der Satz: *indeclinabilia, defectiva, abundantia, scilicet et gradatio desunt* (S. 14).

94. Spiegel Gebhard, Zur Charakteristik des Epigrammatikers M. Valerius Martialis I. Progr. des Gymn. in Hall (Tirol) 1891, 8°, 41 SS.

Eine Programmabhandlung, die nicht auf Bestellung gearbeitet, sondern sichtlich dem Bedürfnisse des Verf.s entsprungen ist, sich auch weiterhin wissenschaftlich zu bethätigen, berührt immer wohlthuend, zumal wenn sie auf so intimer Vertrautheit mit dem behandelten Schriftsteller und so gründlicher Literaturkenntnis beruht wie die vorliegende. Schritt für Schritt werden wir an der Hand einer exacten Methode vorwärts geführt, und höchstens den einen Einwand könnte man erheben, dass die Darstellung öfters zu behaglicher Breitspurigkeit sich erweitert. Das Programm enthält nur den ersten Theil einer längeren Untersuchung, deren Ziel es ist, Martial von dem persönlichen Vorwurfe unmännlicher Kriecherei zu reinigen. In den Vordergrund treten dabei die Epigramme auf die Kaiser, vor allem auf Domitian; daran schließen sich zunächst die Epigramme auf die Hofcreaturen, dann die auf seine Gönner und Freunde überhaupt (S. 8). Erledigt wird nur ein Theil der Epigramme auf Domitian. Es erübrigt noch, die sogenannten Bettel-Epigramme an Domitian und die Epigramme auf den todten Kaiser zu untersuchen, dann das Verhältnis Martials zu Kaiser Nerva und Trajan, sowie zu Domitians Günstlingen näher zu erörtern, schließlich die Epigramme an die übrigen Gönner und Freunde zu vergleichen (S. 41).

Wir lernen den Dichter gerechter beurtheilen, wenn wir uns alle Verhältnisse seiner Zeit vergegenwärtigen und uns hüten, unseren Maßstab unmittelbar an ihn anzulegen. Maßgebend sind namentlich folgende Punkte: Die vermeintlichen Schmeichelworte sind vielfach officielle Titel oder doch allgemein übliche Bezeichnungen, deren Gepräge damals schon ganz abgegriffen, deren Bedeutung daher längst nicht mehr vollgiltig war. Dazu kommt der rhetorische Charakter der Zeit und die pointierende Tendenz des Dichters selbst, welcher einem Wortwitze zuliebe

ohneweiters eine augenfällige Übertreibung wagt. Auch darin müssen wir dem Verf. beistimmen, dass man es einem Dichter, der die Aufmerksamkeit des Herrschers auf sich gezogen hat, wenig verargen kann, wenn er die Schattenseiten der Regierung todtschweigt und den Schwächen des Regenten Rechnung trägt. Für die Lobsprüche auf die militärische Tüchtigkeit Domitians fällt ins Gewicht, dass die verächtliche Meinung, welche früher in dieser Hinsicht über Domitian verbreitet war, theilweise unbegründet ist. Der Verf. kommt daher zu dem Schlusse (S. 40), dass der Dichter freizusprechen ist vom Vorwurfe serviler, von niedrigen Motiven geleiteter Schmeichelei oder Heuchelei, und dass seine Dichtungen vielmehr aus dankbarer Gesinnung für empfangene Wohlthaten und Gunstbezeigungen, aus dem Streben, die kaiserliche Huld und Gnade sich zu wahren und sich derselben würdig zu erweisen, hervorgegangen sind.

95. Hofmann Georg, Über die Schrift des Censorinus, betitelt: „De die natali liber". Progr. des Gymn. in Triest 1891, 8°, 19 SS.

Der redselige Censorinus hat an dem Verf. einen aufmerksamen Leser gefunden, der sich die Mühe nicht verdrießen ließ, ihm neuerdings seine chronologischen Angaben sorgfältig nachzurechnen. Nach einer Einleitung, welche das Wissenswerteste über Censorinus und seine erhaltene Schrift »De die natali« zusammenfasst, wird ein Überblick über den Inhalt dieser Schrift geboten. Hiebei werden die verschiedenen Versuche, einen Einklang zwischen synodischen Monaten und tropischen Jahren herzustellen, und die weiter fortgeschrittenen Methoden, das bürgerliche Jahr mit dem Sonnenjahr durch Schalttage auszugleichen, auf einfache mathematische Formeln zurückgeführt. Da die Abhandlung vorwiegend Kalenderfragen, welche noch heute von allgemeinem Interesse sind, berührt und in leicht fasslicher Berechnung durchführt, scheint sie sich an einen weiteren Leserkreis zu wenden, wie er für ein Programm naturgemäß durch die Schüler der Anstalt und ihre Angehörigen gegeben ist. Diese Intention verräth sich auch in der Scheu, auf die von der Zeugung und Fortpflanzung handelnden Absätze einzugehen (S. 7), und in dem Nachdrucke, mit welchem die Ludolfische Zahl (S. 8), die julianische Kalenderreform (S. 14), der Geschichtschreiber Sueton (S. 5) u. a. als bekannt betont werden.

Zu S. 9 bemerke ich, dass G. Curtius, Grundzüge[5] 379 saeclum mit dem Stamme sa zusammenhält und demzufolge auf Saat, Geschlecht deutet. Wenn auch schon Varro l. l. VI, §. 11 sagt, seclum spatium annorum centum vocant dictum a sene, so beweist doch die Stelle des Servius (ad Aen. VIII, 508) dicunt saeculum triginta annos habere — alii volunt centum et decem, alii mille annis putant saeculum contineri, dass das ganze Alterthum hindurch die zeitliche Ausdehnung eines saeculum nicht fixiert war. Dagegen findet sich lustrum in der festen Bedeutung eines Zeitraumes von fünf Jahren schon bei Ovid (a. a. III, 15 f. est pia Penelope lustris errante duobus et totidem lustris bella gerente viro). Dies erklärt sich damit, dass die Censusperioden, solange der Census regelmäßig abgehalten wurde, also bis auf Sulla mit wenigen Ausnahmen fünfjährig waren; vgl. Mommsen, Staatsrecht II[3], 343 ff. Von Druckversehen erwähne ich Reiferscheidt (S. 5) für Reifferscheid, Antonio Pio (S. 17); ferner liest man S. 8 ihres Umfangs statt ihrer Größe od. dgl., S. 17 1322 v. Chr., wo v. Chr. wegzufallen hat.

96. Lebeda Th., De animalibus et herbis ad cenas Romanorum praecipue adhibitis. Progr. des Gymn. in Braunau (Böhmen) 1891, 8°, 27 SS.

Was von Horaz, Martial und Juvenal an Tafelgerichten erwähnt wird, findet sich in dieser Schrift, welche sich über den Charakter einer Stellensammlung nicht erhebt, fleißig zusammengetragen. Doch ist es begreiflich, dass sie zu der erschöpfenden Zusammenstellung römischer Speisen, welche der zweite Theil des „Privatlebens der Römer“ von Marquardt Mau S. 425—435 bietet, so gut wie nichts nachtragen kann. Der Verf. zählt S. 3—6 die zur Nahrung verwendeten Vierfüßler, 7—11 das Geflügel, 12—19 die Fische, 19—21 die frutta di mare, 22—27 die Gemüse auf. An der Spitze steht gewissermaßen als zu beweisende These der Satz, dass man mit Unrecht die Römer jener Periode der Völlerei beschuldige, und am Schlusse lesen wir: *Non ergo est, cur nimis veterum Romanorum in hac re luxuriam perstringant nostrae inprimis aetatis homines, qua vel ad pauperiorum mensulas instruendas utrique quos dicunt Indi opes suas mittere coguntur.* Darüber aber ließe sich wohl streiten.

Wien. Ernst Kalinka.

---

97. Kunz Franz, Der Artikel im Mittelhochdeutschen. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Teschen 1891, 8°, 24 SS.

98. Bock Fritz, Wesentliche Merkmale der verbesserten Sprachunterrichtsmethode. Ebenda. 18 SS.

Die erstgenannte Arbeit ist nichts anderes als eine aus den wichtigsten und einigen anderen mittelhochdeutschen Dichtungen geschöpfte — auf Vollständigkeit nicht abzielende — Sammlung von Beispielen für den Gebrauch des Artikels. Diese Sammlung ermöglicht einen raschen Überblick über ein wichtiges Capitel der mhd. Grammatik, und hierin liegt das Verdienst der Schrift. Irgend Neues konnte ich in ihr nicht ausfindig machen; alles, was da zur Charakteristik der verschiedenen Gebrauchsarten des mhd. Artikels gesagt und durch Beispiele erläutert wird, findet sich in Lexicis, Commentaren und Grammatiken bereits vor, in den Grammatiken von Paul und Weinhold zum Theil schärfer formuliert und reichlicher belegt. Namentlich mit Pauls mhd. Syntax berührt sich der Verf. sehr enge, was im besonderen leicht nachzuweisen ist, ohne befremdlicherweise dieses trefflich orientierenden Hilfsmittels zu gedenken. Überhaupt verschmäht die Arbeit literarische Anknüpfung und gewinnt so — wohl unfreiwillig — den Anschein, lediglich auf eigener Spur einherzugehen. Den Citaten und dem Drucke hätte etwas mehr Akribie zugewendet werden können, vgl. in demselben Citat *vient* und *vient, funden* und *vunden, iwer* und *iuwer* und Errata wie *diu* für Acc. *die, mak* für *mâk, armer man* für *armen man, swer* für *swær, Vater* für *vater, bide* für *beide, ern* für *er, liebsten* für *liebesten* und manche andere, die wohl nicht insgesammt als Druckfehler passieren werden.

Die an zweiter Stelle genannte Arbeit bewegt sich — mit einigem Optimismus — im Ideenkreise der „Reform“ des neusprachlichen Unterrichtes und befasst sich besonders mit dem Französischen. Der Verf. bemüht sich, die von ihm und so manchem andern vertretene Methode mit H. Spencers unterrichtlichen Anforderungen in Einklang zu bringen. — Dass die „unmittelbare“ Methode sich zur praktischen Spracherlernung — namentlich innerhalb beschränkter Vorstellungskreise — sehr wohl eigne, wird ebensowenig bestritten, als überhaupt noch jemand dem ausschließlich grammatischen Betriebe einer Sprache das Wort reden wird. Aber in Hinblick auf das ganze Lehrgebäude der Realschule und ihr bisher organisatorisch unverrücktes allgemeines Bildungsziel wird man gegen eine einseitige Methode, die „auf französisches

Denken« und auf völlige Loslösung des neusprachlichen Unterrichtes von der Muttersprache ausgeht, wohl noch Misstrauen hegen dürfen, ohne als Rückschrittler oder Doctrinär verketzert zu werden. Ringen sich die modernen Sprachen solchergestalt von der Muttersprache los, so muss das ein weiteres Auseinanderfallen der ohnedies wenig homogenen Realschulfächer bewirken. Wird ferner die moderne Sprache als an sich zu erlernende Fertigkeit betrieben, so steigt die Realschule eine Stufe weiter hinab von der Bildungsschule zur Fachschule. Und was wird bei so karger Stundenanzahl und fortgesetzter Vereinsamung aus der Muttersprache werden, die das sensorium commune der gesammten Schulbildung bleiben sollte? Diese Frage sei nur aufgeworfen. Die Erfahrung der nächsten Jahre wird die Antwort bringen, ich fürchte, eine wenig befriedigende Antwort.

Der Jahresbericht enthält noch eine Rede zur Grillparzerfeier, gehalten von Prof. Friedr. Jenkner, und eine aufklärende Ansprache »Über die Nothwendigkeit der Gesundheitspflege«, welche der Dir. H. Januschke an die Schüler hielt aus Anlass der Bekanntgabe des h. Min.-Erlasses vom 15. September 1890, Z. 19.097.

99. Sewera Ernst, Über die Partikel *ge-* vor Verben. (Schluss.) Progr. des k. k. Staatsgymn. in Ried 1891, 8°, 29 SS.

Wie die lautliche Herkunft der Partikel *ge-* so ist auch ihre ursprüngliche Bedeutung als lexikalischen oder functionalen Elementes seit Grimm wiederholt eifrig und eindringend untersucht worden, ohne indessen in abschließender Weise ermittelt zu werden. Mit dieser allgemeinen Frage berührt sich die vorliegende Schrift. Der Verf. nimmt an, dass für das Mhd. die Erforschung der lexikalischen Bedeutung vorauszugehen habe, und demgemäß stellt er ein Verzeichnis componierter Verben zusammen, welche in lexikalischer Beziehung von den entsprechenden einfachen Verben abweichen. Zur Anlegung dieser Sammlung werden außer wieder lexikalischen Hilfsmitteln nur die drei Epiker Hartmann, Gottfried und Wolfram benutzt. Fünf Gruppen solcher Verben werden unterschieden: durch das Compos. kommt die Vollendung oder das Ergebnis der Handlung zum Ausdruck; die Thätigkeit wird durch das Compos. verstärkt; das Compos. bedeutet das Eintreten einer Handlung (springt hier nicht die syntaktische Provenienz in die Augen?); das Compos. drückt entweder ausschließlich oder zumeist eine besondere Art der Handlung aus; das Compos. bezeichnet eine von der ursprünglichen Bedeutung des Simplex gänzlich abweichende Handlung. Die kleine Arbeit ist, wenngleich mit einer gewissen Voreingenommenheit für den lexikalischen Grundcharakter des mhd *ge-*, mit gutem Verständnis und lobenswerter Sorgfalt geschrieben. Bei den ohnehin stark ineinander fließenden Grenzen zwischen lexikalischem und functionalem *ge-*, ferner bei dem bekanntlich oft kaum merklichen Bedeutungsunterschiede zwischen *ge*-Compos. und Simplex durfte aber insbesondere nicht übersehen werden, dass in der Dichtung die Wahl zwischen dem einen und dem andern oft durch Rücksicht auf Rhythmus und Wohllaut mitbestimmt und hiedurch das grammatische Bild getrübt wird. Was der Verf. S. 1 vorbringt, um den syntaktischen Charakter des *ge-* zu beeinträchtigen, ist bei der volksthümlichen Neigung zu pleonastischer Verstärkung keineswegs einwandfrei. S. 1, Z. 15 ist wohl im Sinne Wackernagels »Perfectum« statt »Futurum« gemeint? — Als Anhang zum Berichte vom Jahre 1890 folgt (S. 11—29) ein Verzeichnis der bei Wolfram vorkommenden mit *ge-* componierten Verben mit sämmtlichen Stellen unter Angabe der jedesmaligen Verbalform. Viel Fleiß mag dieser Anhang gekostet haben, und, nach ein paar Stichproben zu schließen, ist er ganz verlässlich — doch sind derartige Register zumal bei der Durchsichtigkeit der mhd. Verbalformen weder der Wissenschaft noch dem Studium eigentlich förderlich.

100. Blumer J., Zum Geschlechtswandel der Lehn- und Fremdwörter im Hochdeutschen. (Schluss.) Progr. der Comm.-Oberrealschule in Leitmeritz 1891, 8°, 67 SS.

Zunächst wird hier der »Genuswandel nach der Bedeutung«, der im vorjährigen Anstaltsberichte bereits zur größeren Hälfte behandelt worden war, weiter erörtert und zum Abschlusse gebracht. Es kommen noch folgende Gruppen zur Sprache: Schiffe und deren Bestandtheile, Wagen und deren Bestandtheile, Behältnisse und Gefäße, Maße und Gewichte, Trank und Speise, Vergnügungen und Spiele, Musikinstrumente, Werkzeuge und Geräthe, Landwirtschaft, Goldschmiedkunst, Töpferei, Malerei, Handel und Verkehr, Rechtsverhältnisse, Sammelnamen, Bezeichnungen von Zahlen und bestimmten Mengen, Zeitangaben. Ein zweiter, abschließender Abschnitt bespricht den »Genuswandel nach der Form«, »Geschlechtswandel, durch volksetymologische Umgestaltung herbeigeführt«, »Geschlechtswandel nach homonymen Ausdrücken« und die Verbalsubstantiva. Der Verf. hat ein sehr umständliches Material fleißig zusammengetragen und übersichtlich gruppiert. Aber gerade die stoffliche Überfülle bringt es mit sich, dass manches nicht recht verdaut und nicht sicher bezogen wurde, zudem leidet durch die Buntheit des herangezogenen Materials mehrmals auch die Klarheit. Durch größere Beschränkung (etwa immer auf die unmittelbare Herleitung) hätte die Arbeit nur gewonnen. Doch zeugt die mühsame Arbeit (beide Theile ergeben ein Buch von 148 Druckseiten) im ganzen von guter sprachwissenschaftlicher Bildung und tüchtigem Fachwissen (besonders auch nach Seite der romanischen Sprachen), und man kann von ihr vermöge ihrer Übersichtlichkeit und namentlich auch vermöge des angefügten ausführlichen Wortregisters recht bequemen Gebrauch machen. Hatte die Druckerei kein ß?

Meteorologische Beobachtungen von J. Maschek füllen noch vier Seiten des Programms.

101. Tomanek Ed., Über den Einfluss des Čechischen auf die deutsche Umgangssprache in Österreichisch-Schlesien, besonders von Troppau und Umgebung. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Troppau 1891, 8°, 37 SS.

Der Verf. gedenkt den Gegenstand, über den er schreibt, nicht zu erschöpfen, er will nur zu weiterer Beobachtung der Sprachmischung an der deutsch-slavischen Sprachgrenze anregen und den Boden für eine umfassende Darstellung der gegenseitigen Beziehungen zwischen der deutschen und der slavischen Volkssprache bereiten helfen. Diese seine Absicht ist dankenswert und durch das, was seine Arbeit bietet, reichlich erfüllt. Erst werden die Bedingungen der Sprachmischung im allgemeinen nach ihren culturellen Factoren erörtert und durch bekannte Vorgänge aus der deutschen und čechischen Sprachgeschichte verdeutlicht. Sodann wird die geschichtliche Grundlage der Sprachmischung in Schlesien unter geschickter Benutzung der einschlägigen (deutschen und čechischen) Untersuchungen klargelegt, indem die im Laufe der Zeiten wechselnde Einengung und Erweiterung des Geltungsgebietes der deutschen Sprache (besonders in Verwaltung und Jurisdiction) aufgezeigt und eine Schilderung der jüngsten ziemlich bunten Sprachverhältnisse in Schlesien angeschlossen wird. In dem nun folgenden Haupttheile seiner Arbeit, in welchem der Einfluss des Slavischen auf den schlesischen Dialect in Bezug auf den Lautstand, den Wortschatz, die Wort- und Satzfügung besprochen wird, bringt der Verf. viel und zum Theil recht lehrreiches Material vor. Sehr viel wird man hier finden, was weit über das Schlesische hinaus Geltung errungen hat, bereits mehrfach beobachtet und

namentlich auch den in den gemischtsprachigen Theilen Böhmens Lebenden vollauf bekannt ist. Das originale Moment der Arbeit liegt sonach in den oft fein beobachteten Besonderheiten eben der schlesischen Mundart. In ihrer Methodik lässt Tomaneks Arbeit eine recht erfreuliche Fühlung mit der neueren Sprachwissenschaft erkennen. Mit ein paar concisen Einzelbemerkungen will ich nichts anderes als dem Wunsche des Verf.s nach sachlichem Eingehen einigermaßen begegnen. Es scheint doch ein gewisser Widerspruch darin zu liegen, dass die volle Aussprache des *e* auch in *-el*, *-er* slavischem Einflusse zugeschrieben und gleich angeschlossen wird, der Čeche spreche *-el*, *-er* auch ohne *e*, weil er ein vocalisches *l*, *r* habe: dazu sei noch bemerkt, dass nicht nur die alte Syllabier-, sondern auch die neue Lautiermethode die volle Aussprache des *e* in *-el*, *-er* befördere, und gerade die deutsche unter dem Einflusse der Schrift stehende Volksschule ruft bei slavischen Kindern diese volle Aussprache hervor. Bei Beurtheilung der *e*-Laute (13) wäre — im Anschlusse an v. Bahder, Grundl. des nhd. Lautsystems 104 ff. — eine genauere Unterscheidung am Platze gewesen. Zu S. 13. Z. 34 wäre zu *ei* erläuternd hinzuzufügen *ai*; auch sonst wäre (was den Wert einer Dialectarbeit wesentlich bedingt) eine schärfere phonetische Bezeichnung zu wünschen. Das Hoch- und Mitteldeutsche hat keine eigentlichen Medien (14) wie das Slavische (vgl. etwa Behaghel in Pauls Grdr. 588, zur Lautcharakteristik Sievers ebenda 280). Hätten wir sie, so würde der Slave unser *g-k*, *b-p* sicher sauber unterscheiden. Gerade aus dem für das slavische Ohr sehr geringfügigen Unterschied der Tenuis lenis und der Tenuis fortis (selbst innerhalb unbeeinflusster deutscher Dialecte ist dieser Unterschied mitunter fast verschwindend) ergibt sich die S. 14 berührte Lautverwechslung. *Tocht, Tohle, tunkel, tumm* u. a. sind gewiss genuin, vgl. v. Bahder 239 ff. Es ist schade, dass der Verf. v. Bahders vortreffliche Untersuchungen nicht zurathe gezogen hat; er hätte für die Beurtheilung des schlesischen Lautstandes einen tieferen Blick gewonnen. S. 17 u. ö. hieße es richtiger »Vorstellung« als »Begriff«. Im Abschnitte über den Wortschatz sind einzelne Etymologien gewagt oder doch nicht unmittelbar einleuchtend (*schmicken-schmeißen*, mhd. *trâme dřevo*, vgl. auch *Wildschur*), vereinzelt findet sich auch Unsicherheit im Lautlichen (Wz. *bû* für *bhû*, sogar Wz. *rud* für *rudh*, daneben ist ἐϱυϑϱός ein ärgerlicher Druckfehler). »Ich bin gern« klingt auch darum höchst undeutsch, weil *gern* nhd. nur Adverbium ist. Im »Prager Deutsch« kommt sehr oft *gehen* für *kommen* (*otec jde*), *tragen* für *bringen*, *überlesen* für *durchlesen* (wiederholen) vor: wie ist es damit im Schlesischen? Bei den präpositionalen Verhältnissen wird wohl noch schärfer zwischen slavischem Einflusse und spontan-dialectischer Entwicklung abzugrenzen sein — allerdings fehlen sprachgeschichtliche Vorarbeiten hiefür nahezu ganz.

Von Druckfehlern sind störend: S. 15, Z. 32 consonantisch anfür auslautendes, S. 19, Z. 38 goth. *gardis* für *gards*, S. 23, Z. 20 *Schrift* für *Schaft*; die anderen sind ohne Belang (doch warum Oesterreich neben Österreich?).

Der Jahresbericht enthält zwei Nekrologe: auf den k. k. Religionsprofessor Consistorialrath Johann Neumann (von Dr. Alfons Hoppe) und auf den Professor Johann Lissek (vom Director Dr. J. G. Wallentin).

102. Lichtenheld, Dr. Adolf, Grillparzerstudien. Progr. des k. k. Staatsgymn. im IX. Bezirke in Wien 1891, 8°, 28 SS.

Eine feinsinnige und förderliche Abhandlung, die jedermann mit Vergnügen lesen wird. Obwohl von großer Wärme für ihren Gegenstand getragen, vermeidet sie doch den panegyrischen Ton, der heute in Österreich gerade von den minder Einsichtigen so gerne angeschlagen wird,

der aber eine gerechte Würdigung Grillparzers über Österreichs Grenzen hinaus eher hemmt als fördert. »Über die Schaffensweise Grillparzers« betitelt sich die vorliegende Studie. Über die Schaffensweise eines Dichters zu handeln ist ein echt literarhistorisches Beginnen, denn das literarisch Producierte kann doch nur aus dem Acte der literarischen Production mit allen ihren Voraussetzungen ganz erfasst werden. Die vom Verf. — meist auf Grund von Grillparzers Eigenbeobachtung — gegebene Schilderung der Schaffensweise des Dichters halte ich nahezu in allen Stücken für eine völlig gelungene, namentlich ihr Grundtypus ist richtig beobachtet und geschickt beleuchtet. Der Typus des eigentlich dichterischen Schaffens ist bei Grillparzer durch dessen eigenthümliche Doppelnatur (»In mir leben zwei völlig abgesonderte Wesen: ein Dichter von der übergreifendsten, ja sich überstürzenden Phantasie und ein Verstandesmensch der kältesten und zähesten Art«) und das »Sonderleben, das der Dichter in ihm führt,« bestimmt: sie erzeugen eine »fühlbare Losgelöstheit des dichterischen Mechanismus« von den übrigen Thätigkeiten der Seele. Sobald durch einen entscheidenden Apperceptionsact (ein geeignetes associatives Element) die dichterische Stimmung gewonnen ist, beginnt jener Mechanismus mit heftigem Ausbruche des Affects (Lichtenheld nennt ihn furor poeticus) und in reißendem Flusse seine Thätigkeit, bis ihn wieder zufällige äußere Umstände, von denen die hypochondrisch-sensitive Natur des Dichters in nahezu krankhafter Weise abhängt, zu unvermitteltem Stillstande, zu einer völlig unfreiwilligen Pause veranlasst: die ganze Vorstellungsmasse hebt und senkt sich geschlossen. Die affectische Höhe der einmal eingetretenen Stimmung wird vom Verf. durch drei Momente nachgewiesen: die Raschheit des Gedankenablaufes, die große Helligkeit des Bewusstseins und die kurze Dauer der Ekstase. Diese Ekstase ist für den Dichter eine Art Leidenszustand und steigert sich durch das dichterische Anschauen selbst bis zu fiebernder Höhe. Mit zunehmendem Alter verringert sich diese Ekstase. Die den Dichter und sein Schaffen vom Anfange beherrschende Kraft ist die lebhafte sinnliche Anschauung, die bei ihm wie bei jedem echten Künstler als Naturtrieb sich äußert, seinem Schaffen Anregung und Inhalt gibt. Diese seine Richtung auf die Anschauung tritt nicht nur in Äußerlichkeiten (im physischen Zusammenstimmen und Contrastieren) hervor, sondern vornehmlich auch in der lebensvollen Charakteristik seiner Personen. Er zwingt den Zuhörer, an die Existenz seiner Gestalten, wie er sie selbst geschaut, unmittelbar zu glauben, und die Sprache ist ihm das plastische Mittel, durch das er seinen Personen eine sinnfällige Individualität verleiht. Durch natürlichen Fluss und durch Vollsättigung der Sprache mit Charakternuancierungen weiß er eine ganz unabweisliche und echt künstlerische Causalität der Handlung herbeizuführen, wie sie alle Berechnung und technische Künstelei niemals hervorbringt. Diese Fähigkeit, rein aus der Anschauung zu dichten, »ein von Grillparzer auch in den besten Zeiten nicht ganz erreichtes Ideal (25)«, schwand in demselben Maße, in welchem jene Ekstase seltener und minder nachhaltig wurde. Vermag ich dem Verf. bisher beizustimmen, so scheinen mir doch die Folgerungen, die er (26 ff.) für die spätere Thätigkeit des Dichters zieht, nicht frei von innerem Widerspruche zu sein. Die »Sammlung«, zu welcher der Dichter in fortgeschritteneren Jahren gelangte, führte ihn allerdings zur Reflexion, doch musste diese die Inspiration nicht verdrängen (27); sie konnte deren Ekstase, den Grad ihrer nervösen Erregtheit herabdrücken durch einen stets gegenwärtigen ruhigen Calcül, sie konnte so der spätern Production den Sturm und Drang des ersten Einfalls, einer allzu lebhaften oder allzu herben Sinnlichkeit benehmen, sie konnte den zuströmenden Anschauungen Maß und Ziel geben — aber alle »aus dem Können und Wissen schöpfende Reflexion« (28) hätte nicht »so ziemlich dasselbe« leisten können, »was früher die aufs höchste gesteigerte Anschaulichkeit«. Der Götterfunke muss immer wieder

auflodern, wenn Musisches erstehen soll. Aber was im jugendlichen Muthe sich als greller Feuerschein gespiegelt hat, wird im reiferen Geiste zum abgeklärten milden Lichte — mochte sie ihm auch im Alter ein seltenerer und stets kürzer verweilender Gast geworden sein, die Inspiration war und blieb, nach des Dichters eigenem Zeugnis, »sein Gott«.

Der Aufsatz ist geschmackvoll geschrieben, nur die Härte aufeinanderstoßender Genetive hätte mehrmals vermieden werden können (z. B. S. 4, Z. 8).

Karolinenthal bei Prag. Gustav Burghauser.

---

103. Nicolaus Ravalico, Accenni alla storia nelle opere di Dante Alighieri. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Görz 1891.

Wenn der Verf. zu Beginn seiner Abhandlung sagt: »Egli è perciò che oggi, a voler scrivere di Dante, torna quasi impossibile non ripetere cose già trovate e dette da altri«, so mag das bis zu einem gewissen Punkte richtig sein, denn die Literatur, die sich mit Dante beschäftigt, ist so groß, so allseitig und umfassend, dass die meisten und wichtigsten auf den großen Dichter Bezug habenden Probleme als gelöst zu betrachten sind; andere Punkte, die noch der Aufklärung harren, dürften schwerlich jemals einer endgiltigen Lösung entgegensehen. Der Verf. vorliegender Arbeit ist daher zu entschuldigen, wenn er nichts Neues sagt, sondern nur Cantù, Villani, A. Bartoli, P. Fraticelli, Fr. Wegele, Lubin, F. Hettinger, Damberger und andere excerpiert. Bei der Bedeutung Dantes aber nicht nur für die italienische, sondern auch für die ausländische Literatur müssen auch Wiederholungen dankbar angenommen werden, namentlich wenn solche in schöner Sprache und übersichtlicher Zusammenstellung, wie dies in den Accenni geschieht, geboten werden. Ravalico berührt zunächst die Auffassung der Monarchie von Seite des großen Dichters und gibt uns kurz und bündig die Gründe an, aus denen sich der Meister für diese Staatsregierung entschied. Die Charakterisierung des römischen Volkes, namentlich aber des Äneas, Cato, Cäsar und Augustus, wird in richtiger und sachlicher Weise erörtert. Am ausführlichsten aber behandelt der Verf. das Verhältnis zwischen Kirche und Staat zur Zeit Dantes und das mit vollem Rechte, denn dasselbe kommt in allen Werken des großen Dichters in hervorragendster Weise zum Ausdrucke. Schon weniger wichtig sind Dantes Anspielungen auf die Mythologie und griechische Geschichte, bedeutungsvoller aber wiederum die häufigen Berührungen der Ereignisse im Judenvolke. Die Verfolgungen der Kirche, das Auftreten der verschiedenen religiösen Secten, die verhängnisvollen Folgen der Simonie, die weltliche Machtstellung der Päpste, alles das und vieles andere, was Dante gelegentlich berührt, wird vom Verf. eingehends auseinandergesetzt, wie nicht minder die Bedeutung der Longobarden, Karls des Großen und der Kreuzzüge. Hinsichtlich des strengen Urtheils Dantes über die Päpste Bonifacius VIII., Celestin V. und Clemens V. stellt sich Ravalico mit Recht auf Seite Villanis und Bartolis. — In der angekündigten Fortsetzung möge der Verf. auf eine gewissenhaftere Correctur der Abzüge sehen und auf besseren Druck dringen!

104. Alfred Bleyer, Edmondo De Amicis. Progr. der k. k. Staats-Unterrealschule in Bozen 1891.

Den »Ottocento« beherrschten bekanntlich zwei Schulen; die Vertreter der einen, Vincenzo Monti, Pietro Giordani, Ugo Foscolo, Giuseppe Acerbi, Paride Zaiotti, nannten sich »Classicisti«, die der anderen, mit

Alessandro Manzoni an der Spitze, »Romantici«; nachgeahmt wurden die letzteren namentlich von Cesare Cantù, Tommaso Grossi, Massimo d' Azeglio. Zu Manzonis Schülern gehört unter anderen auch E. De Amicis, einer der fruchtbarsten, lieblichsten, angenehmsten und — sagen wir es gleich zur Ehre der italienischen Leser und Leserinnen — einer der meist gelesenen Schriftsteller der Gegenwart. Als Verehrer und Nachahmer seines großen durch historische Gewissenhaftigkeit, Treue der Sitten- und Charakterzeichnung, Schönheit, Klarheit und Anschaulichkeit der Darstellung ausgezeichneten Meisters hat De Amicis durch warme Begeisterung für das Gute, Schöne und Edle den ungetheilten Beifall seines großen Leserkreises sich zu gewinnen verstanden. In seiner »Vita militare«, in den Reflexen seiner Reisen, der Spagna, Olanda, dem Marocco, Costantinopoli, in den Ricordi di Londra und Parigi, in dem Sull' Oceano, in seinem geradezu großartigen und wunderschönen »Cuore«, wie nicht minder in den »Ritratti Letterarii«, überall erblicken und bewundern wir dieselben reizenden Bilder, dieselbe fesselnde Darstellung, dieselbe dramatische Lebhaftigkeit. Wie Diderot Richardsons Paméla, Clarisse und Grandisson als Werke bezeichnet, »qui élèvent l'esprit, qui touchent l'âme, qui respirent partout l'amour du bien«, so weiß De Amicis für Natur, Kunst und Volksleben zu interessieren, für wahre Tugend, Redlichkeit und Ehrlichkeit, opferwillige Nächstenliebe und glühende Vaterlandsliebe zu begeistern. In diesem Sinne fasst Prof. Bleyer De Amicis in seiner schönen, wenn auch einfachen und schmucklosen Abhandlung auf; die ganze Arbeit ist sachlich gehalten und dem Geiste der Jugend, die er unterrichtet, angepasst, was füglich das erste Erfordernis eines jeden Jahresberichtes einer Mittelschule sein sollte.

105. Giacomo **Babuder**, Considerazioni sulla Poesia popolare in generale con ispeciale riguardo a quella della Grecia moderna. Progr. des k. k. Obergymn. in Capodistria 1891.

Das vom Verf. betretene Gebiet war schon oft Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen und nicht am wenigsten in Italien. Gelehrte wie Nic. Tommaseo, Ad. Wolf, Kopisch, Witte, Reumont, Tigri, Ricordi, Cost. Nigra, Casetti, Righi, Ive, Comparetti, D'Ancona und andere haben in dieser Hinsicht Vorzügliches geleistet, um von Walther Scott, Goethe, Körner, Fauriel, die den Anstoß zum Studium des italienischen Volksliedes gaben, nicht zu sprechen. Der gelehrte Leiter des Gymnasiums zu Capodistria hat es trefflich verstanden, die Abhandlungen erwähnter Forscher sich zu eigen zu machen und daraus die entsprechenden Consequenzen zu ziehen. Babuders Arbeit zerfällt in drei Theile, von denen der erste, mehr allgemeiner Natur, sich mit der Charakteristik der Volkspoesie, ihrer Unterscheidung von der Kunstpoesie, dem Nutzen des Studiums, den verschiedenen Abstufungen und Perioden der Volkspoesie, namentlich in Italien, beschäftigt. Im zweiten Theile wird insbesondere die griechische Volkspoesie nach ihrem verschiedenen Inhalte und Stoff eingehend erörtert; die hierbei eingeflochtenen Excurse über verschiedene Sitten und Gebräuche des griechischen Volkes, die nicht strenge zur Sache gehören, nimmt der Leser, zumal dieselben mit großem Verständnisse durchgeführt sind, gerne mit in den Kauf. Der dritte Theil, »Poesia d'Amore«, hat den Zweck, die Theorie der zwei ersten Theile durch aus verschiedenen Sammlungen entlehnte Citate und Beispiele zu beweisen und zu unterstützen, sowie die hohe Bedeutung der (griechischen) Volkspoesie im Gegensatze zur Kunstpoesie hervorzukehren. Die ganze Arbeit, die eine Fortsetzung erfahren soll, ist mit großem Verständnis und noch größerem Fleiße durchgeführt, der Stil schwungvoll und meistens äußerst anziehend, der Druck, bis auf einige Kleinigkeiten, correct.

Wien. Joh. Alton.

106. Reichl A., Der Bundesstaat der Magneten und das Orakel des Apollon Koropaios. Progr. des deutschen Obergymn. der Kleinseite Prag 1891, 8°, 31 SS.

Dem Verf. dieser Abhandlung ist es gelungen, den von Lolling 1882 veröffentlichten Text der das Orakel des Apollon in Koropos betreffenden Beschlüsse des Magnetenbundes an einer Anzahl von Stellen besser zu ergänzen und weiter zu vervollständigen, als dem ersten Herausgeber möglich war. Mit Hilfe der sonst erhaltenen Nachrichten über die griechischen Orakel, besonders durch Heranziehung ähnlicher Inschriften, gibt R. einen Commentar zu den in den erhaltenen Beschlüssen mitgetheilten Bestimmungen. Sollte das durch den ersten Beschluss anbefohlene πορεύεσθαι eines Ausschusses der geistlichen und weltlichen Behörden des Magnetenbundes, das R. auf dessen Versammlung an der Orakelstätte selbst deutet, nicht vielmehr auf ihre Reise im Bundesgebiete und in der Nachbarschaft zu beziehen sein, wodurch die Zeit der Orakelverkündigung angesagt werden sollte?

107. Ernst F., Der Untergang der Angehörigen Alexanders d. Gr. Progr. der deutschen Staats-Realschule in Prag 1891, 8°, 8 SS.

Der Verf. dieses Aufsatzes hat sich darauf beschränkt, mit Benutzung der wichtigsten Quellenschriftsteller und einiger neuerer Darstellungen eine kurze Erzählung des Unterganges der Familie Alexanders d. Gr. zu geben.

108. Adamek O., Beiträge zur Geschichte des byzantinischen Kaisers Mauricius (582—602). I. u. II. Progr. des ersten k. k. Staatsgymn. in Graz 1890 u. 1891, 8°, 64 SS.

Wer das Bonner Corpus der Byzantiner jemals zu benutzen genöthigt war, empfindet es als einen Mangel, dass in das Programm dieser Schriftstelleredition nicht auch die Kennzeichnung entlehnter Stellen, sei es durch besonderen Druck wie in den Monumenta Germaniae, sei es durch Hinweisungen am Rande, wie bei Mommsens Solinus, aufgenommen worden ist. Eben deshalb bleibt für die Quellenvergleichung und die Quellenkritik bei den Byzantinern noch sehr viel zu thun übrig. Dass die Probleme dabei nicht so ganz einfach liegen, wie man gewöhnlich annimmt, dass die Thätigkeit selbst der byzantinischen Geschichtschreiber mit dem bloßen Abschreiben ihrer Vorlagen nicht erschöpft ist, zeigen diese beiden Abhandlungen A.s ebenso wie die jüngst erschienene byzantinische Literaturgeschichte von Krumbacher. Selbst die Nachlese, die A. nach der Ausgabe des Theophanes von de Boor anstellen konnte, war nicht ganz ohne Ertrag; Aufschlüsse über die Quellenverhältnisse bietet aber auch die Behandlung der übrigen Schriftsteller, die uns Nachrichten über Mauricius erhalten haben. — Ob es nicht besser sein wird, bei diesen Untersuchungen die Schriftsteller in den Mittelpunkt zu stellen und ihr wechselseitiges Verhältnis nach dem ganzen Umfang ihrer Werke — und nicht bloß für die Regierungsgeschichte eines Kaisers — zu erforschen, möchte ich zur Erwägung stellen. Der Verf. hatte sich ursprünglich eine Prüfung der Feldzüge unter Mauricius an der Hand der topographischen Hilfsmittel zur Aufgabe gestellt, er wurde zu einer Kritik der Quellen, worauf die beiden Aufsätze sich beschränken, erst durch die Beobachtungen gedrängt, die sich ihm bei der Lectüre der Schriftsteller darboten. Den Eindruck, dass wir es mit einer soliden Arbeit zu thun haben, darf auch derjenige aussprechen, der wie der Ref. dem quellenmäßigen Studium dieser Spätzeit ferne steht.

Graz. Adolf Bauer.

109. **Raab, Dr. Franz, Wesen und Systematik der Schlussformen.** Logische Untersuchung. Progr. des k. k. Staatsgymn. im VIII. Bezirke Wiens 1891, 8°, 50 SS.

Die Instructionen für den Unterricht in den Gymnasien in Österreich haben mit dem Formalismus der Logik mit Recht vollständig gebrochen. Die Logik soll nach ihnen auf psychologischer Grundlage aufgebaut werden und, da der Unterricht in der Psychologie dem in der Logik nach wie vor folgt, mit einer psychologischen Einleitung beginnen. Auf diesem verlässlichen Boden soll die Lehre vom Begriffe aufgeführt werden, die Lehre vom Urtheil soll in innigster Wechselbeziehung zur Lehre vom Satze stehen und ihr Fachwerk für jeden beliebigen Satz ein Unterkommen bieten. Die Erfahrung soll also für die Lehre vom Urtheil bestimmend und die unermüdliche Beibringung angemessener Beispiele für den gesammten Unterricht in der philosophischen Propädeutik eine Lebensbedingung sein. Bezüglich des Schlusses solle nach den »Instructionen« auf eine ausführliche Ableitung und Ausspinnung der Figuren des einfachen kategorischen Schlusses und der möglichen Arten der zweigliederigen Schlüsse wegen der dem Logikunterrichte zugemessenen kurzen Zeit verzichtet werden. Prof. Raab, der in dem oben angeführten Aufsatze das Wesen der Schlussformen eingehend behandelt, verlangt gleichfalls die Berücksichtigung, ja die ausschließliche Berücksichtigung der Erfahrung beim Schlusse und für das gesammte Gebiet der Logik; für ihn hat die Logik die Aufgabe, die Denkformen zu ermitteln, unter welchen der menschliche Geist zum Erkennen und Begreifen der Thatsachen der äußeren und inneren Welt und ihrer Verhältnisse kommt. — Wenn es dann gelinge, die Einsicht in die Form der Denkvorgänge zur Erlangung einer Fertigkeit im richtigen Denken und zur Vermeidung von Denkfehlern und Irrthümern zu verwerten, so sei das ein Überschuss an Gewinn, aber nicht der eigentliche Zweck der Logik als Wissenschaft, ebenso wie es nicht erster Zweck der Grammatik sei, Schüler im richtigen Sprechen zu unterweisen, sondern die Erscheinungen und Gesetze einer Sprache darzustellen. Wir möchten vom didaktischen Standpunkte den Zweck der Grammatik und den der Logik etwas niedriger stellen und die Schüler durch die Grammatik zum richtigen Sprechen, durch das Studium der Logik zum richtigen Erfassen und Auffassen der Erscheinungen anleiten und schulen und sie so vor sprachlichen Fehlern und Irrthümern im Denken schützen. Auch einen weiteren didaktischen Gesichtspunkt möchten wir beim Unterrichte in der Logik hochhalten. Wir sind nämlich der Meinung, dass durch die Logik die Verbindung der übrigen Disciplinen untereinander am leichtesten und einfachsten hergestellt und die Concentration des Unterrichtes, von der die »Instructionen« wohl nicht ausdrücklich sprechen, am besten gefördert werden können. Dem Verf. ist es aber freilich hauptsächlich darum zu thun, die Schwächen der aristotelischen Lehre vom Schlusse hervorzuheben, die Bedeutung der Erfahrung für die Schlusslehre ins richtige Licht zu stellen, die Ansichten der namhaftesten neueren Logiker über den Schluss zu prüfen und seine Ansicht über die Systematik des wissenschaftlichen Schlusses als Resultat dieser Prüfung darzulegen. Dass er seine Aufgabe, die er sich gestellt hat, gründlich gelöst hat, wird jeder, der den interessanten Aufsatz liest, gern zugeben. Anerkennend wollen wir hervorheben, dass er die übertriebenen Ansichten vom Werte der Logik gebürend beleuchtet, die Wichtigkeit der psychologischen Analyse der Schlüsse betont und allen Schlussarten, auch den Inductions- und Analogieschlüssen, auf deren Behandlung die »Instructionen« großes Gewicht legen, seine Aufmerksamkeit schenkt. Wenn der Verf. die Eintheilung der Logik in Elementar- und Methodenlehre als ganz unzulässig erklärt, so geht er wohl zu weit; auch die »Instructionen« stellen es als gleichgiltig hin, ob sich die Lehre von der Definition und Division der Begriffslehre an-

schließe und die Lehre vom Beweise unmittelbar der Schlusslehre folge, oder ob Definition, Division und Argumentation, getrennt von der Schlusslehre, in der Wissenschaftslehre behandelt werden. Der Verf., der, wie angedeutet wurde, didaktische Forderungen nicht berücksichtigt, und dem es ausschließlich um eine wissenschaftliche Darstellung der Schlussformen zu thun ist, kommt zu dem Resultate, dass zuerst die Sachverhältnisschlüsse, die erst vollständig nach Arten und Gebieten empirisch zu sammeln und zu bearbeiten wären, zu behandeln seien, dass diesen die Ursach- oder Abhängigkeitsschlüsse folgen sollen und zuletzt der Syllogismus an die Reihe komme, zumal da in dieser Abfolge auch das Verhältnis des quantitativen Vorkommens dieser Schlüsse im wirklichen Denken ausgedrückt werde.

110. Schwertassek, Dr. K. F., Über die Theorie der Localzeichen. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. zu Leitmeritz 1891, 8°, 11 SS.

Während der Lehrer der Psychologie bei der Erklärung der psychischen Thatsachen, unbekümmert um philosophische Ansichten, ausschließlich der Erfahrung als Führerin folgen soll, wenn anders sein Unterricht nicht Vorbereitung auf eine specielle Philosophie sein will, ist es bei der Erklärung der Raumvorstellung schwer, nicht irgend einem Erklärungsversuche gegenüber Stellung zu nehmen. Hier steht die nativistische der empiristischen Auffassung gegenüber, zwei entgegengesetzte Erklärungen, welche von den älteren Philosophen und Physiologen meistens nicht streng gesondert wurden, so dass noch von einem nativistisch-genetischen Erklärungsversuche gesprochen werden kann. Bei der empiristischen Erklärung der Raumvorstellung spielt die Theorie der Localzeichen eine hervorragende Rolle; Führer dieser Erklärungsart ist bekanntlich Lotze. Seine Erklärung, sowie die Erklärungsversuche anderer hervorragender Psychologen hat der Verf. obigen Aufsatzes geprüft und alle wichtigeren Argumente, die sich gegen sie vorbringen lassen, gesammelt und zusammengestellt; auf Neues will die Arbeit keinen Anspruch erheben. Nach dem Verf. ist jedes Bemühen, die Entstehung unserer Raumvorstellung psychologisch erklären zu wollen, eine Übergeschäftigkeit im Denken und vollständig überflüssig, da Ort und Räumlichkeit im ursprünglichen und unmittelbaren Sinneseindrucke empfunden werden. Letzteres ist allerdings mehr als fraglich, sowie auch die Behauptung des Verf.s, dass die Raumvorstellung nicht »seinem Ursprung nach Abgeleitetes und sich Entwickelndes« sei. Hat aber der Verf. Recht, dann ist allerdings ein schwieriges Capitel der Psychologie auf einfache, kurze Weise für den Unterricht abgethan.

111. Dürr Karl, Herbert Spencer, Die Erziehung in geistiger, sittlicher und leiblicher Hinsicht. Progr. des k. k. Staats-Gymn. in Klagenfurt 1891, 8°, 18 SS.

Der vorliegende Aufsatz hat Herbert Spencers Erziehungslehre zum Gegenstande, welche in vier bei verschiedenen Gelegenheiten und in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichten Aufsätzen niedergelegt ist, die später zu einem Ganzen vereinigt herausgegeben wurden. Eine erschöpfende Pädagogik wird von Spencer nicht geboten, die Aufsätze erörtern jedoch einige pädagogische Fragen, denen auch bei uns heute die größte Aufmerksamkeit geschenkt wird; es lohnt sich daher, die Ansichten kennen zu lernen, die ein hervorragender englischer Philosoph schon vor Decennien ausgesprochen hat. Diese Ansichten Spencers werden vom Verf. in vier Capiteln besprochen, welche die Fragen behandeln: 1. Welches Wissen hat den größten Wert? 2. Die Erziehung des Verstandes. 3. Die sittliche Erziehung. 4. Die leibliche Erziehung. Überall

finden wir vom Verf. die Ansicht Spencers einer ruhig-sachlichen Kritik unterzogen. Im ersten Capitel wird für die classischen Sprachen eine Lanze eingelegt, deren Wert nach Spencer hauptsächlich in der Stärkung des Gedächtnisses bestehen soll. Mit vollem Rechte weist der Verf. diesen Zweck der Erlernung der Sprachen überhaupt und der antiken im besonderen zurück und stellt als Hauptzweck den ethischen und ästhetischen Gewinn hin, der aus der Lectüre der classischen Sprachen gewonnen werde. Mit Recht wird nebenbei auch vor ungeeigneten, inhaltlich nicht bildenden Übungssätzen in den Lehrbüchern gewarnt. Im zweiten Capitel hebt der Verf. hervor, dass Spencers methodische Forderungen schon längst in Österreich und Deutschland allgemeine Anerkennung gefunden haben, und zwar in einer Ausdehnung und Vervollkommnung, wie es der englische Philosoph bei seiner Unkenntnis der continentalen Verhältnisse zur Zeit der Abfassung des Aufsatzes nicht ahnte. Mit den Bemerkungen, welche der Verf. bei dieser Gelegenheit über die Methode des Unterrichtes bei den antiken Sprachen und deren Erlernung gibt, ist Ref. nicht völlig einverstanden. Auch bei den classischen Sprachen soll und kann die analytische Methode im Vordergrunde stehen, auch das miscere dulce utili ist durchaus nicht unmöglich, wie der Verf. annimmt. Ein Blick in die neuere Schulbücherliteratur zeigt, wie diesen Anforderungen immer mehr Rechnung getragen wird, und wie unrichtig es ist zu behaupten, dass, weil »Tausenden von Kindern und jungen Leuten Unangenehmes geboten wurde und noch geboten wird«, dies auch sein muss. Im dritten Capitel polemisiert der Verf. glücklich gegen Spencer und zeigt, dass einerseits künstliche Strafen nicht ganz zu verwerfen und dass andererseits auch die natürlichen Strafen oft durchaus nicht am Platze sind. Im vierten Capitel werden hauptsächlich Spencers Bemerkungen über körperliche Bewegungen und über das Verhältnis des Turnens zum Spiele behandelt. Spencer tritt mit großer Wärme für die Jugendspiele ein, wie unter anderem folgende Sätze beweisen: »Die Turnkunst ist nicht eine ausreichende Stellvertreterin des Spieles.« »Das hohe Interesse und die geräuschvolle Freude der Kinder beim Spiele kann das Turnen nicht gewähren.« Der Verf. gibt die Vortheile der Jugendspiele zu und empfiehlt sie besonders für die untere Stufe der Schulen, scheint sich aber, und darin möchte ich ihm beipflichten, bezüglich der höheren Classen jenen Schulmännern anzuschließen, nach deren Meinung das deutsche Turnen immer seine Herrschaft behaupten werde, weil es dem schon mehr gereiften, auf die Zukunft schauenden Charakter des Jünglings besser entspreche.

Wien. Joh. Schmidt.

---

112. Kramář, Dr. Udal., O nevědomých představách. Filosofická monografie (Über unbewusste Vorstellungen). III. Theil. Progr. des k. k. Gymn. in Jičín 1891, 8°, 77 SS.

Cap. IX handelt über Begriffe und Urtheile. Da das Organische und Psychische identisch ist, so muss das Denken im Organismus fallen. Im Organismus sind gewisse Urbegriffe, aus nothwendigen unbewussten Anregungen entstanden, vorgebildet und auf Grund derselben entstehen dann abgeleitete Begriffe. So entstehen z. B. aus dem Urbegriffe der Causalität die abgeleiteten Begriffe der Kraft, Thätigkeit, Wirkung, aus dem ursprünglichen Ichbegriffe werden Begriffe von anderen Persönlichkeiten und schließlich der Gottesbegriff abgeleitet. Dieser Urbegriffe gibt es eilf Kategorien, denen ebensoviel Kategorien von synthetischen Urtheilen entsprechen, welche auch in ursprüngliche und abgeleitete zerfallen, je nachdem sie durch unbewusste oder bewusste Thätigkeit

entstanden sind. Analytische Urtheile setzen schon fertige Anschauungen voraus und fügen ihnen nichts Neues zu, indem sie das bereits Vorhandene erklären. Nach diesen Grundsätzen wird die gesammte Denkthätigkeit classificiert, und der Verf. bietet im Detail recht viel Interessantes, aber auch Problematisches. Bemängeln möchte ich, dass der Begriff des »Begriffes« nicht definiert wird, so dass sein Verhältnis zur einfachen Vorstellung unerklärt bleibt, ferner, dass zwischen Allgemeinvorstellungen (obrysy) und Begriffen nicht unterschieden wird.

Cap. X bietet eine Hypothese über die Entstehung der Raumvorstellung, wie sie schon im II. Theile angedeutet wurde. Als räumliche Empfindungselemente werden nach Herbarts Vorgang continuierliche Empfindungsreihen angenommen, welche schon an und für sich eine Vorstellung der Richtung ergeben, deren Entstehung bei dem Musik- und Gehörsinne sich beobachten lässt. Durch mannigfache Kreuz- und Querverbindung von solchen continuierlichen Reihen (Volkmanns Reihengewebe) entsteht beim Gesichtssinne die Vorstellung einer einfärbigen Fläche. Aber sie wird weder durch Localzeichen der Netzhaut, noch durch Synthese von Bewegungsempfindungen der Augenmuskeln mit Farbenempfindungen zustande gebracht, sondern durch ein Reihengewebe von Gesichtsempfindungen verschiedener Qualitäten, deren Unterschiede durch den continuierlichen Übergang verschwunden sind, so wie es angeblich auch bei den Bewegungsempfindungen der Fall ist, aus deren verschiedenen Qualitäten im Bewusstsein bloß eine Vorstellung der Richtung verbleibt. Die einfärbige Fläche ist also eine Täuschung des Gesichtssinnes, natürlich eine physiologisch begründete und psychologisch erklärbare. Dieser Process aber hat sich längst während der langdauernden Vorentwicklung auf niederen Stufen abgespielt und eine Anlage und Einrichtung des Gesichtssinnes bewirkt, welche die Raumvorstellung als im Unbewussten vorgebildet dem Bewusstsein fertig bietet; bei jedem Sehen sind die Reihen der Empfindungselemente dieselben, werden aber in jedem besonderen Falle auf gewisse verwickelte, unerklärte Weise differenciert. — Das Princip dieses Erklärungsversuches, nämlich die Verbindung des Nativismus mit Empirismus, und die Annahme von continuierlichen Empfindungsreihen als Raumelemente würde der Ref. als richtig bezeichnen. Was das übrige betrifft, so wäre vor allem zweierlei einzuwenden. Erstens ist die Analogie mit dem Muskel- und Gehörsinne, auf welcher eigentlich die ganze Erklärung beruht, zu schwach, da die genannten Sinne keine Flächenanschauung vermitteln, und zweitens ist die Vorstellung eines Raumes beim ruhenden Auge oder bei geschlossenen Augen, durch deren Annahme einzig die Erklärung verständlich gemacht wird, nirgends und nie ohne Reproduction des durch wirkliches Sehen gebildeten Raumes vorhanden, wodurch andere Erklärungen neben den Associationsgesetzen überflüssig erscheinen.

Im XI. und letzten Capitel wird über Vererbung und Fortschritt gesprochen, insoferne sie durch unbewusste Vorstellungen bedingt werden.

Die ganze recht umfangreiche Schrift präsentiert sich vom philosophischen Standpunkte als ein wohldurchdachter Versuch, einige metaphysischen Probleme aus einem Principe zu erklären und verdient wegen erschöpfender Ausbeute des neuesten wissenschaftlichen Materials volle Anerkennung. In psychologischer Hinsicht ist aber durch das Unbewusste des Verf.s für die Theorie nicht viel gewonnen. Das Unbewusste als minder bewusst oder das Unbewusste aus ursprünglich Bewusstem entstanden, müssen doch immer aus Bewusstem erklärt werden und wir haben um ein Wort, aber um keinen Erklärungsgrund mehr. Der Verf. hat zahlreiche treffende Beobachtungen angestellt und registriert, und das macht seine Arbeit verdienstlich, aber als Fehler seiner Theorie bezeichne ich: den unklar gefassten Begriff der Seele und die Unmöglichkeit den Willen zu erklären.

113. **Reiss Franz**, O měření zraku a výsledky měření u žáků gymnasia našeho v roku škol. 1881—1891 (Über Messungen des Sehvermögens und Resultate der an unserem Gymnasium vorgenommenen Messungen). Progr. des k. k. Gymn. zu Neuhaus 1891, 8°, 18 SS.

Das Programm bietet 25 Tabellen als Resultat der Messungen, welche der Verf. in den Jahren 1881—1891 nach Reuß' Methode vorgenommen und nach Prof. Bernhards Tabellen im Programme des k. k. Chrudimer Staatsgymnasiums 1884 zusammengestellt hat. Eine kurze Darstellung der Methode ist vorausgeschickt und einige daraus sich ergebenden Schlüsse hinzugefügt. Der Verf. hat sich dabei mit gutem Tacte auf die localen Verhältnisse seiner Anstalt beschränkt, zu deren Beurtheilung die Tabellen genügende Grundlage bieten; für allgemeinere Fragen werden andere des Verf.s Tabellen verwerten und ihm für seine Mühe Dank wissen.

114. **Čáda Franz**, Nástin starověkého dějepisectví filosofie (Skizze der antiken Geschichtsschreibung der Philosophie). Progr. des k. k. böhm. Gymn. in Prag-Neustadt 1891, 8°, 27 SS.

Eine sorgfältige und, wie ich glaube, erschöpfende Zusammenstellung aller literarhistorischen Daten, welche auf die Geschichtsschreibung der Philosophie im Alterthume Bezug haben, aus welchen erhellt, dass diese Geschichtsschreibung sich im großen und ganzen auf Registrierung früherer Ansichten und bibliographische und biographische, meist unzusammenhängende Notizen beschränkt, so dass eigentlich von einer pragmatischen Historie der Philosophie im Alterthume keine Rede sein kann. Der relative Wert derselben war nach der Meinung des Verf.s ziemlich bedeutend und wäre besonders für uns groß, wenn sich die betreffenden Schriften besser erhalten hätten. Den absoluten Wert, welcher wohl nur vom philosophisch-historischen Standpunkte geschätzt werden kann, setzt der Verf. äußerst niedrig. Die bedeutendste Leistung auf diesem Gebiete rührt von Theophrast, beziehungsweise von Aristoteles; seine Autorität ist für die Benutzung der Quellen entscheidend. Was die Anordnung der Schrift betrifft, so wäre im Interesse der Übersichtlichkeit zu wünschen, dass der Verf. die systematischen Überblicke früherer Ansichten, wie sie z. B. bei Aristoteles vorkommen, von gelegentlichen Anspielungen und Excerpten, welche zu polemischen Zwecken z. B. von Sextus Empiricus gemacht wurden, deutlicher abgesondert hätte, obgleich er sie durchaus nicht verwechselt.

115. **Goth Wilhelm**, Důležitost jazyka latinského a řeckého v učbě školy střední (Wichtigkeit des classischen Sprachstudiums im Mittelschulunterrichte). Progr. des k. k. Gymn. in Jungbunzlau 1891, 8°, 36 SS.

Mit großem Eifer tritt der Verf. für die humanistische Richtung des Mittelschulunterrichtes in die Schranken und sucht durch Bekämpfung von Paulsens gewichtigen Einwendungen die Unentbehrlichkeit des classischen Studiums an Gymnasien zu beweisen. Insoferne der Verf. nur die Widerlegung Paulsens bezweckt hat, kann die Beweisführung in manchen Punkten gutgeheißen und die Arbeit als recht gelungen bezeichnet werden. Natürlich ist dadurch die ganze Frage um die Reform des Mittelschulwesens beiweitem nicht erschöpft, und manche wichtige Einwendung der Gegner der humanistischen Richtung ist unberücksichtigt geblieben. Der Verf. hat eben eine Kampfposition gewählt, von welcher aus es ihm gelingt, die Schwäche seines Gegners Paulsen, mit welchem er

sich fast ausschließlich beschäftigt, fest ins Auge zu fassen, welche aber einen Überblick über den ganzen Kampfplatz, über die ganze Frage hindert. Er verfährt nämlich, hauptsächlich im ersten Theile, etwa nach folgendem Schema: der Zweck des Gymnasialunterrichtes ist der und der, und diesem Zwecke entspricht das Studium der classischen Sprachen und Literatur besser als das der modernen. Ist aber der Zweck dieses Unterrichtes ein für allemal festgestellt und unantastbar? Ist die Schule eigentlich nicht eine sociale Institution, deren Entwicklung mit der Entwicklung der Gesellschaft fortschreitet und welche den geänderten Bedürfnissen und Anforderungen und Idealen derselben Gesellschaft angepasst werden kann und soll? Zu diesem Standpunkte hat sich der Verf. nicht erhoben und wir wollen seine Arbeit von diesem Standpunkte nicht beurtheilen, da er sich ein anderes Ziel aufgesteckt hat. Wir haben mit dieser Anmerkung nichts anderes beabsichtigt als dem Verf. anzuempfehlen, er möge seine eigene Überzeugung, welche mit der bei uns allgemein herrschenden Ansicht zusammenfällt, auch von diesem sociologischen Standpunkte gegen alle Zweifel und Angriffe sicherstellen.

Neu-Bydžow. Dr. Franz Krejčí.

---

116. Kofler P. Vigil, Die relativen Größen der reellen ebenen Geometrie. Progr. des k. k. Obergymn. in Meran 1891, 8°, 22 SS. und 2 Figurentafeln.

Mit Recht vertritt der Verf. die Ansicht, dass die geometrischen Grundgebilde als relative Größen aufgefasst werden müssen, »wenn anders die geometrischen Sätze und Relationen nach ihrem ganzen Umfange mit wünschenswerter Allgemeinheit und Eleganz bewiesen werden sollen«, dass es »im Interesse der Einheitlichkeit des Unterrichtes« liegt und von großem didaktischen Vortheile ist, wenn »der Schüler schon von der V. Classe sich an diese Auffassung gewöhnt«, da »ihm dann jede folgende Partie nur wie eine naturgemäße Erweiterung von bereits Bekanntem« und »z. B. die analytische Geometrie nicht mehr als ein ganz neues, fremdartiges Gebiet« erscheint. Da in den Lehrbüchern »hinsichtlich der Wahl der Vorzeichen und der Annahme des Richtungssinnes mehrfache Unbestimmtheit und Willkür« herrscht, so will der Verf. »die willkürlichen Annahmen bei der Einführung und Anwendung der relativen geometrischen Größen möglichst beschränken«.

Im I. Abschnitte werden einige allgemeine Relationen zwischen Strecken aufgestellt. Der II. Abschnitt behandelt die Zählweise der Winkel; im Anschlusse daran werden die Sätze über die Gleichheit der Scheitelwinkel, über die Winkelsumme des Dreieckes, über die Parallelentheorie bewiesen. Der III. Abschnitt enthält den Kernpunkt der ganzen Arbeit, die Entscheidung über den Richtungssinn der Dreiecksseiten. Durch diese bedingt lässt der Verf. im IV. Abschnitte die Definition der goniometrischen Functionen und eine »exacte Formulierung des Sinussatzes« folgen. Im V. Abschnitte werden die gewonnenen Begriffe auf einige Aufgaben der analytischen Geometrie angewendet: Vorzeichen einer durch die Coordinaten der Endpunkte gegebenen Strecke, die Gleichungen der Geraden, Abstand eines Punktes von einer Geraden, eindeutige Bestimmung des Winkels zweier Geraden, die Winkelsymmetrale. Der VI. Abschnitt behandelt endlich die relativen Flächen.

Im II. Abschnitte verwendet der Verf. stillschweigend das Axiom der Parallelen in der Form: Parallele Gerade bilden mit derselben Transversale gleiche Winkel. Eine ausdrückliche Bezugnahme auf dieses Axiom wäre der gewählten Diction: »Diese Relation gilt selbst dann noch, wenn die Strahlen nicht durch einen und denselben Punkt gehen«, vorzuziehen gewesen. Über die Wahl des Richtungssinnes der Dreiecks-

seiten (III. Abschn.) ist zu bemerken, dass ein Punkt im Innern eines Dreieckes auf verschiedenen Ufern der Seiten AB und CA liegt; hiedurch ist der Radius des Innkreises, je nachdem derselbe auf die Seite AB oder CA bezogen ist, positiv oder negativ. Diese Auffassung weicht von der üblichen Darstellungsweise, nach welcher ein Punkt im Innern einer geschlossenen Figur bezüglich sämmtlicher Seiten dieser Figur auf gleichem Ufer liegt, ab. Die übrigen Entwicklungen sind von dieser Grundansicht abhängig.

Dadurch, dass der Verf. den Versuch macht, durch consequente Anwendung einer bestimmten Voraussetzung gewisse Unbestimmtheiten aus den Rechnungen der analytischen Geometrie zu beseitigen, hat seine Arbeit Anspruch auf des Interesse der Lehrerkreise erworben.

117. Miorini, Wilhelm v., Constructionen von Kegelschnittslinien. Progr. der Landes-Oberrealschule in Mährisch-Ostrau 1891. 8°, 7 SS. nebst 4 Figurentafeln.

Diese Arbeit ist ein Beitrag zur synthetischen Geometrie der Kegelschnitte. Ihr Zweck ist eine möglichst vollständige Zusammenstellung der praktisch wertvollen Constructionen von Kegelschnittslinien, welche sich auf die Sätze von Pascal und Brianchon gründen; praktisch unbrauchbare Constructionen wurden ohne Rücksicht auf ihren theoretischen Wert principiell ausgeschlossen.

Der Schwerpunkt der Arbeit liegt in den dem Aufsatze beigefügten vier Tafeln, welche 232 systematisch angeordnete und sehr sorgfältig ausgeführte Figuren enthalten. Die erste Tafel enthält in 120 Figuren die Analysis der in den folgenden Tafeln (2—4) durchgeführten Kegelschnittsconstructionen. Durch eine passende Bezeichnung der durch denselben Grundgedanken zusammenhängenden Constructionen ist das Lesen der Tafeln und die Auffassung der vorgeführten Constructionen sehr erleichtert.

Wenn der Verf. es für nöthig findet, »demjenigen, welcher mit diesen Partien der Geometrie weniger vertraut ist,« mit den Sätzen 1 und 2 auf S. 3 zuhilfe zu kommen, so wäre ein Beweis des Fundamentes der ganzen Arbeit der Sätze von Pascal und Brianchon recht wohl am Platze gewesen.

Die Arbeit wird den Fachgenossen als lesenswert wärmstens empfohlen.

Baden. H. Wittek.

---

118. Gassner Franz, Das ästhetische Moment in der Volkserziehung. Progr. der Staats-Oberrealschule im XV. Bezirke von Wien (Fünfhaus) 1891, 8°, 42 SS.

Eine klar und schön geschriebene Abhandlung von tiefer Einsicht und weitem Ausblick! Leider gestattet es hier der Raummangel nicht, den Gedangengang zu skizzieren; wir müssen uns auf weniges beschränken. Dem wirklichen Sachverhalte entspricht das Urtheil, dass unsere moderne Bildung auf die Aneignung wissenschaftlicher Erkenntnis gerichtet ist; diese werde aber nur dann fruchtbar werden, wenn sie mit der Bildung des Herzens und des Charakters verbunden sei. Dem ist die bedauerliche Thatsache zuzuschreiben, dass Menschen von Gemüth und Charakter von Tag zu Tag seltener werden. Der Verf. predigt nun nicht etwa forcierte Kunstbildung. Er stellt zwar die Forderung auf, dass Elternhaus, Volks- und Mittelschule gleichmäßig zur Erziehung durch das Schöne herangezogen werden, belässt aber der Verstandesbildung uneingeschränkt

das Recht, welches sie billig beanspruchen darf, und verlangt nur die Freiheit, uns des Gefühles und des Wollens annehmen zu dürfen, die man bislang als Stiefkinder behandelt hat. Besonders interessant ist die Darlegung S. 27 ff., wie das ästhetische Element im Hause und in der Schule zum Behufe der Volkserziehung ausgebeutet werden kann. Was speciell die Mittelschule betrifft, so wird der Frage, ob an derselben die Kunstgeschichte als ein specieller Unterrichtsgegenstand behandelt werden soll, aus dem Wege gegangen; der Verf. würde aber, wenn es in seiner Macht stünde, keinen Augenblick zaudern, wenigstens in den beiden obersten Classen wöchentlich eine Stunde für die Behandlung der Kunstgeschichte der einzelnen Völker anzusetzen. „Vorläufig aber wollen wir unsere Forderung dahin beschränken, dass der Geschichtslehrer an gewissen markanten Abschnitten den Werdeprocess der Kunst und die Kunstleistungen einzelner Völker abgeschlossen zur Anschauung zu bringen habe", was um so leichter wäre, als der jetzige Geschichtsunterricht „noch genug des unnützen Ballastes, des leeren Gedächtniswesens mit sich führt". — Alle diese Gedanken werden allgemein Zustimmung finden. Anders jedoch dürfte es mit dem Hauptgedanken der Abhandlung stehen, dass nämlich „eine Reform unserer Volkserziehung, eine Wiedergeburt des Volkes in allen seinen Lebensformen nur auf Grundlage des ästhetischen Momentes möglich sei", ein Satz, dem zu seinem vollen Verständnis der weitere „Der ästhetische Mensch ist zugleich der wahrhaft sittliche" als Folie dienen kann. Dagegen ist zu bemerken, dass das Wahre, das Schöne und das Gute nicht identisch sind (so wenig als das Denken, das Fühlen und das Wollen), sondern verschiedene Erscheinungsformen einer und derselben Sache oder Handlung (bez. Geistesthätigkeit). Eine solche Verlegung des Schwerpunktes der moralischen Erziehung ins Ästhetische würde nach der Ansicht des Ref. höchstens auf einem Seitenweg und nur in mangelhafter Weise zur Sittlichkeit führen. Denn das Ästhetische ist viel mehr äußerlich und erfasst den Menschen weniger nach seiner ethischen Seite — deren Veredlung ja nach den Lehren des Stifters unserer Cultur das Wichtigste für den Menschen ist —. Die Bildung durch das Schöne würde so im socialen Leben der Volksmassen — an diese denkt ja der Verf. — uns dem äußerlichen Formelwesen und — Chinesenthum in die Arme führen, und es käme dahin, dass ein Soldat, der verwundet aus siegreicher Schlacht heimkehrt, getadelt würde, wenn er seine — Schuhe nicht geputzt hat. Eine solche Cultur — sie guckt ja schon vielfach ins Leben hinein, auch bei solchen, welche den höher Gebildeten beigezählt werden — lasse der gütige Himmel nicht überhandnehmen! Der Verf. verlangt nun freilich nicht bloß ästhetische Bildung, sondern „schöne Sittlichkeit, die an die Stelle der bloß moralischen treten muss: sie ist die vornehmere, die edlere". Aber dieser Satz trägt den Stempel des Unpädagogischen in sich: wie lässt sich das Edlere erzielen, wenn man das Edle nicht erzielen kann? Ein Pädagog darf sich nicht das höchste Bildungsziel stecken, wenn er nicht einmal ein niedrigeres erreicht. — Die Schilderung der jetzigen Jugend S. 3 und 5 hält der Ref. für übertrieben, ebenso die Behauptung, dass in der Förderung der Jugendspiele „eine Wiedergeburt des idealen Elementes für unsere Volkserziehung" liegt. Man mag die darauf abzielenden „Anregungen der hohen Unterrichtsbehörde" „aus vollem Herzen begrüßen", wie es gewiss jeder Einsichtige thut: dass aber mit dem Jugendspiele schon die ganze Arbeit zur Erweckung des jugendlichen Idealismus gethan sei, darf doch kein einsichtiger Schulmann zugestehen, wenn er unbeirrt an die Pädagogik denkt.

119. Perkmann, Dr. Josef, Zur Förderung des griechischen Unterrichtes. Ein pädagogisch-didaktischer Entwurf. Progr. des Landes-Obergymn. in Leoben 1891, 8°, 30 SS.

Der Verf. bekundet tiefe Einsicht einerseits in die Bildungsaufgabe des Gymnasiums, andererseits in den bildenden Wert des griechischen Unterrichtes, außerdem richtiges Urtheil über den gegenwärtigen Stand dieses Unterrichtes und seine Lehrbehelfe, nebst tüchtiger Kenntnis der pädagogischen Literatur. Voran geht ein allgemeiner Theil über Zweck und Aufgabe des altclassischen Unterrichtes. In der folgenden Specialuntersuchung wird zunächst die Frage beantwortet, welchen Gedächtnisstoff sich die Schüler aneignen sollen; sodann wird die weitere Frage, wie die Aneignung geschehen solle, damit möglichst alle Geistes- und Gemüthskräfte gleichzeitig geübt und gefördert werden, schließlich die für diese Zwecke erforderliche Beschaffenheit der Lehrbücher erörtert. Bei diesen Darlegungen beschränkt sich der Verf. auf den bestehenden Lehrplan und bringt nur solches, was im Rahmen desselben durchführbar ist. Aus den lichtvollen Erörterungen sei entsprechend dem für eine Programmbesprechung zugebote stehenden Raum hier nur einiges erwähnt. Hinsichtlich des auf der Unterstufe einzuübenden Wort- und Formenschatzes wird gefordert, dass nur dasjenige eingeübt werde, was in der Schullectüre Xenophons häufiger vorkommt. Diese Einübung erfolge an zusammenhängenden Stücken — die Anforderungen an solche Stücke werden S. 12 f. und 15 gut angegeben —. Im Anschlusse an diese Erörterungen werden zwei Fragen aufgeworfen, worüber der Verf. die Meinungsäußerung von Fachgenossen hören möchte, nämlich erstens ob Formfragen und andere rein grammatische Fragen, zweitens ob am Ende jedes Übungsstückes kurze Fragen über den Inhalt dem Übungsbuche einverleibt werden sollen. Der Ref. möchte beide Fragen verneinen, kann aber zur Motivierung hier nur anführen, dass die Aufnahme von Formen sogar ein Herabgehen unter die auch vom Verf. verpönte Methode der Einzelsätze bedeuten würde. — Der Inhalt der Lectüre ist in mündlichen Besprechungen (auf Griechisch) abzufragen, wofür S. 27 f. ein auf 33 Fragen ausgedehntes Beispiel über den Inhalt des ersten Abschnittes der Anabasis (Schenkl'sche Chrestomathie). Bei diesem Detailabfragen, wobei der Schüler hauptsächlich nur die Worte des Textes wiederholt, der Lehrer aber in denselben fast nur Fragewörter einsetzt, würde nach der Ansicht des Ref. zu viel Zeit verloren gehen. Doch denkt auch der Verf. nur für die Anfangsstufe an so genaues Eingehen, im weiteren Verlaufe jedoch nur mehr an freie und kurze Wiedergabe ganzer Abschnitte. — Es seien hiermit alle Collegen auf diese gediegene Abhandlung aufmerksam gemacht, umsomehr als der Verf. durch dieselbe Meinungsaustausch anregen will. — Druckfehler finden sich wenige, etliche im griechischen Abschnitte S. 27 f. Das Wort »Völkchen« S. 6 ist wohl Neubildung.

120. Hergel, Dr. G., Die Jugendspiele. Progr. des Comm.-Obergymn. in Brüx 1891, 8°, 15 SS.

Den Hauptgegenstand der Abhandlung, welche die Frage des Jugendspieles in besonnener und lichtvoller Weise erörtert, bildet die »Beantwortung dreier Fragen, welche seit der officiellen Anregung der Jugendspiele schon mehrfach und in verschiedener Weise erörtert wurden«. Die erste Frage, welche körperlichen Übungen zu betreiben seien, wird dahin beantwortet, dass auf den Spielplatz bloß Bewegungsspiele gehören und von diesen hauptsächlich diejenigen, welche möglichst viele Theilnehmer auf einmal beschäftigen: Frei- und Ordnungsübungen, Reigen, Wettkämpfe jeder Art und Kraftübungen, außerdem einige Ruhespiele, um bei Witterungswechsel Zeit im geschlossenen Raume bei Spiel verbringen zu können. Dasselbe Maßhalten zeigt sich bei Beantwortung der zweiten Frage, nämlich wie die körperlichen Übungen zu treiben seien. »Die Theilnahme aller Schüler ist anzustreben, aber keinem Zwange zu unterwerfen«; dieselbe Freiheit solle den Schülern auch hinsichtlich der Veranstaltung und Beaufsichtigung der Spiele gewährt werden. Um die Jugend

zu eifrigerem Spielbetrieb anzuregen und ihr denselben zu ermöglichen, sollten 1. aus den Schülerladen für minder bemittelte oder ganz arme Schüler die Kosten bestritten werden; 2. sollte dahin gestrebt werden, dass auch unter den Erwachsenen — deren Benehmen und Handeln ja von der jetzigen Jugend gern nachgeäfft werde — das Spiel zu Ehren komme; 3. sollte man sich bei diesen Bestrebungen einer ausgiebigen Unterstützung durch die Presse versichern, und es sollten Fachleute ihre Feder leihen, „aber nicht nur, um in größeren Zeitungen hierüber zu schreiben, sondern um zunächst durch Local- und Provinzblätter in kleineren Kreisen der Idee des Spieles bei Jung und Alt zum Durchbruche zu verhelfen“. Die Antwort auf die dritte Frage, wann die körperlichen Übungen zu betreiben seien, lautet, dass die Schüler täglich dem Spiel eine bestimmte Zeit widmen sollen. Um dies zu erreichen, sei nothwendig 1. Änderung der Lehrpläne — nach der Richtung der Verminderung der häuslichen Arbeit, besonders der geschriebenen —, 2. Einschränkung der Schüleraufnahme. — Schließlich noch einige Bemerkungen. Dass man jetzt über den Standpunkt glücklich hinaus sei, wornach das Lesebuch für den Unterricht in der Muttersprache zu einem Sammelplatze der buntesten Vielwisserei gemacht werde (S. 7), entspricht nach dem Wissen des Ref. leider nicht dem wirklichen Sachverhalte, ebensowenig die Behauptungen (S. 14), dass in früherer Zeit nicht geringere Anforderungen gestellt wurden — man denke nur an Mathematik und Physik, die jetzigen enfants terribles des Gymnasiums! —, dass damals „die Lehrstunden so gut wie nie zugleich als Lernstunden verwendet wurden“, dass damals „alle Schüler.... immer noch Zeit genug fanden, um zu spielen, zu baden, spazieren zu gehen und Schlittschuh zu laufen“.

121. Bittner Jos., Systematisches Verzeichnis der cisleithanischen Programmarbeiten seit dem Schuljahre 1873/74. II. Theil. Progr. des Staatsgymn. in Teschen 1891, 8°, 44 SS.

Der II. Theil der Arbeit, auf welche in dieser Zeitschr. 1891, S. 940 aufmerksam gemacht ist, umfasst die lebenden Sprachen und die Geschichte nebst ihren Hilfswissenschaften. Bezüglich der Einrichtung und des Verdienstlichen dieser sicherlich mühevollen Zusammenstellung wird auf die Anzeige des I. Theiles verwiesen. Anhangsweise sei erwähnt, dass der Verf. nunmehr die ganze Arbeit im Verlage von Sigmund Stucks in Teschen herausgegeben hat.

Wien. J. Rappold.

---

122. Czechowski Demetrius, Einige Bemerkungen über die Grundsätze der Behandlung lateinischer und griechischer Classiker (polnisch). Progr. des k. k. Gymn. in Wadowice 1891, 8°, 38 SS.

Diese Abhandlung entwickelt systematisch die wichtigsten Grundsätze, nach welchen an österreichischen und speciell an galizischen Gymnasien die Lectüre griechischer und lateinischer Classiker behandelt werden soll, und zwar umfasst dieselbe Bemerkungen über die Wahl und den Umfang der Schullectüre, über die statarische und cursorische Lectüre, über die Schul- und Hauspräparation der Schüler, über den Wert und die Methode der Wiederholungen und endlich über die Einrichtung und den Gang einer musterhaften Schullection, namentlich über das Lesen, Übersetzen und sachliche Erklären der aufgegebenen Partie eines Classikers. Über die formale Erklärung der Classiker, über die Privatlectüre u. a. stellt der Verf. eine besondere Abhandlung für spätere Zeit in Aussicht.

Der Verf. berücksichtigt stets die Ministerial-Instructionen für den Unterricht an den Gymnasien in Österreich, stimmt denselben meistens bei und vervollständigt die in denselben enthaltenen Weisungen im einzelnen durch zahlreiche, aus namhaften neuesten didaktischen Werken und speciellen Abhandlungen wie auch aus eigener Erfahrung geschöpften Bemerkungen. Die in der Abhandlung entwickelten Anschauungen und Grundsätze sind meistentheils richtig, die Darstellung ist übersichtlich, die sprachliche Form correct und anziehend. Die Abhandlung mag besonders angehenden Gymnasiallehrern der classischen Sprachen neben den Instructionen als ein in die Methode des Unterrichtes leicht einführender Wegweiser empfohlen werden.

In einzelnen Punkten kann ich dem Verf. nicht völlig beistimmen. Wenn er z. B. S. 6, 3 sich dagegen erklärt, dass man für ein jedes Jahr nach Möglichkeit neue Partien der für das Gymnasium bestimmten Pensa der Classiker zur Schullectüre auswähle, weil gewisse Partien so schön sind, dass sie vor anderen immer den Vorzug verdienen und deshalb stets gelesen werden sollen, so muss ich dagegen bemerken, dass eine entsprechende Abwechslung des Pensums in den durch die Instructionen abgesteckten Grenzen nicht nur dem Abschreiben der Präparation von Seiten der Schüler und einer Ermüdung der durch längere Zeit in derselben Classe beschäftigten Lehrer vorbeugt, sondern auch einen anregenden Gedankenaustausch aus verschiedenen Gebieten der classischen Literatur unter den sich ablösenden Generationen der Schuljugend befördert und auf diese Weise den Kreis der Kenntnis der antiken Literatur erweitert. Auch in Bezug auf die Analyse des classischen Periodenbaues in der Schule darf ich mich gegen die von Nägelsbach und Fries eingeführte und vom Verf. (S. 16) anempfohlene graphische Methode, nach welcher der Rang und die Stellung der Sätze durch besondere Buchstaben den Schülern ersichtlich gemacht wird, auf meine Lehrpraxis an galizischen Gymnasien berufen, nach welcher diese Methode bei begabten Schülern entbehrlich, bei unfähigen erfolglos, in beiden Fällen aber zeitraubend ist, und zwar deswegen, weil Unbekanntes und Unklares nur durch Bekanntes und klar im Bewusstsein Vorschwebendes mit Erfolg erklärt werden kann.

Lemberg. Br. Kruczkiewicz.

Eranos Vindobonensis.

Die seit dem Jahre 1889 an der hiesigen Universität bestehende archäologisch-philologische Gesellschaft, welche den Namen 'Eranos Vindobonensis' führt, hat in ihrer Sitzung vom 17. November 1892 beschlossen, über ihre Verhandlungen in dieser von den Herausgebern zu diesem Behufe freundlichst zur Verfügung gestellten Zeitschrift zu berichten. Das Bureau der Gesellschaft (in diesem Studienjahre Prof. Th. Gomperz als Obmann, Prof. K. Ziwsa als Obmann-Stellvertreter und im Wintersemester Dr. K. Patsch, im Sommersemester Dr. J. Jüthner als Schriftführer) entledigt sich im folgenden der ihm gestellten Aufgabe, wobei die Berichte über die einzelnen Mittheilungen je nach den Wünschen der Herren Vortragenden und dem von ihnen dem Schriftführer übergegebenen Materiale mehr oder minder ausführlich lauten werden.

Wintersemester.

I. Sitzung am 3. November 1892.

Hofrath Benndorf legte H. v. Brunns Griechische Götterideale vor und berichtete auf Grund von Ch. Waldsteins Excavations of the American

school of Athens at the Heraion of Argos 1892 (n. 1. London 1892) über die Ausgrabungen im Heraion zu Argos.

Prof. E. Loewy hielt einen Vortrag über das Universitätswesen und den Betrieb der archäologischen Studien in Italien.

Dr. R. Heberdey sprach über die olympische Altarperiegese des Pausanias (vgl. dessen Aufsatz im Eranos Vindobonensis).

II. Sitzung am 17. November 1892.

Dr. Ernst Kalinka legt die von ihm angefertigte Durchzeichnung der ältesten attischen Inschrift in hektographischen Abzügen vor. Da der erste Theil dieser Vaseninschrift, der Hexameter *ὃς νῦν ὀρχηστῶν πάντων ἀταλώτατα παίζει*, vollkommen gesichert ist, beschäftigt er sich vorzugsweise mit dem zweiten Theile, den er *τοτονεκαυμιν* lesen zu müssen glaubt. Diese Lesung vorausgesetzt, ergibt sich, wenn man nicht zu Conjecturen schreiten will, als einzig mögliche Deutung: *τὸ* (= *τόδε*) *τούνεκα ὔμμιν* sc. *δίδωσι*. Hienach ist der Widmende der Tänzer des Hexameters, der Grund der Widmung (*τούνεκα*) die Meisterschaft in der Tanzkunst, der Adressat (*ὔμμιν*) die musischen Lehrer, voran der *ὀρχηστοδιδάσκαλος*, denen er seine orchestische Ausbildung verdankt. Die Inschrift dürfte sonach auf das Gefäß, so lange es noch neu war, eingeritzt worden sein und eher dem Anfange als dem Ende des 7. Jahrhunderts angehören.

An der Discussion über diesen Vortrag betheiligten sich Dr. Szanto und Prof. Gomperz. Ersterer wies auf die Schwierigkeiten hin, welche die neue Erklärung biete; sie befriedige wohl einigermaßen den Buchstaben, nicht aber dem Sinne nach. Prof. Gomperz erklärt, dass ihm Kirchhoffs Herstellungsversuch durch Kalinkas Darlegungen widerlegt scheine, doch vermöge auch des letzteren Lesung nicht alle Schwierigkeiten zu beseitigen.

Dr. M. Hoernes legte prähistorische Artefacte aus dem naturhistorischen Hofmuseum vor; er machte insbesondere aufmerksam auf eine Reihe von Falsificaten, deren Echtheit bis jetzt hartnäckig vertheidigt wird, und besprach eine bombenförmige, etwa dem 7. Jahrhunderte angehörige Urne aus Italien und einige Fibelarten.

Prof. Gomperz machte Mittheilung von neuen Papyruspublicationen in England, insbesondere wies er auf einen neuen, dem Dialog Laches angehörigen Platon-Papyrus hin.

III. Sitzung am 1. December 1892.

Dr. A. Wilhelm wies auf Grund einer neuen Lesung und Ergänzung der Inschriftbruchstücke CIA II, 4 nach, dass in demselben Reste des von Demosthenes in der Rede gegen Leptines §. 59 ff. besprochenen Psephisma für die Thasier Ekphantos und Genossen verliegen (vgl. jetzt Eranos Vindob.).

Prof. Bormann legte die Publication der in einer ägyptischen Pergamenthandschrift aufgefundenen bedeutenden Reste des Petrusevangeliums und der Petrusapokalypse vor. Er glaubt im Gegensatze zu Harnack, welcher den Verfasser des Evangeliums aus den kanonischen Evangelien schöpfen lässt, in den zahlreichen und wichtigen Abweichungen und Bereicherungen der Leidens- und Auferstehungsgeschichte ältere Überlieferung erkennen zu dürfen. Von der Petrusapokalypse möchte der Vortragende glauben, dass sie ein Theil des Petrusevangeliums sei. Dagegen äußerte Prof. Bickell Bedenken.

IV. Sitzung vom 15. December 1892.

Prof. Bormann leitete die Discussion über den Vortrag der letzten Sitzung ein und legte zugleich die neue englische Bearbeitung des Fundes

von Robinson und James vor. Die Stelle, derzufolge der Verfasser als Anhänger der doketischen Schule erschienen war, hat ihre Beweiskraft eingebüßt durch eine einleuchtende Verbesserung, welche in Wien und von den Engländern gefunden worden war. Ebenso findet sich in der englischen Ausgabe die schlagende Emendation ὅτι ναί für τεναι an der Stelle über die Rückkehr des Heilandes aus der Unterwelt, welche schon in der letzten Sitzung die Herren Proff. v. Hartel und Schenkl geäußert hatten.

Prof. Wickhoff legte einige Darstellungen der frühchristlichen Kunst vor, um die in der neuen Quelle enthaltene Beschreibung der Hölle und des Paradieses zu veranschaulichen.

An der Debatte über den interessanten Gegenstand, die sich namentlich um die antiken Vorstellungen der Unterwelt drehte, betheiligten sich die Herren Hofrath K. Schenkl, Bühler, Gomperz und Reverend W. Hechler.

Dr. Goldmann berichtete über die Auffindung einer vaticanischen Handschrift, welche eine von dem Humanisten Nicolaus Sagundinus um das Jahr 1450 verfasste Beschreibung Athens enthält; dieselbe verdient in der Reihe der wenigen bisher bekannt gewordenen Zeugnisse aus dem XV. Jahrhunderte zwischen Cyriacus von Ancona (1436—1447) und dem Wiener Anonymus (1456—1458) ein bescheidenes Plätzchen, obwohl sie nur einen flüchtigen Überblick über die Stadt und ihre Denkmäler gewährt. Sagundinus, der als venetianischer Diplomat wiederholt größere Reisen nach Griechenland und Kleinasien unternahm, zeichnete sich auch durch gute Übersetzungen aus dem Griechischen (Onosander, Plutarch, Demosthenes u. a.) aus.

An der Discussion über den Vortrag betheiligten sich Hofrath Benndorf, Hofrath v. Hartel und Dr. Szanto; sie erklärten, dass die Beschreibung nur geringen Wert besitze, weil sie über rhetorische Redensarten wenig hinauskomme.

R. Meringer spricht über »moderne Votivthiere«. Noch heute sucht man durch Opfer von Thierbildern kranke Hausthiere gesund zu machen. Ulrich Jahn hat in seiner Abhandlung »Die deutschen Opfergebräuche bei Ackerbau und Viehzucht« (Germanistische Abhandlungen herausg. von Karl Weinhold, Breslau 1884) im §. 7, S. 49 darüber genaue Zusammenstellungen gemacht. Können also die psychologischen Grundlagen jenes Gebrauches für genügend erforscht gelten, so ist die Kunstform jener Votivthiere noch nicht genügend gewürdigt.

Der Vortragende zeigt 13 schmiedeiserne Votivthiere aus Lienz in Tirol (Pferde, Ochsen, Kühe, Schafe) vor und weist darauf hin, dass sie große Ähnlichkeit mit den aus Birkfeld in Steiermark stammenden haben, welche von Dr. F. S. Pichler in den Berichten und Mittheilungen des Alterthums-Vereines zu Wien Bd. XII (1872). S. 50 f. besprochen und abgebildet sind. Man erkenne eine traditionelle Kunstübung, die wohl sehr alt sei und sich so sehr von unserer heutigen volksthümlichen Kunst unterscheide, dass schwerlich alle Charakteristica sich aus dem Material und der Schmiedetechnik erklären lassen. An welche Kunst anzuknüpfen wäre, sei fraglich; ein Erklärungsversuch müsse sich daran halten, dass diese Votivthiere nur in Baiern und Deutsch-Österreich nachweisbar seien.

V. Sitzuug am 12. Januar 1893.

Dr. Karl Masner besprach vier kürzlich vom k. k. österr. Museum für Kunst und Industrie erworbene weißgrundige Lekythen des V. Jahrhunderts, die vor mehr als 50 Jahren nahe bei Cap Zostos östlich von Athen in einem und demselben Grabe gefunden wurden und eben durch diese Zusammengehörigkeit in mehrfacher Hinsicht lehrreich sind. Auf einer dieser Vasen überreicht eine Dienerin ihrer Herrin einen eingehüllten Gegenstand, auf zweien naht ein Jüngling dem Charon, wobei der

geleitende Negersclave einen neuen Zug in diesem Typus bedeutet. Die vierte Lekythos ist besonders wichtig wegen ihres eigenthümlichen Grabdenkmales, das ein auf dasselbe als Bekrönung gestellter Stuhl und Arbeitskorb als dasjenige einer Frau kennzeichnen. Eine Analogie für die hier zugrunde liegende Anschauung ist das in der Odyssee beschriebene Grab des Elpenor, wo das aufgepflanzte Ruder den Beruf des Verstorbenen versinnbildlicht.

Prof. W. Jerusalem sprach über den Homo mensura-Satz des Protagoras (vgl. dessen Aufsatz im Eranos Vindob.).

Landesschulinspector Huemer legte vor: A. Ilg, Kunstgeschichtliche Charakterbilder aus Österreich-Ungarn, Wien 1893.

Prof. Bormann legte vor: 1. Harnacks Ausgabe des Petrusevangeliums und der Apokalypse. Es lasse sich jetzt vielleicht behaupten, dass allen Evangelien eine hebräische Quelle zugrunde liege. 2. H. Dessau, Inscr. lat. selectae. Berol. 1892. 3. Ruggiero-Vaglieri, Sylloge epigraphica orbis Romani, die in knapper und bequemer Form alle einigermaßen wichtigen Inschriften des CIL geben soll mit Einschluss der griechischen, soweit sie der römischen Welt angehören. Zum Schlusse besprach der Vortragende die Inschrift, aus der wir ersehen, dass Tacitus Proconsul in Asien gewesen ist.

VI. Sitzung am 26. Januar 1893.

Prof. R. Meringer sprach „Über Dialectgrenzen“. Er legte das Werk von A. Bielenstein: „Die Grenzen des lettischen Volksstammes und der lettischen Sprache in der Gegenwart und im XIII. Jahrhundert“, Petersburg 1892, vor und demonstrierte die Karte VI des beigegebenen Atlas, welche die heutige dialectische Gliederung des Landes darstelle. Man sehe keine Dialectgrenzen, sondern bloß Grenzen einzelner Lauterscheinungen. Bielenstein habe auch seinen „Isoglossen“ zwei andere Linien eingefügt, die Grenzen des zweispännigen Wagens und der langen Sense. Es sei nothwendig, dass auch auf anderen Gebieten solche Karten angelegt werden. Das alte Griechenland wäre ein günstiger Boden für solche Isoglossen- und Isozeugen-Karten. Bei einer Fülle des Materials werde man die Sprache dieser Linien, ihre Regeln erkennen lernen.

J. Schmidt habe in seiner Schrift über die Verwandtschaftsverhältnisse der idg. Sprachen, Weimar 1875, zuerst die richtige Erkenntnis vom Wesen der Dialectbildung und der Dialectgrenzen vertreten. Es sei ein Triumph seiner Art sprachvergleichende Wissenschaft zu betreiben, dass jetzt die Erforschung der modernen Dialecte gleichsam die experimentelle Probe, den exacten Beweis für die Ergebnisse seiner Forschung auf unarischem Gebiete erbracht haben.

Prof. Gomperz legte vor: Sandys, *Ἀθηναίων πολιτεία*.

Dr. S. Reiter hielt einen Vortrag über die antistrophische Responsion von zwei zweizeitigen Längen und einer vierzeitigen in ionischen Versen bei Euripides (vgl. die ausführliche Behandlung im Eranos Vindob.).

Prof. Bormann sprach über zwei Ziegelinschriften, von denen die eine bisher nicht beachtete aus der Avarennoth Sirmiums stammt (vgl. Eranos Vindob.), die andere neugefundene *τοῦ Τρωικοῦ πολέμου καθ' Ὁμη[ρον* lautet, vgl. Analecta graeco-latina (Bieńkowski).

VII. Sitzung am 9. Februar 1893.

Dr. Ernst Kalinka theilte einige von der österreichischen Expedition 1892 in Lykien gefundene Inschriften mit. Er beginnt mit einer Grabschrift, welche zum erstenmale unwiderleglich erweist, dass die Strafsummen für Verletzung des Grabrechtes nicht immer gerade derjenigen Gemeinde zugewiesen wurden, auf deren Gebiete das Grab steht. Eine umfangreiche Epistylinschrift bezieht sich auf die Gründung einer groß-

artigen, detailliert beschriebenen Grabanlage der Lykia-Sthenele, welche nach einer nebenan gefundenen Basis auch fünfjährige Festspiele zu ihrem Angedenken testamentarisch anordnete. Von den eilf erhaltenen Consolen des Stadtthores von Patara sind, wie sich nun herausgestellt hat, bloß vier unbeschrieben; die übrigen sieben tragen Inschriften zu Ehren des Mettius Modestus und seiner Angehörigen und waren ohne Zweifel mit deren Büsten geschmückt. Über den Vater der Vilia Procula, der Erbauerin des Theaters von Patara (147 n. Chr.), werden wir genauer unterrichtet durch eine Basis, auf welcher sein cursus honorum dargelegt ist, der mit prätorischen Ämtern abschließt. Das kleine Theater von Pinara birgt eine Basis für die zwei Statuen der Iulia Titi Augusta und der Domitia Augusta, wodurch der Bau dieses Theaters in die Zeit von 82–89 verlegt erscheint. Ein Ehren-Psephisma aus dem III. vorchristlichen Jahrhundert lehrt uns die Existenz eines vermuthlich sacralen *κοινὸν τῶν Πεονιτῶν* kennen, welches eigene Götter verehrt hat. Ein gegen $3^1/_2$ *m* langes, überreich profiliertes Gebälkstück wohl vom Ende des V. nachchristlichen Jahrhunderts enthält außer der Bauinschrift eine rhythmisch gebaute Inschrift zu Ehren der Mutter Gottes. Der Vortragende schloss mit der Bemerkung, dass einige andere aus der Masse dieser Inschriften demnächst veröffentlicht werden.

Dr. S. Frankfurter sprach über die Frage der Autorschaft der Scriptores historiae Augustae (vgl. Eranos Vindob.). In der an den Vortrag sich anschließenden Discussion trat Hofrath Schenkl für die Verschiedenheit der Autoren ein, Prof. Bormann erklärte, dass er, obwohl er das Vorgehen des Vortragenden für durchaus methodisch halte, doch durch die Lectüre der von demselben ausgehobenen Stücke schwankend geworden sei, ob sie der Verschiedenheit der Autoren genügende Stützen bieten.

VIII. Sitzung am 23. Februar 1893.

Dr. Buresch als Gast berichtete über seine Reisen in Lydien und besprach insbesondere die von ihm neu gefundenen Ortschaften an der Hand einer ausführlichen Karte.

Prof. Gomperz legte vor: G. Radet, La Lydie et le monde Grec au temps des Merumades 687–546, und U. Wilcken, Ein neuer griechischer Roman.

IX. Sitzung am 9. März 1893.

Dr. Heberdey gab an der Hand eines Planes einen Überblick über die bisherigen Ausgrabungen in Eleusis und hob namentlich die im sogenannten Plutonion gemachten Funde hervor; hierauf besprach er das von ihm und Reichel zusammengesetzte große Relief des Lakrateides, welches eine gesicherte Darstellung des Eubuleus bietet, versuchte eine Ergänzung der darauf befindlichen Inschrift und gab eine kunstgeschichtliche Würdigung dieses wichtigen Stückes.

Hofrath Benndorf würdigte die Verdienste Heberdeys und Reichels.

Landesschulinspector Huemer referierte über: 1. Dümmler und Traube, Poetae minores aevi Caroling. 2. Hamel, Les lamentations de Matheolus. 3. G. Gröber, Grundriss der romanischen Philologie II. Bd.

X. Sitzung am 23. März 1893.

Hofrath Benndorf legte den neuen Katalog des Nationalmuseums in Athen von Kavvadias vor. Hierauf schilderte er die Entstehung des neuen Museums in Constantinopel unter Hamdy Bey und legte die Publication von dessen herrlichstem Schatze, den Sarkophagen von Sidon, vor. Der Ansicht, dass dieselben attischer Kunst angehören, trat er entgegen und erklärte sie für ionisch, für eine Fortsetzung der lykischen Kunst. Er legte ferner vor: Max Ohnefalsch-Richter Kypros, den Katalog des britischen Museums und A. Riegl, Stilfragen.

Prof. Hauler sprach über ein Menander- und Sotades-Fragment (vgl. seinen Aufsatz im Eranos Vindob.). An der lebhaften Debatte über diesen Vortrag nahmen theil die Herren Prof. Schenkl, Gomperz, Jerusalem, Mekler und der Vortragende.

Prof. Mekler kam auf den in der letzten Sitzung gehaltenen Vortrag des Dr. S. Reiter zurück und wollte an einem Falle (Aeschyl. Choeph. 422—432 = 443—453) zeigen, welche Vorsicht bei der Anwendung jenes Principes der antistrophischen Äquivalenz geboten sei. Er suchte an der Hand einer eingehenden Analyse des metrischen und rhythmischen Baues des Strophenpaares mit seiner bis ins Kleinste herab durchgeführten Symmetrie den Nachweis zu führen, dass auch v. 448, wo die Schreibung *τοιαῦτ' ἀκούων ἐν φρεσσὶν* seit Robortelli als schwere Incongruenz empfunden wurde, die Responsion im üblichen Sinne zu statuieren, d. h. etwa *τοιαῦτ' ἀκούων ἐν φρεσὶν ⟨γράφου, κάσι⟩* zu ergänzen sei. Hofrath v. Hartel stimmte dem Redner in Betreff der behandelten Äschylos-Stelle bei, wollte daraus jedoch keine weitgehenden Folgerungen gezogen wissen.

Nekrolog.

Karl Friedrich Burkhard.

Es ist uns von verschiedenen Seiten der Wunsch ausgesprochen worden, dass dem am 19. Februar d. J. verstorbenen Regierungsrath Dr. Karl Friedrich Burkhard, emer. Director am k. k. Franz Joseph-Gymnasium, in dieser Zeitschrift ein Blatt der Erinnerung geweiht werde. Wir kommen diesem Wunsche gerne nach, der Verdienste, welche sich der Verewigte als Schulmann und Gelehrter erworben hat, gedenkend, indem wir zugleich hier für die uns gütig zur Verfügung gestellten Daten unseren Dank aussprechen.

Burkhard wurde zu Leipheim bei Ulm in Bayern als Sohn des dortigen kgl. bayer. evangelischen Stadtpfarrers Johann Andreas Christoph Burkhard am 2. September 1824 geboren. Er wurde zuerst in der Knabenschule zu den Barfüßern und der lateinischen Schule, dann an der protestantischen Studienanstalt zu St. Anna in Augsburg gebildet, wo er sich besonders durch das Studium der Sprachen, namentlich des Französischen und Hebräischen, auszeichnete. Nachdem er daselbst 1844 die Maturitätsprüfung abgelegt hatte, bezog er die Universität zu Erlangen und studierte Theologie und zugleich Philologie unter Nägelsbachs und Döderleins Leitung. Seine Vorliebe für die orientalischen Sprachen bewog ihn 1845 die Universität zu Halle zu besuchen, wo er mit großem Fleiße classische Philologie, Sanskrit, Arabisch, Hebräisch und Syrisch, dann Philosophie studierte. G. Hermann, Pott, Rödiger, Arnold, Erdmann waren seine Lehrer. Hier erwarb er 1846 mittels einer Dissertation 'De dialecto Casanensi' den Doctorgrad und besuchte dann die Universität zu München, wo er sich besonders dem Arabischen und Persischen widmete und laut einem Zeugnisse Preuers eine ungewöhnliche Begabung für Sprachenkunde offenbarte. Um sich in den orientalischen Sprachen weiter auszubilden, übernahm er 1847 eine Stelle als Erzieher in dem Hause des Grafen Bray-Steinburg in St. Petersburg und trat mit Böhtlingk und Dorn in Verbindung, die sich über seine Studien sehr lobend aussprachen. 1849 nach München zurückgekehrt leitete er die Erziehung einiger ägyptischer Zöglinge des Leibarztes des Paschas von Ägypten, Dr. Prunner Bey, und war dann in Vorarlberg bei einer englischen Familie als Hofmeister thätig. So hatte er in Österreich, dem er fortan angehören sollte, eine Stätte gefunden. 1851 legte er nämlich in Innsbruck die Lehramtsprüfung aus classischer Philologie

ab und wurde 1852 zum Lehrer am evang. Gymnasium in Teschen ernannt. Hier schrieb er 1853 das Programm »Über die Entstehung der griechischen Personalendungen«, das G. Curtius in dieser Zeitschrift, Jahrg. V, S. 584 ff., sehr günstig beurtheilte. Dabei betrieb er eifrig das Studium des Sanskrit und arbeitete an den Werken, die erst später an das Licht treten sollten. 1865 wurde er von dem Senate der Universität in Krakau für die daselbst erledigte Lehrkanzel der classischen Philologie vorgeschlagen; die Stelle blieb aber unbesetzt. Dagegen wurde er 1870 zum Professor am Akad. Gymnasium in Wien ernannt. Jetzt vollendete er seine Ausgabe der Çâcuntala: »Çâcuntala annulo recognita, fabula scenica Kâlidâsi, in usum scholarum academicarum textu atque glossario sanscritico et prâcritico instructa« (Breslau 1872), welcher bald die »Flexiones prâcriticae« (Breslau 1874) folgten. Die Ausgabe der Çâcuntala brachte ihm 1873 eine Verdienstzulage und 1874 wurde er zum Director des Staatsgymnasiums in der inneren Stadt (Hegelgasse 3) ernannt, das unter ihm den Namen Franz Joseph-Gymnasium erhielt und unter seiner Leitung vervollständigt wurde. Hier hat er 16 Jahre als Director gewirkt bis zum Juli 1890, wo er auf sein Ansuchen in den Ruhestand versetzt und dabei durch die Verleihung des Titels eines k. k. Regierungsrathes ausgezeichnet wurde. Trotz der vielen Mühen, welche ihm sein Amt machte, war er unablässig als Forscher auf dem Gebiete des Altindischen thätig. 1882 schrieb er das Programm: »Lectiones codicis Çâcuntali Bikânîrensis«, dann erschienen 1884 und 1887 in den Sitzungsberichten der k. Akademie der Wissenschaften in Wien die Abhandlungen »Die Kâçmîrer Çâcuntala-Handschrift« und »Nachträge zu dieser Handschrift«, 1887—1889 in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie jene über »Das Verbum, die Nomina und die Präpositionen der Kâçmîri-Sprache«. 1892 veröffentlichte er eine größere Anzeige über das Buch von Wade »A grammar of the Kashmîrî language« (London 1888) in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft Bd. 46, S. 545 ff. Seine Verdienste um das Studium der orientalischen Sprachen wurden durch die Ernennung zum Mitgliede der deutschen morgenländischen Gesellschaft und des Instituts d'Afrique anerkannt. Noch im Ruhestande blieb er seinen Studien getreu, im unermüdlichen Streben. Zeuge dafür ist das noch ungedruckte, aber druckfertige Werk »Jusuf und Zuleikhâ im Kâçmîri«, das er kurz vor seinem Tode vollendete. Bald darauf entriss ihn ein plötzlicher Tod mitten in einem Gespräche mit einem jungen Gelehrten seiner trauernden Familie. Sein Name wird in Ehren bleiben.

Die Redaction.

Berichtigung

S. 570 l. mannigfachen st. mangelhaften.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Johann Gabriel Seidl und Carl Gottfried R. von Leitner.

Mit ungedruckten Briefen Seidls an Leitner.

Der als k. k. Hofrath am 15. Juli 1875 zu Wien gestorbene Johann Gabriel Seidl hat nahezu 25 Jahre hindurch sich an der Mitredaction der vorliegenden Zeitschrift seit der Gründung derselben betheiligt. Er war auf pädagogischem, auf philologischem und historischem Gebiete unermüdlich thätig und zahlreiche Proben seiner Thätigkeit liegen in den ersten fünfundzwanzig Jahrgängen dieser Blätter vor. Dass er schon vor dem Jahre 1850 die verschiedenen wissenschaftlichen Gebiete pflegte und auch anderwärts ausgedehnte Arbeiten veröffentlichte, ist den Numismatikern und Archäologen gar wohl bekannt. Den weitesten Kreis von Verehrern aber hat sich Seidl wohl auf dem Felde der Dichtkunst erworben, die er, an Talent und feinem Gefühl hoch und reich begabt, bis zu jener Zeit innig pflegte, da er (Januar 1840) zum Custos des k. k. Münz- und Antikencabinets in Wien ernannt wurde. Auch seitdem war ihm die freundliche Muse nie ganz abhold, aber seine Beschäftigung rückte ihm ernstes Forschen näher und näher, und außer kleineren Gelegenheitsgedichten ist es nur noch eine größere Sammlung, das im Jahre 1853 erschienene Liederbuch: „Natur und Herz", welche der Poet den weiteren Kreisen geboten, auch diese bezeichnete er als „Lyrische Nachlese"; in den letzten Jahren seines Lebens flossen selten mehr Verse aus seiner Feder und gar wehmüthig berührt es den Freund des einst so Liedergewaltigen, wenn er die kurze Strophe liest, welche Seidl am 20. Januar 1873 niedergeschrieben hat:

Auf meiner langen Fahrt durch's Leben
Hatt' ich so manches aufzugeben —
Doch einen Verlust verschmerz' ich nie,
Abhanden kam mir die — Poesie.

Verschiedene ähnliche, kurze, aphoristische Gedichte aus jener letzten Zeit finden sich noch vor, welche der Dichter abgefasst, der lange die volltönend klingende Harfe zurückgestellt hatte, fast wie sein Freund Grillparzer, nur lag nicht so viele herbe Bitterkeit in diesen Strophen des Sängers der „Bifolien", als in jenen zahlreichen letzten Stachelversen des großen österreichischen Dramatikers. August Sauers so außerordentlich vollständige fünfte Ausgabe der Werke Grillparzers bietet im dritten Bande eine genaue Übersicht jener scharfen epigrammatischen Poesien des greisen Verfassers der „Ahnfrau", welche manchen Blick in dessen verbittertes Gemüth gestatten. Einen pietätvollen Nekrolog, zugleich ein Lebensbild Seidls, nebst einem Verzeichnis der wissenschaftichen und poetischen Werke desselben hat unmittelbar nach dessen Tode in dieser Zeitschrift (Bd. XXVI) im Jahre 1875 Prof. Wilhelm Hartel veröffentlicht. Zwei Jahre später erschien der XXXIII. Bd. von Wurzbachs 'Biographischem Lexikon', welcher eine eingehende Biographie des gelehrten Dichters brachte und mit der größten Gewissenhaftigkeit seine einzeln erschienenen Schriften und in Zeitschriften, Taschenbüchern und ähnlichen Sammelwerken verstreuten Aufsätze, Gedichte, Novellen u. dgl. verzeichnete. Dass Wurzbach einiges übersehen, wird man natürlich ihm ebenso wenig wie jedem Bibliographen verübeln, zumal es sich nur um kleinere, weniger bedeutende Stücke handelt[1]). Eine Gesammtausgabe seiner Werke sollte auch dieser Poet wie so viele andere nicht erleben. Wilhelm Braumüller, sein vertrauter Freund, der unvergessene Förderer des österreichischen Verlagsbuchhandels, gab den Anstoß zur Herausgabe der „Gesammelten Schriften" Seidls und nahm dieselben selbst in seinen Verlag auf. Sie erschienen in sechs Bänden von Hans Max (Freih. v. Päumann) herausgegeben zwischen 1875 und 1881. Eine biographische Skizze im sechsten Bande dieser Ausgabe enthält manche schätzenswerte Andeutung über des Dichters Beziehungen zu den ihm befreundeten Dichtern Österreichs, insbesondere zu Anastasius Grün. Ein Brief des letzteren an Seidl, der undatiert ist, aber etwa aus der ersten Hälfte der Dreißigerjahre stammt und in der genannten Skizze abgedruckt erscheint, erwähnt auch K. G. R. von

---

[1]) In der »Allgemeinen deutschen Biographie« Bd. XXXIII (1891) habe ich selbst der Bedeutung Seidls für weitere Kreise gerecht zu werden versucht. Es lag mir dabei eine von dem Enkel des Dichters überlassene Selbstbiographie des Letzteren vor, welche zwar kurz ist, aber manche Einzelheit enthält, die beachtenswert erscheint. Meine Biographie Seidls an der genannten Stelle geht in ihrem Umfange fast über die Grenzen hinaus, welche einem derartigen großangelegten Werke, wie es die »Allg. d. Biogr.« ist, nothwendig gesteckt werden müssen, doch habe ich mir als langjähriger Mitarbeiter desselben die Aufgabe gestellt, den Dichtern Österreichs stets so viel als möglich Geltung zu verschaffen, und wurde in meinem Bestreben von dem Hauptredacteur Freiherrn von Liliencron immer in der liebenswürdigsten Weise unterstützt, was ich an dieser Stelle besonders zu erwähnen mich verpflichtet fühle.

Leitners. Näheres über das Verhältnis desselben zu Seidl ist jedoch daselbst nicht enthalten.

Zum Verständnis des Nachfolgenden und insbesondere der später mitzutheilenden Briefe Seidls an Leitner sei aus des ersteren Lebenslaufe nur angeführt, dass Seidl im Jahre 1804 zu Wien geboren, eine vortreffliche Erziehung genoss, schon als Jüngling eine bedeutende poetische Begabung zeigte und mit den Trägern später hoch angesehener Dichternamen verkehrte; im Jahre 1829 erhielt er eine feste Anstellung als Gymnasialprofessor zu Cilli in Untersteiermark. Seine archäologischen Arbeiten erweckten die Aufmerksamkeit auch maßgebender gelehrter Kreise und Seidl wurde infolge dessen zum Custos am k. k. Münz- und Antikencabinet in Wien ernannt. Er verließ Cilli im Jahre 1840, hatte in Wien gleichzeitig das Amt eines Büchercensors zu versehen, das er nicht ablehnen durfte, wodurch er sich aber manche Verdrießlichkeit zuzog, und wurde im Jahre 1856 zum kaiserlichen Hofschatzmeister ernannt; hochgeehrt und durch Orden ausgezeichnet starb er am 18. Juli 1875 als Hofrath in seiner Vaterstadt. Was Seidl als Dichter und als Gelehrter gewirkt, haben seine oben angeführten Biographen und alle größeren Literaturgeschichten gewürdigt und es kann an dieser Stelle als bekannt vorausgesetzt werden.

Weniger productiv als es Seidl gewesen und dennoch den bedeutendsten österreichischen Poeten des Jahrhunderts beizuzählen ist der Steiermärker Carl Gottfried Ritter v. Leitner. Aus den mir vorliegenden Briefen ersehe ich, dass Karl Goedeke für seinen „Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung“ (III. Bd. 1881, S. 996 ff.) und Kehrein für sein „Biographisch-literarisches Lexikon der katholischen deutschen Dichter“ (Würzburg 1868—1871, I. Bd. S. 222 ff.) die bezüglichen biographischen und bibliographischen Angaben über Leitner von diesem selbst erhalten haben, sie sind daher vollkommen verlässlich. Die Hochschätzung desselben von Seite Goedekes spricht sich in der Aufnahme des überaus eingehenden Lebensbildes Leitners aus. Auch Wurzbach für den 14. Band seines Lexikons (1865) und Heinrich Kurz für den 4. Band seiner Literaturgeschichte haben sich das Material vom Dichter selbst erbeten, wie die Briefe der Genannten in meinen Händen nachweisen. Es bleibt somit nur übrig, hier in Kürze den einfachen Lebenslauf auch dieses Dichters anzudeuten. Er wurde 1800 zu Graz geboren, wo er auch seine weitere Ausbildung erhielt, nachdem er die erste Schulbildung zu Oberwölz in Obersteiermark genossen, da nach dem frühen Tode des Vaters sein Stiefvater als Cameralanwalt in dem nahen Schlosse Rothenfels angestellt war. Obgleich Leitner die Rechte studiert hatte, beschloss er doch, sich dem Lehrstande zu widmen. Frühzeitig poetisch thätig hatte er sich auch fleißig mit historischen Studien beschäftigt und es gelang ihm in der That, eine provisorische Lehrstelle an demselben Gymnasium in Cilli im Jahre 1825 zugewiesen zu erhalten, an dem

vier Jahre später Seidl definitiv angestellt wurde. Schon 1826 bot sich dem Steiermärker jedoch Gelegenheit, in den Dienst der steiermärkischen Landstände zu Graz einzutreten und seitdem hat er, verschiedene Reisen ausgenommen, die Vaterstadt nicht mehr verlassen. 1836 wurde Leitner Ständesecretär daselbst, als welcher er 1854 in den Ruhestand trat. Erzherzog Johann ernannte ihn 1858 zum Curator des von ihm 1811 gegründeten Joanneums. Seitdem lebte Leitner zurückgezogen literarischer Beschäftigung. 1880 und 1890 wurde der bedeutende, aber überaus bescheidene Dichtergreis mit großer Auszeichnung allseitig gefeiert. Er starb am 20. Juni 1890 lange nach dem Tode seines dahingeschiedenen Freundes Seidl als Nestor der österreichischen, ja aller deutschen Dichter seiner Zeit, deren er manche Generation an sich vorüberziehen gesehen. Die wenigen Bände von gesammelten Dichtungen, welche Leitner herausgegeben, liegen vor: in den „Gedichten" (Wien 1825), in der zweiten Auflage der „Gedichte" (Hannover 1857), welche aber so reich vermehrt und so sehr verändert ist, dass sie ein neues Werk genannt werden kann, in den „Herbstblumen. Neue Gedichte" (Stuttgart 1870) und in den „Novellen und Gedichten" (Wien 1880). Über den Wert sowohl der lyrischen, als insbesondere der epischen Gedichte Leitners in diesen Sammlungen haben sich die berufensten Stimmen ausgesprochen, unter denen jene der hervorragendsten Poeten seit etwa 1820 sich finden. Es liegen mir briefliche ungedruckte Urtheile von Gustav Schwab, Justinus Kerner, Theodor Storm, von Julius Schneller und Hormayr, von Castelli, Bäuerle und anderen Herausgebern schönwissenschaftlicher Journale oder beliebter Taschenbücher der vormärzlichen Zeit in Menge vor, welche der Bedeutung, die man dem Dichter Leitner früher und später beigemessen, das ehrenvollste Zeugnis ausstellen. Darauf ist hier nicht näher einzugehen, wohl aber der Beziehungen zwischen J. G. Seidl und Leitner zu gedenken. Zwar nicht persönlich, aber doch als literarisch Gleichstrebende lernten sich beide durch verschiedene Beiträge kennen, die sie in denselben österreichischen Zeitschriften veröffentlichten. Leitner, der ältere, hatte schon im Jahre 1820 und später Novellen und Gedichte in Schickhs „Wiener Zeitschrift", in Hormayrs „Archiv", in Bäuerles „Theaterzeitung" und anderwärts vor die Öffentlichkeit gebracht. Ebendaselbst erschienen auch bald darauf die poetischen Schöpfungen Seidls und so manche Verwandtschaft zeigte sich in den Poesien des Wiener Dichters und des Steiermärkers. Als Seidl im Jahre 1824 unter dem Titel „Austria" eine Sammlung erzählender Dichtungen von vaterländischen Schriftstellern vorbereitete, welche in fortlaufenden Bändchen hätten erscheinen sollen, lud er auch Leitner aufs freundlichste ein, sich als Mitarbeiter an derselben zu betheiligen und derselbe hatte ihm auch mehrere seiner Poesien zur Verfügung gestellt. Zur Herausgabe der „Austria" kam es nun wohl nicht, aus welchem Grunde ist mir unbekannt, die Verlags-

buchhandlung J. P. Sollingers in Wien hatte schon zu derselben alle einleitenden Schritte getroffen. Im December 1826 bittet Seidl den Freund Leitner, dessen Gedichte inzwischen erschienen waren, um Prosabeiträge oder Lieder für das Taschenbuch „Aurora“, indem er ihn benachrichtigt, dass er (Seidl) die Redaction dieses Taschenbuches „übernommen und sich vorgesetzt hat, dasselbe durch die Unterstützung von Seiten literarischer Freunde auf einen würdigen Standpunkt zu erheben.“ In der That ist Leitner in dem Taschenbuche „Aurora“, welches J. G. Seidl durch 23 Jahre ununterbrochen herausgab und zwar insbesondere in den ersten Jahrgängen des genannten Taschenbuches öfter durch Gedichte vertreten. Seitdem standen beide Dichter in schriftlichem Verkehre, aus dessen erster Zeit mir jedoch nur einzelne Bruchstücke vorliegen. In Graz erschien als Beiblatt der „Gräzer Zeitung“ seit 1812 „Der Aufmerksame“, ein Journal, dessen Redacteur Kollmann im Jahre 1819 das erste vor die Öffentlichkeit gekommene Gedicht Leitners „Weiß und Grün“ in diesem Blatte seinem Leserkreise vorlegte. Auch von Seidl finden sich schon um 1825 Gedichte im „Aufmerksamen“ und es ist anzunehmen, dass Leitner die Aufnahme derselben vermittelte. Wenige Jahre darauf, nachdem Seidl in Steiermark selbst eingezogen war, trat er als eifriger Mitarbeiter dieser gut redigierten und beliebten Zeitschrift hervor und viele Gedichte, dramatische Gelegenheitsstücke, zumeist patriotischen Inhaltes, Räthsel (auch in lateinischer Sprache) und ähnliche Beiträge aus Seidls Feder finden sich seitdem darin veröffentlicht. Vielleicht hat auch der allerdings nur schriftlich gebliebene Verkehr zwischen F. L. Halirsch, dem begabten Lyriker, Novellisten und Dramatiker, und Leitner zur Annäherung zwischen diesem und Seidl manches beigetragen, denn Halirsch, welcher in seiner bescheidenen Zeitschrift „Die Cicade“ 1820 Seidls erstes poetisches Product veröffentlichte und seitdem viel und herzlich mit diesem verkehrte, war auch dem Steiermärker, dessen hervorragendes Talent er erkannt hatte, innig zugethan. Die vorliegenden Briefe von Halirsch an Leitner beweisen seine wahre Verehrung desselben, nach dem Erscheinen der Gedichte Leitners schreibt er am 5. Juli 1826 an diesen in einem Briefe, den Graf Auersperg (Anastasius Grün) nach Graz überbrachte: „Was ich bereits Einzeln von Ihnen kannte und was mich durch die Tiefe der Empfindung und Anmuth der Form ansprach, das gewann hier, im Ganzen, noch mehr Bedeutung und Schönheit. Es ist kein Zweifel, Ihre Poesien werden sich, — müssen sich aus dem Schwall der Alltäglichkeit, Nichtigkeit, Nüchternheit und Nachahmerei siegreich emporarbeiten, so schwer dies auch in einer Zeit wie die gegenwärtige sein mag. Schon haben Sie die Anerkennung der Bessern und Besten für sich; aber auch die Nachwelt hat ihre Stimme, und ich glaube, der geistige Todschlag, den sich die Mitwelt nur zu oft an ihren tüchtigsten Köpfen durch Lauheit und Übersehen erlaubt, sei wie der

leibliche, er sichert eine schönere Auferstehung und — eine ewige!" Halirsch und Leitner haben seitdem von Zeit zu Zeit gelegentlich in Wien persönlichen Verkehr gepflogen, durch Halirsch hiezu veranlasst, lieferte der steiermärkische Dichter auch dem zierlichen Taschenbuche „Vesta", welches Robert von 1831 an herausgab, manchen hübschen Beitrag. Auf einen solchen ist sogleich zurückzukommen. Man erinnert sich, dass den Nachlass des 1832 allzu früh (30 Jahre alt) verstorbenen Halirsch der Freund J. G. Seidl herausgab (Wien 1840, 2 Bde.) und mit einer warm geschriebenen biographischen Einleitung versah. Im 1. Bande (S. 136) dieses Nachlasses findet sich das schöne Gedicht, welches Halirsch bei seiner Durchreise durch Graz am 15. April 1831 verfasste und an Leitner richtete, den er nicht zuhause antraf. Im April des Jahres 1829 übersiedelte Seidl nach Cilli, um die neue Stellung als Professor daselbst anzutreten; bei dieser Gelegenheit reiste auch er durch die Hauptstadt der Steiermark und lernte Leitner nun persönlich kennen. Es bildete sich seitdem ein herzliches Verhältnis zwischen den beiden Poeten, nur getrübt durch den Umstand, dass Leitner sich um die Cillier Stelle ebenfalls beworben hatte und von dem jüngeren Bewerber verdrängt worden war. Dass Leitner durchaus keinen Groll fühlte, sondern den dichterischen Freund vielmehr in der neuen Heimat auch öffentlich herzlich begrüßte, zeigt am besten sein Gedicht: „Gruß an J. G. Seidl, als er im Frühjahre 1829 nach Steiermark einwanderte", welches er in der oben erwähnten „Vesta für 1832" veröffentlichte und das mit der Strophe beginnt:

Nach langer Zeit zum ersten Mal erwarmen
Fühl ich mich wieder, Freund, in Deinen Armen,
  Der ich Gefühlen schon mich fremd gedacht.
Nun aber Dich, mit Epheu und mit Myrthe
So schön bekränzt, mir zu das Schicksal führte
  Bin ich zu Bruderkuß und Lied erwacht.

im Schluss aber wehmüthig ausklingt:

So greife denn in die geweihten Saiten!
Was ich gewollt in eh'mals schönern Zeiten
  Vollbringe Du; denn meine Zeit ist um.
Voll Zuversicht ist einst mein Spiel erklungen,
Doch müde hab' ich längst mich nun gerungen,
  Und in mich selbst versinkend bleib' ich stumm.

Das ganze Gedicht findet sich mit Änderungen und Verbesserungen versehen in der 2. Auflage von Leitners Gedichten S. 219.

Schon im nächsten Jahrgange der „Vesta für 1833" finden wir Seidls „Gegengruß an Karl Gottfried Ritter von Leitner":

O Freund, Du schloßest wahrlich nicht vergebens
Im ersten Wendepunkte meines Lebens,
  Mich brüderlich an's warme Dichterherz!
Noch blutet' ich aus manchen tiefen Wunden,
Noch hatt' ich immer nicht mich selbst gefunden,
  War noch der Kampfpreis zwischen Lust und Schmerz.

Aus dem Gedichte, welches in die Ausgabe der „Gesammelten Schriften“ Seidls nicht aufgenommen erscheint, das aber seines Umfanges wegen hier kaum zum Abdrucke passt, seien nur noch zwei jener Strophen wiedergegeben, welche sich gegen den trüben Schluss des Leitner'schen Grußes kehren:

D'rum kränkt es mich von Dir, als meinem Lehrer,
Dir, meines Trübsinns lächelndem Bekehrer,
Von Dir zu hören: »Deine Zeit sei um,
Dein Spiel, das einst voll Zuversicht erklungen,
Hab' ausgezittert, müde längst gerungen
Und in Dich selbst versinkend, seist Du stumm!«
Nimm sie zurück, o Freund, die böse Rede,
O schwöre sie noch ab, die düstre Fehde,
Die leicht verletzt, Dein Herz der Muse schwor.
Und mocht' auch Schmerz Dir diesen Schwur entringen:
Ist's seel'ger nicht des Glücks Verlust zu singen,
Als kalt zu sagen, dass man es verlor? —

Dass Leitner in der That der freundlichen Mahnung gedachte, zeigen die verschiedenen noch später entstandenen Poesien in der erwähnten zweiten Auflage seiner Gedichte, in den „Herbstblumen“ und in seiner letzten Sammlung und viele der besten Stücke fallen in die Zeit, nachdem sich die Freunde gegenübergestanden, welche nunmehr, räumlich einander nähergerückt, öfter persönlich zu verkehren Gelegenheit hatten. Im Jahre 1831 gab J. G. Seidl eine metrische Übersetzung der Fabeln des Dichters und Gelehrten Gabriel Faërnus mit gegenüberstehendem Originaltexte heraus, welche im Verlage von Damian und Sorge zu Graz erschien; dass Leitner dem Freunde bei der Correctur dieses Werkes in verschiedener Weise behilflich war, zeigen bezügliche Bemerkungen in einigen der nachfolgenden Briefe. Leitner sollte auch bald Gelegenheit haben, den Cillier Dichter als Forscher und Schriftsteller auf dem Gebiete der steierischen Heimatskunde den Landsleuten vorzuführen. Seit 1834 erschien nämlich eine neue Folge der von 1821 an bestehenden „Steiermärkischen Zeitschrift“ in wesentlich erweitertem Umfange, deren Redaction Dr. G. F. Schreiner, Albert v. Muchar, A. Schrötter und C. G. Leitner in Händen hatten. In den nicht allzugroßen Kreis vortrefflicher, bewährter Mitarbeiter dieser Zeitschrift einzutreten, veranlasste Leitner auch den Cillier Professor, welcher sich bereits topographischen und archäologischen Arbeiten neben der Pflege der Poesie zuzuwenden begann und schon im 2. Hefte des Jahrganges 1834 einen Aufsatz über „Römersteine bei Töplitz“ (heute Römerbad genannt) veröffentlichte. Seitdem ist Seidl auch schon lange, nachdem er Cilli verlassen hatte, stets ein eifriger Mitarbeiter dieser Zeitschrift geblieben, welche bis 1848 erschien und eine stattliche Zahl von Aufsätzen und Gedichten aus Seidls Feder aufweist.

Es ist mir vor einiger Zeit der literarische Nachlass K. G. R. v. Leitners zur Sichtung und Ordnung anvertraut worden und ich hoffe die Vorarbeiten zu einer Neuausgabe der Werke oder

wenigstens der Poesien, welche in Form und Inhalt der deutsch-österreichischen Literatur schon seit den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts zur Ehre gereichen, bald beendigt zu haben. Möge auch dem steiermärkischen Dichter wie seinem österreichischen Freunde F. G. Seidl eine würdige Ausgabe seiner gesammelten Dichtungen zutheil werden, welche er selbst noch bei Lebzeiten Jahre lang angestrebt hat und welche ich für eine Ehrenpflicht aller jener Kreise in unserem Vaterlande halte, die Sinn und Gefühl für edle und schöne Dichtung im Herzen tragen, zumal Leitners Nachlasstücke oft den besten seiner Schöpfungen beizuzählen sind, sogar viele derselben, die er im hohen Greisenalter verfasst hat. Mit großer Gewissenhaftigkeit hat er auch die seit langen Jahren an ihn gerichteten Briefe gesammelt und aufbewahrt. Diesem Umstande ist es zu verdanken, dass sich auch eine ganze Reihe von Briefen Seidls an ihn erhalten hat und zur Charakterisierung beider Dichter und ihrer Beziehungen zu einander, ihres Zusammenwirkens mit einander scheint mir die Veröffentlichung dieser Briefe gerade an dieser Stelle besonders passend zu sein. Die hier vorausgeschickte Einleitung dürfte so manches aus dem Inhalte der vergilbten Briefblätter erklären; wo es jedoch nothwendig ist, sind kurze, erläuternde Anmerkungen als Fußnoten beigefügt. Die Briefe reichen vom Jahre 1830 bis 1870 und sind daher sowohl während seines Cillier Aufenthaltes, als auch aus seiner späteren Wiener Periode von Seidl abgefasst.

I. Cilli am 17/5 1830

Werthester Freund!

Innig erfreut durch den Umstand, daß Sie sich mit der Korrectur eines, ganz ausser meiner eigentlichen Sfäre liegenden Versuches beschweren ließen, mit Ihnen in eine fortwährende Verbindung getreten zu sein: erwiedere ich Ihre Zuschrift mit ungeheuchelter Versicherung meines wärmsten Dankes. Was Sie mir zur Verbesserung vorschlagen, bedarf gewiß der Verbesserung und stets werd' ich mich mit Freuden bemüh'n, es Ihrer Ansicht anzupassen. Darum machen Sie sich volle Offenheit zum Gesetze. Leute vom selben Handwerk, wie Sie bemerken, sollen ja offen sein, nur so kann etwas Gutes zu Stande kommen.[1]) Diese Offenheit veranlaßt mich auch Sie, in aller Eile, um Folgendes zu bitten:

1. Vor jedem Buche kommt, wie ich es bemerkte, ein Schmutztitel (wenn auch die vorhergehende Seite weiß bliebe).

2. Auf einer Seite, wo eine Fabel aufhört, fangt keine neue an, ausser, wenn zu wenig Zeilen (2, 3 oder 4) gebrochen würden.

3. Im Inhalte steht über dem deutschen Titel der lateinische mit der Seitenzahl.

---

[1]) Es handelt sich hier um die oben erwähnte Ausgabe und Übersetzung der Fabeln des Gabriel Faernus (Grätz, Damian & Sorge 1831).

4. Die zwei, im Urtexte gestrichenen Fabeln (B. IV. X u. XVII) haben aus den dabei von mir angeführten Gründen, auf meine Verantwortung zu bleiben; denn was mit Bleistift angemerkt ist, das ist wohl vom Zensor bemängelt, aber von der Hofstelle nicht gestrichen; denn diese streicht schon kennbar mit Tinte.

5. Dünkt mir der Druck zu eng; er sollte durchgehends wie Seite 8/9 gehalten sein.

6. Lass' ich kein y gelten, selbst nicht im Hilfszeitworte seyn (sein).

7. Die langen a des Ablativ's wünsch ich unter der Bezeichnung â beibehalten; eben so die Kontrakzionen.

8. Das Mkpt braucht mir eben so wenig, als der Urtext bei der Korrektur mehr mitgesendet zu werden; was dem Verleger, den ich grüßen lasse, sehr lieb sein wird.

Alles in Cilli (das Ihnen sehr gut ist) läßt sie grüßen, — Sekretär Ritter, Inspektor Knaffl, die Professoren, meine Frau etc.

Ich selbst wünschte nichts sehnlicher, als daß es mir gegönnt wäre, Sie als Kollegen in meiner Nähe zu haben, dann wäre ganz zufrieden

Ihr aufrichtiger

J. Gabr. Seidl.

II. Cilli, am 16/7 1830

Lieber Freund!

Vorerst meine Bitten:

1. Um genaue Korrektur besonders der Aenderungen bei F. 15. 16. 17. 18. 19. 20, dann bei B. III. F. 1 & 2; — so wie im Urtexte bei Fab. XVI. XVIII. B. III. Fab. I. II. III. (also bei allen.)

2. Um genaue Revision der Interpunkzionen.

Jetzt ein par Bemerkungen: Die Uebersetzung der Fabel 18 mag Sie freilich befremdet haben; ich hatte, wie Sie nachträglich bemerken können, den Skazon des Originales durch eine Art deutschen Hypermeter mit langer Nachschlagsylbe nachahmen wollen. Weil ich aber den Skazon sonst nirgends berücksichtigte, so änderte ich das Ganze jetzt in reine Fünffüßler um.

Für Ihre freundschaftliche Äußerung meinen innigsten Dank; Ihren Entschluß wegen des Lehrfaches könnte die plötzliche Aussicht auf einen guten Erfolg doch wol, hoff' ich, noch umgestalten.

Ihr treuer

Joh. Gab. Seidl.

P. S. Die Aushängebogen erwart' ich.

III. Cilli 20/7 1830

Lieber Freund!

Vorerst bitt' ich Sie wieder um genaue Revision, besonders jener Fabeln, an denen Aenderungen vorgenommen wurden, als:

Fab. 3. 5. 7. 9. 10. in der Uebersetzung, und im Urtexte: Fabula VI. VIII. IX. XI.

Sagen Sie dem Damian, daß ich seine Annonçen bereits erhielt, und deren einige mit der Weisung, eine vorläufige Anzeige davon zu machen, auch an die Theaterzeitung, Modezeitung, das Archiv u. d. Ofener-Spiegel eingesendet habe.

En passant! Meine Frau hat mir einen gesunden, starken Knaben gebracht.[1]) —

Ihr

J. G. Seidl.

IV. Cilli 5?/12 1830 (undeutlich)

Lieber Leitner!

Die Zeit, wo Sie von der lästigen Arbeit, den Augias-Stall meines Faërnus auszumisten, befreit werden, naht heran. Auf die Bogen 12 und 13 bitt' ich besonders genau zu achten; sie enthalten viele Ausbesserungen und die Auslassung 3 Fabeln. Vom Ergänzungsbogen erwart' ich noch eine Korrektur in Cilli.

Jetzt zu etwas Anderem! Schreiben Sie mir doch etwas vom Schicksal Ihres Stückes; die Rezension darüber brachte mich nicht in's Klare.[2])

Inliegender Brief von meinem Freunde Badenfeld dürfte eine Aufforderung an Sie enthalten, ihm für den Nachlaß seines und meines Freundes Wessely, eines tüchtigen Poeten, der in der Elegie, Idylle und humoristischen Erzählungen mitunter Treffliches leistete, Subskribenten zu werben. Wie es in „Zillau" geht, wissen Sie; Subskribenten für Kapäuner und Pokanzen[3]) fände man genug; für Gedichte wohl keine oder wenige. Verwenden Sie sich in Graz. Wir sind ja selbst Bettler, und als Bettler für einen noch Ärmeren betteln, ist schön.

Noch Ein's. Schicken Sie mir doch auch etwas für meine Aurora! Wir wohnen uns so nahe; Sie verschmähen meine Nebenbuhlerschaft nicht, warum verschmähen Sie meinen Almanach?

Ewig Ihr

J. G. Seidl.

V. Cilli am 20t. Nov. 1833

Vielwerther Freund!

Sie erhalten mein Kontingent für das 2te Heft des 2t. Jgs.

---

[1]) Der frühzeitig starb.

[2]) König Tordo. Trauerspiel in 5 Aufzügen von K. G. R. v. Leitner, wurde am 15. November 1830 zum erstenmale auf dem Grazer Theater beifällig aufgeführt. Es ist nie gedruckt worden, nur ein Abriss desselben erschien in der »Steiermärkischen Zeitschrift«, XI. Heft. 1833. Das Manuscript ist im Nachlasse Leitners vorhanden.

[3]) Ein untersteierisches kuchenartiges Gebäck.

der steiermärk. Zeitschrift.[1]) Ich glaube durch diesen für die Freunde des Vaterlandes gewiss nicht uninteressanten Aufsatz gut zu machen, was ich, wie Sie mir in Ihrem letzten Schreiben vorwerfen, gefehlt habe. Ich habe die W. Zeitschrift[2]) mit einem anderen Bilde aus Untersteier befriediget, und überlasse das Beiliegende, blos den Redacteuren und der vaterländischen Tendenz zu Liebe der steierm. Zeitschrift, wiewohl ich in puncto palmarii dabei, wie Sie wissen, im Nachtheile bin. — Pfui! würde Hormayr wieder sagen, wie er sich schon einmal gegen Auersperg über mich beklagte: „Schade um S. daß er so geldgierig ist!" — Wenn ich Minister-Resident in Cilli wäre u. nicht eben jezt an der leidigen Taxen-Grippe darniederläge, so würde ich mich um all' die Melkereien nicht kümmern.

Da ich in der That nicht mehr genau weiß, was das Honorar f. die Beiträge im 1t. Hefte betrug, so lege ich die Quittung in albo bei u. bitte Sie, den Betrag hineinzuschreiben.

Jetzt erscheint von mir in Graz bei Kienreich eine Sammlung von Novellen, die früher in Almanachen gedruckt waren, unter dem Titel: Georginen. Erzählungen für Frauen, die ich, seinerzeit, Ihrer gütigen Berücksichtigung in der Zeitschrift anempfehle.

Auch hab' ich eine Sammlung meiner besseren seit 1826 erschienenen Gedichte, unter dem Titel: Bifolien (den die Zusammenstellung je eines epischen Gedichtes mit einem lyrischen rechtfertiget) von der Censur erhalten. Aus Mangel an einem Verleger, der sie mir selbst gratis abnähme, und in Berücksichtigung des Sprüchleins: Vel optima (— quanta magis mediocria? —) nomina non adpellando fiunt mala! muss ich nolens volens in den saueren Apfel beißen und sie auf Pränumerazion ankündigen.[3])

Was es mit meiner Zukunft ist, weiß ich nicht; ich bin um Übersetzung nach Brünn eingekommen. Wiewohl ich Steiermark nur ungern verließe, so glaub' ich es bei der jetzigen Zeit, meiner Familie schuldig zu sein, keinen Weg zu höherem Gehalte unversucht zu lassen.

Grüßen Sie mir den hochschätzbaren Prof. v. Muchar,[4]) dessen Bekanntschaft mich sehr erfreut hat, herzlich. Sagen Sie ihm, daß das Büchlein von Suppantschitsch,[5]) welches er bei Uhl in Tüffer fand, mein Eigenthum ist u. ich es ihm gern überließe,

---

[1]) Das 2. Heft des 2. Jahrgangs der »Steiermärkischen Zeitschrift« (1835) enthält Seidls Gedicht: »Der Alpenjäger und der Fischer«, sowie unter den Notizen einen Aufsatz: »Heimatliches« aus Seidls Feder.

[2]) Schickhs Wiener Zeitschrift.

[3]) Die »Georginen« und die »Bifolien« erschienen im Jahre 1836; letztere bei J. P. Sollinger in Wien.

[4]) Albert v. Muchar, der bekannte steiermärkische Geschichtsforscher. Siehe Wurzbach: Biogr. Lex. Bd. 19.

[5]) Suppantschitsch, steiermärkischer Poet und Topograph. Siehe Wurzbach: Biogr. Lex. Bd. 40.

wenn nicht einige Notaten mit Bleistift in demselben gemacht wären, die ich benöthige. Wenn er es daher nicht mehr braucht, so mög' er es mir gelegenheitlich durch Damian & Sorge zurücksenden.

Daß Sie meine Kalender selbst nicht des kleinsten Papier-Streifens würdigen, verdrießt mich in der That; ich weiß zwar, daß sie in die untergeordnete Sphäre gehören, aber das, was sie vorstellen sollen, füllen sie ja doch erträglich aus.

Von vielen Ihrer Freunde, Verehrer und Gönnerinnen in Cilli hab' ich Ihnen das Herzlichste zu melden, namentlich von den Meinigen.

Mit der Bitte, mein getreuer Musenbruder und aufrichtiger Lebensfreund zu bleiben

Ihr alter Freund
Joh. Gabr. Seidl.

VI. Cilli 2/8 1834.

Lieber Freund!

Wenn Sie wüßten, wie gerne ich Ihnen recht oft u. recht viel schriebe, so würden Sie mir's glauben, daß es mir fast schwer ankommt, Ihnen so wenig zu schreiben, als ich jetzt (zur herben Zeit der Prüfungen) Ihnen zu schreiben Zeit finde.

Der Vorwurf, den die Redakzion der steiermärk. Zeitschrift im Aufmerksamen [1]) manchen Gegenden wegen ihrer Saumseligkeit gemacht hat, trifft auch mich. Aber ich wollte Alles unter Einem abthun. Deßhalb wartete ich mit Absendung der Subscribzionsliste bis auch etwas an Beiträgen mitzuschicken war. Sie erhalten demnach drei Stücke von mir, welche, wie ich hoffe, ganz gut passen werden. Wegen des Honorar's ist's, wie ich glaube, beim Alten geblieben.

Ungemein freuen würd' es mich, wenn Sie mir aus alter Freundschaft auch einmal etwas für meine Aurora mittheilen wollten. Es würde mich an frühere Tage erinnern, wo wir uns so nahe rückten. Wie oft red' ich noch in Cilli von Ihnen mit Diesem u. Jenem, mit Dieser und jener. Ja ich kenne recht gut Augen, die ganz lebhaft glänzen, wenn der liebe Gottfried genannt wird, und Gebetbücher, in denen sich manch getrocknetes Blümchen, das Sie pflückten, vorfindet.

Überreden wir uns daher, daß es, trotz der sparsamen Rede unter uns doch beim Alten bleibt, und zählen Sie unter die Mitarbeiter eines Institutes, das durch Sie mir lieb geworden, für nun und immer

Ihren Freund im Leben und Liede
J. G. Seidl.

---

[1]) Über den „Aufmerksamen" sind zu vergleichen die einleitenden Worte oben.

VII. Cilli 1/3 1835.

Lieber Freund!

Sie erhalten hiermit ausser meiner Quittung über das empfangene Honorar, auch eine Ladung von Beiträgen, die Ihnen, wie ich hoffe, gewiss zusagen werden.

In meinen Beiträgen für das vorige Heft haben sich einige Druckfehler eingeschlichen, deren Verbesserung ich mitsende. Ich muss um Anzeige derselben um so mehr bitten, da Unrichtigkeiten in einem der Berichtigung fremder Irrthümer gewidmeten Aufsatze einer gerechten Rüge werth wären.

Herrn Direkt. Gotscheer lass' ich für seine freundschaftliche Erinnerung herzlichst danken u. ihn um die Fortdauer seiner für mich so ehrenden Theilnahme ersuchen. Das Geld für das 1te Heft der Zeitschrift blieb darum zurück, weil der hiesige Einsammler in der Vermuthung war, unser Filialvorsteher, Hr. Uhl, würde bei seiner Anwesenheit in Graz Alles berichtigen, worauf jedoch dieser vergaß. In Zukunft wird es schon schneller geh'n.

Ihnen, lieber Freund, hab' ich die Grüße vieler Cillier, in deren Angedenken Sie fest u. sicher stehen, auszurichten. Ich fasse sie alle in einen Gruß zusammen, den ich Ihnen hiermit, wie meinen eigenen, warm an's Herz lege.

Mein literarisches Treiben bewegt sich in ziemlich gleichförmigem Trabe. Einige bunte Blätter für dieses oder jenes Journal, oft aus keinem anderen Grunde, als um durch Zusendung der Zeitschriften wenigstens etwas aus der lit. Welt zu erfahren; Einiges für Almanache, um nicht ganz zu verklingen; die Redakzion meiner ziemlich dürftigen Aurora, der Sie gar nicht ein kleines Blümchen mehr an's Mieder stecken wollen, und Sammlung von Stoff für eine (so Gott will!) ermunternde Zukunft, — sind Alles, was ich diesfalls fördere. Wie gerne gäb' ich etwas Gesammeltes heraus, indem ich Vieles habe, was die neunjährige Prüfungszeit schon überstanden hat, — aber ich bekomme, selbst gratis, keinen Verleger, und Pränumeranten zu werben, kann ich mich durchaus nicht mehr entschließen.

Grüßen Sie mir alle Gratzer, die an mich denken, und erhalten Sie noch ferner in freundlichem Angedenken

Ihren alten Freund

Joh. Gabr. Seidl.

VIII. Cilli 20/12 1835.

Lieber Freund!

Wir sind Poëten; wir brauchen also kein Proëmium! Ich habe eine Bitte an Sie; was für eine? Das sagen Ihnen die beigelegten Einladungen. Da ich keinen Verleger finde, so muß ich den Bettelweg der Pränumerazion noch einmal einschlagen. In Gottes Namen.[1])

---

[1]) Es handelt sich offenbar um die Herausgabe der „Bifolien“, deren auch im Briefe vom 20. November 1833 gedacht ist.

Thun Sie für mich, was Sie können. Eine Liste bitt' ich in befreundeten Kreisen kursiren zu lassen. Die andere hat einen andern Zweck. Vielleicht können Sie dieselbe unter die steiermärk. Landstände bringen und in diesem Gremio einige Theilnehmer mir gewinnen. Ich sage nicht mehr; Ihre Freundschaft wird das Beste thun. Sie erhalten Gegenwärtiges durch Freund Bittner. Er — oder der Postweg werden mir die Beiträge zufördern.

Meine Zusendung für die steierm. Zeitschrift de d^to^ 20. November werden Sie wohl richtig erhalten haben. In der Zeitschrift, wenn's möglich wäre, etwas für mich zu thun, habe ich auch v. Muchar ersucht. Vergessen Sie eines, mehr als zehnjährigen Musenfreundes nicht u. verwenden Sie sich nach Kräften für

Ihren wahren Freund

Joh. Gabriel Seidl.

IX. Cilli 28. 5 1836

Lieber theurer Freund!

Nehmen Sie vor Allem meinen wärmsten Glückwunsch zu Ihrer von Allen mit herzlichster Theilnahme begrüßten Beförderung,[1] so wie zu Ihrer glücklichen Rekonvaleszenz, von der ich eher etwas erfuhr als von Ihrer Erkrankung, durch welche mir leider Ihr langes Stillschweigen erklärbar ward. Nun ist Gott sei Dank! wohl ein harter Strauß bestanden und eine böse Zeit übertaucht. Möge sich Ihr Gemüth, angeglänzt vom Strahle der Genesung, in einer freundlicheren Stellung, nun, wie vor Jahren, zu reger Thätigkeit recht bald ermuntert fühlen, an welcher gewiß Niemand mehr Theil nimmt, als ich, den Neigung und Schicksal in so vielfache Berührung mit Ihnen gebracht haben.

Sie erhalten unter Einem, durch J. A. Kienreich, den ich dazu beauftragte, Exemplare meiner neuesten Arbeiten, nämlich: Bifolien (meine neuesten Dichtungen) und Georginen (eine Sammlung von Erzählungen). Lassen Sie sich dieselben ans Herz gelegt sein! Ich sage das ohne allen egoistischen Anflug, denn daß mir an Ihrer Mitempfindung mehr gelegen ist als an einer Rezension, werden Sie mir wohl auf's Wort glauben. Wenn ich Sie dennoch ersuche, nicht blos als Freund, sondern auch als Beurtheiler meiner Werke, meiner nicht zu vergessen, so hat das einen andern Grund. Ich möchte, da es schon einmal rezensirt sein muß, nicht gerne unter Hände kommen, die vielleicht durch verdächtiges Lob mehr verderben, als eine unparteiische Besprechung und ein strenges Beleuchten meines Strebens mir schaden kann. Sollten Sie es daher mit Ihrer Ansicht vereinbar finden, über die mitfolgenden Bände etwas zu sagen, so wird mir von Ihnen Alles und Jedes will-

[1]) Leitner wurde 1836 zum zweiten steiermärkischen ständischen Secretär vom Landtage gewählt und hatte damit eine vollständig feste Anstellung.

kommen sein; wo nicht, so vertrauen Sie die Sache einem Organe an, das Sie für kompetent erachten: Sie werden gewiß die rechte Wahl treffen. Wo ich in Steiermark, so zu sagen ex officio, besprochen werden möge, wissen Sie ohnedies. Also thun Sie das Ihrige! Ihnen vertrau' ich mich ganz.

Nun aber bitt' ich Sie auch um das Versprochene für meine Aurora. Lassen Sie sich's nicht verdrießen, etwas von den Erstlingen Ihrer zweiten Stagione mir zuzuwenden.

Noch einmal herzlichen, brüderlichen Kuß von

Ihrem Sie verehrenden
Joh. Gabr. Seidl.

X. Cilli 8/7 1836

Lieber Freund!

Meinen innigsten Dank für die übersendeten Poesien für meine Aurora; auch bin ich Ihnen für die Zusendung des Honorars von 50 fl. CMze, dessen Empfangsbestätigung mitfolgt, hoch verpflichtet. Nächstens werd' ich etwas Neues in die Arbeit nehmen; wegen des Entgeldes dafür kann nun keine Streitfrage mehr entstehen.

Können Sie nichts für meine Bifolien oder Georginen in der Zeitschrift oder im Aufmerksamen thun? Von Ihnen wäre mir ein Urtheil am liebsten.

Ich bin um die Bibliothekarstelle am Joanneum eingekommen; darf ich wohl einige Hoffnung fassen? Wenn Sie glauben, daß mein persönliches Erscheinen nöthig ist, so haben Sie die Güte, mich gelegentlich davon zu verständigen, damit ich in den Ferien nach Graz komme. Sie können das Terrain am besten beurtheilen u. ich vertraue zumeist auf Ihren freundschaftlichen Rath.

Bleiben Sie mir gut und vergessen Sie nicht

Ihres Sie verehrenden Freundes
Joh. Gabr. Seidl.

XI. Cilli 27/5 1839

Lieber theurer Freund!

Meinen innigen Dank für das Erhaltene, für dessen reichlichere Bemessung ich der Liberalität der Redakzion recht sehr mich verpflichtet fühle. Beiliegend die Quittungen. Seien Sie so gut, das Briefchen an Ritter zu bestellen, da ich seine Adresse nicht weiß und melden Sie separat ihm noch den wärmsten Gruß und seiner Frau meinen ergebensten Handkuß.

Mein lästiges unerwartetes Uebel, von welchem befallen zu werden ich, als Geimpfter mir nichts träumen ließ, verlief glücklich; nur mein linkes Auge laborirt noch an bedeutender Schwäche; weßhalb ich mich kürzer fassen muß, als ich es gegen einen so lieben Freund gerne thäte?

Wie innig sollte es mich freuen, Sie zu sehen. Ein Poët, ein Freund aus guter alter Zeit in — Cilli! Lichtblick in düsterer Krähwinkelfinsternis! Nun ich will hoffen; — sind mir doch nicht alle Hoffnungen noch zu Wasser geworden.

Sie sagen von einigen Gedichten, die Sie mir für 1839 übersandten. Ich habe sie erhalten; aber zu spät für 1839, sie erscheinen in der Aurora für 1840, welche bereits im Drucke ist. Ich muß immer schon im Juli das Mskpt für das übernächste Jahr einreichen, indem es gewöhnlich 9 sage neun Monate in der Zensur bleibt. Wenn ich Sie durch Schulheim[1]) um Beiträge ersuchen ließ, so war's für 1841; und das wiederhole ich hiermit. Eine kleine Gabe, lieber Freund, aber bald; denn im Juli wandert die Aurora f. 1841 in die Zensur! Das heißt doch — sich überleben?! —

Sie bereiten eine neue Ausgabe Ihrer Gedichte — und fürchten? — Was können **Sie** fürchten? Ich fürchte nichts für Sie. Die Zeit gährt, das ist wahr; aber das Gute dringt durch; so schlimm ist's noch nicht, dass Lieder, die vom Herzen kommen, nicht zum Herzen gehen sollten. Wohl hat eine gewisse Überschwänglichkeit, eine Gedankendurchsättigung, eine Bilderüberfüllung in der Lyrik überhand genommen, — allein es kann damit nicht dauern! Ich denke wir sollen uns nicht beirren lassen; solange die Natur selbst nicht politisirt, so lange jeder Baum nur seine Art Blüten trägt und so lange die Quelle nicht Säuerling und Honig aus Einem Borne strömt, wird auch das einfache natürliche Lied noch seine Herzen finden.

Doch mündlich mehr; einstweilen Hoffnungsgruß und Freundeskuß von

Ihrem alten

Joh. Gabr. Seidl.

XII. Cilli 1/7 1840

Lieber Freund!

Ich gedachte, mir Alles, was ich mit Dir zu sprechen und abzuthun hätte, auf unsere Begegnung in Graz zu verschieben, wo ich zu Anfang des August eintreffen dürfte; allein da sich vielleicht noch früher eine Gelegenheit darbietet, einem mir überaus werthen Hause in Cilli, durch Deine gütige Verwendung einen namhaften Gefallen zu erweisen, so nehme ich keinen Anstand, mir selbst vorzugreifen, und mir seiner Zeit wohl schon die Antwort auf meine Frage abzuholen. Es handelt sich um eine Sache, die, — wenn sie zu keinem Resultate führte — unter dem Siegel

---

[1]) Hiazinth v. Schulheim (1815—1875) hatte 1836 einen Band Gedichte herausgegeben. Vgl. Wurzbach: Biogr. Lex. Bd. 32.

der Verschwiegenheit gehalten werden müßte; weßhalb ich diesfalls auf Deine Diskrezion rechne.[1]) — —

Ad vocem — Abschied! Wenn ich der Stunde gedenke, wo ich das liebe Steiermark verlassen soll, so fällt mir Ovid's Vers ein: „Dividor haud aliter, ac si mea membra relinquam! — Doch ich wars meiner Familie schuldig dafür zu sorgen, daß sie einst, wenn die Nachricht von meinem Tode keine Zeitungslüge mehr ist, besser daran sei, als sie es jetzt gewesen wäre. — Hätte mir Steiermark das geboten, — ich wäre gewiß nie aus dem Lande gegangen! Doch von dem Allen mehr mündlich! — Bis dahin lebe recht wohl, und vergiß nicht

Deines alten Freundes

Joh. Gabr. Seidl.

XIII. Wien 15/2 1843

Lieber theurer Freund!

In der Anlage sende ich auch wieder zwei Aufsätze für die steiermärkische Zeitschrift; beide sündigen gegen das Sprüchlein: „Lasset die Todten ruhn!" — aber die lebenden Väter dieser Todten wollten es nicht anders.

Der Aufsatz über und von unserm Halirsch ward Dir schon im Gespräche, wenn Du's nicht vergaßest, annoncirt. Der zweite über den Leibarzt des Sultans: Dr. Neuner dürfte der eingeflochtenen Details wegen, welche eine hochmerkwürdige Epoche berühren, allgemeines Interesse erregen.[2]) Besonders empfehle ich diesen letzteren zur baldmöglichsten Aufnahme, damit sein alter Vater nicht eher sterbe, ehe er so glücklich war, den Nekrolog seines Sohnes zu lesen. Meinen Namen hab' ich aus Gründen, zu welchen meine hiesigen Verhältnisse mich bestimmten, weggelassen; doch wird man den Vogel an den Federn erkennen.

Sei so gut von beiden Aufsätzen einige Separat-Abzüge machen zu lassen, welche ich recht gerne mir will in Abrechnung gebracht wissen. Hat man auch auf meine gleiche Bitte rücksichtlich meiner früheren Aufsätze nicht vergessen? Ich bitte Dich dringend, mir, wenn's nicht anders geht, aus übrig gebliebenen Exemplaren wenigstens ein paar Ex. von jedem herauszunehmen und selbe durch Buchhändler-Gelegenheit mit dem nächsten Hefte

---

[1]) Es folgt hier das Ansuchen in einer Privatangelegenheit, die auch sonst von keinem weiteren Interesse ist. Die wenigstens auszugsweise Mittheilung dieses letzten Briefes, den Seidl aus Cilli an Leitner richtete, erschien trotzdem schon des Schlusses wegen nicht ohne Bedeutung.

[2]) Die biogr. Skizze: »Dr. Jakob Anton Neuner« ist abgedruckt im VII. Jahrg., 2. Heft N. F. der »Steiermärkischen Zeitschrift« (1844). Im 1. Heft des VIII. Jahrganges erscheinen: »Briefe in die Heimat auf einer Reise (über Steiermark) nach Italien im J. 1831. Aus weiland Ludwig Halirsch's Tagebuche, mitgetheilt von J. G. Seidl.«

der Zeitschrift mir zu übermachen. Auch habe die Güte, Herrn Ostfeller[1]) durch e. paar Zeilen in meinem Namen zu ersuchen, dass er mir ein paar Ex. meines Aufsatzes: „Graf Hermann von Cilli“ zukommen lassen wolle, um was ich ihn schon selbst ersuchte. — Mir ist viel daran gelegen, diese histor. Studien, von denen ich keine Kopie habe, in Abdrücken zu erhalten.

Daß ich von 27. Oktober bis halben Jänner an der Gicht (mit Friesel) lebensgefährlich darniederlag, wirst du erfahren haben. Ich bin noch immer geistig und körperlich geschwächt, und kann mich bei meiner vielfältigen Beschäftigung nur langsam erholen.

Ich schriebe Dir gerne mehr; allein die physische Zeit fehlt mir u. ich muß mich also nolens volens darauf beschränken, Dir mit der Bitte alle meine Freunde in Graz, namentlich Ritter, Muchar, Pratoberera etc. etc. herzlich zu grüßen, die Versicherung meiner warmen Freundschaft zu erneuern, mit welcher ich stets bleibe

Dein Freund und Verehrer

Joh. Gab. Seidl.

N. S. Herrn Direktor Gotscheer insbesondere meinen innigsten Gruß!

XIV. Wien 2/4 1843

Lieber Freund!

Dein Paket traf mich, als ich eben nach mehrtägigem Unwohlsein das Bette wieder verließ, u. gerade die Hast, aus einem mir so lieben Orte wie Graz, ein Päckchen zu erhalten, dessen ich mir gar nicht gewärtig war, ließ mich eine Voreiligkeit begehen, welche mich sehr ärgerte. Als ich nämlich das äußere Couvert öffnete, fiel mir zunächst Dein Brief u. das innere Paket, beide auf der Siegelseite in die Augen, ich wende den Brief um u. erkenne Deine Züge — und (weiß Gott, wie es kam, daß ich mir's möglich dachte, von Dir ein größeres Mskpt zu erhalten) mit freudiger Ungeduld fange ich — das Paket, ohne es umzukehren, aufzubrechen an, u. komme erst, da die beiden Seiten-Siegel erbrochen sind u. kaum das mittlere mehr hält, auf die Entdeckung, daß es nicht **mir** bestimmt ist. Ich hätte mich, wie man auf österreichisch sagt, „watschnen“ mögen, allein was war zu thun? Mit den zerbrochenen Siegeln war nichts anzufangen; ein ähnliches hatte ich nicht, ich ließ daher ein feines Buchbinder-Couvert über das Paket machen, über dessen Ränder die ursprüngliche Adresse geklebt wird, so daß das Ganze hermetisch und nett verschlossen, wenn gleich ohne Siegel, morgen unverzüglich in die Hände der Adressatin wandert. — Verzeihe mir diesen Bocksstreich; allein

---

[1]) Franz Ostfeller war der Redacteur der Zeitschrift: »Der Aufmerksame« im Jahre 1842. In Nr. 13 u. 14 des genannten Jahrganges dieser Zeitschrift erschien Seidls Aufsatz. »Hermann Graf von Cilli.«

ich that's nur einmahl, u. daß ich es that, ist mir ein Beweis mehr für meine Kränklichkeit, weil ich im gesunden Zustande wenigstens bedachtsamer zu sein pflege.

Hinsichtlich des Aufsatzes von L. Halirsch frappirt mich die Bemerkung, die du machtest. Wenn wirklich von den „Ligurianern" diese Stelle stehen blieb, oder ähnliches Derbes, so entging es nicht nur bei Kollazionirung der Abschrift, mir, sondern auch dem Censor, der wahrscheinlich im Vertrauen auf meine Ehrlichkeit das Ding nachsichtiger überflog. Um uns daher nicht beide zu kompromittiren, sei so gut Stellen lieber zu beseitigen, welche zu widerlichen Reklamazionen Anlaß geben könnten, besonders auf einem Territorium, wo der Roman haust.[1]) Wolltest Du es nicht thun, so lege den Aufsatz lieber ganz zurück. Die Stelle von der Erbschleicherei darf durchaus nicht bleiben. Also sei so gut zu bessern, was wir in Wien versahen! —

Ich kann Dir nicht mehr schreiben, denn meine Augen sind von der kaum überstandenen Grippe noch zu sehr angegriffen. Lebe recht wohl, grüße mir alle Bekannten u. vergiß nicht ganz auf

Deinen alten

J. G. Seidl.

XV. Wien 7/7 1843

Lieber Freund!

Eben so pressirt mit der Zeit, wie Du antworte ich Dir nur in Eile auf Dein Werthes (vom ?), womit Du mich überraschtest. Wer weiß, was noch geschieht? Vielleicht seh' ich heuer mein liebes Steiermark doch wieder!

Die verhängnisvolle Stelle hättest Du ja ebensogut ändern können, obwohl Du kein Censor bist; ich bin überzeugt, Halirsch's Manen würden sich darüber nicht beklagt haben! — Weil Du es durchaus von mir forderst, so sei es denn also: „— —; aussen begegnete ich einem dürren, alten Duckmäuser, der wahrscheinlich auf Erbschaften ausging; einem frischen, jungen Mägdlein etc. etc."

Ferner bei dem Satze: „— —; jetzt eine stillschweigende Aufforderung zu freundlicherer Benützung etc." [2])

Daß der gute Gottscheer leidend ist, hab' ich schon gehört; ich lass' ihm mein innigstes Bedauern melden; ich erfuhr, was Kranksein heißt.

Sei so gut zu sorgen, daß man ja auf mehrere Separat-Abzüge für Neuner's Vater[3]) und überhaupt auf ein paar Separat-

---

[1]) Welche Arbeit von Halirsch hier gemeint ist, konnte ich nicht herausbringen, jene im vorhergehenden Briefe erwähnte über und von Halirsch ist es jedenfalls nicht.

[2]) Welchem in neuester Zeit in vollstem Maße Genüge geleistet wurde. A. d. E. (Anmerkung Seidls im Briefe.)

[3]) Vgl. den Brief Nr. XIII.

abzüge eines jeden meiner Aufsätze für mich nicht vergesse. Sind meine Celejana[1]) schon abgedruckt? Ich bitte um einige Ex. dieses Aufsatzes zu meinem Gebrauche. Lebe recht wohl, grüße mir Alles, Alles, was meiner denkt u. zähle immer zu Deinen herzlichsten Freunden

Deinen alten

Joh. Gab. Seidl.

N. S. Wegen der Briefe an die Schönborn kümmere Dich nicht; sie verschaffen mir die Freude, wenigstens einige Mahle etwas von Dir zu hören. Dein Brief wird morgen früh übergeben.

XVI. Wien 13/7 1843.

Lieber Freund!

Du häufest die Kohlen, die Du auf Dein Haupt gestreuet wähntest, auf das meinige; denn siehe da: warum schrieb ich auf Rosapapier![2]) — Weil ich meine Augen schone! — Und warum schreibe ich jetzt auf löschpapiergraue Blätter? Weil ich kein Rosapapier vor mir habe, da ich im Amte schreibe. Also Scherz bei Seite — halte mich ja nicht etwa für einen Hofmenschen, lieber will ich für einen Kurzsichtigen gelten.

In Bezug auf die Variante zu Halirsch weiß ich wirklich keinen Rath, als — schneide die Stelle ganz weg; quod medicina non sanat, ferrum sanat! — Oder sage: „einen ernsten sinnenden Mönch", sine epithesi odiosa. — Ja, ja, lieber Freund, — wenn man so mitziehen muß, am Karren, lernt man eine kurial Synonymik — übrigens aber auch etwas — Psychologie.

In Bezug auf Deine Gedichte, nach deren Ausgabe ich mich sehne, folgendes:

1. Der Titel lautet: Hohe (oder Hochloebl.) k. k. Polizei- und Zensur-Hofstelle! — Stempel 30 x CM — Besser ist's aber, wenn Du stilisirst: „An das löbliche k. k. Central-Bücher-Revisionsamt, um Erwirkung der Duplikats-Nachsicht für etc. etc." — Stempel 10 x. CM. Um Erwirkung, nicht um Bewilligung, verstehst Du? — Als Gründe führe an 1.) daß Alles bis auf 2—3 Stücke schon in österr. Blättern gedruckt war u. daher das inländische Imprimatur erhalten hat, 2.) daß es in der Provinz schwer hält zuverlässige Copisten zu finden. etc." Es handelt sich ohnedies nur um ein paar Worte. — Das Ganze schicke mir; ich werde sehen, daß es in meine Hände kommt und ich meine Synonymik nicht anzuwenden brauche.

Die Separat-Abdrücke erwarte ich mit Schmerzen. Die unterschriebenen Quittungen folgen mit.

---

[1]) Einige Aufsätze Seidls über Cilli finden sich im 2. Hefte des VIII. Jahrganges N. F. der »Steiermärkischen Zeitschrift« (1846), ein Aufsatz im 2. Hefte des VII. Jahrganges (1844).

[2]) Dies ist in der That beim vorhergehenden Briefe der Fall.

Dass Dich mein Gedicht auf den 8. Juli ansprach, ist mir lieber als Vieles, was mir seit Jahren Schönes gesagt wurde. Es giebt mir wenigstens den Trost, daß doch ein Stückchen vom Poeten noch in mir blieb, woran ich oft ganz verzweifle.

Lebe recht herzlich wohl! Mit dem innigsten Wunsche, Dich in Graz sehen zu können, wie immer

Dein

J. G. Seidl.

XVII. Wien. 10/4 1847

Lieber, theurer Freund!

Du wirst völlig staunen, daß ich, nach so langem Stillschweigen die Gelegenheit gleichsam vom Zaune breche, um Dich um etwas anzusprechen, was Du mir, wie ich fast im Voraus überzeugt bin, nicht wirst gewähren können oder wollen. Als ich nämlich dieser Tage das Contingent für meine, der silbernen Hochzeit entgegenreifende „Aurora" musterte und die trostlose Trockenheit wahrnahm, die unter den eingelaufenen Beiträgen herrscht, ungeachtet Viele doch von ihrem vermeintlich Besten gaben, und als ich dann, zum Vergleiche, die früheren in ihrem Äußeren so überbescheidenen Jahrgänge hervorlangte und mich unter den Namen so vieler theils für die Ewigkeit, theils für die Zeit verstummter Freunde wieder gar so heimisch fühlte: da erfaßte mich eine wahrhaft ungestüme Sehnsucht, mich noch einmahl an alle Jene zu wenden, die einst in besseren Tagen gleichem Ziel mit mir zustrebten, und sie um eine kleine Gabe für mein verwaistes Almanachkindlein zu bitten. Daß Du darunter obenan stehest, wirst Du natürlich finden. Also „etwas für meine Arme!" Für 1848 müßte es freilich schon etwas Fertiges sein, denn der Druck hat schon begonnen. Es würde mich aber sehr freuen, wenn doch noch etwas käme! Jedenfalls bitte ich Dich aber, um 2 Jahre voraus, für etwas von Deinem Besten für meinen Jubiläums-Jahrgang, ich thu's so lächerlich früh, damit Du ja keine Ausrede findest. Und somit wäre meine Herzensangelegenheit abgethan!

Wie zufrieden Du in Deinem Ehestande lebst, wie glücklich Deine Frau sich an Deiner Seite fühlt, hört ich mehrfach von der guten Lanz, die als Witwe einsam bei ihrem Bruder hier lebt. Möge Gott Dir in Deinem häuslichen Glücke Ersatz für die Zurückhaltung der Muse finden lassen, die bei uns Alten, die wir in der Art sie verehren wie Du und ich, jetzt scheuer sich gebehrdet. Bei mir hat's noch einen andern Grund, — doch davon einmahl mündlich, wenn es mir, wie ich hoffe, endlich wieder so gut werden sollte, die liebe Steiermark und Dich wiederzusehen. Ich lebe nicht, ich vegetire nur; — meine Hauptleiden heißen: „Gicht und Zeitmangel". Letzterer zwingt mich auch jetzt abzubrechen. Doch halt! — eh' ich noch mit herzlichem Gruß an Deine Frau Gemahlin schließe, — hab' ich Dich noch um eine Gefälligkeit zu

bitten. Laß Dir nämlich einen meiner Freunde empfohlen sein, einen recht wackeren, strebsamen, meiner Empfehlung gewiß Ehre machenden Mann, — es ist dies Lieutenant Eduard Pratobevera, Prof. an der Cadettencompagnie in Graz,[1]) welcher jetzt, unter des edlen Wartinger[2]) Leitung für jene Fächer am Joanneum sich ausbildet, die dieser achtbare Veteran vertritt. Pratobevera hat sein Augenmerk auf dieses Feld gewendet u. lebt der Hoffnung, daß ihm vielleicht darauf in Zukunft eine Saat grünen könnte. Sei so gut im vorkommenden Falle Deinen Einfluß zu Gunsten meines braven, unterrichteten Freundes geltend zu machen. Ich erlaube mir, ihm zu bedeuten, daß er Dir sein Anliegen oder seine Tendenz persönlich kundgebe; wenn Du ihn auskostest, wirst Du gewiß für ihn gestimmt werden. Doch genug der Worte! Denke, was Du für ihn thust, thust Du für mich; daß Du aber für mich gewiß Dein Möglichstes thätest, davon ist überzeugt

Dein Dich herzlich umarmender

Joh. Gabr. Seidl.

XVIII. Wien 23/11 1847

Lieber theurer Freund!

Erinnerst Du Dich noch meiner Bitte, die mein letztes Schreiben vom 10. April l. J. enthielt? Ich ersuchte Dich nämlich, die silberne Hochzeit meines Taschenbuches „Aurora" im J. 1849 mitzufeiern. Der Augenblick ist gekommen, wo ich die Vorbereitungen dazu treffen muß. Es ist mir eine Herzensangelegenheit geworden, dieses Erinnerungsfest an meinem Lebensmai wenigstens in der Idee so zu begehen, daß ich mich im Innern meines Herzens daran erfreuen kann. Meine Absicht ist nämlich, wie ich Dir schon angedeutet habe, die wenigen Edlen, die aus jener Zeit noch übrig sind, noch einmahl um mich zu vereinen u. wie in einem trauten Abendkränzchen mit Jenen, deren Nach- oder Mitstreber ich war, mich noch einmahl recht froh und wohlbehaglich zu fühlen, um dann mein Saitenspiel, das für die Gegenwart nicht mehr die rechte Stimmung hat, vielleicht für immer an den Nagel zu hängen.

Ich kann mir nicht denken, daß Du bei diesem poetischen Familienfeste, das nur des Bodens willen, worauf es stattzufinden hat, ein öffentliches wird, Dich nicht einfinden wolltest. Schon einige Freunde aus alter Zeit, die ich gebeten, haben mir zugesagt — wenn alle Wort halten, woran ich nicht zweifle, so wirst Du eine Gesellschaft finden, deren Du Dich nicht zu schämen hast. Laß Dich also nicht vergebens laden, sondern schicke mir etwas von Deinem Besten, etwas Dir selbst Liebes aus Deinem Vorrathe,

---

[1]) Eduard Pratobevera ist Verfasser mehrerer historischer Arbeiten und starb 1857 in Graz. Vgl. Wurzbach, Biogr. Lex. Bd. 23.

[2]) Karl Wartinger (1773—1861), steiermärk. Historiker, war als Archivar am Joanneum zu Graz lange und eifrig thätig.

der so gering nicht sein kann, da Du Jahre lang zurückhieltest. Wenn Du für die „Sonntagsblätter“ [1]) etwas zu geben hattest, warum sollst Du für Deinen Gabriel nichts finden, der des herzlichen Grußes, womit Du ihn an der Gränze des schönen Alpenlandes empfingest, noch immer mit einiger Rührung gedenkt. Ich sehe also die Bitte, die ich hier wiederhole, für gewährt an, u. erwarte eine Bestätigung in Worten, — vielleicht, wenn Du mich überraschen willst und kannst, zugleich schon — in der That. Und somit hätt' ich's vom Herzen, was mich drückte, — ohne Furcht, durch ein kaltes „Nein“ gekränkt zu werden.

Daß Du in glücklicher Ehe lebst, hörte ich von Frau v. Lanz zu wiederholten Mahlen bestätigen. Melde Deiner persönlich mir nur halb bekannten Frau Gemalin meinen wärmsten Gruß. Glücklich, wer den wichtigen Schritt zu bereuen nicht Ursache hat. Auch ich habe keinen Grund zu klagen; mit meiner guten, treuen Therese alternd, leben wir nun schon als „fidi vetulique columbi“ demjenigen Feste entgegen, welches mein Almanach im nächsten Jahre feiert.

An alle lieben Grazer, die sich meiner noch erinnern, herzliche Empfehlungen, namentlich an den unermüdlichen A. Muchar, den stolzen Akademiker, der, als er in Wien war, ganz vergaß, daß im Antiken-Cabinette drei ihm treu ergebene Stiro-Philen hausen; dem gemüthlichen V. Zusner; [2]) dem ehrwürdigen, treff-lichen Wartinger u. Allen — Allen — dem guten Gotscheer κατ' ἐξοχήν. Vergiß nicht Pratobevera's, vorausgesetzt, daß Dein u. der Unterrichteten Urtheil über ihn mit meiner Empfehlung im Einklange steht, und erfreue bald mit einigen freundlichen Zeilen

Deinen alten getreuen

Joh. Gab. Seidl.

XIX. Wien 5/12 1853.

Theurer Freund aus alter Zeit!

Du wirst fast meine Schrift nicht mehr erkennen, so lange Zeit ist es, daß ich Dir nicht geschrieben habe. Ist es nun auch kein außerordentliches Ereignis, das mich veranlaßt, Dich an mich zu mahnen, so ist doch die Angelegenheit, in der ich Dir schreibe, eine, Dir gegenüber von mir noch nie berührte. Es betrifft nämlich vorerst keinen poetischen, sondern einen archäologischen Gegenstand, somit ein Thema, das über den Bereich unserer bisherigen Correspondenz hinausliegt.

Ich bin, wie Dir vielleicht bekannt ist, seit Jahren beschäftigt, in einzelne Uebersichten zusammenzustellen, was im weiten

---

[1]) Die „Sonntagsblätter“ gab L. A. Frankl von 1842—1848 in Wien heraus.

[2]) Vinzenz Zusner, bekannter steiermärkischer Dichter. Vgl. Wurzbach, Biogr. Lex. Bd. 12.

Umkreise der Monarchie, das Jahr hindurch an Alterthümern überhaupt, insbesondere an römischen, gefunden wird. Die Quellen, aus denen ich schöpfe, sind theils amtliche, theils außeramtliche. Zu den ersteren gehören Anzeigen von Funden, wie durch die Landesbehörden oder andere öffentliche Vorstehungen sie entweder an das k. k. Münz- und Antiken-Cabinet oder an die kais. Akademie der Wissenschaften einlaufen; zu den letzteren Berichte in den Journalen, in den periodischen Mittheilungen histor. Vereine, insoweit dieselben mir zugänglich werden, in Privatnotizen u. d. g. So viel Mühe ich mir auch gebe, meine Chronik reichhaltig zu machen, so schwer wird es mir, ihr auch nur annäherungsweise einige Vollständigkeit zu verleihen. Die Gründe, warum mir dies so schwer wird, habe ich mehrfach in akademischen Vorträgen entwickelt; ein hauptsächlicher ist der, daß jeder das, was er entdeckt hat, des Besitzes froh, verbirgt, um gelegentlich selbst sein Sträußlein Lorbeer sich damit zu pflanzen, u. lieber es für immer vergraben wissen, als anderen zur Nutzbarmachung mittheilen will. Ausnahmen von dieser Art archäologischer Hamster gibt es wenige.

Da nun, wie Du weist, Steiermark mir so lieb u. theuer ist, so möchte ich gern dieses Land in meiner Chronik vollständiger als andere, wenigstens vollständiger als bisher, vertreten wissen. Hiezu wäre mir eine kurze, aber fortlaufende Angabe der im Lande darüber gemachten Funde nothwendig. Die Mittheilungen des historischen Vereines, die ich, obwohl Mitglied desselben, nur von anderer Seite mir verschaffen kann, heben nur einzelnes in ausführlicherer Besprechung heraus; die Jahresberichte des Joanneums kommen mir nur zufällig ein und das andere Mahl zu Gesichte. Der fleißige Richard Knabl[1]) gibt zuvorkommend auf jede Frage genügenden Bescheid; der ungemein thätige und anstellige Pratobevera ist zu allem willig, insoweit er gegen die Anforderungen seiner Vorgesetzten nicht verstoßen zu können fürchtet. Mir ist es aber nicht um Details, nicht um die Priorität der Mittheilung, sondern lediglich um die Ausfüllung der Lücken in der chronologischen Aufzählung der Funde zu thun. Diese letztere in Bezug auf Steiermark mir zu ermöglichen, läge vielleicht in Deiner Macht. Für's erste würdest Du mich durch Mittheilung der Jahresberichte des Joanneums, die meines Wissens nicht in den Buchhandel kommen, sehr verpflichten; Du könntest von einem bestimmten Zeitpunkte an (etwa vom J. 1852. 1853 u. s. f. regelmäßig weiter) mir diese Berichte vielleicht durch Buchhändlergelegenheit oder unter Kreuzband zukommen lassen. Zweitens bitte ich Dich, Hrn Pratobevera zu veranlassen, daß er (was er, so viel ich weiß, gerne thun würde) eine kurze Uebersicht der vorkommenden Funde, ohne Details oder Raisonnement (mit Ausschluß alles Stoffes, dessen

---

[1]) Richard Knabl, verdienter steiermärkischer Archäologe. Vgl. Wurzbach, Biogr. Lex. Bd. 12.

Behandlung den Mittheilungen des histor. Vereines, als dem hierzu am nächsten berechtigten Organe vorbehalten bleiben muß) mir von Zeit zu Zeit zugehen lasse. Ziehe diese Bitte in freundliche Erwägung, u. sei versichert, daß dieser wissenschaftlichen Unterstützung mit gebührendem Danke und schuldiger Discretion wird entsprochen werden.

Und nun noch ein Wort in anderer Beziehung. Hast Du denn für Deinen alten Freund gar keinen Nachklang mehr aus alter Zeit? Meine „Aurora" vegetiert noch immer; Steiermark ist gar nicht mehr darin vertreten; mein lieber Karl Gottfried ist verschwunden vom Schauplatze; Selbst Vincenz Zusner ist mir ungetreu geworden; nicht einmal Puff[1]) rührt sich für mich; kein Wend[2]) keine Siegerist,[3]) niemand — niemand! Ist das schön? Ich erinnere mich aus alter Zeit eines liebenswürdigen Fritz Nirgendheim als Helden einer Novelle, dann eines Drama's. Existiert diese Novelle nicht mehr; jetzt hätte ihr vor keiner Censur mehr zu bangen. Kannst Du sie mir für meine Aurora nicht verschaffen? Ich wäre begierig, wie sie jetzt sich macht; wir brauchen gesunde, natürlich motivirte Erzählung; die Lesewelt ist des tollen überschwänglichen Zeuges satt. Oder hast Du nichts anderes; Schickh hatte von Dir allerliebste kleine Prosastücke gedruckt; hast Du nichts ähnliches aus früherer Zeit! Mach' mir doch einmal eine recht große Freude.

Indeß leb' herzlich wohl, melde Deiner Gnädigen meinen Respect, tritt auf einige Momente in frühere Jahre zurück und suche ein paar Wörtchen herzlicher Erinnerung hervor für Deinen alten

Johann Gabriel Seidl.

XX. Wien 15/11 1870.

Lieber alter Freund!

Verhältnisse bestimmen den Menschen. So bestimmen auch mich theils amtliche, theils sanitäre Verhältnisse zu einer Unterlassung, die ich mir sonst gewiß nicht würde zu Schulden kommen lassen, nämlich zur Unterlassung eines Ausfluges nach Graz, um Dir zu Deinem 70. Geburtstage persönlich Glück zu wünschen und ein Stündchen mit Dir in lebhafter Erinnerung an alte Zeiten zu verplaudern.

So nimm denn freundlich meine schriftlichen Wünsche für mein leibhaftes Ich hin u. gedenke noch manchmal unseres ersten

---

[1]) Rudolf Gustav Puff, steierm. Dichter u. Schriftsteller. Vgl. Wurzbach, Biogr. Lex. Bd. 24.

[2]) Fridolin Freiherr v. Wend (1812—1880), der hier gemeint ist, lebte damals wahrscheinlich in Graz.

[3]) Auch Anna Sigerist, später verehlichte v. Füger-Rechborn, war poetisch thätig. Vgl. Wurzbach, Biogr. Lex. Bd. 5.

Begegnens am Abend des 23. Aprils 1829 bei Sattinger in Graz, das mich zu einem poetischen Willkommsgruße veranlaßt hat, dem ich gerne jetzt einen poetischen Jubelgruß hätte folgen lassen; allein unsere Zeit und Poesie, meine Jahre und Poesie — Alles und Jedes und —!? Doch lassen wir das! Ich habe einmal in einem Gedichte gesagt:

Und was mir einmal lieb geworden,
Dem hang' ich ewig liebend an.

Laß das auch auf Deine Persönlichkeit, auf Deine Dichter-Individualität angewendet sein. Bringe noch viele Jahre im ruhigen Genuße der Achtung und der Liebe zu, die Du Dir nicht nur in Deinem mir unvergeßlichen schönen Vaterlande, sondern weithin in allen deutschen Gauen errungen hast u. erinnere Dich bisweilen auch Deines alten, treuen, unveränderlichen Freundes und Verehrers

Johann Gabriel Seidl.

Es war dies wohl das letzte Schreiben, welches Seidl an Leitner richtete, fünf Jahre später raffte der Tod den jüngeren der Freunde hinweg, er sollte die Ehrungen nicht erleben, welche dem poetischen Jugendfreunde anlässlich seines achtzigsten Geburtsfestes zutheil geworden sind. Die Schlussworte dieses letzten Briefes an Leitner sollten zur Prophezeiung werden, denn Leitner hatte sein neunzigstes Lebensjahr erreicht und noch in dem genannten Jahre einige Gedichte abgefasst, die sich in seinem Nachlasse vorfanden.

Graz. Anton Schlossar.

Zu Horaz.

Im Münchener akad. Sitzungsberichte 1873, S. 714 bespricht Wattenbach den Codex lat. Monac. 17142 und sagt, „Fol. 120 stehen eine Menge Verse von Vergil, Horaz, Juvenal, Prudentius ganz ohne Zusammenhang hintereinander geschrieben". Beim Durchblättern der Handschrift stieß der Unterzeichnete zufällig auf eine neue Variante eines Horazverses. Dies veranlasste die Collationierung aller 158 Verse aus Horaz mit beiden Ausgaben von Keller und Holder unter Heranziehung des von Mewes 1892 neu herausgegebenen Orelli. Die bisher unbekannten Lesearten sind in der im Codex eingehaltenen Reihenfolge angeführt: S. I 2, 12 *famam tenet,* 71 *dum d*eferbuit. S. I 5, 86 viginti milia (ohne et). S. I 6, 109 *lag*anum *servantes.* S. I 10, 72 *quo* dignus. S. II 1, 30 Ill*a.* S. II 3, 117 Potet acetum *et egens* stramentis incubat *idem.* S. II 6, 55 *falce* Falerna, 65 miscere *novo.* S. II 6, 53 Numquid *deduces? vidisti.* 89 *Edit* ador loliumque *dapes.* S. II 7, 17 *et merce* diurna. S. II 8, 9 *Pervertunt .. fercula.* Ep. I 1, 95 *ridens.* Ep. I 15, 34 *abstulerit .. cenabit.* Ep. I 16, 55 de mille *fabis modium.* Ep. II 2, 143 *At* non verba sequi.

Feldkirch. J. N. Fischer.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Äschylos' Prometheus nebst den Bruchstücken des ΠΡΟΜΗΘΕΥΣ ΛΥΟΜΕΝΟΣ. Für den Schulgebrauch erklärt von N. Wecklein. 3. Aufl. Leipzig, Teubner 1893. gr. 8°, 154 SS.

In den drei Lustren, welche zwischen der zweiten und dritten Ausgabe dieser Tragödie durch Wecklein liegen, ist die Kritik des Äschyleischen Textes durch Kirchhoff, Weil und Wecklein selbst in seiner großen Edition mannigfach gefördert worden. Diese ist, wie billig, dem vorliegenden Texte zugrunde gelegt worden. Viele Vermuthungen, die dort nur unter dem Texte oder im Verzeichnisse der Conjecturen begegneten, sind jetzt in den Text aufgenommen, so v. 246, 268, 331, 783, 807, 839, 901, 924. Neu sind die Vorschläge zu v. 116 *κεκραμένων* oder *κεκραμένου* für *κεκραμένη*, 543 *σᾷ δίχα γνώμᾳ* für *ἰδίᾳ γνώμᾳ*, 743 *σὺ δὴ κέκραγας* für *σὺ δ' αὖ κ.* (die Worte an Io gerichtet), 893 *χερνῆταν* ⟨*γ'*⟩. An anderen Stellen hingegen wird jetzt die Überlieferung gegen frühere Vermuthungen geschützt (v. 860 f., 1031). Nicht billigen kann ich es, wenn Wecklein jetzt wiederum mit Hermann in v. 425 bis 435 antistrophische Responsion annimmt, trotzdem er sich in seiner kritischen Ausgabe für eine Epode entschieden hatte, eine Responsion, die sich nur durch Tilgung von Worten, Annahme von Lücken und andere Gewaltmittel herstellen lässt. Auch in der Verstheilung der Chorica ist W. öfters überflüssigerweise von seiner großen Edition abgewichen, die, wie er selbst in der Praefatio sagt, „colometria codicis Medicei reducta bonam memoriam sequitur, non incertam doctrinam et arbitrium". Und wenn dort mit Recht hervorgehoben wurde, dass nur bei möglichster Wahrung der gut bezeugten Kolometrie die Verschiedenheiten der Verszählung in den einzelnen Ausgaben aufhören würden, so stehen den obigen Worten zum Trotze nunmehr 1093 Verse den 1127 Versen der kritischen Ausgabe gegenüber. Die Analyse der Chorpartien ist auch diesmal etwas stiefmütterlich behandelt. Die Literatur ist sorgsam bis auf die jüngsten Erscheinungen benützt. S. 151 ist Westphal Gr. M. in 2. Auflage (S. 177) citiert. Man setze dafür 'Theorie der musischen Künste der Hellenen'³, III, 1, S. 294.

Aristoxenos von Tarent, Melik und Rhythmik des classischen Hellenenthums. II. Band. Berichtigter Originaltext nebst Prolegomena von R. Westphal, herausgegeben von F. Saran. Leipzig, Abel 1893. gr. 8°, CCXL, 31 u. 110 SS. Preis 20 Mk.

„Dreißig Jahre lang bin ich dem Aristoxenos kaum auf Wochen untreu geworden. Meine schönsten Stunden habe ich im Verkehre mit ihm verlebt.“ Mit diesen Worten hat Westphal den I. Band seines „Aristoxenos“ eingeleitet, welcher die Übersetzung und Erläuterung dem griechischen Texte vorausgenommen hatte, der sich — nach dem Vermerke auf dem Titelblatte — sofort an jene anschließen sollte. Dieses vor einem Jahrzehnt gegebene Versprechen einzulösen, war dem Verf., der bekanntlich im Vorjahre die Augen geschlossen, nicht mehr vergönnt. Der schwierigen Aufgabe, das umfängliche theils gesetzte, theils im Manuscripte vorhandene Material zu sichten und zu ergänzen, hat sich der Herausgeber mit Sachkenntnis und Selbstverleugnung entledigt.

Wenn das Werk in der vorliegenden Gestalt nicht durchwegs befriedigen kann, so mag dies wohl auch dem Umstande zuzuschreiben sein, dass es dem Verf. eben versagt geblieben, daran selbst die ultima lima zu legen. Daher vielleicht die langen Citate aus den Schriften anderer — so z. B. das wörtlich angeführte Urtheil Zellers über den Tarentiner (S. I—III), die Bemerkungen Ruelles über die Handschriften der Aristoxenischen Bruchstücke (S. XCVII—CV), Bemerkungen, die obenein wortwörtlich aus dem I. Bande (S. LXI—LXVI) wiederholt sind, — daher wohl auch die zahlreichen Selbstausschreibungen, wie sie in Westphals letzten Werken überhaupt des öfteren begegnen.

Dieser Schlussband zerfällt in zwei Haupttheile, in Prolegomena, die bis auf die Modification mancher früheren von Westphal geäußerten Meinung über griechische Musik, nicht viel des Neuen enthalten, und die Ausgabe der beiden größeren, theils direct, theils indirect überlieferten Bruchstücke aus der Harmonik und Rhythmik, woran sich die hauptsächlich bei Plutarch, De musica gegebenen Citate aus den *Σύμμικτα συμποτικά* anschließen. Der Kritik des Textes der *ἁρμονικὴ πραγματεία* ist das dem Verf. von Ruelle zur Verfügung gestellte Material aus einem im Jahre 1870 verbrannten wertvollen Straßburger Codex nebst einigen Varianten aus Pariser Handschriften zugute gekommen. Eine abschließende kritische Ausgabe des Aristoxenos ist aber damit nicht geliefert, wenngleich der Apparat reicher ist als bei Marquard. Dass die Varianten dem Text vor- und nicht untergedruckt sind, wird den kritisch nachprüfenden Leser verstimmen. Ohne Schaden durfte die mehr als dreißig engbedruckte Seiten ausfüllende lateinische Übersetzung der Harmonik des Aristoxenos, welche Antonius Gogavinus im Jahre 1562 zu Venedig gefertigt hatte, bevor noch das griechische Original durch Meursius ediert worden, wegbleiben, eine Übersetzung, die nur dort heranzuziehen war, wo sie den Text

wirklich erhellte, was von dieser „pitoyable traduction latine" — nach Ruelles Urtheil (S. XCVII) — nicht der Fall ist.

Wie in Westphals letzten Schriften überhaupt wird das philologische Thema manchmal wohl etwas laut von der musikalischen Begleitung übertönt, wogegen mancher philologische Leser sein Ohr zu verschließen geneigt sein möchte. Dass es übrigens auch in diesem Buche Westphals nicht an schönen und geistvollen Aperçus fehlt, braucht wohl nicht erst versichert zu werden.

Wien. Siegfried Reiter.

Thukydides' erstes Buch. Erklärende Ausgabe für den Schul- und Privatgebrauch nebst einer Einleitung in die Thukydides-Lectüre von Franz Müller. Mit einem Anhang: Literaturnachweis zu Thukydides. Paderborn, F. Schöningh 1893. VIII u. 279 SS.

Wenn der Ref., ohne an der Literatur über Thukydides thätigen Antheil genommen zu haben — abgesehen von mehreren Anzeigen der Arbeiten Franz Müllers in den Jahrb. f. Philologie u. Pädagogik II. Abtheilung 1887—1889 — sich über die neueste Ausgabe aus der Feder des Quedlinburger Gymnasiallehrers in dieser Zeitschrift zum Worte meldete, so that er dies in der Meinung, dass die Bemühungen Franz Müllers um die Erklärung des Thukydides auch bei uns eine Berücksichtigung verdienen. Denn obgleich an unseren Gymnasien Thukydides nicht gelesen wird und wir erklärende Ausgaben des Schriftstellers besitzen, deren eigenthümlicher Wert allgemein anerkannt ist, so erscheinen doch die Arbeiten Müllers, der seit 20 Jahren sich mit dem Schriftsteller vertraut zu machen gestrebt hat, ganz besonders geeignet, in die Lectüre dieses eigenartigen Schriftstellers einzuführen und den Leser mit der herben Natur desselben zu befreunden.

Der Ausgabe des ersten Buches von Seite M.s giengen mehrere Veröffentlichungen voraus, die hier eine Erwähnung verdienen. Im Jahre 1886 erschien zuerst im Verlage Schöningh die Ausgabe der ersten 65 Capitel des zweiten Buches mit erklärenden Anmerkungen und sorgsamer Zerlegung der Reden, die einer solchen bedürfen, wobei ein Mehr kaum von Übel sein kann. (Zu gleicher Zeit auch eine recht ansprechend ausgestattete Textausgabe von II, 1—65). Es folgte 1887 eine Einzelschrift 'Dispositionen zu den Reden bei Thukydides für Schüler und für die Privatlectüre'; erklärende Ausgaben des VI. und des VII. Buches erschienen bald nacheinander 1888 und 1889. (Eine Textausgabe vom VII. Buche in gefälliger Ausstattung mit gut ausgeführten Kärtchen zur sicilischen Expedition schloss sich unmittelbar an die commentierte Ausgabe an.) Die neueste Veröffentlichung: Das erste Buch mit erklärenden Anmerkungen ist folgenderweise eingerichtet: Die Einleitung (S. 1—33) verbreitet sich über das Leben des Thukydides, über Th. als Geschichtsschreiber,

über die Reden bei Th., die Besonderheiten der thukydideischen Sprache; sie bringt eine kurze Charakteristik und Inhaltsübersicht der einzelnen Bücher des Geschichtswerkes, endlich Inhaltsangabe und Dispositionen der Reden zum ersten Buche. Im Texte (S. 34 bis 260) sind die bedeutsamen Sätze und Worte gesperrt gedruckt, im Commentar sind die wichtigsten Abschnitte durch fetten Druck gekennzeichnet, z. B. cap. 24—55 Korinth und Kerkyra im Streite wegen Epidamnus, und auch sonst ist auf den Zusammenhang aufmerksam gemacht. Zwischen Text und Commentar sind vereinzelt Noten eingelassen über die Textgestaltung, dort, wo von Stahl 3. Ausg. abgewichen ist, meist im Anschlusse an Herbst. In den Anmerkungen ist dem Gedanken, der Construction, dem Sachlichen gebürende Aufmerksamkeit zugewendet worden, und wenn der sogenannte Commentar auch reichhaltig erscheinen mag, so ist dies bei diesem Schriftsteller und in dieser Form keinem Tadel ausgesetzt. Ref. muss in dieser Hinsicht den deutlichen Erklärungen Müllers im Vorworte V—VI rückhaltslos beistimmen.

Die sprachliche Erklärung ist im einzelnen vollkommen auf der Höhe wissenschaftlicher Erkenntnis; der Verf. hat diesbezüglich den Wünschen des Ref., die er in der Anzeige der früheren Ausgaben geäußert hat, mit selten vorkommender Zugänglichkeit Rechnung getragen, so dass wirklich in dieser Ausgabe nichts Unklares oder Schiefes zu bemängeln ist.

Ein Anhang (S. 261—279) führt die Thukydides-Literatur auf, zu deren Beurtheilung und Bekanntmachung der Verf. selbst im Bursian-v. Müllers Jahresberichte LXVIII, 1889, beigetragen hat. Die Literaturangaben sind gegliedert nach folgenden Gesichtspunkten: Leben und Geschichtswerk des Thukydides, Codices, Ausgaben, zu den Reden, zur Sprache und insbesondere die Literatur zum ersten Buche im Hinblicke auf die Reden und auf Geschichtliches und Sprachliches.

Aus der Beschreibung der Ausgabe, welche H. Ziemer in Colberg als Zeichen treuer Freundschaft gewidmet ist, wird erhellen, welche Sorgfalt der Herausgeber dem Schriftsteller gewidmet hat, und Ref. muss bekennen, dass ihm erst durch die Ausgaben Müllers Thukydides genießbar wurde. Bei dieser Gelegenheit sei eindringlich ausgesprochen, welchen Wert eine Sprache haben muss, in welcher ein Thukydides geschrieben hat. Die Lectüre dieses Schriftstellers sollte durch den griechischen Sprachunterricht am Gymnasium für den Historiker und Philologen vorbereitet werden und nur das griechische Sprachstudium ist es, welches das Gymnasium von jeder anderen Mittelschule scheidet und jenem sein Siegel aufdrückt. Ist irgend etwas in aller Literatur mehr wert gelesen und erwogen zu werden als die einleitenden Capitel des ersten Buches des Thukydides, wo er ein Verständnis für culturhistorische Forschung zeigt, wie man es in jener Zeit nicht erwarten sollte und wie es in unserer Zeit noch nicht allgemein zur Geltung ge-

kommen ist? Oder sind die Reden, die er einstreut, nicht eine Schule politischer Weisheit, in welcher die ganze Folgezeit, ja die Menschheit auch in der Zukunft zu lernen findet?

Dieses Geschichtswerk sollte allen Bestrebungen, welche die Verdrängung des Griechischen aus dem Gymnasium zum Ziele haben, einen Damm entgegensetzen, aber dieses Geschichtswerk kann nur genossen und gewürdigt werden auf Grund grammatischer Schulung, wie dies der Ref. in den Jahrbb. f. Phil. u. Pädag. 1886, Heft 7, S. 359 hervorgehoben hat (vgl. auch das Vorwort Müllers zur Ausgabe des VI. Buches 1888, S. V—VI).

Ref. schließt mit dem Wunsche, dass die Ausgaben Müllers auch in Österreich nach Verdienst bekannt werden und die Liebe zu Thukydides erregen mögen.

Endlich ist in jüngster Zeit eine Auswahl aus Thukydides (Buch II, 2. Hälfte, III, IV, V und VIII) von Fr. Müller, Paderborn, Schöningh 1893, VI u. 159 SS., erschienen, wodurch den neuen Bestimmungen in Preußen Rechnung getragen wird.

Brünn. G. Vogrinz.

Franz Lell, Der absolute Accusativ im Griechischen bis zu Aristoteles. Würzburg 1892. 8°, 63 SS.

Die Arbeit, ursprünglich eine Dissertation, erschien noch im selben Jahre auch als Programm des Würzburger Neuen Gymnasiums unverändert abgedruckt. — In der Einleitung gibt der Verf. von S. 3—7 eine Erklärung der Entstehung des acc. abs. und unterscheidet vorläufig zwei Hauptclassen desselben: I. Acc. abs. von unpersönlichen Verben und II. von Adjectiven. Unter I. fasst er den acc. abs. activer Verba, dann den des aor. pass. und endlich des perf. pass. zusammen.

Von S. 7—55 bringt Lell auf Grund seines eigenen statistischen Materials nach den einzelnen Schriftstellern geordnet alle Fälle des acc. abs. und bespricht sie von gewissen Gesichtspunkten aus.

Daran schließt sich S. 55—56 ein Excurs über den Unterschied von *ἔξεστι, ἔνεστι, ἔστι* und *πάρεστι*, und den Beschluss der Arbeit bildet eine Zusammenfassung, die auf acht Seiten (57 bis 63) die Resultate der Untersuchung bringt.

In der Einleitung wird die Entstehung der Spracherscheinung klar dargelegt. Es wäre aber vielleicht gut gewesen, schon an diesem Orte neben dem acc. abs. von unpersönlichen Verben und von Adjectiven auch den der persönlichen Verba mit *ὡς* zu erwähnen und die Entstehung dieser Construction nicht erst bei Sophocles zu erörtern.

Was nun die Zusammenstellung des statistischen Materiales betrifft, so ist sie eine sehr sorgfältige. Dass bei dem großen Umfange des Lesestoffes, aus dem gesammelt wurde, hie und da

ein Versehen unterlief, ist begreiflich. — Ref. hat sich selbst längere Zeit mit derselben Arbeit beschäftigt und besitzt zu allen von L. herangezogenen Autoren (mit Ausnahme der drei Tragiker und des Aristophanes) selbständige Sammlungen, so dass er die statistischen Daten L.s eingehend prüfen konnte. — Einzelne Abweichungen mögen auch in verschiedener Auffassung und Erklärung ihren Grund haben.

Herodot. — Ref. vermisst die Besprechung von Stellen, wie II. 66 *ταῦτα δὲ γινόμενα πένθεα μεγάλα τοὺς Αἰγυπτίους καταλαμβάνει*, ebenso IV. 50, IV. 75. Vgl. darüber Kühner, gr. Gr.² §. 487, b und Steins Herodotausgabe zu II. 66; ebenso Abicht.

Thucydides. — Wahrscheinlich gehören folgende Stellen noch hieher: II. 47. 3 (vgl. auch Kühner §. 487, 3); II. 88. 2 . . . *καὶ παρεσκεύαζε τὰς γνώμας, ὡς οὐδὲν αὐτοῖς πλῆθος νεῶν τοσοῦτον*. Interessant ist es, mit dieser Stelle folgende zu vergleichen, in denen das Verbum des Satzes ähnlich phrasiert ist: Xen. An. I. 8. 10 *ἡ δὲ γνώμη ἦν ὡς εἰς τὰς τάξεις τῶν Ἑλλήνων ἐλῶντα καὶ διακόψοντα*. Cyr. VI. 2. 8 *καὶ ὁ μὲν πλεῖστος στρατὸς οὕτως εἶχε τὴν γνώμην ὡς ἤδη παντελῶς κεκρατηκὼς καὶ οὐδὲν ὄντα τὰ τῶν πολεμίων*. Cyr. II. 3. 3 . . *γιγνώσκειν, ὡς, ὅταν μὲν ἄνθρωποι κοινωνοὶ πολέμου γενόμενοι ἐν ἑαυτοῖς ἕκαστοι ἔχωσιν* (nämlich *τὴν γνώμην*) *εἰ μὴ* . . . ., *ὡς οὐδὲν ἐσόμενον τῶν δεόντων*. Vgl. auch damit Dem. IV. 16. . . *οὕτω τὰς γνώμας ἔχειν ὡς, ἐάν τι δέῃ, πλευστέον εἰς ταύτας αὐτοῖς ἐμβᾶσιν*. XIV. 15. . . . *οὕτω διακεῖσθαι τὰς γνώμας ὑμᾶς ὡς ἕκαστον ἑκόντα προθύμως ὅ τι ἂν δέῃ ποιήσοντα*). — Nachzutragen sind weiters Thuc. III. 53. 2. IV. 133. 1. VII. 5. 4. VIII. 66. 5.

Antiphon. *ἐξόν* findet sich fünfmal (nicht viermal), da es VI. 44 dreimal gelesen wird. — VI. 46 stimmt der Wortlaut des Citates nicht mit dem dem Ref. vorliegenden Texte (Blass 1881); nach welchem Texte aber Lell citiert, ist nicht ersichtlich.

Lysias. Man könnte etwa auch XXI. 23. . . *λειτουργεῖν ὑπὲρ ὑμῶν δέον* . . anführen. Die Stelle ist aber verstümmelt erhalten. — Im 53. Frgm. findet sich ein Beispiel für *πρέπον* (ebenso Plat. leg. 934 E, wodurch Lells Behauptung (S. 59) „die Form *πρέπον*, welche Kühner §. 487. 1 unter den acc. abs. anführt, erscheint bis auf Aristoteles nicht und ist ebenso wie *ἐνόν* dort zu streichen" eine Correctur erfährt).

Isocrates. *τυχόν* in IV. 38 kann Ref. nach Blass (1883) nicht bestätigen. Nachzutragen ist V. 14 . . . *καὶ οὐδὲν ἐξὸν αὐτοῖς ἄλλο πράττειν πλὴν* . . .

Isaeus. Man wolle nachtragen VI. 10 (*ἐξόν*).

Lycurgus. Der Name hätte durch größeren Druck hervorgehoben werden sollen.

Demosthenes. Ergänze XXV. 4 (*ἐξόν*), 47 (*ὡς δέον*).

Aeschines. Trage nach III. 189 *ὥσπερ ὑμᾶς ἀγνοοῦντας*.

Dinarchus. *ἐξόν* findet sich auch II. 13.

Aus Hyperides sind keine Stellen citiert; es finden sich aber folgende Belege (nach Blass 1881): or. I. frg. III. col. XIV. 13—15 . . *ὥσπερ οὐ πάντας ὑμᾶς εἰδότας*, . . frg. V. c. XIX, 12 und X. c. XXXIX. 20. *ἐξόν*, 27 *[δ]έ[ον . . .*

Platon. *μέλον* findet sich Apol. 24 D. — Dann sind noch folgende Stellen nachzutragen: Theaet. 157 E . . *ὡς αἰσθήσεις . . . γιγνομένας*; Tim. 21 B. . . *εἴτε δὴ δοκοῦν αὐτῷ* . ., 29 B. *ὡς ἄρα τοὺς λόγους . . . καὶ ξυγγενεῖς ὄντας* . ., 79. D. . . *οἷον ἐν ἑαυτῷ πηγήν τινα ἐνοῦσαν πυρός*. Minos 315. E. . . *ὡς ὅσιον ὂν καὶ νόμιμον αὐτοῖς*, leg. 934. E. . *οὐ πρέπον*, Epinom. 985. D. . *ὥσπερ οὐδ' ὂν δυνατόν* — Ep. 318. C. . *οὔτε Συρακοσίοις δοκοῦν δικαίως* . . 329. E. . *ἄλλως τε καὶ διηγγελμένον* . . 346. C. *ὡς ἐξόν*.

Xenophon. An. II. 6. 24. *ῥᾷστον ὂν* lässt sich auch anders deuten. (Vgl. Rehdantz-Carnuth und Hansen in ihren Anabasis-Ausgaben). — Cyr. V. 1. 13 liest Ref. nach Breitenbach *ὅτι* statt *ὡς* und ergänzt *ἐστί*. — Cyr. I. 6. 35. Breitenbach, sowie Hertlein-Nitsche lassen, wie es scheint, ganz richtig *ὀψιμαθῆ ὄντα ἐμὲ* vom folgenden *διδάσκειν* abhängig sein. — Vgl. dann folgende Stellen: An. I. 3. 15 *ὡς μὲν στρατηγήσοντ' ἐμὲ ταύτην τὴν στρατηγίαν μηδεὶς ὑμῶν λεγέτω*. I. 8. 10. *ἡ δὲ γνώμη ἦν ὡς εἰς τὰς τάξεις τῶν Ἑλλήνων ἐλῶντα καὶ διακόψοντα*. — Cyr. II. 3. 3. III. 1. 39. VI. 2. 8. Endlich ergänze noch die Sammlung durch An. III. 1. 13. (*ἐξόν*), Cyr. VII. 5. 46 (*ὡς δέον*); Hell. VI. 5. 28. . . *ὡς ἐλευθέρους ἐσομένους ὅσοι συμπολεμήσαιεν*. Conviv. 1. 11. . . *ὥσπερ τοῦτο ἐπιτεταγμένον αὐτοῖς*.

Auf diese in Anbetracht des umfangreichen bearbeiteten Stoffes ganz geringfügigen Ergänzungen beschränkt sich die Nachlese des Ref.

Die Zusammenfassung der Schlussresultate ist übersichtlich angelegt und verdient, sowie die ganze Untersuchung, die Aufmerksamkeit aller, die sich mit grammatisch-statistischen Arbeiten beschäftigen.

Die typographische Ausstattung ist gut. — Von Druckfehlern seien nur jene genannt, die durch falsches Citieren die Benützung der Arbeit erschweren. Man lese: S. 31 Isaeus 3. 73 st. 71; S. 34 Dem. 51. 19 st. 49; S. 35 25. 38 st. 68; 50. 22 st. 52; S. 37 Dem. 29. 16 st. 160; S. 40 Dem. 18. 122 st. 22; S. 42 Plat. Theaet. 147 st. 141: S. 43 Prot. 358 st. 385; ep. V. 334 b st. 324; S. 44 leg. 809 a st. 819; Pol. 275 d st. e; Alc. I. 115 b st. c; S. 45 Charm. 164 e st. d; S. 49 Xen. An. 3. 2. 26 st. 36; S. 50 Hell. 7. 1. 17 st. 14; An. 3. 1. 13 st. 14; Apom. 2. 6. 36 st. 3. 6. 36; S. 51 Cyr. 6. 3. 32 st. 33; S. 54 Cyr. 7. 5. 13 st. 14; Hell. 2. 3. 19 st. 190.

Freistadt (Oberösterreich). Franz X. Lehner.

Schulwörterbuch zu Heinrich Stephan Sedlmayers ausgewählten Gedichten des P. Ovidius Naso. Von Dr. Hugo Jurenka, k. k. Professor am Staatsgymnasium im IX. Bezirke in Wien. Zweite, völlig umgearbeitete u. vermehrte Auflage. Mit 51 in den Text gedruckten Figuren. Wien u. Prag, F. Tempsky, Leipzig, G. Freytag 1892. 8°, VI u. 324 SS. Preis geh. 1 fl. (= 1 Mk. 80 Pf.), geb. 1 fl. 20 kr. (= 2 Mk. 10 Pf.).

Jurenkas Wörterbuch hat sich in vorliegender 2. Auflage vollständig erneuert. Abgesehen von der veränderten typograpischen Einrichtung und den nunmehr zahlreicheren und schöneren Abbildungen ist der Text fast völlig umgearbeitet. Anlass hiezu bot die wesentliche Umgestaltung, welche Sedlmayers Chrestomathie aus Ovid in der 4. Auflage erfahren, indem Sedlmayer nicht nur einzelne Stücke gestrichen, sondern auch etliche neue in seine Auswahl aufgenommen hat, so besonders Am. I 15, Am. II 6, Am. III 8, 35—56, Am. III 9, Rem. 169—196. Da sich nun diese Partien sämmtlich auch in den ein Jahr vor Sedlmayers 4. Auflage erschienenen Ovidii carmina selecta des Referenten befinden[1], so begreift man, wie so Jurenka den Commentar des Ref. (Wien, Gräser 1889) als eine besonders erwähnenswerte Quelle seiner Neubearbeitung aufführen konnte. — Unverändert verblieben der 2. Auflage von J.s Wörterbuch jene Eigenschaften, welchen dasselbe seine Verbreitung verdankt, als: wissenschaftliche Zuverlässigkeit, geschickte, zweckentsprechende Anlage, vor allem aber Tact und Maß, was Umfang und Form der dem Schüler zu bietenden Hilfe anlangt. Empfehlend muss übrigens auch für ein Hilfsmittel wie vorliegendes das Bedürfnis unseres Quartaners wirken, welcher mit seinem aus Nepos und Cäsar geschöpften Vocabelvorrathe an die Lectüre Ovids geht und ohne Fertigkeit im Gebrauche eines größeren Wörterbuches unmöglich aus einem solchen den dichterischen Wortschatz sich anzueignen vermag. Erst auf der nach Ovid folgenden Unterrichtsstufe treten Georges, Heinichen und Ingerslev in ihre vollen Rechte ein, und praktisch vorbereitet wird der Schüler zu deren Gebrauch durch J. insoferne, als dieser die Einrichtung größerer Lexika (besonders des von Georges?) festzuhalten sucht; namentlich beschränkt er im Gegensatze zur sonstigen Gepflogenheit der Speciallexica Zahlenangaben bei den Citaten auf das unumgänglich Nothwendige und verhindert so eine mechanische Ausnützung seines Buches.

Was Ref. im einzelnen zu bemerken hat, ist das Resultat einer mit Interesse an der Sache vorgenommenen Durchsicht von J.s Arbeit: Die meisten der beigebrachten Notizen würde übrigens Ref. als belanglos unterdrücken, wenn sie nicht ein Schulbuch beträfen. — Fehlende Wörter sind: *Axenus* Trist. IV 4, 56; *eburnus* Met. I 178; *excolo* Trist. IV 10, 15; *furia* Trist. IV 4, 68; in-

[1] Weitere Studien über die Ähnlichkeiten beider Bücher anzustellen ist hier nicht der Ort.

haereo Trist. I 3, 79; *lumbus* Met. VIII 804; *pinetum* Met. I 217. — Unter *excipio* wäre Met. V 523, unter *pello* Met. X 16, unter *qualiscunque* Trist. IV 4, 66 zu berücksichtigen. — S. 14 l. *altaria, ium* st. *um.* — S. 29 fehlt auf *āvellō* das erste Längezeichen. — S. 48 steht zweimal *toga* (*laticlavia* und *angusticlavia*) st. *tunica.* — S. 51 fehlt auf *colūbra* das Längezeichen. — S. 55 steht *confremisco* st. *confremo.* — S. 60 l. unter *cornua*: (23, 3 und 9) st. (23, 9). — S. 89 fehlt das erste Längezeichen bei *Elēus.* — S. 131 heißt es: '*siquis habes nostris similes in imagine vultus* wenn einer von euch ein Bildnis (eine Büste) besitzt, die [doch wohl das] meine Züge trägt.' Besser wenn du, wer du nun bist. Im übrigen halte ich an der in meinem Commentar gegebenen Erklärung fest. — S. 140 fehlt zu *ingemo* das Perfect, welches sich Met. VI 245 findet. — S. 149 liest man: '*taeda* Hochzeitsfackel; s. *nōtus.*' Besser 's. nosco.' — S. 247, Z. 3 v. u. lese man Juni st. Juli.

Schülercommentar zu Heinrich Stephan Sedlmayers ausgewählten Gedichten des P. Ovidius Naso. Von K. A. Schwertassek. Wien u. Prag, F. Tempsky, Leipzig, G. Freytag 1893. 8°, IV u. 112 SS. Preis geh. 45 kr., geb. 65 kr.

Ref. ist sich über den eigentlichen Zweck vorliegenden Commentars nicht ganz klar geworden. Der Verf. versichert zwar, dass durch seine Arbeit die übliche Vorerklärung in der Schule sollte entbehrlich werden. Allein da das treffliche Wörterbuch Jurenkas, das ja in demselben Verlage wie Schw.s Commentar erschienen ist, diesem Zwecke in höchst befriedigender Weise entspricht, so genügt die angeführte Erklärung mit nichten. An Verwendung beider Bücher in der Hand eines und desselben Schülers ist von allem anderen abgesehen schon darum nicht zu denken, weil Schw. in zahlreichen Punkten der Erklärung von Jurenka — jedenfalls wissentlich — abweicht. Auch die Annahme, dass demjenigen Lehrer, welchem die Form des Lexikons für den bezeichneten Zweck nicht behagt, gedient sein sollte, reicht nicht aus: warum hätte sich nicht Jurenka dazu verstehen sollen, den Inhalt seines Wörterbuches zu einem fortlaufenden Commentar umzuarbeiten und zu ergänzen? Auf jeden Fall musste er als die zunächst geeignete Persönlichkeit zur Übernahme der von Schw. besorgten Arbeit herangezogen werden: so wäre eben auch der Widerspruch, der gegenwärtig zwischen Lexikon und Commentar besteht, vermieden worden. Unter solchen Umständen sieht sich Ref. gezwungen, einmal auch den Verleger vor das Forum der Kritik zu ziehen und ihn für einen Verlagsartikel verantwortlich zu machen, dessen Eigenart er kaum wird erklären können.

Hiemit soll gegen den offenbar sehr willigen und fleißigen Verf. kein Vorwurf erhoben werden. Schw. hat mit Geschick gearbeitet, wenn auch seinem Buche Unebenheiten anhaften, wie sie

eben bei einem ersten Versuche immer unvermeidlich sind. Nur gegen die Ehre, welche Schw. dem Ref. erweist, indem er ihn neben Fr. Polle und H. Magnus erwähnt, dürfte denn doch einiges zu erinnern sein. Ref. ist sich nicht bewusst, um den Dichter in dem Maße wie die beiden genannten Gelehrten sich verdient gemacht zu haben: vielmehr war auch er seinerzeit veranlasst, dieselben zu Führern zu nehmen und ihrer Arbeiten mit Dank zu gedenken. Lieber würde man M. Haupt und H. Peter erwähnt sehen, deren Erklärung Schw. unmöglich ignorieren konnte. Sollte dies gleichwohl der Fall sein, so hätte Ref. nur dringend zu rathen, der Verf. möge das Versäumte beizeiten nachholen, um eventuell seinen Commentar in 'wesentlich verbesserter' Gestalt erscheinen zu lassen: vielleicht verschwinden alsdann auch die bemängelten Unebenheiten.

Wien. J. Golling.

Lateinische Lehrbücher.

Elementarbuch zu der lateinischen Grammatik von Ellendt-Seyffert entworfen von Dr. P. D. Ch. Hennings, Professor und Oberlehrer in Husum. 5. Abth. für die Secunda. Das Leben Alexanders des Großen (bis 327). Halle a. S., Waisenhaus 1891. 8°, VI u. 244 SS.

Das vorliegende, für die Secunda (unsere VI.) bestimmte Übungsbuch bildet die Fortsetzung des lateinischen Elementarbuches zu Ellendt-Seyfferts lateinischer Grammatik, dessen 1., 2. und 4. Theil Ref. seinerzeit in dieser Zeitschrift einer Besprechung unterzogen hat (1881, S. 633 f. und 1885, S. 853 f.).

Das Übungsmaterial besteht aus der Bearbeitung der Lebensgeschichte Alexanders des Großen nach Curtius und Arrian in ihrer ersten, interessanteren Hälfte bis zur Unterwerfung von Sogdiana und ist in 243 Abschnitte zerlegt. Die Wahl ist keine unglückliche. Dergleichen Stoffen geht ja die Jugend mit Vorliebe nach und sie sind auch zur Charakterbildung trefflich geeignet. Freilich hätte die Auswahl sorgfältiger sein können. Viel Minderwertiges ist mit untergelaufen, namentlich langathmige Schlachtenschilderungen, und dieses musste umso eher wegbleiben, als die Gefahr naheliegt, dass bei der Einförmigkeit des lang ausgedehnten Stoffes das Interesse für denselben leicht erlahmen kann. Das Material wäre auch dann noch groß genug und hätte den Vorzug, dass die Erzählung rascher vorwärtsschritte und so das Interesse des Schülers stets wachhielte.

Das Material ist ganz geeignet zur Wiederholung und Befestigung des grammatischen Wissens und hält die rechte Mitte zwischen dem Zuleicht und Zuschwer. Unnöthige Schwierigkeiten sind ferngehalten, und wo sie nicht zu umgehen waren, hilft das nach den Abschnitten zusammengestellte Wort-

und Phrasenverzeichnis (S. 202—239) nach. Der Verf. hätte deshalb ein Mittel, welches früher sehr häufig angewendet wurde, eine correcte lateinische Übersetzung zu ermöglichen, nun aber allmählich aufgegeben wird, nämlich den deutschen Ausdruck dem lateinischen anzupassen, nicht auch in dieser Abtheilung des Übungsbuches in dem Umfange, wie es geschehen ist, gebrauchen sollen, zumal Ref. dieses Vorgehen schon bei der Besprechung der 4. Abtheilung des Elementarbuches a. a. O. gerügt hat. Nicht darum handelt es sich ja, mechanisch die richtigen lateinischen Wörter an die Stelle der deutschen zu setzen, sondern das Unterscheidende in den deutschen und lateinischen Phrasen und Perioden zu erkennen und unter Beobachtung dieses die lateinischen in ihrem eigenthümlichen Bau an die Stelle der echt deutschen zu setzen. Darin liegt das Geistbildende, und nur so lernt der Schüler schließlich beide Sprachen in ihrer Eigenthümlichkeit gleich beherrschen. Alle Latinismen, mögen sie sich nur in einzelnen Wörtern und Phrasen oder im Satzbau, im Tempus, im Modus u. dgl. zeigen, müssen, wenn das Buch mit Nutzen verwendet werden soll, beseitigt werden.

Ref. will zum Beweise des Gesagten nur einiges anführen: aufbrennen 1, Z. 13; ein Pferd regieren 4, 17; einen Sieg erwerben 9, 13; den Krieg abbitten 21, 1; vernünftige Besinnung anwenden 21, 20; die Rache im Herzen vorauswünschen 21, 20; der höchste Oberbefehl 21, 3; als Ziel vorsetzen 21, 25; vom Weine beschwert 206, 19; darauf brennen, vorwärts zu rennen 5, 9; aus der Insel Lesbos (rief er) 6, 12; mit Erneuerung st. unter 21, 5; Oberbefehl des Krieges st. im 21, 17; sich wehren vor dem Angriffe st. erwehren des A. oder gegen d. A. 147, 16; welche Strafe deines Muthwillens wirst du geben? 4, 17; auf diesem Pferde reitend 5, 22; sein mit dem Dativ st. haben 22, 7, 11; dass mit dem Conj. st. Inf. mit zu 10, 13; 90, 5; 94, 6 u. ö.; Plural st. Singular 3, 12; 82, 16, 18, 22, 23; Perf. in der Erzählung 1, 3, 5, 23; 7, 4, 8, 17; 15, 1, 23, 27 u. a.; Conjunctiv in Nebensätzen, um anzudeuten, dass der Inhalt dieses dem Gedankenkreise einer vom Schriftsteller eingeführten Person angehört, eine Modification des Ausdruckes, welche der Deutsche durch einen Zusatz bezeichnet, 1, 5; 7, 3, 20; 16, 4 (daneben Z. 6 der Indicativ mit und verbunden); nachdem mit Perfect neben einem Präteritum im übergeordneten Satze (nachdem der Tempel aufgebrannt ist) 1, 13; Imperfect Conjunct. st. des im Deutschen üblichen Präsens, namentlich in Absichtssätzen 3, 3; 94, 7. Hart ist der deutsche Ausdruck infolge seiner Anlehnung an den lateinischen (zog er es sowohl selber vor .. als auch hielt er es für gefährlich) 6, 6; durch Ergänzung des Subjects aus einem vorausgehenden obliquen Casus (Darius wurde bange und suchte) 95, 8; durch eine Art von Zeugma (da der Sohn ihm zugleich mit der Nachricht von drei Siegen

geboren sei) 1, 18. Undeutsch ist der Periodenbau 11, 5 f. was von Xenophon geschrieben war, dass Alexander vorweggenommen hat, erkennt man aus dem, was erzählt wird; undeutsch die Stellung 5, 11 anfangs hatten sie ... angehalten, Philipp und die Macedonier; undeutsch die Verbindung der Personennamen mit dem bestimmten Artikel 3, 3; 15, 8, 9, 13, 15, 28, 30, 31, 36 u. a. Nicht zu billigen sind ferner Wendungen wie 95, 12 Nabarzanes hatte ein Regiment unter die Füße getreten; 96, 15 da man ... der eine über den andern stürzte; 102, 13 eine leichte Beute scheinen können st. sein können; 102, 1 der Sieg war so groß, wie ihn .. kaum jemals einer errungen hat; 224, 30 lieber Wohlthat erweisen als Unrecht; falsch ist die Zeit 149, 11 er war, sobald der Feind sichtbar geworden war, von Furcht befangen gewesen; zweideutig ist die Beziehung des Participiums 3, 12 er führt sie mit dem Soldatenmantel angethan in die Ebenen hinab; unrichtig 5, 6 also st. nun; unverständlich 22, 7 durch die verschiedene Beziehung von ihm, er, seine und die Seinigen.

Bezüglich der Quantitätsangabe der vorletzten Silbe der Wörter im Namensverzeichnisse zeigt sich keine Consequenz. Auffallend ist, dass Schülern der Stufe, für welche das Übungsbuch bestimmt ist, noch die Quantität der vorletzten Silbe der Verba der consonantischen (3.) Conjugation im Infinitiv angegeben wird, damit sie diese nicht nach der 2. abwandeln.

Ref. hält es für wünschenswert, dass die angedeuteten Mängel des sonst recht brauchbaren, mit dem Alexanderkopfe nach dem Wandtafelwerke von H. Luchs geschmückten Buches bei der nächsten Auflage desselben beseitigt werden. Der Druck ist correct, die Ausstattung zweckentsprechend.

Übungsstücke im Anschluss an Ciceros Rede über den Oberbefehl des Cn. Pompeius zum mündlichen und schriftlichen Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische. Nach den Anforderungen der neuen Lehrpläne von E. Zimmermann, Oberlehrer am kgl. Gymnasium zu Rastenburg. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder) 1892. 8°, 26 SS.

Veranlasst durch die neuen preußischen Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen, welche bestimmen, dass die Übungen im Übersetzen ins Lateinische auf der mittleren Stufe der Gymnasien sich in der Regel an ein nach dem betreffenden Prosaiker zu bearbeitendes Übungsbuch anzulehnen haben, hat der Verf. die vorliegenden 25 Übungsstücke bearbeitet, von denen jedes ein möglichst abgeschlossenes Ganzes bildet.

Hinsichtlich des Inhalts geben einzelne den Gedankengang einzelner Theile der Rede Ciceros an, wobei sie sich ziemlich eng an das Original anlehnen, andere behandeln unter Benützung des Phrasenmaterials der Rede geschichtliche oder culturgeschichtliche Verhältnisse, die zum Verständnisse der Rede nothwendig sind,

noch andere fassen größere Abschnitte zusammen und geben den Inhalt auszugsweise unter Markierung der Gliederung, endlich bietet auch eine Anzahl den Gedankengang und die Gliederung der ganzen Rede mit den Bezeichnungen für die verschiedenen Theile derselben.

In sprachlicher Beziehung bieten sie ein erträgliches Deutsch unter Fernhaltung allzugroßer sprachlicher Schwierigkeiten. Sie verwenden fast nur den Wortschatz, die Phrasen, den grammatischen, stilistischen und synonymischen Stoff, der in der Rede vorkommt und besprochen werden muss, wobei vereinzelte Erscheinungen unberücksichtigt geblieben sind. Dass bei solcher Concentrierung ein gründliches Verständnis des Autors neben der sprachlichen Schulung der Lernenden erzielt werden kann, lässt sich nicht leugnen.

Durch Hinweise auf die Stellen der Rede, an die sich die Übungsstücke anlehnen, sind bei dem ziemlich einfachen Ausdrucke dieser, der sich nicht erheblich von der richtigen lateinischen Übersetzung entfernt, nähere Angaben für diese überflüssig; auch würden diese die gründliche Vertrautheit mit dem Autor nach Inhalt und Form, welche der Schüler zur Bewältigung dieser Übungen mitbringen muss, erschweren oder gar verhindern.

Ref. hält diese 25 Stücke nach Inhalt und Form für geeignet, das angestrebte Ziel zu erreichen, und wünscht deshalb, dass ihnen vielfach Gelegenheit geboten werde, dies zu bethätigen.

Lateinisch-deutsche vergleichende Wortkunde im Anschlusse an Cäsars bellum Gallicum. Ein Hilfsbuch für den lateinischen und deutschen Unterricht. Bearbeitet von Hermann Perthes. 2. Aufl. besorgt von Prof. W. Gillhausen. 2. Abtheilung zu Cäsars bellum Gall. V—VII. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1891. gr. 8°, VIII u. 306 SS. Preis 4 Mk.

Das Buch ist, wie alle Vocabularien von Perthes, auf dem Principe der gruppierenden Repetition aufgebaut, beschränkt sich aber nicht bloß wie die Vocabularien der unteren Classen auf die Etymologie, sondern zieht auch die syntaktischen, stilistischen, synonymischen und phraseologischen Eigenthümlichkeiten der lateinischen Sprache in Betracht und zeigt den Weg, wie dieselben bei der Übersetzung zum Ausdruck zu bringen sind. Einzelne Wörter, Phrasen und ganze Sätze werden im Anschlusse an die einzelnen Capitel und Paragraphe des V.—VII. Buches von Cäsars gallischem Kriege, sobald sie sich hinsichtlich des Ausdruckes mit dem deutschen nicht vollständig decken und eine abweichende, freiere Übersetzung verlangen, herausgehoben, und es wird daneben in einer zweiten Columne die entsprechende, den lateinischen Ausdruck vollständig erschöpfende Übersetzung in correctem Deutsch angebracht, während unter der lateinischen Stelle in kleinem Drucke gleichsam als Brücke eine Interlinearübersetzung gegeben wird. Dabei wird auf Fehler, die bei der Übersetzung gewisser Wendungen regelmäßig vorkommen, aufmerksam gemacht und vor

ihnen gewarnt. An diese in fetterem Drucke erscheinende Stelle reihen sich nun Stellen aus den früheren Büchern, in denen dieselben sprachlichen Eigenthümlichkeiten vorkommen, in kleinerem Drucke und die Übersetzung derselben. Hie und da werden auch besonders bezeichnende Stellen aus Ovid, Horaz, Cicero, Livius und Nepos herbeigezogen.

Dieser Vorgang bietet dem Schüler zunächst ein erschöpfendes Bild von der Gebrauchsweise der jedesmaligen Wendung in seinen Schulautoren und trägt durch diesen stetigen Rückblick auf schon Dagewesenes zur Befestigung des Angeführten bei. Besonders aber wird durch die systematische Zusammenstellung von Analogien der Schüler geübt, die Unterschiede des Ausdruckes im Lateinischen und Deutschen herauszufinden und nach diesem Vorbilde bei ähnlichen Stellen in anderen Autoren seine Übersetzung correct und gut deutsch zu gestalten. Damit die in Frage kommenden Wörter und Wendungen leicht ins Auge springen, erscheinen sie in gesperrtem Drucke.

Dass bei der Reichhaltigkeit des Gebotenen die einem Schulbuche gezogenen Grenzen überschritten sind und dasselbe als solches nicht gebraucht werden kann, ist wohl klar, aber ebenso klar, dass es dem reiferen Schüler bei seiner Privatlectüre und dem Lehrer beim Unterrichte ein vortreffliches Hilfsmittel zur Hebung und Vertiefung des Lateinunterrichtes sein wird. Ein Wort- und ein sprachwissenschaftliches Register, das sich auf alle Bücher des gallischen Krieges erstreckt, wird die Benützung desselben erleichtern.

Ref. kann daher das Buch, das bei correctem Drucke und eleganter Ausstattung ungemein lehrreich durch das reichlich gebotene Material zur vergleichenden Gegenüberstellung des lateinischen und deutschen Sprachgebrauches und zu Beobachtungen über die Eigenthümlichkeiten beider Sprachen ist, nur aufs wärmste empfehlen.

Materialien zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für Gymnasialprimaner und Studierende der Philologie. Zusammengestellt und mit einem Commentar versehen von Prof. Dr. Radtke, Director des Gymnasiums zu Brieg i. Schl. 3. von neuem verm. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1891. 8°, VIII u. 189 SS.

Über den Inhalt und die Anlage, sowie auch über den Wert des vorliegenden Buches hat Ref. in d. Ztschr. 1881, S. 637, und 1885, S. 857 f. gesprochen und kann den Leser, um das dort Gesagte nicht zu wiederholen, darauf verweisen. Die vorliegende 3. Auflage weist nämlich in dieser Hinsicht keine Veränderung auf als eine Vermehrung des Übungsmaterials um sieben in demselben Geiste wie die alten gearbeitete Stücke, aber ohne Commentar. Auch der Umfang des Commentars der ersten 19 Abschnitte ist derselbe geblieben, dagegen zeigen die einzelnen Anmerkungen hie und da Berichtigungen und stilistische Änderungen.

Das Äußere des Buches hat durch das bessere Papier und den größeren Druck des Textes und Commentars gewonnen. Der

Umfang desselben hat infolge des letzteren Umstandes und der sieben neuen Abschnitte um 51 Seiten zugenommen. Der Seitenverschiebung ist es auch zuzuschreiben, wenn hie und da eine unrichtige Seitenangabe in den Noten sich eingeschlichen hat, wie 15, 70 S. 46, Note 109 st. 23, 70.

Die Citate aus der Ellendt-Seyffert'schen Grammatik sind nach der 34. Auflage geändert, sowie die aus Bergers Stilistik nach der Bearbeitung von Dr. F. Ludwig.

Ref. kann das günstige Urtheil, das er a. a. O. über das treffliche Hilfsmittel zur Erlangung stilistischer Fertigkeit ausgesprochen hat, auch bezüglich dieser 3. Auflage nur wiederholen.

30 lateinische Abiturienten-Extemporalien von O. Drenckhahn, Gymnasial-Director. 3. Aufl. Mühlhausen i. Th., Heinrichshofen'sche Buchhandlung (F. Schröter) 1891. 8°, IV u. 32 SS.

Der in der Schulliteratur rühmlich bekannte Verf., der mit seinen Aufgaben zu lateinischen Stilübungen für Obersecunda und Unterprima der Schule ein recht brauchbares Hilfsmittel für den Lateinunterricht in den oberen Classen geboten hat (vgl. d. Ztschr. 1891, S. 133 f.), ließ die aus verschiedenen Übungsbüchern gewählten, von ihm der Form nach zweckmäßig umgeänderten und von seinen Abiturienten wirklich übersetzten 25 Extemporalien zuerst 1886 als Beilage des Gymnasialprogramms drucken und gab sie 1888 als selbständiges Werkchen heraus. In der vorliegenden 3. Auflage wurde die Zahl durch Hinzufügung von fünf neuen auf 30 gebracht.

Die Aufgaben können in inhaltlicher und formeller Beziehung als gelungen betrachtet, namentlich die an die Schullectüre sich anlehnenden (10, 11, 20, 21, 25, 28) gut verwendet werden. Die Fußnoten, welche Hinweisungen auf Stellen der lateinischen Lectüre oder Citate aus derselben, die Übersetzung erleichternde Umschreibungen des Textes und Paragraphencitate des Leitfadens zur lateinischen Stilistik und der lateinischen Stilistik desselben Verfassers enthalten, sollen den Schülern die Arbeit erleichtern. Indessen glaubt Ref., dass die Mehrzahl der Stücke die Leistungsfähigkeit unserer und bei den nunmehr reducierten Anforderungen vielleicht auch der deutschen Abiturienten übersteigt. Von Lehramtscandidaten werden auch diese mit Nutzen durchgearbeitet werden können.

Ref. macht die Fachgenossen auf das Werkchen, dessen Druck correct ist, aufmerksam.

Lateinische Elementargrammatik bearbeitet nach der Grammatik von Ellendt-Seyffert von Dr. M. A. Seyffert, Professor an dem städt. Gymnasium zu Brandenburg a. H., und Dr. W. Fries, Director der latein. Hauptschule zu Halle a. S. 5. verb. Aufl. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1891. 8°, IV u. 72 SS. Preis 60 Pf.

Nach dem Erscheinen der gänzlich umgestalteten 34. Auflage der größeren Grammatik von Ellendt-Seyffert (vgl. d. Ztschr. 1892,

S. 336 ff.) musste auch die Elementargrammatik, die im Jahre 1884 erschien und ihre Brauchbarkeit durch eine rasche Aufeinanderfolge von neuen Auflagen bewies (vgl. d. Ztschr. 1885, S. 265, 1888, S. 343, 1889, S. 228), einer theilweisen Umgestaltung unterzogen werden.

Die allgemeinen Reimregeln und die der 1. Declination sind in dieser neuen Auflage aufgelassen, die Paradigmen reduciert oder durch entsprechendere ersetzt, ebenso zu den Regeln passende Beispiele hinzugefügt, die Pronominaladjectiva, die früher an die Adjectiva sich anlehnten, sind nun unter die Pronomina aufgenommen und das Reflexivpronomen der 3. Person, das die Pronomina abschloss, steht neben ego und tu. Der Paragraph über die Stammformen, der früher den Paradigmen der vier Conjugationen nachfolgte, geht nun ihren und dem Hilfsverbum esse voran. Der Abschnitt von der Ableitung der Tempora erscheint übersichtlicher und kürzer gefasst. Unter den Verben sind einige früher weggelassene aufgenommen, wie dimico, implico, sono, pendeo, misceo, sileo, andere weggelassen, wie antefero; ebenso ist mit Recht prosper unter die Adjectiva mit stammhaftem e (S. 5, Anm. 1) nicht aufgenommen.

Hervorzuheben ist noch die Einführung der Quantitätsbezeichnung durch Angabe der Längen, sowie die auf Deutlichkeit und Übersichtlichkeit abzielende Anordnung und Vertheilung des Stoffes. Der Umfang dieses ist um sieben Seiten geringer geworden. Dieses Minus wurde durch präcise Fassung der Regeln und Streichung überflüssiger Paradigmen, Beispiele und Bemerkungen, sowie durch übersichtlichere Zusammendrängung der Paradigmen beim Verbum, aber nicht durch Verringerung des Lernstoffes erzielt.

Druck und Ausstattung sind gut. Das Büchlein wird wie bisher beim Unterrichte auf der Unterstufe dort, wo die größere Grammatik derselben Verfasser in den mittleren und oberen Classen eingeführt ist, mit Nutzen verwendet werden können.

Lateinische Syntax. Im Auszuge bearbeitet von Dr. Theodor Arndt. 2. verb. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1891. 8°, IV u. 37 SS. Preis 75 Pf.

Wie der Verf. sich schon bei der Abfassung seiner Formenlehre (vgl. d. Ztschr. 1886, S. 839) von dem Grundsatze leiten ließ, das grammatische Material auf das Nothwendigste zu beschränken und so die Grammatik zu einem Lernbuche im eigentlichen Sinne umzugestalten, war dies auch bei der Bearbeitung der Syntax der Fall, deren 2. Auflage dem Ref. hier vorliegt. Vorbild war ihm dabei F. Harre in seinen Hauptregeln der lateinischen Syntax (vgl. d. Ztschr. 1890, S. 48 ff.).

Nur Nothwendiges hat der Verf. aufgenommen, Unclassisches und Seltenes, sowie Poetisches ist nicht berührt, sondern gelegentlicher Erwähnung beim Vorkommen in der Lectüre über-

lassen. Mit diesem Grundsatze gieng Hand in Hand das Streben, das Material übersichtlich zu ordnen, die Regeln kurz und präcis zu fassen, ohne in Unklarheit zu verfallen, treffende Beispiele dazu zu wählen, ja diese manchmal selbst sprechen zu lassen, und alles unberührt zu lassen, worin die beiden Sprachen sich vollkommen decken. Nur dadurch ist es möglich geworden, das gesammte, zum Verständnis der Lectüre nöthige syntaktische Material auf 37 Seiten zu bringen.

Das Streben nach größtmöglicher Kürze hatte übrigens zur Folge, dass bei der Verdeutschung lateinischer Wörter und Phrasen nicht überall der Versuch gemacht ist, Gleichheit des Ausdruckes anzustreben oder wo ein Auseinandergehen unbedingt nöthig ist, durch den gleichen Ausdruck zum abweichenden zu führen, ein Vorgehen, das P. Harres „Hauptregeln" vor allen auszeichnet.

Der Tendenz des Büchleins entsprechend konnte §. 8 a) ulcisci wegbleiben, wenn der Schüler an die Bedeutung „etwas rächen", „jemand (zur Rache) für etwas (jemand) strafen" gewöhnt wird; ebenso §. 9, Anm. 2, dass die Verba des Forderns einen doppelten Accusativ regieren; ferner §. 11 pone; §. 49 Anm. über die Declination von nemo und nihil, die in die Formenlehre gehört; §. 59 die Worte „statt des deutschen Conjunctivs", da der Indicativ im Deutschen nicht ausgeschlossen ist, also eher auf diese Gleichheit aufmerksam zu machen war; §. 70, Anm. 2 dubito, da statt des positiven dubito in der Bedeutung „Bedenken tragen" vereor oder cunctor mit dem Infinitiv steht; §. 50, Anm. 1, oder §. 14 b), Anm. 2 muss wegfallen, und §. 70 c) 2 quae non als sehr selten durch quin ausgedrückt. Dagegen vermisst Ref. hie und da eine Angabe, die zu correcter Übersetzung aus dem Autor oder ins Lateinische nöthig ist und die der Verf., ohne seinem Grundsatze untreu zu werden, mit kurzen Worten oder durch ein bloßes Beispiel zum Ausdruck bringen konnte: §. 8 sind auch die Composita zu erwähnen und konnte durch ein Beispiel der Unterschied zwischen dem Accusativ und Ablativ mit e bei effugere angedeutet werden; §. 9, Anm. 2 war rogo aliquem id, hoc u. dgl. nicht unerwähnt zu lassen; §. 17, Anm. 3 nihil laude dignum und der Unterschied zwischen nihil bonum und nihil boni (nihil bonum = nichts was gut ist, nihil boni = nichts vom oder des Guten); ebenso konnte §. 18, Anm. 1 der Unterschied zwischen dem Dativ und Genetiv bei similis durch ein Beispiel und die Übersetzung dieses angedeutet werden, wie bei Harre a. a. O.; §. 21 Anm. muss es statt „aber capitis" „aber auch capitis" heißen, oder soll „und capite" hinzugefügt werden; §. 22 vermisst man piget und taedet; §. 46 oder §. 2 fehlt eine Bemerkung, dass ein auf eine erste oder zweite Person bezogenes Relativ, falls es Subject ist, sein Verbum auch in der ersten oder zweiten Person haben muss, nicht wie im Deutschen in der dritten; §. 53 war in einer Anmerkung der historische Infinitiv nebst kurzer Charakterisierung zu er-

wähnen und §. 70 b) facere non possum ut durch ein Beispiel mit Übersetzung. §. 29 ist die Gebrauchsweise des Ablativus comparationis statt quam mit dem Accusativ auf das Vorkommen dieses im Acc. c. inf. einzuschränken und in der Anmerkung daselbst wohl richtiger „einzutreten braucht" statt „eintritt" zu schreiben. Ungenau ist §. 50, Anm. 1, wo zu richtigem Verständnisse die Hinzufügung unerlässlich ist „wenn es in appositionellem Verhältnisse zu demselben steht, wenn aber in attributivem zum Substantiv, wird es mit diesem übereingestimmt". §. 63 c) und §. 88 fehlt die Angabe, dass bei der 2. Person, wenn du = man ist, ebenfalls der Conjunctiv Präs. bei einem Verbote oder statt eines verneinten Imperativ Präs. steht. Unrichtig ist in der Anmerkung zu §. 58 die Behauptung, dass der Infinitiv Fut. Pass. in der Bildung mit iri, z. B. amatum iri, ungebräuchlich ist, da diese Form selbst bei Cicero wiederholt vorkommt.

Diese Bemänglungen sollen und können das Verdienst des Verf.s keineswegs schmälern. Die Auswahl ist geschickt und zeigt, dass der Verf. mit den Bedürfnissen der jetzigen Lateinschule wohl vertraut ist. Die präcise Fassung stempelt das Büchlein zum wirklichen Lernbuch. Dasselbe wird überall, wo es sich um das feste Einprägen des nothwendigen syntaktischen Materials handelt, willkommen sein. Freilich wird der Schüler bei seinem Privatstudium lateinischer Dichter oder nachaugusteischer Prosaiker einer größeren Grammatik zum Nachschlagen nicht entbehren können.

S. 25, 2. Temporalsätze soll es §. 71 st. 70 heißen; im übrigen ist der Druck correct und die Ausstattung gut. Ref. empfiehlt das Werkchen den Fachcollegen.

Lateinische Schulgrammatik nebst einem Anhange über Stilistik
für alle Lehranstalten von August Waldeck, Professor am Gymnasium zu Corbach. Halle a. S., Waisenhaus 1891. 8°, VIII u. 144 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Der Zug der Zeit geht dahin, die Schüler beim Erlernen der lateinischen Sprache von den dickleibigen Grammatiken mit ihrer Unmasse von Formen, Regeln, Ausnahmen und Anmerkungen, von denen gar viele nur in den eigens dafür fabricierten Übungsbüchern, nie aber in einem classischen Autor jenen vor Augen kommen und somit nur eine unnütze Belastung des Gedächtnisses bilden, mehr und mehr zu befreien.

Ein derartiger Versuch ist auch vorliegendes Buch, das auf 144 Seiten fast Alles enthält, was der Schüler aus der Formenlehre, Syntax und Stilistik nöthig hat, um mit Erfolg einen lateinischen Autor lesen zu können. Die Anlage des Ganzen und die Fassung der Regeln entsprechen vollkommen dem didaktischen Zwecke. Die Formenlehre beschränkt sich auf das in den Schulautoren Vorkommende und hat, ohne sich auf sprachwissenschaft-

liche Errungenschaften einzulassen und mit darauf abzielenden Ausdrücken zu prunken, nur die feste, auf eine schlagfertige Verwendung abzielende Einprägung der Formen im Auge. Die Regeln erscheinen deshalb in einer kurzen, leicht behaltbaren Form, wobei namentlich in der Syntax die grammatischen Erscheinungen möglichst zusammengefasst und auf ihren inneren Grund zurückgeführt werden. Dadurch wird dem mechanischen Lernen vorgebeugt und durch die denkende Auffassung ein dauerndes Festhalten des Gelernten erzielt. Ref. weist besonders auf die Behandlung der Lehre von den Modis (§. 101—108), dem Satze (§. 109—185) und den Zeiten (§. 186—200) hin, die bei größtmöglicher Kürze durch außerordentliche Übersichtlichkeit und Klarheit sich auszeichnet. Nicht minder fördernd in dieser Beziehung ist der Umstand, dass die Muttersprache überall als Grundlage genommen ist. Was mit dem Deutschen übereinstimmt, erscheint nicht als lateinische Regel. Vieles wird durch bloßes Nachbilden im Deutschen veranschaulicht. In anderen Fällen spricht allein ein Beispiel mit der deutschen Übersetzung. Auf diese Weise wird der Lernstoff reduciert und durch die correcte Form der Einzelheiten eine leichtere Einprägung des ganzen Stoffes ermöglicht. Dazu kommt, dass derselbe für die einzelnen Classen abgegrenzt ist und Alles, was zum Memorieren bestimmt ist, in fettem Drucke erscheint.

Bei aller Kürze ist durch die Art der Anlage und Behandlung des Stoffes doch manches erwähnt, was in ausführlicheren Grammatiken zum Nachtheile der Lernenden übergangen ist, z. B. die Zusammenstellung von ut und quod bei facere in Verbindung mit einem Adverbium §. 135, die relative Anknüpfung von Adverbial-, Relativsätzen und Participien §. 155 b), über aut in Fragesätzen §. 160 u. a.

Mit der Tendenz des Buches, das überall von der Muttersprache als Grundlage ausgeht und diesem Umstande zum großen Theile seinen geringen Umfang verdankt, steht nicht im Einklange, dass das Reflexivpronomen der 3. Person neben ego und tu (§. 19) steht. Ref. hätte in ihr eher als in jeder andern Grammatik is, ea, id entsprechend dem deutschen er, sie, es daselbst erwartet, wodurch dann §. 20 die Bemerkung über den Gebrauch des Demonstrativpronomens is, ea, id als Personalpronomen der 3. Person wegbleiben könnte, da der Gebrauch und Unterschied zwischen diesen Formen und sui, suus als aus der deutschen Sprache bekannt vorausgesetzt werden kann. Ferner durfte §. 122 kein Unterschied zwischen dem factischen und causalen quod gemacht werden, zumal dies nicht einmal ganz richtig und auch nicht nöthig ist; ebenso konnte §. 152 b) die Erwähnung des Relativs mit dem Conjunctiv nach Comparativen wegbleiben, da es der classischen Prosa fremd ist und gelegentlich bei der Lectüre erwähnt werden kann.

Dagegen ist Ref. nicht einverstanden mit der gänzlichen Weglassung der Verba, die im Perfect und Supinum von den Paradigmen abweichen. Wenn auch viele in den Grammatiken aufgezählte dem Nachschlagen bei der Lectüre oder der gelegentlichen Erwähnung beim Übersetzen aus dem Deutschen überlassen werden können, lässt sich doch nicht leugnen, dass durch die Aufführung und Zusammenstellung typischer unter ihnen der Schüler erst ein vollständiges Bild von der Abwandlungsart der Verba bekommt und dort Gesetzmäßigkeit erkennt, wo er sonst Regellosigkeit und Willkür vermuthet. Dass übrigens beim Erkennen jener auch die Stammformen der einzelnen Verba leichter und fester sich einprägen, liegt auf der Hand. Ferner vermisst Ref. die Erwähnung von prosum, prodesse §. 34; desgleichen §. 39, 4 den Zusatz „des Lobes und Tadels“ zu „adj. Attributen“; ferner §. 61 quorum, nostrum uterque, §. 73 wie der Besitz geistiger Eigenschaften ausgedrückt wird, da §. 57, auf den verwiesen wird, nicht vollständig genügt; §. 116, 2 den Zusatz „bei allgemeinem Subjecte (du = man) die 2. Pers. präs.“; §. 148 zwei Beispiele durch eine Conjunction abhängiger, irrealer Sätze an Stelle des 5. und 6. Beispiels, die ja nichts anderes veranschaulichen als das erste und zweite; §. 169 hinter „und zwar vor seinem Subject“ die Bemerkung „wenn dies oder das Prädicat keine Bestimmungen bei sich hat, in welchem Falle das Subject mit diesen der directen Rede vorausgeht und inquit allein eingeschoben wird“, wofür auch ein passendes Beispiel genügt; §. 190 durch Präs. oder Imperf. Conjunct. das Fut. simplex und Perfect oder Plusquamperf. das Fut. exact. hinter „ersetzt“; und 158, 3 zu „Verwandlung des Superlativs in den Comparativ“ die Worte „mit einer Negation“. Erwünscht wäre §. 84 statt auxilio ein Wort, dessen Ablativform von der des Dativs verschieden ist, damit der Gegensatz zu tibi auch äußerlich gleich auffiele, ferner §. 136, 3 non dubitare kein Bedenken tragen nebst einem Beispiel: vereor, cunctor aggredi ich trage Bedenken anzugreifen; desgleichen §. 143, 5 (II) hinter „zurückkehren wird“ in Klammer „damit er inzwischen zurückkehre“, und hinter opprimant „damit die Feinde uns nicht zuvor überraschen“; 155 b) die Übersetzung der relativ angeknüpften Nebensätze „und als sie, und war es“ u. dgl. Unrichtig ist 160 c) oder = et, denn aut corrigiert den vorhergehenden Ausdruck, ist also = oder vielmehr um den richtigen Ausdruck zu gebrauchen. §. 152 b) steht o fortunate Achilles im Widerspruche mit der Regel §. 39, 4. Inconsequenz zeigt sich endlich in der Setzung der Beistriche zwischen asyndetisch nebeneinander gestellten Wörtern.

Der Druck ist correct; nur §. 77, 6 ist in der letzten Zeile der Beistrich zwischen florere und praeter zu tilgen und §. 208, 4 Achaei st. Achaci zu schreiben. Die Ausstattung ist elegant und macht der Verlagshandlung Ehre. Das Buch zeugt von reicher

pädagogischer Erfahrung und großem didaktischen Geschick, und Ref. wünscht demselben, wenn er auch nicht mit allem einverstanden ist, die weiteste Verbreitung.

Lateinische Schulgrammatik von Paul Harre. I. Theil. Lateinische Formenlehre. 3. Aufl. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1891. 8°, VIII u. 118 u. XXV SS. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Von Harres Grammatik liegt der I. Theil, welcher die Formenlehre enthält, in 3. Auflage vor, ein Buch, das trotz der Reichhaltigkeit seines Inhaltes und seiner Genauigkeit in der Angabe der Formen doch ganz geeignet ist, beim Unterrichte in der Schule verwendet zu werden, und zwar wegen der Scheidung des Lernstoffes von dem, was an archaistischen Formen, sowie selteneren und poetischen Wörtern gelegentlich beim Vorkommen in der Lectüre zur Besprechung kommen soll.

Der Lernstoff ist hinwiederum genau für die einzelnen Classen abgegrenzt und mit Zahlen zur Bezeichnung dieser versehen. Dadurch ermöglicht der Herausgeber es sich, einerseits den Schülern der unteren Classen nur das zum Auswendiglernen zu bieten, was sie zum Verständnis ihres Autors benöthigen, andererseits aber auch die Ergebnisse der vergleichenden Sprachforschung, insoferne sie das Verständnis der Spracherscheinungen zu unterstützen und das grammatische Wissen zu vertiefen geeignet sind, in umfassender Weise zu berücksichtigen. Die betreffenden Angaben sind in besondere Abschnitte zusammengestellt und für die Schüler der oberen Classen reserviert, so dass der Anfänger von ihnen nicht verwirrt wird, ja sie kaum bemerkt. Diesen darf nicht einmal der Unterschied zwischen Stamm und Wortstock erörtert werden, sie haben es nur mit dem letzteren zu thun.

Bei den einzelnen Formen sind in Noten unter dem Texte gleich die nöthigen Andeutungen über ihren Gebrauch gegeben und zwar meist nur in prägnanten Beispielen, aus denen die Regeln entnommen werden sollen. Der Zweck dieser Angaben kann daher wohl kein anderer sein, als beim Vorkommen der betreffenden Formen in der Lectüre auf jene hinzuweisen und sie nebenbei einzuprägen, so dass die Angaben etwa anzulegende Collectaneen ersetzen; von einem Auswendiglernen derselben zugleich mit dem Einprägen der Formen kann wohl nicht die Rede sein, da dies ja mit syntaktischen, die doch schon beim ersten Übersetzen auf der untersten Stufe nicht zu vermeiden sind, auch nicht nach der Grammatik geschieht, sondern auf dem Wege der Induction. Anders verhält es sich mit den Zusätzen hinsichtlich des Gebrauches der Zeit- und Aussageformen §. 79 und der Mittelformen §. 80, die in den Text aufgenommen sind und in den beiden ersten Classen gelernt werden sollen.

An die Formenlehre schließt sich ein Anhang über Verslehre und Dichtersprache gleichfalls in Pensen für die mittleren

Classen und gelegentlich zu erwähnende Partien getheilt, S. I—XIII. Den Abschluss bilden nach einem kurzen Register (S. XIV—XVII) syntaktische Vorübungen und Regeln, die sich fast ausschließlich auf die Satztheile, das Erkennen und Bestimmen derselben, auf die Eintheilung der Sätze, die Conjunctionen und Präpositionen, das Nöthigste über Ort- und Zeitbestimmung beschränken und drei Regeln aus der Casuslehre (Acc., Gen. und Dativ) in Beispielen anführen, wie dies der Verf. auch in seinen Hauptregeln der lateinischen Syntax (vgl. d. Ztschr. 1890, S. 48 ff.) und in der lateinischen Wortkunde im Anschluss an die Grammatik (vgl. d. Ztschr. 1891, S. 137 f.) mit Vorliebe thut.

Die Form ist gedrängt, aber klar. Wo es möglich ist, lässt der Autor, wie erwähnt, prägnante Beispiele sprechen. Anzuerkennen ist das Streben des Verf.s, die fremden Kunstausdrücke durch deutsche zu ersetzen. Die Anordnung des Stoffes zeichnet sich durch Übersichtlichkeit aus. Die Geschlechtsregeln, die sehr vereinfacht sind und durch ihre Form sich leicht dem Gedächtnisse einprägen, stehen in dieser Auflage hinter den betreffenden Declinationen. Die Anwendung typographischer Mittel zur Abgrenzung der Pensen und zur Hervorhebung des Wichtigeren innerhalb dieser erhöht die Verwendbarkeit des Buches.

Der Druck ist correct, die Ausstattung und das Papier schön. Ref. kann dieses treffliche Unterrichtsmittel nur aufs wärmste empfehlen.

Lateinische Schulgrammatik in kurzer, übersichtlicher Fassung und mit besonderer Bezeichnung der Pensen für die einzelnen Classen der Gymnasien und Realgymnasien. Von Dr. Friedrich Holzweißig, Director des kgl. Victoria-Gymnasiums zu Burg. 5. neu durchges. Aufl. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Goedel) 1892. 8° VIII u. 224 SS. Preis 2 Mk. 50 Pf.

Ref. hat seit der Besprechung der 2. Auflage von Holzweißigs Grammatik (vgl. d. Ztschr. 1890, S. 44 f.), in der er constatieren konnte, dass bei gewissenhafter Verbesserung im einzelnen der Inhalt und die Anlage keine nennenswerten Änderungen erfahren habe, erst wieder die 5. Auflage zu Gesicht bekommen. Bei Vergleichung dieser mit der 2. lässt sich auch jetzt in derselben keine wesentliche Umgestaltung erkennen. Der Verf. hat sein ganzes Augenmerk in den drei letzten Auflagen auf die Verbesserung von Einzelheiten in dem nach Inhalt und Anlage gleich von vornherein guten Hilfsmittel gerichtet.

Eine Reducierung der vielerlei Schriftarten zur Bezeichnung der Pensen für die einzelnen Stufen, deren Anwendung weder schön noch wohlthuend für die Augen war, ist vorgenommen worden. Vereinfachung und Kürzung des Lernmaterials tritt dem aufmerksamen Leser an vielen Stellen entgegen. So sind z. B. §. 5 die allgemeinen Genusregeln vereinfacht und die Reim-

regeln derselben beseitigt, die Genusregeln der 5. Declination gekürzt, im Verzeichnis der Stammformenbildung der wichtigsten Verba §. 102—116 seltenere Verba und Formen gestrichen und hie und da früher weggelassene Composita dafür aufgenommen. Viele Regeln sind erweitert und übersichtlicher gestaltet, wie §. 198, bei mancher ist Nichtzusammengehöriges getrennt und am passenden Orte untergebracht worden, wie §. 196 die Verba des Überflusses von denen des Mangels, von welchen nun jene in §. 205 stehen, oder assuefacere und assuetus, die aus §. 174 in §. 205 übertragen sind. Der Pensenvertheilung ist gleichfalls große Aufmerksamkeit zugewendet und dabei der Grundsatz festgehalten, dass für die 1. Classe nur das Regelmäßige aus der Formenlehre, für die 2. das für die Lectüre des Nepos und Cäsar Nothwendige und für die 3. Classe das Wesentliche aus der Casuslehre im engsten Anschlusse an die am meisten gelesenen Biographien des Nepos als Lernstoff bestimmt sei. So sind, um nur einiges zu erwähnen, nunmehr fast alle Ausnahmen der Genusregeln für die 2. Classe reserviert, manche Verba aus dem Verzeichnisse der Stammformenbildung späteren Stufen oder gelegentlicher Erwähnung zugewiesen, §. 168 coarguere, §. 170 u. 206 licere, conducere, §. 171 piget, taedet, miseret aus dem Pensum der 3. Classe ausgeschieden und einer höheren Classe oder einer späteren Gesammtrepetition vorbehalten, desgleichen §. 194, 4, das zum Pensum der 4. Classe gehörte. Umgekehrt ist einiges aus den Regeln oder auch aus den Anmerkungen unter dem Texte, das einer höheren Classe zugewiesen war, nun der 3. zugetheilt worden, wie §. 178 und 207 u. a. Auch Hinzufügungen kommen vor, wie §. 230 a über die Bedeutung der Tempora in Nebensätzen.

So zeigt sich überall die bessernde Hand, im wesentlichen aber ist das Buch das alte geblieben, und Ref. kann auf das hinweisen, was er nach dem Erscheinen der 1. und 2. Auflage in d. Ztschr. 1886, S. 837 f., und 1890, S. 44 f., über Inhalt, Form und Wert des Buches gesagt hat, und das Buch als eines der brauchbarsten Hilfsmittel beim Lateinunterrichte den betreffenden Fachkreisen empfehlen.

Über iterative Satzgefüge im Lateinischen von Dr. J. B. Sturm.

Programm zum Jahresbericht der k. Studienanstalt Speier für das Schuljahr 1890/91. Speier, Jäger'sche Buchdruckerei 1891. 8°, 27 SS.

Der Verf. versucht in der vorliegenden Programmarbeit für die sprachliche Erscheinung, dass in iterativen Satzgefügen Indicativ und Conjunctiv nebeneinander und zwar bei den verschiedenen Autoren nach bestimmten Conjunctionen häufiger oder minder häufig vorkommen, einen Grund zu finden. Durch eingehende Betrachtung und Erklärung der einschlägigen Beispiele aus Cäsar, Nepos und Sallust kommt er zu dem Resultate, dass der sogenannte iterative Conjunctiv auf doppelte Modalität, d. h. auf das

Bestreben, zwei Modi durch ein Prädicatsverbum auszudrücken, zurückgeführt werden kann.

Ref. kann die Ansicht des Verf.s nicht theilen, da eine Conjunction mit einem bestimmten Modus, sei es Indicativ oder Conjunctiv, doch immer nur eine Aussageform zum Ausdruck bringen kann. Dass neben dieser an eine zweite gedacht werden kann, liegt nicht im Modus, sondern in der Verbindung einer Nebenhandlung mit der des übergeordneten Satzes, kommt aber nicht in der Form zum Ausdruck, wie z. B. die Zeitstufe nicht beim Particip Präs., obwohl sie aus der Verbindung mit dem übergeordneten Verbum ersichtlich wird. Ist im übergeordneten Satze die Handlung iterativ, so wird dadurch eine an sich causale, concessive oder potentiale Nebenhandlung ebenfalls als wiederholt zu setzen sein, ohne dass dies jedoch durch die Form ausgedrückt ist. Der Schriftsteller hat eben kein Mittel, beides in einer Form auszudrücken, er muss, wenn ihm dem Tenor der Darstellung gemäß die causale, concessive oder potentiale Aussageform wichtiger erscheint, sich für den Conjunctiv entscheiden und der Relation der Handlungen die Modificierung der untergeordneten in iterativem Sinne überlassen.

Dass manche Autoren für die eine oder andere Aussageform bei denselben Conjunctionen eine gewisse Vorliebe haben, ergibt sich aus der Zusammenstellung und Betrachtung der betreffenden Stellen. Die Kenntnis derselben trägt also zur genaueren Kenntnis des Stils der einzelnen bei; und darin liegt der Nutzen des vorliegenden Schriftchens, wenn auch die daraus gezogene Folgerung nicht richtig ist.

Latin olvasó és gyakorlókönyv. A gymnasium 1. és 2. osztálya számára. Fináczy Ernö és Kiáltossy József közremüködésével szerkesztette Szilasi Móricz. Budapest, Kiadja az Eggenberger-féle könyvkereskedés (Hoffmann és Molnár) 1887. 8°, VIII u. 139 SS. Preis 90 kr.

Latin nyelvtan és szótár. A gymnasium 1. és 2. osztálya számára. Fináczy Ernö és Kiáltossy József közremüködésével szerkesztette Szilasi Móricz. Budapest, Kiadja az Eggenberger-féle könyvkereskedés (Hoffmann és Molnár) 1887. 8°, 128 SS. Preis 80 kr.

Das erste der beiden genannten Lehrbücher, ein Lese- und Übungsbuch, zerfällt in zwei Theile. Der 1. Theil (S. 1 bis 64) enthält als Stoff für die 1. Classe 41 Lesestücke theils aus der römischen Königsgeschichte (Romulus) theils aus der ungarischen Geschichte (Ursprung der Hunnen und Magyaren, Attila), ferner Fabeln, die Sage von Odysseus und Polyphem, Schilderungen, leichte Räthsel, Gespräche und kurze poetische Stückchen. Diese sind zu übersetzen nach Einlernung der dazu gehörigen Vocabeln, die für die ersten 23 Stücke in der Form, wie sie in den Lesestücken erscheinen, nach diesen geordnet S. 44—58 angeführt, für die folgenden Stücke aber bis zum 41. in einem alphabetisch

geordneten Wörterverzeichnisse (S. 59—64) zusammengestellt sind, da bis dahin der Schüler in der Kenntnis der Formenlehre bereits soweit vorgeschritten sein muss, dass er die in diesen Lesestücken vorkommenden Formen erkennen und bestimmen kann.

Zur Erlangung dieser Kenntnis ist zu parallelem Gebrauche neben den Lesestücken Übungsstoff in Form von einzelnen Sätzen aus den ersten 23 Übungsstücken herausgehoben, an welchen der grammatische Stoff (die Declination der Nomina, das Geschlecht der Substantiva, die vier Conjugationen, das Hilfsverb und zwischen diesen die Comparation der Adjectiva, die Adverbien, die Pronomina und die wichtigsten Präpositionen) erläutert und eingeprägt wird. Zu den angeführten Sätzen, deren Zahl nicht groß ist (S. 18—43), können nach Belieben und Bedürfnis noch andere aus den Lesestücken herausgehoben und auch die angeführten variiert werden.

Der Gang des 2. für die 2. Classe bestimmten Theiles des Lesebuches (S. 67—139) ist derselbe. Er enthält 43 Lesestücke, die aus Sentenzen, Sprichwörtern, Gesprächen, Erzählungen aus dem Leben aller römischen Könige, aus der ungarischen Geschichte (Arpad), Mythen, Fabeln in Prosa, der Sage von Ulixes bei der Circe und einigen Fabeln in Versen bestehen (S. 67—91). Der Übungsstoff, der sich an 27 Lesestücke anlehnt, bringt unter Wiederholung und Abschließung des grammatischen Materials der 1. Classe die Unregelmäßigkeiten der Declination und Conjugation, soweit die Kenntnis derselben zum Verständnis der Schulautoren nöthig ist, zur Einübung (S. 92—114). Die Vocabeln zu diesen und zu den Lesestücken sind natürlich nur in dem hinzugefügten alphabetischen Wörterverzeichnis (S. 115—119) aufzusuchen.

Neben diesem ersten der oben genannten Lehrbücher ist auch beim Unterrichte auf der ersten und zweiten Stufe das zweite zu verwenden, das die Zusammenstellung der lateinischen Formenlehre in knappester Form enthält mit Weglassung alles dessen, was selten oder nie in der späteren Lectüre vorkommt (S. 3—42). Aus ihm soll der Schüler die sprachlichen Erscheinungen nicht als etwas Neues kennen lernen, es soll ihm damit nur eine systematische Zusammenstellung aller sprachlichen Einzelheiten geboten werden, die er bereits aus eigener Anschauung in den Lesestücken kennen gelernt hat. Durch Einreihung dieser in ein System bietet es dem Schüler das Mittel zur übersichtlichen Wiederholung und fester Einprägung derselben.

An die Grammatik schließen sich Wörtersammlungen, von denen die erste (S. 43—64) den Menschen und seine engere und weitere Umgebung (Körper, Haus, Natur) nach dem Vorgange der Übungsbücher zur Erlernung moderner Sprachen behandelt, da der Verf. von dem Gedanken ausgeht, man müsse auf der ersten Unterrichtsstufe in dem Knaben, um ihn zum Lernen anzuspornen, die Wahnvorstellung wecken und erhalten, dass er die lateinische

Sprache auch zum lebendigen Gebrauche lerne. Ref. hält dieses Mittel für ganz unnöthig; er weiß aus jahrelanger Erfahrung, dass auf dieser Stufe, wo der Lerntrieb naturgemäß noch viel stärker ist als in späteren Jahren und alles Mögliche in seinen Bereich zieht, es sehr leicht ist, auch für eine todte Sprache Interesse zu erregen. Man halte nur alles fern, was ihn zur Passivität verurtheilt, namentlich lange, ihm unverständliche wissenschaftliche Erörterungen, und die Lernlust steigert sich durch das Gefühl des Erfolges, so dass eher Übereifer zu zügeln ist. Nichts liegt ihm dabei ferner als die Erwägung oder die Frage, warum er etwas lerne. Die zweite Sammlung ist eine Zusammenstellung von Stamm- und abgeleiteten Wörtern (S. 65—67) und die dritte bringt Wörter entgegengesetzter Bedeutung (S. 68—70). Zur Einprägung dieser Wörtersammlungen dienen 32 Stücke in ungarischer Sprache zur Übersetzung ins Lateinische (S. 71—89), wozu die außer den betreffenden Wörtergruppen noch nöthigen Vocabeln nach den Abschnitten geordnet nachfolgen (S. 90—103). Mit der Übersetzung dieser Stücke ist in der 1. Classe erst nach Einübung der Declination, also beiläufig nach Absolvierung von 11 Stücken des Lesebuches zu beginnen und sind in langsamem Tempo neben dem Lesebuche etwa 12 Abschnitte zu übersetzen, die übrigen 20 Stücke aber bleiben der Übersetzung in der 2. Classe vorbehalten. Den Schluss dieses zweiten Lehrbuches bildet ein ungarisch-lateinisches, alphabetisches Wörterverzeichnis, das alle in den beiden Büchern vorkommenden Wörter enthält.

Nach dieser Darlegung des Inhaltes und der Anordnung desselben bleibt dem Ref. nur noch übrig, über die Methode dieser Hilfsmittel beim ersten Unterrichte im Latein, ferner über den Inhalt und die Form der Lesestücke und Übungen ein paar Worte zu sagen.

Dass der Verf. von dem Grundsatze ausgeht, die Formenkenntnis nicht zuerst aus der Grammatik dem Schüler beizubringen, sondern durch die Lectüre aus dem Satze sie von ihm selbst finden zu lassen, verdient unbedingte Billigung. Was der Knabe auf dem Wege der Induction sich aneignet, wird sein bleibendes geistiges Eigenthum. Dass nur Regelmäßiges im 1. Jahre berücksichtigt ist und auch bei der Ergänzung des Formenmaterials durch die Unregelmäßigkeiten im 2. Jahre stets darauf gesehen wird, ja nichts aufzunehmen, was der Schüler bei der späteren Lectüre nicht verwenden kann, wird gleichfalls allseitig in Lehrerkreisen Anerkennung finden.

Nicht billigen kann Ref., dass gleich anfangs im Lesebuche zuviel verschiedenartiges formelles und syntaktisches Material in den Sätzen gehäuft ist. Die Unmöglichkeit, alles das erfolgreich zu bewältigen, muss entmuthigend auf den Anfänger einwirken. Erst nach wiederholtem Vorkommen derselben Sprach-

erscheinungen dürfen neue in den Sätzen vorgeführt werden. Die allmähliche Häufung derselben muss dem zunehmenden Wissen angepasst sein; denn mit dem Wahrnehmen gesteigerten Könnens wächst auch die Lust, eine größere Zahl von Schwierigkeiten zu bewältigen. Lattmann kann in dieser Beziehung in seinen Übungsbüchern als Muster aufgestellt werden. Von ihm ist das anfängliche Fassungsvermögen und die zunehmende geistige Kraft der Schüler bei der Wahl des Stoffes stets im Auge behalten worden. Bei einer neuen Auflage sollte vor allem das Vielerlei der zur Erklärung kommenden Formen beseitigt und ein Fortschreiten vom Leichteren zum Schwereren angestrebt werden.

Die Annahme von nur drei Declinationen und darunter einer gemischten, nach welcher die Substantiva der bisherigen 5. Declination abgewandelt werden, statt der üblichen fünf Declinationen erleichtert dem Schüler nichts und ist nebenbei nicht wissenschaftlich. Dieser Vorgang steht also mit den im Vorworte aufgestellten Grundsätzen im Widerspruche. Auf dieser Stufe soll man vor allem darauf Gewicht legen, dass der Schüler möglichst rasch die Declination sich einpräge, und alle Wissenschaftlichkeit, welche dies nicht bewirken hilft, beiseite lassen, da sie für Knaben dieser Stufe doch unverständlich ist und verwirrend wirkt. Die Formen der einzelnen Casus müssen fest eingeprägt werden, damit der Schüler rasch zur eigentlichen Verstandesübung, dem Übersetzen, kommt; in den Formen an sich liegt für ihn auf dieser Stufe keine. Die Genusregeln für die Wörter der sogenannten 1. Declination (1. und 2. bisher) und des kleinsten Theiles der 2., nämlich der bisherigen 4., sowie der gemischten (bisherigen 5.) wird der Schüler sich leicht einprägen, aber die für die Mehrzahl der 2. (bisherigen 3.) vermittelst Stamm und Endung kaum.

Die Auswahl des Stoffes dem Inhalte nach ist zu loben. Sowohl die antiken als auch die der heimatlichen Geschichte entnommenen Abschnitte sind durchgehends derart, dass sie den Schüler fesseln und anregen und auf Geist und Gemüth bildend einwirken müssen. Trefflich ist die Wahl der Sentenzen und Sprichwörter zur Einübung der Ausnahmen zu den Genusregeln im Lesebuche für die 2. Classe S. 67—69. Weniger gelungen sind in dieser Beziehung die Gespräche und die aus dem Ungarischen ins Lateinische zu übersetzenden Stücke. Der in ihnen zum Ausdruck gebrachte Stoff liegt von dem Inhalte der lateinischen Schulautoren zuweit ab und doch ist der Endzweck der Erlernung der lateinischen Sprache nur das Verständnis der lateinischen Musterschriftsteller und die Förderung klaren und richtigen Denkens durch die stete Vergleichung der beiden Sprachen behufs genauer und correcter Übertragung aus der lateinischen in die Muttersprache. Der Grund, welchen der Verf. für die Wahl der genannten Stücke anführt, ist, wie Ref. oben bemerkt hat, nicht stichhältig und auch wegen einer

gewissen Unaufrichtigkeit, zu deren Erkenntnis der Schüler allerdings erst später kommen wird, nicht zu billigen. Das Phrasenmaterial der gleichzeitigen und bevorstehenden Lectüre ist am besten in derartigen Übungen zu verwerten.

Was den sprachlichen Ausdruck anbelangt, ist, abgesehen von der klaren und präcisen Fassung der grammatischen Erklärungen, anzuerkennen, dass im allgemeinen der lateinische Ausdruck der Lesestücke correct ist und die Sätze durchsichtig gebaut sind.

Gegen die Tendenz des Buches, nur allgemein übliche Wendungen unter Ausschluss der poetischen und nachclassischen und selten vorkommenden zu gebrauchen, verstößt der Verf. hie und da, z. B. S. 6, Abschn. 14, Z. 1 und 3 durch revertere st. reverti; die Anwendung der Cardinalzahlen st. der distributiven S. 14, 30, Z. 4 und 5; durch den Gebrauch von gustus st. gustatus S. 14, 33, Z. 2; sed et st. sed etiam S. 72, 5, Z. 2; si autem st. sin autem S. 82, 27, Z. 17; ad caelos S. 72, 6, Z. 7, welche Heterogenie in der classischen Sprache nicht nachweisbar ist, dem Schüler also nicht aufgebürdet werden darf; durch dēn Singular domum und animo in Beziehung auf eine Mehrheit von Individuen st. des Plurals S. 1, 2, Z. 7; S. 83, 28, Z. 2; quibus considere possemus st. in quibus, da der bloße Ablativ in dieser Verbindung poetisch und nachclassisch ist, S. 81, 24, Z. 8; acre erat ei ingenium st. in eo inerat oder erat acri ingenio S. 7, 4, Z. 5; et st. que S. 12, 26, Z. 5 und 9; in qua opinione eum confirmavit st. opinionem alicuius conf. S. 8, 17, Z. 2; bellum finire st. conficere S. 9, 18, Z. 4. S. 81, 26 ist der Satz 1 wohl ein Germanismus. Auch im Gebrauche der Tempora und Modi findet sich manches Anstößige, so S. 7, 15, Z. 2 vivebant st. vixerunt; Z. 6 proficiscebantur st. profecti sunt; S. 81, 25, Z. 4 adiuveras st. adiuvisti; S. 87, 28, Z. 5 ebenfalls das Plusquamperfect st. des Perfects und Z. 7 intellegebat st. intellexit; S. 83, 28, Z. 9 mit merkwürdigem, nicht zu erklärendem Wechsel von Imperfect und Perfect; S. 81, 24, Z. 2 das Imperf. (Indicat.) st. Perfect (Conjunctiv); S. 9, 18, Z. 4 finivero st. finivissem (oder richtiger confecissem) u. a.

Selten fehlt eine Quantitätsangabe, wie bei repit S. 40 der Grammatik, oder findet sich eine unrichtige Schreibung, wie retulit st. rettulit S. 40, oder eine unrichtige Form, wie excelluit, die im Lateinischen nicht vorkommt, S. 37 u. dgl.

Der Druck ist correct, die Ausstattung für Unterrichtszwecke ganz entsprechend. Ref. glaubt, dass nach Abstellung der angedeuteten Mängel das angestrebte Ziel mit diesem Unterrichtsmittel erreicht werden kann.

Wien. H. Koziol.

Schwering Julius, Franz Grillparzers hellenische Trauerspiele, auf ihre literarischen Quellen und Vorbilder geprüft. Paderborn, Ferd. Schöningh 1891. 8°, 183 SS.

Seit dem Erscheinen des vorliegenden Buches, das hiermit so verspätet zur Anzeige gelangt, sind zwei Abhandlungen zutage getreten, die sich mit dem Thema unseres Verf.s mannigfach berühren: Carlmann Niederhofers Arbeit: 'Der Einfluss der Griechen auf Grillparzer' (Progr. des Schottengymnasiums zu Wien 1892) und G. Wanieks Studie: 'Grillparzer unter Goethes Einfluss' (Xenia Austriaca. Festschrift der österreichischen Mittelschulen zur 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien 1893. Abth. II. S. 65—99). Ein erfreuliches Zeichen, wie sich auch außerhalb der Jubiläumsfeier, oder vielmehr gerade nach derselben, die ernste Arbeit mit den Problemen der Grillparzer-Forschung beschäftigte. Vor allem hat Waniek eine Reihe hübscher Beobachtungen vorgelegt, welche mit Dank zu verwerten sind, während Niederhofer über rein sprachliche Bemerkungen nicht zu einem allgemeineren Gesichtspunkte vorgedrungen ist.

Dasselbe lässt sich auch von dem Buche Schwerings sagen, wenn sich auch viel Lobenswertes an diesen Tadel anschließt. Verf. hat, wie sich zeigen wird, für die Quellen manchen schlagenden Nachweis gegeben, es auch an Verständnis nicht fehlen lassen. Aber auch seine Schrift, die sich schon dem Titel nach als zusammenfassend gibt, entbehrt eines festen Bandes, die drei besprochenen Dramen 'Sappho', 'Das goldene Vließ', 'Des Meeres und der Liebe Wellen' fallen in drei Abschnitten auseinander; man kann nur bedauern, dass Schwering, der aus gutem Materiale ein Haus erbaute, nicht auch ein Dach, das alle Räume überdeckt, zur Krönung des Gebäudes aufgesetzt hat. Ich hätte zunächst einen größeren Ausblick auf Grillparzers übrige Dramen erwartet. Wenn auch eine Gruppe für sich, sind doch die hellenischen Trauerspiele nur ein Theil von Grillparzers Werken, und dünne, aber deutliche Fäden ziehen sich von der Hero-Tragödie und Sappho zur Libussa, von dem scharfen Contraste der Cultur und Barbarei, das Leitmotiv der Medea, zum Treuen Diener seines Herrn und im humoristischen Sinne zu 'Weh dem, der lügt' hinüber (vgl. Liechtenheld: Grillparzer-Studien). So hat der Verf. zu wenig auf das stereotype Motiv des Mannes, der zwischen zwei Frauen gestellt wird, hingewiesen, das ja gerade einen Klinger zur Bearbeitung des Medea-Themas verlockte. Grillparzer stellt Phaon zwischen Melitta und Sappho, Jason zwischen Kreusa und Medea, Rustan zwischen Gülnare und Mirza, Ottokar zwischen Kunigunde und Margarethe, Ahasver zwischen Vasthi und Esther, Alfons zwischen die Jüdin und Leonore (vgl. Scherer, Vorträge und Aufsätze S. 220). Das Machtweib — auch Sappho wird gelegentlich eine neue Medea — steht der reinen Unschuld gegenüber. Das ist Sturm und Drang. Auch

im einzelnen darf an manches erinnert werden: Melitta ist sechzehnjährig wie Louise, Sappho verlangt sie zu sehen, findet sie schön wie die Lady usw. Aber man beachte: In Kabale und Liebe, Don Carlos, Götz, Stella u. a. gehen die Liebenden zugrunde, Grillparzers Paare finden sich zumeist. Das ist nicht mehr Sturm und Drang, das ist die Wendung zu Kleist. Im einzelnen hat Schwering den Einfluss desselben auf Grillparzer recht glücklich, speciell auf die Medea (S. 96 f.), hervorgehoben. Besonders mächtig erweist sich die Penthesilea, wie Grillparzer z. B. sogar im Tagebuche aufzeichnet: „Von quälenden Gedanken, wie von Hunden, angefallen" (Grillparzer-Jahrbuch III 210). Jasons Rückkehr zu den Argonauten, die Figur der Gora, besonders ihre Klagen über Medeas Ruhe, dürfen im Goldenen Vließe der Scene mit Peritta, die Sch. anführt, beigesellt werden. Aber auch Hero kann die genaue Bekanntschaft mit der Penthesilea nicht verleugnen. Im fünften Acte fühlt Hero wie Penthesilea, dass die Leiche des Geliebten weggetragen werden soll, wozu Prothoe, wie der Oberpriester Auftrag gibt. Wie Penthesilea stirbt Hero an sich selbst. Noch augenfälliger tritt die Anregung der Kleist'schen Todesscene in der Medea hervor, wo es von Aites heißt, dass er: „den Schmerz erfassend, wie ein Schwert den Tod sich gab".

Penthesilea: Denn jetzt steig ich in meinen Busen nieder,
Gleich einem Schacht und grabe, kalt wie Erz
Mir ein vernichtendes Gefühl hervor ....
Und schärf und spitz' es mir zu einem Dolch;
Und diesem Dolch jetzt reich ich meine Brust.

Diese Einzelheiten verschwinden gegen das Leitmotiv, das Grillparzers und Kleists Dichtung gemeinsam ist: die Einfachheit und Unzerstörbarkeit des Gefühles. In diesem Sinne ist besonders Hero eine Kleist'sche Gestalt, die mit der vollen Sicherheit eines Käthchen liebt. Verwirrung des Gefühles bedingt den Untergang bei Sappho, den ich nicht für so unbegründet wie der Verf. halten möchte. Auf die Bedeutung Phaons kommt es dabei nicht an. Sapphos Selbstmord entspringt der niederschmetternden Empfindung, ihre Sendung verkannt zu haben, tief herabgestiegen zu sein. Grillparzer bringt in der Sappho seine eigene Stimmung zum Ausdrucke, die ihn 1810 niederschreiben ließ: „Bin ich noch derselbe, der voll Muth und Kraft dastand, bereit, es mit dem Schicksale aufzunehmen, bin ich noch der feurige, tieffühlende Mensch, der dahinschwelgte in den Gebieten der Poesie und in dem Reich seiner ungeheueren, unermesslichen Phantasie?.. Aber so kanns nicht bleiben, ich kanns nicht mehr aushalten! Alles kann ich vertragen, aber Selbstverachtung nicht". (Grillparzer-Jahrbuch III 125). Nur dadurch, dass sie sich dem Untergange weiht, erobert sich Sappho ihre Persönlichkeit zurück. Auch die Verachtung des Lebens kehrt in der Medea wieder: „Hättest Du das Leben höher nicht geachtet, als es zu achten ist, uns wäre anders". Kleist: „Das Leben ist viel wert, wenn man's verachtet". Aber Grillparzer sieht nicht, wie Kleist

das Leben als ein elendes Spielzeug an: „Ein Held ist, wer sein Leben Großem opfert, wers für ein Nichts vergeudet, ist ein Thor“ (Argonauten).

Dem Vorwurfe, die gesammten Dramen Grillparzers zu wenig berücksichtigt zu haben, könnte der Verf. mit dem Hinweise auf die Aufgabe, nur die hellenischen Trauerspiele zu untersuchen, begegnen. Vielleicht belehrt ihn sein Dichter selbst aus dem Munde des Oberpriesters: „Ists gleich nicht gut und recht, beim Anfang einer Bahn das Ziel so nah, So ärmlich nahe sich das Ziel zu setzen“, wir wollen auch mit demselben Gewährsmanne hinzusetzen: „Doch sei's für jetzt“. Doch schon oben dürfte sich gezeigt haben, dass auch das, was den hellenischen Dramen Grillparzers gemeinsam ist, nicht zur Geltung kommt, wenn auch verstreute Bemerkungen zeigen, dass der Verf. nicht unbeachtet ließ, was schon Scherer (Vorträge und Aufsätze S. 221) über das schematische Wiederholen von Situationen und Worten gesagt hat, so über den Eingang der Liebesscenen in Sappho und Medea, wozu der III. Act von Des Meeres und der Liebe Wellen mit dem entscheidenden Kusse unbedingt noch beizuziehen ist. Auch gewisse Figuren decken sich: Naukleros und Milo, bei denen man wohl auch an den Pylades denken mag, Janthe und Peritta. Die beiden verachteten Mädchen werden von dem Augenblicke ab, wo die Herrinnen selbst Liebe empfinden, traute Gefährtinnen. Für das verschmähte Eheglück stellt sich dasselbe Bild ein: Medea: „Geh hin in Deines Hirten dumpfe Hütte“, Hero: „Du führtest gar die Tochter mit Dir heim In Deiner Sorgen niedere Hütte“. Sprachliche Wendungen, die sich wiederholen, führt Schwering öfter an. Es ist aber mehr als nur sprachlicher Gleichlaut, wenn Sappho sagt: „Ich hab gelernt verlieren und entbehren“ und Hero: „Ich hab gelernt, gewaltigem mich zu fügen“, und Absicht ist es, wenn Hero im 2. Acte sagt: „Noch gestern, wann Ihr kommt, da war ich frei“ und im 3. Acte: „Ehgestern, wenn Du kamst, war ich noch frei“. Man achte auf Lieblingsworte Grillparzers, wie „golden“. Auf einer Seite (Werke [Sauers Ausgabe] IV 20) findet es sich gelegentlich viermal. Vgl. Iphigenie „goldne Sonne“. Oder „Schlange, zischende Schlange“ u. dgl. (III 190, 199, 281, IV 186). Doch das sind Ergänzungen zu Bemerkungen, die man mehr oder weniger vollständig im Buche sich zusammensuchen kann. In einem Werke über Grillparzers hellenische Trauerspiele durfte aber die Frage, was an ihnen hellenisch ist, nicht nur vorübergehend gestreift werden, wie es (81 ff.) hier geschieht. Man missverstehe mich nicht: ich fordere ebensowenig, wie ich es für die Iphigenie thun würde, einen Beleg für jeden Satz und jeden Charakterzug aus einem griechischen Trauerspiele. Einen Theil dieser Arbeit hat das oben erwähnte Schulprogramm auch gelöst. Aber die Versicherung, dass diese Dramen nicht griechisch seien und nicht sein wollen, kann nicht genügen. Es wird niemandem beifallen, daraus eine Anklage gegen den Dichter zu

erheben und das „nordische Gespenst", wie Bötticher sagt (Grillparzer-Jahrbuch I 188), heraufzubeschwören. Der Dichter ist aber nur zu erfassen, wenn klargelegt wird, wie und warum er den griechischen Stoff in eine moderne innere und äußere Form kleidete. Grillparzer selbst hat mit vollem Bewusstsein gehandelt, wie der Brief über das goldene Vließ es ausspricht: „Die aus Grundsatz gewagte, aber vielleicht hie und da zu weit getriebene Abweichung von der Art, wie man seit Goethes Iphigenie griechische Stoffe behandeln zu müssen glaubte, wie sie aber Shakespeare und Calderon nicht behandelt haben" (Jahrbuch I 196). Wie haben nun Shakespeare und Calderon sie behandelt? National. Und Grillparzer? Er gibt nationalen, d. h. österreichischen Zusatz und Gehalt. Ich sage damit durchaus nichts Neues, auch der Verf. findet, dass Grillparzers Personen gelegentlich wie gemüthliche Österreicher reden (S. 88). Er spricht damit nach, was Scherer vorgesagt hat. Ich hätte aber gerne gesehen, wenn er versucht hätte zu erkennen, worin dieses österreichische Element bestehe, und es in Charakteristik und Sprache nachzuweisen. Specifisch österreichisch ist die starke Beimischung des naiv-lustspielmäßigen Elementes, welche den milden Frauengestalten in Grillparzers hellenischen Trauerspielen zutheil wird. So werden Melitta und Hero wahre Wienerinnen in ihrer halb bewussten, halb natürlichen Koketterie. Wenn Melitta weinend stammelt: „Ich weiß nicht, was Du meinst", oder Hero im 2. Acte spricht: „Es schickt sich nicht" und doch bei den Jünglingen platznimmt, oder vor dem Kusse zögert: „Es soll nicht sein", sind wir in der Welt des Wiener Localstückes, wie z. B. in Nestroys „Einen Jux will er sich machen" das Mädchen immer wiederholt: „Es schickt sich nicht" und doch mit dem Geliebten geht. Unbedingte Offenheit zeichnet diese Mädchen aus: Melitta, von Phaon gescholten ob ihres Plauderns gegen Rhamnes, versteht seinen Vorwurf gar nicht: „Er fragte ja." Offenheit gegen sich selbst ist das Wesen Heros, in dem kein gemachtes Schamgefühl laut werden kann. Hero liebt den Witz und das harmlose Wortspiel, ganz in Wiener Art: „Die Seelen tauschest Du? Ei, gute Götter, Ich will die meine gern für mich behalten, Wer weiß ob eine andere mir so nütz?" Im dritten Acte klingt fast das locale „Du Schlimmer" an, wie Grillparzer auch volksmäßige Wendungen „Was schadts?" „Es ist doch Schad'" thatsächlich einflicht. So sind auch die vielen Interjectionslaute, die starken Ellipsen aus dem klangvollen Dialect der Donaustadt erwachsen. Ausrufe, wie Heros: „Bin ich erschrocken" wären in einem in Deutschland verfassten Trauerspiele unmöglich. Auch Naukleros hat sein Quentchen Wiener Blut. Bei dem Gedränge — auch eine wienerisch geschaute Situation — mahnt er gemüthlich: „Nun, guter Freund, ihr drängt gar scharf", arbeitet sich aber selbst auf den besten Platz hin. Wem steigen da nicht alte, unvergessliche Jugenderinnerungen an den Einlass vor dem Burgtheater auf? Auch die Freude an Gesang

und Musik hat ihren Ursprung in der Heimat. Auch jede Wienerin weiß ein Lied, sie summt es gerne vor sich hin und manches wird ihr noch heute in der Stadt der Volksbarden zugetragen, bevor sie es recht versteht. An Ophelias „Valentine-song" mag man da wohl auch denken. Bei genauerer Durchführung ließe sich wohl noch manches für Grillparzers Wienerthum hervorheben; das erwähnte mag genügen, um zu beweisen, wie sein Wort:

Hast Du vom Kahlenberg das Land Dir rings besehen,
So wirst Du. was ich schrieb und was ich war, verstehen.

gerade in den hellenischen Trauerspielen volle Geltung hat.

Auch einer weiteren Beobachtung Scherers ist der Verf. nicht nachgegangen. Es ist die unendliche Deutlichkeit des Scenischen, welcher bei Grillparzer das einzelne Wort geradezu unterworfen wird. Er strebt im großen, wie im kleinen immer zum plastischen Bilde; auch das ist ein Wiener Zug, die Freude am Schauen. Man höre Kreusa beim Unterrichte mahnen:

Hier, diese Saite nimm | die zweite, diese!
Die Finger mehr gelöst.

Man sehe nur Hero, die sich zu Leander herabbeugt:

So wahre dieses Haupt, und diesen Mund
Und diese meine Augen.

Sind diese Worte nicht schon die zarteste physische Liebkosung? So zeigt denn auch Grillparzer seinen Landsleuten gerne auf der Bühne etwas, sei es nun die Einkleidung Heros oder die Drachenhöhle in den Argonauten, die ein bedeutendes scenisches Aufgebot erfordert. Wir kommen der Wiener Volksbühne nahe, die Schaubühne im vollsten Sinne des Wortes war. Auch das Vließ mit seinen geheimnisvollen, dem Nibelungenhort verwandten Eigenschaften (vgl. Landmann, Zeitschrift f. vergl. Lit.-Gesch. N. F. IV, 159 ff.) ruft manche der Wundergaben im Wiener Feenmärchen und Spektakelstücke ins Gedächtnis. In „Traum ein Leben" hat ja bekanntlich diese ganze Gattung ihre höchste künstlerische Veredlung erfahren. Ähnlich ist es auch, wie ich nebenbei bemerken will, „Weh dem, der lügt" ergangen. Die feinsinnige Erörterung Minors (Grillparzer-Jahrbuch III 41 ff.) hat für Leon den Gracioso herbeigezogen. Das ganze Stück ist aber, seines Gehaltes entkleidet, die echte Hanswurstcomödie mit altem, oft gewendetem Stoffe: Hanswurst, der lustige Diener, liebt die Tochter Colombine des komischen Alten Odoardo, um sie bewerben sich der langweilige, melancholische und der reiche, dumme, vom Vater begünstigte Freier: Beide schlägt er aus dem Felde, die Alten werden, oft durch recht handgreifliche Possen gefoppt; er erhält sich in seiner Stellung trotz seiner unglaublichen Grobheit, und es gelingt ihm mit Colombine zu fliehen. Bis ins Detail lassen sich da Scherze der unverfälschtesten Hanswurstcomödie verfolgen.

Wenden wir uns wieder zu Schwerings Buche. Im ersten Capitel wird die Sappho behandelt. Der Verf. erwähnt kurz Grillparzers Jugenddichtung. Die Ahnfrau erscheint ihm im engsten

Sinne als Schicksalstragödie, damit ist ihr auch das Urtheil gesprochen. Dass S. 4 Werners 24. Februar das Gegenstück zu Müllners 29. Februar heißt, ist wohl nur ein kleines Versehen. Außerordentlich gelungen ist der Nachweis der Quellen: Franz von Kleists Sappho, der Staël Corinna stehen in erster Linie. Aber, was Kleists Drama liefert, ist Rohmaterial und niemand wird die folgenden Sätze Schwerings nachsprechen: „Dankbarer und weniger mühevoll ist es, einen bereits dramatisch zugerichteten Stoff zu verbessern, als ganz zu erfinden. Der Ruhm Grillparzers in vier Wochen Sappho vollendet zu haben, ist dadurch in etwas gemindert" (S. 42). Die Einwirkung des Tasso wird von Waniek (S. 81 ff.) mit Recht viel geringer angeschlagen, dagegen stärker auf Iphigenie verwiesen. Ansprechend ist der Hinweis Schwerings auf Alexis und Dora für die Liebesscene. Dem Tadel, dass Phaon gegen Sappho sich unmotiviert brutal benimmt, kann ich durchaus nicht beistimmen. Es ist ein wohlbeabsichtigter Durchbruch seiner echten Natur, welche die ihrer Hoheit entkleidete Sappho nicht mehr zurückzuhalten vermag. Wie Schiller in Grillparzer noch fortlebt, zeigt deutlich der dem Don Carlos entlehnte Vers: „Du sprichst von Dingen, die vergangen sind" (III 242). — Das goldene Vließ erscheint in seinen zwei ersten Theilen nahezu ganz selbständig, wenn man von der kleinen Entlehnung aus Lope de Vega im Eingange absieht. Der Übereinstimmung mit Schillers Plane (S. 92) erfreut sich Grillparzer 1844 (Grillparzer-Jahrbuch III 222). In der Medea begegnet sich Grillparzer besonders mit Seneca und Klinger. Aus letzterem tritt die Parallele, welche zwischen Medea und Sappho sich stofflich ziehen lässt, besonders deutlich hervor, wenn es heißt: „Der Mensch wird nur zum Menschen gezogen." Die Abneigung, die man dem rückkehrenden Jason im Volke entgegenbringt, finde ich nicht so unbegreiflich wie der Verf. (S. 110). Schiller klingt an (Jungfrau von Orlans):

Nichts weiter von Vergleich, von Unterredung,
Von gütlichem Vertrags fruchtlosem Versuch.

Medeas Flehen:

Lenk' einen Strahl von Deiner Himmelsklarheit
In diese wunde, schmerzzerriss'ne Brust usw. (IV 167)

lässt an Jaromirs Rede in der Ahnfrau denken (III 82). Shakespearisch ist „Jasons Schatten" (IV 196), sowie die große Rede, in der Jason sein Selbst von Medea zurückfordert. Medea hat einen starken Einfluss auf Mosenthals Deborah ausgeübt.

Die mühsame und selbstquälerische Arbeit an „Des Meeres und der Liebe Wellen" — man kann leider nicht anders sagen, da einmal das Stück diesen entsetzlichen, wohl aus Naukleros': „von Lieb' und Wellen matt" entsprungenen Titel hat[1]) — lassen

[1]) Ähnliche Titel liegen in der Zeit. Beliebt war Kotzebues: »Des Hasses und der Liebe Rache«. Ich kenne ein dem Englischen nachgeahmtes Stück von Kindler: »Der Liebe und des Hasses Wirken«.

jetzt die Tagebücher leicht übersehen, wie sie der III. Band des Grillparzer Jahrbuches bringt. Ich kann bei Erwähnung dieser wichtigen Publication die Bemerkung nicht unterdrücken, dass dem Grillparzer-Jahrbuch bis heute noch ein wesentlicher Bestandtheil fehlt: ein Bericht über die Grillparzer-Literatur. Man hat dasselbe Recht ihn ebenso wie entsprechend im Goethe-Jahrbuch oder Shakespeare-Jahrbuch zu fordern. Für die Stoffgeschichte ist dem Verf. die Schrift M. H. Jellineks: „Die Sage von Hero und Leander in der Dichtung", Berlin 1890 entgangen. Musäus bleibt Hauptquelle; mit Recht vermuthet der Verf. auch Bekanntschaft mit dem Volksliede, die böse Nonne, welche das Licht löscht, scheint stark dafür zu sprechen. Ob Grillparzer Marlowe-Chapmans Epos „Hero and Leander" kannte, bleibt (S. 156) dahingestellt. Weshalb? In einer Untersuchung von Grillparzers Quellen? Jellinek, der S. 91 ein Verzeichnis der von Grillparzer in seinem Handexemplare des Musäus angestrichenen Stellen gibt, hat S. 68 eine Reihe Übereinstimmungen des englischen Epos mit Grillparzers Drama aufgeführt, die sich noch vermehren lassen. Bei Grillparzer erhält das Fest des ersten Actes nicht nur einen „katholischen Anstrich" (Schwering S. 178), es wird geradezu zur Nonneneinkleidung und Weihe; er spricht vom „Gotteshäuslein", „die Weihen üben" usw. So wird aber schon bei Marlowe Hero zur „nun" und der Tempel zur „church". Der erste Blick entscheidet für den in der Liebe ganz unerfahrenen Jüngling:

Stone still the stood and evermore he gazed
Relenting Hero's heart was strook

Leander kehrt nachhaus zurück; er trägt mit sich:

»The purple riband
Wherewith she wreathed the largely spreding hair«.

Der Vater bemerkt, wo er gewesen, er macht ihm Vorwürfe, eine Schwester wird zur Vertrauten, der er auch das Liebespfand weist. Er schwimmt zu Hero hinüber. Er redet sie an „though members col, all feeble, faint and wan", und bittet sie, den Ermüdeten „for pity's sake" aufzunehmen. Der 3. Gesang schildert Heros Erinnerung an den Liebesgenuss. Aus bangen Zweifeln arbeitet sie sich zum Bewusstsein ihrer Sittlichkeit empor. Ihr Geist sagt ihr:

Good vows are never broken with good deads,
For then good deeds are bad
That is a good deed that prevents a bad.

Sie sieht in Leander einen Gott, der zu ihr niederstieg (vgl. VI 70, und Argonauten II. Act IV 63). Sie entscheidet: Love would not leave the conscience perplexed. Sie raisoniert viel mehr als Grillparzers Hero, aber der innerliche Process ist derselbe. Sie analysiert „duties" und „dignities" der Götter, wie im deutschen Drama Rechte und Pflichten. Sie spricht Leander mehrmals an: „gentle youth!" bei Grillparzer: „guter Jüngling!". Wenn sie klagt, dass ihr Gefühl „quite confound nature's sweet harmony", so lässt sich, die oben citierten Verse dazugezogen, wieder bei

Grillparzer vergleichen (VI 56):

Das ist nicht gut
Was so verkehrt die innerste Natur ...

Leander: Das nennst Du schlimm?
Und alle Menschen preisen's hochbeglückt
Und Liebe nennen sie's.

Leander, dessen freche Sophistik bei Marlowe so schlecht mit der Versicherung seiner Unerfahrenheit stimmt, spottet über Heros Jungfrauenschaft: „Men foolishly do call it virtuos". Auch eine Art Janthe erscheint in Mya, deren Liebesbedürfnis Hero jetzt erst versteht.

Es ist schwer anzunehmen, dass alle diese Übereinstimmungen rein zufällig sind. Eher wäre es bei Byrons Bride of Abydos möglich, eine Dichtung, die schon durch den Eingang des zweiten Gesanges, der kurz Heros und Leanders Schicksal erzählt, von Jellinek zu erwähnen gewesen wäre. Aber Einzelheiten könnten Grillparzer immerhin vorgeschwebt haben, so wenn Zuleika zu Selim spricht:

Thy cheeks, theire eyes, thy lips to kiss,
Like this and this, no more than this.
For Alla! sure thy lips are flame,
What fever in thy vein is flushing?

Die Liebenden weilen im Cypressenhain, bis die Trommel ertönt, das Zeichen, dass sie scheiden müssen (vgl. Act II); das Zimmer Zuleikas wird geschildert: über Bücherrollen hängt die vernachlässigte Laute (VI 45). An die Iphigenie hat Waniek für den Eingang, die Scene der Freunde, die gesuchte Heilung erinnert, und auch eine Reihe von Wortübereinstimmungen beigebracht. An Gretchens Monolog mit dem Liede vom König in Thule, unterbrochen durch Erinnerung an den einmal gesehenen Mann, denke ich im 3. Acte. Man vergleiche auch Gretchens: „Es ist so schwül, so dumpfig hier" und Heros: „Wie weit! wie leer!" An Emilia Galotti erinnert Heros: „Wir sind nicht Herren unserer Stimmungen", an die Leichenrede des Antonius:

Sein Leben war das Leben, deines, meines,
Des Weltalls Leben. Als wir's ließen sterben,
Da starben wir mit ihm.

Shakespeare: Da fielet ihr, und ich, wir alle fielen ..

Ich bin mir wohl bewusst, nur abgerissene Bemerkungen gegeben zu haben. Sie sollten auch nur weiterer Anregung dienen, nicht zum wenigsten dem Verf. selbst, der seine belehrende Arbeit in einer zweiten Auflage, die ich dem lesenswerten, klar geschriebenen Buche gerne wünschen möchte, in diesem Sinne erweitern und ergänzen möge.

Wien. A. v. Weilen.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Zur Statistik unseres Lehrernachwuchses.

Die von hoher Stelle aus gelegentlich gemachte Äußerung, dass in kürzester Zeit ein empfindlicher Mangel an geprüften Lehramtscandidaten für Mittelschulen eintreten dürfte, hat den Verein der Supplenten deutscher Mittelschulen veranlasst, gegen das Ende des Schuljahres 1892/3 statistische Erhebungen zu pflegen, wie viele Candidaten des Mittelschullehramtes sich im Prüfungsstadium befinden und wie viele ordentliche Hörer an den verschiedenen deutschen Hochschulen für die entsprechenden Fachgruppen inscribiert sind. Die Ergebnisse dieses löblichen Unternehmens sind in den „Mittheilungen“ des genannten Vereines, Jahrgang 1893, Nr. 6 abgedruckt. Darnach befinden sich im Prüfungsstadium:

Commission	Class. Philol.	Dtsch., lat., gr.	Histor.	Math. Phys.	Natg. m. nl.	Mod. Philol.	Darst. Geom.	Chem.	Zeichn.
Wien..........	44	24	29	15	7	33	8	8	9
Prag...........	8	5	—	2	1	3	—	—	—
Graz...........	8	11	5	3	2	3	—	—	—
Czernowitz.....	7	3	1	—	—	—	—	—	—
Innsbruck......	fehlen die Nachrichten								
Summe...	67	43	35	20	10	39	8	8	9

Als ordentliche Hörer für die entsprechenden Fachgruppen sind an den verschiedenen deutschen Hochschulen inscribiert:

Hochschule	Class. Philol. *a*	Dtsch., lat., gr. *b*	Histor *c*	Math. Phys. *d*	Natg. m. nl. *e*	Mod. Philol. *g, h*	Darst. Geom. *i*	Chem. *k*
Wien.........	61	45	86	59	28	39	—	—
Prag..........	34	—	16	16	12	—	—	—
Graz..........	16	16	11	10	3	—	—	3
Innsbruck	11	25	17	11	11	—	—	—
Czernowitz	2	2	6	4	4	—	—	1
Graz (Technik).	—	—	—	—	—	—	2	—
Summe...	124	88	136	100	58	39	2	4

Aus diesen statistischen Daten wird gefolgert: »Das ergäbe also für die kommenden sechs Jahre einen Nachwuchs von 191 classischen Philologen, 131 Germanisten, 171 Historikern, 120 Mathematikern, 68 Naturhistorikern, 78 modernen Philologen, 10 Candidaten für darstellende Geometrie, 12 für Chemie, 9 für Zeichnen. Angenommen, dass hievon bloß die Hälfte zur Bewerbung um das Mittelschullehramt gelangt, sind in den nächsten sechs Jahren jährlich an neu geprüften Candidaten im Durchschnitte zu erwarten: 16 classische Philologen, 11 Germanisten, 14 Historiker, 10 Mathematiker, 6 Naturhistoriker, 6 moderne Philologen; in den anderen Fächern lässt sich eine derartige Berechnung nicht anstellen, da die vorhandenen Daten allzu unvollständig sind. Wir haben jedoch die Überzeugung, dass die oben angeführten Zahlen viel zu niedrig gegriffen sind. Und doch würde dieser Nachwuchs im Verhältnisse zu den Abgängen, welche aus den alljährlichen Ernennungen ersichtlich werden, als vollkommen genügend erscheinen.«

Wäre diese Folgerung richtig, so müssten allerdings alle Besorgnisse wegen eines bevorstehenden Mangels an geprüften Lehramtscandidaten als unbegründet erklärt werden und die Unterrichtsverwaltung hätte allen Grund, wegen des Lehrerbedarfes auf absehbare Zeit guter Dinge zu sein. Allein die Folgerung ist trügerisch, da die Prämissen, wie in dem Aufsatze selbst angedeutet wird, an sich unsicher und wegen der Unvollständigkeit der einen Tabelle in bestimmter Hinsicht unverlässlich sind. Wir wollen daher auch nicht die gebotenen Daten auf ihre Richtigkeit hin prüfen, vielmehr eine neue Basis zu gewinnen trachten, auf welcher über die (numerische) Stärke des Lehrernachwuchses in den kommenden Jahren sicherer geurtheilt werden kann.

Nach unserer Meinung muss zunächst sichergetellt werden, wie viele Candidaten in den letzten Jahren eine vollständige Lehrbefähigung thatsächlich erlangt haben und wie viele von den vollständig geprüften Supplenten in den Besitz einer Lehrstelle gelangt sind. Darnach ergibt sich auf Grund der Ausweise der deutschen Prüfungscommissionen Folgendes:

Summarisches Verzeichnis jener Lehramtscandidaten, welche in den Studienjahren 1891/2 und 1892/3 eine nach Artikel VI der Prüfungsvorschrift vom Jahre 1884 vollständige Lehrbefähigung an einer deutschen Hochschule erlangt haben.

Bei der k. k. Prüfungs-commission in	Fachgruppen																					
	a		*b*		*c*		*d*		*e*		*f*		*g*		*h*		*i*		*k*		Zchn.	
	1891/2	1892/3	1891/2	1892/3	1891/2	1892/3	1891/2	1892/3	1891/2	1892/3	1891/2	1892/3	1891/2	1892/3	1891/2	1892/3	1891/2	1892/3	1891/2	1892/3	1891/2	1892/3
Wien	19	8	2	3	3	3	5	5	1	—	—	1	5	12	—	—	1	—	—	3	2	2
Innsbruck	4	4	—	1	1	4	—	—	—	2	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—
Graz.....	1	4	2	—	—	—	—	2	1	—	—	—	—	—	—	—	1	—	1	—	—	—
Prag.....	1	4	1	3	2	1	2	1	—	4	—	—	—	2	—	—	1	—	1	—	—	—
Czernowitz	1	—	1	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Summe..	26	20	6	8	6	9	7	8	2	6	—	1	5	15	—	—	3	—	2	3	2	2

Aus diesem Verzeichnisse erhellt zunächst, dass die Zahl der approbierten Lehramtscandidaten gegenüber dem Vorjahre um 13 zugenommen hat und dass dieses Plus hauptsächlich durch die auffallend große Zahl von Lehramtscandidaten der modernen Philologie, eines Faches, bei dem bisher die Aussichten am günstigsten waren, zustande gekommen ist. Indes erfordern die Zahlen der in den einzelnen Fächern Approbierten eine weitere Betrachtung, bevor sie den oben angeführten Durchschnittszahlen gegenübergestellt werden. Was nun die erste Gruppe L G d betrifft, so ist in derselben gegenüber dem Vorjahre eine erhebliche Abnahme zu bezeichnen, und außerdem ist hervorzuheben, dass von den 20 Candidaten 8 dem geistlichen Stande angehören, also zunächst an bischöflichen oder Ordensgymnasien zu lehren bestimmt sind, und dass 2 davon mit italienischer Unterrichtssprache approbiert wurden, demnach für deutsche Mittelschulen nicht in Betracht kommen. In diesem Sinne schmilzt die Zahl der im Studienjahr 1892/3 approbierten Candidaten für Philologie auf *10* zusammen. Unter den in der Gruppe *c* (Historiker) angeführten Candidaten sind aus denselben Gründen 5 abzurechnen, so dass nur *4* übrig bleiben. In der Gruppe *d* (M Nl) ist ein Candidat mit italienischer Unterrichtssprache approbiert, demnach wird nur mit *7* zu rechnen sein. Von den unter *e* (N m nl) angeführten Candidaten gehören 2 dem geistlichen Stande an, daher wir nach dem oben ausgesprochenen Grundsatze nur *4* zu zählen vermögen. Auch der nach *f* (Ph G l) geprüfte Candidat ist für ein Ordensgymnasium bestimmt. Von den modernen Philologen (Gruppe *g*) sind 3 mit nicht deutscher Unterrichtssprache approbiert, 1 befindet sich bereits in fixer Anstellung, so dass für unsere Berechnung nur *11* erübrigen. Die Gesammtsumme der an weltlichen Mittelschulen mit deutscher Unterrichtssprache anstellungsfähigen Candidaten beträgt also nach dem Prüfungsergebnisse des Schuljahres 1892/3 nur *49*.

Vergleicht man nun die Zahlen der einzelnen Gruppen mit den im oben bezeichneten Aufsatze als wahrscheinlich aufgestellten Durchschnittszahlen: *a*) 16 : 10, *b*) 11 : 8, *c*) 14 : 4, *d*) 10 : 7, *e*) 6 : 4, *g*) 6 : 11, [*k*) 5 : 2], so sehen wir, dass mit Ausnahme der Gruppe *g*, in der die Zahl der approbierten Candidaten in auffälligster Weise gegenüber dem Vorjahre um 6 zugenommen hat, in allen Fachgruppen die in den »Mittheilungen« berechneten Durchschnittszahlen nicht erreicht werden, ja dass bei einer Steigerung dieses Missverhältnisses in den kommenden Jahren, die bei der Gründung neuer Mittelschulen und bei der sich mehrenden Zahl von Parallelclassen, namentlich an Realschulen, zu erwarten ist, thatsächlich ein empfindlicher, die gesunden Verhältnisse an unseren Mittelschulen gefährdender Mangel an geprüften Candidaten eintreten wird.[1]) Wie tief und anhaltend aber ein größerer Lehrermangel

---

[1]) Dass an den galizischen Mittelschulen ein derartiger Mangel an geprüften Candidaten seit längerer Zeit besteht, ist allgemein bekannt. Dagegen dürften die Verhältnisse in den Mittelschulen mit böhmischer Unterrichtssprache gegenwärtig als ziemlich normal zu bezeichnen sein.

die Schulen schädigt, das haben uns die Erfahrungen der Siebzigerjahre gelehrt, in welchen wissenschaftlich und praktisch mangelhaft vorbereitete Lehrer in großer Zahl an unseren Mittelschulen verwendet wurden.

Was die Zahl der ausgeschriebenen Lehrstellen in den Studienjahren 1891/2 und 1892/3 betrifft, so betrug sie im letzteren nach den Erhebungen des genannten Supplentenvereines 56, im Vorjahre dagegen 73, wobei außer den Staats- und Landesmittelschulen auch die Staatsgewerbeschulen mitgerechnet waren. Vergleicht man die Zahl der Ausschreibungen und Besetzungen mit der Zahl der in den gleichen Jahren approbierten Candidaten, so ergibt sich ein Überschuss an Lehrstellen, der mit dem älteren Bestande von Candidaten gedeckt werden musste. Sind aber diese älteren Supplenten einmal sämmtlich angestellt und nimmt die Zahl der Lehramtscandidaten in der Mehrzahl der Fächer nicht zu, so wird man zur Besorgung des öffentlichen Schuldienstes allgemein zu ungeprüften Supplenten greifen müssen, und es braucht nicht mehr als Neuigkeit hervorgehoben zu werden, dass solche für den Unterricht in Geschichte und Geographie, moderner Philologie, in einzelnen Privatschulen auch für altclassische Philologie bereits verwendet werden, und dass im abgelaufenen Schuljahre für einzelne Supplenturen, wie für Geschichte, moderne Philologie, Naturgeschichte, Zeichnen überhaupt keine Lehrkraft gefunden werden konnte. Diese Verhältnisse verdienen selbst in weiteren Kreisen bekannt zu werden, damit die Mittelschul-Abiturienten bei ihrer Berufswahl darauf Rücksicht nehmen und die Meinung schwinde, dass die Aussichten beim Mittelschullehramte auf viele Jahre hinaus sehr ungünstig seien. Freilich ist die materielle Lage dieses angesehenen Standes nach den Petitionen der verschiedenen Lehrervereine zu schließen gegenwärtig nicht von der Art, dass sie die Regelung des Lehrerbedarfes günstig beeinflussen könnte. Aber eine Wendung zum Besseren darf wohl auch hierin sicher erwartet werden.[1])

Wien. J. H.

---

[1]) Dass übrigens die Lage der Mittelschullehrer nicht so ungünstig ist, als man in Zeitungen und Zeitschriften darzulegen pflegt, dafür zeugt der in Nr. 2 der »Süddeutschen Blätter für höhere Unterrichtsanstalten« enthaltene Artikel, in welchem unter anderem die Behauptung aufgestellt wird, dass die Supplentenjahre für die Pensionierung überhaupt nicht anrechenbar sind.

J. Rappold, Die Vorbereitung für die Aufnahmsprüfung der Gymnasien und Realschulen aus der deutschen Sprache und dem Rechnen.

— — Schlüssel zu Rappolds Vorbereitung für die Aufnahmsprüfung usw. Wien, Pichlers Witwe u. Sohn 1893. kl. 8°, VI, 50 u. 41 SS.

Rappold ist durch seine pädagogisch-didaktischen Arbeiten und seine Referate über die einschlägige Literatur genugsam bekannt, so dass man jeder seiner Schriften mit Interesse entgegensieht, da sie von einem Manne mit reicher Schulerfahrung herrühren, dessen Ausführungen man selbst dann gerne studiert, wenn man denselben nicht ganz beipflichten kann.

Auch in dem jüngst erschienenen Schriftchen: »Die Vorbereitung für die Aufnahmsprüfung usw.« hat der Verf. ein recht brauchbares Hilfsbüchlein geschaffen, das insbesondere durch die genaue Rücksichtnahme auf das Wissen, das sich der Schüler in der Volksschule erwerben kann, an Wert gewinnt.

Die zunächst für Dictate bestimmten 33 Erzählungen entsprechen mit Ausnahme der letzten, die jedenfalls zu schwierig ist, in jeder Beziehung ihrem Zwecke. In den Anmerkungen, die sich in gleicher Weise auf Orthographie, wie auf Grammatik beziehen, tritt uns auf Schritt und Tritt das klare Verständnis für die Schwierigkeiten entgegen, welche die deutsche Sprache in beiderlei Beziehung der Erfahrung gemäß den Volksschülern bereitet. Hiebei wird das Wichtigere von dem minder Wichtigen genau gesondert und auch der verschiedene Grad der Schwierigkeit entsprechend beachtet.

Wenn nun Ref. im Folgenden einige Bemerkungen zur Ergänzung und, wie er meint, zur Verbesserung hinzufügt, so geschieht dies nicht, um das Lob, kaum dass es ausgesprochen ist, sofort in kleinlicher Weise zu schmälern, sondern um das Büchlein, das die weiteste Verbreitung verdient, nach Kräften zu vervollkommnen.

Die Anmerkungen nämlich erheischen hinsichtlich der Orthographie wohl in manchen Punkten eine sachgemäße Erweiterung. Vor allem muss der Schüler auf die Schreibungen mit kleinem und großem Anfangsbuchstaben und deren Begründungen entschiedener hingewiesen werden; ich meine Fälle wie: IV S. 3 um — willen; VII S. 5: der erste seiner Freunde (vgl. XIX 12); XXIII S. 15: der eine (vgl. XXIX 20); XV 10: etwas anderes; XVI 10: einen neuen ferner VII 5: am wenigsten; XII 8: aufs höchste; XIV 9: im geringsten; XXII 15: von weitem; XXVI 17: auf das lieblichste; endlich XXV 17: der mit dem Zählen Betraute; XXVIII 18: den Alten; XXXI 21: Was Nützliches. Betreffs der S-Laute wünschte Ref. eine Anmerkung bei IX 6: missmuthig (im Gegensatze zur Nachsilbe nis), bei XVII 11: Bosheit und XXX 20: Weisheit. Ferner verdienten einzelne Wörter eine besondere Hervorhebung, so die Wörter auf igkeit: XVI (im Titel): Sorglosigkeit; XXX 20: Gerechtigkeit und

Wohlthätigkeit; XXXII 22: Aufrichtigkeit usw.; sodann VII 5: wan*dte*; XI 8: to*dt*; III 2: Stro*hh*alm; XXII (im Titel): Ku*hh*irt; XXVII 18: rege*ll*os; XXIII 15: nirgen*ds*.

Was die Grammatik anlangt, so sollte nach des Ref. Überzeugung in jeder Erzählung ein Satz für die Wort- und Satzanalyse ausgewählt sein; ferner konnte XIII A. 52 (das seien die bekannten Schwabenstreiche) bei dem Worte Schwabenstreiche nicht bloß nach dem Falle, sondern auch nach dem Satztheile gefragt werden; XV wäre bei dem Ausdrucke: »ihres grauen, unansehnlichen Kleides« nach der Biegung des Adjectivs zu fragen; XXVII wäre in der Verbindung: »mit einem Heere von 200.000 Mann« das Attribut, XXIX 20 die Umstandsbestimmung »vor Freude« zu bestimmen.

Auch der dem Rechnen gewidmete Theil des Buches überschreitet nicht die Grenzen des Wissens, wie es sich der Schüler der 4. Volksschulclasse zu eigen machen kann; zu schwierig scheinen dem Ref. nur die §. 34, Nr. 81 geforderten Kopfrechnungen: 6.270 = .. × 11; 38.640 = = ... × 8 und §. 38, Nr. 93: 86.340 : 20 =, 4.350 : 30 =, 96.060 : 60 =, unnöthig hingegen die §. 1 und §. 3 verlangten Übungen, nämlich: 1. in die Tabelle der Stellenwerte die Ziffern bestimmter Zahlen einzutragen und 2. mehrere in die Gruppen der Millionen, der Tausende und der Einer zerlegte Zahlen mit Ziffern niederzuschreiben.

Der Schlüssel ist für Laien berechnet und demgemäß sehr eingehend und in der Darstellung möglichst einfach gehalten. Nur sollte er gerade mit Rücksicht auf seinen Zweck überall zuverlässig sein, was er in seiner jetzigen Gestalt noch nicht ist. So wird S. 31, A. 241 unrichtig angegeben, dass in dem Satze: »Jedes Stückchen des Bodens hat seinen Besitzer« das Zeitwort »hat« als Hilfszeitwort gebraucht wird; S. 3, A. 9 und S. 14, A. 93 fehlen in der Aufzählung der Fürwörter die bezüglichen, was auf den Schüler um so verwirrender wirken muss, als er gerade an der Stelle, wo er dieselben sucht, nämlich nach den hinweisenden Fürwörtern, die rückbezüglichen angegeben findet. S. 11, A. 63 fehlt die Beschränkung, dass die Fürwörter »sie, ihr, euch« in der Anrede nur dann mit großem Anfangsbuchstaben geschrieben werden, wenn sie sich auf einzelne Personen beziehen. Nach S. 9, A. 42 müsste der Schüler meinen, dass in dem Ausdrucke »ein dichter Wald« das Adjectiv schwache Biegung zeige. Bei der Analyse von »mehrere Wochen lang« (S. 7, A. 37) muss wohl »mehrere Wochen« von »lang« getrennt und als Gradbestimmung gefasst werden (vgl. sehr lang); ferner wird es sich empfehlen in Sätzen wie: »er war unwillig über das Wetter« (S. 8, A. 41), »über das Wetter« nicht als Umstand des Grundes, sondern als Object zu erklären; die Causalbestimmung wäre durch »wegen des Wetters« auszudrücken. Bei der Definition der starken Verba S. 6, 31; S. 9, 44; S. 11, A. 62 wird nie angegeben, in welcher Form dieselben ablauten[1]).

---

[1]) S. 10, A. 51 könnte bei der 3. Pers. Sing. auch das sächliche Geschlecht berücksichtigt werden: »es (das Volk) liebt sein Vaterland«.

Zu weit geht, wenigstens nach des Ref. Überzeugung, die Rücksichtnahme auf den verschiedenen Vorgang in den einzelnen Schulen, wenn bei den femininen Substantiven nie die Biegung angegeben wird, obgleich die Sache S. 20, A. 136 berührt wird. Damit hängt es offenbar zusammen, dass der Verf. S. 22, A. 159, wo er von dem Erkennungszeichen der starken Hauptwörter spricht, der starken Feminina nicht gedenkt. Desgleichen wird der Volksschule zulieb von einem „umstandswörtlich gebrauchten Eigenschaftsworte" gesprochen, was den Schüler nur verwirren muss; er spreche in solchen Fällen geradezu von einem „Umstandswort". In beiderlei Beziehung sieht man, wie nothwendig es ist, dass in solch elementaren Dingen Volksschule und Gymnasium einheitlich vorgehen.

Als minder wichtige Versehen seien folgende erwähnt: S. 22, A. 161 wurde „vor" statt „mit" eingesetzt; S. 9, A. 49 wurde übersehen, dass sich die Anm. auch auf „wurde angegriffen", S. 12, A. 71, dass sich dieselbe auch auf „wurde" bezieht, S. 14, A. 83, dass auch die Mehrzahl der Befehlsform verlangt war.

Zum Schlusse will Ref. noch einige Stellen erwähnen, an denen ihm in den beiden Heften der Ausdruck mangelhaft erscheint: „Vorbereitung" S. 3, A. 10 heißt es: „Warum hier großer Anfangsbuchstabe"; S. 8, A. 49: „Welche Zeitformen gibt es (statt: unterscheiden wir) bei der Abwandlung der Zeitwörter" (vgl. S. 25, A. 158). Für den Schüler unklar ist der Ausdruck S. 18, A. 110: „Was wird zur regelmäßigen Bildung der Steigerungsgrade angehängt?" (statt: Welche Silben werden ... an die erste Vergleichungsstufe angehängt?) Undeutsch ist es zu sagen: „Zähle bis möglichst nahe an 800", wofür der Verf. selbst hin und wieder besser sagt: „möglichst an 800". Im Schlüssel hieße es S. 5, A. 26 statt: „Die genannten Vorwörter regieren: „mit" den Wemfall, „durch" den Wenfall", besser: „Von den genannten Vorwörtern regiert „mit" den Wemfall usw."

Wenngleich nun dem Ref. Rappolds jüngste Arbeit in manchen Einzelheiten der nachbessernden Hand bedürftig scheint, so fühlt er sich, wie er schon vorher betonte, gleichwohl zur Erklärung genöthigt, dass dieselbe als Ganzes gerade wegen der ihr eigenen methodischen Vorzüge unsere volle Anerkennung verdient.

Wien. V. Thumser.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Programmenschau.

123. Prodnigg Heinrich, Goethes Wilhelm Meister und die ästhetische Doctrin der älteren Romantik. Progr. der Landes-Oberrealschule in Graz 1891. 8°, 31 SS.

Der Verf. charakterisiert in einer kurzen Einleitung die Hauptvertreter der älteren Romantik, behandelt dann im ersten Abschnitte »Friedrich Schlegels Romantheorie« und im zweiten die »Definition der romantischen Poesie« in den Fragmenten des Athenäums.

Im ersten Theile spricht der Verf. zunächst im allgemeinen über die getheilte Autorschaft der Fragmente und wendet sich sodann jenen Stücken derselben zu, in welchen Friedrich von Schlegel über den Roman und über Goethes Wilhelm Meister selbst redet.

Als Kern der Schlegel'schen Romantheorie erhält der Verf. Folgendes: »Der Roman als die allerweiteste unter allen Formen der Dichtung, und geeignet, das ganze geistige Leben des Autors auszudrücken, soll eine Gesammtheit von selbständig existierenden, theils thätigen, theils leidenden Figuren umfassen, und es können sich aus dem Gesammteindrucke des Ganzen Lehren der praktischen Lebensweisheit ergeben«.

Der Roman, den Schlegel als die höchste Kategorie der Dichtung hinstellt, ist also nach seinen Auseinandersetzungen dazu bestimmt, uns die sokratischen Dialoge zu ersetzen.

Es wird nun S. 8 die Frage aufgeworfen, woher Schlegel diese Theorie des Romanes schöpfte, und dabei auf den Umstand hingewiesen, dass seine kritischen Anschauungen bis zu einem gewissen Grade immer unter dem Banne seiner letzten Lectüre standen. Es wird nun nachgeforscht, welche Stellung Schlegel zum Romane des vorigen Jahrhunderts einnahm, und besonders auf den philosophischen Roman des 18. Jahrhunderts hingewiesen. Der Ausgangspunkt hiefür ist Wielands Agathon. Merkwürdig ist es, dass Schlegel sich um einen fruchtbaren Romandichter, welcher die philosophierende Richtung pflegte, gar nicht gekümmert hat, nämlich um Klinger. Eine gegenseitige Abneigung scheint vorhanden gewesen zu sein, denn auch Klingers »Betrachtungen« zeigen, dass ihm die Romantik zuwider war. Aus den weiteren Erörterungen ergibt sich zur Genüge, dass die ganze Romantheorie Schlegels, wie sie in den Fragmenten zutage tritt, aus Goethes Wilhelm Meister abgezogen ist. Der Verf. gibt, Scherers Analyse erweiternd, eine ausführliche Darlegung des Ideengehaltes und der Composition der Dichtung.

Des Verf.s Ansicht über den Ursprung der Schlegel'schen Romantheorie wird durch die Betrachtung des Aufsatzes »Über Goethes Meister«, der im Athenäum veröffentlicht wurde, erheblich gestützt. In dieser Kritik ist Goethes Werk für ein dichterisches Phänomen erklärt und der Nachweis geliefert, dass die Einschaltung verschiedener Abhandlungen und belehrender Darlegungen der Kunstform des Goethe'schen Romanes nicht im mindesten geschadet hat. Somit ist in ihm beides, was in der oben mitgetheilten Definition gefordert wurde, durchgeführt; denn philosophischer Ideengehalt und künstlerische Gestaltung sind aufs schönste miteinander vereinigt. Schlegel erkennt jedoch nicht bloß, dass Goethes neuer Roman außerhalb des bisherigen Gattungsbegriffes des Romanes liegt, er erscheint ihm sogar als der erste und vornehmste Vertreter einer neuen Gattung der Poesie. Wenn dieses Werk nämlich in die bisherige Theorie des Romanes nicht passte, so war dies für Schlegel eine hinreichende Veranlassung, sie für unzulänglich auszugeben. Daher erhob er den Roman zu einer neuen Art der Poesie, welcher er vor allem Universalität beilegte. Goethes Wilhelm Meister wurde demnach als Vorbote, ja als Gesetzbuch dieser neuen Richtung angesehen und erschien den Romantikern als eine eben so wichtige Neuerung wie Fichtes Wissenschaftslehre und die französische Revolution. An der Hand der Goetheschen Dichtung versuchte es Schlegel, Gesetze für die Poesie überhaupt zu geben. Diese neue Poesie, die romantische, wird im Fragment 116 des Athenäums in folgender Weise definiert: »Die romantische Poesie ist eine progressive Universalpoesie. Ihre Bestimmung ist nicht nur, alle getrennten Gattungen der Poesie wieder zu vereinigen und die Poesie mit der Philosophie der Rhetorik in Berührung zu setzen. Sie will und soll auch Poesie und Prosa, Genialität und Kritik, Kunstpoesie und Naturpoesie bald mischen, bald verschmelzen, die Poesie lebendig und gesellig und das Leben und die Gesellschaft poetisch machen, den Witz poetisieren und die Formen der Kunst mit gediegenem Bildungsstoff jeder Art ausfüllen und sättigen und durch die Schwingungen des Humors beseligen«.

Der Verf. kommt schließlich (S. 25) zu der Ansicht, die romantische Poesie habe ihren Namen von dem Worte Roman entlehnt, da dieser in ihr eine so hervorragende Rolle spielt. Freilich wird Roman auch gleichbedeutend mit Rittergedicht gebraucht, und die Worte Roman und romantische Poesie erscheinen einander gleichgestellt.

Aus der Universalität der romantischen Poesie erklärt sich auch ihr zweites Hauptmerkmal, die Hinneigung zur Philosophie. Hiedurch aber erscheint sie als geeignet, die Probleme der Lebensphilosophie zu erörtern, was ja in Goethes Wilhelm Meister bereits geschehen war.

Wien. Dr. F. Prosch.

---

124. Bayer, Dr. Franz, Naše ptactvo vodní (Unsere Wasservögel). Progr. des k. k. Gymn. in Pisek 1891, 8°, 26 SS. Mit 24 Abbildungen.

Im vorliegenden Aufsatze werden 52 verschiedene Wasservögel angeführt, welche in Böhmen beobachtet wurden. Die große Anzahl erklärt sich dadurch, dass der Verf. auch diejenigen Arten erwähnt, die nur ein oder das anderemal in Böhmen angetroffen wurden. Die einzelnen Arten werden kurz und treffend beschrieben und die Orte angegeben, wo sie beobachtet wurden. Dieser Aufsatz wird sicherlich die Fachgenossen aufmuntern, auch ähnliche Beobachtungen anzustellen, und da die Aufzählung eine möglichst vollständige ist, so wird diese Arbeit in gegebenem Falle auch ein guter Rathgeber sein.

125. **Rzehak A., Beitrag zur Kenntnis der Conchylienfauna Mährens.** Progr. der deutschen Oberrealschule in Brünn 1891, 8°, 36 SS.

Vorliegende Abhandlung verdankt ihren Ursprung den jahrelangen fleißigen Arbeiten des Verf.s im Gebiete der Conchyliologie, sowie einer gelegentlichen Durchsicht der Gartner'schen Conchyliensammlung im Franzensmuseum zu Brünn. Von den Species, die für Mähren als neu angeführt werden, verdienen besonders Buliminus detritus Müll. und Planorbis spirorbis L. var. Dazuri Mörch hervorgehoben zu werden. Anschließend an die recenten Formen wird auch in passender Weise der diluvialen Formen gedacht. Erwähnt zu werden verdient auch, dass die Conchyliologen aufmerksam gemacht werden, ob vielleicht nicht das Vorkommen der kleinen Lithoglyphus naticoides Fér. var moravicus nov. in der Thaya und Zwittawa im gesetzmäßigen Zusammenhange stehe mit dem Vorkommen der typischen Form in der Donau.

126. **Trusz S., Lekarskie własności roślin przeważnie dziko rosnących i techniczne zastosowanie tychże (Pharmakopäische Eigenschaften von vorwiegend wild wachsenden Pflanzen und ihre praktische Verwendbarkeit).** Progr. des k. k. Gymn. in Złoczów 1891, 8°, 63 SS.

In der ersten Abtheilung dieses für ein Gymnasialprogramm wohl minder geeigneten Aufsatzes werden über 260 Pflanzen, darunter 5 Kryptogamen, alphabetisch nach den Anfangsbuchstaben der systematischen Benennungen aufgezählt und theilweise ihre Verwendung, namentlich als Heilmittel, angeführt; in der zweiten Abtheilung werden dieselben Pflanzen in drei Gruppen eingetheilt, nämlich in solche, welche Nahrungsmittel liefern, die in acht Unterabtheilungen zerfallen, dann in solche, welche Farbstoffe enthalten, mit sechs Unterabtheilungen, und in Giftpflanzen mit zwei Unterabtheilungen. Der Verf. will durch diese Arbeit bezwecken, dass die Lehrer der Naturgeschichte auch Auskunft geben könnten über medicinische und technische Verwendung der Pflanzen. Derartige Kenntnisse dürften wohl die Lehrer der Naturgeschichte an Mittelschulen besitzen oder sollen sie wenigstens besitzen. In größeren botanischen Werken findet man über derartige Sachen genügende Auskunft, z. B. in der Synopsis von Leunis. Unter den angeführten Pflanzen befindet sich auch Slaviceps purpurea, dem Ref. ist bloß Claviceps purpurea bekannt; ein bloßer Druckfehler dürfte diese irrige Angabe wohl kaum sein, da die alphabetische Reihenfolge dies nicht gut voraussetzen lässt.

127. **Polívka Frz., O cizopasných rostlinách jevnosnubných. (Die blühenden Schmarotzerpflanzen.)** Progr. des k. k. Obergymn. in Olmütz 1891, 8°, 32 SS.

Der Verf. benützt die ziemlich zahlreiche Literatur über die Schmarotzerpflanzen in geschickter Weise und ermöglicht es, dass sich jeder, der mit den nöthigen Vorkenntnissen ausgerüstet ist, in kurzer Zeit über die Lebensverhältnisse dieser Pflanzen, über deren Organismus und über das Vorkommen derselben belehren kann. In dem vorliegenden Jahresprogramme, welches die Fortsetzung eines Aufsatzes des vorhergehenden Jahres ist, werden die Cuscuteae, Santalaceae, Rhinantaceae, Monotropa und die Loranthaceae behandelt und das Gesagte durch 18 Abbildungen verdeutlicht. Da die einschlägigen Werke überall angeführt werden, so wird dieser Aufsatz besonders denjenigen willkommen sein, denen keine größere Bibliothek zugebote steht, weil sie da leicht zu einem weiteren Studium sich die entsprechenden Werke auswählen und besorgen können.

128. Vyplel M., Über den Einfluss einiger Chloride, besonders des Natriumchlorids auf das Wachsthum der Pflanzen. Progr. des n. ö. Landes-Realgymn. zu Waidhofen a. d. Ybs 1891, 8°, 43 SS.

Die Anregung zur vorliegenden Arbeit erhielt der Verf. durch den Universitätsprofessor Dr. Wiesner. Zunächst wird angeführt, welch nachtheiligen Einfluss die Chloride bei länger dauernder Einwirkung auf die Vegetation ausüben, sodann werden recht interessante Daten über Absorptions- und Keimungsversuche mitgetheilt, welche im pflanzenphysiologischen Institute der Universität Wien und im Naturaliencabinete des Realgymnasiums der erwähnten Anstalt angestellt wurden. Es folgt sodann eine Besprechung der Vegetationsverhältnisse einer Anzahl von Pflanzen, die in Nährlösungen mit bestimmten Salzmengen gezogen wurden. In recht übersichtlicher Weise werden am Schlusse der Arbeit die gewonnenen Resultate angeführt. Die Lectüre dieses Aufsatzes wird sicherlich jeden Fachgenossen befriedigen.

129. Burgerstein, Dr. Alfred, Übersicht der Untersuchungen über die Wasseraufnahme der Pflanzen durch die Oberfläche der Blätter. Progr. des Leopoldstädter Communal-Real- und Obergymn. in Wien 1891, 8°, 45 SS.

Vorliegende Programmarbeit enthält Untersuchungen über die Aufnahme von flüssigem Wasser durch die Laubblätter. Der Autor zählt im ersten Theile seiner Arbeit eine stattliche Anzahl von Untersuchungen auf, welche die Aufnahme von flüssigem Wasser durch die Blätter im allgemeinen behandeln, und stellt fest, unter welchen Bedingungen und in welcher Menge Wasser durch die Blätter aufgenommen wird. Er findet unter anderem, wie dies auch von Wiesner u. A. bestätigt wird, dass die Unterseite des Blattes immer eine größere Wassermenge aufnimmt, als die Oberseite, unter sonst gleichen äußeren Bedingungen. Hieran schließt sich die specielle Untersuchung der Stellen des Wassereintrittes, und es werden die verschiedenen Ansichten darüber ausführlich erörtert. Hierauf kommt der Verf. auf die Anpassungserscheinungen für Wasseraufnahme zu sprechen und führt u. a. dieselben recht ausführlich bei verschiedenen Bromeliaceen und bei den einheimischen Arten von Dipsacus an; er tritt entschieden entgegen dem schwedischen Botaniker Lundström, welcher der Wasseraufnahme durch die Blätter bei unserer einheimischen Flora eine allzu große morphologische und physiologische Bedeutung zuschreibt. Zum Schlusse werden die gewonnenen Resultate zusammengefasst und ein umfangreiches Verzeichnis der benützten Arbeiten angeführt. Von 74 erwähnten Abhandlungen wurden vom Autor nicht weniger als 60 im Original gelesen.

Braunau. P. Čtvrtečka.

---

130. Pindter Rud., Jahresbericht der k. k. Staats-Oberrealschule in Linz 1891, gr. 4°, 88 u. 40 SS.

»Anlässlich des 40jährigen Bestandes« der Anstalt hält der Verf. im I. Theil in außerordentlich reicher und sicherlich mühevoller Zusammenstellung von Daten Rückschau auf den Entwicklungsgang der Realschule, und behandelt in vier Theilen, an welche sich ein »Schlusswort« anschließt: I. »Zweck und Organisation der Schule. Lehrziele, Lehrstoff, Übersicht der Stundenzahl, Landesgesetz« (in passender Gegenüberstellung von Einst und Jetzt, wo eine solche möglich war), II. »Schulbe-

hörden. Lehrkörper. Schüler«, III. »Kurzer Abriss der Geschichte der Anstalt während der Jahre 1851—1891«, IV. »Entwicklung des Realschulwesens in den letzten sechs Schuljahren«. Der II., den Bericht über das 40. Schuljahr bietende Theil enthält die vorgeschriebenen Abschnitte, außerdem S. 12 f. in der Anm. die Provenienz der an der Anstalt neu aufgenommenen Schüler, S. 13 eine statistische Zusammenstellung der Schüler »nach dem Stande der Eltern«, S. 23 ff. die ausführliche Beschreibung der am 13. Juni 1891 unternommenen Schülerausflüge, S. 31 ein Verzeichnis der Beileidskundgebungen zum Abscheiden von Mittelschullehrern; im namentlichen Verzeichnisse der Schüler S. 6 ff. die Angabe des Standes der Eltern. Letzteres scheint uns aus erziehlichen Rücksichten — wie nun einmal wir Menschen sind — nicht empfehlenswert. Hingegen den unmittelbar vorausgehenden Punkt hält Ref. der Beachtung wert, dass das Standesbewusstsein und das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter uns Mittelschullehrern gehoben werden könnte. — S. II 35 ist aus Versehen »im Schuljahre 1890/91« (recte 1891/92) stehen geblieben. Wenn der persönliche Ausfall in S. I 49 fehlte, so würde er wohl kaum vermisst werden, zumal an dieser Stelle. — Außerdem liegt dem Ref. vor: »Auszug aus dem anlässlich des 40jährigen Bestehens der k. k. Staats-Oberrealschule in Linz von dem Director dieser Anstalt zusammengestellten Verzeichnisse der Linzer Realschüler aus den Jahren 1851—1891« (gr. 4°, 4 SS.), worin die derzeitige Lebensstellung (und der Aufenthalt) der ehemaligen Linzer Realschüler nach absoluten und Procentzahlen angegeben ist.

Wien. J. Rappold.

Lehrbücher und Lehrmittel.

(Fortsetzung vom Jahrgang 1893, Heft 6, S. 470).

Deutsch.

Leinkauf, Dr. Johann, Kurzgefasste katholische Glaubens- und Sittenlehre zum Gebrauche in der ersten Classe der Mittelschulen, 11. unv. Aufl. Wien, H. Kirsch 1893. Pr. brosch. 50 kr., in Leinwand geb. 65 kr. (Min.-Erl. v. 31. August 1893, Z. 19.444).

Geschichte der Offenbarung des neuen Testamentes zum Gebrauche für die Gymnasien. 3. durchges. Aufl. Prag, K. Bellmann 1893. Pr. brosch. 1 fl. (gegen 1 fl. 44 kr. der früheren Aufl.). Die Approbation der kirchlichen Oberbehörde vorausgesetzt allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 20. Mai 1893, Z. 9910).

Zetter Karl, Geschichte der göttlichen Offenbarung des alten Bundes zum Gebrauche an Untergymnasien. 2. unv. Aufl. Graz, Styria 1894. Pr. geb. 1 fl. 2 kr. (gegen 1 fl. 15 kr. der früheren Aufl.) (Min.-Erl. v. 10. Mai 1893, Z. 9321).

P. Ovidii Nasonis carmina selecta. In usum scholarum edidit C. S. Grysar. Recognovit et auxit Carolus Zivsa. 3. unv. Aufl. Wien, K. Gerolds Sohn 1893. Pr. cart. 75 kr. (Min.-Erl. v. 6. April 1893, Z. 6588).

P. Virgilii Maronis Aeneidos epitome. Accedit ex Georgicis et Bucolicis delectus. Edidit Emanuel Hoffmann. 3. unv. Aufl. Wien, K. Gerolds Sohn 1893. Pr. cart. 70 kr. (Min.-Erl. v. 13. April 1893, Z. 7651).

Golling Josef, P. Vergili Maronis carmina selecta. Für den Schulgebrauch herausg. Wien, A. Hölder 1893. Pr. geh. 90 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 21. Juni 1893, Z. 13.412).

Hauler, Dr. Johann, Lateinisches Übungsbuch für die zwei untersten Classen der Gymnasien und verwandter Lehranstalten. Abtheilung für das erste Schuljahr. Ausgabe A (für die Grammatiken von K. Schmidt und F. Schultz). Ausgabe B (für die Grammatik von Dr. A. Scheindler).

12. veränd. Aufl. Wien, Bermann u. Altmann 1893. Pr. geh. je 50 kr. (gegen 55 kr. der früheren Aufl.), geb. je 70 kr. Anhang zur Ausgabe A: Die Übungsbeispiele über die III. Declination §§. 11—24 nach den Regeln der Schmidt'schen Schulgrammatik geordnet. Pr. 10 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Auflage in derselben Classe allgemein zugelassen. Der Anhang zur Ausgabe A wird auf besonderes Verlangen geliefert (Min.-Erl. v. 5. Juli 1893, Z. 14.804).

Hauler, Dr. Johann, Lateinisches Übungsbuch für die zwei untersten Classen der Gymnasien und verwandter Lehranstalten, nach den Grammatiken von K. Schmidt, A. Scheindler und F. Schultz. Abtheilung für das 2. Schuljahr. 12. durchges. Aufl. Wien, Bermann u. Altmann 1893. Pr. brosch. 90 kr., geb. 1 fl. 10 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 28. Juni 1893, Z. 14.054).

Nahrhaft Josef, Lateinisches Übungsbuch zu der Grammatik von Dr. Alois Goldbacher. I. Theil, 4. wesentlich unv. Aufl. Wien, Schworella und Heick 1893. Pr. geb. 70 kr. (Min.-Erl. v. 24. August 1893, Z. 19.004).

Schmidt Johann, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische. Für die III. Classe der österr. Gymnasien. Im Anschlusse an des Verf. Lateinisches Lesebuch aus Cornelius Nepos und Q. Curtius Rufus und an die Grammatiken von Dr. A. Scheindler und K. Schmidt. Zwei Theile. I. Theil: Übungsstücke. II. Theil: Wortkunde. Wien u. Prag, F. Tempsky 1893. Pr. beider Theile geh. 1 K. 20 h., geb. 1 K. 80 h., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 16. Juni 1893, Z. 12.714).

Steiner Josef und Scheindler, Dr. August, Lateinisches Übungsbuch zur Einübung der Moduslehre für die IV. Classe der österreichischen Gymnasien. Im Anschlusse an Dr. August Scheindlers lateinische Schulgrammatik. 2 Theile. I. Theil: Übungsstücke. II. Theil: Wortkunde. Wien u. Prag, F. Tempsky 1893. Pr. beider Theile geh. 75 kr., geb. 1 fl. 5 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 3. Mai 1893, Z. 8982).

Strauch, Dr. Franz, Der lateinische Stil. Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für obere Gymnasialclassen mit besonderer Rücksichtnahme auf die Prosalectüre der Schüler. II. Abth.: Aufgaben für die VI. Classe. Wien, Hölder 1893. Pr. geh. 70 kr., geb. 90 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 26. April 1893, Z. 8361).

Schenkl, Dr. Karl, Chrestomathie aus Xenophon, aus der Anabasis, der Kyrupädie, den Erinnerungen an Sokrates zusammengestellt und mit erklärenden Anmerkungen und einem Wörterbuche versehen, 10. wesentlich unv. Aufl. Wien, K. Gerolds Sohn 1893. Pr. geb. 1 fl. 50 kr. (gegen 1 fl. 70 kr. der früheren Aufl.) (Min.-Erl. v. 4. April 1893, Z. 6743).

— — Griechisches Elementarbuch für die österr. Gymnasien. 15. umg. Aufl. 2 Theile. 1. Theil: Übungsstücke. 2. Theil: Erklärende Anmerkungen und Wörterverzeichnisse. Wien u. Prag, F. Tempsky 1893. Pr. geh. 1 fl., geb. 1 fl. 30 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Auflagen allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 20. Juni 1893, Z. 13.420).

Kummer, Dr. Karl F. und Stejskal, Dr. Karl, Deutsches Lesebuch für österr. Gymnasien. V. Band, 6. wesentlich unv. Aufl. Wien, J. Klinckhardt 1893. Pr. geh. 1 fl. 20 kr., geb. 1 fl. 40 kr. (Min.-Erl. v. 16. August 1893, Z. 16.335).

— — Deutsches Lesebuch für österr. Gymnasien. VII. Band, 3. wesentlich unv. Aufl. Wien, J. Klinkhardt 1893. Pr. geh. 1 fl. 30 kr., geb. 1 fl. 50 kr. (Min.-Erl. v. 16. August 1893, Z. 16.335).

Lampel Leopold, Deutsches Lesebuch für die IV. Classe österr. Mittelschulen. 4. unv. Aufl. Wien, A. Hölder 1893. Pr. geb. 1 fl. (Min.-Erl. v. 12. Mai 1893, Z. 9722).

Prosch, Dr. Franz und Wiedenhofer, Dr. Franz, Deutsches Lesebuch für österr. Obergymnasien. II. Theil (für die VI. Classe). Wien 1893. Ausgabe A. Im Anschlusse an das mittelhochdeutsche Lesebuch. Pr. brosch. 80 kr., geb. 1 fl. Ausgabe B. Im Anhange Übersetzungen aus

mittelhochdeutschen Dichtungen. Pr. brosch. 1 fl. 20 kr., geb. 1 fl. 40 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 15. Juni 1893, Z. 12.622).

Freitags Schulausgaben classischer Werke für den deutschen Unterricht. Von dieser Sammlung sind bei F. Tempsky in Wien u. Prag folgende Theile erschienen: Schiller, Wilhelm Tell, von P. Strzemcha. Pr. geb. 60 h. Kleist, Prinz Friedrich von Homburg, von Dr. A. Benedict. Pr. geb. 50 h. Schiller, Die Jungfrau von Orleans, von F. Ullsperger. Pr. geb. 30 kr. Kleist, Die Hermannsschlacht, von Dr. F. Khull. Pr. geb. 60 h. Goethe, Hermann und Dorothea, von Dr. A. Hauffen. Pr. geb. 25 kr. Die Lehrkörper der Mittelschulen werden auf das Erscheinen dieser Bücher aufmerksam gemacht (Min.-Erl. v. 3. Juli 1893, Z. 14.392).

Fetter Johann, Französisches Übungsbuch für die oberen Classen höherer Lehranstalten. (Des Lehrganges der französ. Sprache V. Theil.) Wien. Bermann u. Altmann 1893. Pr. geh. 1 fl. 15 kr., geb. 1 fl. 35 kr. Der Gebrauch dieses Übungsbuches kann auf motiviertes Einschreiten des Lehrkörpers vom Landesschulrathe gestattet werden (Min.-Erl. v. 3. Juli 1893, Z. 12.203).

Weitzenböck Georg, Lehrbuch der französischen Sprache. I. Theil. Wien, F. Tempsky 1893. Pr. geb. 90 kr. Der Gebrauch dieses Lehrbuches kann auf motiviertes Einschreiten des Lehrkörpers vom Landesschulrathe gestattet werden (Min.-Erl. v. 21. März 1893, Z. 5453).

Mussafia, Dr. A., Italienische Sprachlehre in Regeln und Beispielen. 23. verb. u. verm. Aufl. Wien u. Leipzig, W. Braumüller 1893. Pr. brosch. 1 fl. 50 kr., geb. 1 fl. 70 kr., mit Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Auflagen in derselben Classe allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 20. Mai 1893, Z. 10.355).

Hanaček Wladimir, Böhmisches Sprech- und Lesebuch für Mittel- und Bürgerschulen. III. Theil. Wien, A. Hölder 1893. Pr. geh. 88 kr., geb. 1 fl. 8 kr., zum Gebrauche bei dem unobligaten Unterrichte in der böhmischen Sprache an Mittelschulen mit deutscher Unterrichtssprache allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 3. Juni 1893, Z. 11.407).

— — Böhmisches Sprech- und Lesebuch für Mittel- und Bürgerschulen. I. Theil. 2. unv. Aufl. Wien, A. Hölder 1893. Pr. geb. 48 kr. (Min.-Erl. v. 13. Juni 1893, Z. 11.851).

Tieftrunk Karl, Böhmisches Lesebuch für Schüler an Mittelschulen. II. Theil. 4. Aufl. Prag, J. L. Kober 1893. Pr. geh. 1 fl., geb. 1 fl. 14 kr., zum Gebrauche bei dem unobligaten Unterrichte in der böhmischen Sprache an Mittelschulen mit deutscher Unterrichtssprache allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 16. Juni 1893, Z. 12.980).

Gindely, Lehrbuch der Geschichte für die unteren Classen der Mittelschulen. Neu bearbeitet von Laurenz Doublier und Karl Albert Schmidt. I. Theil: Alte Geschichte. 10. umgearb. Aufl. Mit 33 Abbildungen und 2 Farbendrucktafeln. Wien u. Prag, F. Tempsky 1893. Pr. geb. 95 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 29. März 1893, Z. 5668).

Hannak, Dr. E., Österreichische Vaterlandskunde für die unteren Classen der Mittelschulen (Geographie der österreichisch-ungarischen Monarchie). 10. umgearb. Aufl. Mit 18 Abbildungen. Wien, A. Hölder 1893. Pr. geh. 72 kr., geb. 92 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 23. Juni 1893, Z. 13.721).

— — Österreichische Vaterlandskunde für die oberen Classen der Mittelschulen. 10. verb. Aufl. Wien, A. Hölder 1893. Pr. geh. 94 kr., geb. 1 fl. 14 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 23. Juni 1893, Z. 13.722).

— — Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters für Oberclassen der Mittelschulen. 4. unv. Aufl. Wien, A. Hölder 1893. Pr. geh. 90 kr., geb. 1 fl. 10 kr. (Min.-Erl. v. 16. Juni 1893, Z. 13.087).

Mayer, Dr. Franz Martin, Lehrbuch der Geschichte für die unteren Classen der Mittelschulen. III. Theil: Die Neuzeit. Wien u. Prag, F. Tempsky 1893. Pr. geh. 70 kr., geb. 95 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 3. Mai 1893, Z. 8785).

— — Geographie der österreichisch-ungarischen Monarchie (Vaterlandskunde) für die 4. Classe der Mittelschulen. 3. verb. Aufl. Mit 39 Textabbildungen und 4 Karten in Farbendruck. Wien u. Prag, F. Tempsky 1893. Pr. geh. 1 K. 40 h., geb. 1 K. 90 h., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 16. Mai 1893, Z. 10.076).

Das mit dem Min.-Erl. v. 22. Dec. 1891, Z. 23.442, allgemein zugelassene Lehrbuch: Geographie der österr.-ung. Monarchie (Vaterlandskunde) für die 4. Classe der Mittelschulen von Dr. Franz M. Mayer. 2. verb. Aufl. Wien u. Prag, F. Tempsky 1892, erscheint künftighin unter dem Titel: Geographie der österr.-ung. Monarchie (Vaterlandskunde) für die 4. Classe der Realschulen von Dr. Franz M. Mayer. 2. verb. Aufl. Wien u. Prag, F. Tempsky 1893. Der gleichzeitige Gebrauch dieser Ausgabe und der mit dem Min.-Erl. v. 16. Mai 1893, Z. 10.076, zugelassenen Ausgabe: Geographie der österr.-ung. Monarchie (Vaterlandskunde) für die 4. Classe der Mittelschulen von Dr. Franz M. Mayer. 3. verb. Aufl. Wien u. Prag, F. Tempsky, ist in derselben Classe nicht statthaft (Min.-Erl. v. 30. Juni 1893, Z. 14.367).

Smolle, Dr. Leo, Lehrbuch der Geschichte des Alterthums für die unteren Classen der Mittelschulen. Mit 31 Abbildungen. Wien, A. Hölder 1893. Pr. geb. 85 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 16. April 1893, Z. 2517).

Weingartner Leopold, Lehrbuch der Geschichte für die Unterstufe der österr. Mittelschulen. I. Theil: Das Alterthum. Mit 32 Abbildungen, Wien, J. Klinkhardt u. Comp. 1893. Pr. geh. 65 kr., geb. 80 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 15. Juni 1893, Z. 12.335).

Kozenn-Jarz, Leitfaden der Geographie für die Mittelschulen der österr.-ung. Monarchie. 2. Theil: Länder- und Staatenkunde. Mit 20 Figuren und Kartenskizzen. 10. umg. Aufl. Wien u. Olmütz, E. Hölzel 1893. Pr. geb. 1 fl. 10 kr., mit Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. in derselben Classe allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 13. Juni 1893, Z. 11.406).

Umlauft, Dr. Friedrich, Lehrbuch der Geographie für die unteren und mittleren Classen österr. Gymn. und Realschulen. I. Cursus. Grundzüge der Geographie (für die erste Classe). Ausgabe für Gymn. 4. verb. Aufl. Wien, A. Hölder 1893. Pr. geb. 34 kr., geb. 54 kr., nur für die Schuljahre 1893/94 und 1894/95 und unter Beachtung der Anordnungen des Min.-Erl. v. 24. Mai 1892, Z. 11.373 (Min.-Verordnungsblatt Nr. 26) allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 13. Juni 1893, Z. 7594).

Auf die in E. Hölzels Buch- und Kunstverlag erschienenen »Geographischen Charakterbilder für Schule und Haus« Nr. 31: Der Halemaumau-Lavasee des Kilauea-Kraters auf Hawaii; Nr. 32: Ansicht des Kintschindschinga mit den Vorketten des Himalaya, von Dardschiling aufgenommen; Nr. 33: Reine auf den Lofoten; Nr. 34: Der Mont perdu und der Circus von Gavarnie, werden die Directionen und Lehrkörper der Mittelschulen, ebensowie auf die vorher erschienenen Bilder, als auf sehr empfehlenswerte Lehrmittel, aufmerksam gemacht (Min.-Erl. v. 17. Juli 1893, Z. 8881).

Fees Theodor, Schulwandkarte von Afrika. Maßstab 1 : 6,000.000. Wien, E. Hölzel. Pr. auf Leinwand gespannt in Mappe 8 fl. 50 kr., mit Stäben 10 fl., als Lehrmittel allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 20. Mai 1893, Z. 9728).

Universal-Handatlas, 93 Haupt- und 112 Nebenkarten zur mathematischen, physikalischen, politischen und historischen Geographie, mit einem begleitenden Texte von Dr. Friedrich Umlauft und Dr. Franz

Heiderich. Wien, Pest u. Leipzig. A. Hartlebens Verlag. Pr. in dauerhaftem Halbfranzbande 12 fl. 50 kr. Die Directionen der Mittelschulen werden behufs eventueller Anschaffung für die Lehrerbibliotheken hierauf aufmerksam gemacht (Min.-Erl. v. 21. März 1893, Z. 4528).

Kozenn B., Geographischer Schulatlas für Gymnasien, Real- und Handelsschulen. Bearb. von Vincenz v. Haardt, rev. von Dr. Friedrich Umlauft. I. Ausgabe in 43 Karten. 35. Aufl. Pr. geb. 2 fl. 80 kr. II. Ausgabe in 59 Karten. 36. Aufl. Pr. geb. 3 fl. 60 kr. Wien, E. Hölzel 1893, allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 3. Juni 1893, Z. 11.634).

Mayer Ernst und Luksch Josef, Weltkarte zum Studium der Entdeckungen mit dem colonialen Besitze der Gegenwart. Äquatorial-Maßstab 1 : 20,000.000. 6. Blatt. Wien, Artaria u. Comp. 1893. Pr. 6 fl., zusammenlegbar aufgez. in Mappe 9 fl. 60 kr., zwischen Rollstäben 10 fl. 80 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 30. Juni 1893, Z. 14.020).

Stielers Schulatlas. Vollständig neu bearb. v. Dr. Hermann Berghaus. 72. Aufl. Ausgabe für die österr.-ung. Monarchie. Gotha, J. Perthes 1893. Pr. cart. 3 fl., in Leinwand geb. 3 fl. 60 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 23. Juni 1893, Z. 12.584).

Walsch Rudolf, Hypsometrische Schulwandkarte von Niederösterreich. Maßstab 1 : 150.000. Wien, E. Hölzel 1890. Pr. auf Leinwand gespannt und in Mappe 6 fl., mit Stäben 7 fl.

— — Hypsometrische Schulhandkarte von Niederösterreich. Maßstab 1 : 600.000. Wien, E. Hölzel. Pr. 10 kr., als Lehrmittel an Mittelschulen allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 10. Mai 1893, Z. 9233).

Wallentin, Dr. Franz, Lehr- und Übungsbuch der Arithmetik für die 1. und 2. Classe der Gymnasien. 4. umg. Aufl. Wien, K. Gerolds Sohn 1893. Pr. geh. 55 kr., geb. 70 kr.

— — Lehr- und Übungsbuch der Arithmetik für die 3. und 4. Classe der Gymnasien. 3. umg. Aufl. Wien, K. Gerolds Sohn 1893. Pr. geh. 55 kr., geb. 70 kr., mit Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der vorangehenden Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 16. Juni 1893, Z. 12.978).

Hočevar, Dr. Franz, Lehr- und Übungsbuch der Arithmetik für die unteren Classen der Gymnasien und verwandten Lehranstalten. 2. geänderte Aufl. Prag, Wien u. Leipzig, F. Tempsky 1893. Pr. geh. 75 kr., geb. 1 fl., unter Ausschluss der gleichzeitigen Verwendung der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 15. Mai 1893, Z. 8925).

— — Lehr- und Übungsbuch der Geometrie für Untergymnasien. Mit 173 Figuren. 4. umg. Aufl. Wien u. Prag, F. Tempsky 1893. Pr. geb. 80 kr., unter Ausschluss der gleichzeitigen Verwendung der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 12. Mai 1893, Z. 9700).

— — Geometrische Übungsaufgaben für das Obergymnasium. I. Heft (Planimetrie und Stereometrie). 2. rev. Aufl. Wien, F. Tempsky 1893. Pr. geh. 50 h., geb. 80 h., an jenen Obergymnasien, an welchen das Lehrbuch der Geometrie desselben Verf. als Lehrbuch eingeführt ist, zugelassen (Min.-Erl. v. 16. Mai 1893, Z. 10.074).

Močnik, Dr. Franz Ritter von, Lehrbuch der Arithmetik für Untergymnasien. I. Abtheilung (für die 1. und 2. Classe). 33. umg. Aufl. Wien, K. Gerolds Sohn 1893. Pr. geh. 80 kr., geb. 90 kr., mit Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 19. Juni 1893, Z. 12.977).

— — Geometrische Anschauungslehre für Untergymnasien. I. Abtheilung (für die 1. und 2. Classe). 23. unv. Aufl. Wien, K. Gerolds Sohn 1893. Pr. in Leinwandband 75 kr. (Min.-Erl. v. 7. April 1893, Z. 6567).

Höfler, Dr. Alois und Maiss, Dr. Eduard, Naturlehre für die unteren Classen der Mittelschulen. Wien, K. Gerolds Sohn 1893. Pr. geh. 1 fl. 15 kr., geb. 1 fl. 30 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 5. Juni 1893, Z. 11.838).

Mach, Dr. E., Grundriss der Naturlehre für die unteren Classen der Mittelschulen. Ausgabe für Gymnasien. 2. verb. Aufl., bearb. von Dr. Karl Habart. Wien u. Prag, F. Tempsky 1893. Pr. geh. 85 kr., geb. 1 fl. 10 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der ersten Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 7. Juni 1893, Z. 11.837).

Wallentin, Dr. Ignaz G., Grundzüge der Naturlehre für die unteren Classen der Gymnasien. Mit 209 in den Text gedruckten Holzschnitten. 3. umg. Aufl. Wien, A. Pichlers Witwe u. Sohn 1893. Pr. geh. 90 kr., geb. 1 fl. 10 kr., mit Ausschluss der gleichzeitigen Verwendung der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 24. Juni 1893, Z. 13.462).

Engelhard Karl, Lesebuch für angehende Gabelsberger Stenographen. Nach dem neuesten Standpunkte der Gabelsberger'schen Stenographie bearb. 4. durchges. Aufl. Wien, A. Hölder 1893. Pr. geh. 96 kr., geb. 1 fl. 16 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 13. Juni 1893, Z. 12.201).

— — Lehrbuch der Gabelsberger'schen Stenographie. Nach dem neuesten Stande des Systems. Text und stenographischer Theil. 2. unv. Aufl. Wien, A. Hölder 1893. Pr. geh. 70 kr., geb. 90 kr. (Min.-Erl. v. 19. Juni 1893, Z. 13.286).

Faulmann Karl, Lehrbuch der Gabelsberger'schen Stenographie für Mittelschulen bearb. Wien, Bermann u. Altmann 1893. Pr. 60 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 22. April 1893, Z. 8112).

Die Directionen der Mittelschulen werden auf das Erscheinen der Monatsschrift: „Österreichisch-ungarische Revue“, herausgegeben von A. Mayer-Wyde (Wien, XVIII., Wildemanngasse 6), behufs entsprechender Berücksichtigung bei Anschaffungen für die Lehrerbibliotheken (für welche bei fortlaufendem Abonnement und bei directem Bezuge der Zeitschrift aus dem Verlage des Herausgebers das Abonnement auf 2 fl. pro Quartal ermäßigt und die vollständige Collection der bis zur Pränumerationserklärung erschienenen Hefte unentgeltlich nachgeliefert wird) aufmerksam gemacht (Min.-Erl. v. 5. Sept. 1893, Z. 16.206).

Italienisch.

Jülg, Dr. C. und Leveghi Leon., Esercizi di sintassi latina per la quarta classe dei ginnasi italiani, compilati secondo le nuove istruzioni in correlazione alle grammatiche del Dr. A. Scheindler e di F. Schultz. 1. Aufl. Trient, G. B. Monauni 1893. Pr. in Leinwand geb. 1 K. 60 h., allgemein zugelassen (Min.-Erl v. 8. Mai 1893, Z. 9305).

Casagrande Alb., Elementi di grammatica greca ad uso dei ginnasi e licei. Parte I. Morfologia. Turin, Mailand, Florenz, Rom, G. B. Paravia et Comp. 1888. Pr. geh. 1 K. 63 h., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 28. April 1893, Z. 8473).

Defant Jos. und Mayr, Dr. A., Esercizi e letture tedesche per le classi superiori delle scuole medie. I. Band. Trient, G. B. Monauni 1892. Pr. in Leinwand geb. 1 fl. 20 kr. Der Gebrauch dieses Übungsbuches kann auf motiviertes Einschreiten des Lehrkörpers vom Landesschulrathe gestattet werden (Min.-Erl. v. 24. Mai 1893, Z. 7805).

Klun, Dr. V. F., Geografia universale ad uso delle scuole medie. 4. durchges. u. verb. Aufl. Wien, K. Gerolds Sohn 1892. II. Theil: Die österr.-ung. Monarchie. Pr. geh. 35 kr. III. Theil: Die Staaten Europas (außer Österreich-Ungarn), Asien, Afrika, Amerika, Australien. Pr. geh. 80 kr., mit Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 3. Juni 1893, Z. 11.452).

Čechisch.

Fischer Franz, Obřady katolické církve. Volně přeložil F. Poimon. 8. unv. Aufl. Olmütz, F. Grosse 1893. Pr. geb. 36 kr. (Min.-Erl. v. 21. April 1893, Z. 2966).

Hrudička Alois, Liturgika pro střední školy. 2. verb. Aufl. Brünn, Verlag der Benedictiner-Buchdruckerei 1892. Pr. geh. 70 kr., die Approbation der competenten kirchl. Oberbehörde vorausgesetzt allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 5. Juni 1893, Z. 11.100)

Prochazka, Dr. Matthias. Dějiny zjevení Božího v starém zákoně. Pro gymnasia. 5. Aufl. bearb. von Dr. K. Vondruška. Prag, J. L. Kober 1893. Pr. geb. 1 fl. 64 kr., unter Voraussetzung der Approbation der competenten kirchl. Oberbehörde allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 21. März 1893, Z. 4423).

Kašpar L. B., Písně cestou života. I. Theil. Prag, Selbstverlag des Verf. 1888. Pr. 20 kr., geb 30 kr.

— — Písně cestou života. I. Theil (Ausgabe mit Melodien, 1889). II. Theil (Ausgabe mit Melodien, 1890). Selbstverlag des Verf. Pr. je eines Exemplares des 1. wie des 2. Theiles 75 kr., geb. 1 fl., die Zustimmung der competenten kirchl. Oberbehörde vorausgesetzt zum Gebrauche beim evang. Religionsunterrichte H. B. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 27. Mai 1893, Z. 7571).

Q. Horatia Flakka Vybrané básně. Pro česká gymnasia vydal Dr. K. Cumpfe. Prag, A. Storchs Sohn 1893. Pr. geh. 1 fl., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 21. Juni 1893, Z. 11.582).

Hrbek Franz, Cvičebná kniha jazyka latinského pro prvou třídu gymnasijní. 2. verb. Aufl. Prag, J. L. Kober 1893. Pr. geb. 90 kr. = 1 K. 80 h., mit dem Wörterbüchlein geb. 1 fl. 40 kr. = 2 K. 80 h, unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der ersten Aufl. an jenen Gymnasien mit böhm. Unterrichtssprache, an welchen die lateinische Grammatik desselben Verf. als Lehrbuch eingeführt ist, zugelassen (Min.-Erl. v. 15. Juni 1893, Z. 10.686).

Hrubý Timothej, Úkoly ku překladům z jazyka českého na jazyk latinský. Nach Dr. J. Haulers Übungsbuch für die 5. und 6. Gymnasialclasse übersetzt und bearb. 3. verb. Aufl. Prag-Jungbunzlau, K. Vačlena 1893. Pr. geh. 88 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 23. Juni 1893, Z. 12.635).

Blažek M., Mluvnice jazyka českého pro školy střední a ústavy učitelské. Díl I: Nauka o slově (Tvarosloví). 6. verb. Aufl. Brünn, K. Winkler 1893. Pr. geh 1 fl., geb. 1 fl. 20 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 21. Juni 1893, Z. 11.974).

Petrů Wenzel, Čítanka pro nižší třídy středních škol. III. Theil. 3. Aufl. Prag, J. L. Kober 1893 Pr. geb. 1 fl., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 28. April 1893, Z. 8367).

Grim Josef, Výbor z literatury české. Doba střední. 2. theilweise umg. Aufl. Prag, Bursík u. Kohaut 1893. Pr. geh. 1 fl. 30 kr., geb. 1 fl. 50 kr., wird ebenso wie die erste Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 13. Juni 1893, Z. 12.114).

Truhlář Anton, Výbor z literatury české. Doba nová. Za učebnou knihu škol středních. 2. Aufl. Prag, Bursík u. Kohout 1893. Pr. geh. 2 fl. 10 kr., geb. 2 fl. 30 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 7. Juni 1893, Z. 11.382).

Lepař Jan, Všeobecný dějepis k potřebě žáků na vyšších gymnasiích československých. Díl I. Starý věk. 4. wesentlich unv. Aufl. Prag. J. L. Kober 1893. Pr. geb. 1 fl. 60 kr. (Min.-Erl. v. 6. April 1893, Z. 6564).

Šembera, Dr. Franz, Učebná kniha dějepisu všeobecného pro nižší třídy škol středních. Díl I. Věk starý. Prag, Bursík u. Kohout 1893. Pr. geh. 75 kr., geb. 95 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 13. Juni 1893, Z. 10.941).

Sobek Franz, Dějiny všeobecné pro nižší třídy škol středních. Díl I. Věk starý. Třetí skrácené vydání. Prag, J. L. Kober 1893. Pr. geh. 70 kr., geb. 90 kr., nur für die Schuljahre 1893/94 und 1894/95 und

unter Beachtung der Anordnungen des Min.-Erl. v. 24. Mai 1892, Z. 11.373 (Min.-Verordnungsbl. Nr. 26) allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 13. Juni 1893, Z. 11.148).

Tille, Dr. Anton und Metelka, Dr. Heinrich, Statistika mocnářství rakousko-uherského pro vyšší třídy škol středních. 2. verb. Aufl. mit 3 Kärtchen. Prag, F. Kytka 1892. Pr. geh. 1 fl., geb. 1 fl. 20 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der ersten Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 3. Mai 1893, Z. 8888).

Jeřábek Anton, Základové měřictví pro nižší třídy gymnasií. 4. verb. Aufl. Prag u. Wien, F. Tempsky 1893. Pr. geh. 1 K. 20 h., geb. 1 K. 70 h., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 13. Juni 1893, Z. 12.204)

Kozenn B., Zeměpisný atlas pro školy střední. Českým nazvoslovím opatřil Josef Jireček. Třinácté opravené vydání pořídil Dr. J. Metelka. Wien u. Olmütz, E. Hölzel 1893. Pr. geb. 2 fl. 80 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 3. Juni 1893, Z. 11.381).

Tůma Franz, Arithmetika pro I. a II. třídu škol gymnasijních. 3. Aufl. Budweis, Selbstverlag 1893. Pr. geb. 90 kr., mit Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 23. Juni 1893, Z. 13.542).

Strnad Alois, Geometrie pro vyšší gymnasia. Prag, F. Kytka 1893. Pr. 1 fl. 80 kr., geb. 2 fl., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 13. Juni 1893, Z. 11.581).

Zdrahal Alois, Úlohy z analytické geometrie rovinné ku potřebě středních škol. Chrudim, St. Pospíšils Schwiegersohn 1893. Pr. cart. 30 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 31. März 1893, Z. 5874).

Pokorný, Dr. A., Názorný přírodopis rostlinstva. Pro nižší oddělení středních škol vzdělal Dr. Ladislav J. Čelakovský. 6. umg. Aufl. Prag, F. Tempsky 1893. Pr. geh. 1 fl., geb. 1 fl. 25 kr., mit Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 19. Juni 1893, Z. 12.735).

Rosický Franz, Nerostopis pro nižší třídy středních škol. 3. verb. Aufl. Prag, F. Tempsky 1893. Pr. geh. 70 h., geb. 1 K. 20 h., wie die 2. Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 24. Mai 1893, Z. 10.484).

Durdík, Dr. Josef, Psychologie pro školu. 4. Aufl. Prag, K. Bellmann 1893. Pr. geh. 1 fl. 20 kr., geb. 1 fl. 38 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 3. Juni 1893, Z. 11.254).

Procházka, Dr. Franz X., Logika pro střední školy. Prag, F. Kytka 1893. Pr. geh. 70 kr., geb. 90 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 21. Juni 1893, Z. 10.456).

Serbo-croatisch.

Latinske i hrvatske zadaće v skladnji latinskoga jezika. I Theil. 3. durchges. Aufl. Agram, F. Suppan (R. F. Auer) 1892. Pr. geh. 1 fl., mit Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. in derselben Classe allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 25. April 1893, Z. 8054).

Slovenisch.

Sket, Dr. Jacob, Slovenska čitanka za tretji razred srednjih škol. III. Klagenfurt, Verlag der Buchdruckerei der St. Hermagoras-Bruderschaft 1893. Pr. geh. 80 kr., an Mittelschulen, an denen in slovenischer Sprache gelehrt wird, allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 12. Mai 1893, Z. 9729).

— — Slovenska slovstvena čitanka za sedmi in osmi razred srednjih šol. Wien, k. k. Schulbücher-Verlag 1893. Pr. geb. 1 fl. 50 kr., an Mittelschulen, an denen die slovenische Sprache gelehrt wird, allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 23. Juni 1893, Z. 13.464).

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Erlass des Min. für C. und U. v. 17. März 1893, Z. 3510, womit die Bestimmung des Punktes 2 des Erlasses vom 1. Februar 1882, Z. 1797, betreffend die Ausfolgung von Stipendienraten bei Stipendien, deren Genuss über die Studienzeit hinaus zum Zwecke der Erlangung des Doctorgrades oder des Diploms einer Hochschule, beziehentlich der Lehrbefähigung für das Lehramt an Mittelschulen zugestanden ist, abgeändert wird. — An die Stelle des Punktes 2 des hierortigen Erlasses vom 1. Februar 2882, Z. 1797, hierortiges Verordnungsblatt Nr. 13, hat vom Studienjahre 1894/95 ab die folgende Bestimmung zu treten: Die Stipendisten der medicinischen Facultät müssen, um behufs Erlangung des Doctorates im Bezuge ihres Stipendiums während des auf das letzte ordnungsmäßige Studienjahr folgenden Studienjahres zu verbleiben, die vorgeschriebenen drei Vorprüfungen und die erste strenge Prüfung noch innerhalb ihrer ordnungsmäßigen Studienzeit abgelegt haben, so dass sie nach Absolvierung dieser letzteren sich nur noch der zweiten und dritten strengen Prüfung zu unterziehen haben. Der Stipendienbetrag ist denselben sohin in zwei gleichen Raten, zahlbar je nach erfolgter günstiger Ablegung der zwei strengen Prüfungen anzuweisen.

Erlass des Min. für C. und U. v. 24. Juni 1893, Z. 11.096, betreffend die Abänderung des §. 8 der mit hierortigem Erlasse v. 20. December 1849, R. G. Bl. ex 1850 Nr. 30, verlautbarten Vorschriften über das Ausleihen von Büchern aus Universitäts- und Studien-Bibliotheken. — Der §. 8 der mit hierortigem Erlasse vom 20. December 1849, R. G. Bl. ex 1850 Nr. 30, verlautbarten Vorschriften über das Ausleihen von Büchern aus Universitäts- und Studien-Bibliotheken wird in nachstehender Weise abgeändert: §. 8. Wer ein entlehntes Buch nach Ablauf der Leihfrist nicht zurückstellt, ist durch ein amtlich recommandiertes Schreiben an seine Verpflichtung zu erinnern. Wenn diese Erinnerung binnen drei Tagen (von dem auf die Zustellung folgenden Tage an gerechnet) ohne Erfolg bleibt, so ist der säumige Entlehner in einem Mahnschreiben zur Zurückgabe aufzufordern und hat dem Boten, welcher ihm das Schreiben zustellt, aber weder zur Empfangnahme des Buches noch zur Zurückstellung des Recepisses ermächtigt ist, eine Botengebür zu entrichten. Dieselbe wird, von dem im §. 12 vorgesehenen Falle abgesehen, für Wien, und zwar in den Bezirken I—IX mit 30 kr., in den Bezirken X bis XIX mit 40 kr., für die anderen Universitätsstädte mit 30 kr. und für Orte, an welchen sich Studien-Bibliotheken sowie die zur amtlichen Büchervermittlung aus öffentlichen Bibliotheken berufenen Lehranstalten

(Min.-Erl. v. 22. Mai 1868, §§. 2, 4, 5) befinden, mit 20 kr. festgesetzt. Wird dieser Aufforderung binnen weiterer drei Tage nach Zustellung des Mahnschreibens nicht entsprochen, so ist an jenen Orten, an welchen sich eine Polizei-Direction befindet, an diese, in anderen Orten hingegen an die politische Behörde erster Instanz die Anzeige zu erstatten, worauf von Seite dieser Behörde die zwangsweise Restitution des entlehnten Buches zu veranlassen ist. Bei Entlehnern, gegen welche in dieser Weise eingeschritten wurde, hat die Ausleihebefugnis fortan nur mehr bedingte Giltigkeit. Dieselbe erlischt für die Dauer eines Jahres gänzlich, wenn ein Entlehner nochmals wegen Rückstellung entlehnter Bücher gemahnt werden musste. Es ist den Bibliotheks-Vorständen ausdrücklich untersagt, von diesen Weisungen aus Rücksicht auf die Person des Entlehners oder anderer Umstände halber Umgang zu nehmen.

Seine k. und k. apost. Majestät haben mit a. h. Entschl. v. 4. Sept. 1892 vorbehaltlich der verfassungsmäßigen Bewilligung der erforderlichen Mittel a. g. zu genehmigen geruht, dass in Kolomea ein Staatsgymn. mit ruthen. Unterrichtssprache errichtet und vorläufig in der Form von Parallelclassen beim Staatsgymn. mit poln. Unterrichtssprache in Kolomea vom Schuljahre 1892/93 angefangen successive activiert werde.

Seine k. und k. apost. Majestät haben mit a. h. Entschl. v. 27. Oct. 1892 vorbehaltlich der verfassungsmäßigen Bewilligung der erforderlichen Mittel a. g. zu genehmigen geruht, dass das Communal-Real- und Obergymn. in Raudnitz unter Annahme der angebotenen Beitragsleistungen der Stadtgemeinde Raudnitz vom 1. Sept. 1893 ab in die Verwaltung des Staates übernommen werde.

Seine k. und k. apost. Majestät haben mit a. h. Entschl. v. 30. Oct. 1892 vorbehaltlich der verfassungsmäßigen Bewilligung der erforderlichen Mittel a. g. zu genehmigen geruht, dass das Communal-Realgymn. in Prachatitz unter Annahme der angebotenen Beitragsleistungen der Stadtgemeinde Prachatitz vom 1. Sept. 1893 ab in die Verwaltung des Staates übernommen werde.

Seine k. und k. apost. Majestät haben mit a. h. Entschl. v. 26. Juli 1892 vorbehaltlich der verfassungsmäßigen Bewilligung der erforderlichen Mittel a. g. zu genehmigen geruht, dass vom Schuljahre 1893/94 angefangen an den Staatsgymn. mit ital. Unterrichtssprache in Trient und Rovereto der systemmäßige Stand des Lehrkörpers durch Systemisierung je einer definitiven Lehrstelle verstärkt werde.

Der Min. für C. und U. hat den Bestand der Reciprocität für das aus Anlass der Eröffnung der V. Classe des Communal-Real- und Obergymn. in Teplitz ordnungsmäßig angestellte Lehrpersonal im Sinne des Gesetzes vom 9. April 1870 anerkannt (Min.-Erl. v. 26. Juni 1893, Z. 13.298).

Der I. Classe des städt. Kaiser Franz Joseph Realgymn. in Karlsbad wurde vom II. Semester des Schuljahres 1892/93 angefangen auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen unter Anerkennung des Reciprocitäts-Verhältnisses im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 (R. G. Bl. Nr. 46) das Öffentlichkeitsrecht verliehen (Min.-Erl. v. 3. Juni 1893, Z. 11.718).

Mit h. Erlasse vom 19. Juli 1893, Z. 28.606 wurde die Einführung des obligaten Turnunterrichtes (2 Stunden wöchentlich per Classe) am 2. deutschen Gymnasium in Brünn vom nächsten Schuljahre angefangen angeordnet, womit die successive Einführung des obligaten Turnens an den mährischen Gymnasien ihren Anfang genommen hat.

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen.

Der mit dem Titel und Charakter eines Ministerialsecretärs bekleidete Ministerialvicesecretär Xenophon Freiherr von Mustatza zum Ministerialsecretär im Min. für C. und U. (a. h. Entschl. v. 20. April), der Ministerialconcipist Dr. Richard Hampe zum Ministerialvicesecretär und der Bezirkscommissär der mährischen Statthalterei Albert Ritter von Hermann zum Ministerialconcipisten im Min. für C. und U.

Der Ministerialvicesecretär Wilhelm Freiherr von Weckbecker zum Ministerialsecretär im Min. für C. und U. (a. h. Entschl. v. 17. August).

Dem Sectionsrathe im Min. für C. und U. Dr. August Ritter von Kleemann wurde der Titel und Charakter eines Ministerialrathes verliehen (a. h. Entschl. v. 21. August).

Der Ministerialconcipist Dr. Wilhelm Freiher von Schwind zum Ministerialsecretär und der Bezirkscommissär der Statthalterei für Dalmatien Oskar Lobmeyr zum Ministerialconcipisten im Min. für C. und U.

Seine k. und k. apost. Majestät haben mit a. h. Entschl. v. 10. Juli d. J. die Wahl des ord. Prof. an der Univ. in Wien Dr. Eduard Suess zum Vicepräsidenten der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien für die restliche einjährige Functionsdauer, sowie die Wahl des ord. Prof. an der Univ. in Wien Dr. Alfons Huber zum Generalsecretär und zugleich Secretär der philos.-hist. Classe dieser Akademie und des ord. Prof. an der Univ. in Wien Hofrath Dr. Julius Hann zum Secretär der math.-naturw. Classe, beider auf die Functionsdauer von vier Jahren, a. g. zu bestätigen geruht. Ferner haben Seine k. und k. apost. Majestät zu wirklichen Mitgliedern der Akademie zu ernennen geruht, und zwar: in der philos.-hist. Classe: den ord. Prof. der deutschen Sprache und Literatur an der deutschen Univ. in Prag Dr. Johann Kelle; in der math.-naturw. Classe: den ord. Prof. der allg. und pharmac. Chemie an der Univ. in Wien Dr. Hugo Weidel, den ord. Prof. der math. Physik an der deutschen Univ. in Prag Dr. Ferdinand Lippich und den ord. Prof. der Mineralogie an der Univ. in Wien Dr. Albrecht Schrauf. Zugleich haben Seine k. und k. apost. Majestät die Wahl des Directors der Sternwarte in Mailand Prof. Giovanni Virginio Schiaparelli und des Mitgliedes der Académie des sciences und der Académie Française in Paris L. Pasteur zu Ehrenmitgliedern der math.-naturw. Classe dieser Akademie im Auslande a. g. zu genehmigen und die nachfolgenden, von der Akademie vorgenommenen Wahlen von corresp. Mitgliedern im In- und Auslande zu bestätigen geruht, und zwar: in der philos.-hist. Classe: die Wahl des Prof. am Gymn. im III. Wiener Bezirke Dr. Karl Wessely, des Herrenhausmitgliedes Karl Grafen Lanckoroński-Brzezie in Wien und des Prof. am Gymn. in Innsbruck Dr. Josef Egger zu corresp. Mitgliedern im Inlande, ferner die Wahl des Prof. an der kais. Univ. in St. Petersburg Dr. Alexander Wesselofsky und des Dr. Friedrich Imhof-Blumer in Winterthur zu corresp. Mitgliedern im Auslande; in der math.-naturw. Classe: die Wahl des ord. Prof. der Paläontologie an der Univ. in Wien Oberbergrathes Dr. Wilhelm Waagen, des Leiters der astron. Abth. des militär-geograph. Institutes in Wien k. u. k. Oberstlieutenants Robert Daublebsky von Sterneck, des ord. Prof. der Anatomie an der deutschen Univ. in Prag Dr. Karl Rabl und des ord. Prof. der Mathematik an der Univ. in Innsbruck Dr. Otto Stolz zu corresp. Mitgliedern im Inlande, endlich die Wahl des Prof. an der Univ. in Bonn Dr. H. Hertz, sowie des Inspecteur général des mines in Paris A. Daubrée zu corresp. Mitgliedern im Auslande.

Seine k. und k. apost. Majestät haben mit a. h. Entschl. v. 24. August der Wiederwahl des Baurathes Josef Hlávka zum Präsidenten der böhm. Kaiser Franz Joseph-Akademie der Wissenschaften, Literatur

und Kunst in Prag für die statutenmäßige Functionsdauer von drei Jahren, ferner der Wiederwahl des ord. Univ.-Prof. Hofrathes Dr. Anton Randa zum Präsidenten der I., des ord. Prof. an der deutschen techn. Hochschule in Prag i. R. Hofrathes Dr. Karl Ritter von Kořistka zum Präsidenten der II., der Wahl des Gymn.-Prof. i. R. Franz Kott zum Präsidenten der III. und der Wiederwahl des Baurathes Josef Hlávka zum Präsidenten der IV. Classe der böhm. Kaiser Franz Joseph-Akademie der Wissenschaften, Literatur und Kunst in Prag, endlich der Wiederwahl des ord. Prof. an der böhm. techn. Hochschule in Prag Josef Šolin zum Generalsecretär dieser Akademie, und zwar sämmtlich für die statutenmäßige Functionsdauer von drei Jahren, die Bestätigung zu ertheilen geruht.

Der Privatdocent an der Univ. in Innsbruck Dr. Oswald Redlich zum a. o. Prof. für historische Hilfswissenschaften und Geschichte des Mittelalters an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 22. März), Dr. Johann Bołoz Ritter von Antoniewicz zum a. o. Prof. der neueren Kunstgeschichte an der Univ. in Lemberg (a. h. Entschl. v. 21. April), der Privatdocent Dr. Ottokar Weber zum a. o. Prof. für neuere allg. Geschichte an der deutschen Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 18. Mai), der ord. Prof. des römischen Rechtes Dr. Josef Freiherr von Schey zum ord. Prof. des österr. Civilrechtes an der Univ. in Graz (a. h. Entschl. v. 11. Mai), der Privatdocent Dr. Hugo Spitzer zum a. o. Prof. der Philosophie an der Univ. in Graz (a. h. Entschl. v. 29. Mai), der Privatdocent Dr. Emil Szánto zum a. o. Prof. für griechische Geschichte und Alterthumskunde an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 26. Mai), der Privatdocent an der deutschen techn. Hochschule in Prag Karl Bobek zum a. o. Prof. der Mathematik an der deutschen Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 4. Juni), der Privatdocent Dr. Gustav Jaumann zum a. o. Prof. für Experimentalphysik und physik. Chemie an der deutschen Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 14. Juni), der a. o. Prof. Dr. Josef Seemüller zum ord. Prof. der deutschen Sprache und Literatur an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 19. Juni), der a. o. Prof. an der königl. preuß. Akademie in Münster Dr. Bernhard Schäfer zum ord. Prof. des Bibelstudiums des alten Bundes an der Univ. in Wien und der Subrector des fürsterzbischöfl. Clericalseminares in Wien Dr. Georg Reinhold zum a. o. Prof. der Fundamentaltheologie an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 28. Juni), der ord. Prof. an der Univ. in Innsbruck Dr. Leopold Gegenbauer zum ord. Prof. der Mathematik an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 7. Juli), der Rectoratssecretär an der böhm. techn. Hochschule in Prag Dr. Emil Frida zum a. o. Prof. der Geschichte der modernen Literaturen an der böhm. Univ. in Prag und der ord. Prof. an der Univ. in Innsbruck Dr. Anton Wassmuth zum ord. Prof. der math. Physik an der Univ. in Graz (a. h. Entschl. v. 16. Juli), der Privatdocent Dr. Edmund Neusser zum ord. Prof. der spec. medicin. Pathologie und Therapie an der Univ. in Wien und der Privatdocent Dr. Friedrich Kraus zum a. o. Prof. der internen Medicin an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 27. Juli), der Privatdocent an der Univ. in Wien Dr. Siegmund Herzberg-Fränkel zum a. o. Prof. für allg. Geschichte an der Univ. in Czernowitz (a. h. Entschl. v. 22. Juli), der a. o. Prof. Dr. Anton Weichselbaum zum ord. Prof. der patholog. Anatomie an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 12. August), der Privatdocent Dr. Gottlieb Adler zum a. o. Prof. der math. Physik an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 11. August), der a. o. Prof. an der Univ. in Innsbruck Dr. Paul Dittrich zum a. o. Prof. der gerichtl. Medicin an der deutschen Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 8. August), der a. o. Prof. Dr. Johann Janošik zum ord. Prof. der Histologie und Embryologie an der böhm. Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 17. August), der a. o. Prof. Dr. Ladislaus Anton Gluziński zum ord. Prof. der allg. und experimentellen Pathologie an der Univ. in Krakau (a. h. Entschl. v. 28. August).

Dem a. o. Prof. des österr. Civilrechtes an der Univ. in Graz Dr. Josef Freiherrn von Anders wurde der Titel und Charakter eines ord. Univ.-Prof. verliehen (a. h. Entschl. v. 11. Mai).

Der Gymnasialprof. und Honorardocent kais. Rath Dr. Gustav Adolf Koch zum a. o. Prof. der Mineralogie, Petrographie und Geologie an der Hochschule für Bodencultur (a. h. Entschl. v. 25. Mai).

Dem Privatdocenten an der Univ. in Innsbruck und Gymnasialprof. Dr. Karl von Dalla-Torre wurde der Titel eines a. o. Univ.-Prof. verliehen (a. h. Entschl. v. 12. August).

Die Zulassung des Dr. Ivo Pfaff als Privatdocent für römisches Recht an der rechts- und staatswissenschaftl. Fac. der Univ. in Innsbruck wurde genehmigt, desgleichen die des Dr. Leo von Mańkowski als Privatdocent für Sanskrit, des Dr. Karl Diener als Privatdocent für Geologie, des Dr. Rudolf Much als Privatdocent für german. Sprachgeschichte und Alterthumskunde, des Assistenten der Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus in Wien Dr. Wilhelm Trabert als Privatdocent für Meteorologie und des Dr. Fridolin Krasser als Privatdocent für Anatomie und Physiologie der Pflanzen an der phil. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Karl Adler als Privatdocent für Handels- und Wechselrecht an der rechts- und staatswissenschaftl. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Friedrich Kovács als Privatdocent für spec. Pathologie und Therapie der inneren Krankheiten und des Dr. Adolf Heider als Privatdocent für Hygiene an der medicin. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Wenzel Vondrak als Privatdocent für slav. Philologie mit besonderer Berücksichtigung des Altslovenischen und des Dr. Cäsar Pomeranz als Privatdocent für Chemie an der phil. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Stanislaus Kępiński als Privatdocent für Mathematik an der phil. Fac. der Univ. in Krakau, des Dr. Karl Mayer als Privatdocent für Psychiatrie und Neuropathologie an der medicin. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Alfons Dopsch als Privatdocent für österr. Geschichte an der phil. Fac. der Univ. in Wien, des a. o. Prof. der Botanik an der deutschen techn. Hochschule in Prag Friedrich Reinitzer als Privatdocent für Pflanzenphysiologie an der phil. Fac. der deutschen Univ. in Prag, des Dr. Adalbert Czerny als Privatdocent für Kinderheilkunde an der medicin. Fac. der deutschen Univ. in Prag, des Dr. Theodor Tarnowski als Privatdocent für praktische Theologie an der griech.-orient. theol. Fac. und des Dr. Raimund Friedrich Kaindl als Privatdocent für österr. Geschichte an der phil. Fac. der Univ. in Czernowitz.

Die venia legendi des Privatdocenten für Pharmakologie an der medicin. Fac. der deutschen Univ. in Prag Dr. Julius Pohl auf das Gebiet der Pharmakognosie wurde genehmigt.

Der Beschluss des Professorencollegiums der rechts- und staatswissenschaftl. Fac. der Univ. in Lemberg auf Wiederverleihung der venia docendi für dynamische Geologie und Geologie der Karpathen an Dr. Rudolf Zuber an der gedachten Fac. wurde genehmigt.

Die Übertragung der von dem Privatdocenten Dr. Leo von Mańkowski an der phil. Fac. der Univ. in Wien erworbenen venia legendi für Sanskrit an die phil. Fac. der Univ. in Krakau wurde genehmigt.

Der Min. für C. und U. hat die k. k. böhm. Prüfungscommission für das Lehramt an Gymn. und Realschulen in Prag, ferner die k. k. Prüfungscommissionen für das Lehramt der Stenographie an Mittelschulen in Wien und Prag in ihrer dermaligen Zusammensetzung für das Studienjahr 1893/94 bestätigt (Min.-Erl. v. 16. August, Z. 17.407, 19. Juni, Z. 12.732, und 24. Juli, Z. 16.223).

Zum Mitgliede der k. k. deutschen wiss. Prüfungscommission für das Lehramt an Gymn. und Realschulen in Prag und zum Examinator für Botanik der ord. Prof. an der deutschen Univ. in Prag Dr. Richard Wettstein Ritter von Westerheim und zum Mitgliede der gleichen

Commission in Graz und Examinator für allg. Geschichte der ord. Prof. an der Univ. in Graz Dr. Johann Loserth.

Zum Adjuncten am botanischen Garten der Wiener Univ. der Privatdocent für system. Botanik an der Wiener Univ. Dr. Karl Fritsch.

Zum Amanuensis an der Univ.-Bibliothek in Wien der Praktikant an dieser Anstalt Dr. Maximilian Ortner.

Dem Amanuensis an der Univ.-Bibliothek in Graz Heinrich Kapferer wurde der Titel eines Scriptors verliehen (a. h. Entschl. v. 20. August).

Zu Mitgliedern des Landesschulrathes in Kärnten für die nächste sechsjährige Functionsperiode der Dompropst Dr. Valentin Müller, der Superintendent und evang. Pfarrer Karl Bauer, der Director der Realschule in Klagenfurt Josef Oppl und der Bezirksschulinspector und Übungsschullehrer Karl Preschern, sämmtliche in Klagenfurt (a. h. Entschl. v. 2. Sept.).

Der fürsterzbischöfl. Domcapitular Alois Kalhofer in Salzburg zum Mitgliede des Landesschulrathes für Salzburg auf die restliche Dauer der laufenden Functionsperiode (a. h. Entschl. v. 27. April).

Der Bürgerschuldirector Franz Schmidt in Wien zum Mitgliede des Landesschulrathes für Niederösterreich auf die noch restliche Dauer der laufenden Functionsperiode (a. h. Entschl. v. 28. April).

Der Ministerialsecretär im Min. für C. und U. Dr. Eduard Magner zum Regierungsrathe und Referenten für die administrativen und ökonomischen Angelegenheiten bei dem Landesschulrathe für die Bukowina (a. h. Entschl. v. 15. April).

Der Director des Gymn. in Jaroslau Emanuel Dworski zum Landesschulinspector (a. h. Entschl. v. 8. April). Derselbe wurde dem Landesschulrathe für Galizien zur Dienstleistung zugewiesen.

Der Director der Staatsmittelschule in Reichenberg Dr. Josef Muhr zum Landesschulinspector (a. h. Entschl. v. 20. Juni). Derselbe wurde dem Landesschulrathe für Böhmen zur Dienstleistung zugewiesen.

Der Prof. am Communal-Real- und Obergymn. im II. Bezirke in Wien Dr. Karl Ziwsa zum Director des theres. Gymn. (a. h. Entschl. v. 3. August).

Der Director des Communal-Real- und Obergymn. in Raudnitz Josef Černý zum Director des dortigen Staatsgymn. (a. h. Entschl. v. 1. April), der Prof. am Gymn. in Pilgram Wenzel Petru zum Director dieser Anstalt (a. h. Entschl. v. 15. April), der mit dem Titel eines a. o. Univ.-Prof. bekleidete Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache auf der Kleinseite zu Prag Dr. Friedrich Schubert zum Director dieser Anstalt (a. h. Entschl. v. 7. Mai), der Prof. am Communal-Real- und Obergymn. im VI. Bezirke in Wien Josef Steiner zum Director des Staats-Real- und Obergymn. im VI. Bezirke in Wien und der Prof. am akad. Gymn. in Wien Dr. Josef Loos zum Director des Gymn. im IX. Bezirke in Wien (a. h. Entschl. v. 6. Juni), der Director des Real- und Obergymn. in Kolin Franz Sobek zum Director des böhm. Gymn. in Prag-Neustadt (Tischlergasse) und der Prof. an der letztgenannten Anstalt Josef Grim zum Director des Real- und Obergymn. in Kolin (a. h. Entschl. v. 14. Juni), der Director des Communal-Realgymn. in Prachatitz Theodor Sewera zum Director des Staats-Realgymn. daselbst und der Prof. am Gymn. in Jasło Josef Sekiewicz zum Director des Untergymn. in Buczacz (a. h. Entschl. v. 12. Juni), der Prof. am Gymn. in Reichenau Johann Stefliček zum Director des Gymn. in Deutsch-Brod und der Prof. am II. Gymn. in Lemberg Josef Wojcik zum Director des Gymn. in Jaroslau (a. h. Entschl. v. 28. Juni).

Der Religionsprof. am Gymn. in Marburg Dr. Josef Pajek zum Canonicus des Lavanter fürstbischöfl. Kathedralcapitels (a. h. Entschl. v. 12. Juni).

Der Prof. am Gymn. in Złoczow Felix Urbanski zum prov. Bezirksschulinspector (IX. Rangsclasse) für die Schulbezirke Kołomyja-Kossow.

Zu wirkl. Lehrern am Staatsgymn. in Pilgram die Proff. am Communalgymn. in Pilgram Karl Mollenda, Johann Vyhnánek, Johann Kukla, Eduard Janáček, Gottfried Paulík, Josef Kořínek, Johann Roček, Josef Soukup, Johann Soukup, Franz Šafránek, Josef Tobiášek und Augustin Šebesta, sowie der wirkliche Lehrer daselbst Ferdinand Stocký; am Staatsgymn. in Raudnitz die Proff. am Communal-Real- und Obergymn. in Raudnitz Franz Ptáčník, Franz Makovec, Anton Libický, Wenzel Piskáček, Gabriel Šuran, Wladimir Kobliska, Leo Scholz, Dr. Emanuel Peroutka, Johann Sommer und Josef Řezáč, sowie die wirklichen Lehrer an derselben Anstalt Wenzel Müller und Eduard Svět.

Zu wirkl. Lehrern am Staats-Realgymn. in Prachatitz die Proff. am Communal-Realgymn. in Prachatitz Franz Urban, Edmund Kaltofen, Theodor Stegl und Johann Schima, sowie der wirkliche Lehrer an derselben Anstalt Adolf Lischka.

Der Prof. am Gymn. in Rovereto Johann Battisti zum Prof. am Gymn. in Capodistria, der Prof. an der Unterrealschule in Bozen Alfred Bleyer zum Prof. am Gymn. in Trient, der wirkl. Lehrer am Gymn. in Jaroslau Franz Chowaniec zum Lehrer am Gymn. in Bochnia, der Prof. am deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse) Augustin Theodor Christ zum Prof. am deutschen Gymn. in Prag-Kleinseite, der Prof. am Gymn. in Brody Andreas Czyczkiewicz zum Prof. an der ruthen. Abtheilung des Gymn. in Przemyśl, der Prof. am Gymn. in Rovereto Johann Dalmass zum Prof. am Gymn. in Trient, der Prof. am Communal-Gymn. in Hohenmauth Johann Dvořák zum Prof. am böhm. Real- und Obergymn. in Prag, der dem St. Anna-Gymn. in Krakau zur Dienstleistung zugewiesene Prof. am Gymn. in Rzeszów Andreas Gasiorowski zum Prof. am St. Anna-Gymn. in Krakau, der wirkl. Lehrer am Gymn. in Neuhaus Anton Gottwald zum Lehrer am Real- und Obergymn. in Příbram, der Prof. am Gymn. in Mies Josef Hajek zum Prof. an der Realschule in Leitmeritz, der Prof. am Gymn. in Königgrätz Josef Hoffmann zum Prof. an der böhm. Mittelschule in Prag-Kleinseite, der Prof. am Gymn. in Arnau Karl Kaplan zum Prof. am deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Graben), der Prof. am Gymn. in Leitmeritz Heinrich Kerbl zum Prof. am deutschen Gymn. in Prag-Kleinseite, der wirkl. Lehrer am Gymn. in Landskron Nikolaus Komma zum Lehrer am deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Graben), der wirkl. Lehrer am Gymn. in Böhmisch-Leipa Wenzel Konhäuser zum Lehrer am deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse), der Religionsprof. am Gymn. in Tábor Karl Konrád zum Religionsprof. am böhm. Gymn. in Prag-Neustadt (Tischlergasse), der Prof. am Gymn. in Przemyśl Ignaz Kościński zum Prof. am Gymn. in Podgórze, der Religionsprof. am Gymn. in Pilgram Johann Kukla zum Religionsprof. am böhm. Gymn. in Budweis, der Prof. am Gymn. in Stryj Anton Lasson zum Prof. am Gymn. in Podgórze, der Prof. am griech.-orient. Gymn. in Suczawa Constantin Mandyczewski zum Prof. an der griech.-orient. Realschule in Czernowitz, der Prof. an der Lehrerbildungsanstalt in Tarnopol Johann Matijów zum Prof. am akad. Gymn. in Lemberg, der wirkl. Lehrer am Gymn. in Bochnia Nikolaus Mazanowski zum Lehrer am St. Hyacinth-Gymn. in Krakau, der wirkl. Lehrer am Gymn. in Böhmisch-Leipa Dr. Johann Pitsch zum Lehrer am deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse), der Prof. an der Realschule im III. Bezirke in Wien Karl Albert Schmidt zum Prof. am Franz Joseph-Gymn. in Wien, der Prof. am Gymn. in Jičín Franz Servit zum Prof. am Gymn. in den Königlichen Weinbergen, der Prof.

am Gymn. in Znaim Dr. Franz Spengler zum Prof. am Gymn. im III. Bezirke in Wien, der Prof. am Gymn. in Leitomischl Josef Štěpánek zum Prof. an der böhm. Realschule in Karolinenthal, der wirkl. Religionslehrer am Gymn. in Wadowice Franz Świderski zum Religionslehrer an der Realschule in Krakau, der Prof. am Gymn. in Złoczów Stanislaus Świtalski zum Prof. am Gymn. in Bochnia, der Prof. an der Unterrealschule in Jičin Josef Žabka zum Prof. am böhm. Real- und Obergymn. in Prag.

A. Zu wirkl. Lehrern: *a*) die prov. Lehrer: Josef Bittner am Gymn. in Teschen für das Gymn. in Weidenau, Adolf Gawalewicz vom Gymn. in Tarnopol für diese Anstalt, Johann Kaňka vom Gymn. in Neuhaus für diese Anstalt, Josef Kostlivy von der deutschen Realschule für das Gymn. in Böhmisch-Leipa, Karl Rupert vom Gymn. in Reichenau für das Real- und Obergymn. in Klattau, Alois Zoller vom Gymn. in Eger, in Dienstesverwendung am deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Graben), für das Gymn. in Saaz; *b*) die Supplenten: Johann Bartunek vom Gymn. in Tarnów für das Gymn. in Rzeszów, Ferdinand Bostel vom Franz Joseph-Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Brody, Georg Buchner vom deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Graben) für das Gymn. in Böhmisch-Leipa, Georg Carić, Weltpriester, für das Gymn. in Zara, Johann Čapek vom Real- und Obergymn. in Kolin für das Gymn. in Jičin, Felix Casanova vom Gymn. in Rovereto für diese Anstalt, Johann Chmiołek vom Gymn. in Tarnów für das Franz Joseph-Gymn. in Drohobycz, Stanislaus Daniec vom Gymn. in Tarnów für das Gymn. in Tarnopol, Julian Dobrzański vom Gymn. in Tarnopol für diese Anstalt, Karl Duffek vom Gymn. im II. Bezirke in Wien für das Gymn. in Cilli, Otto Eichler vom I. Gymn. in Graz für das Gymn. in Cilli, Wenzel Frühbauer, suppl. Religionslehrer am Gymn. in Königgrätz, für diese Anstalt, Gustav Gerson von der deutschen Realschule in Karolinenthal für das Real-Gymn. in Prachatitz, Kajetan Godfrejów vom Gymn. in Brzeżany für das Untergymn. in Buczacz, Hilarion Hołubowicz vom Gymn. in Stanislau für die Realschule in Krakau, Sigmund Karaś, suppl. Religionslehrer am St. Hyacinth-Gymn. in Krakau, für das Gymn. in Wadowice, Stanislaus Kamenický vom böhm. Gymn. in Prag-Neustadt (Korngasse) für die Unterrealschule in Jičin, Franz Katzer vom I. deutschen Gymn. in Brünn für die deutsche Realschule in Brünn, Franz Klaschka vom Gymn. im IX. Bezirke in Wien für das Gymn. in Mies, Wenzel Klimeš vom Gymn. in Königgrätz für diese Anstalt, Julian Kobylański vom Gymn. in Czernowitz für das Gymn. in Kolomea, Franz Konarski vom Franz Joseph-Gymn. in Lemberg für das akad. Gymn. in Lemberg, Johann Kossowicz vom Gymn. in Przemyśl für diese Anstalt, Dr. Ernst Kraus vom Real- und Obergymn. in Prag für die böhm. Mittelschule in Prag-Kleinseite, Wilhelm Kuczera vom II. Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Brody, Josef Kuhn, Katechet an der Mädchen-Volks- und Bürgerschule in Eger, für das Realgymn. in Prachatitz, Cölestin Lachowski vom Gymn. in Złoczów für das Gymn. in Jasło, Michael Ladyżiński vom Gymn. in Sanok für das Untergymn. in Buczacz, Wenzel Lindner von der II. deutschen Realschule in Prag für das Gymn. in Mies, Dr. Heinrich Löwner vom deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Graben) für das Gymn. in Arnau, Heinrich Marek vom deutschen Gymn. in Pilsen für das Gymn. in Znaim, Georg Nittel, Katechet an der deutschen Privat-Volksschule in Prag-Holeschowitz, für das deutsche Untergymn. in Smichov, Hugo Paleček vom böhm. Gymn. in Budweis für das Gymn. in Leitomischl, Arthur Passendorfer vom Gymn. in Bochnia für das Gymn. in Jaroslau, Emil Pelikan vom Gymn. in Brody für das Untergymn. in Buczacz, Franz Pietsch vom deutschen Gymn. in Budweis für das Gymn. in Landskron, Dr. Adolf Plešinger, suppl. Religionslehrer am Real- und Obergymn. in Chrudim, für diese Anstalt, Eduard Prechtl vom Stifts-Gymn. in Melk für das Gymn. in Cilli, Josef

Raile vom Gymn. in Rovereto für diese Anstalt, Karl Rozum vom Real- und Obergymn. in Klattau für das Gymn. in Raudnitz, Josef Sanojka vom II. Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Rzeszow, Johann Satter vom Gymn. in Klagenfurt für das Untergymn. in Gottschee, Victor Schmidt vom Franz Joseph-Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Bochnia, Thomas Szafran vom St. Hyacinth-Gymn. in Krakau für das Gymn. in Brzeżany, Josef Szydłowski von der Realschule in Lemberg für das Gymn. in Jaroslau, Franz Tondera von der Realschule in Krakau für das Gymn. in Stanislau, Zdenko Vysoký vom Real- und Obergymn. in Přibram für das Gymn. in Neuhaus, Karl Walter vom deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse) für das Gymn. in Pola, Josef Wasserer vom Gymn. in Innsbruck für das Gymn. in Ried, Dr. Hugo Wertheim von der Realschule in Graz für das Gymn. in Cilli.

B. Zu prov. Lehrern die Supplenten: Eduard Bottek vom Gymn. in Bielitz für das Gymn. in Teschen, Dr. Georg Guth vom böhm. Gymn. in Prag-Neustadt (Korngasse) für das Real- und Obergymn. in Klattau, Otto Schmidt vom Communal-Real- und Obergymn. im II. Bezirke in Wien für die Realschule in Linz, Gotthard Smolař vom Real- und Obergymn. in Přibram für die Realschule in Pardubitz, Josef Trubl vom Real- und Obergymn. in Kolin für das Gymn. in Tábor, Anton Tummler vom deutschen Gymn. in Pilsen für das Gymn. in Görz.

In die VIII. Rangsclasse wurden befördert: die Proff. am Gymn. im II. Bezirke in Wien Thomas Islitzer, Dr. Karl Stejskal und Dr. Franz Wiedenhofer, der Prof. am Gymn. im IV. Bezirke in Wien Joachim Grohmann, die Proff. am Gymn. im VIII. Bezirke in Wien Heinrich Ritter von Jettmar und kais. Rath Philipp Paulitschke, der Prof. am Gymn. im IX. Bezirke in Wien Theodor Schneider, der Prof. am Gymn. in Wiener-Neustadt Eugen Bill, der Prof. am Gymn. in Sambor Nikolaus Laszkiewicz, der Prof. am Gymn. in Ragusa Anton Vucetić, der Prof. am Gymn. in Cattaro Josef Strukel, die Proff. am I. deutschen Gymn. in Brünn Franz Bauer, Josef Čech, Anton Kraus und Josef Wagner, die Proff. am II. deutschen Gymn. in Brünn Johann Jiřiček und Josef Gajdeczka, die Proff. am böhm. Obergymn. in Brünn Karl Kučera und Dr. Emanuel Formánek, der Prof. am böhm. Untergymn. in Brünn Franz Tacl, die Proff. am deutschen Real- und Obergymn. in Ungarisch-Hradisch Heinrich Götzl, Josef Strommer und Anton Bezděk, die Proff. am Gymn. in Iglau Josef Kračmar, Franz Meissner und Adolf Sponner, die Proff. am deutschen Gymn. in Kremsier Rudolf Maxa und Karl Maier, der Prof. am Gymn. in Wallachisch-Meseritsch Franz Čapek, der Prof. am Gymn. in Nikolsburg Gustav Grünes, die Proff. am deutschen Gymn. in Olmütz Josef Jahn, Franz Stourač und Rudolf Ruby, der Prof. am böhm. Gymn. in Olmütz Anton Kraus, die Proff. am Gymn. in Prerau Karl Altmann, Franz Polák und Franz Werner, die Proff. am Gymn. in Mährisch-Trübau Johann Traunwieser und Emil Breyer, der Prof. am Gymn. in Mährisch-Weißkirchen Johann Pinkawa, der Prof. am Gymn. in Znaim Dr. Georg Biesok, die Proff. am Gymn. in Linz Josef Strigl, Franz Schauer und Ferdinand Barta, die Proff. am Gymn. in Ried Simon Prem, Friedrich Vierhapper, Nikodemus Donnemiller und Johann Georg Berger, die Proff. am Gymn. in Freistadt Ferdinand Weiß, Josef Knöpfler, Josef Jäkel und Otto Kurzwernhart, die Proff. am Real- und Obergymn. im VI. Bezirke in Wien Ernst Ritter von Feistmantel, Johann Fliedl, Dr. Friedrich Umlauft, Dr. Franz Strauch, Dr. Josef Pommer und Ferdinand Dressler, der Prof. am griech.-orient. Obergymn. in Suczawa Demeter Isopescul, und die Proff. am Gymn. in Salzburg Dr. Johann Widmann, Friedrich Rihl, August Polt und Johann Schmidt.

Zu wirkl. Lehrern: *a*) die prov. Lehrer: Olivier Klose vom Gymn. in Salzburg für diese Anstalt, Franz Vykoukal vom böhm. Gymn. in

Prag-Neustadt für diese Anstalt; *b*) die Supplenten: Johann Barda vom Gymn. in den Königlichen Weinbergen für das Gymn. in Deutschbrod, Simon Barta, suppl. Religionslehrer am böhm. Gymn. in Budweis, für das Gymn. in Pilgram, Stanislaus Basiński an der Realschule in Lemberg für das Gymn. in Sanok, August Burkart vom Communal-Real- und Obergymn. im VI. Bezirke in Wien für die Mittelschule in Reichenberg, Constantin Dmytrów vom Gymn. in Tarnow für das Gymn. in Tarnopol, Emil Hadina vom Gymn. im VI. Bezirke in Wien für das Gymn. in Troppau, August Hentschel vom Communal-Real- und Obergymn. im II. Bezirke in Wien für das Gymn. in Troppau, Dr. Julius Kejzlar vom Gymn. im VIII. Bezirke in Wien für das deutsche Real- und Obergymn. in Ungarisch-Hradisch, Franz Korecký, Katechet an der Mädchen-Bürgerschule in Tabor für das Gymn. in Tabor, Dr. Richard Kukula vom akad. Gymn. in Wien für das II. deutsche Gymn. in Brünn, Victor Mattel vom II. deutschen Gymn. in Brünn für das deutsche Gymn. in Ungarisch-Hradisch, Anton Mazanowski vom IV. Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Stryj, Johann Pivčević, Weltpriester, zum Religionslehrer für die Unterclassen des Gymn. in Spalato, Johann Porajko, suppl. griech.-kath. Religionslehrer am Gymn. in Czernowitz, für das Untergymn. in Buczacz, Josef Trašak vom Real- und Obergymn. in Kolin für das Gymn. in Reichenau, Dr. Friedrich Vogl vom II. Gymn. in Graz für das deutsche Gymn. in Ungarisch-Hradisch, Konrad Zelenka vom Gymn. in Mährisch-Weißkirchen für das Gymn. in Radautz.

Der Min. für C. und U. hat im Sinne des Erlasses vom 6. März 1893, Z. 4616, für das Sommersemester 1893/94 (einschließlich der Hauptferien) Stipendien für Studienreisen nach Italien oder Griechenland oder nach beiden Ländern folgenden Lehrpersonen an Mittelschulen verliehen: dem Prof. am Gymn. im II. Bezirke in Wien Thomas Islitzer, dem Prof. am Gymn. in Linz Johann Habenicht, dem Prof. am I. Gymn. in Graz Alfred Heinrich, dem Prof. an der Oberrealschule in Laibach Dr. Julius Binder, dem Prof. an der deutschen Mittelschule in Reichenberg Dr. Anton Frank, dem Supplenten am böhm. Gymn. in Prag (Korngasse) Jaroslav Šťastny, dem Prof. am Gymn. in Nikolsburg Alois Kornitzer, dem Prof. am böhm. Obergymn. in Brünn Jaroslav Schulz, dem Prof. am akad. Gymn. in Lemberg Constantin Łuczakowski und dem Prof. am Gymn. in Drohobycz Franz Zych.

Auszeichnungen erhielten:

Der ord. Prof. an der Univ. in Lemberg Dr. Leonhard Piętak den Titel eines Hofrathes, der ord. Prof. an dieser Univ. Dr. Thaddäus Pilat und Dr. Richard Maria Werner, dann der ord. Prof. an der Univ. in Krakau Regierungsrath Dr. Ludwig Teichmann und Dr. Stanislaus Smolka den Orden der eisernen Krone III. Cl. (a. h. Entschl. v. 1. Mai).

Der Director des Gymn. in Sambor Dr. Ignaz Petelenz das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens (a. h. Entschl. v. 27. Juni).

Der Hofcaplan und Studiendirector im höheren Weltpriester-Bildungsinstitute zum heil. Augustin, ord. Prof. des Kirchenrechtes an der Univ. in Wien Dr. Franz Laurin, der ord. Prof. des österr. Civilrechtes an der Univ. in Wien Dr. Leopold Pfaff, der ord. Prof. des Handels- und Wechselrechtes an derselben Univ. Dr. Karl Samuel Grünhut, der Vorstand des II. chem. Laboratoriums derselben Univ. Prof. Dr. Adolf Lieben, der ord. Prof. der Physiologie an der deutschen Univ. in Prag Dr. Ewald Hering, der ord. Prof. des österr. civilgerichtl. Verfahrens an der böhm. Univ. in Prag Dr. Emil Ott und der ord. Prof. des deutschen Rechtes an der Univ. in Graz, Regierungsrath Dr. Ferdinand Bischoff den Titel eines Hofrathes (a. h. Entschl. v. 21. Juli).

Der ord. Prof. an der deutschen Univ. in Prag Dr. Rudolf Ritter Jaksch von Wartenhorst den Orden der eisernen Krone III. Cl. (a. h. Entschl. v. 27. Juli).

Der ord. Prof. an der Univ. in Graz Dr. Otto Rembold den Titel eines Hofrathes (a. h. Entschl. v. 27. Juli).

Der ord. Prof. an der deutschen Univ. in Prag Dr. Alfred Přibram und der ord. Prof. der Pharmakologie und Pharmakognosie an der böhm. Univ. in Prag Dr. Bohuslav Edler von Jiruš den Titel eines Regierungsrathes (a. h. Entschl. v. 30. Juli).

Der Prof. am Gymn. in Linz P. Anton Ozlberger aus Anlass der von demselben erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand den Titel eines Schulrathes (a. h. Entschl. v. 2. August).

Dem Director des theres. Gymn. in Wien Regierungsrath Dr. Alois Egger Ritter von Möllwald wurde aus Anlass der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand die a. h. Anerkennung seiner vieljährigen vorzüglichen Wirksamkeit im Lehramte ausgesprochen (a. h. Entschl. v. 3. August).

Der Director der Lehr- und Versuchsanstalt für Photographie und Reproductionsverfahren in Wien Josef Maria Eder den Titel und Charakter eines Regierungsrathes (a. h. Entschl. v. 2. Sept.).

Nekrologie.

Am 14. April in St. Petersburg der Conservator des zoolog. Museums der Akademie der Wissensch. Peter Petrowitsch Schaljewef, 32 J. alt.

Am 20. April in Poppelsdorf der Gymnasialdirector a. D. Rösen, im 53. Lebensjahre, und in Meißen der Prof. Leuteritz.

Am 24. April in Liegnitz der Gymnasialoberlehrer Gränitz und in Cambridge (England) der Prof. der oriental. Philologie an der dortigen Univ. R. L. Beasley.

Am 27. April in St. Petersburg der Naturforscher Julian Iw. Schimaschko, 72 J. alt, und in Paris der Publicist Charles de Mazade, 72 J. alt.

Im April in Neulust bei Steyr der Dialectdichter Josef Moser, 82 J. alt, in Stuttgart der Oberlehrer an der Jakobsschule. Chrn. Laistner, 74 J. alt, und in Constantinopel der Historiker und Sprachforscher Nadj Effendi.

Am 1. Mai in Wertheim der fürstl. Löwenstein'sche Archivrath Dr. Alex. Kaufmann, 76 J. alt, und in Göttingen der Honorarprof. der oriental. Sprachen an der Univ. daselbst Dr. Th. Wüstenfeld.

Am 2. Mai in Berlin der Schriftsteller Angerstein, im 58. Lebensjahre.

Am 3. Mai in Straßburg i. E. der ord. Prof. der class. Philologie an der dortigen Univ. Dr. A. Kießling, im 57. Lebensjahre.

Am 9. Mai in Kopenhagen der Historiker C. F. Wegner.

Am 14. Mai in Berlin der ord. Prof. der Mathematik an der Univ. daselbst geh. Regierungsrath Dr. Ernst Ed. Kummer, im 84. Lebensjahre.

Am 15. Mai in Leiden der Prof. des Staatsrechtes an der Univ. daselbst Dr. J. Th. Buijs, 65 J. alt.

Am 16. Mai in Berlin der Leiter des archäolog. Institutes in Rom Geheimrath Schottmüller.

Am 19. Mai in München der ord. Prof. der Geschichte an der Univ. Göttingen Dr. August v. Kluckstohn, 61 J. alt.

Am 20. Mai in Halle a. S. der a. o. Prof. der Staatswissenschaften an der dortigen Univ. Dr. Hugo Eisenhart, 82 J. alt, und in Rom der Prof. der Physiologie an der dortigen Univ. Senator Dr. Jakob Moleschott, 71 J. alt.

Am 21. Mai in Charlottenburg bei Berlin der Director der physikalisch-technischen Reichsanstalt Dr. Franz Stenger, 34 J. alt.

Am 22. Mai in Leipzig der ord. Prof. der Pädagogik an der Univ. daselbst geh. Hofrath Dr. K. W. H. Masius, im 76. Lebensjahre.

Am 23. Mai in Berlin der Director des Krankenhauses zu Moabit und Privatdocent an der Univ. daselbst Sanitätsrath Dr. Paul Gutmann.

Am 27. Mai in Schwetzingen der Dichter und Schriftsteller Prof. Dr. J. Stöckle, im 49. Lebensjahre.

Am 29. Mai in Oxford der Prof. der Astronomie an der Univ. daselbst Karl Pritchard, in Würzburg der ord. Prof. der Zoologie an der Univ. daselbst Dr. Karl Semper, 61 J. alt, und in Neuhaus bei Cilli der a. o. Prof. der gerichtl. Medicin an der deutschen Univ. in Prag Dr. Arnold Paltauf, im 33. Lebensjahre.

Am 30. Mai in Marburg i. H. der vormalige Director des dortigen Gymn. geh. Regierungsrath Dr. Friedrich Münscher, 88 J. alt.

Im Mai in Löwen der Orientalist Prof. Felix Néve, 77 J. alt, und in Agram der Prof. der Geologie an der Univ. daselbst, Dr. Georg Pilar.

Am 2. Juni in Kopenhagen der Lyriker und Romandichter Hans Peter Holst, im 83. Lebensjahre.

Am 3. Juni in Magdeburg der geh. Regierungsrath Albert Schulz, als Schriftsteller unter dem Pseudonym San Marte bekannt, 91 J. alt, und in Vahrn bei Brixen der Prof. an der Staatsgewerbeschule in Reichenberg, Robert Kämpf, 46 J. alt.

Am 5. Juni in Rottenburg der Bischof Karl Jos. von Hefele, früher Prof. der Kirchengeschichte an der kath.-theol. Fac. der Univ. Tübingen, 84 J. alt.

Am 6. Juni in St. Petersburg der Vicepräsident der Akademie der Wissenschaften Jakow-Karlowitsch Grot und in Baden-Baden der Prof. am Gymn. zum heil. Kreuz in Dresden Dr. Friedrich J. Grundt.

Am 7. Juni in Heidelberg der Prof. am Gymn. daselbst Karl Hartfelder, 45 J. alt.

Am 8. Juni in Lund der Adjunct der Mathematik an der dortigen Univ. Dr. E. W. von Zeipel, 70 J. alt.

Am 9. Juni in Paris Dr. Peter, Mitglied der medicin. Akademie daselbst.

Am 11. Juni in Berlin der Oberlehrer am dortigen Dorotheenstädtischen Realgymn. Prof. Dr. J. Marthe.

Am 12. Juni in München der ord. Prof. der class. Philologie an der Univ. daselbst Dr. Rudolf Schöll, 48 J. alt, in Wexiö in Schweden der Lector der Mathematik Abraham Rundbäck, im 67. Lebensjahre, und in Hattenheim der Dichter und Schulschriftsteller Heinrich Bone, früher Director des Gymn. in Mainz, 79 J. alt.

Am 14. Juni in Bad Kreuth in Bayern der ord. Prof. der Philosophie an der Univ. zu München Dr. Jakob Frohschammer, 72 J. alt.

Am 16. Juni in London der Privatdocent für Sanskrit an der Univ. Leipzig Dr. H. Wenzel, 38 J. alt.

Am 19. Juni in Straßburg i. E. der Prof. der Geschichte a. D. Dr. Hermann Baumgarten, 68 J. alt, und in Södermannland der Inspector der Bergschule zu Falun und bedeutende Geologe Dr. Anton Sjögren, im 72. Lebensjahre.

Am 21. Juni in Leipzig der ord. Prof. der Kunstgeschichte an der Univ. daselbst Dr. Hubert Janitschek, im 47. Lebensjahre.

Am 22. Juni in Mastricht der Archivar der niederländischen Provinz Limburg Josef Habets, 64 J. alt.

Am 23. Juni in Berlin der Prof. für interne Medicin an der Univ. daselbst Dr. Wilhelm Zülzer.

Am 25. Juni in Upsala der Prof. der Psychiatrik an der dortigen Univ. Dr. Nils Gust. Kjellberg, 66 J. alt.

Am 26. Juni in Wiesbaden der vormalige Director des Pädagogiums zu Dillenburg August Spieß, 79 J. alt.

Am 27. Juni in Gießen der ehemalige Universitätskanzler und Prof. für deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte an der dortigen Univ. Dr. Hermann Wasserschleben, 81 J. alt, und in Pest der Prof. der Paläontologie an der Univ. daselbst Sectionsrath Dr. Max Hentker von Prudnik, im 72. Lebensjahre.

Am 30. Juni in Genf der berühmte Physiker Daniel Colladon, vormals Prof. an der Centralschule zu Paris, 91 J. alt.

Im Juni in Mantua der Staatsarchivar Antonio Bertolotti, und in Christiania der Arzt und Naturforscher J. C. Klär, 58 J. alt.

Am 1. Juli in Breslau der ord. Prof. der neutestamentlichen Exegese an der evang.-theol. Fac. der dortigen Univ. Consistorialrath Dr. Ed. Meuß, 76 J. alt.

Am 2. Juli in Hermannstadt der evang.-luth. Bischof der Sachsen in Siebenbürgen Dr. Georg D. Teutsch, im 76. Lebensjahre.

Am 6. Juli in Passy bei Paris der Dichter und Schriftsteller H. R. A. Guy de Maupassant, im 43. Lebensjahre.

Am 7. Juli in Weimar der erste Lehrer am dortigen Gymn. Prof. Dr. Schaeck.

Am 11. Juli in Oxford der Prof. der latein. Sprache und Literatur an der dortigen Univ. Dr. Henry Nettleship.

Am 13. Juli in Maidstone der emer. Prof. des Griechischen an der Univ. Glasgow E. L. Lushington.

Am 14. Juli in Straßburg i. E. der a. o. Prof. der Zoologie Dr. J. Carriere, im 40. Lebensjahre.

Am 15. Juli in Caprino Bergamasco bei Lecco der Dichter Antonio Ghislanzoni, 96 J. alt.

Am 17. Juli auf seinem Landgute bei Clamecy der Physiker Marie Davy, 72 J. alt, und in Berlin der Oberlehrer am k. Realgymn. daselbst Dr. Voigt, im 64. Lebensjahre.

Am 21. Juli in Gleichenberg der dramatische Dichter Franz Nissel, im 63. Lebensjahre.

Am 25. Juli in London der Polarreisende Dr. John Rae.

Am 27. Juli in Gießen der ord. Prof. der roman. Philologie an der Univ. Jena Dr. Eduard Schwan, 34 J. alt, und in Prag der emer. ord. Prof. der Gynäkologie an der deutschen Univ. daselbst, Dr. Ferdinand Ritter von Weber, 74 J. alt.

Am 29. Juli in London der Astronom Alexander Brown.

Am 31. Juli in Paris der Romancier und Dramatiker Mario Uchard, im 69. Lebensjahre.

Im Juli in Lauterberg der Leiter der höheren Knabenschule daselbst Dr. F. Ahn, als Verf. von Lehrbüchern der französ. Sprache bekannt, und in Paris der polnische Historiker Franz Duchiński, 76 J. alt.

Am 2. August der gewesene Provincial des Augustinerordens P. Paulus Josef Hackel, früher Prof. am Gymn. in Böhmisch-Leipa, 81 J. alt, und in St. Petersburg der Bischof von Uglitsch in Russland Anfilochi (Pawel Iwanowitsch Kasanski), durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der Paläographie bekannt, 86 J. alt.

Am 6. August in Bad Nauheim der Schriftsteller Oskar Justinus und in Stuttgart der namhafte Bildhauer Wilhelm Rösch, 42 J. alt.

Am 7. August in Königsberg i. Pr. der ord. Prof. der neutestamentl. Exegese an der dortigen Univ. Dr. Rudolf Grau, 57 J. alt.

Am 11. August in Jena der vormalige Rector der Landesschule in Pforta, Consistorialrath Dr. Peter, im 88. Lebensjahre, und in Wittenberg der vormalige Director des dortigen Predigerseminars Dr. H. E. Schmieder, gegen 100 J. alt.

Am 14. August in Breslau der a. o. Prof. für interne Medicin an der dortigen Univ. Dr. Julius Sommerbrodt, im 55. Lebensjahre.

Am 15. August in Wien der Prof. am Gymn. im VIII. Bezirke daselbst Anton Horner, 44 J. alt.

Am 17. August in Morvan, Depart. Nièvre, der Prof. der Psychiatrie an der Univ. in Paris Jean Martin Charrot, im 68. Lebensjahre, und in Marburg i. H. der ord. Prof. der Psychiatrie an der dortigen Univ., geh. Medicinalrath Dr. Heinrich Cramer, 62 J. alt.

Am 19. August in Berchtesgaden der k. k. Regierungsrath Constantin Ritter von Wurzbach-Tannenberg, der Verf. des biographischen Lexikons von Österreich, 75 J. alt.

Am 20. August in Berlin der wirkl. geh. Oberregierungsrath a. D. Gustav Adolf Waetzold, früher vortragender Rath im Unterrichtsministerium.

Am 22. August in München der Reichsarchivar und Historiker Dr. Christian Häutle, 67 J. alt.

Am 23. August in Nalentschow (Gouvernement Lublin) der polnische Maler und Illustrator Elviro Michael Andreotti, 66 J. alt.

Am 26. August in Wiesbaden der beständige Secretär der kais. russ. Akademie der Wissenschaften, Dr. Alexander Strauch, als Forscher auf dem Gebiete der Reptilien berühmt, 61 J. alt.

Im August in Haag der Director des k. Münzcabinetes daselbst, A. A. Lovijen, in Barcelona der Director des dortigen Lyceums Gabriel Balart, 69 J. alt, in Paris das Mitglied der Akademie der Medicin Dr. A. E. Blanche, 73 J. alt, in Metz der Prof. für chinesische Sprache und Literatur in St. Petersburg Sergei Michailowitsch Georgijewski, im 42. Lebensjahre, im Gouvernement Kostroma der livländische Embryologe Dr. Julius Knoch, Forscher auf dem Gebiete der Trichinose, 65 J. alt, und in Saratoga der amerikanische Landschaftsmaler J. W. Casilear, 82 J. alt.

Am 5. September in Niederndorf der Prof. für Maschinenwesen an der Hochschule für Bodencultur in Wien, Dr. Emil Perels.

Am 6. Sept. in Karlsruhe der Prof. für Architectur an der dortigen techn. Hochschule Heinrich Lang, 69 J. alt.

Im September der russische Dichter Alexei Nikolajewitsch Apachtin, 52 J. alt.

Entgegnung.

Erst jetzt ist mir die im Octoberheft 1892, S. 769 f. enthaltene Besprechung meiner Dissertation „Der römisch-karthagische Krieg in Spanien 211—206“ zu Gesicht gekommen. Je mehr mich die Worte der Zustimmung seitens des Recensenten, Hrn. Prof. Dr. Bauer, ehren, um so weniger darf ich ein Missverständnis fortbestehen lassen, zu welchem wohl allzu große Kürze meiner Darstellung den Anlass gegeben hat. — Herr Prof. Bauer schreibt: „Wenn ich den Ergebnissen dieser Untersuchung nicht durchaus beizustimmen vermag, so werde ich dazu durch einen auffälligen Irrthum veranlasst. J. sucht aus Eutropius III 16 und aus Silius Italicus den Nachweis dafür zu erbringen, dass die bei Dio-Zonaras erhaltene Datierung der Schlacht bei Baecula (209 v. Chr.) auf Coelius zurückzuführen sei. Die nur nebenbei angeführte Stelle bei Silius lässt verschiedene Deutungen zu und ist nicht beweiskräftig, bei Eutropius aber ist der insequens annus, d. h. das auf die Eroberung von Tarent folgende Jahr 208 und nicht 209. Eutropius setzt also die Schlacht ins Jahr 208, wie der Verf. auf S. 32 seiner Abhandlung selbst richtig bemerkt hat.“ Wie Hr. Prof. Bauer mit Recht sagt, ist der insequens annus bei Eutrop. III 16 das Jahr nach der Eroberung von Tarent (209 v. Chr.), von welcher Eutrop an derselben Stelle spricht: also das Jahr 208. In diesem insequens annus ist aber nicht, wie Hr. Prof. Bauer meint,

nach Eutrop die Schlacht bei Baecula geschlagen worden; auch ist es ein Missverständnis, dass ich auf S. 32 dieser Meinung sei. Vielmehr will Eutrop mit seinem Satz insequenti anno Scipio in Hispania egregias res egit et per se et per fratrem suum L. Scipionem die Untersuchungen schildern, welche Livius XXVIII 1—4 fälschlich erst unter dem Jahre 207 berichtet, wie ich auch in meiner Abhandlung des weiteren ausgeführt habe (S. 31 f.). — Der Bericht der Baeculaschlacht ist dagegen in III 15 zu suchen: Hasdrubalem Hannibalis fratrem victum fugat et praedam maximam capit, ein Bericht, den Eutrop ganz richtig unmittelbar an die Eroberung von Carthago nova und den Übergang »aller« Völkerschaften zu Scipio (nach polybianischer und annalistischer Chronologie 209) anschließt. Dass alle diese Ereignisse, einschließlich der Schlacht bei Baecula, nach Eutrops Meinung im Jahre 209 geschehen sind, geht einmal aus dem unmittelbar folgenden Satze: *interea* in Italia consul Fabius Maximus Tarentum recepit und zweitens daraus hervor, dass der insequens annus seine eigenen Ereignisse in Spanien hat. Mit dieser Datierung tritt aber Eutrop, ebenso wie Zonaras (Coelius), in Gegensatz zu Polybius, welcher die Schlacht bei Baecula ins Jahr 208 setzt. — So habe ich es auch auf S. 24 f. meiner Abhandlung, wenn auch in gedrängterer Kürze, dargestellt. — Mit vorstehender ausführlicherer Auseinandersetzung halte ich meine alte, aufs Neue geprüfte Ansicht einer Differenz in der Chronologie zwischen Coelius und Polybios Hrn. Prof. Bauer gegenüber aufrecht, dem ich mich in Zustimmung und Ablehnung dankbar verpflichtet fühle. Die aus jener Differenz für Polybios und Coelius zu ziehenden und von mir S. 26 f. gezogenen Schlüsse sind subjectiv und hypothetisch und müssen es bleiben, so lange uns kein anderes als das bisherige Quellenmaterial zu gebote steht.

Berlin, 19. Juli 1893. Dr. Max Jumpertz.

Erwiderung.

Durch die vorstehenden Bemerkungen ist ein Missverständnis, das mir bei Besprechung der Dissertation von Jumpertz unterlaufen ist, aufgeklärt. Daher entfällt der darauf begründete Einwand. Meine sonstigen Bedenken gegen J.s Annahme, dass Coelius die richtige Datierung der Schlacht von Baecula gegeben, und dass Polybios sie aus dem Jahre 209 ins Jahr 208 verschoben habe, um Scipio zu rechtfertigen, halte ich gleichwohl für begründet.

Graz. Adolf Bauer.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Zwei Wiener Handschriften zu Ciceros 'De inventione'.

Vor Jahren, da mir noch Gelegenheit geboten war, die Wiener Hofbibliothek zu besuchen, hatte ich eine Collation zweier Handschriften zu Ciceros Schrift De inventione vorgenommen, deren Resultate ich hiemit zum Theil den Ciceroforschern vorlege. Ich legte hiebei die Ausgabe zugrunde: M. Tullii Ciceronis scripta quae manserunt omnia recognovit C. F. W. Müller. P. I, V. I (libros ad C. Herennium et de inventione) recognovit Gu. Friedrich, Lipsiae, Teubn. 1884. Die verglichenen Handschriften nun tragen, ihrem Alter entsprechend geordnet, die Nummern 116 und 51; ich will sie im Folgenden nennen Z_1 Z_2. An Stellen, wo mich meine Aufzeichnungen im Stiche ließen, hatte mein ehemaliger Schüler stud. phil. Franz Ehrenberger die Freundlichkeit, die Codices neuerdings nachzusehen, wofür ich ihm auch hier meinen Dank ausspreche.

Über den Codex 116 (Z_1) sagt Endlicher in seinem Catalog. codicum philolog. latinor. biblioth. Palat. Vindob.: „Codex manuscriptus membranaceus saeculi X. foliorum 157, in fol. min. I. fol. 1—5 Incerti Sciagraphia Rhetorica, II. fol. 6—59 M. T. Ciceronis de Inventione libri II., III. fol. 59—157 M. Fabii Victorini Expositio in Ciceronis de Inventione libros II., IV. fol. 157 Invitatio ad amicam."

Die Blätter des Codex sind nur in einer Columne beschrieben; die einzelnen Seiten enthalten durchschnittlich 27 Zeilen, die Tinte wechselt zwischen braun und schwarz; die Schriftzüge sind bald massiv, bald zart. Auf Blatt 16, dessen zweite Seite nicht vollständig beschrieben ist, schließt eine Hand, die folgenden Blätter weisen eine andere Handschrift auf. Es finden sich aber mehrere eingeschobene Blätter, die abweichende Schriftzüge zeigen. Hinter Blatt 21, das mit den Worten ab Aristotele et Theophrasto schließt

(§. 61, S. 152, 25), findet man nämlich Blatt 21 a, 22, 23, welch letzteres nur zur Hälfte der ersten Seite beschrieben ist. Diese eingeschobene Partie beginnt mit den Worten Quod enim S. 153, 5 und reicht bis ratiocinatione S. 158, 32, enthält also §. 62—76. Die Fortsetzung von et Theophrasto §. 61, 21 an bis 62, 5, woran sich sofort §. 76, 33 deinde in ipsa schließt, enthält das Blatt 24. Mehrere Zeichen und die Bemerkung auf Bl. 24 hinter dem Worte approbatio: „redi ad superiora, ubi istud signum sit", erleichtern die Herstellung des Zusammenhanges. Einen zweiten nachträglichen Einschub bildet das Blatt 58. Das Blatt 57 schließt mit den Worten 233, 9 sua conservanda et al=, die ihre Fortsetzung auf Blatt 59 finden, wo wieder ein Auslassungszeichen hinter dem Worte necessitudinis auf 58 zurückverweist.[1]) Dieses enthält den Text von Huiusmodi §. 170, S. 233, 31 an bis exspectare oportebit §. 175, S. 235, 12. Die Worte modo illud usw. finden sich in der zweiten Hälte der ersten Seite von Blatt 59. Es waren also ursprünglich zwei große Lücken im Codex vorhanden, I §. 62—76 und II §. 170—175, die nachträglich von zweiter, bezw. dritter Hand ergänzt wurden. Der Codex ist im großen und ganzen mit Sorgfalt geschrieben; einzelne Zeilen, die übersehen wurden, sind nachgetragen, z. B. Blatt 17, zweite Seite, ist im Texte die Zeile monumenta — scire (142, 37) ausgelassen und von derselben Hand am Ende der Seite angefügt; auf Bl. 27, erste Seite, ist nach dicitur (S. 166, 1) sofort geschrieben offensum est . . . ; ungefähr die halbe Zeile wurde ausradiert und neuerdings begonnen offensum est . . . ; die übersprungenen Zeilen bilden dann die letzten zwei Zeilen der Seite. Der Codex hat viele Leser und Erklärer gefunden, welche Spuren ihrer Thätigkeit am Rande und zwischen den Zeilen hinterlassen haben in der Form von Inhaltsangaben, Paraphrasen, Erklärungen, z. B. 158, 12, wo über errare steht: utrum dicatur argumentatio an argumentum, und vor allem Varianten, die entweder nach vorgenommener Radierung in die Zeile oder über die Zeile geschrieben wurden. Eine längere textkritische Bemerkung begegnet S. 235, 8, wo die Handschrift nach den Worten rationem habere fortsetzt cum autem virtuti rationem incolomitatis quoniam . . . . ; am Rande nun steht geschrieben: in quibusdam libris non habetur: cum autem v. r. incol. — Das erste Buch schließt mit den Worten explicit Liber I Rhetoricae, das zweite einfach explicit.

Über den Codex 51 = Z_2 lesen wir bei Endlicher: codex manuscriptus membranaceus saeculi XII; literis initialibus plurimisque figuris pictis ornatus, foliorum 166, in folio. Diese Handschrift enthält 24 Werke; das zwanzigste ist (fol. 92—117) M. T. Ciceronis de inventione l. II. Sie ist in zwei Columnen ge-

---

[1]) Vor der Hand will ich diese Stelle nach der Ausgabe Friedrichs citieren; in Wirklichkeit lauten die Worte des Codex anders.

schrieben und zeigt selten eine zweite Hand; der Text ist aber mit keiner besonderen Sorgfalt abgeschrieben worden; dies erweisen die unendlich zahlreichen Umstellungen einzelner Worte und die große Anzahl kleiner Lücken; ferner Fehler, wie z. B. 125, 30 depulsionem ea statt depulsio non est, oder 127, 7 nec causam quidem, die durch falsches Lesen von Abkürzungen oder durch Dittographien entstanden sind. Interlinear- und Marginalbemerkungen finden sich nicht. Dass aber der Codex die Hand eines Correctors erfahren hat, zeigt z. B. 149, 1, wo nach Auslassung des propter der Casus rationem durch Ausradierung des m in ratione geändert wurde, oder 140, 11, wo credo überschrieben wird mit ordo ipse, wenngleich freilich Fälle stehen geblieben sind, wie 211, 27 dignitatem conscendere für ostendere. Im zweiten Buche tritt eine Blattversetzung ein, da dem Zusammenhange nach aufeinanderfolgen sollen fol. 111, 113, 112. Der Codex beginnt unsere Schrift mit den Worten: Incipit rethorica martii tullii de inventione; das erste Buch schließt: Explicit liber primus Tullii de inventione; das zweite beginnt: Incipit liber secundus. Abgebrochen wird mit den Worten: pecunias in mare deicere §. 176, p. 235, 27. Eine Hand macht deshalb die Notiz: Hic precisa sunt duo folia iusto an furto factum sit et pars litterae de pleno corpore sublata est. Puto petrus nutrit fures.

Bevor wir zur Beurtheilung des Wertes und zur Untersuchung über das Verwandtschaftsverhältnis der zwei Wiener Handschriften übergehen können, ist es wohl nothwendig, den Wert der wichtigsten Codices zu unserer Schrift und deren Verhältnis untereinander kurz anzuführen, wie sich dieses nach den Forschungen A. Weidners in seiner Ausgabe M. T. Ciceronis artis rhetoricae l. II. Berlin, Weidmann 1878 und E. Ströbels 'Die ältesten Handschriften zu Ciceros Jugendwerk De inventione', Philol. Bd. 45, 469 ff., darstellt.

Die besten und ältesten Codices zu De inventione sind der Parisinus 7774, der Herbipolitanus und der Sangallensis 820, alle drei aus dem 9. Jahrhunderte (bezeichnet mit P, H, S), welche auf einen und denselben Archetypus zurückgehen, weil sie die gleichen zwei größeren Lücken I 62—76 und II 170—175 aufweisen. Die Ansicht Weidners (praef. p. 24), dem auch Friedrich folgt, dass H an erster Stelle, P an zweiter und S an dritter zu setzen sei, ist nach Ströbel etwas zu modificieren: PHS sind nämlich in der Weise zu trennen, dass HS zusammen eine Classe bilden und beiden P gegenübersteht. Hauptvertreter der durch HS repräsentierten Classe ist H. Die meisten Lücken enthält S, während H und P bezüglich der Auslassungen auf gleicher Stufe stehen. Da S auch weit weniger als die beiden anderen Handschriften frei ist von eigenen Änderungen, so hat man bei der Zurückführung der Handschriften auf den Archetypus für diesen Codex ein Zwischenglied mehr anzunehmen als für P und H. Dieser Archetypus,

der selbst schon vielfach verderbte, aber auch wieder corrigierte Stellen gezeigt haben muss, ist nach Weidner auch Quelle für die schlechteren und jüngeren Handschriften geworden; denn sonst würden diese eine viel größere Abweichung von den besseren Handschriften zeigen, als dies thatsächlich der Fall ist.

An diese feststehenden Resultate können wir nun unsere Untersuchungen anknüpfen. Welches ist das Verhältnis der beiden Wiener Codices zu den zwei Handschriftenclassen und zu den Hauptvertretern dieser Classen? Wir gehen naturgemäß von dem älteren aus, betrachten also Z_1 im Verhältnis zu HSP.

Der Codex Z_1 zeigt, wie bereits bei der Besprechung desselben erwähnt worden ist, zwei große Lücken I 62—76 und II 170—175, dieselben Lücken, die HSP als zusammengehörig, als von einem Stammcodex herrührend erweisen. Es folgt also für unsern Codex, dass er gleichen Ursprung hat wie HSP. Aber nicht bloß diese zwei Lücken theilt er mit HSP, noch eine Reihe kleinerer hat er mit diesen, und nur mit diesen drei Handschriften gemeinsam. Es sind dies folgende: 126, 1 constitutionem; 142, 26 an; 143, 33 aut oder vielmehr et; 145, 3 ex; 148, 33 ut; 160, 9 pro; 177, 15 tempore; 181, 26 aut tam; 182, 30 hunc; 188, 34 cur ... sit; 189, 35 et probata; 191, 12 C. (Flaminius); 200, 2 est; 201, 17 proferre; 222, 10 quippiam; 235, 25 turpe. Allerdings hat in diesen Fällen meist nur die erste Hand in PS und Z_1 diese Lücken, da eine zweite Hand den Text ergänzte, was aber bei H nicht der Fall ist. Doch kann dies die Folgerung nicht irritieren, dass, weil wenigstens ursprünglich in diesen Handschriften gemeinsame Lücken waren, diese Codices gemeinsamem Ursprung entstammen.

Also mit der Gruppe HSP zeigt Z_1 Verwandtschaft; da aber HS sich von P sondert, müssen wir nun untersuchen, mit welcher von diesen beiden Classen Z_1 größere Übereinstimmung zeigt. Um bei den Auslassungen zu bleiben, so findet sich nur eine einzige in Z_1, die auch in P allein vorkommt, und diese ist unbedeutend: 147, 19 est; wie leicht wird est in den Handschriften übersehen! Wo sie sich sonst in Z_1 und P wiederholen, da stellt sich ein anderer Codex als Theilnehmer ein: 128, 11 sit om. PHc^1Z_1; 123, 7 et sententiarum om. $P^1S^1Z_1$. Freilich kommen noch andere gemeinsame Lücken vor; diese betreffen aber die §§. 62—76 und II 170—175. In diesen Theilen lassen Z_1 und der Ergänzer von P, nämlich p, in 155, 35 quid aus, 156, 33 sequamini, ebd. in lege om. $p\varsigma Z_1$ und gemeinsam mit dem Codex c (cod. Casselanus) 234, 21 necesse est interire; 234, 28 aut ad incolumitatem hoc modo; 234, 29 aut ad commoditatem hoc modo; oder 156, 33 in lege om. $p\varsigma Z_1$. Wir können also schon daraus entnehmen, dass Z_1 mit P allein keine besondere Ähnlichkeit zeigt, dass aber die beiden großen Lücken in Z_1 und P aus gleicher Quelle ausgefüllt wurden.

Ganz anders steht die Sache, wenn wir HS mit Z_1 vergleichen. Da ist eine große Reihe gemeinsamer Auslassungen zu constatieren: 127, 9 vi; 134, 15 adcommodari — videatur, und commune — potest convenire; 140, 1 nam; 159, 31 ex his; 161, 7 adferetur — causa; 163, 33 per; 164, 27 si perspicuum — contrarium; 165, 9 P. (Scipio); 166, 20 si — adcomodabitur; 170, 26 quoque; 171, 31 animum auditoris autem; 173, 8 est ut; 174, 9 religionem; 176, 13 explicatorem; 178, 34 fit; 182, 2 sunt; 184, 34 enim; 188, 4 horum — pertinet; 194, 30 inter; 205, 1 alia constitutione; 205, 19 demonstrabit; 210, 21 continetur — vix; 210, 25 si; 217, 22 filius; 226, 7 et ex honestatis; 230, 27 est; 231, 10 magnis; 232, 34 quae: also nicht bloß einzelne oder mehrere Wörter, sondern ganze Zeilen fehlen. Auch hier zeigt sich, dass vor allem in S eine zweite Hand die Lücken ergänzt hat. Ohne Ergänzung blieben in allen drei Handschriften: 170, 26; 173, 8; 184, 34; 205, 19; 210, 25. Diese Gemeinsamkeit der Lücken führt uns darauf, Z_1 der Classe HS zuzuweisen.

Kommt nun Z_1 mehr dem H oder dem S nahe? Auch darüber sollen uns vor der Hand die Lücken Auskunft geben. Nur in H und Z_1 gemeinsam fehlt: 186, 20 partim; nur in S und Z_1 findet sich ein Wegfallen mehrerer Zeilen: 126, 15 und 16 altera — augetur; 142, 27 de quo — nam ipsum; 152, 12 approbationem — adsumptionem; 167, 19 aut — demonstramus; 207, 7 sit — potestatis; 211, 22 deinde — futurum; 212, 10 aut — maleficia; 222, 32 tum — velit; ferner ein Übersehen einzelner oder mehrerer Wörter: 122, 9 in; 131, 30 crudeliter; 132, 21 hoc — infestus est; 141, 9 dantur — natura; 148, 31 profecto — requiretis; 163, 18 num — hoc modo; 165, 34 esse; 182, 20 fuerit; 185, 15 nota; 185, 26 erit; 189, 16 et ii; 189, 33 hoc; 195, 5 quid; 196, 17 autem; 198, 20 causa; 199, 11 argumento; 202, 23 is; 209, 32 esse; 209, 34 et; 220, 20 et potestatem; 220, 29 et; 221, 2 in tantis — neglegere; 225, 19 sit; 231, 36 quae; 233, 23 hanc. Mit Ausnahme von 165, 34; 189, 33; 196, 17; 202, 23 sind die Lücken von zweiter Hand ergänzt. Die Paragraphen der großen Lücken sind nicht in Betracht gezogen; es fehlen auch in diesen bei S und Z_1 einzelne Wörter, aber immer zeigt noch ein anderer Codex gleiche Lücken. So 154, 10 velle c und β (Bernensis); 154, 31 in L (Leidensis); 157, 17 dicunt c; 157, 29 aut ita — hoc modo L; 158, 3 aut cL. Es spielt somit c wieder eine große Rolle.

Wie steht es sonst mit Z_1 und c? Als Lücken, die sich nur in diesen beiden Handschriften gemeinsam vorfinden, kann ich drei anführen: 158, 27 oratores; 211, 25 a; 218, 11 ut. Man sieht, eine große Übereinstimmung herrscht gerade nicht.

In Z_1 allein sind folgende Wörter ausgelassen: 140, 29 ipsam; 148, 24 hic; 153, 29 si — adsumptioni sind von zweiter Hand

am Rande nachgetragen, aber ohne die Worte quadam in argumentatione; 153, 34 est; 156, 33 in lege sequimini; 171, 26 nobis; 172, 26 eius; 189, 37 oportere — credi; 190, 25 et non oportere; 194, 9 esse; 195, 24 in; 197, 31 aut; 198, 22 est; 206, 21 is; 208, 25 est; 211, 23 spem; 232, 36 rebus; 234, 9 prope; 235, 5 id; 236, 2 est.

Mit allen Handschriften gemeinsam ist das Fehlen von: 165, 15 abiegna; 217, 22 suam; 229, 14 genus; 147, 34 ratio; 172, 12 esse; 209, 3 sunt; oder mit den meisten 211, 3 et; 225, 35 ut; 233, 10 in.

Die Lücken lehren uns also wohl Folgendes: Z_1 gehört zur Gesammtgruppe HSP, hat mit der durch P vertretenen Classe nichts gemein, sondern fällt in den Bereich der Classe HS und zeigt mit S die größte Ähnlichkeit. Wir wollen untersuchen, ob diese Folgerung sich anderweitig stützen lasse.

Betrachten wir den Codex Z_1 hinsichtlich seiner Lesarten, und berücksichtigen wir wieder sein Verhältnis zu HSP. — Wie diese Gruppe bietet unsere Handschrift 132, 35 desimulare; 139, 25 videntur; 152, 25 videatur; 153, 4 adiuncta est; 162, 16 infirmare; 162, 24 hoc modo; 162, 26 venerit; 164, 18 id quod; 166, 28 aut ut; 167, 35 deponi; 168, 15 tum ad; 172, 32 ut quum; 174, 10 muta in se; 177, 11 parvulum (om. hoc); 184, 27 dicitur; 186, 2 false; 186, 31 denique; 207, 26 deposita; 215, 22 accipiendam: wie man sieht, ganz charakteristische Lesarten, sei es offenbare Fehler oder Einschübe oder das einzig Richtige. Z_1, werden wir schließen können, bildet also einen Zweig dieser Gruppe.

Mit P stimmt Z_1 nur 137, 10 postulat überein; — mit HP 130, 32 auctorem; 139, 17 arguamus; 162, 1 enim; 171, 29 partes esse; 181, 7 amititiae; 196, 19 nullo in testamento; — mit SP in 127, 12 causa transferetur; 130, 1 primum; 218, 16 scriptum est. So spärlich sind also diese Fälle der Übereinstimmung, dass man unmöglich wird sagen können, Z_1 entstamme von P oder gehöre in die Classe P.

Z_1 im Verhältnis zu HS zeigt hingegen auffallende Übereinstimmung: *a*) hinsichtlich gemeinsamer Schreibweise gewisser Wörter: 137, 2 spacii, was aber weniger schwer in die Wagschale fällt, weil cβ gleiche Schreibweise bieten; doch 141, 6 hebicior, 143, 4 otius oder Formen wie 144, 8 conferunda hat Z_1 nur mit HS gemein; *b*) hinsichtlich der Umstellung einzelner Wörter, z. B. 205, 6 accuset ipse; *c*) hinsichtlich eingeschobener Ausdrücke: 143, 12 idoneam commonionem habent tempus et occasio faciendi; 193, 34 et agendi et quonam modo agendi; *d*) hinsichtlich offenbarer Fehler: 141, 19 an iuria, was freilich auch β mit hat; aber 142, 34 obsolverunt; 170, 25 neque; 172, 9 deinde quomodo; 175, 26 invento; 204, 9 perturbatorem; 208, 7 arcesserunt; *e*) hinsichtlich anderer Wendungen: 127, 8 accedere; 129, 9 quare; 129, 16

necare; 130, 12 ratione; 131, 5 contentionis; 131, 27 proferimus; 132, 27 defensi; 136, 10 decepit; 138, 27 in partitione ne; 145, 6 inventa; 146, 18 portum; 147, 24 dicimus; 148, 23 utrum malis; 150, 35 potuerunt und in usu; 151, 21 expositio; 151, 32 nulli naturae; 160, 8 necessitate; 162, 21 nutritus; 162, 32 adversari; 166, 4 propter inhonestam rem; 166, 37 instruitur oratio aut; 177, 9 singulare; 177, 28 convenisset; 178, 22 ad coniecturalem constitutionem; 183, 27 contrariae; 184, 35 tractum; 187, 15 restat; 200, 16 si quis; 203, 37 pertinere; 204, 26 legatorum Athenas miserunt; 233, 24 quod fas et ius facere potest perficiat; 233, 30 necessitudinis cui nulla vi resisti potest.

Mit H allein zeigt sich Gleichheit in folgenden Fällen: 124, 25 discriptione; 132, 5 extollimus; 133, 26 restabit; 135, 23 praeterea cumque; 137, 34 inlustra est; 138, 11 qui; 141, 28 commodatio; 144, 32 defendere; 145, 35 et; 160, 5 aut simplex; 172, 31 muta; 203, 21 ponenda; 216, 3 commodo — sonach oft in ganz charakteristischen Fehlern. Freilich allzu zahlreich sind diese Stellen nicht.

Mit S hingegen stimmt wieder Z_1 in zahlreichen Punkten überein: *a*) in Bezug auf Umtsellungen: 135, 9 iugo iuncti (153, 13 continet quiddam ist nicht beweiskräftig, weil es in den bewussten Paragraphen steht); 160, 21 qui occidi; 167, 7 hodie amicum; 191, 18 deduxit de templo; 206, 28 quaedam maior; *b*) in Bezug auf Zusätze: 141, 18 si servus; 167, 29 ex qua re; *c*) in Bezug auf Fehler und sonstige eigenthümliche Lesarten: 119, 21 perversas; 121, 26 versatur; 135, 11 quo genere; 136, 15 vocavi; 145, 36 consistat; 148, 12 ornamentum muliebre; 152, 30 sumitur; 153, 28 liquet; 160, 14 erit hoc omnino; 161, 3 quicum fertur; 162, 4 auditum; 162, 26 secto non; 165, 12 scribendum; 166, 3 ad eam rem; 167, 9 non concastigabo; 168, 36 quaerat si quid a nobis; 168, 37 demonstratum est; 169, 24 ex indignatione; 174, 6 estimabatur; 175, 11 ita; 179, 6 multum; 179, 11 aliis; 184, 8 omnibus; 226, 25 ipsis libet; 232, 20 petendas putant amicitias.

Auch sonst tritt manchmal eine ganz überraschende Übereinstimmung zwischen Z_1 und S zutage, z. B. p. 189, 10, wo die Einschaltung tormenta vor quaestiones wie in S durch einen Strich unter dem Worte wieder getilgt ist, so dass man fast zur Vermuthung sich verleitet fühlt, es sei Z_1 nichts als ein Apographon von S. Dem widersprechen aber, abgesehen von der großen Zahl der nur in Z_1 vorkommenden Lesarten, die man nicht ohneweiters als Schreibfehler wird betrachten können, und abgesehen von den nur mit H oder P gemeinsamen Weglassungen und Lesarten, Fälle wie: 131, 17 ist efficere oportebit, das wie in PH übersehen wurde, von zweiter Hand am Rande nachgetragen, während es S gleich von erster Hand bietet; dasselbe gilt von 164, 36 bezüglich des ad vor aliquam quoque rem; 216, 31 amentia mit PH

gegen amentiam von S; 236, 2 animi virtus mit P[1] H gegen animi virtus est bei S; 216, 34 schreibt entsprechend den P[2] βc eine zweite Hand das übersehene si vor hoc modo, während S hoc modo si hat; 217, 16 liberorum (die Endung auf Rasur), S aber liberos filios usw.

Wenn noch hervorgehoben wird, dass Z_1 mit β allein den Einschub 141, 10 consideranda sunt (S add. est) gemein hat, mit c den Einschub 144, 17 eventurumque, und dass nur β mit Z_1 136, 31 consideranda bietet, so glaube ich, alle Lesarten erschöpft zu haben, welche auf die Classificierung unseres Codex Einfluss haben.

Ziehen wir die Folgerungen, die sich mit einer gewissen Naturnothwendigkeit ergeben, so können wir nicht anders als sagen: was sich aus der Betrachtung der Lücken ergeben hat, findet durch die Lesarten reichlich seine Bestätigung — Z_1 ist ein Vertreter der Classe HS, der mit S in naher, ja nächster Verwandtschaft steht. Ob er ein würdiger Vertreter dieser Classe ist oder nicht, ergibt sich zum Theil aus dem Gesagten, zum Theil aus den Lesarten, die nur Z_1 allein uns bietet. Solche sind z. B.: 134, 30 faciat; 143, 1 existent (156, 18 iudicant obtemperare legibus oportet; 156, 22 suae voluntatis; 156, 26 nec si; 156, 27 iudicium quidem; 156, 33 per id; 158, 11 indigere videtur et nobis fällt in den Bereich der Ergänzung, kann also nicht Z_1 imputiert werden); 181, 27 si tantam idoneam nemini causam fuisse; 205, 31 demonstrabitur; 208, 37 videatur fuisse. An den etwas stärker verderbten Stellen schreibt unser Codex: 123, 24 ff. controversiam aut facti ut coniectura, aut nominis ut finis, aut generis ut qualitas, aut actionis ut praescriptio aut facti aut nominis aut generis aut actionis continet quaestionem .. Die Worte aut facti ... ut praescriptio sind im Texte durchgestrichen, aber mit dem Umstellungszeichen, das hinter den Worten continet quaestionem wiederkehrt, an den Rand gesetzt. 157, 16 Hic satis est proponere et adsumere quod conficiatur, quoniam perspicuum sit complexionis rem non indigere (wie die Ergänzung von S und der Codex c). 159, 1 Id ut perspiciatur aut inscribamus ipsi et nos exerceamus aut si id piget facere videamus de his in quolibet exemplo quae proposita sunt quam id factum facile sit periclitari. Licet tum approbatione alterutra tum utraque tum hoc tum illo complexionis genere uti — wofür dann 158, 37 tum — uti wegfällt. Ich glaube sagen zu können, es erreicht Z_1 den Codex S zwar nicht an Güte, steht ihm aber nicht besonders weit nach; eine entscheidende Stelle in Bezug auf Textkritik wird er freilich nicht spielen können.

Gehen wir nun zu Z_2 über.

Das wesentlichste Kriterium bezüglich der Zuweisung der Codices von De inventione zu einer bestimmten Classe bildet das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein der bekannten zwei großen Lücken. Z_2 nun hat diese nicht, kann also nicht zur Gruppe HSP

gehören. Er theilt allerdings mit HSP den Wegfall von 126, 1 constitutionem; 145, 3 ex; 148, 33 ut; 191, 12 C. (Flaminius); aber keiner fällt besonders schwer in die Wagschale, keiner weist auf ein näheres Verhältnis zwischen Z_2 und der Gruppe hin. Mit HS hat Z_2 nur folgende Auslassungen gemein: 159, 3 hoc idem exerceamus ut; 163, 33 per; 210, 21 continetur — vix; 232, 34 quae; mit HP 143, 33 aut; mit SP 123, 7 et sententiarum, 156, 33 in lege; mit H allein 123, 34 et vor de vi; mit S 122, 9 in; 150, 6 est; 196, 17 autem; mit P 121, 25 si; 156, 33 sequimini; 204, 20 ad. Auch diese sind nicht entscheidend oder zahlreich genug, um Z_2 einer dieser drei besten Handschriften anzuschließen.

Aber mit c allein theilt er die Lücken 196, 25 et und esse controversiam; mit cβ 147, 6 eo; 161, 21 ex; 166, 28 aut; 186, 2 quam vis; 225, 13 sed; 233, 24 quo ea.. perficiat quae; mit cβL 230, 2 atque; mit cP 120, 14 et (prius); 181, 7 vita; 232, 10 est; 234, 28 und 29 aut ad incolumitatem hoc modo und aut ad commoditatem hoc modo; mit cβP 184, 36 eius; mit cS 158, 3 aut; mit cH 208, 23 est; mit βHS 173, 8 ut; mit cSP 206, 16 non habui; überhaupt in einer Combination mit cβ noch 154, 10 velle; 216, 23 re; 145, 33 solum; 160, 7 pro vor probabili; 128, 11 sit; 200, 23 demonstrabitur. Auf Grund der Gemeinsamkeit der Lücken lässt sich demnach sagen, Z_2 habe höchstens mit cβ oder, wenn man etwas kühner folgern will, mit Pcβ die meisten Berührungspunkte.

Überaus groß ist die Zahl der Auslassungen, die sich der Schreiber dieser Handschrift zuschulden kommen ließ. Ich zählte bei 130; meist werden Präpositionen, Conjunctionen, Pronomina von diesem Geschick ereilt. Nur die bedeutenderen Fälle will ich anführen, wo ganze Zeilen übersprungen sind: 162, 33 morem — amico se; 163, 20, 21 contra — exercitum; 174, 27 quare — suspicari; 190, 24, 25 rumoribus — et non oportere; 191, 17, 18 arcessitur — deduxisti; 215, 8 id fit — legibus; 234, 17 bis 21 nisi — necesse est, die mit Ausnahme von 190, 24, 25 von zweiter Hand nachgetragen wurden.

Über das Verwandtschaftsverhältnis von Z_2 zu den vorhandenen Handschriften geben uns nun die Lesarten einen besseren, weil sichereren Aufschluss. Wie in HSP liest man in Z_2 139, 25 videnbur; 174, 10 muta in se; 180, 20 examplificatione; wie in HP so in Z_2 201, 15 utrorumque; 204, 19 pertineret; 210, 18 consideremus; wie in HS so in Z_2 123, 26 quia; 130, 12 ratione; 133, 12 idque; 185, 27 arguitur. Mit H theilt Z_2 die Lesarten 128, 22 aliud quoque; mit S 122, 31 neque eo quod ars eius; 124, 13 relinquimus; 153, 21 autem; 226, 25 ipsis libet. Diese Fälle werden sich wohl nicht um vieles vermehren lassen. Wo sonst zwischen den genannten Handschriften Übereinstimmung herrscht, tritt c oder cβ hinzu: 184, 8 hominis; 139, 21 idque;

147, 30 inventa; 124, 9 distribui; 141, 21 queritur; 118, 4 artis initium; 125, 1 non.

Was das Verhältnis der Lesarten von P und Z_2 betrifft, so drang in letzterem die Glosse 122, 2 vel consultatione, die ersterer am Rande zeigt, bereits in den Text; sonst kommen gleiche Lesarten vor: 118, 13 quisque; 121, 25 ut medicinae; 132, 11 pollicemur; 166, 37 instituitur; 169, 23 atque; 182, 18 fuisse. Mit der Gruppe P c β, oder vielleicht richtiger P^2 c, hingegen theilt Z_2 *a*) die Einschübe: 126, 10 rursus nec; 132, 36 existimaris defensurus; 140, 34 atque hominum; 170, 26 a feris quoque; 191, 24 minuit is; 209, 30 ex suo; 216, 34 si hoc modo; *b*) sonstige charakteristische Lesarten: 129, 9 qua sublata; 134, 2 quiddam; 134, 12 vitari; 141, 37 et quid; 148, 23 utrum illius malis; 151, 32 nulla in re; 168, 36 quaerat sic id a nobis; 181, 33 pertinebunt; 182, 17 commodum nullum fuisse aut parvum; 187, 11 similesque; 187, 29 quaeri; 189, 33 si qui; 191, 27 afferri; 194, 4 cum in; 194, 7 ut diu; 194, 8 sit; 194, 34 iudicetur; 199, 3 locos autem communes; 200, 4 se reus; 205, 6 ipse accuset; 234, 24 dixi. Es wird sich schon hieraus ergeben, dass Z_2 zu der durch P^2 c (P c β) repräsentierten Classe gehört.

Deutlicher wird dies, wenn Z_2 mit c und β verglichen wird.[1] Mit β schreibt Z_2 184, 27 dicet; 188, 3 tam familiarem comitem; 191, 11 exemplum; 233, 31 necessitudinis, cui vi nulla resisti potest, quin perficiat, quod neque mutari neque leniri potest kommt der Überlieferung von β am nächsten. Mit c gemeinsam weist Z_2 die Zusätze auf: 193, 34 et quodam modo agendi; 194, 29 in recuperatorio; 195, 34 heredes secundi; 196, 19 non illo in tempore in testamento; andere wichtigere Lesearten: 133, 28 strepitum aut acclamationem; 134, 26 praeceptum; 179, 10 ab illis in urbem; 192, 33 conetur ut et; 220, 12 haec si qua; 225, 35 ut sanctius. c β bietet im Vereine mit Z_2: 141, 12 quos; 144, 29 actio; 152, 25 distributa; 164, 36 in aliam; 172, 21 similem casum; 178, 5 aliud recusatio; 178, 28 quandam; 182, 18 magis; 186, 28 considerare; 191, 29 ne quis; 198, 22 amphitrionas; 199, 34 tractari conveniet; 203, 1, 4 dampnata; 224, 16 quacumque autem in re.

Wie also Z_1 zur Classe H S, so gehört Z_2 zur Classe (P) c β, und zwar ist er kein allzuschlechter Verwandter derselben. Er bewahrt für sich allein Lesarten, die oft nicht zu verachten sind: 117, 4 maximas; 118, 2 putatur; 120, 25 praesto sit; 123, 1 ea materia quidem esse nobis rhetoricae artis videtur; 125, 11 nullum autem; 126, 2 deliberationem et demonstrationem; 129, 22

[1]) Zu bedauern ist es, dass Ströbel, soweit ich ersehen kann, sein a. a. O. S. 470 gegebenes Versprechen, auch den Wert der jüngeren Handschriften zu erforschen, bisher noch nicht eingelöst hat; es wäre auch der vorliegende Gegenstand wesentlich aufgehellt worden.

aptissima; 132, 5 ab his rebus und extollamus; 132, 8 dicturi sumus und 9 audiunt; 135, 27 levitate; 135, 34 habere tres virtutes; 136, 12 breves; 141, 9 et in hoc natura est consideranda; 141, 37 accidat für faciat; 161, 34 complexio; 174, 6 videbatur; 205, 1 aut ex definitiva sumi possit; 208, 5 subito; 229, 27 expetendarum; 234, 26 aut ad honestam partem. Ein Umstand thut dem Werte des Codex Abbruch: die unendlich große Zahl von Umstellungen einzelner Wörter. Ich will nur einige Beispiele anführen: 118, 8 bestiarum modo passim; ebd. 18 magnus vir videlicet; 21 posset eam; 24 compulit in unum (om. locum) et; 29 haec nec tacita videtur nec; 119, 6 quae naturae iam praesertim; 18 ad causas privatas usw.

Es bleibt nur noch das Verhältnis von Z_1 zu Z_2 zu besprechen. Beide Codices sollten als Vertreter zweier verschiedener Handschriftenclassen eigentlich nicht viel von hervorstechenden Eigenthümlichkeiten gemein haben; und doch finden wir nur in Z_1 und Z_2 folgende Lücken: 153, 18 hoc modo; 158, 27 oratores (ebenso c); 186, 37 ne; 234, 9 prope; 234, 26 aut; 235, 5 id; ferner Umstellungen, Schreibweisen und anderes: 156, 22 suae voluntatis; 156, 27 quidem iudicium; 154, 37 und 155, 4 raciocinacionibus; 133, 6 facias; 156, 19 iudicant obtemperare legibus oportet; 156, 26 nec si; 156, 33 per id; 158, 11 indigere videtur. Sieht man aber näher zu, so findet man, dass diese Übereinstimmung mit Ausnahme von 186, 37 und 133, 6 nur in der Ergänzung der ausgelassenen Paragraphen herrscht. Ebendort obwaltet auch, wie schon erwähnt worden ist, Übereinstimmung zwischen Z_1 und P. Das wird uns zu dem Schlusse berechtigen, Z_1^2 gibt als Ausfüllung der großen Lücken den Text der Handschriftenclasse $P^2 c \beta Z_2$, Z_1 ist somit nach einem Codex dieser Classe ergänzt worden.[1])

Ziehen wir ferner die Lesarten in Betracht, die eine zweite Hand in Z_1 entweder über den Zeilen oder nach vorgenommener Radierung in den Zeilen bietet, so werden wir einen Schritt weitergehen und sagen können, Z_1 ist überhaupt mit einem Codex der (P)cβ-Classe verglichen worden. 129, 9 steht hinter den Worten Qua re omnis controversia quoque sublata sit von zweiter Hand die Variante Qua sublata omnis quoque controversia sublata sit (Pc); 159, 10 zeigt Z_1^2 vel oratorio (Pcβ); 161, 34 complexio (Z_2); 165, 34 augetur vel agitur (Z_2 c); 166, 28 aut ut $\beta c Z_2$; 175, 6 invento vel in vitio PcβL; 176, 28 nach einer Radierung praecepta, während HS^1 und wohl auch $Z_1{}^1$ praefata haben; 186, 35 denique, darüber geschrieben deinde nach cβL; 195, 34 zu heredes hinzugefügt secundi wie in cZ_2; 199, 3 zu locos ge-

[1]) Gleiches Schicksal erlitt S; selbst bei einer flüchtigen Durchsicht des kritischen Apparates fällt die Häufigkeit gemeinsamer Lesarten von S^2c, $S^2\beta$, $S^2\beta$c auf.

schrieben communes P c Z_2; 201, 3 dicere deinceps P^2 c β usw. usw. Besonderen Wert möchte ich auf die Stelle 233, 31 legen. Z_1 hat nämlich mit HS necessitudinis, cui nulla vi resisti potest; während nun letztere fortsetzen: perficiat quod neque mutari oportebit, worauf die bekannte Lücke folgt, bietet ersterer nach einer Radierung von zweiter Hand hinzugefügt die Worte: quod ea secius id quod facere potest perficiat — hier schließt nun Blatt 58 an, das, wie erwähnt, nachträglich eingeschaltet wurde, — quae neque mutari neque leniri potest. Huiusmodi... Diese Worte nun kehren getreu wieder in P.

Während also Z_1^1 die Classe HS repräsentiert, gehören Z_1^2 und Z_2 der Handschriftenclasse (P) c β an.

Krems. H. Mužik.

Zur Ermordung des Hipparchos nach Aristoteles' *Ἀθηναίων πολιτεία*.

Versammlungen bewaffneter Bürger konnte die Tyrannis in Athen so wenig wie anderswo zulassen. Nur während der großen Panathenäen fand nach dem Zeugnis des Thukydides VI, 56, 2 an dem für den Festzug bestimmten Tage ein Aufzug von Bürgern, die mit Schild und Speer bewaffnet waren, statt. Deshalb hätten Harmodios und Aristogeiton diesen Tag zur Ausführung ihres Mordplanes gegen die Tyrannen ausersehen.[1]) Und nach der Ermordung des Hipparchos habe Hippias die bewaffneten Geleiter des Festzuges die Waffen ablegen und jeden, der durch den Besitz eines Dolches oder sonst Verdacht erweckte, festnehmen lassen. Aristoteles c. 18, 4 erklärt beide Behauptungen für unwahr, denn der Gebrauch, in Waffen den Festzug zu geleiten, sei erst zur Zeit der Demokratie aufgekommen.[2]) Doch erfahren wir von ihm nicht, unter welchem Archon diese Neuerung getroffen wurde, wiewohl er sonst in chronologischen Bestimmungen genau ist.

Hude[3]) zieht hier die Darstellung des Aristoteles der des Thukydides vor, denn er hält es für unwahrscheinlich, dass während

---

[1]) Thukyd. VI, 56, 2 *περιέμενον δὲ* (Harm. u. Aristog.) *Παναθήναια τὰ μεγάλα, ἐν ᾗ μόνον ἡμέρᾳ οὐχ ὕποπτον ἐγίγνετο ἐν ὅπλοις τῶν πολιτῶν τοὺς τὴν πομπὴν πέμψοντας ἀθρόους γενέσθαι.* Der Festzug fand am letzten Tage der großen Panathenäen, d. i. am 28. Hekatombaion statt.

[2]) Arist. 18, 4 *ἀλλ' ὁ λεγόμενος λόγος, ὡς ὁ Ἱππίας ἀποστήσας ἀπὸ τῶν ὅπλων τοὺς πομπεύοντας ἐφώρασε τοὺς τὰ ἐγχειρίδια ἔχοντας οὐκ ἀληθής ἐστιν. οὐ γὰρ ἔπεμπον τότε μεθ' ὅπλων, ἀλλ' ὕστερον τοῦτο κατεσκεύασεν ὁ δῆμος.*

[3]) Karl Hude zur Ermordung des Hipparchos N. Jahrbb. f. Phil. Bd. 145, S. 175.

einer Tyrannis die Bürger wenn auch ausnahmsweise die Erlaubnis hatten, sich bewaffnet zu versammeln.

Doch selbst wenn wir die Nachricht von der Entwaffnung der Bürgerschaft durch Pisistratos auf das einzige Zeugnis des Aristoteles 15, 4 gestützt als historisches Factum gelten lassen, [1]) so beweisen schon die Dolche der Verschworenen, dass diese keine vollständige gewesen sein kann.

Wenn man bedenkt, dass die großen Panathenäen erst in jedem fünften Jahre wiederkehrten, dass die Zahl der Bürger, welche nach Thukydides den Festzug in Waffen geleiteten, eine beschränkte war, deren Auswahl von dem Ermessen des Tyrannen als des obersten Anordners des Festzuges abhing (Thuk. VI, 57, 1), dass ferner die Bewaffnung nur aus Schild und Speer, die bei der Verschwörung gar keine Rolle spielen, bestand; so wird man nicht umhin können, dem Widerspruche, welchen Aristoteles in diesem Punkte gegen Thukydides erhebt, jede Bedeutung abzusprechen.

Die weitere Prüfung der beiderseitigen Angaben über die Verschwörung des Harmodios wird die Glaubwürdigkeit des Thukydides im Gegensatze zu Aristoteles noch mehr bekräftigen. [2]) Nach Arist. 18 wickelt sich die ganze Verschwörungstragödie von der Zurückweisung der Schwester des Harmodios bis zur Ermordung des Hipparchos an einem einzigen Tage — dem des Festzuges — ab. Nach Thuk. [3]) dagegen arbeitet Aristogeiton, sobald er erfährt, dass Hipparchos auf die Jugendreize seines Lieblings Jagd mache, auf den Sturz der Tyrannis hin. Die Schwester des Harmodios wird bei einem Festzuge *ἐν πομπῇ τινι*, also nicht bei den Panathenäen als Korbträgerin zurückgewiesen, die Ausführung des Tyrannenmordes dagegen auf die Panathenäen verschoben. Nach Arist. 18, 2 hätte Thettalos sich in Harmodios verliebt, und da

---

[1]) Pisistratos gebraucht nach Arist. c. 15, 4 bei der Entwaffnung der Bürgerschaft dieselbe niedrige List, durch welche nach Thuk. VI, 58 Hippias sich der Waffen der Festzügler bemächtigt. Wozu brauchte Pisistratos nach seinem Siege bei Pallene List anzuwenden? Er verschaffte sich bei der Bürgerschaft gewiss mehr Achtung, wenn er ihnen offen die Waffen abforderte. Dagegen musste Hippias bei der seinem Leben und seiner Herrschaft drohenden Gefahr zur List seine Zuflucht nehmen. Wollten wir Arist. 15, 4 und Thuk. VI, 58 nebeneinander gelten lassen, dann wären die athenischen Bürger zweimal in dieselbe Falle gegangen, was schwer zu glauben ist. Ich halte daher Arist. 15, 4 für eine auf Pisistratos bezogene Variation dessen, was Thuk. VI, 58 von Hippias erzählt.

[2]) Hude a. a. O. 175 meint, weil Arist. in diesem Punkte bezüglich des bewaffneten Aufzuges der Bürger den Vorzug verdiene, so müsse man auch in den anderen Punkten zu ihm Vertrauen haben. Die Wissenschaft aber kann sich zur Ermittlung der Wahrheit mit bloßen Stichproben nicht begnügen.

[3]) Thuk. VI, 53, 3 *ὁ δὲ* (Aristog.) *φοβηθεὶς τὴν Ἱππάρχου δύναμιν, μὴ βίᾳ προσαγάγηται αὐτὸν* (Harmod.) *ἐπιβουλεύει εὐθὺς — κατάλυσιν τῇ τυραννίδι.*

er kein Gehör fand, sich durch die Zurückweisung seiner Schwester bei den Panathenäen und durch öffentliche Beschimpfung des Harmodios gerächt.[1]) Aristoteles führt bei denselben Panathenäen das einemal den Thettalos als Festordner auf; denn nur als solcher konnte er die Schwester des Harmodios zurückweisen, dann wieder den Hipparchos.[2]) Eine genauere Betrachtung von Arist. 18, 1. 2 hat mich zur Überzeugung gebracht, dass der Satz *Θέτταλος δὲ νεώτερος πολὺ καὶ τῷ βίῳ θρασὺς καὶ ὑβριστής* nicht ursprünglich in dem Texte der *Ἀθηναίων πολιτεία* des Aristoteles stand, sondern als Randglosse von einem gelehrten Leser beigefügt und von einem späteren Abschreiber in den Text gesetzt wurde. Wahrscheinlich ist aber auch die vorausgehende Bemerkung, dass Hipparchos ein Dichterfreund war und Anakreon, Simonides und andere Dichter berufen habe, — Dinge, die mit der Verfassung nichts zu thun haben — auf dieselbe Weise in den Text gerathen. Nach meiner Ansicht lautete der ursprüngliche Text: *ὁ δὲ Ἵππαρχος παιδιώδης καὶ ἐρωτικὸς ἦν, ἀφ' οὗ καὶ συνέβη τὴν ἀρχὴν αὐτοῖς γενέσθαι πάντων τῶν κακῶν. ἐρασθεὶς γὰρ τοῦ Ἁρμοδίου καὶ διαμαρτάνων τῆς πρὸς αὐτὸν φιλίας κ. τ. λ.* Wenn *ἐρασθεὶς* sich auf Thettalos bezöge, so hätte ja er das Prädicat *ἐρωτικός* verdient und nicht Hipparch, von dem doch sonst keine erotische Handlung gemeldet wird. Auch kann Aristoteles von Thettalos nicht gesagt haben, er sei viel jünger als Hipparch gewesen. Denn da Thettalos nach Arist. 17, 5 seinem Vater in der Schlacht bei Pallene 1000 argivische Streiter zuführt, so musste er um 538 v. Chr. wenigstens schon 20 Jahre und um 514, dem Jahre der Verschwörung, bereits 44 Jahre alt gewesen sein. Nehmen wir an, Hipparchos sei um vier Jahre älter gewesen, so hätte er zur Zeit der Schlacht bei Marathon, wenn er sie erlebt hätte, 72 Jahre gezählt, und sein älterer Bruder Hippias, der allerdings hochbejahrt *ἤδη γέρων ὤν* mit dem Perserheere nach Marathon zog, kann höchstens drei Jahre älter gewesen sein. Man kann aber die Altersdifferenz zwischen einem 44- und 48-jährigen nicht als eine große bezeichnen.

Wenn wir die Bemerkung über Thettalos als unecht aus dem Texte der athenischen Verfassungsgeschichte ausscheiden, dann schwindet eine bedeutende Differenz zwischen Thukydides und Aristoteles. Hipparchos fällt als Opfer nicht für fremde, sondern für

---

[1]) Arist. 18, 2 Thettalos weist die Schwester des Harmodios zurück, *λοιδορήσας τι τὸν Ἁρμόδιον ὡς μαλακὸν ὄντα*. Er müsste demnach den Harmodios eines unsittlichen Verhältnisses zu seiner Schwester beschuldigt haben. Durch diesen Vorwurf wurde auch die Schwester als unwürdig bezeichnet, die Function des Korbtragens zu versehen.

[2]) Thuk. VI, 56, 1 lässt vermuthen, dass die Ausschließung der Schwester des Harmodios aus der Zahl der Korbträgerinnen von Hipparchos beantragt, von Hippias bestätigt wurde. Daher der Übergang vom Singular zum Plural: *προὐπηλάκισεν — ἐπαγγείλαντες ἥκειν — ἀπήλασαν*.

eigene Verschuldung. Woher die Nachricht, dass Thettalos gewaltthätig und übermüthig gewesen sei, stamme, lässt sich nicht bestimmen. Nach Diodor exc. de virt. et vit., ed. Dindorf II, 2, p. 88, war er das gerade Gegentheil: *Θέτταλος ὁ Πεισιστράτου υἱὸς σοφὸς ὑπάρχων ἀπείπατο τὴν τυραννίδα, καὶ τὴν ἰσότητα ζηλώσας μεγάλης ἀποδοχῆς ἠξιοῦτο παρὰ τοῖς πολίταις.*

Die weiteren Abweichungen zwischen der Darstellung des Thukydides und Aristoteles sind von untergeordneter Bedeutung. Hude findet deren mehr heraus, als wirklich vorhanden sind. So betont Thuk. I, 20, VI, 55, dass nicht Hipparchos, sondern Hippias Tyrann war. Auch nach Arist. 18, 1 führt Hippias die Regierung (*ἐπεστάτει τῆς ἀρχῆς*); nur bekleidet Hipparch neben seinem älteren Bruder eine hervorragende Stellung. Wenn daher Aristoteles beide als Inhaber der Staatsgewalt anführt (*ἦσαν δὲ κύριοι μὲν τῶν πραγμάτων*), so will er damit nur den Gegensatz betonen, der zwischen den vollbürtigen Hippias und Hipparchos und ihren halbbürtigen Brüdern Jophon und Hegesistratos bestand. Hipparchos und Hippias leiten als die älteren und angeseheneren die Staatsgeschäfte, ohne dass deshalb an eine gemeinsame Regierung beider zu denken ist. Denn die Tyrannis schließt eine Theilung der Herrschaft aus. Nach Thuk. VI, 57, 1 ertheilt Hippias auf dem Kerameikos außerhalb der Stadt Befehle für die Ordnung des Festzuges, bei Arist. 18, 3 befindet er sich auf der Burg, um den Festzug zu empfangen.[1] Der äußere Kerameikos ist der Ausgangspunkt, die Burg das Endziel des Festzuges. Da Thukydides und Aristoteles in der Angabe des Standpunktes, den Hippias zur Zeit des Attentates einnimmt, abweichen, so musste auch ihre weitere Erzählung variieren. Es wäre ebenso lächerlich, wenn Thukydides den Hippias auf dem äußeren Kerameikos den Festzug empfangen, wie wenn ihn Aristoteles von der Burg aus die Festzugsordres ertheilen ließe. Dagegen bezeichnen Thukydides und Aristoteles übereinstimmend das Leokoreion als den Ort, wo Hipparchos unter den Dolchen der Verschwörer fiel. Hude p. 174 vermuthet mit Recht, dass sich wahrscheinlich daselbst ein Denkmal der Tyrannenmörder befand. Übereinstimmend lassen beide Gewährsmänner den Aristogeiton erst später aufgegriffen werden.[2]

---

[1]) Thuk. VI, 57 Hippias *διεκόσμει ὡς ἕκαστα ἐχρῆν τῆς πομπῆς προϊέναι.* Hude a. a. O. S. 172 schließt daraus, dass Thuk. Hippias und nicht Hipparchos als Festordner aufführt. Allein dem widerspricht Thuk. I, 20, 3 *Ἁρμόδιος καὶ Ἀριστογείτων — τῷ Ἱππάρχῳ περιτυχόντες — τὴν παναθηναϊκὴν πομπὴν διακοσμοῦντι ἀπέκτειναν,* zwischen beiden Angaben besteht kein Widerspruch. Denn Hippias ertheilt Befehle, in welcher Reihenfolge die einzelnen Corporationen sich in den Festzug einfügen sollen, und Hipparchos sorgt für die Ausführung derselben.

[2]) Arist. 18, 4 *ὁ δ' Ἀριστογείτων ὕστερον συλληφθεὶς καὶ πολὺν χρόνον αἰκισθεὶς* (sc. *ἐτελεύτησεν*). Ganz nach Thuk. VI, 57, 3 *διαφεύγει ὁ δ' Ἀριστογείτων ξυνδραμόντος τοῦ ὄχλου καὶ ὕστερον ληφθεὶς ὑο ῥᾳδίως διετέθη.*

Dass aber Hippias gleich nach dem Attentate eine Massenverhaftung Verdächtiger habe vornehmen lassen, wie Thukydides behauptet, erklärt Aristoteles für unwahr. Ihm ist es offenbar darum zu thun, der Tradition von dem heroischen Martyrium Aristogeitons, über welche Thukydides mit der Phrase *οὐ ῥᾳδίως διετέθη* hinweggeht, Geltung zu verschaffen.[1]) Denn wenn man an die Massenverhaftungen, welche Hippias gleich nach der Ermordung seines Bruders vorgenommen haben soll, glaubt, so muss man folgern, dass diese Verhafteten demselben peinlichen Verhöre wie später Aristogeiton unterzogen wurden und dieselbe grausame Behandlung erfuhren. Aristogeiton wäre dann nur einer von den vielen Märtyrern für die Sache der Freiheit gewesen.

Über Aristogeitons Martyrium kennt Aristoteles zwei abweichende Berichte, einen demokratisch gefärbten (*ὡς μὲν οἱ δημοτικοί φασιν*) und einen anderen jedenfalls von oligarchischer Färbung (*ὡς δ' ἔνιοι λέγουσιν*). Nach letzterem hätte Aristogeiton wirkliche Theilnehmer der Verschwörung auf der Folter angegeben (*οὐ πλαττόμενος ἀλλὰ τοὺς συνειδότας ἐμήνυεν*). Dies ist gewiss nicht die Ansicht des Aristoteles, er schließt sich vielmehr der demokratischen Tradition an, dass Aristogeiton Freunde des Tyrannen als Mitschuldige bezeichnet habe, damit dieser durch deren Hinrichtung sich der Stützen seiner Herrschaft beraube. Um endlich den ersehnten Tod zu finden, habe Aristogeiton sich erboten, noch viele Mitwisser anzugeben, wenn Hippias ihm durch Handschlag Straflosigkeit zusichere. Als dieser seine Bitte gewährte, höhnte ihn Aristogeiton, dass er dem Mörder seines Bruders die Hand gereicht, worauf Hippias vom Zorne übermannt sein Schwert zog und ihn durchbohrte. Auf dieselbe Tradition mag das Lob gegründet sein, welches Diodor Sicul.[3]) der Standhaftigkeit und Seelenstärke Aristogeitons, der unter den größten Qualen einerseits die Treue gegen seine Freunde andererseits den Hass gegen seine Feinde bewahrt habe, spendet. Niese a. a. O. p. 52 hält diese Angaben „für hypothetische und unbeglaubigte Erweiterungen dessen, was man überhaupt von Aristogeiton wusste". Man

---

[1]) B. Niese (Sybels histor. Ztschr. Bd. 33, N. F. S. 52) urtheilt hierüber ganz richtig, indem er sagt: Aristoteles übt gegen Thukydides Kritik, es ist eine Rettung des Verdienstes Aristogeitons, das Thukydides geschmälert hatte.

[2]) Auch über den von den Freunden Solons vor der Schuldentilgung geübten Betrug kennt Arist. VI, 2 einen demokratischen Bericht (*ὡς μὲν οἱ δημοτικοὶ λέγουσι*, dem auch er sich anschließt VI, 3 *οὐ μὴν ἀλλὰ πιθανώτερος ὁ τῶν δημοτικῶν λόγος*). Den andern aristokratischen bezeichnet er geradezu als verläumderisch (*ὡς δ' οἱ βουλόμενοι βλασφημεῖν*).

[3]) Diod, ed. Dindorf II, 2, p. 88 *ἡ δὲ ἐν ταῖς βασάνοις παράστασις τῆς ψυχῆς καὶ τὸ καρτερικὸν τῆς τῶν δεινῶν ὑπομονῆς περὶ μόνον ἐγενήθη τὸν Ἀριστογείτονα, ὃς ἐν τοῖς φοβερωτάτοις καιροῖς δύο μέγιστα διετήρησε, τήν τε πρὸς τοὺς φίλους πίστιν καὶ τὴν πρὸς τοὺς ἐχθροὺς τιμωρίαν.*

mag das zugeben, darf aber nicht den Aristoteles für Erweiterungen verantwortlich machen, die er bereits vorgefunden hat.

Nach all dem Gesagten wird man zugeben müssen, dass unsere Kenntnis von der Verschwörung des Harmodios und Aristogeiton durch Aristoteles' Verfassungsgeschichte Athens keine wesentliche Bereicherung erfahren hat, und dass wir nach wie vor Thukydides als Hauptquelle für dieses Ereignis betrachten müssen.

Salzburg. J. Rohrmoser.

Hor. c. II, 15, 17 ff.

Nec fortuitum spernere caespitem
Leges sinebant, oppida publico
Sumptu iubentes et deorum
Templa novo decorare saxo.

In der Ode, in welcher der Dichter die übertriebene Baulust und Üppigkeit seiner Zeitgenossen bekämpft, fällt uns am Schlusse ein Wort auf, welches hier unmöglich in seiner bekannten Bedeutung gefasst werden darf. Es ist oppida v. 18. Der Inhalt der Strophe ist folgender: Es war (in der alten Zeit) nicht verboten, den ersten besten Rasen zu gebrauchen, dagegen geboten, oppida und Göttertempel auf Staatskosten zu schmücken. Dass hier nicht vom Rasen zum Lager oder zur Errichtung von Altären, sondern von Rasen zur Bedachung von Häusern die Rede ist, dürfte selbstverständlich sein. Denn im Gedichte wird im Gegensatze zur neueren Zeit von der des Romulus und des alten Cato und von der veterum norma gesprochen, v. 10 ff. non ita Romuli praescriptum et intonsi Catonis auspiciis veterumque norma. Man wird daher unwillkürlich an das Strohdach der casa Romuli und die wahrscheinlich noch zu des älteren Cato Zeit vorhanden gewesenen Strohdächer mancher Privathäuser (casae culmo vel stramentis vel fissis arundinibus vel caespite tectae) zu denken haben. Was sind aber oppida? Kleine Städte können es nicht sein, auch nicht, wie Kießling will, als poetischer Plural und der älteren officiellen Sprache angehörend Rom bezeichnen als früher noch kleine Stadt. Denn templa ist eigentlicher Plural und also muss es auch das parallel zu ihm stehende oppida sein. Man hat infolge dessen allgemein angenommen, dass es die öffentlichen, im Gegensatze zu templa weltlichen Gebäude Roms bedeute, weil dieses Sinn und Zusammenhang der Stelle erfordere. Aber der Ausdruck Stadt umfasst die sämmtlichen Gebäude einer solchen, sowohl private, wie öffentliche. Kein Tropus führt uns von der Stadt zu ihrer Beschränkung auf die letzteren. Also ist oppida entweder verdorben oder muss an unserer Stelle anders erklärt werden. Nun heißen aber oppida beim Dichter Naevius, s. Varro l. l. V, 32, 153, vgl. auch Festus S. 184 (oppidum locus in circo,

unde quadrigae emittuntur), die Schranken im Circus, auch die Flankenthürme zu beiden Seiten der Schranken. Dann bezeichnete oppidum den ganzen Raum hinter den carceres, wo sich alle Kampfwagen und Reiter versammeln mussten, um zu losen und darauf in der erlosten Ordnung sich in den carceres aufzustellen. Es war, wie die Aphesis im olympischen Hippodrom, der wichtigste Theil des Circus.

So wird also an unserer Stelle oppida zur Bezeichnung des Circus gebraucht, und wir müssen es entweder geradezu so wiedergeben oder, wenn auch wir hier einen Gattungsnamen vorziehen, mit „Rennbahn" übersetzen. Welche Bedeutung die Ludi Circenses für das öffentliche Leben der Römer hatten, brauche ich wohl nicht erst auseinanderzusetzen.

Jetzt können wir auch bestimmter feststellen, was novum saxum ist. Denn wir wissen, dass bis auf den Kaiser Claudius die carceres des Circus aus Tufstein und Holz bestanden, Suet. Claud. 21 circo maximo marmoreis carceribus auratisque metis, quae utraque et tofina et lignea fuerant, exculto. Es ist also nicht Marmor, sondern Tufstein gemeint, im Gegensatze zu den Lehmziegeln (lateres) der Privathäuser. Es ist ein richtiger Gedanke Kießlings, es sehe so aus, als ob Hor. sich hier auf den Wortlaut älterer, uns nicht bekannter baupolizeilicher Vorschriften beziehe. Nachdem 328 v. Chr. zuerst Schranken errichtet waren. Liv. VIII, 20 carceres eo anno in circo primum statuti, ließen 176 v. Chr. die Consuln Q. Fulvius Flaccus und A. Postumius Albinus neue aufführen. Dies fällt in die Zeit des alten Cato (234—140 v. Chr.) und auf eine hierauf bezügliche Bauvorschrift könnten die Worte des Hor. gehen.

Weißenburg i. E. Prof. H. Müller.

Zu Caesaris bell. Gall. I, 40, 10.

„Qui suum timorem in rei frumentariae simulationem angustiasque itinerum conferrent, facere arroganter." Rei frumentariae simulatio bedeutet nur „das fälschlich vorgeschützte Getreidewesen" oder „die vorgeschützte, simulierte Verpflegung". Wenn also die meisten Ausleger die Bemerkung machen: „die vorgeschützte Sorge um die Beschaffung des Getreides" (Menge, Perthes, Proksch) oder „den Mangel an Mundvorrath vorschützen" (Doberenz, Kleist), so legen sie eben in die Worte das hinein, was man in denselben zu suchen hat, aber nicht findet. Es handelt sich darum, dass die Soldaten, um ihre Feigheit in milderem Lichte erscheinen zu lassen, se .. angustias itineris ... aut rem frumentariam, ut satis commode supportari posset, timere dicebant (I, 39, 6), also um eine simulata cura rei frumentariae. Ob man dafür brachylogisch rei

fr. simulatio sagen kann, halte ich für fraglich. Aber es haben die Soldaten auch angustias itineris vorgeschützt; es erklären daher einige, unwillkürlich möchte ich sagen, unsere Stelle folgenderweise: „auf die vorgeschützte Sorge wegen der Verpflegung und der schwierigen Wege“ (Perthes), als wenn dort stünde angustiarumque it. Und man erwartet mit Recht eine Gleichordnung der beiden Begriffe res fr. und angustiae. Es besagt ferner schon timorem conferre „seine Furcht hinter etwas verstecken“; es genügt also für den verlangten Sinn in rem fr. angustiasque it., oder, wie Kraffert conjiciert hat, in rei fr. advectionem, entsprechend dem supportari I, 39, 6. Doch kann ja recht gut noch hinzugefügt werden, dass die Soldaten ihre Feigheit, um sie zu bemänteln, auf den Proviant und den Weg schoben, wobei sich leicht und ungezwungen „Besorgung, Herbeischaffung des Getreides und Schwierigkeit des Weges“ ergibt. Es schrieb daher Ciacconius schon: qui sui timoris simulationem in rem fr. angustiasque i. c. Man kann aber der Überlieferung in größerem Umfange gerecht werden. „Um etwas zu bemänteln“ lässt sich ausdrücken durch simulate, durch das Verbum simulare oder durch das Substantivum simulatio. Mit ersterem wäre bei Cäsar ein Solöcismus geschaffen; eine Form des Verbums entfernt sich zusehr von den Buchstaben der Überlieferung; es bleibt somit das Substantiv. Von diesem kann man wieder den Abl. (modi) wählen oder die Verbindung mit per. Es ist nun auch wirklich im cod. Paris. I, wenigstens von zweiter Hand, und im Paris. II simulatione überliefert; diese Form entspricht überdies mehr dem Sprachgebrauche Cäsars, der den Ablativ dieses Wortes an 5 Stellen bietet (b. c. I, 9, 4; II, 40, 3; III, 28, 5; b. G. VII, 45, 2; VII, 19, 3), per s. aber nur an einer einzigen Stelle (b. c. II, 35, 6). Letzteres wäre auch deshalb misslich, weil angustias folgt, was die Durchsichtigkeit der Periode gerade nicht erhöhen würde. Ich schlage also vor zu schreiben: qui suum timorem in rem frumentariam simulatione angustiasque itinerum conferrent. Damit ist m. E. dem Sinne vollkommen entsprochen und der Überlieferung möglichst wenig Zwang angethan; die etwas manirierte Wortstellung, die man gegen diese Vermuthung einwenden könnte, erklärt leicht die Entstehung der Lesart in rei fr. simulationem, bestärkt mich also in meiner Ansicht.

Krems. H. Mužik.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

ΟΜΗΡΟΥ ΙΛΙΑΣ. Homeri Ilias. Scholarum in usum edidit P. Cauer. Pars II. carm. XIII—XXIV. Editio maior. 404 pp. Vindobonae, Pragae, Lipsiae, sumptus fecit F. Tempsky, G. Freytag 1891.

Mit dieser Fortsetzung der größeren Ausgabe ist zugleich der II. Theil der kleineren ohne textkritische Noten ausgegeben worden, die hiemit ebenfalls der Beachtung empfohlen wird. Über die Grundsätze der Textgestaltung ist vom Ref. in d. Ztschr. 1891, S. 892—894 berichtet worden. Er hat an dem dort ausgesprochenen Urtheile nichts zu ändern. Eine eingehende Vergleichung der zweiten Hälfte mit dem Texte bei Rzach sowie mit den Lehren van Leeuwens im Enchiridion dictionis epicae, I. Theil, 1891, haben den Ref. reichlich belehrt, dass auf dem Wege der sogenannten subjectiven Kritik nicht weiter zu kommen ist. Es sei dabei noch ausdrücklich bemerkt, dass nicht die verwerfenden Ausführungen A. Ludwichs (zuletzt in der Wochenschr. f. class. Philologie 1890, Nr. 19—21, und 1892, Nr. 20) es waren, die über die Durchführung der Grundsätze, wie sie die Holländer und bei uns v. Christ, Rzach und Cauer nach dem Vorbilde Naucks zur Geltung zu bringen suchen, Bedenken erweckten, sondern das Studium der homerischen Frage, wobei es sich darum handelt, dass festgestellt werde, wie alt der überlieferte Text der Ilias und Odyssee sei.

Dieser Text zeigt nun eine Fülle von Formen, welche der Zeit des 5. Jahrhunderts angehören, woneben besonders in Formeln Alterthümliches erhalten ist. Es entsteht nun die weitere Frage: haben wir bei diesem Literaturdenkmal ein Recht, weiter zurückzugehen und statt des Homers, wie ihn Plato und Aristoteles gelesen haben, ein Gemisch von äolischen Liedern und attischen Landesüberlieferungen in Hexametern herzustellen? Oder ist nicht vielmehr die Sammlung der epischen Lieder, wie sie uns in einer attischen Redaction vorliegt, so zu behandeln, wie jedes andere Schriftstück, bei dem nur offenbare Schäden der Überlieferung mit

schonender Hand und glücklichem Scharfsinne beseitigt werden dürfen? Freilich ist ein schwerwiegender Umstand zu berücksichtigen bei Homer, der die Kritik dieser Texte unterscheidet von derjenigen, wie sie an Herodot oder Thukydides geübt werden kann. Es ist der Umstand, dass die Redaction des epischen Stoffes vorgenommen wurde mit Benützung der älteren Vorlagen in deren ursprünglichen sprachlichen Gestalt. So dürfte die sogenannte Distraction aus einem älteren Verse mit musikalischer Begleitung herübergenommen worden sein. Die Vocalfolgen *οω*, *ωω*, *αα* sind nichts Sprachliches, sondern etwas Musikalisches. Es ist nach dem Gesagten erklärlich, dass die Kritik des homerischen Textes zwischen den Übertreibungen der allzugroßen Ehrfurcht vor der Überlieferung und der willkürlichen Gestaltung nach sprachgeschichtlichen Gesichtspunkten schwanken muss. Dass die Alexandriner schon vielen Erscheinungen sprachlicher und sachlicher Natur rathlos gegenüberstanden, beweisen die Unterschiede zwischen Aristophanes, Zenodot und Aristarch, die Analogie musste einem solchen Texte gegenüber vielfach zuschanden werden; hiezu kommen die Fehler, welche durch den Itacismus verursacht worden sind.

So konnte es geschehen, dass zwei Gelehrte, die grundsätzlich auf demselben Boden stehen, nämlich Rzach und Cauer, doch in vielen Dingen, wie schon in der Anzeige des ersten Theiles von Cauers Ilias bemerkt worden ist, auseinander gehen. Aus den Gesängen XIII—XXIV möge eine Auslese von Stellen in der Textesgestaltung Cauers vorgeführt werden, wobei die vielfachen Abweichungen in Sachen der Formenlehre und der Interpunction zunächst nicht berücksichtigt erscheinen.

N 29 hat sich C. für *γηθοσύνη* entschieden, während Rzach den Dativ gibt. Ref. hält dafür, dass die adjectivische Bildung *γηθόσυνος* erst auf Grund des Substantivs *γηθοσύνη* möglich wurde, dass demnach der Dativ hier und *Φ* 390 vorzuziehen sei, was nicht ausschließt, dass *λ* 540 *γηθοσύνη* eine weitere Folge des wuchernden Formentriebes ist. 113 hat C. das nur hier erscheinende *ἀπητίμησε* behalten, wogegen sich Rz. mit Cobet zur Änderung *ἄρ' ἠτίμησεν* entschlossen hat. Nach Ebelings lex. findet sich nur hymn. in Merc. 35 *ἀποτιμήσω*. Ist das Verbum deshalb in der Ilias unmöglich? 316 ist in dem unechten Verse *εἰ καὶ* mit Bentley und C. dem *καὶ εἰ* vorzuziehen, Rz. behält das überlieferte bei. 707 nahm C. die Vermuthung van Herwerdens *ταμεῖν ἐπὶ* auf, während Rz. bei *τέμει δέ τε* verbleibt. Die Form *τέμει* ist aber sonst unerhört.

Ξ 181 hält C. den Dativ mit Aristarch gegenüber dem Accusativ, der von La Roche und Rz. aus den Handschriften gegeben wird. 239 wird durch Streichung des *κ'* und Zulassung eines gestatteten Hiats ein reines Futurum hergestellt, während die Überlieferung von Rz. gehalten wird. 249 lesen wir bei C.

ἄλλο τεὴ ἐπίνυσσεν ἐφετμή; Rz. folgt Brugmann, indem er ediert ἄλλοθ' ἑῇ ἐπίνυσσες ἐφετμῇ. Wie schwer die Entscheidung über die wahre Gestalt dieses Verses ist, lehrt Hentzes Anhang hiezu. 484 hat C. κέ mit dem Indic. Praes. hingenommen, während Rz. mit G. Hermann und G. Curtius τέ aus einigen Handschriften aufgriff mit der Bemerkung 'καί τε in uno cod. legitur', wogegen C. schreibt καί τέ τις duo (scil. libri).

O 23 lesen wir bei C. statt des von La Roche gerechtfertigten ὄφρ' ἂν ἵκηται der Handschriften ὄφρ' ἀφίκοιτο; Rz. folgt Naber und ediert ὄφρ' ἂν ἵκοιτο. S. des Ref. Gramm. d. hom. Dial. S. 378. 72 liest C. παύω, Rz. παύσω. 545 hat C. die Lesart van Herwerdens aufgenommen συλήσουθ'; Rz. συλήσειν gehalten. 635 C. ὁμοῦ στιχάει nach Bekker²; Rz. ὁμοστιχάει.

Π 384 ist von C. die augenfällige Verbesserung κελαινῇ in den Text gesetzt worden; Rz. κελαινή nach der Überlieferung. 507 war λίπεν schon von Zenodot, dem Rz. folgt, bestritten, indem er λίπον las; recht ansprechend ist die alte, von Friedländer wieder empfohlene Conjectur ἐπεὶ λίπον ἅρματ' ἄνακτες, welche C. anführt. 735 hat C. sich nicht bewogen gefunden, mit Rücksicht auf das Digamma in οἱ etwas zu ändern, mit Recht.

P 25 liest C. mit van Herwerden ὅτε μ' ὠνόσατ' ἠδ'..; Rz. tastet das Überlieferte nicht an; ebenso ändert C. v. 37 ἀρητὸν mit der Handschr. C. in ἄρρητον. 148: δηίοισιν ἐπ' nach Heyne zieht C. vor; Rz. δ. μετ'; dagegen 368 μάχῃ ἔνι C. mit Aristophanes statt μάχης ἔπι der übrigen Quellen, denen Rz. folgt. 631 ὅς τις ἀφείη von C. in der Praef. §. 9, I C, 2 gerechtfertigt steht der Lesart Rz. ἀφήῃ gegenüber; Nauck und v. Christ haben die eigenthümliche Form ἀφείῃ in den Text gesetzt.

Σ 49 hat C. die Verbesserung Lehrs εἰσίν angenommen. 144 C. υἱέι μοι nach Nauck; Rz. υἱεῖ ἐμῷ, vgl. auch v. 458. 270 bleibt C. bei ἀσπασίως, während Rz. mit Cobet ἀσπάσιος vorzieht. 308 hat C. nichts geändert, während Rz. nach dem Syriacus mit Bekker ᾗ κε φέροιτο liest. 460 C. ἃ mit Döderlein und Düntzer; Rz. ὅ. 550 C. βασιλήιον, Rz. βαθὺ λήιον. 588 hat C. nicht umgestellt mit Roehl und Nauck statt des überlieferten μέγαν οἰῶν, wie Rz.

T 194 C. δῶρ' ἁμῆς; Rz. δ. ἐμῆς. 235 interpungiert C. nach dem Townleianus ὀτρυντύς· κακὸν . .

Υ 259 gibt C. nach der Überlieferung σάκει ἤλασεν heraus, was auch van Leeuwen Enchiridion p. 63 billigt; Rz. mit Aristarch σάκεϊ ἔλασ'. . 282 ist ἀχλὺς χύτο von C. als augenfällige Verbesserung angenommen worden gegen ἄχος οἱ.

Φ 58 ist C. bei πεπερημένος geblieben, während Rz. Leskiens πεπρημένος aufnahm. 127 ὥς κε C., ὅς κε Rz. 474 C. mit Barnes und Naber νηπύτιος st. νηπύτιε, welches Rz. behält

X 220 C. πάθοι, Rz. πάθῃ, wodurch ein Fall von εἴ κεν mit dem Optativ weggeschafft würde (hierüber des Ref. Progr.-Aufs. Brünn, 2. deutsches Gymn. 1893). 303 εἰρύαται C., εἰρύατο Rz. mit der Überlieferung. 501 καὶ οἰῶν C., ἕδεσκ' ὀίων καὶ Rz.

Ψ 81 εὐηφενέων C., εὐηγενέων Rz. 84 ὡς ἐτράφην C., ὡς τράφομέν περ Rz. mit Buttmann. 195 Βορρῇ C., Βορέῃ Rz. 226 ἦμος ἑωσφόρος C., εὖτ' ἠοσφόρος Rz. 309 τέρμαθ' ἑλισσέμεν C., τέρμα ἑ. Rz. mit Bentley. 319 ἄλλος C., ἀλλ' ὅς Rz. 382 παρέλασσεν ἢ C., παρέλασσ' ἢ Rz. 493 Αἴας C., Αἶαν Rz. 792 εἰ μὴ Ἀχιλλεῖ C., εἰ μὴ Ἀχιλῆι Rz. 827 ῥίψασκε C., ῥίπτασκε Rz.

Ω 28 ἄτης C., ἀρχῆς Rz. 53 νεμεσσηθῶμεν οἱ C., νεμεσσηθήομεν ἡμεῖς Rz. 206 αἱρήσει C., ἀθρήσει Rz. mit Bothe und Nauck. 241 ὀνόσασθ' C., ὤνησθ' Rz. mit Fick. 329 ἐκ πόλιος C. mit Cobet, οὖν πόλιος Rz. 344 ἐθέλει C., ἐθέλῃ Rz. 390 liest C. mit Roemer πεῖρα — εἴρεο, Rz. behält die überlieferten Indic. bei (πειρᾷ — εἴρεαι). 655 γένοιτο C., γένηται Rz. 757 μοι ἐρσήεις C., μ' ἑερσήεις Rz. mit Leeuwen.

Außerdem sind noch folgende Schreibungen Cauer gegenüber Rzach eigen: σφῷ mit Cobet *N* 47, *O* 146; πῃ, ὅππῃ, πάντῃ z. B. *N* 191, 784, *Ξ* 413; ἴδῃ *N* 449, *O* 32; ἄλτ' *N* 611; ἔσαλτο *N* 679; χρεῖος *N* 746; ᾤκειν *Ξ* 116, *Υ* 218; ἀνῷγεν *Ξ* 168; εἰδέω *Ξ* 235; ἐυρρεῖος *Ξ* 433; ὑπὸ δείους *O* 4; λοὐεσθαι — ἐυρρεῖος *O* 265, vgl. 669; βέλη *O* 444; ὑέ *Π* 21 und sonst; σάω *Π* 363, *Φ* 238; ἐδεύεν *P* 142; ἐννάετες *Σ* 400; σπήει *Σ* 402, *Ω* 83; κῆται *T* 32; διδοῖσθα *T* 270; ἐώλπει *T* 328; ὄψει *Υ* 205; ἀτεῦντα *Υ* 332; ἐυκλειῶς *X* 110; σκήλει' *Ψ* 191; ὄψῃ *Ψ* 620.

Aus diesen Darlegungen wird hervorgehen, dass wir noch weit entfernt sind von einem Texte, der allen Philologen genügte. Es ist auch zu erwägen, dass die Auswahl der kritischen Noten eine persönliche und in ihrem Werte vergängliche ist, so dass für Schulzwecke die Ausgabe vielen ungeeignet erscheinen dürfte. Der Wert für den Fachmann und Philologiestudierenden beruht in der Praefatio und in dem index nominum II, S. 339—404. Die Ausstattung wurde selbst von Gegnern der Ausgabe anerkannt.

Brünn. G. Vogrinz.

Lateinische Schulgrammatik. Für die österreichischen Gymnasien herausgegeben von Dr. August Scheindler, Director des Staatsgymnasiums im IV. Gemeindebezirke in Wien. 2., verb. Aufl. Wien und Prag, F. Tempsky 1892. gr. 8°, XII u. 239 SS. Preis geh. 90 kr., geb. 1 fl. 10 kr.

Die verhältnismäßig weite Verbreitung, welche sich vorliegendes Lehrbuch von vornherein in Kürze zu verschaffen wusste,

die ehrende Anzeige, die es in diesen Blättern erfuhr, vor allem aber die durch dasselbe hervorgerufene polemische Literatur, welche es als Ganzes sowie im Detail zu charakterisieren suchte und ein Interesse wachrufen musste, wie es wohl nur selten einem Schulbuche zutheil wird, mag die Voraussetzung des Ref. rechtfertigen, dass die Einrichtung der Scheindler'schen Grammatik von der ersten Auflage her in den interessierten Kreisen allgemein bekannt ist. Die nächste Aufgabe dieses Referates wird demnach der wenn auch nur in großen Zügen mögliche Nachweis der Änderungen bilden, welche die zweite Auflage gegenüber der ersten bietet.

Die neue Auflage führt sich einfach als verbesserte ein; wie aus den nachstehenden Ausführungen sich ergeben dürfte, ist die Verbesserung eine gründliche und vielseitige, die vorgenommenen Änderungen zählen nach Hunderten, kaum der eine oder andere Abschnitt blieb von der Sorgfalt des Verf.s unberührt. Doch hören wir diesen selbst über Art und Umfang der vorgenommenen Änderungen. Scheindler verzeichnet zunächst die neuerdings von ihm benutzte Literatur, aus welcher Schmalz-Wageners lateinische Schulgrammatik und die Aufsätze in Wölfflins Archiv hervorgehoben seien. Dass er bei dieser Gelegenheit seiner Gegnerschaft mit keinem Worte ausdrücklich Erwähnung thut, ist menschlich und verzeihlich.[1]) Man beachte übrigens, dass von zahlreichen Besprechungen die Rede ist, 'denen das Buch unterzogen wurde', dass die Reihe der Namen, auf welche die dem Verf. diesmal gewordenen Anregungen zurückgehen, mit einem 'u. a.' abgeschlossen wird: was hindert uns unter diesen 'anderen' auch K. Schmidt, Zöchbauer und Walser zu verstehen? — Im weiteren constatiert Sch. zur Empfehlung der festgehaltenen Neuerungen unter anderem, dass die neueste Auflage von Harres latein. Grammatik (I. Theil: Formenlehre) das Supinum als 3. Stammform aufgegeben und dafür das Participium pf. pass. (im Neutr.) eingeführt hat. Gegen die Ansicht des Verf.s, als sei auf seine Anregung diese Neuerung von Harre vorgenommen, ist zu erinnern, dass letzterer seinem Recen-

---

[1]) Anders zu beurtheilen ist das ostentative Schweigen an gewissen Stellen der wieder abgedruckten Vorrede zur ersten Auflage. Zwar wird die bekannte o Regel ('die Wörter der 3. Declination auf -o sind Masculina') nunmehr als Eigenthum Bromigs anerkannt. Aber noch immer bezeichnet Sch. seine Mittheilungen über das Vorkommen des Supinums innerhalb der Schulclassiker als aus s e i n e n statistischen Aufzeichnungen geschöpft. Noch immer soll sich der Inf. fut. pass. (Supin I. mit iri) bei Cäsar nur zweimal finden. Noch immer will Sch. zum erstenmale die Satzlehre nach Satzkategorien behandelt haben. Ref. fürchtet, dass diese Stellen, so wie sie hier stehen, ohne Berichtigung, bez. Bemerkung über den inzwischen klar gewordenen Sachverhalt, gewissermaßen sanctioniert durch die Berufung im Vorwort zur zweiten Auflage ('Die vorliegende neue Auflage meiner lateinischen Schulgrammatik weist in den zugrunde liegenden Principien, die in dem Vorwort zur ersten Auflage eingehend erörtert sind, keine Änderung auf'), fast wie eine Herausforderung zu erneuter Fehde wirken werden.

senten H. Ziemer, Wochenschr. f. class. Philol. 1886, Sp. 1299 folgt, wo zu lesen ist: 'Wir hätten (bei Harre) lieber gesehen, wenn statt des Supinstammes endlich einmal den Participperfect-Stamm zu setzen der Anfang gemacht worden wäre', ein Passus, der Scheindler um so weniger hätte entgehen sollen, als Ziemer bei Besprechung der Scheindler'schen Grammatik (Wochenschr. f. class. Philol. 1890, Sp. 409) darauf zurückkommt.

Von hervorragender Wichtigkeit für die Beurtheilung der neuen Auflage sind übrigens erst folgende Erklärungen des Verf.s: 'In der Vereinfachung des Lehrstoffes, sagt er, bin ich im einzelnen noch weiter gegangen als in der ersten Auflage; so im Paradigma des Verbs, in der Syntax an einzelnen Punkten, von denen ich besonders die Construction von *interest* hervorheben möchte .... Neu aufgenommen — fast durchwegs nur in den Nachschlagestoff — sind einzelne Bemerkungen, die mir für den praktischen Unterricht brauchbar erschienen. Ich war ferner bemüht, durch Übersichtlichkeit der Darstellung und des Druckes (wo es angieng, wurde die Tabellenform gewählt), durch Einfügung vollständiger Paradigmen, durch nähere Ausführung statt bloßer Andeutung, durch Vermehrung der Beispiele, die der Classikerlectüre, vielfach auch den lateinischen Lesebüchern (Steiner-Scheindler) für die I. und II. Classe entnommen wurden, durch zahlreiche Verweisungen zum Zwecke der Zusammenfassung ähnlicher Erscheinungen, die in verschiedenen Capiteln der Grammatik behandelt werden mussten, einem rationellen Betriebe des grammatischen Unterrichtes in die Hände zu arbeiten und zugleich Vereinfachung und Vertiefung desselben zu fördern.' Soweit diese Worte nicht in dem unten zu gebenden Verzeichnisse von Abweichungen der zweiten Auflage von der ersten ihre Beleuchtung finden, sei Folgendes bemerkt. Die Vereinfachung im Paradigma des Verbs beschränkt sich auf die Beseitigung der Formen für die 3. Imperativi fut. sing. und plur. (*laudato* und *laudanto* usw.), welche in die Bemerkungen zu den vier Conjugationen §. 69 verwiesen sind. Die Construction von *interest* ist fast wörtlich genau wie in der ersten Auflage behandelt, nur dass der Paragraph, in dem sie untergebracht ist, typographisch zurücktritt. Eingefügt ist ein vollständiges Paradigma, nämlich §. 68 die Coniugatio periphr. activa und passiva, deren Wichtigkeit für Formenlehre und Syntax der Schüler in der Regel verkennt, daher sie denn mit gutem Rechte nicht mit bloßen Andeutungen über ihre Bildung abgethan wird. Was endlich die Verweisungen zum Zwecke der Zusammenfassung ähnlicher Erscheinungen anlangt, so sind hiemit Erweiterungen gemeint, wie §. 144, wo die Ausdrucksweisen *decem annos* und *per*, *intra*, *in decem annos* miteinander verglichen werden, oder §. 148, Anm. 2, wo im Anschluss an den Hinweis auf die vom Deutschen abweichende Construction *convenire* usw. *in locum* die Note sich findet: 'Im Lateinischen waltet auch öfters die Vorstellung woher? vor, wo

wir im Deutschen wo? fragen; vgl. §. 147, 1 a (*ab ea parte*) und 3. a (*ex equo colloqui*)' oder §. 175, wo nach Behandlung des Indicativs in unabhängigen Sätzen jetzt über Zöchbauers und Walsers Erinnerung auf den Indicativ in verallgemeinenden Relativsätzen, in Concessivsätzen mit *quamquam*, bei den Conjunctionen *nisi forte* und *sive — sive* verwiesen ist.

Ref. wendet sich zur Vergleichung der beiden Auflagen nach der Reihenfolge der Paragraphen. Wenn er hiebei die erwähnten polemischen Schriften wiederholt heranzieht, so ist dies in der Natur der Sache begründet: ihnen gebürt der Löwenantheil an dem Verdienste, zur Vervollkommnung des Buches beigetragen zu haben, ja ohne die gegen den Verf. eröffnete Polemik, welche die Antithese vom Neuen und Guten in mannigfachen Variationen zum Ausdrucke brachte, wäre für denselben kaum hinreichend Anlass gewesen, seine Arbeit unter Anwendung strengster Selbstkritik so durchgreifend zu revidieren, wie es nun thatsächlich geschehen ist. Selbstverständlich kann ein derartiger Vorgang dem Verf. nur Lob einbringen: man sieht, dass ihm die Sache, die er vertritt, viel zu hoch steht, um gegnerische Anträge, auch wenn sie begründet sind, abzulehnen; dass es ihm also Ernst ist mit der gelegentlich des erwähnten Streites gefallenen Versicherung, er werde selbst für die rücksichtsloseste Prüfung seiner Arbeit dankbar sein.

Bemerkenswert ist, dass sämmtliche sechs Paragraphen der Einleitung Änderungen aufweisen. Auf K. Schmidts Anregung sind §. 3 die Beispiele für die Aussprache von *t* durch passendere ersetzt, erscheint §. 4 als Beispiel für die Trennung zusammengesetzter Wörter neben *prod-est* auch *in-undo*, ist §. 5 (vgl. §. 9, 19, 38, 96) das Wort 'Ausnahme' vermieden. — Gleichfalls nach Schmidt ist §. 10 nun nicht mehr von indirecten und directen Objectsfällen, sondern von Fällen des indirecten und directen Objectes die Rede. — §. 13 ist nach C. Wagener das Längezeichen auf den Genetiven *nummum, sestertium* usw. beseitigt. — Tiefgehende Änderungen hat die Darstellung der 3. Declination §. 17 bis 25 erfahren. Um nur einiges hervorzuheben, so beschränkt sich Sch. nunmehr auf zwei Doppelparadigmen für die ungleichsilbigen und gleichsilbigen Wörter (das dritte ist entfallen), die incorrecte Angabe, wie im allgemeinen der Stamm zu finden ist, ist durch eingehende instructive Bemerkungen ersetzt, als Hauptregeln über das Genus genügen jetzt zwei: Die ungleichsilbigen Wörter sind Masculina, die gleichsilbigen sind Feminina. Zwei Tabellen, auf einer Seite untergebracht, erleichtern die Übersicht über das Genus der Substantiva der 3. Declination und ihre Casusbildung. — §. 31 'Substant. abundantia' hat nun vielfach correctere Fassung erhalten, desgleichen §. 33 die Anmerkung über die Declination der griechischen Eigennamen auf -es (letzteres auf Schmidts Mahnung). — §. 38 Anm. ist durch den Hinweis auf die Adverbialbildungen *large* und *largiter*, *firme* und *firmiter*, §. 42 durch das Verzeichnis

der Gebrauchsweisen des Plurals *uni* und der Hinweis auf die Verbindung *unus et viginti pueri* erweitert. — §. 53 liest man jetzt auch eine Bemerkung über *alter uter* und ist als Gen. von *neuter* (*neutrius*) angesetzt, woneben auf die Verbindung *neutri generis* hingewiesen wird. — In letzterem Punkte folgt Sch. zum Theil wieder Schmidt, sowie auch §. 56 in der Ansetzung des 3. Bindevocals *u.* — §. 64 erhielt einige Andeutungen über Entstehung und Natur der Deponentien. — §. 71 schließt mit den bemerkenswerten Worten ab: 'Im folgenden Verzeichnisse der Verba nach ihren Stammformen ist das Particip des Futurs (Activ) nur bei jenen besonders angegeben, wo es in seiner Bildung dem Particip des Perfects (Passiv) nicht entspricht oder wo es sich nur im Particip des Futurs nachweisen lässt.' Bemerkenswert ist auch, dass in dem nun folgenden Verzeichnisse als Stammform von *respondeo* nicht mehr das Masculinum, sondern das Neutrum des Participium pf. angegeben ist. (Hingegen liest man noch immer *invadere invasus, sentire sensus.*)

Im Gebiete der Syntax treffen wir auf die erste nennenswerte Änderung §. 101, wo der doppelte Gebrauch der Adjectiva *medius, primus* usw. 'nähere Ausführung statt bloßer Andeutung' erfahren hat. Neu hinzugekommen ist hier u. a. eine (doch wohl entbehrliche) Bemerkung über den Ersatz des deutschen Genetivs durch ein Adjectiv im Lateinischen und umgekehrt: *dignitas regia* das Ansehen eines Königs, *exercitus hostium* das feindliche Heer. — Auch §. 102 erhielt Anm. 1 über den Casus des ergänzenden Prädicats eine breitere Fassung. — §. 107 ist als Construction von *despero: rem* und *de re* angegeben, *despero mihi* und *homo desperatus* gestrichen. — §. 110 erscheint jetzt die Lehre vom inneren Object in kleinerem Druck; gewiss mit Recht. — Nach Schmidt heißt jetzt §. 111 doppelter Accusativ, was ehedem fälschlich doppeltes Object war (Ref. würde sich übrigens für Ziemers zweifachen Accusativ entscheiden), ist §. 113 *intermitto* c. Acc. temporis gestrichen, §. 114, 2 (Acc. der Beziehung) das Beispiel *equus tremit artus* aufgenommen. Ebd. ist Anm. 3 um das Beispiel von *abhinc* c. accus. gekürzt. — §. 118 enthält nun eine Anmerkung über den Gebrauch von *magnus* (*magnae copiae, magna pecunia* usw.), §. 122 eine Erwähnung der Wendungen *accusare de ambitu, de vi.* — Die Aufzählung der Verba wie *consulo*, welche je nach ihrer Bedeutung sich mit dem Dativ oder Accusativ verbinden, ist von §. 126 nach §. 129 (Dat. des Interesses) verlegt. — §. 140 ist die falsche Erklärung *opus est aliqua re = opis est a. r.* auf Zöchbauers Veranlassung beseitigt und nach Schmidt der Nominativ in Fällen wie *nonnulla mihi opus sunt* als allein zulässig hingestellt. — §. 153 enthält nun eine Anmerkung über die ursprüngliche Natur des Relativpronomens; es sei adjectivisches Fragepronomen, woraus sich die Wiederholung des Substantivums im Relativsatze (*itinera, quibus itineribus? domo exire possent*) und Fügungen

wie *de servis suis quem? habuit fidelissimum misit* erklären. — §. 159 An. 2 ist das Doppelpassiv in Verbindungen wie *oratio legi coepta est* in knapperer Fassung nach herkömmlicher Weise erklärt und Singularitäten dieses Sprachgebrauches nach Zöchbauer beseitigt. — §. 163 ist die Definition des Perfectum log. (ebenso die des Plusq. histor. §. 164) nach Zöchbauer corrigiert und sind die Belege nach Walser in zwei Gruppen gesondert; auch wird der Unterschied von Perfect und Imperfect des näheren besprochen. — §. 171 sind die Abweichungen von der regelmäßigen Zeitenfolge mit Zöchbauer auf Consecutiv- und indirecte Fragesätze beschränkt. Neu aufgenommen findet sich daselbst eine Anmerkung über das Tempus in Zwischensätzen und einleitenden Sätzen, die mit dem Haupttempus in keiner Verbindung stehen. — §. 172 'Gesetz der Nachzeitigkeit' hat seine gegenwärtige Form zumeist den Einwendungen Schmidts, Zöchbauers und Walsers gegen die frühere Fassung zu verdanken. Wir lesen jetzt richtig: 'Abhängige Befehlsätze, Finalsätze und Sätze der Besorgnis gelten als gleichzeitig, nicht als nachzeitig'. — §. 174 unterscheidet jetzt Sch. über Zöchbauers und Walsers Anregung Verdeutlichungs- und Bestätigungsfragen. — §§. 176—177 behandelten ehedem die Lehre vom Conjunctiv in der Abfolge: Coni. hortativus, deliberativus, potentialis, optativus; nunmehr sind vereinigt einerseits hortativus und optativus, anderseits potentialis und deliberativus. — §. 179 enthielt früher eine Gruppierung der Nebensätze nach dem Grade der Abhängigkeit vom Hauptsatze, welche Sch. auf Zöchbauers und Walsers Erinnerung aufgegeben hat. — §. 184 ('Abhängige Wunschsätze') behandelt die früher §. 188 untergebrachten 'Bedingten Wunschsätze', welche mit *modo*, *dum* und *dummodo* (diese Abfolge wurde nach Walser gewählt, an den sich überhaupt die Darstellung des Paragraphen anschließt) eingeleitet sind. — §. 186 ist nun dank Zöchbauers Rüge gegen die frühere Darstellung eine correcte Behandlung der *Quin*-Construction. Die wissenschaftliche Erklärung derselben ist in die Anmerkung verwiesen. — Aus den Änderungen, welche die Lehre von den Bedingungssätzen §. 187 f. erfahren, sei die nunmehr ausreichende Darstellung der hypothetischen Periode in conjunctivischer Abhängigkeit hervorgehoben. — §. 189 ist auf Walsers Veranlassung die irrthümliche Regel, *ut* concess. stehe mit dem Coni. praes. oder pf., beseitigt. — Auf denselben geht die §. 193 angebrachte Regel über *accedit quod* und *accedit ut*, sowie die erläuternde Bemerkung über den Gebrauch von *cum* narrativum §. 197 zurück. — §. 201 sind jetzt die Eigenschaften der Nominalformen des Verbs entsprechend den Forderungen Schmidts dargestellt. — §. 202 wird nicht mehr gelehrt, dass *ire* c. supino I. den activen Infin. fut. vertreten kann. — §. 204 sind nach Schmidt die lateinischen Bedeutungen derjenigen Verben aufgezählt, welche den Infin. als Object erfordern. — Desgleichen hat Schmidt §. 205 eine Änderung der einleitenden Bemerkungen über Entstehung des

Acc. c. inf., sowie die Einschränkung der Regel 'die deutschen aussagenden Substantivsätze kommen im Lateinischen in den Acc. c. inf.' veranlasst, Zöchbauer die Aufnahme der Regel über *nolo, volo, malo* und *cupio*, Walser §. 206 (wo sich die Verba finden, welche Acc. c. inf. und *quod* zulassen) die Erwähnung der Verba der Affects-Äußerung und speciell von *irasci, laudare, vituperare, gratias agere*, welche nur *quod* zu sich nehmen. — §. 208 wird die infinitivische Abhängigkeit des irrealen Bedingungssatzes diesmal recht kurz — entschieden zu kurz — abgethan: von der Umschreibung mit *futurum esse (fuisse), ut* ist (mit Rücksicht auf §. 202?) keine Rede mehr. — §. 211, 2 hat die Lehre vom Wesen des Gerundivums und seinem Verhältnis zum Gerundium eine völlige Neubearbeitung und wesentliche Ergänzung erfahren. — §. 226 f. sind über Schmidts Vorschlag die Partikelverbindungen *neque vero, n. tamen, n. enim* aufgenommen. — Im allgemeinen zu erwähnen sind die häufigen Ort- und Zeitangaben bei Beispielen und die sonstigen Bemerkungen, wodurch die ihrem Zusammenhange entnommenen Sätze für den Schüler Wert erhalten. So §. 108 *O urbem venalem* cett. 'Worte des von Rom scheidenden Jugurtha', §. 116 *Naves ducentae erant Atheniensium* ('bei Artemisium'), §. 125 *Pugna Leuctrica mihi superstes erit* ('Worte des Epaminondas').

So unvollständig vorstehende Änderungsnachweise sind, das Besserungsverfahren des Verf.s dürfte durch sie genügend charakterisiert sein. — Was Ref. im Anschlusse an dieselben gegen Scheindler zu erinnern hat, betrifft die übrigens nicht eben auffallende Unvollständigkeit, mit welcher er die gegen ihn gerichteten Schriften ausgenützt. Jedenfalls empfiehlt sich eine nochmalige aufmerksame Lectüre der gegnerischen Broschüren behufs weiterer Besserung gelegentlich einer 3. Auflage. Im einzelnen wäre Folgendes zu bemerken.

§. 48, 3 vermisst man, wie schon Schmidt bemerkt, eine präcise Angabe über den Gebrauch von *pte* und *met*. — §. 75, 2 schreibt Sch. *agnosco*, §. 222, 4 *adgnosco*. — §. 83 fehlt bei *differo* die Bedeutung 'bin verschieden', die sich auf die Formen des Präsensstammes beschränkt. — §. 101, 1. An. 5 dient das Particip bei *pugna ad Cannas commissa* angeblich zur Erzielung größerer Deutlichkeit; vielmehr wird es gebraucht, weil der Lateiner nicht gerne präpositionale Ausdrücke als Attribute verwendet. — Wenn §. 107 Verba erwähnt werden, die sich mit dem Accusativ oder mit *de* c. abl. verbinden, so sind die Beispiele zunächst aus Cäsar (und event. aus Sallust) zu entnehmen. Vgl. Kraner-Dittenberger zu Cäsar bell. Gall. I, 42, 1 und Fabri zu Sallust Cat. 3, 2. — §. 152, 2 lese man im letzten Beispiele *senectutem* st. *senectus*. — §. 153 lese man: 'im D. gebraucht man' st. 'braucht man'. — Ebd. An. 2, 1 lese man *Helvetiī* st. *Helvētiī*; ebenso §. 222 An. 3. — §. 168 Zus. lese man Vorzeitigkeit z u r st. m i t; vgl. §. 160.

— §. 170 hat schon Zöchbauer incorrect gefunden; es hat statt 'der regierende Satz' mindestens zu heißen: der reg. Satztheil. Übrigens wäre hier der Ort, von der Tempusfolge in Nebensätzen zweiter Ordnung zu sprechen; vgl. §. 172, 2. — §. 171, 2 streiche man das Beispiel *toto proelio, cum* cett. — §. 183 An. 2 liest man: '*ne* beim Conjunctiv: dass nur nicht = möchte doch'; vielmehr 'möchte doch nicht'. Auch ist das Beispiel aus Sall. Jug. 14, 20, wo *ne* die Betheuerungspartikel (= *nae*) ist, nach Schmidts klaren Auseinandersetzungen endlich einmal zu streichen. — §. 186 An. 1 schlägt Ref. vor, die *Quin*-Constructionen in ähnlicher Weise wie §. 183 die Sätze der Besorgnis zu erklären; darnach wäre *non dubito, quin veniat* durch Umstellung und Unterordnung entstanden zu denken aus *quin veniat? non dubito* (d. i. warum sollte er nicht kommen? Ich zweifle nicht daran). In Sätzen wie *numquam accedo, quin abs te abeam doctior* ist *quin* relatives Adverb = *ut non*; vgl. §. 185, 2.[1]) — §. 187 ist überschrieben: Correlative Satzgefüge. Sind sämmtliche bis §. 200 behandelten Satzarten darunter zu verstehen? — §. 191 ist *Athenienses, quod sibi honestum non esset visum, ne utile quidem putarunt* ein unpassendes Beispiel eines von einem Infinitiv abhängigen Relativsatzes. — §. 194: 'Temporalsätze werden eingeleitet durch *dum, quoad* so lange (als) bei dem Indicativ aller Tempora'; s. dagegen Walser. — §. 196 *a*) ist mit Rücksicht auf das beigebrachte Beispiel *Caesar interea, quoad legiones collocatas cognovisset* cett. die aufgestellte Regel unvollständig. — §. 200 trifft man noch immer die irrige Behauptung, falls die durch *cum* — *tum* verbundenen Sätze gleiche Tempora enthalten, stehe im *Cum*-Satze der Indicativ. Vgl. die Belege bei E. Hoffmann 'Zeitpartikeln' 2. Aufl. S. 165 ff. und desselben 'Modus-Gesetz' S. 32 ff., wo Hoffmann seine (von Scheindler acceptierte) Lehre zurücknimmt. — §. 231 behandelt Sch. die Trithemimeres trotz Walser wieder als Hauptcäsur. Als Antwort auf Walsers Forderung, auch nur einen einzigen normalen Hexameter zu citieren, in welchem die Trithemimeres als wahre Hauptcäsur, d. h. ohne die Stütze einer anderen Hauptsäsur fungiert, hat Sch. das Beispiel geändert. Dass er nirgends auch nur den Versuch einer Rechtfertigung der neuen Lehre unternommen hat, lässt sich einzig aus der (Vorrede zur 1. Aufl. S. VII ausge-

[1]) Auf einen eigenthümlichen Vorzug des Scheindler'schen Buches vor den meisten lateinischen Schulgrammatiken — so viel Ref. weiß, theilt es denselben nur mit der Gillhausen-Ziemer'schen — glaubt Ref. an dieser Stelle ausdrücklich hinweisen zu müssen, zumal derselbe in Besprechungen meist übergangen wird. Es ist dies das Bemühen des Verf.s, bei allem Streben nach Kürze die syntaktischen Erscheinungen soweit thunlich rationell zu erklären. Man darf diese Seite des Buches umso wärmer begrüßen, als die philologische Schulliteratur im Interesse des mittelmäßigen und schlechten Schülermaterials an Trivialität in der Regel nichts zu wünschen übrig lässt, auf strebsame und begabte Schüler hingegen nur selten bedacht ist.

sprochenen) Überzeugung erklären, dass das unbeschränkte Vertrauen seiner Collegen allen seinen Neuerungen entgegenkommt. Allein schon bei anderer Gelegenheit musste er von einem seiner achtungswürdigsten Gegner hören, dass 'gebildete Leser doch ein Bedürfnis nach sachlicher Begründung haben und es gewohnt sind, dass ernste Männer nicht das blinde Vertrauen ihrer Leser für ihre Behauptungen in Anspruch nehmen, sondern für die Richtigkeit derselben den Nachweis zu erbringen als literarische Pflicht ansehen'. Man wird demnach die in Rede stehende Lehre, welche unseren Vorstellungen von dem Wesen der Cäsur direct widerspricht, ablehnen müssen, bis der Beweis ihrer Richtigkeit erbracht ist. Bis dahin gilt sie uns als wissenschaftliches Nonsens, das nirgends schlimmer als in einem Schulbuche untergebracht werden konnte.

Genug, in Einzelheiten dürfte Scheindlers Arbeit besserungsbedürftig sein. Dass sie hingegen einen Vergleich mit den an österreichischen Anstalten in Verwendung stehenden lateinischen Grammatiken nicht zu scheuen hat, ist jedenfalls zuzugeben.

Wien. J. Golling.

Les Lamentations de Matheolus et le livre de Leesce de Jehan le Fèvre, de Resson (poëmes français du XIVe siècle). Edition critique, accompagnée de *l'original latin des Lamentations*, d'après l'unique manuscrit d'Utrecht, d'une Introduction et de deux glossaires par A. G. Van Hamel. Tome I. Textes français et latin des Lamentations. Paris, E. Bouillon (Biblioth. de l'école des hautes études) 1892. XXV u. 315 SS.

Die folgende Anzeige bezieht sich lediglich auf den lateinischen Text der Lamentations. Es ist eine bekannte, aber gewiss auffällige Thatsache, dass zur Zeit der Blüte des Minnegesanges, des Mariencultus und der Pflege der Marienlegenden lateinische Schmähgedichte auf das weibliche Geschlecht in ziemlich großer Zahl entstanden. Gedichte dieser Art haben J. Grimm, Du Meril, Wattenbach, Wright, Novati, der Unterzeichnete[1]) veröffentlicht; eine zusammenhängende, über die bisherigen nur aphoristischen Bemerkungen[2]) hinausgehende Darstellung dieser Literaturgattung harrt noch ihres Schöpfers. Eine höchst interessante und wichtige Bereicherung dieser Literatur bringt das vorliegende Buch, in dem zum erstenmal jenes lateinische Gedicht veröffentlicht wird, welches Jehan le Fèvre frei ins Französische übertragen hat. Es sind die Lamenta des Matheolus (nach Ylisse Chevalier, Repertoire des sources hist., geb. zu Boulogne sur Mer um 1260, gest. um 1320).

---

[1]) Vgl. Wiener Studien 1884, S. 292.

[2]) Vgl. O. Hubatsch, Die lateinischen Vagantenlieder. S. 73 ff., K. Francke, Zur Geschichte der lateinischen Schulpoesie S. 71 f.

die Van Hamel in einer Utrechter Handschrift saec. XIV gefunden hat. Diese Handschrift beschreibt der Herausgeber in der Introduction, nachdem er schon vorher in der Zeitschrift Romania (XVII, S. 284) über dieselbe eine Notiz veröffentlicht hatte. Das Gedicht selbst umfasst in vier Büchern 5614 Hexameter, die in kunstvoller Weise mannigfach gereimt sind. Es beginnt mit der declaratio nominis libelli:

Parve, nec invideo, Morini, liber, ibis in urbem.
Sed mire timeo ne viso carmine turbem
Heu! mundi socios totius nobiliores,
Quando scient nimios quibus ipse laboro dolores.
Ut sibi provideant hunc ipsis scribo libellum,
Ne mecum subeant grave connubiale duellum,
Presertim bigami ne fiant, sicut ego, de
Quo queror, infami, versusque queruntur et ode.
Huic operi proprium nomen 'Lamenta' dedere,
Cuius principium lacrimans non vult nisi flere;
Lamentor medio lamentor fineque, certe
Nil nisi flere scio; probat hoc opus istud aperte.

Der erste Vers lehnt sich an Ovid (Trist. lib. I.) an, ebenso der Anfang des folgenden Absatzes: In nova flens animus mutatam dicere formam (vgl. Met. lib. I 1). Auch den Anfang des II. Buches schließt der Dichter an einen bekannten Vers an: Carmina qui studio quondam florente peregi (vgl. Boethius de cons. lib. I), ebenso den Anfang des III. Buches: Bella mihi video crebrissima bella parantur (vgl. Ovid, Rem. Amor. I 2), während das IV. Buch mit dem Verse beginnt: Risus in lacrimas, in luctus gaudia verto. Das ganz streitbare Gedicht, dessen Hauptinhalt durch die französische Bearbeitung hinreichend bekannt ist, schließt versöhnlich ab. V. 5605 ff.:

Sisto prout pepigi; mea vult hic anchora figi;
Post hec que tetigi precor illum qui crucifigi
Pro nobis voluit, mortem nimis in cruce diram
Passus, tanta fuit pietas, quod mitigat iram
Petre, meque sibi iungat post mortis agones
In celis, ut ibi matrem, natum, legiones
Angelicas videam, michi utque per omne iuvamen
Ipse Petramque meam iuxta collocet, Amen,
Dummodo rixari, maledicere, flereque cesset,
Quam sic tractari cum nil michi gratius esset.

Das von Hamel wiedergefundene Werk des Matheolus, dessen Bedeutung in seiner Zeit sowohl aus der Übersetzung ins Französische als auch daraus ermessen werden kann, dass es literarische Nachahmer und Gegner hervorrief, bereichert nicht nur unsere Kenntnis der mittellateinischen Literatur, sondern liefert auch in den Citaten und Imitationsstellen einen beachtenswerten Beitrag zur Geschichte des Fortlebens der alten Autoren im Mittelalter. Es bietet in metrisch-rhythmischer Hinsicht die mannigfachsten Reimformen und stellt eine sichere Ausbeute von seltenen Formen und Wörtern, die in den Lexicis jetzt fehlen, in Aussicht. Von seltenen Formen will ich beispielsweise hervorheben die aus Plautus und

durch die Grammatiker bekannte Form des Personalpronomens *mis* und *tis*; V. IV 3770 Visio tradita *mis* precor ut mihi propitietur III 2623 Nec habet magis et minus in se | *Tis* deitatis amor — und von seltenen Wörtern: yssa. V. 378 Yssa virum ducit ad metas quinque sophiste II 672 Et tenebre michi quottidie cantantur ab yssa II 815 Expedit yssarum rabiem temptareque posse II 997 Quid fuit turpius ysse? V. 997, 1160, 1180, 1936, 2240 usw. Dieses Wort ist offenbar aus dem Hebräischen (ischa = mulier) entlehnt.

Die Überlieferung zeigt die mannigfachsten Fehler, über die im allgemeinen der Herausgeber in der Einleitung handelt. Diese Eigenthümlichkeiten bedürfen als solche einer besonderen Untersuchung und Ausnützung. Den lateinischen Text hat Van Hamel in Verbindung mit Louis Havet an nicht wenigen Stellen verbessert und im ganzen lesbar gemacht. Das Emendationswerk ist aber noch lange nicht abgeschlossen, wenn auch die Editio prima schon Anerkennenswertes geleistet hat. Nur einige Stellen mögen hier behandelt werden. V. II 1194 steht im Texte: Hoc etiam notat *Eugutio*, nam femina sumpsit | A fos nomen, cum magis ardens viro sit. Es ist zu lesen *Hugutio*, da Hugutio von Pisa, später Bischof von Ferrara († 1212) gemeint ist, dessen glossarium oder liber derivationum im Mittelalter weit verbreitet war. Die Erwähnung Hugos (vgl. im französischen Text v. 1179 Huguce) ist für die Bestimmung der Abfassungszeit des Gedichtes von Bedeutung. V. I 429 lesen wir: parato | Lumine *Burnellum* stratum videt. inde flet | Dicens: *Burnelle* bona bestia, non meruisti | Hanc mortem, an beiden Stellen ist der Name Brunellus einzusetzen, da offenkundig eine Anspielung auf den um 1200 verfassten Brunellus des Nigelus Wireker vorliegt (vgl. E. Voigt, Kleinere lateinische Denkmäler der Thiersage, Straßburg 1878). Diese Vermuthung bestätigt wieder der französische Text V. 1000:

Et luy dist: »Brunel, bonne beste
Pas ne l'avoies desseroi;
Trop mala toi adviser vi.«

Aus beiden Stellen kann man entnehmen, dass der Herausgeber die französische Übersetzung nicht in dem Grade zur Herstellung des lateinischen Textes herangezogen hat, als er es hätte thun sollen. V. II 2200 f. Pone quod infirmus fueris, coniux tua sana. | Non tamen inde minor erit eius quottidiana | Lis, quoniam dicet: Herus infirmabitur iste? | Hercle! *truantisat*. Si vellet, surgeret. Die Handschrift gibt *trutaunisat*,[1]) woraus nach meiner Meinung trutanizat herzustellen ist; trutanizare bedeutet nach einer Glosse in Diefenbachs Glossarium „mit worten betriegen", eine Bedeutung, die uns den Zusammenhang der Stelle völlig erklärt. Zu V. I 724 dicant (?) ergo mulieres: | Lingua fuit damno! bemerkt

[1]) Vgl. V. 2146 *cladem*, *claudem* ms.

der Herausgeber in den kritischen Noten: *dicant* pas sûr; l'abréviation indique plutôt *dicam* ou *dictam*. Alles deutet darauf hin, dass discant zu lesen ist. Wir wollen mit diesen Proben von Verbesserungsvorschlägen schließen und den aufrichtigen Wunsch aussprechen, der Herausgeber möge der schönen Gabe den zweiten Theil, für den schon eine Anzahl Corrigenda angekündigt ist, mit einem recht reichhaltigen Index in nicht ferner Zeit erscheinen lassen. Allen Freunden der mittellateinischen Literatur sei dieses Buch, das A. Tobler gewidmet ist, aufs beste empfohlen.

Wien. Johann Huemer.

Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte unter ständiger Mitwirkung von J. Bolte, W. Creizenach, G. Ellinger, E. Elster, L. Geiger, O. Harnack, A. Heusler, G. Kawerau, K. Kehrbach, K. Kochendörffer, A. Koester u. a. herausgegeben von Julius Elias, Max Hermann, Siegfried Szamatólski. Erster Band (Jahr 1890). Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung 1892. größtes Lex. 8°, XI, 136 u. 196 SS. Pr. 10 Mk.

Wenn ich als Mitarbeiter der „Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte" (Sigle JBL.) an dieser Stelle das neue Unternehmen bespreche, steht mir natürlich ganz ferne, eine Kritik des ersten Bandes geben zu wollen. Auch Reclame will ich nicht machen. Nur die Absichten und Ziele der JBL. sollen klargestellt werden. Ohne allen Zweifel ist ein kritisches Organ von der Art unserer Referate vor allen anderen der Missdeutung ausgesetzt, hat es viel mehr die Missgunst der Leser, als ihr Wohlwollen zu gewärtigen. Recensionen dürfen ja — seien wir aufrichtig — nur selten auf den Beifall des Recensierten rechnen; selbst im besten Falle bleibt der Vorwurf bestehen, dass der Recensent nicht alles beachtet habe, was dem Autor lieb und wert war. Man fühlt sich nicht verstanden und vermerkt dem Kritiker übel, dass er sich nicht tiefer versenkte. Jedenfalls ist der Autor der strengste und unerbittlichste Kritiker seines Recensenten.

Die neuen Jahresberichte stellen sich ein schweres Problem; sie wollen festsetzen, um wie viel die Forschung auf dem Gebiete der Geschichte moderner Literatur in jedem Jahre vorgeschritten ist. Die Zeitgrenze moderner Literatur suchen sie einerseits in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, anderseits in der Gegenwart.[1])

---

[1]) Ich kann mir nicht versagen, die Worte der Herausgeber zu citieren (S. VI): »Von der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts an, da die mittelalterliche Welt abstirbt und die frische Volksthümlichkeit des Bürgerthums in Verbindung mit dem Humanismus und mit Gutenbergs umwälzender Kunst die moderne Literatur hervorbringt, bis zu unseren Tagen, da sich auch wieder wie manchesmal im Verlauf der Zwischenzeiten ein Neues regen will. Denn wir dürfen mit dem Dogma brechen, dass die Forschung nur bis zum Tode Goethes führe; die Forschung schreitet über diesen Markstein hinaus in sicheren Bahnen weiter, und ihre Wege sind die unserigen.«

Von lebenden Dichtern sollen indes nur die unbestrittenen Koryphäen berücksichtigt werden. Ferner sind die JBL. nicht so engherzig, bloß der streng wissenschaftlichen Arbeiten zu gedenken; sie suchen selbst im unscheinbaren, an abgelegenem Orte versteckten Zeitungsartikel das fruchtbringende Korn.

Ich glaube deshalb annehmen zu dürfen, dass in jedem Bande der JBL. mit nur ganz geringfügigen Ausnahmen alle Gelehrten und alle Schriftsteller sich wiederfinden werden, die gegenwärtig mit neuerer deutscher Literatur sich beschäftigen. Eben sie indes bilden zugleich einen guten Theil des Publicums der Berichte. Wenn es also auch trotz aller Schwierigkeiten glücken sollte, jedes Werturtheil aus den JBL. zu verbannen, sicherlich müssen doch die Mitarbeiter des neuen Unternehmens von der weitaus überwiegenden Majorität ihrer Fachgenossen den Vorwurf gewärtigen, sie seien den Intentionen der analysierten Arbeiten nicht mit der nöthigen Vertiefung nachgegangen. Auch der beste und liebevollste Referent kennt die Absichten einer Arbeit nicht so genau, wie ihr Verfasser; das liegt in der Natur der Sache. Schon dieses eine Moment genügt, um einem Jahresberichte eine wenig erfreuliche Aufnahme bei seinem Publicum zu schaffen. Ich rede gar nicht von der naheliegenden Möglichkeit, unter den Tausenden von Büchern, Broschüren, Zeitungs- und Zeitschriftsaufsätzen eines oder das andere zu übersehen; ich verschweige alle anderen leichtbegreiflichen Bedingungen, durch die gegen den Referenten in dem von ihm besprochenen Autor eine Misstimmung wachgerufen werden kann und wachgerufen werden muss.

Die Herausgeber der JBL. haben sich über diese Schwierigkeiten von Anfang an nicht weggetäuscht; ich meine, wer mit einigem Wohlwollen an den ersten Band herantritt, muss ihnen zuerkennen, dass viel geschehen ist, diese Schwierigkeiten wo nicht völlig zu beseitigen, so doch zu paralysieren. Was sich bei einem ersten Anhieb thun ließ, das ist auch gethan worden. Schon der Umfang des ersten Bandes muss den berechtigten Glauben wachrufen, dass man bestrebt war, jeder einschlägigen Arbeit den ihr gebürenden Raum zu gewähren. Ferner treten die Herausgeber mit einem Stabe von Mitarbeitern ins Feld, der allein schon für eingehende Berücksichtigung der vielfältigsten Studien Gewähr leistet. Bei dem immer stärker vordringenden Principe der Arbeitstheilung kann ja der einzelne Forscher für alle Regungen seiner Wissenschaft ein gleich feines Ohr sich nicht mehr wahren. Um dieser Thatsache gerecht zu werden, wurden nicht weniger als 36 Referenten für die zu behandelnden vier Jahrhunderte deutscher Literaturgeschichte aufgeboten; neben den drei Herausgebern nennt der Titel 33 Mitarbeiter, unter ihnen Capacitäten allerersten Ranges. Diesen 36 Referenten darf billigerweise eine bis an Liebhaberei grenzende Vorliebe für ihr Specialgebiet zugetraut werden; in ihrem Interesse bleibt auch dem kleinsten, unscheinbarsten Pflänzchen eine

Stelle gewahrt. Der Specialist fühlt sich ja auch durch den unbedeutendsten Zuwachs bereichert, der einem anderen vielleicht nur unnöthige Belastung scheint.

Natürlich wurde der umfangreiche Apparat nicht nur deshalb aufgeboten, um die Empfindlichkeit der einzelnen Schriftsteller zu schonen. Er allein leistet eine relative Gewähr, dass das Hauptziel jedes wissenschaftlichen Jahresberichtes erreicht werde. Ein Jahresbericht soll wenn nicht erschöpfend, doch andeutend die neuen Errungenschaften des Berichtsjahres zusammenstellen. Nur wenn er diese Aufgabe erfüllt, ist seine Existenz berechtigt, sonst genügt ein bibliographisches Verzeichnis der Erscheinungen des Berichtsjahres. Ein solches Verzeichnis besaßen wir bisher in Strauchs dem Anzeiger der Zeitschrift für deutsches Alterthum angefügter Bibliographie, in der die Literatur der Jahre 1884 bis 1889 mit musterhafter Vollständigkeit zusammengestellt ist. Strauch machte die Fachgenossen auf eine Fülle von Arbeiten aufmerksam, die ihnen unmittelbar nie oder doch erst sehr spät bekannt geworden wären. Gerade die moderne Literarhistorik muss eine schier unabsehbare Menge von Druckwerken verfolgen, will sie dem wissenschaftlichen Gebote der Vollständigkeit gerecht werden. Viele oft sehr schätzbare Beiträge erscheinen nicht in Buchform oder in den allen geläufigen Zeitschriften. Wenig verbreitete Wochenschriften, dann eine Reihe von Tagesblättern, die auf keiner Bibliothek beisammen zu finden sind, volksthümlich gedachte Revuen, die dem Forscher selten in die Hand kommen — sie alle arbeiten mit Erfolg auf dem Felde der modernen Literaturgeschichte. Strauch versuchte zum erstenmale diese zersplitterte Fachliteratur zusammenzutragen. Dennoch gelangte auch durch ihn der gewissenhafte Forscher zu keiner vollen Befriedigung. Gelegentlich fanden sich da bei einem Schriftsteller Artikel aus vier oder fünf Tagesblättern verzeichnet. Solche Zeitungsartikel sind nach Jahr und Tag schwer nur zu erreichen. Manche Blätter, wie die sehr reichhaltige „Frankfurter Zeitung", lassen nach Jahr und Tag alle übrig gebliebenen Nummern einstampfen; einzelne Exemplare anderer Zeitungen, die ihren Vorrath länger beisammen halten, nachträglich sich zu verschaffen, ist meist unverhältnismäßig kostspielig, und wenn man mit Müh und Noth endlich in den glücklichen Besitz des langersehnten Blattes gekommen ist, hält man oft eine belanglose Notiz oder eine wertlose Compilation in der Hand. Zeit, Mühe, Geld ist verloren. Nicht viel besser stehts mit der Mehrzahl der Schulprogramme.

Solchen Übelständen suchen die JBL. abzuhelfen. Sie wollen gerade die schwer zugängliche Literatur in ihren wichtigsten Resultaten vorführen. Ich für meinen Theil sehe in diesem Streben vor allem den Zweck des Unternehmens. Große, umfangreiche, grundlegende Werke, wie Erich Schmidts „Lessing" oder Minors „Schiller" muss ja doch jeder selbst durcharbeiten. Analysen oder gar Wertkritiken dieser Bücher vermisse ich gerne. Schmerzlich aber ent-

behre ich z. B. im vorliegenden Bande nähere Angaben über einen Aufsatz von K. E. Franzos, der unter dem Titel „Heine und die Schwaben" in den Nummern 144, 149 und 155 der „Frankfurter Zeitung" erschienen war, und nach dem ich anlässlich meiner Chamissobiographie vergeblich gepürscht habe (vgl. Kürschners „Deutsche National-Literatur" 148, 87***). Elster erwähnt (2, 163 unter IV, 14: 28) ausdrücklich, dass der citierte Aufsatz ungedrucktes Material bietet, er enthält sich aber jeder näheren Charakteristik dieser Inedita. So dankenswert die Berichtigungen sind, die der ausgezeichnete Heine-Kenner Elster a. a. O. vorbringt, sie nützen wenig, da sie einen unzugänglichen Text verbessern. Über diesen Text wünschte ich mehr zu erfahren und gerne hätte ich dem Ref. seine Erklärung erlassen, dass Franzos' Gesammturtheil „über das dickköpfig-thörichte Benehmen" der Schwaben sehr treffend sei.

Natürlich kann nur der Specialist in einem einzelnen Falle mit Sicherheit angeben, was an einer Arbeit neu und was an ihr nicht neu ist. Gerade auf dem Felde der modernen Literaturgeschichte, die ja zum großen Theil mit populär gedachten Essays rechnen muss, ist diese Hauptfrage oft sehr schwer zu beantworten. Auch die besten Essays müssen mit bekanntem Materiale arbeiten, hüllen andererseits, was sie an neuen Resultaten bringen, aus Stilrücksichten in dasselbe Gewand, das ihnen auch für das überkommene Stoff- und Ideenmaterial zur Hand liegt. Wenn schon der Specialist dieses kunstvolle Gespinst leichter entwirren kann, gerade für ihn entsteht noch eine weitere Schwierigkeit. Wer dank eindringlicher Studien die ersten Quellen seines Specialfaches beherrscht, dem wird manches nicht neu sein, was seinen Fachgenossen neu ist. Vor allem tritt diese Schwierigkeit bei Ideen ein. Ein Essay wird oft nur durch seine Ideen neu und anregend wirken, durch Ideen, die bisher nicht formuliert worden waren. Dieselben Ideen haben sich dem Specialforscher schon lange vorher aus den Quellenstudien ergeben. Sie haben sich ihm mit anderen überlieferten Ideen zu einem einheitlichen Gesammtbilde ausgestaltet, an dem er eigenes und fremdes Gut nicht mehr scheiden kann. Auch Scherer bekannte anlässlich seiner „Literaturgeschichte": „Seit ich im Winter 1860 auf 1861 Müllenhoffs Vorlesungen über ältere deutsche Literaturgeschichte gehört, war ich gewohnt, eigene Forschungen und Gedanken an das damals Gelernte anzuknüpfen, so dass sich mir Eigenes und Fremdes unauflöslich vermischte und ich eine Gesammtdarstellung nur unternehmen konnte, wenn ich über meinen Besitz, gleichviel aus welcher Quelle er mir zugeflossen, frei verfügen durfte." Und Scherer gesteht ausdrücklich ein, dass er nicht scheiden könne, was an seinem Besitze eigene Errungenschaft und was Eigenthum von Müllenhoff oder von Gervinus oder von Julian Schmidt sei. Ich möchte fragen: Darf überhaupt von einem Gelehrten eine so genaue Beherrschung der Literatur über die Literatur verlangt werden, dass er ohne mühsame

Studien die Prioritätsfrage beantworten kann? Wird nicht gerade der schöpferische Geist auf Schritt und Tritt gehemmt, wenn er erst ängstlich abwägen muss, was ihm gehört und was nicht?

Dann noch eine Frage: Was ist eigentlich neu? Kann als neu, als förderlich bezeichnet werden, wenn in einer Arbeit Material herangeführt und analysiert wird, das den Fachgenossen längst geläufig ist, das aber zufälligerweise noch nie zu wissenschaftlichen Zwecken herangezogen und in wissenschaftlicher Form analysiert worden war? Wenn vollends etwa Mielke in seiner Geschichte des deutschen Romans Dichtungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts analysiert und bewertet, die thatsächlich bisher nur von der gleichzeitigen Kritik ausführlich betrachtet worden sind, muss der Ref. seine Zeit auf die Untersuchung verschwenden, ob nicht doch irgend ein abgelegenes Compendium, eine wenig beachtete Biographie den Inhalt der fraglichen Dichtung erzählt und ein ähnliches oder verschiedenes Urtheil über sie fällt? Gerade auf dem Gebiete der modernsten Literatur steht man immer wieder vor diesem Problem. Ein Artikel der „Allgemeinen deutschen Biographie" kann doch nicht in extenso excerpiert werden, lediglich weil außer einigen Journalkritiken nichts über den betreffenden Dichter gedruckt worden ist. Die Literaturhistorik wird ja durch die große Mehrzahl derjenigen Artikel des gedachten Unternehmens, die über Schriftsteller des 19. Jahrhunderts Kunde geben, um keinen Schritt gefördert.

Selten nur legt sich ein Forscher die mühevolle und undankbare Aufgabe auf, die Prioritätsfragen aller Detailprobleme einer größeren Darstellung zu beantworten. Seine Gewissenhaftigkeit wird ihm bei der großen Menge unberufener Kritiker nur Schaden bringen. Ich denke mir beispielsweise einen Gelehrten, der auf Grund langjähriger Studien und auf der aus diesen langjährigen Studien geschöpften einheitlichen Gesammtanschauung die Charakteristik eines Dichters ersten Ranges aufbaut. Nachdem seine Arbeit zum Abschlusse gediehen ist, schickt er sich an, nochmals die ganze Literatur über jenen Dichter durchzugehen, um jedem zu seinem Rechte zu verhelfen und nichts als eigene Errungenschaft auszugeben, was ein anderer schon von ihm gesagt hat. Kurzsichtige Recensenten glauben dann natürlich, dass die ganze Arbeit nur aus den abgeleiteten Quellen geschöpft ist, die sie in den Anmerkungen verzeichnet finden. Sie vergleichen auch nicht den Text mit den in den Anmerkungen angezogenen älteren Darstellungen, da ihnen sonst doch klar werden müsste, dass sie auf Irrwegen wandeln. Endlich sinkt ein Werk, das in jedem Satze aus den ersten Quellen sich herleitet, in den Augen der überklugen Kritiker zu einer fleißigen Sammlerarbeit herab. Thatsächlich ist es indes ein Bau, zu dem kein Stein verwertet wurde, den nicht die Hand des Baumeisters behauen hätte.

Wenn also auch die JBL. vor allem sich zum Programm machen, den Gewinn des Berichtsjahres rein herauszurechnen, ver-

gessen darf nicht werden, dass diese Arbeit zu den allermühseligsten gehört. Und für den Anfang wenigstens darf wohl nicht übel genommen werden, wenn noch zuweilen allgemeine Werturtheile an Stelle objectiver Fixierung der neuen Errungenschaften sich einstellen. Ich zweifle nicht, dass dieser allgemeinen Werturtheile von Jahr zu Jahr weniger werden. Die Wertkritik wird zuletzt, wie ich hoffe, nur mehr aus der größeren oder geringeren Menge der als neu und stichhältig befundenen Resultate einer einzelnen Arbeit erhellen. Schärfstes Verdammungsurtheil wird dann sein, nur den Namen der tauben Blüte zu nennen, über sie selbst indes auch nicht ein verurtheilendes Wort zu verlieren.

An Übersichtlichkeit werden die Berichte sicherlich gewinnen, wenn die Referenten nicht mehr resultatsloser Arbeiten und gedankenarmer Compilationen zu gedenken brauchen. Ein nicht geringer Percentsatz der Zeitungsartikel kann anstandslos im Texte übergangen werden und ist auch thatsächlich übergangen worden. Gerade wir Referenten aus den Fächern modernster Literatur plagen uns wohl umsonst, wenn wir um jeden Preis einen Tropfen Saft aus den kümmerlichen Früchten pressen wollen, die auf dem Baume der Gelegenheitsjournalistik ihr Dasein fristen. Leider ist ja in Deutschland und noch weit mehr in Österreich die schriftstellerische Welt viel zu schlecht organisiert und orientiert, als dass Zeitungsrecensionen immer in die berufenen Hände kämen. Die Gelegenheitsartikel der kleinen deutschen und österreichischen Blätter beweisen meist nur, dass die Berufsjournalistik im Drange übermäßiger Arbeitsbelastung nicht einmal so viel Gedanken aus den ihr vorgelegten Büchern ziehen kann, als irgend ein gebildeter Mensch. Wissen doch selbst die wohlbestallten und privilegierten Hüter des Parnasses, wenn sie literarhistorische Darstellungen oder Quellenwerke anzeigen, nichts anderes zu sagen, als dass die Welt durch die modernen Kunstbestrebungen viel zu verrottet und viel zu verdorben sei, um je an jenen schönen Sachen Beifall zu finden. Mögen andere aus gewissen Blättern ihre literarische Unterhaltung sich holen, der Ref. ist wahrlich nicht zu beneiden, der einen ganzen dicken Band von Recensionen durchgehen muss, während er doch von Anfang an weiß, dass er nur wertlose Werturtheile einer blindwüthigen Parteikritik finden wird.

Je energischer die JBL. diese Eintagsliteratur unter die Bank werfen, desto mehr Platz gewinnen sie für ausführliche Referate wirklich wertvoller Arbeiten. Vielleicht glückt dann einmal das erstrebenswerte Ziel, das heute noch ein Ideal ist: alle neuen Resultate des Berichtsjahres nicht nur anzudeuten, sondern in knappster Form mitzutheilen. Diesem Ideale kommen einzelne Berichte nahe, andere stehen ihm ferner. Ich für meinen Theil gedenke im nächsten Jahrgang weit ausführlicher zu sein und die Resultate klarer herauszuheben, und ich bekenne rückhaltslos, diesmal zu wenig gethan zu haben. Eindringlich und ausführlich sind vor allem die älteren

Perioden bearbeitet; die Referate aus dem Gebiete der neueren Literatur sind fast durchwegs knapper ausgefallen. Und nicht jeder Bericht sagt bei gleicher Knappheit so viel, wie der über Goethes Drama.

Ich kann hier die 36 Referate nicht im Detail aufzählen; ich müsste das umfangreiche Inhaltsverzeichnis abschreiben. Nur so viel sei bemerkt: ein allgemeiner Theil umfasst außer den Gesammtdarstellungen der deutschen Literaturgeschichte die Hilfsdisciplinen: Geschichte der Philologie, Poetik, Schrift- und Bücherwesen usw. Die Referate über literarhistorische Specialarbeiten sind in drei Perioden geordnet. Epochen sind der Anfang des 17. und die Mitte des 18. Jahrhunderts. Auch innerhalb der einzelnen Perioden werden zuerst die Arbeiten besprochen, die allgemeine Fragen berühren. Dann folgen Referate, die nach den einzelnen Dichtungsgattungen den Stoff gruppieren. In der ersten Periode reihen sich außerdem Einzelberichte über Luther, über Reformationsliteratur und über Humanisten und Neulateiner an, in der dritten Periode haben zunächst die sechs Classiker ihre besonderen Rubriken, ebenso Romantik und junges Deutschland. Der Goethebericht, dreißig Seiten stark, umfasst allein sechs Unterabtheilungen. Das ganze Programm konnte leider nicht eingehalten werden. Einen Bericht über Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache stellt für den zweiten Band Edward Schröder, einen Bericht über Metrik Heusler in Aussicht. Auch Redlichs Lessingreferat ist ausgeblieben. Erich Schmidt wird im nächsten Jahrgange für den erkrankten Freund einspringen und nachholen, was nachzuholen ist; Sauer gedenkt die Grillparzerliteratur des Festjahres 1891 selbständig zu behandeln. Und von 1891 ab wird in der dritten Periode die Theatergeschichte in Schlenther und Welti besondere Bearbeiter finden.

Für alle technischen Fragen waren Jastrows bewährte „Jahresberichte für Geschichtswissenschaft" Muster. Ihm dankt das neue Unternehmen seine compendiöse Form. Jastrow erzielte durch einfache mechanische Mittel staunenswerte Raumersparnisse; die JBL. lernten von ihm mit Erfolg. Wer sich für die Frage interessiert, der thue einen Blick in Jastrows „Handbuch zu Litteraturberichten" (Berlin 1891), insbesondere S. 100 ff. Ich bemerke nur, dass die JBL. dank ihrem relativ größeren Umfang weit ausführlicher gehalten sind, als Jastrows Berichte. Schade, dass durch das allzu große Format und die allzu kleinen Anmerkungstypen die Übersichtlichkeit und Lesbarkeit stark gelitten hat.

Dieser Mangel wird hoffentlich abgestellt werden können, wenn die JBL. die nöthige Unterstützung finden, die sie vollauf verdienen. Für jeden Gelehrten, der fern von großen Culturcentren lebt, für jeden Specialisten, dessen Beruf ein universelles Streben nicht duldet, werden die JBL. unentbehrlich sein, will er sich der Wissenschaft erhalten. Ihrer entrathen darf wohl niemand, der die Wissenschaft zu fördern gedenkt. Selbst im eigenen Fache wird

der Specialist Neues finden; das bleibt durch einen umfassenden Sammelapparat gesichert, wie er dem Einzelnen nicht zur Verfügung stehen kann.

Der erste Band lässt gerade für neueste Literatur absolute Vollständigkeit noch vermissen. Ich gestehe, in zwölfter Stunde Einiges aufgenommen zu haben, durch das lediglich mein Arbeitsfeld abgesteckt, nicht etwas Abschließendes aufgebaut werden sollte. Von Vollständigkeit konnte da die Rede nicht sein. Durch eigene Schuld ist meine kleine Studie über Amalie von Helwig (Zschr. f. öst. Gymn. 1890, S. 905 ff.) zwischen den Referaten auf den Boden gefallen.

Wie gesagt, wir dürfen wohl hoffen, dass über vereinzelte Mängel der Wert der ganzen Leistung nicht übersehen werde. Mängel haften jedem ersten Versuche an. Eine Autorität ersten Ranges auf dem Gebiete der classischen Philologie hat mir rückhaltslos erklärt, dass die JBL. gleichgedachten Bestrebungen seines eigenen Faches ebenbürtig seien. Ich für meinen Theil erblicke in dem Unternehmen die hoffnungsreiche Kundgebung einer mächtig erstarkenden jungen Disciplin. Wer etwa meint, diese junge Wissenschaft verliere über Specialarbeiten die großen Gesichtspunkte aus dem Auge, der lese Roethes Referat „Allgemeines" in der Abtheilung der deutschen Literatur seit 1750. Über diesen Bericht schwebt der Geist Scherers. Wir dürfen wohl verlangen, dass die kleinen Geister, die den großen Todten, seine Freunde und seine Schüler um jeden Preis schlecht machen wollen, erst Ebenbürtiges schaffen, ehe wir ihrem Urtheile glauben!

Zum Schlusse möchte ich die JBL. noch der österreichischen Gelehrtenwelt ans Herz legen. Unter den Mitarbeitern finden sich nicht weniger als sieben Österreicher, ich meine die Professoren Creizenach, Sauer, Schönbach, von Waldberg und Werner; an sie reiht sich Privatdocent von Weilen und meine Wenigkeit. Wir möchten auch für unsere Landsleute gearbeitet haben. Das glaube ich im Sinne Aller sagen zu dürfen.

Wien. Oscar F. Walzel.

Auswahl volksthümlicher Lieder und Gedichte für höhere Lehranstalten und Mittelschulen. Herausgegeben von Dr. H. Rademacher. Hannover, Verlag von C. Meyer (Gustav Prior) 1893. XI u. 295 SS. Preis 1 Mk. 60 Pf.

Sammlungen von kleineren Dichtungen gibt es in Menge, die unter der Voraussetzung, dass sie nur Gediegenes in guter Anordnung enthalten, vollkommen berechtigt sind. Ich erinnere an ältere Sammlungen von Wolff, Wagner, Echtermayer, an neuere von Kluge, Lyon u. a. Auch unsere Lesebücher sind ja nach einem ähnlichen Principe gearbeitet, nur dass hier literarhistorische und stilistische Gesichtspunkte stark maßgebend sind.

Vorliegende Sammlung nun ist besonders durch die Rücksichtnahme auf Volksthümlichkeit der ausgewählten Gedichte charakterisiert. Allbekannte Volkslieder, volksthümlich gewordene Balladen und Romanzen u. ä., vielfach mit Andeutung der üblichen Melodie werden mitgetheilt. Die Anordnung ist nach dem Alphabet der Verfasser (eine Anzahl namenloser bildet den Schluss) und nach Altersstufen. Praktisch ist überdies ein alphabetisches Verzeichnis nach dem Versanfange. Über 90 bekannte Dichter und bei 300 Dichtungen wurden so zu einer neuen, schönen Sammlung vereinigt. Schule und Haus, so wünscht der Herausgeber, mögen diesen Liedern das wärmste Interesse entgegenbringen und sie nach Text und Melodie dem Gedächtnisse der Jugend einprägen. Zu diesem Zwecke wird sogar ein überaus reichhaltiger Doppelkanon, auf zehn Schuljahre vertheilt, empfohlen.

Dass viel Gutes und Bestes in vorliegendem Buche vereinigt wurde, ist nach dem Gesagten klar. Eher könnte bezweifelt werden, dass die Volksthümlichkeit aller aufgenommenen Gedichte erwiesen ist, beziehungsweise dass volksthümlich und Gemeingut aller Gebildeten als identische Begriffe anzusehen sind. Sicher ist der Grad der Volksthümlichkeit bei Freiligraths Löwenritt, Herders Kind der Sorge, Klopstocks Frühlingsfeier und ähnlichen ein anderer als bei vielen Kinderliedern, Fabeln und nationalen Kampfliedern der Sammlung. Bei dieser weiten Ausdehnung des Begriffes volksthümlich ergibt sich jedoch eine relative Unvollständigkeit, insoferne gleichwertige und sicher ebenso populäre Gedichte entfielen. Speciell wir Österreicher würden nach so manchem uns wohlbekannten Liede vergeblich suchen. Subjective Geschmacksrichtung, Heimat des Sammlers und ähnliche Umstände mögen natürlich auch die Auswahl beeinflusst haben.

Auf alle Fälle ist dem auch nach Ausstattung und Preis zu lobenden Buche die weiteste Verbreitung zu gönnen.

Kleinigkeiten werden noch Verbesserungen erfahren müssen. Warum z. B. wird das steirische Volkslied „Hoch vom Dachstein“ Tiroler Volkslied genannt? Die Interpunction in der ersten Strophe des „Preußenliedes“ scheint verfehlt.

Wien. Dr. R. Löhner.

---

1. A. Baumeister, Bilderhefte aus dem griechischen und römischen Alterthum für Schüler. IV.—VIII. Heft. München, R. Oldenbourg 1889. Preis des Heftes 1 Mk. 25 Pf.
2. Raimund Oehler, Classisches Bilderbuch. Leipzig, Schmidt u. Günther 1892. Preis 1 Mk. 80 Pf.
3. R. Engelmann, Bilderatlas zu Ovids Metamorphosen. Leipzig, Verlag des literarischen Jahresberichtes 1890.

4. Raimund Oehler, Bilderatlas zu Caesars Büchern de bello Gallico. Mit über 100 Illustrationen und 7 Karten. Leipzig, Schmidt u. Günther 1890.
5. E. Wilisch, Gymnasium und Kunstarchäologie. Einladungsschrift zur Gedächtnisfeier für den Senator Philipp Ferdinand Adolf Just. Zittau 1890.

Ein halbes Tausend 'Bilder nach Antiken' zusammenzustellen ist heute kein schwieriges Unternehmen. Die Schränke der Verleger öffnen sich bereitwilligst jedem, der sich erbietet, die aufgehäufte Menge guter und schlechter Zinkstöcke weiterer Aus- und Abnützung zuzuführen. Eine neue Gelegenheit hiezu ergab sich, als vor einigen Jahren der Ruf laut wurde, Bilder antiker Denkmäler auch in der Schule zu verwerten. Unter der Menge gangbarer Abbildungen musste ja aller Wahrscheinlichkeit nach auch manches sein, was für die Schule geeignet scheinen könnte. Wer vieles bringt, wird auch dem Schüler etwas bringen. So mochte es dem Geschäftsmanne genügend erscheinen, den vorhandenen Bilderkram in bunter Menge zusammenzutragen, in dem sich dann die Schule selbst zurechtfinden sollte. Der Schulmann freilich kann sich damit nicht begnügen; seine Aufgabe ist es, aus dem Vielen nur gerade das Wenige herauszuheben, was für die Schule brauchbar ist, alles Überflüssige als nutzlos, ja als schädlich auszuscheiden. Dass diese Aufgabe keine leichte ist, sieht jeder; und wer es nicht wüsste, dem könnten es die bisher 'für den Schulgebrauch' veröffentlichten 'Bilderhefte' lehren, deren Zahl nicht gering ist, deren Brauchbarkeit aber immer noch vieles zu wünschen lässt. Auch die Publicationen, die ich heute besprechen will, fordern zu vielen Ausstellungen heraus; ich will aber an ihnen nicht sowohl eine ins einzelne gehende Kritik üben, als vielmehr einige allgemeine Gesichtspunkte hervorheben, die einer erneuten Erörterung immer noch bedürftig scheinen.

Von Baumeisters Bilderheften sind die ersten drei Lieferungen schon in dieser Zeitschrift 1890, S. 138 ff. besprochen worden. Es ist dort auch darauf hingewiesen worden, dass die Abbildungen dieser Hefte einzig und allein aus dem Bildervorrathe des größeren von Baumeister herausgegebenen Werkes (Denkmäler des classischen Alterthums) geschöpft sind, und dass bei dem Versuche, mit diesem Material Einzelgebiete der Alterthumswissenschaft in zusammenhängender Weise zu erläutern, sich Lücken und Ungleichmäßigkeiten aller Art nothwendig ergeben müssten. Leider ist auch die Anordnung in den seither erschienenen Heften nicht besser als in den früheren; vielfach ist Zusammengehöriges zerrissen und Verschiedenartiges in verwirrender Enge auf einem Blatte zusammengedrängt. Das vierte Heft, das 'Herakles und andere Mythen' behandelt, bietet nur Weniges, was in der Schule verwendbar sein könnte; denn viele dieser Mythen begegnen in der Schullectüre gar nicht, die bekannten Sagen aber erscheinen in den vom Verf.

gebotenen Abbildungen häufig in einer Fassung, welche von der den Schülern geläufigen Form völlig abweicht und einer besonderen Erklärung bedürfte. Das 5. und 6. Heft haben die Aufgabe, 'griechische und römische Bildnisse und Sitten' zu erläutern. Aber von griechischer Tracht wird schwerlich jemand aus den gegebenen Abbildungen eine klare Vorstellung gewinnen können; das griechische Wohnhaus wird durch kein einziges Bild veranschaulicht; religiöse Ceremonien sind äußerst dürftig vertreten; für das 'Hausgeräth' werden Gegenstände aus allen Epochen, nur nicht aus der classischen vorgeführt. Daneben steht mancherlei Überflüssiges, z. B. zum Capitel 'Spiele'; das Relief der '*conclamatio*' 662 ist modern (Arch. Jahrb. III, 370). Das 7. und 8. Heft haben die Überschrift 'Kunstentwicklung'; auf die Auswahl, die hier geboten ist, will ich nicht eingehen; doch muss darauf hingewiesen werden, dass die Entwicklung der antiken Kunst in der Schule im Rahmen des gegenwärtigen Unterrichtsplanes nicht gelehrt werden kann. Soweit man überhaupt antike Kunst als solche den Schülern vorführen will, wird man nur deren höchsten Leistungen als in sich vollendete Einzelschöpfungen zeigen dürfen, womit zwar nicht die Meisterwerke der archaischen Kunst, z. B. die Aeginetengiebel, wohl aber die primitiven Vorstufen einer unbeholfenen Kunstübung ausgeschlossen sein sollen.

Die gleiche Aufgabe wie die Baumeister'schen Hefte hat sich R. Oehlers 'Classisches Bilderbuch' gestellt; es hat vor jenen den Vorzug geringeren Umfanges und größerer Billigkeit voraus. Aber leider erklärt sich der niedrige Preis durch die Geringwertigkeit der meisten Bilder — die trotz der Versicherung der Verlagsanstalt nur die wenigsten als 'künstlerisch vollendet' werden gelten lassen — und in der gebotenen Auswahl findet sich ebensoviel Überflüssiges, als darin Nothwendiges fehlt. Auch hier scheint der Umstand, dass in dem gleichen Verlage die Übersetzung von Duruys bilderreicher 'Geschichte des römischen Kaiserreiches' erschienen ist, die Zusammenstellung der Zinke ungünstig beeinflusst zu haben. Daraus wird sich wohl auch das auffallende Übergewicht der römischen Bilder über die griechischen erklären; den römischen Kaiserporträts ist allein mehr als ein Sechstel sämmtlicher Tafeln eingeräumt worden, was im argen Missverhältnisse steht zu dem pädagogisch-physiognomischen Werte solcher Bildnisse und zu der Dürftigkeit, mit der andere Gebiete behandelt sind. Über die griechische Tracht, über griechische Waffen und Schiffe, über Culthandlungen, Gymnastik, Theaterwesen erhalten wir gar keine oder nur höchst ungenügende Aufklärungen. Das Hausgeräthe ist in der üblichen Weise durch einige Massenbilder pompeianischer Candelaber, Lampen u. dgl. veranschaulicht, die in ihrer Mehrzahl für die Schule gar nicht in Betracht kommen. Die griechische Architektur ist äußerst stiefmütterlich behandelt, sogar das 'Theseion' fehlt. Die Sagengeschichte ist nur durch den 'Laokoon' vertreten, die Götterwelt nur durch

die Hera Ludovisi, den Zeus von Otricoli, die Athena Albani, die Parthenos vom Varvakion, den Kopf des praxitelischen Hermes und den farnesischen Herakles — eine Auswahl, deren Principien unklar bleiben. Wir halten uns also für berechtigt, anderer Ansicht zu sein als der Verf., welcher glaubt, dass in seinem Hefte „alles vereinigt sei, was der Schüler an Abbildungen bis Prima einschließlich brauche“.

Auch kann ich mich nicht zu der Anschauung bekehren, dass die erwähnten Lücken, welche das 'Bilderbuch' auf dem Gebiete der Realien aufweist, durch die zahlreichen 'historischen Landschaftsbilder', welche der Verf. aufgenommen hat, wettgemacht werden können. Gewiss können gute Landschaftsbilder in der Schule zur Belebung des Unterrichtes dienen, wenn sie den Gesammteindruck eines Landes, seine topographische Eigenart oder aber die örtlichen Verhältnisse veranschaulichen, die für den Verlauf einzelner geschichtlicher Ereignisse bestimmend gewesen sind. Aber von den hier gebotenen Bildern werden nur die allerwenigsten diesen Zweck erfüllen. Um den eigenartigen Zauber griechischer Landschaft vor Augen zu stellen, wird eine gelungene Landschaftsphotographie bessere Dienste leisten als ein Dutzend jener dürftigen Bildchen, die auch bei einem Kenner des griechischen Landes kaum eine Erinnerung an wirkliche Eindrücke wachrufen können. Was aber die Bilder historisch wichtiger Örtlichkeiten betrifft, so können diese nur dann einen Wert beanspruchen, wenn darin wirklich die gesammte topographische Configuration, soweit sie für die Ortsgeschichte bedeutsam geworden ist, hervortritt; sonst kann die Betrachtung von 20—30 Bildern, die mit den wohlklingenden Unterschriften berühmter Ortsnamen versehen sind, nur als ein täuschendes Spiel, im besten Falle als eine angenehme Zerstreuung gelten. Was kann die Ansicht des Kadmeiahügels (S. 97) oder des Klosters Vurkano (mit dem Ithome im Hintergrunde) dem Schüler lehren? oder wie soll die ärmliche moderne Ansiedlung von Levsina (S. 89) der jugendlichen Phantasie zum Verständnis der Mysterienstätte von Eleusis verhelfen? und wer wird in der Schule die Einnahme Sagunts so ausführlich behandeln können, dass er die Abbildung Sagunts mit den Forts vom Jahre 1811 (S. 81) zugrundelegen kann?

Leider ist infolge dieser Mängel das Oehler'sche Buch nicht nur als Bilderbuch für die Schule, sondern auch als Hilfsbuch für häusliche Lectüre ungeeignet. Zwar sind die gegebenen Erläuterungen im wesentlichen correct, aber da sie natürlich an die einzelnen Bilder anknüpfen, deren Anordnung eine vielfach willkürliche ist, so stehen auch die einzelnen Textbruchstücke nur selten in engerer Wechselbeziehung untereinander, so dass sie nicht ausreichen, um irgend einen Ausschnitt des antiken Lebens in zusammenhängender Weise aufzuklären. Zudem hat der Wunsch, mit Papier zu sparen, den Verf. dazu verführt, den Text über alle leeren

Zwischenräume der Blätter auszustreuen, so dass das Auge nur mit Verdruss dem Fortgange der Zeilen folgen kann.

Wenn die Bilderhefte von Baumeister und Oehler sich die Aufgabe gestellt haben, alle Gebiete der 'Realien', welche für das Gymnasium in Betracht kommen, zu erläutern, so hat R. Engelmann den Versuch unternommen, zu einzelnen in der Schule behandelten Schriftstellern eine Art bildlichen Commentars zusammenzustellen. Seinem Bilderatlas zur Ilias und Odyssee, der in dieser Zeitschrift von R. Münsterberg besprochen worden ist, hat er einen Bilderatlas zu Ovids Metamorphosen folgen lassen. Wem es gegenwärtig ist, wie weit die Quellen, aus denen der römische Dichter geschöpft hat, von dem breiten Strome der älteren bildlichen Überlieferung abliegen, der wird dem Versuche, die Metamorphosen durch eine fortlaufende Reihe antiker Bilddenkmäler dem Verständnisse des Schülers näherzubringen, von vornherein mit misstrauischer Neugier begegnen. Und dass wirklich die Aufgabe, die der Atlas sich gestellt hat, undurchführbar ist, das zeigt am besten die Thatsache, dass ein Gelehrter, der seit langen Jahren den Mythus in seiner bildlichen und literarischen Überlieferung zum Gegenstand erfolgreicher Studien gemacht hat, der Schule kein brauchbareres Buch zu liefern imstande war. Für archäologische Übungen an Hochschulen mag das Buch mit Nutzen herangezogen werden, indem durch das sorgfältig zusammengetragene Material die Fragen nach der Entwicklung der Mythen und nach den Quellen Ovids gefördert werden können. Aber diese Fragen liegen außerhalb der Schule; für die Zwecke des Gymnasiums wird der Atlas wenig oder nichts zu bieten vermögen. Ich darf es daher unterlassen, über Einzelheiten, über die Art der Auswahl, die Gestaltung des Textes, die Ausführung der Abbildungen mit dem Verf. zu rechten. Nur die grundsätzlichen Anschauungen möchte ich darlegen, die vom Standpunkte der Schule aus mich zu einem ablehnenden Urtheile nöthigen.

Der Verf. meint, sein Bilderatlas würde dem Schüler 'eine Erleichterung bieten, insoferne er die von Ovid erzählten Fabeln bildlich dargestellt zeigt', er sei „gleichzeitig imstande, das durch die schwierige Präparation erschlaffende Interesse zu erfrischen und neu zu beleben“. Aber wo bleibt die „Erleichterung“, wenn die den Bildern zugrundeliegende Sagenversion mit der Erzählung Ovids nicht übereinstimmt? Weitaus der größte Theil der Bilder hat mit dem Texte Ovids nichts als das Stichwort, den Namen der mythologischen Person gemein! Was hat, um bei dem ersten Buche zu bleiben, der Gigantenkampf Abb. 2 mit V. 151, die Pythondarstellung Abb. 7 mit V. 438 zu thun? Was kann das überladene Sarkophagrelief von Prometheus' Menschenschöpfung (Abb. 1) oder das pompeianische Wandgemälde von 'Jos Aufnahme in Ägypten' (Abb. 13) dazu beitragen, das Verständnis Ovids zu 'erleichtern'? Hat man in der Tertia wirklich Zeit, bei der Be-

handlung jedes einzelnen Mythus soweit auszuholen, dass man alle die Verschiedenheiten von Bild und Text erklärt und noch obendrein dem Schüler alle die Absonderlichkeiten der zeichnerischen Darstellung begreiflich macht? Aber auch von jenen Bildern, welche sich ihrem Stoffe nach enger mit den Ovid'schen Erzählungen berühren, vermag ich mir nur sehr wenig Nutzen zu versprechen. Wird dem Schüler der Sturz Phaethons klarer werden, wenn man ihm die wirre Darstellung des Sarkophagreliefs Abb. 15 vorlegt? Wird er sich den Kampf des Apollon gegen die Pythoschlange leichter ausmalen können, wenn man ihm Abb. 6 — die bekannte Münze von Kroton — zeigt? Wird er eine lebhaftere Vorstellung von Hermes und Herse erhalten, wenn er in Abb. 23 zwei ungeschickte Figürchen nebeneinander herschreiten sieht? Solcher Krücken bedarf die jugendliche Phantasie doch wahrlich nicht, um dem Dichter folgen zu können. Wie ein Viergespann in Vorderansicht aussieht, wie ein Krieger den andern todtsticht, das stellt sich der Knabe mindestens ebenso correct vor, als der Maler einer schwarzfigurigen Vase es zeichnen kann. Wozu also Dinge, die zu allen Zeiten in gleicher Weise geschehen, erst durch antike Denkmäler noch ausdrücklich „belegen“?

Es ist in gleicher Weise unmöglich und unnöthig, die einzelnen von Geschichte, Sage oder Dichtung erzählten Geschehnisse in solcher Weise zu illustrieren. Die Aufgabe, welche die Denkmälerforschung für die Schule erfüllen kann und soll, ist eine viel enger umgrenzte. Sie soll die fremdartigen Elemente vermitteln, deren die Phantasie zu einer klaren Vorstellung der geschilderten Geschehnisse bedarf, sie soll jene Dinge anschaulich machen, die dem Schüler nicht schon anderweitig geläufig sind. Man wird also auf dem Gebiete des Mythus vor allem die phantastischen Mischgeschöpfe, wie Chimaira, Sphinx und Greif, pferdegestaltige Kentauren und schlangenfüßige Giganten, man wird die eigenartige Löwentracht des Herakles u. ä. m. im Bilde vor Augen stellen. Man wird auch die einzelnen Götter in charakteristischen Darstellungen vorführen, um eine lebendige Vorstellung von ihrer Eigenart zu erwecken. Dazu taugen aber nicht die lebhaft bewegten Gestalten schwarzfiguriger Vasenbilder, sondern nur die ruhigen Idealtypen, welche die gereifte Kunst geprägt hat. Wie diese Gestalten nach Art von Menschen sich handelnd bewegt haben, das kann auch die Phantasie eines Knaben sich mühelos selbstthätig vorstellen. Man kann ja gewiss ab und zu ein Übriges thun und in der Schule ein Bild auch um seiner selbst willen zeigen: nach bildlosem Denken und Hören ist es eine Erquickung, auch das Auge zu beschäftigen. Aber man muss sich hüten, hierin zuviel zu thun. Wenn man an jedes vom Dichter erzählte Ereignis das Bleigewicht eines unerfreulichen oder schwer verständlichen Bildchens hängt, so wird man damit nicht Freude, sondern Unlust hervorrufen und den Fortgang der ohnehin langsamen Lectüre nicht fördern, sondern hemmen.

Größeren praktischen Wert für die Schule als derartige Serien mythologischer Bilder haben unzweifelhaft jene Bücher, die wie der Oehler'sche Bilderatlas zu Cäsar die 'Realien', welche für das Verständnis eines Autors von Bedeutung sind, in zusammenhängender Weise durch Wort und Bild zu erläutern suchen. Ein Schriftsteller wie Cäsar kann ja nur dann mit Antheil und Nutzen gelesen werden, wenn der Schüler einigermaßen über das römische Heerwesen sowie über die örtlichen Verhältnisse des Kriegsschauplatzes unterrichtet wird. Dies geschieht ja in den Schaulausgaben von Cäsars *Commentarii* schon seit langem, bald in größerem, bald in kleinerem Umfange. Oehler hat sich nun bemüht, das vorhandene Denkmälermaterial möglichst vollständig heranzuziehen; er hat nicht nur für das römische Heerwesen, sondern auch für Tracht und Bewaffnung von Galliern und Germanen alles Verwertbare zusammengestellt, wobei er auch in der weitverzweigten französischen Cäsar-Literatur sich gründlich umgesehen hat. Manches, wie z. B. die Schiffsbilder, hätte freilich ohne Schaden wegbleiben können.

Aber so gerne wir anerkennen, dass der Verf. auf diesem Gebiete, auf dem er völlig zuhause scheint, ein nützliches Hilfsmittel geliefert hat, so müssen wir doch auch hervorheben, dass dieses Hilfsmittel mehr für den Lehrer als für den Schüler geeignet scheint. Für Schüler bietet es in Abbildungen und Text des Guten viel zu viel. Der Rahmen der Cäsar-Lectüre würde gesprengt werden, wenn man auch nur ein Vierttheil davon in der Schule heranziehen wollte. Ich halte es auch nicht für richtig, dass man dem Schüler ohne Noth alle die zahlreichen Militärdenkmäler vorlege, damit er sich daraus die äußere Erscheinung der römischen Soldaten selbst zusammendenke. Das Modell eines Legionärs und die bei Lindenschmit, Tracht und Bewaffnung des röm. Heeres (1882) T. I 6, II 2, III 2 gegebenen (restaurierten) Bilder eines *centurio aquilifer* und *signifer* werden dem Schüler eine raschere und klarere Vorstellung geben als die zum Theile undeutlichen und trümmerhaften Sculpturen, die in dem Oehler'schen Hefte zusammengestellt sind. Man braucht sich nicht davor zu fürchten, in der Schule 'Wiederherstellungen' in jenen Fällen zu verwenden, wo durch die Forschung alle Einzelheiten genau bekannt sind; man muss nur darauf achten, dass diese Wiederherstellungen auch wirklich im genauesten Anschlusse an das thatsächlich Festgestellte durchgeführt sind, was bei modernen Künstlern nicht immer leicht zu erreichen ist.

Im Anschlusse an diese 'Bilderhefte' mag noch auf das kleine Schriftchen von E. Wilisch 'Gymnasium und Kunstarchäologie' hingewiesen werden, das sich ebenfalls mit der Verwertung des archäologischen Materials in der Schule beschäftigt. Der Verf. meint, „es herrsche darüber jetzt so ziemlich allgemeines Einverständnis, dass es wünschenswert sei, die Ergebnisse der Kunstarchäologie den Schülern unserer Gymnasien in irgend einer Weise zugänglich zu machen"; er will daher die verschiedenen Maßnahmen

prüfen, die geeignet scheinen, „der Kunst eine Stätte in unseren höheren Lehranstalten zu bereiten". Nach einer kurzen Musterung der bisher gemachten Vorschläge empfiehlt er, „ein halbes oder auch nur ein Vierteljahr lang wöchentlich eine Stunde, die man in Unter- oder Oberprima von den griechischen Stunden abzweigt, auf Kunstarchäologie zu verwenden". Weitere Gelegenheit, die Denkmälerwelt vorzuführen, solle dadurch geboten werden, dass in den Classenzimmern große Wandtafeln ausgehängt und in einem allgemeiner Besichtigung zugänglichen Glaskasten Photographien und kleinere Bilder in wöchentlich wechselnder Auswahl ausgestellt würden.

Mit der Forderung, dass in der Schule „ein anschauliches Bild vom Entstehen, Wachsen und Altern der griechischen Kunst" geboten werden solle, geht aber der Verf. um ein Beträchtliches über das Ausmaß von Berücksichtigung hinaus, welche „nach allgemeinem Einverständnisse" die Kunstarchäologie in der Schule finden soll. Die Bedenken, welche einem förmlichen Kunstunterrichte in der Schule entgegenstehen, sind schon oft von Fachgelehrten und Pädagogen entwickelt worden, zuletzt von Otto Benndorf in einem Vortrage der 'Österreichischen Mittelschule'. Die Denkmäler sollen nicht um ihrer selbst willen, sondern als Mittel zum Verständnis der antiken Welt herangezogen werden. Nicht deshalb soll der Archäologie „der Eintritt ins Gymnasium eröffnet werden", weil diese Wissenschaft in letzter Zeit so große Erfolge errungen hat, sondern darum, weil diese Erfolge geeignet sind, den Zwecken des humanistischen Gymnasiums zu dienen. Über antike Kunst wird in der Schule also nur soviel gelehrt werden können, als in dem Rahmen des Geschichtsunterrichtes eingefügt werden kann; hier müssen ja die Hauptperioden der Kunst kurz gekennzeichnet werden und man wird, wenn die Namen der hervorragendsten Künstler genannt werden, eines oder das andere ihrer Werke zeigen dürfen. Man wird hier auch Gelegenheit finden, hervorragende Baudenkmäler wichtiger Städte theils in ihrem gegenwärtigen Trümmerzustande, theils auch in wiederhergestellter ursprünglicher Gestalt vor Augen zu führen. Auch kann man dort, wo im geschichtlichen Unterrichte auf Mythologie eingegangen wird, charakteristische Typen der Götter vorführen. Alles andere, was sonst noch auf dem Gebiete der privaten, religiösen und Kriegs-Alterthümer gelehrt und mit Hilfe von Denkmälern erläutert werden muss, wird man besser im Anschlusse an die Lectüre der Schriftsteller vorbringen; nur so wird aus der unmittelbaren Verknüpfung von Wort und Bild eine anschauliche Vorstellung der Antike erstehen, während dort, wo die 'Kunstarchäologie' als selbständiger Gegenstand in der Schule betrieben würde, leicht die gewünschten heilsamen Rückwirkungen für das Verständnis der Schriftsteller ausbleiben könnten.

Über die Art, wie im einzelnen Falle die Denkmäler in der Schule verwertet werden können, gibt Wilisch manche beachtens-

werte Winke. Allgemeine Rathschläge lassen sich freilich hierüber schwer ertheilen, so lange es noch an ausreichenden und verlässlichen Hilfsmitteln fehlt. Wie die Dinge jetzt liegen, bleibt alles dem richtigen Takte des Lehrers anheimgegeben, der aus dem ihm zugänglichen Bildervorrathe eine selbständige Auswahl treffen muss. Das wird freilich nur derjenige mit gutem Erfolge thun können, der sich selbst mit der monumentalen Überlieferung in weiterem Umfange vertraut gemacht hat, sie zu beurtheilen und zu nutzen versteht. Wo das nicht der Fall ist, werden alle theoretischen Erörterungen über die Frage, wie die Denkmälerwelt für die Schule nutzbar gemacht werden könnte, für die Praxis ohne Frucht bleiben.

Innsbruck. Emil Reisch.

Jaenicke H., Die Geschichte der Griechen und Römer. Für die Quarta höherer Lehranstalten. 2. Aufl. Berlin, Weidmann 1892.

Vogel Fr., Griechische und römische Geschichte. München u. Bamberg, Buchner 1892.

Das erste der genannten Bücher ist den neuen Vorschriften für den Unterricht aus der griechisch-römischen Geschichte an den preußischen Gymnasien angepasst. Es bietet auf 93 Seiten eine knappe Übersicht der wichtigsten Thatsachen aus diesem Gebiete, und ist also darauf berechnet, dass der Lehrer durch ausführlichere Erzählung in den Knaben das Interesse für den Gegenstand erwecke, während das Buch selbst nur die nöthigsten, für das Lernen unentbehrlichen Anhaltspunkte liefert. Ich glaube, dass es diesen Zweck erfüllt. Mir sind nur einige Einzelheiten aufgefallen, die ich zur Verbesserung für eine künftige Auflage hier anmerke.

Dass die lateinischen Namensformen durchweg angewendet sind, ist nicht anzufechten, aber die Form Aegospotami (S. 28) scheint mir doch bedenklich. Ebenso sind die Schreibungen Appelles (S. 44), Apeninnus (S. 48) zu beanstanden. S. 4 scheint mir der Ausdruck: die Griechen hätten ihren Kunst- und Schönheitssinn „besonders auf die Herstellung ihrer Götterbilder verwendet" nicht gut gewählt, ebenso S. 25 „zum Strategen ernannt". S. 39 „zwischen diesen beiden Parteien", gemeint sind die Heere des Darius und Alexander. S. 57 findet sich das harte Zeugma: „manche hatten nur die Lasten aber nicht die Rechte zu tragen".

Die Bemerkung S. 3: Alexander habe mit Hilfe der Griechen ganz Vorderasien erobert, kann leicht missverstanden werden. — Ebenda heißt es, dass neben den Assyrern, Babyloniern, Medern und Persern, die Ägypter, Phönizier und die Juden zeitweilig ihre Selbständigkeit bewahrt hätten. Das ist unrichtig, denn die Ägypter haben doch selbst ein großes Reich wie die Assyrer und vor diesen begründet. S. 14 „Inzwischen starb Miltiades an der Wunde" ist ungenau ausgedrückt. S. 18 schiene es mir geeigneter, die Charakte-

risierung des Aristides, anlässlich der Schlacht von Salamis zu geben, um so mehr als durch den Satz: „dann kehrte er aber mit allen Ehren zurück und söhnte sich mit Them. aus“ die irrige Vorstellung erweckt wird, als sei dies erst nach dem Ende der Perserkriege geschehen. S. 22 die Bezeichnung des Geschichtswerkes des Herodot als „Länder- und Völkerkunde“ ist doch zu eng. S. 30 von einem „Treffen“ zwischen den Dreißig und den Demokraten nach dem Einzuge des Thrasybulos in Athen kann nicht die Rede sein, vgl. Xen. Hell. II. 4. 43. S. 42 müsste wenigstens mit einem Worte der weiteren Verbreitung und des Entstehens griechischer Gemeinwesen im Osten seit Alexander gedacht werden. S. 88 ist zu viel gesagt, dass unter Tiberius die Monarchie zur vollen Festigkeit gelangte.

Vogel hat den Einwand, der sich gegen sein für die bayerischen Gymnasien und zwar für deren dritte Classe bestimmtes Buch erheben lässt, bereits vorhergesehen. Die Hoffnung, die der Verf. gehegt hatte, dass der Lehrplan für die dritte Classe eine Entlastung bringen werde dadurch, dass die griechischen Sagen in die zweite Classe verlegt würden, hat sich nicht erfüllt; er meint daher, dass aus der griechisch-römischen Geschichte im engeren Sinne manches wegbleiben und so sein Buch doch dem beabsichtigten Zwecke dienen könne. Meine Meinung geht nun ohne Rücksicht auf diese die Praxis betreffenden Fragen dahin, dass dieses Buch eine der besten Darstellungen griechisch-römischer Geschichte für die Schule ist, die ich kenne. Es ist lebendig und anschaulich geschrieben, nur hie und da ist eine zu starke Häufung kurzer Sätze störend; auch gibt es in sachlicher Hinsicht nur selten Anlass zu Einwendungen. So ist mir z. B. die Eintheilung der griechischen Geschichte in die Perioden der Entfaltung, Blüte, des Niederganges und der Auflösung, denen die überwiegende Stellung Spartas und der Dorer, Athens und der Ioner, Thebens und der Aioler, Makedoniens und der Römer gleichgesetzt wird, zu schematisch, sie ist aber auch unrichtig. Die Zeit Philipps und Alexanders kann als Auflösung nur bezeichnen, wer den herkömmlichen aber gewiss falschen Standpunkt einnimmt, dass der Inhalt der griechischen Geschichte durch die Politik weniger Stadtstaaten des eigentlichen Hellas gegeben ist. Es ist aber an der Zeit, dass die Benennung der hellenistischen Periode, während der das Griechenthum eine Expansionskraft bewiesen hat, wie nur zur Zeit der ersten Colonisation, als einer Periode des Verfalles und der Auflösung auch aus den Schulbüchern verschwinde. Die Erklärung, die S. 20 für die Bedeutung des Wortes drakonisch — der Verf. schreibt drakontisch — gegeben wird (von Drakon der Drache) ist gewiss falsch. Die Gesetze Drakons gelten der späteren Zeit deshalb als unmäßig streng, weil sie die Satzungen des alten Adelsstaates enthielten, den die Demokratie beseitigt hatte. S. 27 ist von Wurfgeschossen statt von den Pfeilen der Perser die Rede, und die Bezeichnung der Orientalen als „halb nackt“ verfehlt. Die

griechischen Sagen sind theilweise so kurz dargestellt, dass sie die Ausführung durch den Vortrag des Lehrers nöthig machen. In den Abschnitten, die der eigentlichen Geschichte gewidmet sind, ist dies weit weniger der Fall. So wird man in der Schule zur Bewältigung der ersten 14 Seiten dieses Buches lange Zeit brauchen, und insofern muss allerdings die Befürchtung ausgesprochen werden, dass für zwei Stunden Geschichtsunterricht in der Woche, das Pensum, welches Vogel den Schülern auferlegt, zu groß sei.

L. Stacke, Erzählungen aus der römischen Geschichte in biographischer Form. Mit zwei Karten. 23. Aufl. Oldenburg, Stalling 1893. Preis geb. 1 Mk. 80 Pf.

Wie der Verf. in seinem Vorworte sich auf die kurze Bemerkung beschränken durfte, er habe an mehreren Stellen Zusätze und Erweiterungen gemacht und einige umfangreichere Anmerkungen in den Text aufgenommen, so darf auch der Ref. sich begnügen, das diesem Büchlein schon öfter gespendete Lob zu wiederholen und seine Anschaffung für Schülerbibliotheken neuerdings empfehlen. Es ist geeignet, in den Knaben Interesse und Freude an den Gestalten der römischen Geschichte zu erwecken, was von den Lehrbüchern nicht immer gerühmt werden kann.

J. G. Droysen, Geschichte Alexanders des Großen. Mit fünf Karten von R. Kiepert. 4. Aufl. Gotha, A. Perthes 1892.

Den folgenden Bemerkungen über die Unterschiede dieser neuesten Auflage von Droysens bekanntem Werke liegt ein Vergleich mit der 1877 erschienenen zweiten Auflage zugrunde, da mir die dritte nicht zugänglich war.

Der Umfang des Buches ist sowohl durch eine neue Druckeinrichtung — mehr Zeilen auf der Seite und größere Länge der Zeilen — als auch durch Hinweglassung aller Anmerkungen, aus denen nur hie und da ein Satz in den Text Aufnahme fand, erheblich verringert worden. Den 820 Seiten der früheren Auflagen entsprechen jetzt deren 510. Die beiden Beilagen: zur Chronologie des Todes Alexanders und Materialien zur Geschichte Alexanders d. Gr. sind ebenfalls weggeblieben. Am Schlusse des Buches finden sich jetzt einige wenige Anmerkungen, die an Bemerkungen Droysens anknüpfend und diese nach dem jetzigen Stande der Forschung erweiternd und vervollständigend, von dem ungenannten Herausgeber herrühren. Beibehalten sind aus den älteren Auflagen auch die Karten von H. Kiepert; die Anmerkungen geben über die ihnen zugrunde liegenden Aufnahmen Aufschluss. Seither ist aber bekannt geworden, dass z. B. die Zeichnung, die Favre und Mandrot von dem Schlachtfeld von Issos geboten haben, der Berichtigungen im einzelnen bedarf.

An dem darstellenden Text Droysens ist formell nur wenig geändert, hie und da eine andere Wendung im Ausdruck oder ein neues Alinea; inhaltlich sind die Zusätze und Auslassungen auch nicht erheblich. Ich merke an, dass S. 203/4 die Erzählung von dem Opfer, das Alexander dem Judengotte dargebracht haben soll, jetzt ausdrücklich als Erfindung bezeichnet wird, dass S. 268 das Urtheil über die Abstimmung der Athener geändert erscheint, S. 295 und 296 finden sich ein paar Zusätze über das Hochland von Kabul, ebenso noch Zusätze und Änderungen S. 312, 339, 491.

In ihrer jetzigen Gestalt ist Droysens Darstellung für ein bloß lesendes Publicum zugerichtet, für wissenschaftliche Forschungen und die Nachprüfung der vorgetragenen Ansichten sind die älteren Auflagen unentbehrlich.

A. F. R. Knötel, Atlantis und das Volk der Atlanten. Ein Beitrag zur 400jährigen Festfeier der Entdeckung Amerikas. Leipzig, Grunow 1893. XII u. 418 SS.

Vor allem ist nicht einzusehen, inwiefern dieses Buch ein Beitrag zu der Centennarfeier in Amerika sein soll. Der Verf. spricht allerdings im ersten Capitel ganz im allgemeinen von den Fahrten der Isländer nach Amerika, und deutet im vorletzten die Möglichkeit an, dass die nach seiner Ansicht in Nordwestafrika sesshaften Atlanten Amerika im zweiten Jahrtausend v. Chr. entdeckt und mit ihren Schiffen längere Zeit hindurch besucht hätten; im übrigen beschränkt sich aber K. darauf, in den alten Welttheilen, Asien, Afrika und Europa, den Atlanten und ihrer Cultur nachzugehen. Ich zweifle nicht, dass es dem Verf. möglich gewesen wäre, aus amerikanischen Überlieferungen und prähistorischen Denkmalen die einstige Anwesenheit seines Atlantenvolkes nachzuweisen; es hätte ihm keine Schwierigkeiten gemacht, die Verwandtschaft irgend eines mexikanischen Götzen mit Sesostris, Poseidon, Enoch oder Noah zu ermitteln, da er es fertig gebracht hat, Deukalion „als Priester einer poseidonischen Atlantenstadt“ in Griechenland (S. 397), Ramses III. als Telchinen und großen Zauberer, der deshalb auch Proteus heiße, zu erweisen (S. 360). Der „große Zug“, der nach K. (S. 404) „durch die Menschheit geht“, wäre also für ihn auch in Amerika, ja selbst in den Anfängen der Südseeinsulaner zu beobachten gewesen — allein in dem vorliegenden Buche ist dies nicht geschehen, und deshalb hat es mit der Columbusfeier nichts zu thun. Wenn also der Titel auf die Entdeckung Amerikas Bezug nimmt, so macht dies den Eindruck einer bloßen Reclame für den Absatz des Buches.

Der Verf. hat seine Construction der ägyptischen Geschichte und der biblischen Chronologie, die er in dem ersten Theile dieses Buches vorträgt, schon einmal in zwei besonderen Schriften zum Besten gegeben und war sehr ungehalten darüber, dass 1856 und 1859 A. v. Gutschmid im literarischen Centralblatt die Lauge

seines Spottes über seine Erstlingsarbeiten ausgegossen hat (Kleine Schriften I. S. 343 ff.,354 ff. Knötels „Nothgedrungene Erklärung" ebenda S. 348). Das vorliegende Buch beweist, dass K. unerschütterlich an all den aberwitzigen Combinationen und Einfällen festhält, die er früher ausgesprochen hatte, ja er steigert und überbietet das damals Gesagte nunmehr noch beträchtlich.

Ich muss es ablehnen, eine Recension über dieses Buch zu schreiben; mir geht jeder Sinn für Mystik ab, den K. (S. 50) verlangt, damit man all die Anwendungen verstehe, die aus der Symbolisierung des allsehenden Sonnengottes durch den scharfsichtigen Falken — nach K. identisch mit dem Phönix — gemacht worden sind. Ich gestehe, dass ich bereits nicht mehr verstanden habe, wie der Phönix gleichzeitig auch der „Palmenvogel" und wie die echte Phönixperiode die natürliche „Lebensdauer" der Dattelpalme sein könne (S. 44). — Ebensowenig kann ich den Auseinandersetzungen auf S. 168 folgen, sie sind mir zu hoch: Apâm Napât soll im Sanskrit entweder Enkel (nepos) oder Nabel der Gewässer bedeuten. K. sagt: „Das letztere ist unstreitig richtig. Wir haben genügende Vorlagen, um ohne Umschweife den Kern aus der Schale zu lösen und den einfachen Sachverhalt darzulegen. Der Nabel der Gewässer ist nichts anderes als das wald- und quellenreiche Orontesgebirge". Dies und anderes bezeichnet K. als „sonnenklar", „ganz einfach" und mit ähnlichen Worten, so dass an eine Verständigung mit ihm von vornherein nicht zu denken ist.

Ich möchte nun nicht den Eindruck erwecken, als ob ich zu starke Ausdrücke gebraucht hätte und will daher den Lesern ein paar Proben aus dem Buche vorlegen; das hohe Alter des Verf.s legt mir die Zurückhaltung auf, es meist bei der bloßen Anführung bewenden zu lassen.

Der Schlüssel für das wahre Verständnis der ägyptischen Geschichte liegt nach K. darin, dass die Hyksoskönige mit den Pyramidenerbauern identisch und Araber sind. So kommt er S. 57 zu dem Schlusse, dass Dendera „von arabischen Palmengärtnern" gegründet wurde, ja dass Cheops ein Araber war. Die hieroglyphischen Zeichen behandelt der Verf. wie weiland Athanasius Kircher. S. 90 heißt es geradezu: „Die ägyptische Schrift enthält eine Philosophie und Theologie in Symbolen". Die ägyptische Cultur ist aber eine fremde, von Snefru an sitzen Araber auf dem Throne, dessen Pflegesohn (!) Mneves (!) ist der religiöse Reformator des Landes, der die Phönixreligion eingeführt hat. Aber auch das thebanische Herrscherhaus ist fremd, diese Ammonsdiener sind aus dem Westen eingewanderte Libyer. Menkaer suchte den einheimischen Osirisglauben mit der Phönixreligion zu verschmelzen, das Todtenbuch ist das Credo dieser Mischreligion. „Daher", heißt es S. 86, „hatten die Ägypter zwei Ma, Göttinnen mit Straußenfedern auf dem Kopfe, d. h. zwei Wahrheiten, Religionen."

Der Schlüssel für das Verständnis der ältesten griechischen, ja noch mehr, der europäischen Geschichte überhaupt, liegt nach K. in der Existenz eines Reiches der Atlanten am Tritonissee in Nordafrika; es ist gegründet von Nachkommen der Chaldäer. S. 203 wird die Sache so formuliert: „Die Atlanten waren also eine nach Westen verschlagene Chaldäersecte. Man kann noch erkennen, wie sie mit Phönizien und Ägypten zusammenhängen, doch gehörten sie einer anderen Secte, der Religion des Uranos an.“ Diese Wanderung fand statt infolge eines großen Religionskrieges, der um den babylonischen Thurm entbrannte, mit der Zerstreuung der Besiegten endete und mit der phönikisch-arabischen Eroberung Ägyptens zusammenfällt. Auf S. 191 wird der Leser belehrt, dass der Streit darüber, was die Gestirne eigentlich seien, den Anlass zu diesem großen Religionskrieg gegeben hätte, „der sich um den Thurm von Babel drehte“. Die Atlanten gründeten einen gewaltigen Staatenbund, der Nordafrika und fast ganz Europa umfasste und zwischen 2000 und 1300 v. Chr. bestand. Gleichzeitig mit dem Abfall der Kleinasiaten, dem Einfall der Libyer und der Empörung des Osarsiph fand dann eine allgemeine Empörung des Volkes und der Priesterschaft auf dem Festlande und den Inseln statt. Diese Vorgänge, die S. 331 sehr bezeichnend „der Krach“ genannt werden, der von den Säulen des Herakles bis an die Grenzen Indiens und von Nubien und Abyssinien bis in das Innere von Thrakien verspürt wurde, treten in der griechischen Überlieferung als die Flut des Deukalion auf und liegen dem Mythos vom Freiermorde der Danaiden zugrunde. So wurde das Reich der Atlanten vernichtet. Die entarteten atlantischen Priester, gegen die das Volk sich erhob, bezeichnete man als Telchinen, eines ihrer Hauptverbrechen war nach S. 354, dass sie die Felder mit „geschwefeltem Styxwasser“ besprengt haben und so die Saaten und Gewächse verdarben.

Wie Kn. zwei Sintfluten, eine chaldäische des Xisuthros und die uneigentliche des Deukalion unterscheidet, wie er auch sonst vielfach Verdoppelungen annimmt, so scheidet er S. 96 auch den älteren Danaos, den Stammvater der Westafrikaner von Ägypten bis ans atlantische Meer, von dem 800 Jahre jüngeren, der angeblich nach Argolis kam. S. 97 heißt es wörtlich: „Danaoi bedeutet die dürren, trockenen (ξηροί), vielleicht wegen der Dürre ihres Landes oder weil sie dürr wie Mumien waren“ und S. 98 „die Ermordung der ersteren (der Söhne des Ägyptos) durch ihre Bräute ... war ein Ereignis, das sich über ganz Nordafrika und das Mittelmeer erstreckt haben muss.“ Da einzelne der Namen der Ägyptiden und der Danaiden in griechischen und außergriechischen Städten „daheim“ sind, so muss man schließen, dass der Danaidensage urkundliche Verzeichnisse der ägypto-libyschen Colonien zugrunde lagen (ebenda). S. 317 wird dies dahin präcisiert, dass den sagenhaften Namen der Söhne des Ägyptos „ohne Zweifel Verzeichnisse von Colonien oder Militärstationen zugrunde liegen“.

Es kann also auch nicht mehr überraschen, wenn S. 299 gesagt wird: „Wenn die Namen Sesostris, Apophis, Epaphos wirklich auf eine Person zusammenfallen, dann ist, wie man sieht, der Schlussstein für die Wiederherstellung der gerade hier grauenhaft entstellten ägyptischen Geschichte und der Schlüssel zur pelasgisch-griechischen gegeben.“ Argos, wo nach S. 298 „eine schier erstorbene Sage von einem ägyptischen König Epaphos stammelt“, ist infolge einer Eroberung des Sesostris um 1730 v. Chr. angelegt; „damit ist die ganze Sache in einen festen Rahmen gebracht.“ Es zeigt sich, dass den sogenannten Mythen „Sinn und Absicht“ zugrunde liegt; „viele“, heißt es wörtlich, „sind Merkformeln einer Zeit, die ihre Erinnerungen im lebendigen Gedächtnisse zu erhalten gewohnt war, und haben urkundliche Bedeutung.“ Es fehlt nicht an praktischen Anwendungen dieses Satzes: Die Sagen von Herakles und den Rindern des spanischen Geryones deuten, wie S. 235 bemerkt wird, „auf eine Straße, auf der fortwährend spanische Rinder unter militärischem Schutze nach Osten getrieben wurden, wo ihre Rasse im höchsten Ansehen stand“. Nach S. 233 hatte Herakles in Iberien ein Colonialheer, das aus Medern, Persern und Mingreliern bestand, und das kolchische Iberien ist wiederum eine Ansiedelung spanischer Kriegsleute im assyrischen Dienst. Olympia ist ursprünglich ein Heerlager kretischer Kureten; der hier und auf Kreta gebietende Herakles kann, „wenn wir uns die Sache klar machen wollen“, nichts anderes als der assyrische Statthalter, Vicekönig oder so etwas „wie ein Großadmiral gewesen sein“ (S. 26). Athene ist eine assyrische Göttin, aber zugleich auch Athen eine Colonie von Sais, das ägyptische Jahr ist medischen Ursprunges und aus den Heereseinrichtungen der Assyrer ist das hellenische Heroenthum hervorgegangen. Arkadien dagegen ist eine Colonie der afrikanischen Atlanten mit dem „Hochsitz“ Pheneos; die Tehennu der ägyptischen Inschriften sind gleichfalls die Atlanten. Am Eryx befand sich nach den Andeutungen auf S. 337 ein großartiges Bordell, weshalb die Geschichte von der Buhlschaft des Anchises und der Aphrodite und die Geburt des Äneas an den Eryx gehört; der trojanische ist ein älterer Anchises.

Aber auch Perseus — identisch mit Thraêtona Feridun — ist eine leibhaftige Gestalt, „ein medischer Fürst vom Stamme des Hoschang, der sein damals noch ganz „skythisch“ lebendes Volk von Taberistan ausführte und eine Völkerwanderung herbeiführte, gegen welche die germanische in Schatten treten muss. Er war ein Anführer von Hyperboreern und eselopfernden Apollodienern und wurde ein Eurymedon, ein Weltherrscher“ (S. 149).

Es sei mir, um eine Vorstellung von den sprachlichen Leistungen des Verf.s zu geben, gestattet, einige seiner Etymologien anzuführen. S. 292 heißt es, dass die dem Stamme der Keryken angehörigen Turnlehrer die Knaben mit Öl einrieben und deshalb Pädotriben genannt wurden. Dafür könnte sich Kn. auf den

Scholiasten zu Aristoph. Rittern 492 berufen, wenn er nicht S. 375 Amphitrite als „die beiderseits Geriebene“ übersetzt hätte, die daher „wahrscheinlich das personificierte, die Wellen durchfurchende Schiff selbst und also die Schiffsgöttin ist“. S. 363 heißt es: „Allem Anschein nach nannte man die Lieder, mit denen man die Stürme zu beschwichtigen suchte, Seirenen d. i. Bannlieder, von *σείρη* Strick, Fessel. Daraus hat Homer seine zauberhaft singenden Seirenen gemacht.“ S. 365 „Äolos = *ἀεὶ ἀλλός* (sic) der Inhaber der Windrose. Er war der erste Wetterprophet gewesen und hatte die Segel erfunden.“

Homer kommt überhaupt bei Kn. schlecht weg. Die mangelhafte Kenntnis des Westens des Mittelmeeres, die aus der Odyssee hervorgeht, passt eben absolut nicht zu dem großen Culturreiche der Atlanten, die bis nach Gallien gedrungen waren und dort die Druiden gestiftet hatten. Auf die Atlanten werden auch die Kromlechs und Dolmen, die Menhir und Stonehenge genannten Denkmäler zurückgeführt, die Atlanten haben, wie es S. 339 heißt, in Griechenland ihren sittigenden Einfluss am stärksten ausgeübt. „Wir sagen damit“, fährt der Verf. fort, „wahrscheinlich etwas ganz Neues, das einige Verwunderung hervorrufen dürfte, aber wir sagen es, weil wir Klarheit lieben und ohne viel Umschweife zum Ziele kommen wollen.“ Archäologen wird es interessieren zu erfahren, dass die Griechen diesen atlantischen Steinpfeilern zuerst Köpfe aufsetzten und dabei mit Hermes begannen, womit die Bildnerkunst begonnen zu haben scheint (S. 337), Seeleute dagegen wird es überraschen, dass die rettende Binde, welche die Geweihten von Samothrake empfingen, ein Schwimmgürtel gewesen sein könnte (S. 365). Homer war also, wie S. 249 zu lesen steht, „ein Spassvogel“, der sich nur so stellte, als ob er auf dem Mittelmeere nicht genau Bescheid gewusst hätte. „Die Thatsache (so S. 248) ist die, dass weder Odysseus, noch irgend ein anderer in dem damaligen Mittelmeere, wie wir es kennen gelernt haben, irrefahren konnte.“

Jakob Grimm, O. Müller, Schömann und andere Forscher werden von Kn. gehörig abgekanzelt. Sie müssen sich also damit trösten, dass sie in der Gesellschaft Homers vor den Augen des Verf.s keine Gnade gefunden haben.

Sein kritisches Glaubensbekenntnis möge hier schließlich platzfinden. Es steht auf S. 241 und gibt auch einen Begriff von den Ansichten Kn.s über den Stand der Alterthumswissenschaft. Solange man nur die biblische Geschichte kannte, dachte man gar nicht daran, die griechischen Überlieferungen zu dem Zwecke zu durchforschen, um darin Anknüpfungen an die Babylonier, Assyrer usw. zu ermitteln „und so vielleicht das griechische Alterthum in Fluss zu bringen. Man erfreute sich an dichterisch klingenden Erzählungen und Götterfabeln, deutete daran, so gut man es eben verstand, und glaubte, was man für glaubhaft hielt, bis man in neuerer Zeit den Begriff der geschichtlichen Kritik fand und ihn

auch hier anwandte. Das, was man Kritik nennt, ist aber vorwiegend Verstandesthätigkeit; sie geht vom Zweifel aus und arbeitet mit möglichster Vorsicht, aber sie ist von ihrem subjectiven Standpunkte und ihren Voraussetzungen abhängig. Wenn diese unrichtig sind, kommt sie zu unrichtigen Ergebnissen, und wenn der kritische Forscher einer lebendigen und schöpferischen Phantasie ermangelt, die ihm ferner liegende Möglichkeiten der Erklärung zeigt, so muss er in einen falschen Gedankengang und zuletzt auf den Sand gerathen. Dies ist auch hier der Fall."

Diesen letzten Satz kann ich mir vollständig als Endurtheil über Kn.s Buch aneignen, die vorangehenden aber nur mit dem Unterschiede, dass ich sage: Dies ist auch hier der Fall, weil der Verf. von historischer Kritik keine Ahnung hat[1]) und eine ausschweifende Phantasie besitzt, die ihn gegen alles Wirkliche blind macht, die ihn stets auf die fernst liegenden und unmöglichsten Erklärungen führt und ihm Sanchuniathon, die Mirabilienlitteratur, Moses von Khorni, Ptolemaios Chennos und ähnliches Gelichter als die wahren Quellen der Geschichte vorgaukelt.

Der Verf. hatte einmal einem Rabbi A. in G., wie er auf S. 74 erzählt, die Antiquitäten des Josephus geliehen. Er findet in dem Ausspruche dieses Mannes: „Nein, ist das ein Lügner, Nein, was der alles weiß" eine Bestätigung für seine eigene Ansicht, dass Josephus mehrfach geschwindelt habe. Es wäre Unrecht, diese rabbinische Beweisführung von Josephus auf den Verf. der Atlantis zu übertragen, weil man mit Bedauern aus seinem Buche den Eindruck gewinnt, dass Kn. alle diese fabelhaften Dinge seit nahezu 40 Jahren in allem Ernste selbst glaubt und, wie es scheint, noch immer für möglich hält, andere davon zu überzeugen.

Graz. Adolf Bauer.

Zur Erinnerung an Josef Stefan, k. k. Hofrath und Professor der Physik an der Universität in Wien. Von A. v. Obermayer, k. u. k. Oberst. Wien u. Leipzig, Wilh. Braumüller 1893.

Am 7. Januar 1893 hat die physikalische Welt einen schweren Schlag erlitten; einer der scharfsinnigsten Denker und Forscher, ein unübertrefflicher Lehrer, ein edler Mann hat für immer die Augen geschlossen; der Director des physikalischen Institutes der Wiener Universität Hofrath Josef

---

[1]) S. 229 heißt es, dass die platonische Schilderung der Atlantis, einer ungeheueren im Westmeere liegenden Insel, in keiner Weise auf Amerika, dagegen sehr gut auf die afrikanische Atlantis passt. »Ist dies der Fall, dann wird die Nachricht wertvoll.« Das heißt also doch wohl, wenn jemand finden sollte, dass diese Nachricht auf Knötels Atlantis nicht passe, dann ist eben die platonische Nachricht wertlos.

Stefan erlag nach dreiwöchentlicher Bewusstlosigkeit einem schweren Leiden, das ihn unvermuthet ereilte.

Der k. u. k. Oberst A. v. Obermayer, der im Leben dem edlen Verblichenen nahestand, hat am 24. Januar eine dem Verstorbenen gewidmete Gedenkrede vor der chemisch-physikalischen Gesellschaft in Wien, eine andere entsprechend der Bedeutung der Arbeiten Stefans für die praktische Elektricitätslehre im elektrotechnischen Vereine in Wien am 1. Februar 1893 gehalten. Die vorliegende Schrift ist aus diesen beiden Gedenkreden entstanden und wurde über Anregung der chemisch-physikalischen Gesellschaft in Druck gelegt. Dieselbe gliedert sich in drei Theile, von denen der eine den Entwicklungsgang Stefans schildert, der zweite diesen eminenten Forscher auf physikalischem Gebiete auf der Höhe seines wissenschaftlichen Schaffens und als Lehrer, der dritte ihn in seiner gewichtigen Einflussnahme auf praktische Fragen schildert.

In dem ersten dieser Abschnitte erfahren wir — wenigen Schülern Stefans dürfte dies bekannt sein — dass der uns zu früh Entrissene schon in seinen Jünglingsjahren eine seltene Vielseitigkeit bekundete, dass er für slavische Linguistik große Vorliebe und großes Geschick besaß, dass er sich auch in der Abfassung von verschiedenen Aufsätzen in prosaischer und metrischer Form versuchte und dass er ursprünglich die Absicht hatte, in den Benedictinerorden einzutreten. Es wird hier die glühende Liebe dieses seltenen Mannes für unser geliebtes Vaterland, für sein specielles Heimatland Kärnten geschildert, es wird erwähnt, dass diese Verehrung für das schöne Alpenland in ihm den Plan erweckte, ein Werk über Kärnten zu verfassen, welches dessen Geschichte, Geographie, Topographie, Naturgeschichte, Statistik und dessen physikalische Verhältnisse umfassen sollte. Später wurde sein Gedankenkreis in andere Richtungen geführt; im Laufe der Zeit wurde aus dem jugendfrohen Manne der ernste und verschlossene Forscher, als den die jüngere Generation ihn kennen lernte. Doch die Herzensgüte, die Lauterkeit der Gesinnung, die Geradheit und Offenheit in allen Lebensverhältnissen und vor jedermann sind Stefan von seiner Jugend an bis zum letzten Athemzuge treu geblieben und hinter der rauhen Außenseite unseres theueren Lehrers war ein edler Kern verborgen.

Im zweiten Theile der Gedenkrede wird der zahlreichen Arbeiten Stefans gedacht, jener Arbeiten, die seinen Ruf weit über die Grenzen unseres Vaterlandes trugen. Diese Arbeiten werden in der vorliegenden Schrift in vier Gruppen zusammengefasst und über dieselben in lichtvoller Weise berichtet. Diese Gruppen sind: Bewegung flüssiger Körper; Optik und Akustik; dynamische Gastheorie, Diffusion, Wärmelehre; Magnetismus und Elektricität. Der Verf. der vorliegenden Gedenkrede betrachtet auch das gemeinschaftliche Zusammenarbeiten

des berühmten Physiologen Carl Ludwig, welcher früher Professor an der k. k. Josefs-Akademie in Wien war, und Stefans, ebenso wird der bedeutenden Einflussnahme Ernst Brückes auf die Erlangung der äußeren Stellung des Verewigten gedacht. Aus der Skizze dieser Arbeiten, welche Herr v. Obermayer in sehr ansprechender und sachkundiger Weise liefert, ist deutlich zu ersehen, dass die Thätigkeit Stefans sich auf alle Disciplinen der physikalischen Wissenschaft erstreckte, und dass neben der strengen theoretischen Handhabung der einzelnen Probleme jederzeit auch die experimentelle Seite derselben in Rücksicht gezogen wurde. Wir erkennen auch, dass er zu verschiedenen Zeiten der einen oder anderen Disciplin besondere Aufmerksamkeit schenkte und dass aus dem eingehenden, hingebungsvollen Studium derselben sich ihm immer neue Gesichtspunkte und Anregungen boten; sein Amt als Lehrer wirkte hiebei bestimmend. Er war aber ein Feind des von anderen so beliebten mathematischen Bombastes und konnte gewissen mathematischen Untersuchungen, welche zu wenig der praktischen Verwertung in sich trugen, nichts abgewinnen. Die gründliche Kenntnis der Lehren der alten mathematischen Schule der Wiener Universität war vollkommen ausreichend, um seinen Vorlesungen mit Interesse und Verständnis folgen zu können. Dass er als Lehrer großartig wirkte, wird in der vorliegenden Schrift genugsam hervorgehoben. Wir, seine Schüler, müssen es als Glück bezeichnen, dass es uns vergönnt war, diesen seltenen Mann zu hören, ihn von seiner Aufgabe begeistert auf seine Zuhörer hinreißend wirken zu sehen. Wenn er ein Problem zu Ende geführt hatte und wenn dann aus seinen Augen die Freude an dem Gelingen der Aufgabe sprach, dann waren wir vollkommen in seinem Banne und folgten wie bezaubert seinen weiteren Entwicklungen. Aus der Seele spricht uns v. Obermayer, wenn er sagt: „Stefan besaß in hohem Maße die Fähigkeit, wissenschaftliche Themen in leichtverständlicher Weise zu behandeln. Es kam diese seine Geschicklichkeit insbesonders in Vorlesungen zur Geltung, in denen er mit unvergleichlicher, kaum zu übertreffender Klarheit die verwickeltsten Probleme auseinandersetzte, alle mathematischen Entwicklungen dem Fassungsvermögen seiner Hörer sorgfältig anpasste und dieselben so anordnete, dass sie ohne weiteres verstanden werden konnten. Jede seiner Vorlesungen verdiente mit vollem Rechte eine Mustervorlesung genannt zu werden.“ Durch diese Gabe, welche Stefan als Lehrer in so hohem Grade besaß, bildete er ausgezeichnete Lehrer heran, die zum Theile an Universitäten, zum größeren Theile an der Mittelschule wirken und denen auf ihrer Lehrer- und Lebenslaufbahn als theueres Vermächtnis das Andenken an ihren unvergesslichen Lehrer stets vorschwebt. Wer, wie der Unterzeichnete, diesem seltenen Manne in wissenschaftlichen Angelegenheiten nahestand, konnte auf seine Unterstützung rechnen, dann schwand auch die

Verschlossenheit, welche für Stefan charakteristisch war; er konnte sich dann über den Erfolg eines Anderen recht innig freuen.

In der vorliegenden Schrift wird auch entsprechend der Einflussnahme Stefans in praktischen Fragen gedacht; diese war eine bedeutende und von der hohen k. k. Regierung, sowie von industriellen Unternehmungen und Gesellschaften gesuchte; konnte man doch auf Stefans Urtheil felsenfest bauen. Bekannt ist es, dass er 1885 Präsident der internationalen Stimmtonconferenz in Wien war und im Jahre 1892 in der internationalen Musik- und Theaterausstellung in Wien eine von ihm construierte Violine ausstellte. Seine Arbeit „Zur Theorie der Eisbildung, insbesonders über Eisbildung im Polarmeere“ (1889), sowie seine geistreiche Psychrometertheorie und andere Arbeiten zeigen, wie er auch auf meteorologischem und klimatologischem Gebiete zuhause war. Seine Arbeit „Über die Beziehung zwischen der Wärmestrahlung und der Temperatur“ hat einen großen Wert für die kosmische Physik. Welch bedeutende Rolle Stefan 1883 als Präses der wissenschaftlichen Commission der internationalen elektrischen Ausstellung in Wien spielte, ist noch in frischer Erinnerung. Sein Wirken in dieser Eigenschaft wird in der vorliegenden Schrift sehr anziehend dargestellt. Seine Thätigkeit als Mitglied der Commission zur Erforschung der physikalischen Verhältnisse der Adria, als Mitglied der Normal-Aichungscommission und der 1885 gegründeten Schlagwettercommission hat viele wertvolle Resultate seines tiefen Denkens an das Licht gebracht.

Dass Stefan schon als junger Mann von 30 Jahren zum wirklichen Mitgliede der kais. Akademie der Wissenschaften gewählt wurde, ist ein Beweis für seine Bedeutung als Forscher. Zehn Jahre wirkte er als wirklicher Secretär der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der Akademie und 1885 wurde er zum Vicepräsidenten gewählt. Als die Nachricht von der schweren Erkrankung Stefans in den Weihnachtsfeiertagen des Vorjahres von den Tagesblättern gebracht wurde, da gab es nur éinen Wunsch, dass der kaum 58jährige Gelehrte durch die Kunst der Ärzte gerettet, seiner Wissenschaft und seinen Schülern wiedergegeben werden möge. Das Schicksal wollte es anders: am 7. Januar 1893 hatte Stefan, der sich erst im vorgerückten Alter ein eigenes Heim errichtet hatte, ausgerungen. Es lässt sich nicht mit Worten ausdrücken, was mit diesem Manne zu Grabe getragen wurde! Wir Schüler des Unvergesslichen verstehen es, die Worte v. Obermayers zu würdigen: „So ist denn mit Stefan nicht nur einer der hervorragendsten Geisteshelden, sondern auch ein selten edel veranlagter Mensch für immer dahingegangen. Vom Schmerze gebeugt betrauern ihn nebst seinen Angehörigen alle jene, welchen er als seinen Schülern die Wege der Wissenschaft wies, denen er durch seinen erleuchteten Rath beigestanden, denen er ein unvergessliches Vorbild eines Lehrers und wahrhaften, opferfreudigen Vater-

landsfreundes gewesen ist. „Sein Andenken wird fortleben in den Herzen seiner Schüler, in den Annalen der Wiener Universität, in der Geschichte der Wissenschaft.“

Vorlesungen über mathematische Physik von Gustav Kirchhoff. II. Band: Mathematische Optik. Herausgegeben von Dr. Kurt Hensel, Privatdocent der Mathematik an der Universität zu Berlin. Mit dem Bildnisse Kirchhoffs. Leipzig, B. G. Teubner 1891.

In allen Kreisen der Physiker wird es freudig begrüßt werden, dass die Vorlesungen über mathematische Physik, welche Prof. G. Kirchhoff, der leider zu früh dahingeschiedene Meister exacter Naturforschung, an der Universität zu Berlin und noch vordem an jener von Heidelberg gehalten hat, weiter veröffentlicht werden. Bekanntlich sind im Jahre 1876 die Vorlesungen über Mechanik bei Teubner erschienen, Vorlesungen, die sich durch glanzvolle Darstellung, durch Größe der Auffassung der zu behandelnden Probleme weit über das Niveau aller ähnlichen Schriften erheben und der neueren Schule der mathematischen Physiker für ewige Zeiten ein Leitstern bleiben werden. Kirchhoff scheint nicht daran gedacht zu haben, die Vorlesungen über die anderen physikalischen Disciplinen dem Drucke zu übergeben: erst jetzt nach dem Tode des berühmten Gelehrten gehen seine Schüler daran, in pietätvoller Weise der Nachwelt das aufzubewahren, was von ihm während einer langen ruhmvollen Lehrerlaufbahn geleistet wurde. In Bälde wird sich dem nun vorliegenden Werke über Optik jenes über Elektricität und Magnetismus anreihen, also über ein Gebiet, in dem Kirchhoff nicht minder durchgreifend gewirkt hat wie in der Lichtlehre.

Hier wurde versucht, den vollen Inhalt der letzten und vollendetsten Vorlesungen wiederzugeben, nämlich jener, welche Kirchhoff im Wintersemester 1883/84 gehalten hat, wobei die Partien früherer Vorträge, welche für das Verständnis späterer Abschnitte von Belang sind, berücksichtigt wurden. Die Grundlage für die Veröffentlichung der vorliegenden Vorlesungen bildet — wie der Herausgeber derselben an erster Stelle betont — ein von dem Autor „mit großer Sorgfalt für den Vortrag niedergeschriebenes, 452 Seiten starkes Manuscript, sowie ein kleineres Heft einzelner Blätter, Theile früherer Bearbeitungen enthaltend, welches an einigen wenigen Stellen benutzt werden konnte“, dann das Manuscript eines Collegiums über „Katoptrik und Dioptrik“ und die beiden Abhandlungen „Über die Reflexion und Brechung des Lichtes an der Grenze krystallinischer Körper“ und „Zur Theorie der Lichtstrahlen“. Unterstützt wurde der Herausgeber in seiner dankenswerten Arbeit durch Freunde, welche ihm Einsicht in frühere Vorlesungen gewährten, sowie durch Geheimrath von Helmholtz, welcher das für die Herausgabe vorbereitete Manuscript vor der Drucklegung durchsah.

In den 14 Vorlesungen, in welchen der in dem vorliegenden Bande enthaltene Stoff zur Behandlung gelangt, finden wir dieselbe Anordnung wie in den Vorlesungen über Mechanik, welche Kirchhoff noch selbst herausgab. In den Vorlesungen über Optik werden die Resultate und Entwicklungen der Probleme in den „Vorlesungen über Mechanik“ zuhilfe genommen, so dass ein Studium des vorliegenden Buches jenes dieser Vorlesungen zur nothwendigen Voraussetzung hat. In der ersten Vorlesung werden nach einer Einleitung über den Gegenstand der Optik die Emissions- und Undulationstheorie und die Aberration, die Differentialgleichungen der Lichtbewegung in einem homogenen isotropen Medium deduciert und deren Integration vollzogen. Der Begriff des geradlinig, elliptisch und kreisförmig polarisierten Lichtes wird nach Erläuterung des Interferenzprincipes aufgestellt und der Fall kugelförmiger Lichtstrahlen näher erörtert. — In der zweiten Vorlesung finden wir die Einwirkung fremder Körper auf die Lichtbewegung besprochen und zwar auf Grundlage des Theoremes von Green, dass die Ätherbewegung in jedem Punkte eines von einer Fläche umschlossenen Raumes angesehen werden kann als hervorgerufen durch eine Schicht von leuchtenden in der Fläche befindlichen Punkten, eines Theoremes, das mit dem Huyghen'schen Theoreme identisch ist. Diese Ableitung zeichnet sich durch große Eleganz aus. Nun erfolgt die Erörterung der Lichtbewegung an der Grenze fester Körper im allgemeinen und unter Voraussetzung einiger besonderer Fälle. — Die Bildung der reflectierten Lichtstrahlen, die Untersuchung der Wellenflächen eines reflectierten Strahlenbündels, die Ableitung der Begriffe „reelles und virtuelles Bild“ wurde der dritten Vorlesung, das Problem der Brechung des Lichtes der vierten Vorlesung vorbehalten. Wir finden in der letzteren auch die Erläuterung der optischen Wirkung eines centrierten Systems sphärischer Linsen und die Berechnung der Elemente eines Linsensystems und einer einfachen, unendlich dünnen Linse. Aus dem Principe von Huyghens wird in eleganter Weise die Theorie der Beugungserscheinungen abgeleitet und der Unterschied zwischen den Fraunhofer'schen und Fresnel'schen Beugungserscheinungen in entsprechender Weise hervorgehoben und an mehreren Beispielen illustriert. — In der sechsten Vorlesung wird die allgemeine Theorie der Fraunhofer'schen Beugungserscheinungen für mehrere beugende Öffnungen von derselben Gestalt und entsprechender Lage betrachtet und zwar für den Fall, dass die Öffnungen sehr zahlreich und regellos, dann für jenen, dass sie endlich und regelmäßig angeordnet sind; ferner finden wir die Theorie der Beugungsspectren, der Rowland'schen Beugungsgitter und der Talbot'schen Linien in diesem Abschnitte gegeben. — Die nächste Vorlesung ist der Theorie der Fresnel'schen Beugungserscheinungen gewidmet. Nun folgt die Entwicklung der Formeln für die Intensität und den Polarisationszustand des re-

flectierten und gebrochenen Lichtes, die Ableitung der Formeln von Fresnel, die Erörterung der Hypothese von Fresnel und Neumann und der Folgerungen, welche sich auf die totale Reflexion des Lichtes beziehen. In der neunten Vorlesung werden insbesonders die Verhältnisse der Intensität und des Polarisationszustandes des durch eine planparallele Platte reflectierten und gebrochenen Lichtes, dann die Theorie des Glassatzes (letztere auch unter der Voraussetzung, dass eine Absorption stattfindet) in Erwägung gezogen. In der nun folgenden Theorie der Absorption und Dispersion werden die Grundhypothesen, welche von Helmholtz bezüglich der Einwirkung der ponderablen Molecüle auf die Ätherteilchen aufgestellt wurden, berücksichtigt, die Erklärung der anomalen Dispersion und der Metallreflexion gegeben. Hiebei wird der genialen Theorie von Cauchy in ausreichendem Maße gedacht. Gestützt auf die Ergebnisse in den „Vorlesungen über Mechanik" entwickelt Kirchhoff in der 11. Vorlesung die Grundgleichungen der Doppelbrechung und die Differentialgleichungen der Lichtbewegung in einem krystallinischen Medium. In eleganter Weise wird die Theorie der Lichtstrahlen in einem solchen Medium, die Bestimmung der Richtung und der Fortpflanzungsgeschwindigkeit eines Strahles bei gegebener Wellennormale dargestellt und die Gestalt und die Eigenschaften der Wellenfläche bei ein- und zweiachsigen Krystallen, sowie die Consequenzen aus derselben in scharfsinniger Weise abgeleitet. Die 13. Vorlesung umfasst die Reflexion und Brechung an der Grenze krystallinischer Medien, die Theorie der äußeren und inneren conischen Refraction und zwar unter mannigfaltigen Voraussetzungen. Als vorzüglichste Anwendung der gewonnenen Gleichungen werden in der letzten Vorlesung die Farbenerscheinungen krystallinischer Platten zwischen zwei polarisierenden Vorrichtungen besprochen und die Curven gleicher Helligkeit und gleicher Farbe berechnet.

Für den Studierenden sind die eben besprochenen „Vorlesungen über Optik" geradezu unentbehrlich und werden demselben als erster Leitfaden dienen müssen, der gegenüber den französischen Werken über Optik von E. Verdet und dem nunmehr vollständig gewordenen Handbuche der Optik von E. Mascart den bedeutenden Vorzug der Kürze und Präcision besitzt. An dieser Stelle sei nochmals hervorgehoben, dass dem Studium dieses vorliegenden Buches eine genaue Kenntnis der Vorlesungen Kirchhoffs über Mechanik vorangehen muss, nicht nur wegen der in den letzteren erhaltenen Ergebnisse, sondern in erster Linie wegen der eigenen Art der Behandlung physikalischer Probleme, wie sie Prof. Kirchhoff eigenthümlich war.

Vorlesungen über mathematische Physik. Von G. Kirchhoff. 3. Band: Elektricität und Magnetismus. Herausgegeben von Dr. Max Planck, Professor der theoretischen Physik an der Universität zu Berlin. Mit vielen Figuren im Text. Leipzig, B. G. Teubner 1891.

Der Veröffentlichung der Vorlesungen von Prof. G. Kirchhoff über Optik ist nunmehr in rascher Folge jene der Vorlesungen des berühmten Physikers über Elektricität und Magnetismus gefolgt. Die vorliegende Arbeit wurde auf Grund des vom Verf. geführten Collegienheftes, sowie mehrerer Zuhörerhefte vorgenommen, der vorhandene Stoff entsprechend geordnet, Überflüssiges ausgeschieden und kleine Lücken ergänzt; ferner wurden an mehreren Stellen zur Erhöhung der Deutlichkeit kurze sachliche Bemerkungen eingeschaltet, diese aber ausdrücklich als solche gekennzeichnet. Die Rechnungen und Deductionen wurden von dem Herausgeber dieser Vorlesungen auf das Sorgfältigste geprüft. Um „die mit Nachdruck durchgeführte Einheit der Auffassung, welche alle Schriften Kirchhoffs in so hervorragendem Maße auszeichnet", zu wahren, wurden andere Theorien, so z. B. die Maxwell'sche Theorie der Elektricität nur kurz berührt. Die vorgeführten mathematischen Probleme behalten auch unter veränderten physikalischen Gesichtspunkten ihre Bedeutung. Die ersten acht Vorlesungen (die Eintheilung und Ordnung des zu behandelnden Stoffes ist jener in den Vorlesungen über Mechanik analog) sind der statischen Elektricität gewidmet. In denselben werden die Begriffe des elektrischen Potentials, der Kraftlinien und Kraftfäden (unter stetem Hinweise auf hydrodynamische Probleme) in erster Linie auseinandergesetzt. Die Eigenschaften der Differentialquotienten der Potentialfunction, die Bedeutung des Satzes von Green, die Eindeutigkeit der Potentialfunction werden im Folgenden dargelegt; daran schließen sich die Probleme der Vertheilung der Elektricität auf Leitern von bestimmter Form, die Berechnung des Einflusses einer außerhalb des Leiters befindlichen gegebenen elektrischen Vertheilung, die Theorie der elektrischen Bilder, die in sehr scharfer Weise auseinandergesetzt und auf die Berechnung der Capacität einer Kugelcalotte angewendet wird. Der Fall der Einwirkung zweier elektrisierter Kugeln wird auf eine Functionalgleichung zurückgeführt und diese erfährt eine Auflösung durch unendliche Reihen. Im Folgenden wird das Potential von Elektricitätsmengen auf sich selbst, ferner die elektrische Energie von Leitern in verschiedener Form entwickelt; die erhaltenen Resultate werden auf die Theorie der Prüfungskugel angewendet. Das Condensatorproblem bildet den Gegenstand der achten Vorlesung. — In den Vorlesungen, welche der dynamischen Elektricität gewidmet sind, finden wir zunächst allgemeine Bemerkungen über das Strömungsproblem, dessen Anwendung auf lineare Leiter, die Deduction der von Kirchhoff zuerst allgemein aufgestellten Stromverzweigungsgesetze, die Theorie der Strömung

in flächenförmigen Leitern. Die hier dargelegten Rechnungsmethoden lassen an Eleganz nichts zu wünschen übrig und gelten bekanntlich als classisch. — Im Folgenden ist die Theorie des Magnetismus auseinandergesetzt und der magnetischen Induction ein breiter Raum gewidmet. Die Berechnung der Kräfte zwischen permanenten Magneten und Eisenstücken, ferner der magnetischen Energie bildet den Abschluss dieses Abschnittes. Zurückkehrend auf elektrostatische Verhältnisse leitet der Verf. den Begriff der Dielektricitätsconstanten ab und legt die Faraday'sche Theorie der elektrischen Kraft (im besonderen den Satz, dass in der Richtung der Kraftlinie ein Zug, in der dazu senkrechten Richtung ein ebenso großer Druck ausgeübt wird) dar. Die letzten Vorlesungen des Buches umfassen die Lehre von der magnetischen Wirkung elektrischer Ströme, von der Magnetisierung durch einen Strom, von der Wirkung eines Magneten auf einen Strom (Anwendung auf mehrere Beispiele), von den elektrodynamischen Wirkungen, sowie von den Erscheinungen der Induction. Die elektrische Theorie des Lichtes wird nur in kurzer Darlegung gestreift und bloß auf die Grundlagen dieser Theorie verwiesen. — Das vorliegende Buch ist für den theoretischen Physiker geradezu unentbehrlich und reiht sich durch die klaren analytischen Entwicklungen den anderen Vorlesungen Kirchhoffs würdig an.

Troppau. Dr. J. G. Wallentin.

F. Wurm, Etiketten für Schüler-Herbarien. 4. Aufl. Böhm.-Leipa. J. Künstner. Preis 40 kr. = 70 Pf.

Enthält gegen 700 gefällige Etiketten der am häufigsten vorkommenden Samen- und Sporenpflanzen, im Formate 3 : 6 cm, welche neben den lateinischen und deutschen Namen wie gebräuchlich auch die Linné'sche Classe sowie die Familie des natürlichen Systems aufweisen. Die Anordnung der Etiketten ist nach dem Alphabete durchgeführt und die Abtrennung derselben infolge der durchlochten Ränder leicht möglich. Außerdem sind Blanco-Etiketten in genügender Zahl vorhanden. Einige Druckfehler hätten vermieden werden können, wie *Eriophorum polystachium*, *Ramelina*, *Cardamine enneaphyllas*, *Convalaria*, *Lappa bardanna* oder das unrichtig endigende Adjectivum *acris* bei *Erigeron*. Zweckmäßig wäre es unserer Anschauung nach, die Betonung der lateinischen Namen zu markieren. Wir empfehlen diese Etiketten als die gefälligsten und billigsten angelegentlichst.

Wien. G. v. Beck.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Hugo Mužik, Stoff und Mittel des Unterrichtes in den classischen Sprachen. Pädagogisch-didaktische Betrachtungen, im Interesse für Schule und Schüler angestellt. Krems a. d. D., F. Österreicher 1893. 8°, 71 SS.

In der vorliegenden Schrift spricht der Verf. nach einem kurzen Vorworte und einer kurzen Einleitung von S. 3 an über folgende Unterrichtsfragen:

1. Wann soll das Schuljahr beginnen? — 2. Auf welche Zeit des Tages sollen die Unterrichtsstunden angesetzt werden? — 3. Welche lateinischen Autoren und in welchem Umfange sollen dieselben am Gymnasium gelesen werden? — 4. Welche griechischen Autoren sind zu lesen? — 5. Von welchen Grundsätzen sollen sich die Verfasser von Schulausgaben lateinischer Classiker leiten lassen, und zwar *a*) hinsichtlich der Einleitungen (die Sprache betreffend, in der sie abzufassen sind), *b*) betreffs der sittlich und ästhetisch anstößigen Stellen, *c*) betreffs der Stellen, die nicht im classischen Latein geschrieben sind, *d*) betreffs der schwierigen Stellen, *e*) betreffs der lateinischen Orthographie, *f*) betreffs der Indices. — 6. Sind Schülercommentare zulässig? — 7. Sind Specialwörterbücher wünschenswert? — 8. Über die Bedeutung der Illustration in den Schulausgaben und der Anschauungsmittel beim Unterrichte überhaupt. — 9. Über die Schreibung römischer und griechischer Eigennamen. — 10. Über die Schreibung zusammengesetzter adverbieller und verbaler Ausdrücke, von denen ein Bestandtheil ein Substantiv ist. — 11. Über die Approbation von Schulbüchern. — 12. Inwieweit erfordert die bestehende Notenscala hinsichtlich der Beurtheilung des sittlichen Betragens, des Fleißes und des Unterrichtserfolges eine Änderung?

Ohne Zweifel ein reicher Inhalt, der zum größeren Theile Unterrichtsfragen von besonderer Wichtigkeit betrifft, Unterrichtsfragen, deren Lösung nicht geringe Schwierigkeit bietet, wie schon der Widerspruch der Meinungen beweisen kann, den sie bislang hervorgerufen haben.

Wenn man dem gegenüber den Umfang der vorliegenden Schrift in Betracht zieht, von der drei Seiten dem Vor- und Schlussworte, der

Einleitung und dem Stellenindex zukommen, $18^1/_2$ Seiten der Besprechung von Einzelheiten gewidmet sind; S. 24 der Besprechung einzelner Stellen, die von den betreffenden Herausgebern nach des Verf.s Meinung mit Unrecht nicht ausgeschieden wurden; S. 25 f. (28 f.) der Besprechung solcher Stellen, an welchen Mužik ein „schulgemäßes" Latein hergestellt wünscht; S. 29—34 der Besprechung einzelner Stellen, an denen die Herausgeber die Schwierigkeiten des Originals durch leichtere Constructionen ersetzen und auf diese Weise den Text für die Schüler zurecht machen sollten; S. 35 f. der Besprechung ungerechtfertigter Änderungen, wie sie in verschiedenen Ausgaben vorliegen; S. 37 einzelnen Beispielen von der Inconsequenz mancher Editoren in der lateinischen Orthographie; S. 38 f. einem Druckfehlerverzeichnisse zu einzelnen Partien verschiedener Ausgaben; S. 39 f. gewissen Bemerkungen über Einzelheiten in den Indices mancher Ausgaben; S. 45—48 der Besprechung verschiedener Einzelheiten in mehreren Wörterbüchern, besonders in Weidners Wörterbuch zu Nepos; S. 50—53, 54 f., 56—58 einem Verzeichnisse gewisser Inconsequenzen mancher Schulbücher in der deutschen Orthographie (die beiden oben bezeichneten Punkte betreffend); wenn man also bedenkt, dass auf $49^1/_2$ Seiten vorliegender Schrift das Meritorische jener zahlreichen, zum größeren Theile wichtigen und zugleich schwierigen Schulfragen abgethan wird, so drängt sich wohl von vornherein die Befürchtung auf, dass in derselben die einzelnen berührten Fragen nicht mit der nöthigen Gründlichkeit behandelt sein werden, dass es ihr vor allem an der Vertiefung fehlen wird, welche wir von Darstellungen solcher Art mit Recht erwarten und verlangen, falls ihnen überhaupt ein individueller Wert zuerkannt werden soll. Wenn auch M. zuzugestehen ist, dass es viele Dinge im Unterrichtswesen gibt, „die nicht oft und nicht eindringlich genug wiederholt — werden können" (S. 2), so muss doch jeder Verfasser einer neuen, selbständigen Schrift dem schon vor ihm etwa vielfach behandelten Stoffe neue Seiten abgewonnen haben, denselben von neuen Gesichtspunkten aus überblicken können oder andererseits eine vollständig orientierende Zusammenfassung und Beurtheilung der bisherigen Leistungen bieten.

Dass die oben angedeutete Befürchtung des Mangels an nöthiger Gründlichkeit und Vertiefung hinsichtlich vorliegender Schrift gerechtfertigt ist, will nunmehr Ref. durch mehrere Beispiele beweisen.

Schon bei der Frage, wann das Schuljahr am Gymnasium zu beginnen hat, wird für die Verlegung der Ferien auf die Zeit vom 1. Juli bis 1. September kein anderer Grund als jener der Temperatur — allerdings der wichtigste — vorgebracht; denn die Bemerkung, dass durch den Beginn des Schuljahres mit dem ersten Monatstage „ein natürlicher Ausgangspunkt einer Reihe geboten sei", hat wohl für die Entscheidung unserer Frage nicht die geringste Bedeutung; und zu dem Zwecke, dass die Supplenten die Substitutionsgebür für die erste Monatshälfte ihrer Dienstdauer nicht erst am Ende ihrer jeweiligen Supplentur ausgefolgt bekommen, lässt sich wohl ein einfacheres Mittel finden als

den Beginn des Schuljahres zu verschieben. Hingegen *vermissen* wir hier wie auch sonst in der Schrift die *eingehende, vorurtheilsfreie Berücksichtigung localer Verhältnisse* und vor allem die *Erörterung, inwieweit* bei der Regelung der berührten Angelegenheit *auch auf die Volksschule und andererseits auf die Hochschule Rücksicht genommen werden muss,* und ob für alle drei Arten von Unterrichtsanstalten ein einheitlicher Vorgang möglich ist oder nicht. Dass die „Rücksicht auf die Eltern" (S. 5, Anm. 1), so billig sie auch ist, nicht als die einzige, auch nicht als die wichtigste gelten kann, weiß jeder, der sich nur irgend mit der Sache vertraut gemacht hat. Eine *Erweiterung des Standpunktes* ist aber bei der Erörterung unserer Frage jedenfalls nöthig, sofern man ihre Entscheidung *wirklich* weiter fördern und der Unterrichtsverwaltung Vorschläge bringen will, die sie *unbedenklich* praktisch *verwerten* kann.

Auffällig bemerkbar macht sich der genannte Mangel insbesondere *bei der Erörterung der Frage, welche Autoren und in welcher Reihenfolge* dieselben *gelesen werden sollen.* Kaum *eine* Seite fasst die Darlegung des Verf.s, in der er seine reformatorischen Umsturzpläne vorträgt: *Sophokles, Demosthenes, Herodot sind* aus dem Canon der griechischen Autoren zu *streichen;* Sophokles „wegen der geradezu trostlosen Überlieferung seiner Dramen und wegen der allzu hohen Anforderungen, die sie an die Geisteskraft der Schüler stellen", Herodot „wegen seines Dialectes und der *sonstigen* Schwierigkeiten", Demosthenes „wegen des Unvermögens unserer Schüler, diesen gewaltigen griechischen Redner zu verstehen und zu fassen, seine Bedeutung auch nur zu ahnen".

Es ist *vor allem bedauerlich,* die *Ausscheidung des Sophokles,* die schon manchen Laien und manchen Dilettanten im Fache am Herzen lag, von einem Berufsgenossen ausgesprochen zu sehen; es ist bedauerlich, dass ein Fachmann einen solchen Vorschlag macht, ohne ihn einer weiteren, eingehenderen Begründung für würdig zu erachten. Kein Wunder, wenn dann auch Laien, in der Überzeugung persönlicher Unfehlbarkeit, vor allem „Gymnasialpädagogik und -didaktik" als jenes Gebiet betrachten, in welchem *jedermann* mitreden und mitentscheiden kann, und es als Eigendünkel unsererseits erklären, wenn wir auf Grund unserer Fachstudien und der Erfahrungen im Berufe das Recht zu haben glauben, in Unterrichtsfragen, soweit sie das Gymnasium betreffen, in *erster Linie* angehört zu werden.

Dass trotz der sogenannten „trostlosen Überlieferung" unsere Schulausgaben des Sophokles einen im allgemeinen *lesbaren* Text bieten, kann ernstlich wohl nicht bestritten werden; mit der Überlieferung aber nimmt es M. selbst, wie wir später sehen werden, wenigstens was Schulausgaben anlangt, nicht sehr genau. Wenn aber die Behauptung, die Lectüre des Sophokles stelle an die Schüler zu hohe Anforderungen, richtig wäre, wenn man zugeben müsste, dass unseren Gymnasiasten nicht einmal im letzten Halbjahre die Lectüre dieses Dichterfürsten zugemuthet werden könne, dessen Werke in ihrer Verdeutschung noch

jetzt auf das Publicum unleugbar mächtig wirken, dann müsste man überhaupt in Frage ziehen, ob es sich lohnt, die Schüler in die griechische Literatur einzuführen, ob es sich lohnt, zu diesem Zwecke die griechische Formenlehre und Syntax sie zu lehren.

Wenn aber M. behauptet, „unsere Schüler könnten die Bedeutung des Demosthenes nicht einmal ahnen", so ist dies eine jener unbegründeten weitgehenden Behauptungen, an denen es infolge der dem Verf. mangelnden Ruhe, wie in anderem Zusammenhange gezeigt werden soll, in seiner Schrift nicht fehlt. Zum vollen Verständnisse kann allerdings Demosthenes einem Jüngling von 17—18 Jahren nicht gebracht werden; doch bedenke man, wie viele Werke der deutschen Classiker von diesem Standpunkte aus ihren Platz in der Gymnasialdisciplin verlieren müssten, wie ungerecht es jedoch wäre, den Jünglingen die Lectüre dieser Schriften zu verwehren, weil ihr Verständnis derselben nicht an jenes heranreicht, das gereifte Männer ihnen entgegenbringen.

Dass ich aber über die Möglichkeit der Sophokleslectüre nicht optimistisch urtheile, bestätigt mir, wie die eigene Erfahrung, so jene mir befreundeter Collegen sowie der Ausspruch meiner öffentlichen und privaten Schüler, die ja mit ihrer Veranlagung sicherlich nicht insgesammt weitaus über das gute Mittel hinausragen. Übrigens will es mich bedünken, dass man heutzutage unserer Schuljugend vielfach in einseitiger Beurtheilung mit Unrecht und allzuschnell ein Armutszeugnis hinsichtlich ihrer geistigen Reife ausstellt, welches von den der humanistischen Bildung im allgemeinen feindlichen Personen gegen die antike Philologie ausgenützt, beziehungsweise missbraucht wird.

Die Schwierigkeiten hinwiederum, welche Herodots Lectüre bereiten soll, sind keine sonderlichen, sofern man bei diesem Autor ebensowenig wie bei Homer von den Schülern eine systematische Kenntnis des Dialectes verlangt; der Inhalt als solcher ist den Schülern sicherlich klar.

Bei Erörterung der vorliegenden Frage hätte also der Verf. vor allem ausführen sollen: Was ist der Zweck der Lectüre antiker Classiker am Gymnasium? Welche Autoren entsprechen diesem Zwecke am meisten? Lassen sich die Schwierigkeiten, welche der jetzige Canon von Autoren bereitet, durch methodische Behandlung beheben? Genügt die von den Instructionen empfohlene Methode in der genannten Beziehung oder erheischt sie eine Abänderung? Bei der Darlegung der Schwierigkeiten aber musste mit Vermeidung überflüssigen Details in klarer Übersicht zusammengestellt werden, welche Schwierigkeiten in sprachlicher und sachlicher Hinsicht jeder einzelne Autor bietet. Denn die ganze Erörterung erforderte eine klare und eingehende Begründung und musste frei bleiben von allen nur kurzweg hingeworfenen allgemeinen Behauptungen.

An dem gerügten Fehler leidet, wenn auch in minderem Maße, die Darlegung betreffs der lateinischen Lectüre. Hier hört man wenigstens das Urtheil mehrerer erfahrener Schulmänner, und betreffs des Livius wird der Verf. überhaupt ausführlicher; doch vermisst

man auch hier die Rücksicht auf die oben angedeuteten allgemeinen Gesichtspunkte. Die Schwierigkeiten, welche die Lectüre des Livius ohne Zweifel bereitet, würden dem Verf. geringer erscheinen, wenn er vollauf erwogen hätte, wie die Schüler in gemeinsamer Thätigkeit mit dem Lehrer derselben Herr werden können; auch hier darf den Schülern am Beginne der Lectüre für geraume Zeit nur die Wiederholung des in der Schule Durchgenommenen zugewiesen werden. Dasselbe gilt hinsichtlich Sallusts.

Andererseits entspricht die zu weit gehende Hervordrängung Ciceros — M. verlangt Ciceros Lectüre in V., VI., VII., VIII., und zwar mit Ausnahme der Octava durch ein volles Semester — mit nichten dem Zwecke der Lectüre an unseren Gymnasien, die neben der sprachlichen Seite vor allem den Inhalt der Schriftwerke zu berücksichtigen hat, keineswegs aber dazu bestimmt ist, den Schülern die sichere Kenntnis ciceronianischer Stilistik beizubringen (S. 27). Über die Widersprüche, die außerdem der besprochene Theil der Schrift in sich schließt, soll später gehandelt werden.

Gründlicher gehalten sind die folgenden Abschnitte, in denen über Schulausgaben und Schülercommentare gesprochen wird. Nur hätte es der Verf. vermeiden sollen, die Erörterung durch die detaillierte Besprechung einzelner Schriften hinzuziehen und dadurch die Übersichtlichkeit zu beeinträchtigen. Jene Ausführlichkeit (in Einzelheiten) wäre etwa bei Anzeigen der betreffenden Werke am Platze gewesen, und wenn schon der Verf. seine Bemerkungen nicht den einzelnen Herausgebern unmittelbar zur Verfügung stellen wollte, so hätten seine Bemerkungen in irgend einer Fachzeitschrift gewissermaßen als Nachträge oder Verbesserungsvorschläge zu den betreffenden Werken sicherlich Aufnahme gefunden und hätten daselbst mehr Berechtigung als in einer Schrift, die allgemeine Gesichtspunkte zur Verbesserung der Unterrichtsmittel geben wollte.

Was das Meritorische in dem ersten der beiden berührten Capiteln anlangt, so glaubt Ref. schon hier hervorheben zu müssen, dass M. bei der Ausscheidung sogenannter bedenklicher Stellen im einzelnen denn doch zu engherzig zu sein scheint, bei seiner Forderung aber, den Stil der einzelnen Autoren möglichst classisch umzugestalten, ganz vergisst, wie gerade auch bei den antiken Schriftstellern die Form der Gedanken deren Inhalt, ja der ganzen Anschauungsweise des betreffenden Autors adäquat ist und wie durch das von ihm angerathene Verfahren eine gewisse Verschwommenheit herbeigeführt und dadurch der einheitliche Gesammteindruck jedes einzelnen Schriftwerkes, um den es sich vor allem in der Schule handelt, ganz in Frage gestellt wird. Sallust in classisches Latein umgesetzt ist eben kein Sallust. Bei dieser Frage rächt es sich also aufs neue, dass der Verf. den eigentlichen Zweck der Lectüre nicht beachtet: wir betreiben die Lectüre am Gymnasium vom literaturgeschichtlichen Standpunkte aus: die Schüler sollen die einzelnen Werke dem Inhalte und der Form nach kennen lernen,

weder diese noch jener darf willkürlich geändert werden. Dass man natürlich nicht in Äußerlichkeiten, wie in der Formbildung: z. B. in den Endungen *om* statt *um* (aevom, quom etc.) und in der Dissimilation: conrupta, adcedebat, conlega, die Hauptsache finden darf und hiebei der einheitlichen Schulorthographie Zugeständnisse machen wird, kann man dem Verf. bereitwilligst zugeben.

Dem ferneren Vorschlage M.s, schwierige Constructionen durch leichtere Fügungen schulgerecht zu machen, kann Ref. deshalb nicht beipflichten, da er zunächst keine Nöthigung hiezu findet, sofern der Lehrer es sich angelegen sein lässt, in der Schule selbst den Schülern Mittel und Wege zu weisen, wie sie die Schwierigkeiten solcher Stellen überwinden können, und im Vereine mit ihnen die Übersetzung derselben festzustellen. Fernerhin darf auch nicht unbeachtet bleiben, dass in derartigen Constructionen oft die Eigenart des Stiles zutage tritt und durch deren Änderung der charakteristische Eindruck einer ganzen Stelle verblasst oder geradezu aufgehoben wird.

In dem Abschnitte über Schülercommentare, der im wesentlichen nichts Neues bietet, hätte unter den vorliegenden Versuchen genau gesondert und der Tadel nicht so allgemein gehalten werden sollen. Was M. vorbringt, hat eben nur gegenüber jenen Commentaren völlige Geltung, welche dem Schüler stets die fertige Übersetzung in den Mund legen; doch halten sich manche Schülercommentare, auch in der bibliotheca Gothana, von diesem Fehler frei. Andererseits musste bei einer allgemeinen Erörterung, wie sie M. versuchte, die Frage aufgeworfen werden, ob überhaupt irgend eine Art von Schülercommentaren zulässig, beziehungsweise erforderlich ist, und je nachdem sich der Verf. dagegen oder dafür aussprach, entweder die Gründe der Verwerfung genau vorgeführt oder die Anlage eines »guten« Schülercommentars besprochen werden. Auch hier galt es dann, die einzelnen Altersstufen und die einzelnen Autoren ins Auge zu fassen. Natürlich konnte die Darlegung nicht ohne besondere Rücksicht auf die methodische Behandlung der einzelnen Schriftsteller gegeben werden.

Ähnliches gilt hinsichtlich der Speciallexika.

In dem Abschnitte über die Schreibung adverbieller und verbaler Ausdrücke schlägt M., um die für den Schüler vorliegenden Schwierigkeiten zu beheben, die radicale Reform vor, statt der deutschen Schrift nur die Lateinschrift zu gebrauchen und alle Wörter immer — den Anfang des Satzes ausgenommen — mit kleinem Anfangsbuchstaben zu schreiben. Hiebei vergisst er, dass gleichwohl auch dann noch für den Schüler die Schwierigkeit verbliebe zu entscheiden, ob er die betreffenden Ausdrücke getrennt oder zusammen schreiben soll. M. berührt mit dem genannten Gegenstande in der That einen wunden Punkt unserer vorgeschriebenen Orthographie, nur scheinen dem Ref., wenn man eben nicht zur älteren, für die Schule wohl am meisten zu empfehlenden Gepflogenheit zurückkehren wollte, in Präpositional- und in verbalen Ausdrücken die Hauptwörter immer groß zu schreiben, folgende Vorschläge, beziehungsweise Regeln ausreichend: Man schreibe in den ge-

nannten Ausdrücken die Substantiva dann mit kleinem Anfangsbuchstaben und mit der vorhergehenden Präposition zusammen, wenn sie im übertragenen Sinne gebraucht sind oder auch die Form nicht die substantivische Geltung des betreffenden Wortes hervorhebt; also: zuwerke gehen, zufalle kommen, zurathe ziehen, stichhalten; aber: zu Bette gehen, zu Fuß gehen, zu Boden fallen, zum Falle kommen, zu Diensten sein etc.

Ein weiterer Fehler vorliegender Schrift zeigt sich in dem Mangel an der nöthigen Ruhe, der den Verf. geradezu zu schroffen Widersprüchen verleitet und nicht selten unrichtige, insbesondere übertriebene Behauptungen aufstellen lässt.

Wie will es z. B. M. rechtfertigen, dass er Livius und Sallust wegen ihrer Schwierigkeit aus dem Canon der in der Schule zu lesenden Autoren streicht, andererseits deren Werke der Privatlectüre der Schüler zuweist (S. 18 f.). Auch fehlt die Einheitlichkeit des Princips, wenn der Verf. S. 9 „mehr schriftliche Übersetzungsarbeiten aus den fremden Sprachen in die deutsche“ verlangt und der Meinung ist, „das Übersetzen aus dem Deutschen in die fremden Sprachen werde einstens wohl ganz verschwinden müssen“, und anderntheils das Hervordrängen von Ciceros Lectüre damit begründet, dass auf solche Weise die Schüler „den classischen Stil — halbwegs sicher beherrschen“ lernen.

Kein Wunder, wenn sich auch in der Einzelausführung solche Widersprüche finden, wie wenn M. „der einzigen verfänglichen Stelle in der ersten Catilinaria X, 26: iacere humi ad obsidendum stuprum, die Spitze abgebrochen zu haben“ meint, indem er bei Gelegenheit der Vorpräparation gleich die Übersetzung bringt: „um auf Gelegenheit zur Ungunst zu lauern“, hingegen Stellen wie Ovid I, 9, 65—68 (Golling): Ut iacuit resupinus humo cruor emicat alte Non aliter quam cum vitiato fistula plumbo Scinditur, gemieden wissen will, um dadurch nicht „die im Kinde schlummernde Grausamkeit noch zu wecken oder zu erhöhen“. Wer ferner behauptet, dass „der Lehrer naturgemäß ein viel regeres und höheres Pflichtgefühl hat als jeder, selbst der beste Schüler“ (S. 3), der darf sich nicht zu dem allgemeinen Verdammungsurtheile hinreißen lassen: „Tod allen Schülercommentaren — die nur entstanden sind, den Verleger zu bereichern usw.“ (S. 42), oder behaupten: „Es ist zu bedauern, dass zumeist Classikerausgaben nicht sosehr von den Gelehrten als vielmehr von den Buchhandlungen gemacht werden, indem nicht sosehr Gelehrte den Drang verspüren, sich mit der Ausgabe eines Classikertextes für Schulzwecke zu befassen als vielmehr von den Buchhändlern dazu gleichsam gepresst werden.

Wie die hier berührten Widersprüche zum größten Theile ihren Grund in der Maßlosigkeit der einzelnen Urtheile haben, so finden sich auch sonst noch Behauptungen, die weit über das Ziel schießen.

Sehr übel kommt zunächst die Gymnasialjugend bei den Urtheilen weg, die der Verf. über sie im allgemeinen fällt: S. 15 heißt es: „Wie will man unserer frivolen, genusssüchtigen Jugend

solche Kost vorsetzen?«; S. 23: »Mehrere Capitel durchzuarbeiten wäre denn doch eine zu große Plage für die Schüler, wie sie es heutigen Tages sind«; vgl. 42, Anm. 1. Dem gegenüber wird wohl die Schwere unseres Berufes allzu drastisch S. 7 geschildert, wo man unter anderem Folgendes als das täglich wiederkehrende Ergebnis der Berufsthätigkeit des Lehrers angegeben findet: »In hohem Grade abgespannt und erschöpft verlässt der Lehrer das Classenzimmer.«

Zu grelle Farben trägt M. auch bei der Schilderung der Nachtheile auf, die mit der gesetzlich vorgeschriebenen Buchung der einzelnen Noten verbunden seien; denn so wenig uns die Vorschriften dazu bestimmen, bei den schriftlichen Arbeiten die Fehler zu zählen, so wenig zwingen sie uns, das arithmetische Mittel aus den einzeln gebuchten Noten zu ziehen, die ja auch nicht alle gleichwertig sind. Gerade der gewissenhafte Lehrer wird sein auf dem ständigen Verkehre mit den Schülern beruhendes allgemeines Urtheil, das sich eben nicht in jedem einzelnen Falle buchen lässt, mit voller Überzeugungstreue gegen etwaige schiefe Auffassungen mancher Eltern ins Treffen führen, wohl bewusst, damit auch den Geist der Vorschriften erfüllt und nicht etwa durch verkehrtes Festhalten an dem Buchstaben verletzt zu haben.

Der Mangel an ruhigem Bedachte lässt den Verf. auch zu wiederholtenmalen gewisse Unterschiede der Verhältnisse verkennen, beziehungsweise übersehen.

So verschließt er sich der unleugbaren Wahrheit, dass sich die Nachtheile des Hochsommers in einer Großstadt weitaus schwerer ertragen lassen als in einer kleinen Provinzstadt, dass die Wiener Kinder, deren Eltern doch auch nicht insgesammt zu den »oberen Zehntausend« gehören, auch während der übrigen Jahreszeiten eine um vieles ungesundere Luft einzuathmen haben und seit ihrer ersten Jugend bei ihrem Aufenthalte in Wien weit weniger Gelegenheit finden, sich wirklich im Freien zu ergehen, als die in der Provinz lebenden Kinder; er übersieht, dass die weitere Entfernung des Wohnortes der Schüler vom Gymnasium in Wien zur Regel, auf dem Lande denn doch zur Ausnahme gehört. So ist es ihm denn auch entgangen, dass man bei dem Streben, an den Mittelschulen Wiens die Unterrichtsstunden womöglich auf den Vormittag zu verlegen, von zwei Übeln eben das kleinere zu wählen vermeinte, während man bei der Volks- und Bürgerschule, an denen sich auch in Wien jene Übelstände nicht so regelmäßig wiederholen wie bei der Mittelschule, an dem Vor- und Nachmittagsunterrichte festhielt, den man einige Zeit auch an den Gymnasien in Wien einzuführen versucht hatte, um ihn jedoch bald als unhaltbar aufzugeben.

Wenn aber die Erfahrung gezeigt haben sollte, dass der frühere Abschluss des Schuljahres und die Verlegung der Unterrichtsstunden auf den Vormittag auch in der Provinz nothwendig sei, so hätte M. den Beweis durch ruhige Vorführung der thatsächlichen, allgemein geltenden[1]

---

[1]) Ausnahmsfälle, wie sie der Verf. u. a. S. 6 f., berührt, können nicht überzeugen und verrücken von vornherein den richtigen Standpunkt.

Gründe besser geliefert als durch seine jetzige Darstellung, der man eine gewisse Spitze gegen Wien nicht absprechen kann; S. 4: »Der Schüler auf dem Lande ist doch gleich erholungsbedürftig, wenn er auch nur meist (soll wohl heißen: »wenn er auch meist nur«) von Bauern stammt, also derberer Natur zu sein scheint«; S. 8: »Ich meine, wenn eine Erleichterung des Studierens irgend einem Schüler zu gönnen, zu gewähren ist, muss dies der Schüler in der Provinz sein« und »Gleiches Recht zum Lernen und zum Erholen für alle, für die Wiener Schüler und Wiener Lehrer nicht minder wie für die Schüler und Lehrer in der Provinz«. Man vergleiche auch die jedenfalls zu allgemein gehaltene Bemerkung des Verf.s (S. 7, A. 1): »Am schwersten empfindet dies der Lehrer auf dem Lande, der zwar viel theuerer lebt als sein »beneidenswerter« College in der Reichshaupt- und Residenzstadt. Diese ist — so paradox es klingen mag — eine billige Stadt, wie ich aus Erfahrung behaupten kann usw.«

Denselben Mangel der Ruhe zeigt auch nicht selten der Ton der Darstellung. Befremden, tiefes Befremden muss es erregen, wenn ein Fachmann die Stileigenthümlichkeiten des Livius, Sallust und Tacitus vielfach als Fexereien und Spielereien erklärt wissen will (S. 16). Eigenthümlich berührt es, wenn M. gegenüber einem Collegen, dem er wohl dasselbe oder wenigstens ein ähnliches Interesse am Unterrichte zutrauen konnte als sich selbst, um dessen Vorschlag, die griechischen Lyriker in den Kreis der Schullectüre aufzunehmen, zurückzuweisen, folgender Worte sich bedient: »In neuester Zeit ist ein Prophet in Österreich erstanden, der laut und eindringlich für die Lectüre von Lyrikern in der Schule predigt; es wird sich aber hoffentlich auch in diesem Falle das Sprichwort bewahrheiten; Nemo propheta in patria.«

Im Vorworte hätte M. den Satz: »Wegen der Mannigfaltigkeit des Inhaltes hätte ich vielleicht das Schriftchen besser »bunte Steine« nennen können«, nicht erweitern sollen durch den Zusatz: »nicht als ob ich jemand Steine nachwerfen wollte, sondern weil ich Bausteine liefern möchte zu immer vollkommenerem Ausbau unserer Lehranstalten«; denn zu keinem der berührten Zwecke werden »bunte« Steine benützt und der erste (Vergleichungs-)Satz passt nicht zu dem Tone einer ernsten Schrift; ebensowenig der Ausdruck: »Bilderln« (S. 48) und »Neues und Neues durchpeitschen« (S. 27). Vgl. noch S. 6, A. 3 (von S. 5) Ende und im Texte: »Was macht nun solch ein Schüler während dieser Zeit? Er lungert auf der Straße.«

Dass der Mangel an der nöthigen Vertiefung sowie an der nöthigen Ruhe den Verf. zu manchem unrichtigen Urtheil verleitet hat, wurde schon im Vorhergehenden dargethan. Ref. will noch die wichtigsten der unhaltbaren Anschauungen erwähnen, wie sie im letzten Theile der Schrift vorgetragen werden.

M. schlägt zu dem Zwecke, ein gutes lateinisches oder griechisches Übungsbuch für das Obergymnasium zu ermöglichen, vor, dass durch eine bestimmte Zeit die Lehrer aller Lehranstalten verpflichtet werden sollten, die Themen der Schularbeiten in den Jahresberichten zu

veröffentlichen. Eine Commission, zusammengesetzt von den Lehrern verschiedener Provinzen, sollte mit der Aufgabe betraut werden, das Beste auszuwählen und zu einem Buche zu vereinigen. Hiebei lässt es der Verf. — um von anderem zu schweigen — ganz unberücksichtigt, dass die stilistischen und grammatischen Übungsbücher keineswegs die Aufgabe haben, Themen zu liefern, die unmittelbar zu Schularbeiten verwendet werden können: dass nämlich letztere mehr dem augenblicklichen Bedürfnisse dienen, d. h. auf die unmittelbar vorhergehende Lectüre genaue Rücksicht nehmen müssen und die sich offenbarenden Mängel in den grammatischen Kenntnissen der Schüler, wie sie der Lehrer selbst gewahr wird, zu beheben haben, während die sonstigen stilistischen Übungen (die mündlichen Übersetzungen) keineswegs in so enge Grenzen eingezwängt sind und nur im allgemeinen das vorgeschriebene Classenpensum nicht außeracht lassen dürfen. Es wird sich zur Weckung des Interesses sogar empfehlen, hiebei den engen Anschluss an die Lectüre nicht ängstlich zu suchen, da ja durch fortwährende Berücksichtigung der Classenlectüre (in den Schularbeiten und in den sonstigen stilistischen Übungen) bei dem Schüler leicht das Gefühl des Überdrusses wachgerufen werden kann.

Noch weniger vermag Ref. dem Verf. beizupflichten, wenn dieser S. 59 f. Novotnys Vorschläge, den Gang der Approbationen zu verlangsamen, wieder aufnimmt und hinzufügt, man solle auch die Kritik in den wissenschaftlichen Blättern Deutschlands abwarten. Ref. meint, dass die gegenwärtigen Einrichtungen vollauf genügen und eine Verlangsamung des Approbationsverfahrens im Interesse der Sache keineswegs erwünscht sei. Er glaubt auch gegenüber den von M. gebilligten Ausführungen Novotnys behaupten zu können, dass die Behörde stets die Möglichkeit haben wird, zum Zwecke der geheimen Begutachtung von Schulbüchern aus der Gesammtheit der Gymnasialprofessoren jene Männer herauszufinden, deren Urtheil mindestens ebenso verlässlich ist als das der öffentlichen Referenten. Mit nichten aber ist es, wie M. sagt, zur Verhütung „einseitigen Urtheils" nöthig, auch das Gutachten wissenschaftlicher Blätter Deutschlands abzuwarten. Fürs erste rühren ja auch die Anzeigen in diesen Blättern zum Theil von österreichischen Schulmännern her, zweitens aber — was das Wichtigste ist — kennen wohl österreichische Gymnasiallehrer am besten die Bedürfnisse des österreichischen Gymnasiums. Müssen uns also auch die Urtheile auswärtiger Collegen über unsere Schule und unsere Unterrichtsmittel in mannigfacher Beziehung wertvoll sein und bleiben, so liegt doch für die Behörde keine Nöthigung vor, die Approbation der Schulbücher bis auf das gelegentliche Erscheinen von Anzeigen auswärtiger Recensenten zu verschieben.

Bedenklich erschien es ferner dem Ref., die Note kaum genügend als Zeugnisnote wieder einzuführen (S. 66 f.); denn nach seiner Erfahrung glaubt er versichern zu können, dass gerade der gewissenhafte Lehrer am Schlusse (jedes Semesters, insbesondere aber) des Schuljahres

darüber zu einem sicheren Urtheile gelangt sein wird, ob ein Schüler das Classenpensum derart absolviert hat, dass er den nächsten Jahrescurs bei normalem Fleiße mit Erfolg zu Ende führen kann. Jene Lehrer aber, die sich etwa diese Frage nicht ernst vorhalten und nur, um dem Schüler, wie M. S. 67 sagt, nicht wehe zu thun, jetzt zur Note genügend greifen, werden dann, wenn ein Schüler, der am Schlusse des Schuljahres in zwei Gegenständen die Note kaum genügend erhielte, zum Repetieren genöthigt wäre, diese Note sicherlich um nicht vieles minder ängstlich als jetzt das „nicht genügend" vermeiden.

Endlich glaubt Ref. die Gefahr ungerechtfertigter, und insbesondere für die Unterstufe bedenklicher Nivellierung nahegelegt, wenn die beiden ersten Sittennoten (lobenswert und befriedigend) zu der Note „vollkommen entsprechend" zusammengefasst werden. Das Gymnasium soll wohl nicht so leichthin auf ein Mittel verzichten, jene Schüler, die sich durch ihr Wohlverhalten besonders von den übrigen Mitschülern hervorheben, in der angegebenen Art zu kennzeichnen.

Dass der Verf. mit manchen seiner Aufstellungen Beifall finden wird, will Ref. keineswegs leugnen, wie er es ja an einzelnen Stellen schon angedeutet hat: so mit der Behauptung, die Lectüre müsse Selbstzweck bleiben (S. 12); ferner mit seinen Ausführungen gegen Schülercommentare (S. 17), sofern man sie nicht auf alle ausdehnt; ebenso mit der Darlegung über die Schwierigkeit der Schreibung der griechischen und römischen Eigennamen, sowie der adverbiellen und verbalen Ausdrücke S. 53 f., endlich wenn er S. 64 f. behauptet, dass „die Aufmerksamkeit wichtig genug sei, um sie besonders zu classificieren" u. a.

Doch die Schrift als Ganzes kann nicht befriedigen; sie leidet vor allem an dem Übelstande, dass der Verf. seiner Aufgabe nicht engere Grenzen gezogen und sich nicht damit beschieden hat, über einen oder den anderen der von ihm berührten Gegenstände gründlich, mit ruhigem Bedachte und in dem entsprechenden Tone zu schreiben.

Eine gedeihliche Entwicklung unseres Unterrichtswesens verlangt nicht, dass ein Reformvorschlag den anderen dränge; wer dasselbe in Wahrheit fördern will, vergesse vor allem nicht, dass das Gymnasium eine Stätte humanistischer Bildung bleiben muss und den Charakter einer Eliteschule jetzt umso leichter wieder zurückgewinnen kann, als den praktischen Bedürfnissen des Tages mit Recht durch Errichtung verschiedenartiger Fachschulen immer mehr entsprochen wird. Verliert das Gymnasium immer mehr den Charakter einer Art von Mussschule, den es eine Zeit lang völlig anzunehmen drohte, dann werden bei dem Fortschreiten richtiger Pädagogik und Didaktik die Klagen über Überbürdung allmählich verstummen und auch die Reformbewegung zur entsprechenden Ruhe gelangen. Jede Reform, die wirklich in den Verhältnissen begründet ist, wird jeder Freund des Gymnasiums selbst freudig begrüßen, jäher Umsturz aber schadet wie auf allen Gebieten so auch auf dem des Unterrichtswesens.

Wien. V. Thumser.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Auswahl aus Xenophons Hellenika. Für den Schulgebrauch bearbeitet und in geschichtlichen Zusammenhang gebracht von Dr. C. Bünger, Oberlehrer am protestantischen Gymnasium in Straßburg i. E. Leipzig, G. Freytag 1893. 8°, XVI u. 128 SS. Preis geh. 80 Pf., geb. 1 Mk. 10 Pf.

Schulcommentar zur Auswahl von (sic) Xenophons Hellenika. Bearbeitet von Dr. C. Bünger. Leipzig, G. Freytag 1893. 8°, IV u. 46 SS. Preis geh. 40 Pf., geb. 65 Pf.

Wo man Xenophons Hellenika in den Kreis der Schullectüre zieht, wird man bei der unfertigen Form, bei den verhältnismäßig zahlreichen mangelhaften Partien des Werkes gut thun, eine Chrestomathie zu gebrauchen: warum sollte auch der Schüler alles das, was für seine Lectüre sich nicht eignet, mit in den Kauf nehmen, zumal unter allen Umständen die Hellenika hinter Anabasis, Kyropädie und Memorabilien in der Schule zurücktreten müssen und nur in geringem Umfange zur Behandlung kommen können? Büngers Auswahl bietet kaum ein Drittel des Ganzen. 'Trotz dieses beschränkten Umfanges', meint der Herausgeber, 'soll der Schüler aus dem Büchlein das ganze Werk Xenophons, sowohl seinem Inhalte als auch seiner Eigenart nach, kennen lernen. Zu dem Zwecke sind die einzelnen Stücke in geschichtlichen Zusammenhang gebracht und zwar ist dies geschehen nicht durch eine Inhaltsangabe der ausgelassenen Theile, sondern durch Einfügung der geschichtlichen Thatsachen, welche zum Verständnisse des Zusammenhanges nothwendig sind'. Man wird sich mit diesen Grundsätzen einverstanden erklären, nur dass bei dem von B. beliebten Vorgange die Eigenart des Werkes, soweit dieselbe in Mängeln besteht, denn doch dem Schüler — ohne Schaden — verborgen bleibt. Das geht auch aus B.s eigenen Worten hervor, wenn er fortfährt: 'Denn sowohl wegen der Mängel der Xenophontischen Darstellung, der Unvollständigkeit gerade in wichtigen Abschnitten und der verfehlten Anordnung, die öfters störend wirkt, als auch wegen der fast verwirrenden Fülle von unwichtigen Ereignissen und Nebenpersonen würde bei dem ersteren Verfahren (durch Inhaltsangabe der ausgelassenen Theile) gerade das Gegentheil von Übersichtlichkeit erreicht werden.' — Das Princip von B.s Auswahl ist im Vorstehenden zum Theile angedeutet: es sollen die geschichtlichen Hauptereignisse zur Kenntnis gebracht werden; aber nicht bloß diese; 'mit Vorliebe sind solche Abschnitte ausgewählt worden, welche sich durch die Vorzüge der Darstellungsweise empfehlen, oder weil sie auf Sitten, Zustände und Anschauungen jener

Zeit interessante Streiflichter werfen, ferner solche, welche bedeutende Persönlichkeiten lebensvoll vorführen'.

Was die Form anlangt, in welcher die Auswahl geboten wird, so befolgt B. eine in Schulausgaben immer mehr in Aufnahme kommende Einrichtung, durch Zerlegung des Lesestoffes in größere Abschnitte mit entsprechenden Unterabtheilungen einerseits abgerundete Bilder größeren und geringeren Umfanges herzustellen, anderseits einen Durchblick auf das ganze Werk zu ermöglichen. Passend gewählte Überschriften fördern diese Zwecke. So sind die sechs Hauptabtheilungen betitelt: I. Die letzten Jahre des peloponnesischen Krieges. II. Die Herrschaft der dreißig Tyrannen. III. Agesilaos in Asien. IV. Der korinthische Krieg. V. Spartas Willkürherrschaft und Thebens Befreiung. VI. Thebens Übergewicht. — Wenn weiterhin trotz conservativer Behandlung des Textes (daher einzelne Abweichungen von der im allgemeinen zugrunde gelegten kritischen Ausgabe O. Kellers) kleinere Änderungen angebracht wurden, um das Verständnis zu erleichtern, Streichungen von Stellen stattfanden, die von anderer Seite als verdächtig erkannt worden sind, wenn im Interesse sachgemäßer Anordnung Umstellung größerer Abschnitte vorgenommen wurde,[1]) so bedarf dies alles in einer Schulausgabe an sich keiner weiteren Rechtfertigung. Nur kann Ref. die Frage nicht unterdrücken, ob der Herausgeber in dem Bestreben Lesenswertes in lesbarer Form zu bieten nicht zu weit gegangen, ob er nicht etwas geschaffen hat, was von der bearbeiteten Schrift allzu wesentlich verschieden ist. Ein förmlicher Tadel soll jedoch mit dieser Frage keineswegs ausgesprochen werden, da wir es ja mit dem ersten Versuche einer Chrestomathie zu thun haben, deren abnorme Schwierigkeiten auf der Hand liegen. — Über die Einleitung, welche alles bringt, was der Schüler über Xenophons Leben und Schriften zu wissen hat, ist nichts weiter zu erwähnen.

Der Commentar will ausschließlich dem Bedürfnisse des Schülers bei dessen häuslicher Präparation dienen. Darnach ist alles Gewicht auf die Worterklärung gelegt, wogegen Erklärungen sachlicher Art, soweit solche nicht zum Verständnisse der Worte nothwendig sind, ferne bleiben. Es wird sich in B.s Noten bei Berücksichtigung ihres Zweckes kaum etwas Überflüssiges nachweisen lassen: sie sind der Form nach bündig, dem Inhalte nach für das unmittelbarste Verständnis eben ausreichend. Freilich setzt diese Art der Erklärung die erweiternde Exegese des Lehrers voraus, aber diese Voraussetzung entspricht der Intention des Verf.s, der es für verkehrt hält, 'dem Lehrer das vorweg zu nehmen, was seinen Unterricht gerade anziehend und wirkungsvoll macht'.

Liti Livi ab urbe condita libri XXI. XXII. XXIII. XXIV. XXX.

Edidit Antonius Zingerle. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Dr. P. Albrecht, Geh. Regierungs- und Oberschulrath in Straßburg i. E. Mit 2 Karten. Leipzig, G. Freytag 1893. 8°, VII u. 334 SS. Preis geh. 1 Mk. 50 Pf., geb. 1 Mk. 80 Pf.

Wenn Nägelsbach die Lectüre der dritten Decade des Livius, also die ganze Geschichte des Hannibalischen Krieges, der Schule empfiehlt, die Praxis hingegen sich auf das 21. und 22. Buch beschränkt, so vermittelt hiemit Albrecht in der Weise, dass er die Darstellung der Ereignisse vom Jahre 218—213 und 203—201 v. Chr. der Schule anbietet. In der That ist das noch Lesestoff genug, dessen Bewältigung kaum mit Heranziehung des Privatfleißes der Schüler möglich wird. Der Herausgeber scheint übrigens der Ansicht zu sein — das Buch entbehrt eines

[1]) So steht IV 8, 1—10 vor IV 5, 6—7, 11—17, 10 (man beachte die Paragraphenabfolge!); V 1, 13—24, 3—4 (sic!) vor IV 8, 12—16; V 3, 19—20 vor V 2, 11 ff.; VI 4, 1—16 vor VI 1, 4 ff.

Vorwortes —, dass die vorgelegte Partie ausschließlich in die Schule gehöre und die herkömmliche Lectüre des 1. und 2. Buches, sowie einzelner Partien der ersten Decade, die sich mit dem Ständekampfe befassen, aufzugeben sei.

Was die Einrichtung des vorliegenden Bandes betrifft, so enthält er zunächst als Einleitung eine Lebensskizze des Schriftstellers, wobei der römischen Geschichtschreibung im allgemeinen gedacht wird, und einiges über die Hauptquelle des Livius in den Büchern über den Hannibalischen Krieg, Polybius. Der Text ist im Interesse der Übersichtlichkeit von zahlreichen Beischriften begleitet (Ref. würde Überschriften vorziehen). Am Schlusse finden sich eine Darstellung des römischen Kriegswesens zur Zeit der punischen Kriege, ein Verzeichnis der Eigennamen und endlich zwei Kartenskizzen, Italien mit seinen Nachbargebieten zur Zeit des zweiten punischen Krieges und eine Übersicht über die Besitzverhältnisse Roms und Carthagos zu eben dieser Zeit. Mit der Aufnahme von Abschnitten aus den Antiquitäten, wie sie in den Anhängen der Tempsky-Freytagschen Ausgaben seit längerem erscheinen, kann sich Ref. nicht befreunden, nicht nur weil auf diese Weise dieselbe Sache wiederholt und jedesmal in anderer Form dargestellt wird (wir haben z. B. auch in der Prammer'schen Ausgabe von Caesars bellum Gallicum ein Capitel über römisches Kriegswesen), sondern auch weil doch nur der eine oder andere Abschnitt aus den Antiquitäten in die besagten Anhänge aufgenommen werden kann, während thatsächlich bisweilen (z. B. gleich bei Livius) eine vollständige Darstellung, wenigstens der Staatsalterthümer, nothwendig wäre, und weiters, weil gewisse Abschnitte aus der Antiquitätenlehre nicht oft genug in den Anhängen der Ausgaben wiederholt werden könnten; so benöthigt der Schüler Unterweisungen über das römische Kriegswesen auch, wenn er Cäsars bellum civile und Sallust, ja auch wenn er Ciceros Catilinarien und Tacitus liest. Da ist es doch wohl vernünftiger, dem Schüler ein Compendium der Antiquitäten zu empfehlen. Auf den beiden Karten liest man: Verlag von F. Tempsky st. Verl. v. G. Freytag.

Wien. J. Golling.

Proeven van bewerking met voorbericht en prospectus van een, van wege de provincie Friesland uit te geven Friesch Woordenboek en van eene Lijst van friesche eigennamen. Leeuwarden, Meijer en Schaafsma Juni 1893. gr. 8°, 34 SS.

Das hier angekündigte Werk soll eine Sammlung und Erklärung der in der niederländischen Provinz Friesland gegenwärtig gesprochenen und geschriebenen friesischen Wörter bieten und stellt sich dar als eine Umformung und Vervollständigung des Halbertsmaschen 'Lexicon Frisicum A–Feer 1872'. Das neue Werk ist bearbeitet von Waling Dijkstra und Dr. F. Buitenrust Hettema, und was das Verzeichnis der friesischen Eigennamen betrifft, von Johann Winkler, unter dem Beirath und der Aufsicht von J. van Loon, Dr. Tj. Halbertsma und Mr. Ph. van Blom. — Die Bedeutungen werden, wo es angeht, lateinisch, sonst niederländisch, englisch, bei Fremdwörtern auch französisch gegeben, der Gebrauch ist namentlich durch idiomatische Ausdrücke erläutert. — Wie eine beigegebene Buchhändleranzeige mittheilt, soll das Werk an 1600 Seiten umfassen und in vier bis fünf Jahren abgeschlossen sein. Der Preis beläuft sich auf $12^1/_2$ Cent. für den Bogen.

Katscher B., Hermann Vámberys Leben und Reiseabenteuer. Der Jugend erzählt von B. K. Teschen u. Wien, Prohaska 1892. kl. 8°, 138 SS. Pr. 80 kr.

Die Verfasserin erzählt in schlichter Weise die bekannte Reise Vámberys nach Centralasien, deren Ergebnisse von so großer Wichtigkeit waren. Da die Jugend Reisebeschreibungen mit Recht sehr gerne liest und durch solche Lectüre sehr viele schätzenswerte Kenntnisse sich leicht aneignet, kann das Büchlein für Schülerbibliotheken empfohlen werden. Es ist sehr hübsch ausgestattet und mit einem Deckbilde in Farben und 10 ganzseitigen Textbildern geziert. Der Preis ist sehr billig.

„Haus Habsburg." Eine Bildnisreihe seiner Kaiser seit 1273. Wien, Freytag u. Berndt 1891. Preis 1 fl. 50 kr.

Ein Blatt in gr. Folio, das in sauberer Ausführung die Bildnisse der Kaiser aus dem habsburgischen Hause nach historisch beglaubigten Porträts um die Bildnisse Sr. apost. Maj. Kaisers Franz Joseph und Ihrer Maj. Kaiserin Elisabeth, über welchen sich der österreichische Doppeladler erhebt, gereiht zeigt. Das Blatt eignet sich zur Ausstattung von Schulzimmern und kann auch im Unterrichte mit Erfolg verwertet werden.

Kirchhoff A., Die Schutzgebiete des Deutschen Reiches. Zum Gebrauch beim Schulunterrichte dargestellt von A. K. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1893. 8°, 21 SS.

Da die bisherigen geographischen Schulbücher nur sehr dürftige Notizen über die Colonien Deutschlands enthalten, so hat der Verf. aus seiner „Erdkunde für Schulen" einen Abdruck des diese Gebiete betreffenden Abschnittes veranstaltet, der als eine Ergänzung für andere Bücher dienen soll, zumal da für Obertertia eine Unterweisung über die Landeskunde der deutschen Schutzgebiete angeordnet ist. Es ist begreiflich, dass bei uns jenen Ländern nicht das gleiche Interesse entgegengebracht wird und sie daher auch im Unterrichte nicht die gleiche Berücksichtigung finden können. Aber für Schülerbibliotheken ist das Heft sehr geeignet, und aus diesem Grunde widmen wir ihm hier diese Worte. Zwei sehr hübsch ausgestattete Karten sind dem Büchlein beigefügt und zugleich eine Anweisung für die Kartenzeichnung, die, wie der Verf. mit Recht bemerkt, allein eine sichere Auffassung und dauerhaftes Festhalten im Gedächtnisse ermöglicht.

Programmenschau.

131. Lehner Franz X., Der Infinitiv bei Xenophon. Progr. des Gymn. in Freistadt (Oberösterreich) 1891, 8°, 41 SS.

Der Verf. hat sein Thema über den Gebrauch des Infinitivs in sämmtlichen unter Xenophons Namen überlieferten Werken so gut behandelt, als es innerhalb des allzu engen Rahmens eines Programmaufsatzes möglich war. Die Frequenz gewöhnlicher Erscheinungen bezeichnet L. durch runde Zahlen: nur besonderenfalls sieht er sich veranlasst, genaue Angaben zu bieten oder die in Betracht kommenden Stellen mit Angabe des Fundortes (nur ganz selten auch des Wortlautes) anzuführen. Die textliche Grundlage der Untersuchung bilden die Ausgaben von Rehdantz-Carnuth (Anabasis), Kühner (Memorabilien), Breitenbach (Kyropädie), O. Keller (Hellenika) und Dindorf (kleine Schriften). —

L.s Vorgang war kaum anders denkbar, wenn er die Aufgabe, die er sich stellte, auf beschränktem Raume abthun wollte. Mehr aber wäre der Sache gedient gewesen, wenn er die Arbeit getheilt und den Forderungen der historischen Grammatik entsprechend angelegt hätte. Vor allem war das Zahlenverhältnis auch ganz gewöhnlicher Structuren zu den etwa sich findenden synonymen Ausdrucksweisen für jede Schrift genau anzugeben. So genügt es wissenschaftlich nicht, wenn L. *λογίζεσθαι* c. inf. einfach als 13mal bei Xenophon vorkommend bezeichnet und nur die Verbindung mit *ὅτι* (*ὡς*) c. verbo fin. nach ihrem Fundorte citiert. Es musste das Vorkommen der beiden Constructionen (einerseits mit dem Inf., andererseits mit *ὅτι* oder *ὡς* c. verbo fin.) innerhalb jedes einzelnen Werkes ziffermäßig nachgewiesen und das Überwiegen, beziehungsweise Zurücktreten der einen und andern betont werden. So ergäbe sich vielleicht manches wichtige Kriterium für die Zeitfolge der Schriften Xenophons (man vergleiche, was Dittenberger in seinem Aufsatze, Die Chronologie der Platonischen Dialoge, Hermes XVI, S. 330 f., über Xenophon bemerkt hat), und die Echtheitsfrage der in ihrer Authencität angefochtenen Schriftwerke würde nach ihrer sprachlichen Seite gefördert werden. Weiter muss es bedenklich erscheinen, sich durchwegs mit dem Texte der Herausgeber zu bescheiden, ohne nöthigenfalls nach der Überlieferung zu sehen, und schließlich ist es mindestens incorrect, wenn L. den Accus. und Nom. c. inf. unter einem mit dem bloßen Inf. behandelt, wenn er den Inf. bei *καιρός*, *ὥρα* und *σχολή ἐστι* ohne Rechtfertigung als Subject bezeichnet und wenn er unter substantiviertem Inf. nur den mit dem Artikel versehenen versteht. Nach alldem kann L.s Abhandlung nur eine wenngleich schätzenswerte[1]) und, soweit sie bestimmte Angaben enthält, wohl zu beachtende Vorarbeit für weitere Monographien abgeben, welche sich in wesentlichen Punkten an R. Tetzner, Der Gebrauch des Infinitivs in Xenophons Anabasis (Progr. Doberan 1891) anschließen könnten.

132. Schlegl Georg, Beispielsammlung aus Xenophon zur Einübung der Moduslehre. Im Anschlusse an Dr. W. v. Hartels griechische Schulgrammatik. (Fortsetzung und Schluss.) Progr. des Gymn. in Ungarisch-Hradisch 1891, 8°, 24 SS.

Der erste Theil von Schlegls Arbeit fand seinerzeit in diesen Blättern die wohlverdiente Anerkennung, die im gleichen Maße dem vorliegenden zweiten Theile gebürt. Mit den Belegen zur Lehre vom Infinitiv, vom Particip und vom Verbaladjectiv (Curtius - v. Hartel §. 221 bis 230) schließt Sch. seine Aufgabe ab. Bemerkenswert ist die angehängte tabellarische Übersicht, worin die Beispiele, welche für die einzelnen syntaktischen Regeln gesammelt sind, nach ihrer Anzahl ausgewiesen werden. Mit dieser Zugabe bedenkt Sch. wohl die Schulgrammatik der Zukunft, welche nicht nur im Gebiete der Formenlehre auf statistischen Zusammenstellungen wird basieren müssen. — Niemand wird die von Sch. gegebene Übersicht oder gar die ganze mühsame Arbeit nach dem Erscheinen von A. Joost, Was ergibt sich aus dem Sprachgebrauche Xenophons in der Anabasis für die Behandlung der griechischen Syntax in der Schule? Programm Königsberg 1888 (erweitert und umgearbeitet Berlin, Weidmann 1892) für überflüssig erklären, da ja Sch. nach der (in Österreich fast ausschließlich verbreiteten) Chrestomathie

---

[1]) Dass thatsächlich auch in vorliegender Form die Abhandlung Beachtung verdient, ersehe man aus A. Joost, Was ergibt sich aus dem Sprachgebrauche Xenophons in der Anabasis für die Behandlung der griech. Syntax in der Schule? Berlin 1892, der Lehners Arbeit als wertvoll anerkennt und ihre Resultate für seine Zwecke benützt.

von Schenkl arbeitet, also gerade jene Partien der Anabasis berücksichtigt, welche zunächst in der Schule zu lesen sind.

133. Brief Siegmund, Die Conjunctionen bei Polybius. I. Theil. Progr. des Gymn. im XVII. Bezirke von Wien (Hernals) 1891, 8°, 48 SS.

Angeregt durch K. Schenkls Ausführungen in Bursians Jahresber. 1884, I, S. 240, der statistisch genaue Untersuchungen über den Gebrauch der Conjunctionen in der späteren historischen Gräcität empfiehlt, behandelt Br. die ersten fünf Bücher des Polybius nach der angegebenen Richtung, wobei er das Geschichtswerk des Thukydides vollständig und die ersten drei Bücher von Xenophons Anabasis vergleichsweise heranzieht: auch das erste Buch Diodors dient gelegentlich zur Beleuchtung der Schreibweise des Polybius. — Br. bietet zunächst zwei Tabellen, welche die Frequenz der coordinierenden und der subordinierenden Conjunctionen ausweisen. Für das Überwiegen der Parataxis bei Polybius gegenüber Xenophon und Thukydides erkennt Br. u. a. als Grund die bei Polybius sehr beliebte Verwendung von Präpositionen mit dem Inf. an Stelle von Nebensätzen aller Art: auch in dieser Beziehung bringt Br. sorgfältig gesammelte Belege. Aus der Untersuchung der subordinierenden Conjunctionen ergibt sich, dass unter den Temporalpartikeln ἐπεί bei Polybius der Frequenz nach obenan steht. Es sei hier auf die (von Br. übersehene) in ihren Resultaten unanfechtbare Abhandlung über ἐπεί von Zycha in den Wiener Studien 1885, S. 85 ff. verwiesen: Z. weist nach, dass die mustergiltige Prosa im ganzen nur ἐπειδή als Zeitpartikel kennt (ἐπεί ist in der Regel anfügend und causal, fast gleich γάρ) und dass Xenophon mit seinem Gebrauch von ἐπεί völlig isoliert dasteht. — Dass andere Conjunctionen wie ἄχρι, ἔστε und ἡνίκα durch Polybius außer Gebrauch gesetzt werden, dass dieser nie bloßes πρίν, sondern stets nur πρὶν ἤ[1]) (im ganzen 7mal) und zwar immer mit dem Inf., auch nach negativem Hauptsatze, verwendet, sind schätzenswerte neue Beobachtungen Br.s. Auch als Causalconjunctionen fungieren bei Polybius zumeist ἐπεί und ἐπειδή; ὡς (bei Thukydides häufig causal) findet sich in dieser Verwendung nicht, wohl aber ὡς ἄν und ἅτε mit dem Particip zur Bezeichnung des objectiven Grundes. Im Gebrauche von διό und διόπερ zur Einführung eines selbständigen consecutiven Gedankens steht Polybius dem Thukydides nahe. — Fast ausschließlich erscheint ἵνα als Finalpartikel, auch wo die frühere Sprache nur ὡς (ὅπως) oder den bloßen Inf. zulässt. — Die Consecutivpartikel ὥστε (ὡς findet sich nur ausnahmsweise) construiert Polybius fast immer, auch gegen die classische Regel mit dem Inf. Ganz vereinzelt erscheint ὥστε zur Anknüpfung eines selbständigen Satzes. — Jeder der vier Abschnitte (über die Temporal-, Causal-, Final- und Consecutivpartikeln) schließt mit einer Übersichtstabelle ab, welche den Gebrauch der betreffenden Conjunctionen bei Thukydides, Xenophon Anab. I—III und Polybius I—V veranschaulicht. — So viel über die augenfälligsten Ergebnisse der gehaltreichen Arbeit. Der staunenswerte, methodisch geregelte Fleiß des Verf.s darf nicht ohne Anerkennung bleiben: möge Br. recht bald Gelegenheit zur Fortsetzung seiner Studien finden.

134. Kornitzer Alois, Textkritische Bemerkungen zu Ciceros Reden. Progr. des Gymn. in Nikolsburg 1891, 8°, 18 SS.

Kornitzers textkritische Bemerkungen beziehen sich auf Stellen, über deren Schreibung sich der Verf. schon früher bei verschiedenen

[1]) Vgl. auch diese Ztschr. 1883, S. 275, Anm. 1.

Gelegenheiten geäußert hat: aus den erneuerten Ausführungen ersieht man, dass K. seine einmal ausgesprochenen Ansichten immer wieder in Erwägung gezogen hat, so dass die nunmehrige Begründung eine allseitige und überzeugende ist. Die besprochenen Stellen sind: Verr. IV, §. 2 *Etiam planius: nihil in aedibus cuiusquam, ne in oppidis quidem, nihil in locis communibus, ne in fanis quidem .. tota in Sicilia reliquisse.* Hier vertheidigt K. Ieeps Conjectur *ne in hospitis* (st. *oppidis*) *quidem* gegen neuerliche Angriffe. — Verr. IV, §. 90 *Dedit igitur tibi nunc fortuna Siculorum C. Marcellum iudicem, ut cuius ad statuam Siculi te praetore adligabantur, eius religione te isti devinctum adstrictumque dedamus.* An Stelle der durch den Druck hervorgehobenen (verderbten) Worte schreibt K.: *religioni te testibus*, d. i. 'so dass wir der richterlichen Gewissenhaftigkeit desjenigen, an dessen Statue unter deiner Prätur Siculer gefesselt wurden, dich, gebunden und gefesselt durch die Zeugenaussagen, übergeben.' — Verr. V, §. 113 *Non posse Verrem testes interficiendo nos exstinguere.* Für das sinnlose *nos* setzt K. *facinus* ein. — Cat. IV, §. 11 *.. sive Silani sententiam sequi malueritis, facile me atque vos a crudelitatis vituperatione populo Romano atque obtinebo eam multo leniorem fuisse.* Das verderbte *populo Romano* (auch *p. r.* überliefert) ersetzt K. treffend durch *prohibebo*. — Mur. §. 43 *Nescio quo pacto semper hoc fit (neque in uno aut altero animadversum est, sed iam in pluribus), simul atque candidatus accusationem meditari visus est, ut honorem desperasse videatur.* Die Überlieferung, welche Landgraf verwirft, indem er schreibt: *nescio quo pacto saepe hoc fit*, vertheidigt K. erfolgreich. — Mur. §. 49 *Catilinam interea alacrem atque laetum .. inflatum cum spe militum, tum collegae mei .. promissis.* K. hält sein *multorum* st. *militum* für die einfachste Besserung. — Planc. §. 6 *Sed ego, Laterensis, caecum me et praecipitem ferri confitear in causa, si te aut a Plancio aut ab ullo dignitate potuisse superari dixero.* Auch hier weist K. nach, dass Landgrafs Änderung *si aut te a Plancio aut a te illum dignitate potuisse superari dixero* gegenüber der vollkommen sinngemäßen Überlieferung zurückstehen muss. — Mil. §. 15 *Nam qui non poenam confessioni, sed defensionem dedit, is causam interitus quaerendam, non interitum putavit.* Hier nimmt Lehmann den Ausfall eines Wortes wie *puniendum* hinter *interitum* an. K. findet eine solche Einschiebung sinnstörend: es sei vielmehr *quaerendum* in Gedanken zu ergänzen. — Mil. §. 39 *Cn. Pompeius ... cuius sententiam senatus omnis de salute mea gravissimam et ornatissimam secutus est ...* Nohl erklärt *omnis* für unecht. Allein K. zeigt, dass Cicero gerne von der Einstimmigkeit des ganzen Senates, womöglich von einem einhelligen Eintreten ganz Italiens, des ganzen Staates zu seinen Gunsten bei dem fraglichen Anlass spricht. — Von principieller Wichtigkeit ist die Entscheidung über Deiot. §. 34 *Et quem nos liberi, in summa populi Romani libertate nati, non modo non tyrannum, sed etiam clementissimum in victoria ducimus, is Blesamio, qui vivit in regno, tyrannus videri potest?* Dass hier die von H. Nohl bevorzugte Handschriftenclasse α A mit ihrem *ducimus* gegenüber *ducem vidimus* der Classe β das Richtige bietet, ergibt sich aus K.s Darstellung unwiderleglich.

Wien. J. Golling.

---

135. Polaschek A., Beiträge zur Erkenntnis der Partikeln *ἄν* und *κὲν.* (Schluss.) Progr. des k. k. Obergymn. in Czernowitz 1891, 8°, 23 SS.

Die vorliegende Programmarbeit bildet die Fortsetzung und den vorläufigen Abschluss der von mir im vorigen Jahrgange dieser Zeitschr.

(1891), S. 559 f. angezeigten Abhandlung. Sie bringt die Ergänzung der statistischen Daten über das Vorkommen der beiden Modalpartikeln *ἄν* und *κέν* in den einzelnen Versfüßen, und zwar von der zweiten Mora der Arsis des zweiten Fußes an. Es würde den mir zur Verfügung stehenden Raum überschreiten, wenn ich die Ergebnisse dieser nicht allein statistisch zusammenstellenden, sondern auch kritisch eindringenden Untersuchungen hier ausführlich wiedergeben sollte. Doch scheint es mir passend, die Folgerungen, welche der Verf. dieser Abhandlung aus dem von ihm zusammengetragenen Materiale S. 21 gezogen hat, hier wörtlich mitzutheilen: »Es ist richtig, dass gleichmäßig *κέν* und *ἄν* in III t (Thesis des dritten Fußes), dann ursprünglich in V t und vielleicht auch in III t_2 (zweite Mora der Thesis) fehlen, ebenso richtig ist aber, dass in IV t, IV t_1 und IV t_2 wohl für *κέν*, wenn auch nicht immer ein gesicherter, aber für *ἄν* im Homer gar kein und später so gut wie gar kein Platz vorhanden war. Die meisten *ἄν* entfallen ferner verhältnismäßig auf die Arsis, die meisten *κέν* auf die Thesis. In II t_2 räumt *ἄν* seit Homer fast, in III t_1 ganz die Stelle, dagegen in V a (Arsis des fünften Fußes) dringt es allmählich ein.« Weiter wird durch eine Übersichtstabelle gezeigt, wie an einzelnen Versstellen eine Vermehrung der beiden Modalpartikeln stattgefunden hat. So weit es sich um die statistischen Ergebnisse handelt, ist vorliegende, mit Sorgfalt abgefasste Arbeit gewiss sehr dankenswert, und, wie ich schon in der Besprechung des ersten Theiles derselben mich geäußert habe, sind dieselben auch für die Textkritik nicht selten verwertbar. Wird aber wirklich zur Wahrheit werden, was der Verf. am Schlusse seiner Abhandlung sagt: »Ist der Gang, den die Partikel *ἄν* bei ihrer Siegesbahn genommen, aufgedeckt, dann wird auch ein entsprechendes Licht in das geheimnisvolle Werden des unvergänglichen Schatzes griechischer Poesie seine belebenden Strahlen senden.« Ich fürchte, auch *ἄν* und *κέν* werden diese Frage nicht lösen, ebensowenig wie die Hoffmann'schen und andere auf der Basis der Sprache aufgebaute Untersuchungen.

136. Vicol F. L., Die Negation im Lateinischen. Progr. des gr.-or. Obergymn. in Suczawa 1891, 8°, 44 SS.

Es ist dies die Fortsetzung der vorjährigen Programmabhandlung, die ich im Jahrg. 1891, S. 558 f. angezeigt habe. Die heurige Abhandlung enthält die statistischen Verzeichnisse der mit dem privativen Präfix *in-* zusammengesetzten Adverbien, Substantiva und Verba nach den bereits bei der Besprechung der vorjährigen Abhandlung angeführten historischen Gesichtspunkten. Bei der Classificierung der erwähnten drei Bildungstypen ist jedesmal auch der Entstehungsart jedes einzelnen Compositums gebürende Rechnung getragen, so dass die jetzt vollendete Arbeit als eine wohlgeordnete Übersicht der behandelten Composita bezeichnet werden kann, deren statistische Zusammenstellung der Verf. am Schlusse der zweiten Abhandlung (S. 43) in übersichtlicher Darstellung nochmals vorführt. Die dort stehende Schlussziffer (1407 Zusammensetzungen mit dem privativen *in-*, wovon 458 vereinzelt) würde freilich eine kleine Abänderung erfahren, wenn bei der Summierung der einzelnen Bildungen (Adjective, Participien usw.) auch darauf Rücksicht genommen wäre, die von demselben Stamme herrührenden Bildungen verschiedener Function (z. B. imperitus, imperite, imperitia) als zusammengehörende auszusondern. Wie in dem vorjährigen Programme hat der Verf. auch in dieser Abhandlung an die statistische Aufzählung der betreffenden Composita Erörterungen über die Natur der von ihm behandelten Bildungen geknüpft, die man in der Hauptsache als zutreffend wird bezeichnen dürfen. Etwas mehr Vorsicht schiene mir geboten in dem Gebrauche des terminus technicus »Sprachgeist«. Der »Sprachgeist« ist der Geist der »Sprechenden«, und es ist unter allen Umständen misslich, bei Neubildungen ohne weiteres

von Verstößen gegen den Sprachgeist zu sprechen. Wäre ja doch bei solcher Auffassung jede der zahlreichen Analogiebildungen ein »Verstoß gegen den Sprachgeist«. Zum Schlusse noch eine Bemerkung über das S. 41 erwähnte Zeitwort *inquiesco*, dessen transitive Bedeutung nach der Meinung des Verf.s gegen den Sprachgebrauch verstößt. Dagegen ist zu bemerken, dass im vulgären Latein die causative (transitive) Bedeutung der Inchoativa nicht selten ist. Außer den von mir in meiner Laut- und Formenlehre (2. Aufl., S. 366) angeführten Literaturbelegen verweise ich noch auf *gignit* nascit *generat* Corp. Gloss. IV, 82, 52.

137. Perfecki R., Versuch einige classische Götternamen etymologisch zu deuten. Progr. des k. k. Obergymn. in Kolomea 1891, 8°, 56 SS.

Der Verf. dieser Programmabhandlung sucht die Unzulänglichkeit der bisherigen Deutungsversuche indogermanischer Götternamen nachzuweisen und darzuthun, dass alle Götternamen von dem Begriffe »Herr« ausgegangen seien. Wenn wir in historischer Zeit die Götter sozusagen specialisiert finden, so ist dies nach des Verf.s Meinung nicht zu verwundern, man hat eben einzelnen Göttern, die bestimmten Cultgemeinden angehörten, in späterer Zeit, nachdem jener ältere Begriff in Vergessenheit gerathen war, bestimmte Wirkungskreise zugewiesen. Die Aufgabe, die sich P. gestellt hat, besteht in dem Nachweise, dass in einer Reihe griechischer und lateinischer Götternamen die ursprüngliche Idee sich noch aufzeigen lasse. Der Verf. dieses Programmaufsatzes ist jedenfalls von der Richtigkeit seiner Ansichten so überzeugt, dass er alle historischen und zeitlichen Zusammenhänge überspringt und zur Erklärung der griechischen und römischen Götternamen hebräische, arabische, syrische und andere Wörter heranzieht. Die Athena ist abgeleitet vom hebr. Adonaj Herr; in Neptunus steckt nach P. »das skr. patis, das lat. potis, das arab. pet Herr und »ne« eine Verstärkungspartikel«, »etwa das griech. ναί, lat. ne oder vielleicht νέος neu, da die Begriffe jung und stark sich berühren« usw. Ares ist »mit Leib und Seele« das hebr. areiz (als Adjectivum nach Gesenius »schreckend«, »gewaltig«, als Substantivum »Tyrann«, »Alleinherrscher«). In der angedeuteten Weise wird noch an einer ziemlichen Anzahl Götternamen herumoperiert, ohne dass begreiflicherweise aus dieser »Dilettantenarbeit«, wie der Verf. selbst S. 55 sie nennt, der Wissenschaft irgend ein Gewinn erwächst. Wir machen deshalb den Verf., der sich sicher redliche Mühe gegeben hat, keinen Vorwurf, aber einen Wunsch sprechen wir am Schlusse dieser kurzen Anzeige aus, er möge sich, ehe er sich an die Fortsetzung seiner Arbeit macht, mit den Grundsätzen wissenschaftlicher Etymologie vertraut machen und nicht ohne Rücksichtnahme auf die Verschiedenheit der einzelnen Sprachen und die innerhalb derselben herrschenden Lautgesetze im Blinden herumtappen. Sonst wird er trotz Baal und Freia, die er sich zu Führern auserkoren, auch fernerhin in schwere Irrthümer verstrickt werden.

Innsbruck. Fr. Stolz.

---

138. Krystyniacki Jan, O języku greckim pisarzy bizantyńskich w ogólności i o ich sposobie wyrażania imion słowiańskich w szczególności (Über die griechische Sprache der byzantinischen Schriftsteller im allgemeinen und im besonderen über die Art slavische Namen auszudrücken). Progr. des k. k. IV. Gymn. in Lemberg 1890, 8°, 51 SS.

Zweck der interessanten Abhandlung ist, den Charakter der griechischen Sprache bei den byzantinischen Schriftstellern näher zu be-

stimmen, die Hauptfactoren aufzuzeigen, welche in verschiedentlicher Richtung auf ihre Veränderung eingewirkt haben, und so in allgemeinen Umrissen ein Bild des Verfalles dieser Sprache zu geben, wie er sich seit Verlegung der Reichsresidenz von Rom nach Byzanz vollzog. Anhangsweise werden die in historischen Schriften der Byzantiner vorkommenden Benennungen slavischer Länder-, Völker-, Städte- und Personennamen behandelt.

Nach einer Reihe recht beifallswerter Ausführungen über den Einfluss der Septuaginta auf die Sprache der griechischen Kirchenväter werden weiter die Bedingungen dargelegt, unter welchen eine reiche christlichgriechische Literatur sich entwickelte, deren Gattungen aufgezählt und nach Inhalt und Form treffend charakterisiert werden, wobei zugleich an Beispielen gezeigt wird, wie neue, den christlichen Anschauungen entsprechende Wörter und Wendungen gebildet wurden, die bis auf den heutigen Tag sich erhalten haben, wie z. B. cimetière und cmentarz.

Gleich trefflich wird sodann der Einfluss der lateinischen Sprache auf die weitere Gestaltung der bereits allgemein gebräuchlichen sogenannten *Κοινή* erörtert, und es ist interessant zu lesen, wie die Sprache der Byzantiner sowohl in lexikalischer, wie in grammatischer Hinsicht sich gestaltete, seitdem Konstantinopel Residenz des griechischen Kaiserthums und Centrum der damaligen Bildung geworden war. Namentlich in lexikalischer Beziehung wurde eine bedeutende Veränderung der griechischen Sprache dadurch herbeigeführt, dass viele Fremdwörter, namentlich lateinische, sich darin einbürgerten, indem einerseits infolge einer Menge neugeschaffener weltlicher und geistlicher Ämter und Functionäre, andererseits infolge Übertragung des römischen Rechts neue griechische Ausdrücke mittels Umbildung lateinischer Wörter beschafft werden mussten. Dasselbe gilt in Bezug auf Heilkunde, Strategik und andere Fachwissenschaften. Aber nicht allein die griechische Sprache als solche wurde verändert, sondern auch ihre Aussprache ward eine andere.

Der Verf. sucht nun am slavischen Alphabete, der sogenannten Cyrillica, nachzuweisen, wie die Griechen im 9. Jahrhundert ihre Buchstaben ausgesprochen haben. Darnach wurde *β* ausgesprochen wie *w* (*Βαρβάρας* = Warwary); unser *b* wurde durch *μπ* ausgedrückt (*Ῥόμπερτος* = Robertus). *Z* (*ζ*) lautete wie slavisches *Z* (*Ζηνοβίου* = Zinowia). *Θ* (*ϑ*) wurde theils wie *f*, theils wie *t*, theils wie *ft* ausgesprochen (*Ἀϑηνοδώρου* = Afinodora, *Εὐσταϑίου* = Ewstatia). Betreffs der Aussprache der Vocale und Diphthonge lehrt der Verf. Folgendes: *η* wurde ausgesprochen wie *i* (*Νικήτα* = Nikity), *αι* wie *e* (*Ματϑαίου* = Mafeja), *αυ* wie *aw* (*Αὐτονόμου* = Awtonoma), *ει* wie *i* (*Βασιλείου* = Wasilia), *ευ* wie *ew* (*Εὐσταϑίου* = Ewstafia), *οι* wie *i* (*οἰκονόμος* — der Verf. accentuiert *οἰκόνομος* — = ikonom), *ου* vor *α* oder *ι* wie *w* (*v*) (*Οὐαλεντινιανός* — der Verf. accentuiert *Οὐαλεντινιάνος* — = Valentinianus — *Σουίδας* = Svidas).

Schließlich wird an einer Anzahl von Beispielen gezeigt, wie die byzantinischen Schriftsteller Fremdwörter, namentlich slavische Eigennamen, griechisch wiedergaben.

Mit der Forderung des Verf.s, man solle im Gymnasium die griechischen Buchstaben so aussprechen, wie die zeitgenössischen Griechen sie aussprechen (S. 35), kann Ref. sich nicht einverstanden erklären. Für uns muss die Aussprache des Attischen zur Zeit Platons alleinige Norm sein. Wie aber die Aussprache des alten Griechisch zur Zeit der classischen Literatur beschaffen war, darüber verschafft uns die Wissenschaft zuverlässige Kunde. So lassen sich aus der Schreibung griechischer Wörter im Lateinischen und lateinischer im Griechischen bezüglich der Aussprache des letzteren sichere Schlüsse ziehen. Dazu kommen Zeugnisse alexandrinischer Grammatiker. Als ganz besonders wichtiges Zeugnis aber erscheint die Epigraphik als authentische Quelle für die Erkenntnis der Aussprache

des alten Griechisch. Auch Nachahmungen von Naturlauten, insbesondere von Thierstimmen, und die Wiedergabe solcher Nachahmungen durch die Schrift können als Mittel dienen, um die Aussprache des alten Griechisch zu erkennen. Wenn z. B. der Komödiendichter Kratinos die Schöpse βη βη blöken lässt (Dionysalexandros fragm. 5), so können wir mit Sicherheit annehmen, dass im 5. Jahrhundert v. Chr. η nicht wie *i*, sondern wie ein langes offenes *e* (französisches *ê*) und β nicht wie *w*, sondern wie unser *b* gelautet haben wird. Die Aussprache wie *w* kann es erst gegen Christi Geburt angenommen haben; denn bis dahin wird römisches *v* im Griechischen durch ου wiedergegeben (*Οὐαλέριος*, *Σερουίος*). Wie nun β gleich unserem *b* lautet, so behält auch γ den Laut unseres *g*. Die Aussprache wie *j* (γάρ wie jar) mag füglich dem Berliner überlassen bleiben. Das attische ζ wie weiches *s* (polnisch *z*) auszusprechen, erscheint nicht räthlich; die übliche Aussprache mit anlautendem *d* und auslautendem weichen *s* (polnisch *z*) wird beizubehalten sein. Dass θ von τ lautlich zu unterscheiden ist, unterliegt keinem Zweifel; dass man es aber so aussprechen solle, dass man dem τ einen scharfen Hauch nachstürzen lässt, ist nicht nöthig; es genügt den *t*-Laut in einen Hauchlaut austönen zu lassen. Das σ scharf auszusprechen, wie es im Slavischen geschieht, so dass es wie *ss* lautet, ist auch nicht nöthig. Warum soll man es nicht so aussprechen wie *s* in 'semel' oder 'Semmel'?

Bezüglich der Aussprache der Diphthonge muss die Erwägung maßgebend sein, dass zur Zeit, als die Griechen das phönikische Alphabet einführten, jedes Zeichen zweifellos seine Aussprache hatte, mithin jeder Diphthong die Verschmelzung zweier Laute vernehmen ließ. Demnach wird καί nicht wie Kä (Quai), ει nicht wie Ei und εὐ nicht wie Heu auszusprechen sein, sondern so, dass jedem Vocal seine Aussprache gewahrt bleibt (α + ι, ε + ι, ε + υ [= e + ŭ]).

Der Text der Abhandlung ist durch viele Druckfehler, incorrecte Schreibungen, falsche und Doppel-Accente und andere Ungeheuerlichkeiten arg entstellt (*Ἥλλην* und *Ἡλληνισμός*, *Θεοτίμετος*, *κατηχέται*, *ἀπὸ μήθης*, *οἶμαι*, *Εὐνάπιος ὁ Σαρδιάνης*, *σθάτμη*, *Σθλαβίνοι* und *Σθλαβηνοί*, *Σκύθων*, *σφενδονή*, *τήχνη*, *φονή* u. a.).

139. Czubek Jan, Król Edyp. Tragedya Sofoklesa (König Ödipus, Tragödie des Sophokles). Progr. des k. k. Gymnasiums St. Anna in Krakau 1890.

Es gereicht dem Ref. zum besonderen Vergnügen, Hrn. Prof. Czubek aufs neue zu begegnen. Den ihm vor Jahren anlässlich der Anzeige seiner Übersetzung des Ödipus auf Kolonos ertheilten Rath, sein schönes Talent nicht rosten zu lassen, hat Hr. Cz. getreulich befolgt und eine Übersetzung des Königs Ödipus geliefert, die der vorhin genannten nicht nur nicht nachsteht, sondern sie noch in manchen Punkten übertrifft. Die splendide Ausstattung verdient alles Lob.

Czernowitz. Joh. Wrobel.

---

140. Koprivšek Leopold, Latinsko-slovenska frazeologija k I. knjigi Caesarjevih kommentarjev de bello gallico za naše četrtošolce (Lateinisch-slovenische Phraseologie zum I. Buche der Commentarii Cäsars de bello gallico für unsere Quartaner). Progr. des k. k. Obergymn. in Rudolfswert 1891, 8°, 36 SS.

Da an den slovenisch-utraquistischen Gymnasien Cäsars »Commentarii de bello Gallico« ins Slovenische übersetzt werden, und wir für

die Schüler mit Ausnahme des lateinisch-slovenischen Wörterbuches für die 3. und 4. Gymnasialclasse nach Rožek (1882) keine Hilfsmittel besitzen, so ist der vorliegende erste Versuch, eine lateinisch-slovenische Phraseologie aus Cäsar zusammenzustellen, mit Freude zu begrüßen. Dadurch bekommen die Schüler, falls Separatabdrücke dieser Phraseologie zur Ausgabe gelangten, ein Hilfsmittel in die Hand, um sich in die Lectüre Cäsars leichter hineinzuarbeiten. Solche Commentare oder Phraseologien zu Cornelius Nepos und zu Cäsar hat für den Schulgebrauch in deutscher Sprache Prof. Johann Schmidt herausgegeben, und diese gewähren, wie ich mich überzeugt habe, den Schülern eine wesentliche Erleichterung bei ihrer häuslichen Präparation. Den gleichen Zweck verfolgt auch unser Verfasser. Leider ist hier, entsprechend den Raumverhältnissen eines Gymnasialprogrammes, nur die Phraseologie des I. Buches enthalten, allein wir hoffen, dass der Verf. uns bald die Phraseologie zu allen Büchern Cäsars liefern werde.

An der Hand der vorliegenden Phraseologie des I. Buches wollen wir einige Punkte anführen, um sie dem Verf., sowie anderen classischen Philologen, die in slovenischer Sprache unterrichten, zur Beurtheilung vorzulegen. Nach dem Vorgange der Herausgeber des obenerwähnten lateinisch-slovenischen Wörterbuches für die 3. und 4. Gymnasialclasse hat der Verf. die lateinischen Eigennamen nach der lateinischen, nicht nach der slovenischen Orthographie geschrieben, also Rhenus — Rhen, Gallia — Gallija, Aquitanus — Aquitanec, Aedui — Aeduanci, Gallicus — gallski, Dumnorix — Dumnorix usw. Diese Schreibweise widerspricht ganz und gar dem Charakter der slovenischen Orthographie und Sprache, sowie der Tradition unserer Schriftsteller. Nur dadurch wird man dem Charakter der slovenischen Sprache gerecht, dass man die Schreibung der lateinischen und griechischen Namen der slovenischen Orthographie anpasst. Man wird den Wert der lateinischen Sprache und Lectüre durchaus nicht schmälern, wenn man statt Caesar, Dumnorix, Divitiacus, Gallija, Rhen usw. der slovenischen Orthographie gemäß Cezar, Dumnorig, Divitijak, Galija, Ren usw. schreibt, andererseits wird aber dadurch dem Charakter des Slovenischen ein einheitliches Gepräge verliehen. Ferner halte ich die Bildung der lateinischen Eigennamen mit slovenischen Suffixen für unnöthig. Warum sollen wir statt Belžani, Gallci, Germanci, Aeduanci, Helvečani, helvečanski, belžanski usw. nicht lieber ganz einfach schreiben: Belgi, Gali, Germani, Eduji, Helveti (oder Helveciji), helvetski, belgijski?

In das Meritorische der vorliegenden Phraseologie übergehend, müssen wir im allgemeinen sagen, dass sich der Verf. seiner Aufgabe gut entledigt hat. Die meisten Phrasen sind richtig wiedergegeben, und der Schüler wird an der Hand dieses Hilfsmittels das I. Buch Cäsars leicht und gut ins Slovenische übertragen können. Man vergleiche z. B. in parem iuris libertatisque condicionem accipere aliquem = koga v jednakopravno in nezavisno razmerje sprejeti (cap. 28). Zu wünschen wäre eine größere Präcision des Ausdruckes und an manchen Stellen eine genauere Wiedergabe der lateinischen Vorlage; z. B. milites *munitione* prohibere — vojščake *pri obkopu* ovirati, richtig pri utrjevanju; instituto suo — po sedanji navadi, warum nicht: po svoji navadi; secreto — brez svedokov, warum nicht einfach: tajno oder na skrivnem; rei occurrere — čemu v okom priti, statt des fremden Ausdruckes empfiehlt sich der echt slovenische: zabraniti oder zaprečiti kaj; equo admisso ad aliquem occurrere — pridirjati h komu, genauer: skokoma h komu pridirjati; perterrere — strahovati, richtig strašiti (c. 49); terga vertere — bežati, genauer: začeti bežati oder v beg se spustiti. Unrichtig ist cap. 19 iniussu *suo* durch brez *svojega* povelja statt brez *njegovega* povelja übersetzt. Summum montem tenere — vrh gore zasesti, richtig: v oblasti imeti; zasesti heißt occupare. Sustinere hostium impetum — *sovražni* napad *prenesti*, richtig: sovražnikov naval odbijati oder vzdrževati (cap. 24 und 26). Unklar ist

cap. 26: nullam partem noctis iter intermittere — *v prihodnjih noči* nikoli dalj časa ustaviti se; man hätte die Stelle Cäsars nullam partem noctis itinere intermisso unverändert lassen und so übersetzen sollen: ne da bi se bili kdaj po noči ustavili oder počivali.

Diese wenigen Punkte haben wir deshalb herausgegriffen, um zu zeigen, in welcher Richtung eine Verbesserung anzustreben wäre. Bezüglich der slovenischen Phrasen möge man sich den großen Unterschied der perfectiven und imperfectiven Verba stets vor Augen halten; man soll die Setzung des Genitivs eines Substantivs statt des possessiven Adjectivs möglichst meiden, die Participialconstructionen des Slovenischen in größerem Maße berücksichtigen und die active Form der Sätze statt der passiven mehr in Verwendung bringen. Sinnstörende Druckfehler haben wir, abgesehen von šotor für castra statt des richtigen tabor (cap. 16 und 27), nicht bemerkt; andere kleinere Versehen sowohl im lateinischen als im slovenischen Texte kann sich der Leser leicht selbst verbessern.

141. Zavadlal Michael, Die Sprache in Kastelec' „Bratovske Bvgvice S. Roshenkranza". Progr. des k. k. Staatsgymn. in Cilli 1891, 8°, 34 SS.

Die vorliegende, sehr beachtenswerte Monographie bietet uns die Sprache des Matthias Kastelec, eines der bedeutendsten slovenischen Schriftsteller in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Der Verf. hat sich von den Werken Kastelec' das erste aus dem Jahre 1678 zur Vorlage gewählt, während er dessen »Nebeshki Zyl« (1684) und »Navuk Christianski« (1688) bei einer anderen Gelegenheit zu behandeln verspricht.

Kastelec ist insoferne ein interessanter slovenischer Schriftsteller, weil er einerseits die Sprache seines Volkes ausgezeichnet beherrscht, andererseits aber als geborener Innerkrainer der erste Vertreter des innerkrainerischen Dialectes ist. Die Sprache des Kastelec ist daher besonders wichtig für die Kenntnis der slovenischen Dialectologie und der historischen Entwicklung unserer Schriftsprache. In Kastelec finden wir im allgemeinen zwei Hauptdialecte Krains vertreten. Der Dialect Unterkrains als die von den protestantischen Schriftstellern begründete Schriftsprache bildet den Grundstock in seinen Schriften, zu welchem sich verschiedene Elemente der innerkrainerischen Mundart als seines Heimatdialectes hinzugesellten. Außerdem sind noch Spuren von der oberkrainerischen Mundart in der Schriftsprache des 17. Jahrhunderts zu finden. Daher sind bei der wissenschaftlichen Abhandlung der Sprache Kastelec' diese drei Dialectschichten möglichst auseinanderzuhalten. Der Verf. hat sich dieser Aufgabe mit großer Hingebung unterzogen und in seiner Monographie ein recht brauchbares Material zur historischen Durchforschung der slovenischen Sprache geliefert. Diese Abhandlung ist nicht etwa eine trockene statistische Aufzählung der verschiedenen Erscheinungen auf dem Gebiete der Laut- und Formenlehre in der Schrift des Kastelec, sondern sie versucht auch die verschiedenen dialectischen Eigenthümlichkeiten und Abweichungen von der damaligen Schriftsprache zu erklären und wissenschaftlich zu begründen. Die Erklärungen des Verf.s sind fast durchwegs zu billigen und stimmen mit den bisher gewonnenen Resultaten der slovenischen Dialectforschung überein. In vielen Fällen ist jedoch ein abschließendes Urtheil derzeit noch nicht möglich oder wenigstens nicht sicher, weil die Einzelforschung noch manche Lücke nachzutragen hat.

Zu den besonderen Eigenthümlichkeiten des innerkrainerischen Dialectes rechnet der Verf. den Übergang des auslautenden *g* in *h* (doh neben dolg), den secundären Wandel des *g* in *j* vor weichen Vocalen

(užjem statt užgem), die Setzung des *š* statt *s* (pošlušati statt poslušati), die Beibehaltung der Gruppe *šč* statt des oberkrainerischen *š* (karščanski neben karšanski). In der Formenlehre ist als eine Eigenthümlichkeit der innerkrainerischen Mundart zu bezeichnen die 2. Person. Plur. auf *ste* statt auf *te* nach der Analogie von vèste, daste usw., als želiste, prideste statt želite, pridete; im ganzen sind 40 solche Beispiele in der obengenannten Schrift des Kastelec zu finden.

Einige der angeführten Spracheigenthümlichkeiten sind jedoch nicht allein der innerkrainerischen Mundart eigen, sondern finden sich auch in dem unterkrainerischen und in anderen slovenischen Dialecten; daher ist es auch möglich, dass manche Eigenthümlichkeit aus der damaligen Büchersprache in die Schriften Kastelec' gedrungen ist, so dass man hiebei kein besonderes Merkmal seines Heimatdialectes zu constatieren hat. Es wäre also wünschenswert, wenn der Verf. den Einfluss der damaligen Schriftsprache auf die Schriften Kastelec' näher erörtert hätte. So wird, wie schon erwähnt, die Setzung des *š* statt *s* unter Beeinflussung des *š* in der nachfolgenden Silbe dem innerkrainerischen Dialecte zugeschrieben; jedoch diesen Wandel des *s* in *š* finden wir auch schon bei den protestantischen Schriftstellern (z. B. bei Trubar), und es ist möglich, dass hier eine Beeinflussung der Schriftsprache stattgefunden hat. Wenn Kastelec in einigen Wörtern *a* statt des halbvocalischen *e* schrieb, wie šal, prišal, lubèzan, rekal usw., so ist dies eine traditionelle Graphik, welche sich ein ganzes Jahrhundert zurück verfolgen lässt und sich bis ans Ende des 18. Jahrhunderts ununterbrochen erhalten hat. So lesen wir in Juričič' Postille 1578 šal, prišal, stregal, rekal, und diese Schreibart ist bis in die Zeiten Japeljs (1806) intact geblieben (s. Kopitar, Grammatik, 1808, S. 157). Doppelformen, wie der Instr. miseljo und misaljo, bolèznjo und lubèzanjo, sind ebenfalls so zu erklären, dass die Formen misaljo, lubèzanjo aus der Büchersprache in die Schriften des Kastelec Eingang gefunden haben. Schon bei Krelj (1567) lesen wir z lübezanjo und bei Hren (1612) misaljo. Wenn man narózn bei Kastelec mit nárezen bei Trubar vergleicht, so wäre man geneigt, das *o* in naróżn unter dem Einflusse des Accentes entstanden zu denken und es mit ohróni, prou gleichzustellen. Auch heutzutage wird in der östlichen Steiermark das betonte *a* sehr dumpf, gegen *o* hin klingend ausgesprochen. Der Dativ červèm ist nicht nach der Analogie der weichen Stämme gebildet (S. 20), sondern nach den i-Stämmen, wie ljudém, tatém, und ebendieselbe Analogie ist auch beim Loc. kotèh anzunehmen. Im Gen. und Dat. des Pron. téga, tému würde ich keine Bildung nach der Analogie der weichen Pronominalstämme (jega, jemu) suchen, sondern eine Ausgleichung dieser Casus nach den Formen mit dem erhaltenen *ě* annehmen; wir haben bei Kastelec im Loc. und Instr. Sing., sowie im ganzen Plural mit Ausnahme des Nom. Formen mit ě, und diese ě-Formen haben die nach der zusammengesetzten Declination gebildeten Formen tiga, timu verdrängt. Gegen die Analogie nach jega, jemu spricht auch der Umstand, dass wir bei Trubar, trotzdem er njega, njemu schreibt, die nach der zusammengesetzten Declination gebildeten Formen tiga, timu lesen.

Der Verf. versteht es, aus seiner Abhandlung für die jetzige Schreibweise praktische Anhaltspunkte zu liefern. So weist er schlagend nach, dass die Regel, wornach man im Loc. der weichen *o*-Stämme die Endung *i* schreiben soll, ganz unbegründet und willkürlich ist. Ferner legt er dar, dass die historische Entwicklung der slovenischen Sprache in der II. Verbalclasse nur die Schreibung dvigniti, dvignil und dvignjen verlangt, und dass die Schreibung dvignen auf einer Theorie beruht. Warum es jedoch unschön wäre, das *l* im Part. praet. act. II als mittleres (lateinisches oder deutsches) *l* auszusprechen, dies hat der Verf. nicht nachgewiesen, und die jetzige Praxis in der Schule dürfte nicht zu verwerfen sein.

Die ganze Abhandlung ist sehr anregend und verdient unsere vollste Anerkennung; sie ist ein schöner Beitrag zur historischen Er-

forschung der slovenischen Sprache und Dialectologie. Wir schließen mit dem Wunsche, dass der Verf. bald auch den syntaktischen und lexikalischen Theil der Schriften Kastelec' zum Gegenstande der Untersuchung machen möchte.

Klagenfurt. J. Šket.

---

142. Boehm Konrad, Goethes Verhältnis zur Antike. (Beiträge zur Erklärung einiger Elegien Goethes.) Progr. des Communal-Real- und Obergymn. im VI. Bezirke in Wien 1891, 8°, 20 SS.

Der Verf. spricht zunächst über Goethes innere Wandlung, welche durch die italienische Reise hervorgerufen wurde und sich zum Theil schon vor ihr vollzogen hatte. Er weist darauf hin, dass sich die Dichtungen jener Epoche, in welcher Goethe den Geist der Antike ganz in sich aufgenommen hat, von den früheren erheblich unterscheiden. Dies soll nun vorläufig an Goethes Elegien gezeigt werden. Nur einige besonders wichtige werden behandelt, um an ihnen durchzuführen, dass Goethe eine Reihe von Motiven der antiken Elegiker verwendet und auch die alte Mythologie lebensfrisch und voll Anmuth benützt hat.

Das Hauptgewicht ruht darauf, zu zeigen, der Einfluss der Alten mache sich weniger durch die Anlehnung an einzelne Stellen und Ausdrücke geltend, sondern der Zauber und die frische Natürlichkeit der altclassischen Poesie sei über diesen Elegien ausgegossen. Nicht dass dem Dichter eine Situation vorschwebt, ist das Charakteristische, sondern dass er sie eigenthümlich erfasst, an sie anknüpft, den Gedanken auf moderne Verhältnisse überträgt und dabei doch einen ähnlichen Eindruck hervorbringt wie seine Vorbilder. Der Dichter schafft somit stets etwas Neues und unterscheidet sich dadurch sowohl von der modernen Kunstpoesie als auch von der alten Dichtung; denn er weiß, Antikes und Modernes zusammenzuschmelzen, indem er naiv darstellt, ohne den modernen Dichter ganz zu verleugnen. Natürlich finden sich auch einzelne Stellen, die bewusst oder unbewusst bei Goethe die Wahl des Ausdruckes bestimmten, aber im ganzen hat der Verf. mehr auf den Einfluss des antiken Geistes Rücksicht genommen und dabei Homers nicht vergessen; denn Homers Vorbild war für die Elegie ebenso wirksam wie die Beschäftigung mit den römischen Elegikern.

Im zweiten Capitel analysiert der Verf. die 5., 6., 19. und 20. Elegie und beschäftigt sich sodann noch eingehend mit Alexis und Dora. Er zeigt bei dem zuletzt genannten Gedichte, wie manche Ideen und die Behandlungsweise der projectierten Nausikaa in dieser herrlichen Elegie verwertet wurden, und dass der Geist der Odyssee in ihr athmet. Der Verf. hat sein Thema mit Sorgfalt und Geschick behandelt und die Gründe mit Selbständigkeit des Urtheils abgewogen, ohne sich von seinen literarischen Vorgängern beeinflussen zu lassen. Eine Fortsetzung seiner Arbeit über diesen Gegenstand wäre darum sehr erwünscht.

143. Frank Karl, Schillers „Prinzessin von Zelle“ und Heyses „Graf Königsmark“. Progr. des Landes-Realgymn. in Mährisch-Schönberg 1891, 8°, 14 SS.

Schiller hatte für ein geschichtliches Drama einen Stoff gewählt, den später auch Heyse bearbeitet hat. Doch Schillers »Prinzessin von Zelle« blieb Entwurf, und nur aus den Notizen des Dichters vermag man sich die Entwicklung seiner Fabel und die Auffassung des gegebenen Stoffes zu veranschaulichen; dagegen liegt uns in Heyses »Graf Königsmark« die Ausführung nach demselben Quellenmaterial vor. Der Verf. vergleicht nun den Schiller'schen Entwurf mit Heyses Ausführung. Die

Betrachtung fällt stark zu Ungunsten der letzteren aus, ja das Stück Heyses wird überhaupt wegen der Frivolität in der Auffassung absprechend beurtheilt.

Schiller hatte den Entwurf seines geplanten Dramas mit den Worten eingeleitet: »Aus diesem Stoffe kann eine Tragödie werden, wenn der Charakter der Prinzessin vollkommen rein erhalten wird und kein Liebesverständnis zwischen ihr und Königsmark stattfindet.« Bei Heyse kommt jedoch thatsächlich ein Liebesverhältnis vor und bewirkt die Verwicklung des ganzen Stückes. Ich meine nun nicht mit dem Verf., dass bereits dadurch die ganze Fabel verunglückt ist (S. 7), sondern vielmehr deshalb, weil dieses strafbare Einverständnis in einer unsere Empfindung verletzenden Weise entsteht und weitergeführt wird. Es ist schade, dass der Verf. das historische Trauerspiel »Sophia Dorothea« von A. Schütz nicht gekannt hat. Dieser neue Dichter hat offenbar den Schiller'schen Entwurf genau studiert und sich zum Vorbild genommen. Auch er weicht dem Liebesverhältnisse zwischen der Prinzessin und dem Grafen möglichst lange aus und findet es erst gegen den Schluss des Stückes für nöthig. Auch in vielen anderen Einzelheiten hält er sich Schillers Plan genau vor Augen.

144. Lorenz Ferdinand, Zu Grillparzers dramatischem Märchen „Der Traum ein Leben". Progr. der Landes-Oberrealschule in Znaim 1891, 8°, 40 SS.

Der Verf. bietet uns eine schöne, wertvolle Untersuchung über dieses durch seinen kunstvollen Bau und andere Eigenthümlichkeiten ausgezeichnete Drama Grillparzers. Er behandelt S. 1—7 die Entstehungsgeschichte des Stückes, wobei ich noch auf S. 240 im Band XII von Sauers Ausgabe der sämmtlichen Werke auf die wörtliche Äußerung des Dichters aufmerksam mache. S. 7—10 bespricht die erste Aufführung, S. 10—21 das Verhalten der Wiener Kritik zu diesem dramatischen Märchen, welches Grillparzer selbst für ein großes Wagestück erklärte.

Die zweite Hälfte der ganzen Arbeit bespricht die Quellen und Anregungen. Es berührt sich hier des Verf.s Arbeit mit einer Abhandlung Rudolfs von Payer (Österreichisch-ungarische Revue 1890) »Grillparzers Traum ein Leben, ein Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte«. Lorenz hat diese Untersuchungen leider nicht gekannt und erwähnt sie auch nicht unter den auf S. 40 benützten Schriften und Werken. Beide Arbeiten ergänzen sich gegenseitig. Payer ist es nicht darum zu thun, die Quellengeschichte des Grillparzer'schen Dramas erschöpfend zu behandeln. Er sucht vielmehr die allgemein bekannten Vorlagen des Dichters in ihrem Verhältnisse zu seinem Werke zu prüfen, besonders aber ihre Geschichte bis auf den ältesten Ursprung zu verfolgen. Dabei leistet ihm seine Bekanntschaft mit der orientalischen Literatur gute Dienste, und es gelingt ihm, das Traummotiv über die nächtliche Himmelfahrt Mohammeds hinaus bis auf die Legende des Artā Virāt Nāmak zurückzuführen.

Payer hat, durch eine Notiz meiner Untersuchungen über Klingers philosophische Romane angeregt, die Frage aufgeworfen, ob Grillparzer Klingers Roman, Die Geschichte Giafars des Barmeciden, gekannt hat. Er zieht eine Parallele zwischen den beiden Dichtungen, wagt es aber nicht, ein endgiltiges Urtheil abzugeben. Aus dem Umstande, dass sich in Grillparzers Besitze eine spätere offenbar unbenützte Ausgabe von Klingers Werken befindet, lässt sich kein Schluss ziehen, wohl aber habe ich darauf aufmerksam zu machen, dass Grillparzer in der Hof- und in der Universitätsbibliothek viel gearbeitet hat und dort alte Nachdrucke der Klinger'schen Romane finden konnte. Zu den Ähnlichkeiten zwischen Klinger und Grillparzer, welche Payer im zweiten Theile seines Aufsatzes S. 8 zusammenstellt, verweise ich auf das Übereinstimmende zwischen Raupachs

»Märchen im Traum« und dem »Traum ein Leben«. Auch hier sind die Ähnlichkeiten der beiden Stücke untereinander und beider mit Klinger auffallend, so dass alle drei Dichtungen einen gemeinsamen Bestand zeigen, der die Möglichkeit nahelegt, anzunehmen, Raupach habe Klinger benützt; dann wäre es aber denkbar, dass das bei Klinger und Grillparzer Zusammenstimmende durch die Benützung Raupachs zu erklären ist. Allein einige kleinere Züge bei Grillparzer weisen, weil bei Raupach keine Anhaltspunkte für sie vorhanden sind, darauf hin, dass man eine unmittelbare Kenntnis von Klingers Roman von Seite Grillparzers dennoch annehmen könnte. Der Dichter hat also Raupach gewiss und Klinger möglicherweise gekannt, und es scheint mir das Vorhandensein eines unbenützten Exemplars von Klingers Werken in seiner Bibliothek durch den Umstand erklärlich, dass er den Dichter, welcher ihn in früheren Jahren einmal beschäftigt und sogar angeregt hatte, später für seine Bibliothek gelegentlich anschaffte, obwohl er nicht mehr dazukam, dessen Werke wieder zu lesen.

Das oben erwähnte »Märchen im Traume« von Raupach hat Grillparzer für die scenische Technik seines Stückes viele wichtige Dienste geleistet, und die genaue Analyse auf S. 28 ff. gehört zu den wertvollsten Theilen der vorliegenden Arbeit.

Außerdem spricht der Verf. noch über das Verhältnis zu Voltaire und Calderon, auch hier ergänzen sich die Auseinandersetzungen der Schrift mit den Darlegungen Payers. Sauers Hinweisungen auf Herodot werden S. 27 benützt. Endlich ist noch S. 38 über Grillparzer und den Herzog von Rivas die Rede.

Wien. Dr. F. Prosch.

---

145. Spielmann, Dr. Alois, Die Aristotelischen Stellen vom *τρίτος ἄνθρωπος*. Progr. des f.-b. Privatgymn. am Seminarium Vicentinum in Brixen 1891, 8°, 15 SS.

Der Aufsatz ist eine Specialuntersuchung anziehendster Art, die von des Verf.s genauer Kenntnis der Literatur über die Philosophie des Aristoteles zeugt und der Schwierigkeit, welche der Erklärung des Gegenstandes entgegensteht, nicht aus dem Wege geht. Der Verf. findet, dass der *τρίτος ἄνθρωπος* ursprünglich ein Sophisma bedeutet, welches sich gegen die Realität des Allgemeinen kehrt, dass derselbe aber später bei Aristoteles ein Einwand gegen die Ideenlehre ist, ohne dass ein näherer Aufschluss über die Entstehung und Bedeutung der Aporie in den auf uns gekommenen Aristotelischen Schriften zu finden ist. Dagegen ist überliefert, dass eine genauere Erklärung des »dritten Menschen« in dem Aristotelischen Werke »Über die Ideen« gegeben war, woraus sich die Kürze erklärt, mit der sich Aristoteles in seinen uns vorliegenden Schriften äußert. In den uns überlieferten Werken des Aristoteles ist nur an drei Stellen vom *τρίτος ἄνθρωπος* die Rede. Besonders zu beachten sind Met. I 9 und XII 4, [1]) deren Wortlaut fast übereinstimmt, doch so, dass sich Aristoteles an letzterer Stelle, wie der Verf. aus dem Zusammenhange wohl mit Recht erklärt, als Anhänger der Ideenlehre ausschließt und somit gefolgert werden kann, die zweite Stelle stamme aus einer weit späteren Zeit, als die erstere. Wichtiger aber scheint mir der Excurs (S. 13 f.), mit welchem der Verf. Überwegs Athetese von Platons Parmenides entgegentritt, obwohl er auch hier die auffallende Thatsache zugesteht, dass Aristoteles in der Metaphysik auf Platons Erörterungen eingeht. Bedenk-

---

[1]) Nach der Ausgabe von W. Christ, die der Verf. benutzt zu haben scheint.

lich ist nur, dass der Verf. das Auffallende in dem Missverständnisse des Aristoteles in Betreff der Platonischen Ideenlehre findet.

Wien. Joh. Schmidt.

Entgegnung.

Auf die Recension unseres Buches »Die Gottheit der Griechen als Naturmacht« von J. Zingerle auf S. 530—531 dieses Jahrganges der Zeitschr. f. d. österr. Gymn. erlauben wir uns in Kürze Folgendes zu erwidern:

Wenn Z. unsere Vorstudien in der politischen und Culturgeschichte der Griechen usw. ohne weitere Begründung als »ganz ungenügend« bezeichnet, so dürfte dieser Calcül doch allzu grell mit den durchwegs »ausgezeichneten« Referenzen über unsere unter verschiedenen Lehrern mit Eifer gerade den ältesten Epochen gewidmeten Studien contrastieren.

Bezüglich der verhältnismäßig reichlichen Benützung später, der synkretistischen Zeit angehöriger Quellen, speciell der orphischen Hymnen, berufen wir uns nochmals auf das von dem unseren kaum weit verschiedene Vorgehen Roschers und dessen Bemerkung in der Schrift »Über Selene und Verwandtes«, S. IX, dass »die echten alten Vorstellungen gerade in den späteren und spätesten Quellen oft am allerreinsten bewahrt sind«.

Wenn Z. besonders unsere Auffassung der Demeter, des Asklepios und der Nymphen als ursprünglicher Himmelsmächte tadelt, so thut diese Deutung bezüglich der zwei letztgenannten göttlichen Mächte, da sie nicht dem olympischen Götterkreise angehören, unserem Systeme in keinem Falle größeren Eintrag und finden wir, besonders bei Asklepios, recht bedeutende Forscher auf unserer Seite; bezüglich der Demeter aber haben wir unsere Auffassung auf den kaum ohneweiters zu ignorierenden Nachweis ihrer Identität (als *Δηώ-νη*) mit der dodonäischen Zeusgemahlin *Διώνη* gegründet.

Dass wir überall »nur jene Seiten des göttlichen Waltens herausgriffen, die eine Deutung auf einen Naturbezug zulassen«, erscheint durch den Titel unseres Buches hinlänglich gerechtfertigt. Für die reichlichen kurzen Stellencitate dürfte uns, wenngleich dieselben begreiflicherweise mehrfach nicht aus erster, sondern aus verlässlicher zweiter Quelle stammen, die Mehrzahl der Leser, schon des erleichterten Aufsuchens halber, dankbar sein.

Dasselbe glauben wir in noch höherem Grade bezüglich unserer zahlreichen, mit möglichster Vollständigkeit und Übersichtlichkeit gearbeiteten Tabellen erhoffen zu können, über welche Crusius in seiner Besprechung unseres Buches im Literarischen Centralblatte Nr. 1 d. J. sagt, dass sie »die universelle Wirksamkeit der griechischen Hauptgottheiten denen, die noch immer nicht hören wollen, in die Ohren schreien werden«, eine Anerkennung (in allerdings sehr abgeschwächter Form findet sie sich auch bei Z.), welche einer Billigung unseres Standpunktes nicht sehr ferne steht. Denn, ist jede Gottheit auf allen oder doch den meisten Gebieten thätig, ihr Wirkungskreis also nahezu unbeschränkt, so fallen eben alle Gottheiten gewissermaßen — wir betonen dieses Wort — in Eins zusammen.

Schließlich erlauben wir uns, die geneigten Leser auf das ebenso objective wie verständnisvolle Referat über dasselbe Werk von Prof. A. Th. Christ im »Gymnasium« Sp. 545 f. d. Jahrg. aufmerksam zu machen.[1])

Marburg. J. Murr.

---

[1]) Die Worte 'Schließlich ... zu machen' sind von Herrn Prof. Murr bei der Druckcorrectur beigesetzt worden. Anm. d. Red.

Erwiderung.

Zur obigen Entgegnung Herrn Dr. Murrs habe ich Folgendes zu bemerken. Was die Vorstudien des mir persönlich unbekannten Hrn. Verf.s anlangt, konnte ich mir ein Urtheil darüber natürlich nur aus dem Buche selbst bilden, und ich bedauere es, dass der Hr. Verf. darin nicht mehr von seinen Kenntnissen niedergelegt hat, so dass ich denselben nahezutreten genöthigt war. Bezüglich des zweiten Punktes waltet ein Irrthum von Seite M.s ob. In meiner Anzeige beanstandete ich den Mangel an Kritik der Quellen, indem der Verf. die Inschriften, Homer, Pindar, die Orphica usw. als gleichwertig nebeneinander stellt; einen Tadel, die Benützung späterer Quellen betreffend, habe ich nicht fallen lassen, obwohl ich gestehe, dass ich in der Benützung der Orphica für eine Darstellung der griechischen Religion bei dem heutigen Stande der Forschung eine größere Vorsicht für angezeigt halte. Die angezogenen Worte Roschers haben von Seite M.s wohl eine zu einseitige Deutung erfahren; wenigstens deutet die Beanstandung gerade dieser Seite des M.schen Buches durch denselben Forscher (Berl. phil. Woch. 1893, S. 915) darauf hin; ich verweise den Verf. zur Vermeidung weiterer Auseinandersetzungen über diesen Punkt auf die betreffende Anzeige. Den dritten Punkt der obigen Entgegnung betreffend, halte ich bei dem Standpunkte des Verf.s eine Verständigung allerdings für ausgeschlossen. Eine Methode, die auf einer nicht zu beweisenden Voraussetzung ein System aufbaut, in das dann die einzelnen Göttergestalten unter Berücksichtigung nur einer Seite ihrer Wirksamkeit hineingezwängt werden, kann nicht den Anspruch erheben, als wissenschaftlich zu gelten; diese Erwägung, um auf den folgenden Einwurf M.s vorzugreifen, war es, die mich veranlasste, die Beschränkung des Stoffes, die sich der Verf. selbst auferlegte, zu beanstanden. Wenn Hr. M., um die Einheitlichkeit seines Systems nicht aufzugeben, Demeter aus dem Kreise seiner Himmelsgöttinnen nicht freigeben will, so brauche ich wohl nur auf die Thatsachen des Cultes hinzuweisen, denen gegenüber Gleichungen wie *Δηώ-νη = Διώνη* nicht in Betracht kommen, selbst wenn Dione als ursprüngliche Himmelsgöttin erwiesen wäre. — Was den letzten Punkt der obigen Entgegnung anlangt, so habe ich keine Veranlassung auf denselben weiter einzugehen, nachdem der Verf. selbst für seine Tabellen nur eine praktische Verwendbarkeit in Anspruch nimmt, die ich ihnen von vorneherein zuerkannt habe.

Den Schlussatz wird in seiner beschränkten Fassung niemand anfechten, nur darf daraus nicht ein Schluss auf einen ursprünglichen Monotheismus gezogen werden, indem aus der Einheit des Wirkungskreises der verschiedenen Gottheiten auf eine ursprüngliche Einheit der Gottheit selbst geschlossen wird.

Der Umstand, dass meine bereits im November vorigen Jahres der Redaction dieser Zeitschrift vorliegende Anzeige sich in allen wesentlichen Punkten mit den anderen bisher veröffentlichten deckt, die Einwürfe des Verf.s sich also indirect auch gegen diese richten, veranlasste mich, mich mit dem Hrn. Verf. ausführlicher auseinanderzusetzen, als es ursprünglich in meiner Absicht gelegen war.

Wien. Josef Zingerle.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Zur Kritik und Erklärung der sechsten olympischen Ode des Pindar.

Die Güte der handschriftlichen Überlieferung des Pindartextes dürfte kaum in einer andern Ode so deutlich zutage treten wie in der sechsten olympischen. Denn eigentlich liegt an einer einzigen Stelle, V. 15, eine tiefere Corruptel vor und auch diese ist durch Bergks glückliche Emendation *ΤΕΝΕΣΘΕΝΤΟΝ* (d. i. *τε νησθέντων*) statt *ΤΕΛΕΣΘΕΝΤΟΝ* (d. i. *τελεσθέντων*) als eine jener irrthümlichen Transscriptionen aus der antiqua scriptura, wie sie jedem Pindarkritiker bekannt sind, erwiesen worden. Sonst hat sich der Emendator fast ausschließlich mit der Feststellung der richtigen Interpunction und Buchstabentrennung zu beschäftigen. Unter solchen Verhältnissen muss es wundernehmen, dass gerade dieses Gedicht der Exegese so große Schwierigkeiten bereiten soll, besonders wenn man bedenkt, dass der Dichter seine Lieder *φωνάεντα συνετοῖσιν* (Ol. II, 93) nennt, ein Wort, das wir im Sinne Friederichs' Pind. Stud. (Berlin 1863) S. 2 dahin verstehen, dass „jedes pindarische Gedicht sich selbst erklärt, d. i. in jedem Gedichte selbst die individuellen Anlässe, überhaupt alles enthalten ist, was zu seiner Erklärung nothwendig ist". Zu den schwierigen Stellen rechnen wir aber natürlich nicht jene, welche die Erklärer selbst erst dazu gemacht haben, indem sie z. B. darüber streiten, ob V. 1 *χρυσέας* (*κίονας*) 'vergoldet' oder 'goldig' oder 'fair, brilliant' bedeutet, oder ob V. 7 *ἐπικύρσαις ἀφθόνων ἀστῶν ἐν ἱμερταῖς ἀοιδαῖς* zu verbinden sei *ἐπικύρσαις ἐν ἀοιδαῖς* oder *ἐπικύρσαις ἀστῶν* oder ob zu *ἐπικύρσαις* zu ergänzen sei *ὕμνῳ* oder endlich *ἀφθόνων ἀστῶν ἐν ἱ. ἀοιδαῖς* von Mitbürgern gesagt sei, die im Gegensatze zu andern mit Lobliedern nicht sparsam umgehen — ein Verfahren, das den Dichter in den Verruf großer Schwierigkeit bringen und ihm viele Forschungslustige abwendig machen muss, während einer, der sich in ihm nur halbwegs auskennt, die

richtige Erklärung sofort selbst herausfindet. Wir meinen vielmehr die Interpretation jener Stellen, welche für die richtige Erfassung der Gesammtverhältnisse, die dem Gedichte zugrunde gelegt sind, von ausschlaggebender Wichtigkeit sind. Auch hier herrscht große Meinungsverschiedenheit. Insbesondere hat der um Pindar hochverdiente L. Bornemann im Philologus, N. F. I. Bd. (1888), S. 589—598, einen Weg eingeschlagen, gegen den wir im Interesse einer absehbaren endgiltigen Einigung über das Wesen pindarischer Poesie unsere Bedenken geltend machen müssen. Wir meinen nämlich, dass Pindar, wenn er ein Anrecht auf das Lob *πρόφαντον σοφίᾳ καθ' Ἕλλανας ἐόντα παντᾷ* (Ol. I, 120) erwerben wollte, seinen Lesern nicht auf Familientraditionen und dergleichen abstruse Dinge beruhende und deren genaue Kenntnis voraussetzende Räthsel zur Auflösung vorlegen durfte, und dass er dies umso weniger konnte, wenn er gar auch von kommenden Geschlechtern (*ἐλπίδ' ἔχω κλέος εὑρέσθαι κεν ὑψηλὸν πρόσω* Pyth. III, 111) verstanden und gefeiert werden wollte.

Bisher hat man sich nun die Situation auf Grund der in der Ode enthaltenen Andeutungen folgendermaßen zurecht gelegt: Agesias kommt nach errungenem olympischen Siege mit seinen Begleitern, auf der Rückreise nach seiner Heimat Syrakus begriffen, nach dem Stammsitze seiner Ahnen Stymphalos in Arkadien, wo ihm zu Ehren durch einen gewissen Äneas die Siegesfeier veranstaltet und das Lied aufgeführt wird. Ganz anders Bornemann. Er erblickt in dem ganzen Gedichte nichts anderes als ein Segens- und Wunschlied auf jenen Agesias, der im Begriffe steht, aus Stymphalos nach Syrakus umzusiedeln. Unter Bezugnahme auf die bekannte Tabula Iliaca (O. Jahn, Griech. Bilderchroniken 35 f. Taf. I*. Seeliger, Überlieferung der griech. Heldensage bei Stesichoros I, 32), welche unter anderem den Äneas darstellt σὺν τοῖς ἰδίοις ἀπαίροντα εἰς τὴν Ἑσπερίαν, will er die Tendenz der Ode durch die Überschrift *Ἀγησίᾳ μετοικιζομένῳ* (oder *μεταλλασσομένῳ*) zusammenfassend bezeichnet wissen und deutet von diesem Standpunkte aus Stelle für Stelle in ganz neuer Weise.

Die Grundpfeiler, auf welche Bornemann diese seine Ansicht stützt, sind zunächst zwei Stellen des Gedichtes: V. 62 *μετάλλασέν τέ νιν* und V. 88 *Αἰνέα*. An ersterer entscheidet er sich für die (durch den cod. A bestätigte) Conjectur Thierschs *μετάλλασσεν* (impf. von *μεταλλάσσω*) und übersetzt 'er (der Gott) suchte ihn zur Auswanderung zu bewegen'. Aber bei näherer Betrachtung der Stelle, dass *μετάλλασσεν* mit *ἀντεφθέγξατο* verbunden ist, dass dessen Subject *ὄσσα* ist (nicht etwa *πατήρ*), dass darauf sogleich die oratio recta folgt: *ὄρσο, τέκνον* ..., wird jeder zugeben, dass der Dichter unmöglich sagen konnte: „Es antwortete des Vaters Stimme und suchte ihn zur Auswanderung zu bewegen: „Erhebe dich, Kind...““ S. Mommsen Suppl. p. 59 sq. Vielmehr muss *μετάλλασσέν τέ νιν* den Sinn eines verbum dicendi

haben und liegt eine freie Nachahmung einer epischen Formel, wie sie unser Dichter liebt, vor. Mezger Pindars Siegeslieder (Leipzig 1880) S. 129 erklärt *μεταλλᾶν τινα* = *μετὰ ἄλλον τινὰ ἰέναι*, und sonach entspräche der Ausdruck dem aus Vergil bekannten resecuta est, oder aber ist, und dies dünkt uns wahrscheinlicher, *μετάλλασσεν* = *ἠμείβετο*; Belegstellen für die Bedeutungsgleichheit dieser Verba sind Plat. Apol. 37 D *ἄλλην ἐξ ἄλλης πόλεως ἀμειβομένῳ ζῆν* und Parmen. 138 C *χώραν ἑτέραν ἐξ ἑτέρας μεταλλάσσειν*. Wir übersetzen also: „Es tönte aber deutlich vernehmbar des Vaters Stimme zurück und antwortete ihm: „Erhebe dich, Kind ...“ “ Andere freie Umgestaltungen epischer Formeln — ein vollständiger Ausweis derselben, sehr wichtig für die Erkenntnis der pindarischen Diction, wäre eine dankenswerte Arbeit — liegen z. B. vor V. 52 *ὧς ἄρα μάννε* (= *ὧς ἄρ' ἔφη*), Pyth. IV, 86 *ὀπιζομένων δ' ἔμπας τις εἶπεν καὶ τόδε* (= *ὧδε δέ τις εἴπεσκε ἰδὼν εἰς πλησίον ἄλλον*), und so ist Pyth. IV, 173 statt des sonderbaren *αἰδεσθέντες ἀλκὰν* jedenfalls zu schreiben *αἶν' ἑσθέντες ἀλκάν*,[1]) als Nachahmung des homerischen *θοῦριν ἐπιειμένοι ἀλκήν*. — Nun gehen wir zu dem mysteriösen Äneas über. Weder Bergk noch Bornemann glauben den Scholiasten, dass Äneas der *χοροδιδάσκαλος* des Pindar gewesen sei. Bergk zweifelt nicht, dass er ein hospes et cognatus Agesiae ist, dass in Aeneae aedibus comissatio peragebatur, dass Aeneae familiares choreutarum munus in se receperant. Wir schließen uns dieser Ansicht im Grunde an, umsomehr als, wie Mezger a. a. O. S. 123 anführt, der Name Äneas in der Familie der Iamiden häufig war und auch der Ausdruck *ἑταίρους*[2]) V. 87 von den Festgästen in Bezug auf Äneas nicht passen würde, falls dieser ein *χοροδιδάσκαλος* ex professo war. Damit ist aber die Möglichkeit nicht aufgehoben, die folgenden Worte V. 90 f. *ἐσσὶ γὰρ ἄγγελος ὀρθός, ἠυκόμων σκυτάλα Μοισᾶν, γλυκὺς κρατὴρ ἀγαφθέγκτων ἀοιδᾶν* auf ihn zu beziehen. Wir haben hier, wie auch sonst, den Fall, dass Pindar sein Lied auf Vermittlung eines Freundes oder Gönners[3]) des Siegers arbeitete und ihm zur Besorgung der Aufführung übergab. Ein Freund also, ein Verwandter des Agesias, vielleicht der Chef des Hauses der Iamiden im Mutterlande, ist

---

[1]) *αἶν'* = *αἰνὰ* adverbiell, *ἑσθέντες* aber ist eine vollständig regelmäßige Aoristbildung von *ἕννυμι*; ich finde übrigens in Kühners ausf. Gramm. I, S. 815 nur citiert '*A. P. ἀμφι-ἑσθείς* Herodn. 1, 10, 5'; es ist jedoch klar, dass Herodian (der Historiker) diese Form nicht erst kann gebildet haben.

[2]) Natürlich verstehen wir unter *ἑταῖροι* nicht die Choreuten, denn mit Recht sagt Croiset la poésie de Pindare (Paris 1880) p. 100 'la personne des choreutes grecs n'a plus d'existence dramatique que n'en a aujourd'hui dans un opéra, celle des musiciens composant l'orchestre'.

[3]) Dies ist der Stand der Dinge in der 10. pythischen Ode (s. bes. V. 5).

unser Äneas, dem in dieser Stellung gewiss daran gelegen sein musste, diesen olympischen Sieg, ein neues Reis, das der Ruhmesbaum des Geschlechtes in fernem Lande getrieben, von Bürgern der Urheimat gefeiert zu sehen. Auf Äneas als Überbringer des Siegesliede passt zunächst vortrefflich ἄγγελος ὀρθός, auf ihn passte gewis auch σκυτάλα ('Dolmetsch') Μοισᾶν, auf ihn lässt sich auch al den Spender des auf seine Veranlassung und jedenfalls auch auf sein Kosten eingeübten Liedes auch der Ausdruck γλυκὺς κρατὴ ἀγαφθέγκτων ἀοιδᾶν anwenden. Bergk bezieht alle diese Au drücke auf Μετώπα, wobei er aber uns nicht überzeugen konnte, dass in diesem Falle das masc. ὀρθός am Platze sei (vgl. Hom. Od. XIII, 374 ὠκέα ... ἄγγελος ἦλθε Λαμπετίη). Noch un wahrscheinlicher ist aber Bornemanns Auslegung. Er schreibt V. 87 ὄτρυνον νῦν ἑταίρους Αἰνέα (gen.) πρῶτον μὲν Ἑρμᾶ παρθενίαν κελαδῆσαι κτλ. und will ὄτρυνον als Aufforderung des Dichters an sich selbst gefasst wissen, so dass auch ἐσσὶ γὰ ἄγγελος — ἀοιδᾶν von Pindar zu verstehen sei. ἑταίρους Αἰνέ ferner heiße „die Genossen dieses Äneas", wobei unter Äneas uns Agesias verstanden werden müsse, dessen Typus eben der trojanisch Held sei. Dagegen haben wir Folgendes einzuwenden: 1. E wäre doch wahrlich sehr umständlich gesprochen, wenn Pindar, st direct an die Genossen des Äneas die Aufforderung zu richte erst sich selbst auffordern würde, die Genossen aufzufordern, da sie usw. (s. Hartung I, S. 342 zu V. 160 seiner Ausg.). A ist nicht abzusehen, weshalb Pindar nur die Genossen des Äne nicht auch diesen selbst zu einem Lobgesange auf Hera (o Hermes) auffordern soll. 2. Zwar nennt sich der Dichter Nem. 65 (57) ἄγγελος und spricht auch sonst davon, dass er die Na richt vom Siege als Bote überallhin trage. Allein diese V stellung ist unserer Stelle gänzlich fremd, und wäre daher die C junction γὰρ V. 90 ganz unverständlich. Wenn nun gar σκυτ Μοισᾶν gedeutet wird: „Hieron soll diese Worte lesen, indem zu ihrem Verständnis die Erinnerung an Pindars Persönlich braucht", so ist dies eine so orakelhafte Erklärung, dass sie se erst wieder erklärt werden muss: wir sollen uns also die Pe des Dichters (d. i. seine persönlichen Verhältnisse) als Rolla (d. i. als Voraussetzung) denken, dessen (d. i. deren Kennt Hieron bedarf, um des Dichters Worte zu verstehen. 3. Es doch höchst bedenklich anzunehmen, dass der Dichter ohne j Begründung den Agesias plötzlich Αἰνέας nennen soll. Man v gleiche doch, wie umständlich er dort vorgeht, wo er den Age mit Amphiaraos vergleicht, V. 12 ff. Eine auch nur annäher ähnliche Freiheit in der Bezeichnung oder Benennung einer Pers dürfte uns Bornemann kaum sonst aus Pindar nachweisen. Ab auch in der Deutung der Worte Βοιωτίαν ὗν stimmen wir Born mann durchaus nicht zu. Denn ὗς ist ja nicht das Schimpfwor

für einen unfeinen, unhöflichen Menschen, sondern, wie männiglich bekannt, es wird von geistiger Plumpheit (*τὴν παλαιὰν διαβολὴν τὴν ἐπὶ τῇ ἀμουσίᾳ*, schol.) gebraucht. Diese, das pingue ingenium, wurde den Böotiern vorgeworfen, diesen Vorwurf hofft der Dichter durch vorliegendes Lied zu entkräften. S. noch unsere ausführliche Behandlung dieser Stelle in den 'Wiener Studien' Band XV, 1, S. 5 f.

Wir wenden uns nunmehr zur Besprechung einzelner Stellen und zwar unter steter Bezugnahme auf die von Bornemann aufgestellten Ansichten. Vorher sei noch auf die in vielfacher Beziehung ganz neue und u. E. die einzig richtigen Gesichtspunkte der Pindarexegese bietende Abhandlung v. Wilamowitz-Möllendorffs in den Philol. Untersuchungen, Heft 9, S. 162 ff. hingewiesen.

Gleich die ersten vier Verse haben mannigfache Deutung erfahren. Sie lauten bei Bergk PLG[4]:

Χρυσέας ὑποστάσαντες εὐτειχεῖ προθύρῳ θαλάμου
κίονας, ὡς ὅτε θαητὸν μέγαρον,
πάξομεν· ἀρχομένου δ' ἔργου πρόσωπον
χρὴ θέμεν τηλαυγές.

Man ergänzt gewöhnlich bei *ὡς ὅτε θαητὸν μέγαρον* ein *πήγνυμεν* (oder *πάξωμεν*) und macht *χρ. κίονας* von *πάξομεν* abhängig. Indes ist das verbum regens von *κίονας* doch offenbar *ὑποστάσαντες*, während *μέγαρον* von *πάξομεν* abhängt. Dies hat Ed. Boehmer, Pindars sicil. Oden ... (Bonn 1891), dadurch bezeichnet, dass er hinter *θαητὸν* interpungiert, was freilich kaum einer billigen wird. Wir entfernen vielmehr jede Interpunction, nehmen *ὡς ὅτε* = quasi, wie Pyth. XI, 40 *ἤ μέ τις ἄνεμος ἔξω πλόου ἔβαλεν ὡς ὅτ' ἄκατον εἰναλίαν*, und erklären: 'wir wollen gleichsam einen Bau aufführen, der — eben dadurch, dass sein *πρόθυρον* durch goldene Säulen ausgezeichnet wurde — weithin sichtbar ist' (*θαητὸν* wird V. 4 durch *τηλαυγὲς* erklärt). Es ist also *θαητὸν μέγαρον* die ganze Ode (die Dichter als Bauleute, *τέκτονες*, auch Pyth. III, 123), die *χρύσεαι κίονες* das dreifache, V. 4—6 ausgesprochene Lob des Siegers und dem entsprechend *ἔργον* V. 3 der Bau, bezüglich das Gedicht, *πρόσωπον* die Front, bezüglich das Proömium. Über Bornemanns Behandlung dieser Stelle können wir uns kurz fassen; er schreibt:

Χρυσέας ὑποστάσαντες εὐτειχῆ προθύρῳ θάλαμον
κίονας ὡς ὅτε θαητῶν μεγάρων
πάξομεν

und gibt sofort selbst zu, dass diese Wortstellung kühn verschlungen und auf den ersten Blick auffällig ist. Man versuche sich nur in einer beiläufigen lateinischen Übersetzung zurechtzufinden: *aureis suppositis solidum vestibulo thalamum columnis quasi conspicuarum aedium compingemus.* Und nun die Erklärung! *πρόσωπον* sei die Stirne des Agesias, die es, da er ein großes Werk beginne (*ἀρχομένῳ ἔργου*), gelte, glänzend zu gestalten.

V. 6 soll ferner συνοικιστὴρ einen bedeuten, der im Begriffe stehe, fortan Syrakus zu bewohnen. Abgesehen davon, dass συνοικιστὴρ von οἰκίζω kommt, nicht von οἰκέω, sonach nicht 'Mitbewohner', sondern 'Mitgründer' heißt, so meinen wir auch, dass eine Übersiedlung oder Auswanderung nach Syrakus weder „ein großes Werk" genannt, noch als besonderes Verdienst in Parallele gestellt werden kann damit, dass Agesias in Olympia siegte und dort das Vorrecht der Pyromantie am Zeusaltar ausübte. Wie kommen wir übrigens dann über V. 18 hinweg, wo der im Umzuge nach Syrakus begriffene Agesias ἀνὴρ Συρακόσιος genannt wird?

V. 8. Hier möchte ich anmerken, dass das vorliegende Bild vom πέδιλον auch für Ol. III, 5 Δωρίῳ φωνὰν ἐναρμόξαι πεδίλῳ geltend zu machen ist, dass also dort πέδιλον durchaus nicht mit Böckh de metr. Pind. p. 276, dem alle Erklärer folgen, zu verstehen ist 'de rhythmo, qui pede pulsatur', sondern mit E. Graf de Graec. vett. re mus. p. 81 sq. 'de modis musicis', von der Melodie, welche der Dichter so gestaltet haben will, dass sie sich dorischem Geschmacke anschmiegt, d. i. darauf passt, wie der Schuh auf den Fuß.

V. 9 f. ἀκίνδυνοι δ' ἀρεταὶ οὔτε παρ' ἀνδράσιν οὔτ' ἐν ναυσὶ κοίλαις τίμιαι. Für die Zusammenstellung von ἀνδράσι und ναυσὶ in dem Sinne κατὰ γῆν καὶ κατὰ θάλασσαν führen wir noch an Tac. Germ. 44: Suionum civitates praeter *viros* armaque *classibus* valent.

V. 19 ff. Der Sinn der Worte ist: 'Als Feind vieler Worte und der Rechthaberei (οὔτε δύσηρις ἐὼν οὔτ' ὢν φιλόνικος (sic!) ἄγαν) will ich selbst einen Schwur nicht scheuen.' Die bisher wenig beachteten Worte μελίφθογγοι δ' ἐπιτρέψοντι Μοῖσαι sind in schalkhaftem Sinne hinzugefügt: 'Die Musen werden nichts dagegen haben', denn als μελίφθογγοι hassen sie Gezänke.

V. 24 ἵκωμαί τε πρὸς ἀνδρῶν καὶ γένος. Alle Schwierigkeiten der Erklärung des καὶ werden beseitigt, wenn wir statt ἀνδρῶν schreiben ἀ ν δ ρ ὸ ς (d. i. des Agesias), woran schon Hartung (I, S. 234) gedacht hat; übs.: 'damit ich auch zu seinen Ahnen komme', d. i. nicht ihn allein preise.

V. 31 κρύψε δὲ παρθενίαν ὠδῖνα κόλποις. Die Mehrzahl der neueren Erklärer, darunter auch v. Wilamowitz-Möllendorff a. a. O. S. 164, Anm. 8 verstehen κόλποις mit Recht von den Falten des Gewandes; παρθενίαν gibt also den Grund an für κρύψε κόλποις. Bei der andern Erklärung (κόλποι 'the submammary region' Maguire) wäre κρύψε ein für die Bedeutung 'suchte zu verheimlichen' gewiss zu schwacher Ausdruck; man vgl. dagegen V. 36 κλέπτοισα; auch eine, die nichts verheimlichen will, κρύπτει ὠδῖνα κόλποις 'birgt die Frucht im Leibe'. Bornemann verwirft übrigens beide Erklärungen und übersetzt: 'die zärtliche Mutter barg die Frucht ihrer Jugend an ihrer Brust', d. h. sie wollte sich von ihr nicht trennen. Wir sind überzeugt, dass mit Rücksicht

auf V. 32 *κυρίῳ δ' ἐν μηνὶ* (was nach Bornemann heißen soll 'zur entscheidenden Stunde der Trennung') diese Erklärung niemand gutheißen wird. Wenn sich übrigens v. Wilamowitz a. a. O. S. 178 über die in der folgenden Epode enthaltene „Doublette" (*οὐδ' ἔλαθ' Αἴπυτον ἐν παντὶ χρόνῳ κλέπτοισα θεοῖο γόνον*) verwundert, worin ihm Bornemann beipflichtet, so meinen wir, dass sie sich vielleicht so erklären lasse: wie *παρθενίαν* V. 31 zeigt, gilt das V. 35 ausgesagte auch von Pitana: *ὑπὸ Ποσειδᾶνι γλυκείας πρῶτον ἔψαυσ' Ἀφροδίτας.* Den Ruhm der Erstgeburt und die Jungfrauschaft der Mutter also wollte der Dichter, dem auch dieser Zug der von ihm corrigierten Sage (s. die Erkll. zu V. 33) zuzuschreiben sein dürfte, nicht bloß für Iamos, sondern auch schon für dessen Mutter Euadna geltend machen.

V. 34 *ὃς ἀνδρῶν Ἀρκάδων ἄνασσε Φαισάνᾳ λάχε τ' Ἀλφεὸν οἰκεῖν.* Diesen Vers will Bornemann so ändern: *ὃς ἀνδρῶν Ἀρκάδων Φενεῷ Ϝάνασσεν καὶ λάχεν Ἀλφεὸν οἰκεῖν.* Er stößt sich an der Kürze des ersten *α* in *ἄνασσε* und wundert sich, dass deren Unmöglichkeit bisher noch niemandem aufgefallen ist. Aber die Länge des *α* (*ἄνασσε* = *ἤνασσε*) ist in Rumpels Lexikon gewissenhaft verzeichnet, und wir meinen nicht, dass man unserem Dichter, wie dem Homer, ein *ἐάνασσε* vindicieren muss. Wie ferner aus *Φαισάνᾳ* werden konnte *Φενεῷ*, ist uns auch nicht recht klar. Man wird also hier Bornemann ebensowenig zustimmen können, als wenn er zu V. 58 bemerkt, dass mit *Ἀλφεῷ μέσσῳ καταβὰς* nicht die Mitte, sondern der Mittellauf des Flusses gemeint sei. Die Belegstellen dafür sollen sein: Pyth. IX, 113 *μέσον ἆμαρ* und Isthm. VI, 5 *μεσονύκτιος* (!!). Übrigens, dass die Worte heißen können 'mitten in den A. hinabsteigend', zeigt Od. V, 374 *πρηνὴς ἁλὶ κάππεσε.*

V. 43 *ἦλθεν δ' ὑπὸ σπλάγχνων ὑπ' ὠδῖνός τ' ἐρατᾶς Ἴαμος ἐς φάος αὐτίκα.* Mezger übersetzt *ὑπ' ὠδῖνος ἐρατᾶς* 'unter wonnigen Wehen', Buchholz 'aus den ... Geburtswehen hervor', Hartung 'durch selige Wehen'. Auch wir theilen die Bedenken v. Wilamowitz' a. a. O. S. 165, A. 12 gegen diese Erklärungen, können uns aber nicht genug wundern, wenn Bornemann *ὠδῖνος* mit Bezug auf V. 31 von Euadne versteht, weil diese dort mit *ὠδίς* gemeint sei. Da er *ὠδίς* dort im besten Falle mit 'das Neugeborene' übersetzen muss, so würde unsere Stelle sagen: 'es kam aus dem Leibe der Neugeborenen Iamos ans Tageslicht' (!). — Aber wir finden in den Commentaren eine Stelle angeführt, die im Zusammenhalte mit der vorliegenden Licht empfängt und Licht verleiht: Nem. I, 35 *ἐπεὶ σπλάγχνων ὕπο ματέρος αὐτίκα θαητὰν ἐς αἴγλαν παῖς ὠδῖνα φεύγων .. μόλεν.* Hier sagt *φεύγων* deutlich, dass *ὠδίς* weder dolor parturientis, noch partus heißen kann, sondern einzig und allein 'venter', 'Mutterschoß'. Dazu passt auch das Attribut *ἐρατᾶς*, welches weder 'wonnig' noch 'selig' heißt, sondern 'lieblich'; vom Körper

auch bei Aesch. Sept. 864 *οὐκ ἀμφιβόλως οἶμαί σφ' ἐρατῶν ἐκ βαθυκόλπων στηθέων ἥσειν ἄλγος ἐπάξιον.* Übrigens verweisen wir, um das Naturalistische des Ausdruckes zu belegen, auf Pyth. IV, 98 *τίς ἀνθρώπων σε χαμαιγενέων πολιᾶς ἐξανῆκεν γαστρός*, nur dass wir keinen Augenblick zaudern, statt des hässlichen *πολιᾶς* zu schreiben *ποτνίας* (Reminiscenz an das homer. *πότνια μήτηρ*); die Schol. erklären *τιμίας*.

V. 71 ff. *ἐξ οὗ πολύκλειτον καθ' Ἕλλανας γένος Ἰαμιδᾶν·*
ὄλβος ἅμ' ἕσπετο· τιμῶντες δ' ἀρετὰς
ἐς φανερὰν ὁδὸν ἔρχονται.

Hier ist der Punkt nach *Ἰαμιδᾶν* jedenfalls (mit Mommsen) zu streichen und *γένος* von *ἕσπετο* abhängig zu machen. Dies lehrt deutlich die überraschende Parallelstelle Nem. X, 37 *ἕπεται δέ, Θειαῖε, ματρώων πολύγνωτον γένος ὑμετέρων εὐάγων τιμά* (so alle codd., Schmid *-ῳ γένει*, Bergk *πεδ' εὔγνωτον γένος*).

V. 76 *εὐκλέα μορφάν* 'ruhmverklärte Schönheit' ist von der freudestrahlenden Miene des Siegers zu verstehen. Hieher gehört die Parallele Pyth. VI, 14 *φάει δὲ πρόσωπον ἐν καθαρῷ πατρὶ τεῷ, Θρασύβουλε, κοινάν τε γενεᾷ λόγοισι θνατῶν εὔδοξον ἅρματι νίκαν ... ἀπαγγελεῖ.* Übrigens ist hier *λόγοισι* sinnlos. Denn man kann doch offenbar nicht sagen: 'Dein freudestrahlendes Antlitz wird den Reden der Menschen den Sieg verkünden', und es wird kaum gelingen, für *λόγοις* im Sinne eines dativus finalis eine Belegstelle beizubringen. Noch verwickelter ist Schmidts (Pindars Leben und Dichtung, S. 68) Deutung: 'den in der Meinung der M. ihnen insgesammt gehörigen Wagensieg'. Wir schreiben daher *λόχοισι* 'den Scharen der Sterblichen' und verstehen es von der Festversammlung der Griechenstämme, die bei der Festfeier in Delphi zugegen waren. Das Futurum *ἀπαγγελεῖ* ist nicht von einer zukünftigen Aufführung in der Heimat zu verstehen, sondern vom Standpunkte des schaffenden Dichters aus zu erklären. Siehe über diesen Gebrauch des Futurums bei Pindar E. Graf, de Graecorum vett. re musica (Marburg 1889), p. 52 und 62 ff.

V. 82 ff. An dieser Stelle schreiben und interpungieren wir zunächst mit Bornemann (Burs. 1885, S. 92):

κραίνει σέθεν εὐτυχίας
δόξαν.

Im Folgenden setzen wir nach *λιγυρὰν* abermals eine stärkere Interpunction, streichen hingegen dieselbe nach *πνοαῖς* V. 83:

... ἔχω τιν' ἐπὶ γλώσσᾳ ἀκόναν λιγυράν·
ἅ μ' ἐθέλοντα προσέλκει καλλιθρόοισι[1]) *πνοαῖς,*
ματρομάτωρ ἐμὰ Στυμφαλίς, εὐανθὴς Μετώπα,
πλάξιππον ἃ Θήβαν ἔτικτεν, τᾶς ἐρατεινὸν ὕδωρ
πίομαι, ἀνδράσιν αἰχματαῖσι πλέκων
ποικίλον ὕμνον.

---

[1]) Unsere Conjectur in dieser Ztschr. Jahrg. 1892, S. 889.

Diese Interpunction ist nothwendig, da es ganz undenkbar ist, dass der Dichter das V. 82 gewählte Bild vom Wetzstein gleich im nächsten Verse durch die Wahl des Verbums *προςέλκει* gänzlich verwischt habe, indem er sagen würde: 'ich habe auf der Zunge einen Wetzstein, der mich hinzieht zu süßtönendem Gesange'.[1]) Zur Erklärung der Stelle diene noch Folgendes. Nach einer Sage zeugte Metopa, die Nymphe eines gleichnamigen Gewässers bei Stymphalos, dem böotischen Asopos die Thebe. Als Sohn der Thebe (= Thebaner, Isthm. I, 1) betrachtet nun Pindar die Metopa als seine Großmutter (*ματρόματωρ*). Da nun auch Agesias aus Stymphalos stammt, so ist Pindar gewissermaßen sein Landsmann.[2]) Dieser Umstand ist es also, der des Dichters Zunge wie ein Wetzstein schärft. Wir halten also die Worte *προςέλκει καλλιθρόοισι ῥοαῖς* für eine Erklärung jenes bildlichen Ausdruckes (ein Wetzstein schärft meine Zunge = meine Landsmannschaft zu dir befeuert mich im Gesange). Wir meinen weiter, dass die Worte *τᾶς ἐρατεινὸν ὕδωρ πίομαι* (praes.) in der aus dem homer. Schiffskataloge bekannten Bedeutung des Verbums *πίνω* nur besagen, dass Theben Pindars Heimat ist, und übersetzen: 'Ich fühle etwas auf der Zunge wie einen schwirrenden Wetzstein: was mich wollenden hinzieht zu schöntönendem Gesange, ist der Umstand, dass meiner Mutter Mutter eine Stymphalierin ist, die schönblumige Metopa. Denn sie ja zeugte die rossetummelnde Theba, deren Sohn ich bin.'

V. 92 ff. Hier schreiben wir: *εἶπον* (imperat.) *δ' ἐμὲ μνᾶσθαι Συρακοσσᾶν τε καὶ Ὀρτυγίας. τὰν Ἱέρων* ... S. Wiener Studien XV, 1, S. 5 f. Äneas soll weiter (als *ἄγγελος ὀρθός*) ausrichten, dass der Dichter auch in der Ferne noch gedenkt Syrakusens und seines Herrschers, den er schon früher in Gesängen gefeiert (V. 96 *ἀδύλογοι δέ νιν λύραι μολπαί τε γινώσκοντι*). Diese letzten Worte lehren, dass die ganze Stelle von V. 82 *ἔχω* bis V. 97 vom Dichter handelt, dass sie „als postscriptum hinter die poetische Epistel gesetzt ist" (v. Wilamowitz a. a. O. S. 169, A. 22). Dass zu *εἶπον* unmöglich die Choreuten als Subject gedacht werden können, haben wir oben S. 1059, Anm. 2 gezeigt. Hier noch die Bemerkung, dass, wie Graf a. a. O. S. 52 darlegt, unser Dichter bald sich in der Phantasie auf den Ort der Festaufführung versetzt denkt, bald die Ereignisse der Feier vom Standpunkte eines Briefschreibers betrachtet ('*canit Pindarus, tamquam epistulam scribat*').

V. 105 *ἐμῶν δ' ὕμνων ἄεξ' εὐτερπὲς ἄνθος*. Bornemann erklärt: 'Poseidon möge drüben (d. i. in Syrakus) die Blume des

---

[1]) Bornemann (Burs. 1885, S. 92) schlägt statt *προςέλκει* vor *προθήγει*.

[2]) v. Wilamowitz a. a. O. S. 171 betont, „dass Pindar persönliche Beziehungen zu dem Gefeierten selbst auf Umwegen sucht." S. auch A. Rehm „Pindar und die Aigiden" comment. philol. Monac. 1891, p. 148.

pindarischen Liedes, d. h. den Agesias, blühen und gedeihen lassen? Ich glaube, dass bisher niemand unter ὕμνων ἄνθος den Agesias oder sonst eine Person sich gedacht hat. Der Gedanke dieser Worte ist vielmehr ähnlich dem der Schlussworte der ersten olympischen Ode: εἴη σέ τε τοῦτον ὑψοῦ χρόνον πατεῖν, ἐμέ τε τοσσάδε νικαφόροις ὁμιλεῖν, πρόφαντον σοφίᾳ καθ' Ἕλλανας ἐόντα παντᾷ. Übrigens dürfte die richtige Lesart lauten ἐμῶν ὕμνων δὲ δέξ' εὐτερπὲς ἄνθος, wie Bergk[4] schreibt.

Wien. Dr. Hugo Jurenka.

Zu Theophrasts Χαρακτῆρες.[1])

Κολακείας 124, 8: καὶ τῶν ἑστιωμένων πρῶτος ἐπαινέσαι τὸν οἶνον· καὶ παραμένων εἰπεῖν· Ὡς μαλακῶς ἐσθίεις. — παραμένων kann, obwohl von AB überliefert, auch mit ziemlich künstlichen Erklärungsversuchen kaum gehalten werden und das dafür von MR gebotene παρακειμένων hat bis in die neueste Zeit zu Erwägungen Anlass gegeben. Sollte zu lesen sein καὶ τῶν παρακειμένων πρῶτος εἰπεῖν? Solcher Ausfall nahe wiederholter Worte wäre nach anderen Erfahrungen bei dieser Überlieferung nicht undenkbar. Und beim speciellen Lobe der Speisen könnte ja die Hinzufügung der παρακειμένων nach dem früheren doch etwas allgemeineren ἑστιωμένων sich einfach noch erklären lassen.

ἀρεσκείας 127, 17 sind die bisherigen Erklärungen der Worte Ἀσκός, Πέλεκυς im dortigen Zusammenhange auseinandergehend und sehr zweifelhaft. Ich möchte fast an ein Fingerspiel denken, das den Kindern Figuren vormacht, mit gleichzeitiger Nennung des angedeuteten Gegenstandes, wie ähnliches ja bis zum heutigen Tage geschieht.

ἀπιστίας 141, 10: καὶ τὴν γυναῖκα τὴν αὐτοῦ ἐρωτᾶν κατακείμενος, εἰ κέκλεικε τὴν κιβωτὸν καὶ εἰ σεσήμανται τὸ κυλιούχιον. Das letzte Wort bildet trotz der vielen daran geknüpften Vermuthungen und Versuche noch immer eine ungelöste Schwierigkeit. Dem Sinne nach dürfte am meisten ein Gedanke Ussings ansprechen, dass in den Buchstaben jener Überlieferung die Bezeichnung eines „linum arculae circumdatum" zu suchen sei, „quod signo muniendum erat"; denn es ist beglaubigt genug, dass der Verschluss der κιβωτοί gerade in der historischen Zeit besonders gerne durch Versiegelung der Deckelbänder geschah. Eine Bildung χηλούχιον würde diesem Sinne entsprechen und auch paläographisch nicht zu ferne liegen. Freilich ist das Wort, wie die Überlieferung selbst und die Mehrzahl der bisherigen Conjec-

---

[1]) Vgl. diese Zeitschrift 1888, S. 706. — Die Zahlen beziehen sich auf die Seiten und Zeilen der Ausgabe von Petersen.

turen in der erhaltenen Literatur auch nicht mehr nachweisbar; doch wäre die Formation wenigstens ebenso denkbar, wie andere bisher angenommene, und die Erhaltung des homerischen und dann bei Späteren wieder begegnenden Wortes *χηλός* könnte in derselben nicht zu sehr überraschen. Bezeichnete nun aber z. B. *κυνοῦχος* nachweisbar auch ein „Hundeband", so wäre jenes „Truhenband" auch erklärlich und der Ton unserer Stelle gienge natürlich steigernd vorwärts: „Der Misstrauische frägt die Frau, ob sie die Truhe zugemacht und ob wohl auch das Band derselben versiegelt sei.

δεισιδαιμονίας 138, 16: *ὁ δὲ δεισιδαίμων τοιοῦτός τις, οἷος ἐπιχρωνῆν ἀπονιψάμενος τὰς χεῖρας καὶ περιρρανάμενος ἀπὸ ἱεροῦ δάφνην εἰς τὸ στόμα λαβὼν οὕτω τὴν ἡμέραν περιπατεῖν.* Indem ich natürlich auch hier von einer weitläufigen Aufzählung der Heilungsversuche, welche das räthselhafte *ἐπιχρωνῆν* hervorgerufen hat, absehen muss, bemerke ich nur, dass mich an dieser Stelle auch die jüngste Auseinandersetzung Babicks (Leipzig 1891) nicht recht überzeugen wollte. Ich möchte glauben, dass im *χρωνῆν* ein *χρῷ ἦν* stecke und davon auszugehen sei. Wenn gerade auch bei Späteren die Phrase *ἐν χρῷ γενέσθαι* oder *εἶναι* zur Bezeichnung der Annäherung sich findet, auch im übertragenen Sinne z. B. in Verbindung mit *κινδύνου*, so könnte man etwa an eine Herstellung denken, wie: *οἷος ἐπεὶ ⟨ἐνταφίων ἐν⟩ χρῷ ἦν*; ähnlicher Ausfall würde sich namentlich in dieser Überlieferung wieder unschwer erklären, und der Gedanke wäre nicht unpassend, dass ein solcher Mensch, wenn er einmal einem Leichenbegängnisse unfreiwillig in die Nähe gekommen — freiwillig gieng er, wie es später heißt, freilich zu keinem Todten — sich nicht nur mit den gewöhnlichen Reinigungsmitteln (vgl. Pollux VIII, 65 [*ἐκαθαίροντο ὕδατι περιρραινόμενοι*]), sondern auch durch den übertreibend ängstlichen Gebrauch des gegen Ansteckung und Dämonen wirksamen Lorbeers (vgl. Lenz, Botanik d. Griechen u. Röm. S. 454; Babick de deisidaemonia l. c. S. 5) zu schützen suchte.

Innsbruck. Anton Zingerle.

Zu Vergilius.

Die Theilnehmer an der Wiener Philologenversammlung haben nicht nur eine Fülle angenehmster Erinnerungen mit nach Hause gebracht, an welchen sie auf lange hinaus sich erfreuen können, sondern in den zahlreichen Festschriften auch einen reichen Schatz wissenschaftlicher Anregung, der verdient bis ins einzelnste ausgebeutet zu werden.

So sprechen in den 'Symbolae Pragenses' die Vergiliana des bekannten Vergilforschers Wenzel Klouček den Lati-

nisten besonders an. Mit Recht weist der Verf. die von Kvičala versuchte Erklärung zu Verg. Aen. 1, 239 *fatis contraria fata rependens,* wonach *fatis* von *contraria* abhienge und *rependere* in der Bedeutung „erwägen“ zu nehmen sei, entschieden zurück. Aber auch die von Klouček vorgebrachte Construction, *fatis* sei Dativ und *rependere* sei hier wie *par pari referre* mit *rem rei* construiert, kann ich nicht billigen.

Rependere rem rei ist unzweifelhaft eine den augustischen Dichtern geläufige Construction, wie Ovid Met. 2, 694 *neu gratia facto nulla rependatur* zeigt; sie ist die natürliche Weiterbildung von *rependere alicui aliquid,* was wir bei Ovid Heroid. 9, 77 *aequaque formosae pensa rependis erae* lesen; die Bedeutungsentwicklung ist: 1. einer Person das ihr Gebürende (*re*-) zuwägen, 2. einer Sache das Entsprechende zukommen lassen.

Gehen wir jedoch nochmals auf Ovid Heroid. 9, 77 zurück: wenn die Dienerin nicht die ihr zur Bearbeitung überwiesene Wolle ipsam rependere kann, so muss das rependere mittels eines anderen Gegenstandes stattfinden, etwa wie Plinius n. h. 36, 129 sagt: *pondus argento rependitur*; damit kommen wir zur Construction *rependere aliquid aliqua re,* wobei der Dativ der Person gesetzt oder als selbstverständlich weggelassen werden kann. Diese Construction hat sich naturgemäß ein großes Gebiet erobert; sie erscheint überall da, wo gesagt werden will, dass eine Sache durch eine andere aufgewogen werden soll, so besonders etwas Unangenehmes durch etwas Gutes, vgl. z. B. Tac. ann. 14, 44 *habet aliquid ex iniquo omne magnum exemplum, quod contra singulos utilitate publica rependitur,* Ps. Ovid Heroid. 15, 32 *ingenio formae damna rependo meae.* Diese Construction liegt nun auch unzweifelhaft bei Verg. Aen. 1, 239 vor.

Wie ich Stilistik §. 43 (Iwan Müllers Handbuch II² S. 556) ausgeführt, hat Vergil mit besonderer Vorliebe die Anaphora gepflegt, und der Parallelismus gehört geradezu zu seinen Stileigenthümlichkeiten. So erkenne ich denn auch in den beiden Versen

hoc equidem occasum Troiae tristisque ruinas
solabar, fatis contraria fata rependens

einen Parallelismus, indem *fatis* dem *hoc* und *contraria fata* dem *occasum Troiae tristisque ruinas* entspricht. Dazu kommt, dass in *fatis* (von *fari*) noch die Bedeutung „Verheißung“ durchblickt. Venus will somit sagen: „Damit suchte ich mich über den Fall Troias zu trösten, dass ich (im Geiste) das ungünstige Geschick durch die (günstigen) Verheißungen aufwog, d. h. ausgeglichen erachtete“.

Bezüglich Aen. 1, 574 stimme ich Klouček vollkommen zu, es kann nur heißen *agetur,* das Präsens ist ausgeschlossen; ebenso sind in 2, 94 ff. *nec tacui demens et me fors siqua tulisset, si patrios unquam remeassem victor ad Argos, promisi ultorem* die beiden Conditionalsätze nicht anzutasten; es genügt auf Seyffert-

Müller zu Cic. Lael. S. 272 und Madvig zu Cic. Fin. II, 212 zu verweisen, um die Fügung der asyndetisch zusammengestellten Conditionalsätze als elegant lateinisch erkennen zu lassen. Die Conjectur Kvičalas *praes* statt *pars* in Aen. 7, 266 halte auch ich für völlig verunglückt.

Tauberbischofsheim. J. H. Schmalz.

Zu Karl Tomanetz' „Bemerkungen zu Grillparzers Wortschatz"

im IV. Hefte des laufenden Jahrganges dieser Zeitschrift S. 291 sei mir folgende Beobachtung gestattet.

Die Form dortländig (gegenüber einem gewöhnlichen inländisch, ausländisch) ist weder eine Neubildung Grillparzers, noch so selten, wie die Beispiele bei Grimm und Sanders vermuthen lassen. Sie ist vielmehr eine dem Curialstil eigenthümliche Form, die in gewissen Verbindungen, wie: „im dortländigen (hierländigen) Verwaltungsgebiete", die hierländigen Unterrichtsanstalten", „die hierländige (dortländige) Geistlichkeit" u. a., geradezu formelhafte Geltung erlangt hat. Sie findet sich in den Erledigungen der heutigen Ministerien geradeso wie in den Acten der vereinigten Hofkanzlei, welche schon 1848 zu bestehen aufgehört hat, und zwar als eines der am häufigsten wiederkehrenden Worte, ohne auch nur als Archaïsmus empfunden zu werden. Dem Dichter, der das Wort im Verlaufe seiner amtlichen Thätigkeit unzähligemale gelesen und wohl auch selbst geschrieben haben mochte, floss es natürlicherweise von selbst in die Feder, wenn er einmal, wie Tomanetz im Eingange seiner Abhandlung darthut, in seinen Aufzeichnungen sich gehen ließ, d. h. dem sprachlichen Ausdrucke keine besondere Beachtung zu schenken gesonnen war.

Wien. R. v. Payer.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Sylloge Epigrammatum Graecorum, quae ante medium saeculum a. Chr. n. tertium incisa ad nos pervenerunt. Edidit Ernestus Hoffmann. Halis Saxonum apud Kaemmereros 1893. 8°, 245 pp.

Seit Jahren erwartete jeder, der sich mit den Resten griechischer Epigrammatik beschäftigte, eine neue Auflage der trefflichen Sammlung Kaibels.[1]) Und Stoff zu einem solchen hatte sich seit dem Erscheinungsjahre des Buches in Menge angesammelt. Ausgrabungen und Forschungsreisen in allen Ländern, welche einst von griechischer Cultur berührt wurden, haben zahlreiches Neue gebracht, die großen Inschriftenpublicationen der letzten Jahre manches schon Bekannte ergänzt und berichtigt. So war es für Herrn Hoffmann eine dankbare Aufgabe, Kaibels ausgezeichnete Sammlung weiterzuführen und zu verbessern.

Als erster Band liegen die Epigramme bis zur zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts vor. Diese Zeitgrenze ist keine in der historischen Entwicklung begründete, sie ist aber auch für den Benützer des Buches unbequem. Die Theilung in eine vorhellenistische und hellenistisch-römische Periode oder in eine vorrömische und römische hätte entschieden mehr Beifall gefunden.

Das Buch ist nach dem bewährten Muster der Kaibel'schen Sylloge angelegt. Den zahlreichen Grabschriften (Nr. 1—220) folgen die Weihepigramme (Nr. 221—349), hierauf die Ehreninschriften (Nr. 350—362), sowie die agonistischen (Nr. 363—391), anhangsweise sind in einem III. Theile die fragmenta dubia (Nr. 392 bis 395), die Künstlerinschriften (Nr. 396—404), Aufschriften von Gefäßen und Geräthen, sowie Gedichte mitgetheilt, welche nur durch ihre Überlieferung als Inschriften den Namen 'Epigramme' tragen. Innerhalb der zwei Haupttheile ist mit Recht die doppelte Scheidung

---

[1]) Vgl. die schöne Anzeige von Th. Gomperz in dieser Zeitschrift 1878, S. 429—440.

nach Zeit und Ort beibehalten. Die Inschriften des 7.—5. Jahrhunderts und die des 4. und 3. sind getrennt, ebenso die attischer und außerattischer Herkunft.

Für die attischen Inschriften war das Corpus Inscriptionum Atticarum eine sichere Grundlage, für die westlichen Kaibels Sammlung, für die böotischen Dittenbergers Inscriptiones Graeciae Septentrionalis. Im übrigen vermisst man nicht selten ein Zurückgreifen auf die Originalpublicationen und vollständige Beherrschung der freilich sehr zerstreuten Zeitschriftenliteratur. Hiebei hätten die Jahresberichte von Röhl-Larfeld gute Dienste gethan. Die Buchstabenreste mussten nach Kaibels Vorgange in der adnotatio genau angegeben werden, wofür man die Angabe der Buchstabenformen, die ohne Facsimilierung stets unzuverlässig sein muss, nicht unschwer vermisst hätte. Auch die Citate aus Cougnys schrecklicher Sammlung hätten wegbleiben können. Ich gehe zum einzelnen über, indem ich großentheils auf solche Epigramme Bezug nehme, die Hoffmann nicht aus den obengenannten Musterpublicationen übernommen hat.

Nr. 10. *σῆμ' ἀγαθοῦ* nicht *σῆμα α'γαθοῦ* nach dem Facsimile. Löwy Nr. 18.

Nr. 17. Von dem 2. Verse ist der Anfang *HOP* deutlich zu erkennen.

Nr. 21 mussten die weiteren zwei Fragmente des Steines wenigstens in der adnotatio erwähnt werden.

Nr. 34. Es waren die Fauvel'schen Lesungen zu bezeichnen und von denen Hicks' zu sondern. Die Reste der Überschrift fehlen. Hicks hat dieselben mit großer Wahrscheinlichkeit (vgl. CIA I, 433) zu *'ΕμΠοτ[ιδαίαι οἷ δὲ ἀπέθανον]* ergänzt. Das *Θ* von *θα[νοῦσι* las noch Fauvel, der auch nach *προγονο(υ)ς* die Reste *ΘΕΝΕΣ* oder *ΘΝΝΕΣ* erkannte. In v. 6 steht *Eꝉ* nicht *EΔ* am Stein, es ist aber mit Benndorf bei Hicks Historical inscriptions p. 59 f. *ἔλ[υθεν = ἐλύθησαν* zu ergänzen. Die weiteren Ergänzungen von Hicks hätte man gerne unter der Zeile gelesen. Die Thukydidesstelle ist unvollständig ausgeschrieben. Im Literaturverzeichnisse fehlt CIA IV, p. 46 und das erwähnte Werk von Hicks.

Nr. 55, 3 steht *ΔΔΕΑ* am Steine, wodurch die Ergänzung *Διοκλέα* widerlegt ist. Ebenso sind Nr. 57, 1 die Ergänzungen Dittenbergers mit den Buchstabenresten nicht vereinbar.

Nr. 61, 1 ist das Jota der Namensendung noch erhalten.

Nr. 65 war statt der späten Epigramme der Anthologie (Citate nach Brunck-Jacobs!) Simonides-Frgm. 5, 5 B[4] herbeizuziehen. In v. 1 ist wohl eine Form *ἀνοίκετο[ς* zu erkennen und zu *πανδαμάτω[ρ θάνατος* zu ergänzen. Der Zusammenhang lässt sich freilich nicht mehr herstellen.

Zu Nr. 105, 1 war 114, 4, 152, 1, sowie 142, 4 und 351, 4 herbeizuziehen, wo *τέκη]* oder *τέκνα φίλων] τέσσαρ'*

ἐπεὶδε τέκνων zu ergänzen ist. In v. 1 steckt, wie ich glaube, *ἄνοσ]ος μέν*.

Nr. 179, 1 durften die Klammern fehlen, ebenso sind im folgenden Epigramme v. 2 und 3 die Ergänzungen unrichtig angegeben.

Nr. 181 stimmen die Ergänzungen Dittenbergers nicht mit den Resten. v. 5 ist wohl *τῶι* mit einem Eigennamen auf *οχων*, St. *ἐχ*, zu lesen. v. 6 hat weder *ἐν πολέμωι* noch *ἐν προμάχοις* am Steine gestanden (.*TH*).

Nr. 182, 2 ist zu *σῆς δὲ ἀρετῆς ἐπίδηλα* zu ergänzen *δείγματα*, in *ἀποφω-* ist eine Form wie *ἀποφώ[σ/ει* zu erkennen. Also: *σῆς δὲ ἀρετῆς ἐπίδηλα ἀποφώσ[κει δείγματα πολλά* oder *πᾶσιν*].

Nr. 183 war aus Newtons Facsimile die Lesung *Σωσιάναξ* für *Σωσειάναξ* und *ἁγεμόνα* für *ἡγεμόνα* festzustellen.

Nr. 192, 1 ist der Name des Sohnes eher *Κρατησικλίας*. Jedenfalls liegt eine Bildung wie *'Εροτο-κλίας* (O. Hoffmann, Gr. Dial. II, S. 385) vor.

Nr. 249 werden die Conjecturen Hillers *ἀχνυόεντι* und *ἀνέθεν* ohne Angabe der handschriftlichen Überlieferung in den Text gesetzt. In v. 4 sind die Klammern verstellt: *τῶν ἵππους* [δεκάτην.

Zu Nr. 252 war Studniczkas Aufsatz, Jahrbuch 1887 (II), S. 144, anzuführen.

Nr. 266 ist nicht ersichtlich, dass Kirchhoffs Ergänzung auf dem Epigramme bei Äschines gegen Ktesiphon §. 184 beruht. Die Reste des ersten zerstörten Epigramms mussten angegeben werden. Kirchhoffs Beziehung des Epigramms auf die Promachos des Pheidias ist von Wachsmuth und Michaelis, Ath. Mitth. II, 92, überzeugend zurückgewiesen worden.

Nr. 267, 1 *θῆκ'* Kaibel.

Nr. 287, 1 stand nach Ulrichs Copie (Annali 1848, Tv. A.) *Φα(Ϝ)άριστος* am Steine.

Nr. 321, 3 sind die Reste nach *τηξηπολ* gut lesbar. Vgl. Halbherrs Copie bei Comparetti, Mus. Ital. 1885, I, S. 221.

Nr. 325 weicht Hamiltons Abschrift, Researches in Asia minor II, p. 8 f., von der Le Bas' ab. Ersterer hat v. 1 auf *ΑΙ..ΘΕΡΣΗΣ*, also wohl *Αἰ[νι]θέρσης*.

Nr. 326 ist in Delphi, nicht in Olympia gefunden.

Nr. 330 fällt der Buchstabenform zufolge in das 5. Jahrhundert, vgl. Benndorf, Reisen im südw. Kleinasien I, S. 89. Eine Nachprüfung der Abklatsche, welche Dr. Kalinka und Dr. Hula im Jahre 1892 von der Stele genommen haben, ergab Folgendes: In v. 1 am Schlusse *ENEM*, also *ἔνε(ι)με* sicher. In v. 5 steht der Name des Weihenden nicht fest. Am Abklatsche ist nur *IΣ* erhalten. Nach Babelon, Catalogue des monnaies grecques de la Bibl. nat. Perses Achemenides 1893, p. C und p. 73 f., stand *K]ΡΩΙΣ* (vgl. *Κροῖσος*) in der Lücke, nach Imbert, Lettre à Mr.

Q. Perrot, Revue arch. 1890 (XV.), p. 129, wäre $\frac{NKE\Omega N}{EIPHI\Sigma}$ am Steine gestanden, am Ende desselben Verses steht deutlich mit kleinen Buchstaben *TA* über *N* geschrieben. v. 9 ist ἀθανατο nicht in ἀθάνατο(ι), sondern in ἀθάνατο(ν) zu bessern. Subject sind die συγγενεῖς (v. 8), damit gewinnt auch der Zusammenhang des Gedichtes. In der folgenden Zeile steht deutlich Ἄρκαδας, ἄνδρας ist übergeschrieben und zwar so, dass ας in Z. 8, *P* in Z. 9 und *Δ* knapp über *AN* in Z. 10 steht. Die Buchstaben sind etwas kleiner. In v. 11 ist ἔστησεν wohl richtig, aber am Abklatsche kaum mehr als *EN* zu lesen. Der Name in der Schlusszeile ist sicher Κα[ρ]ίκα, derselbe erscheint im lykischen Texte bald als Kheriga bald als Khariga. Auch Münzen mit demselben Namen (vgl. Babelon l. c.) sind bekannt. Benndorf in den Berichten der Wiener Akademie 1892 hat die Stele Xanthiaca als Grabmonument erkannt und die Grabkammer nachgewiesen, während Imbert, Museon de Louvain Avril 1891. The Babylon and oriental Record 1890, p. 153 (t. IV), 1891, p. 109 (t. V), sie als Siegerdenkmal über Amorgos (Humrqqo) Thukyd. VIII, 5, 6, 28, aus dem Jahre 411 auffasste. Vgl. auch Deecke zur Datierung der Stele Xanthica, Berl. Phil. Wochenschr. 1888, S. 827/28.

Nr. 346 „not later than the second century B. C.“ Hicks.

Zu Nr. 347 vgl. Merriam, American Journal of Archaeology II (1886), p. 425.

Zu Nr. 351, 2 vgl. Leonidas Tar. VI, 226, 4 ὀγδώκοντ᾽ ἐξεπέρησ᾽ ἔτεα; im übrigen s. o. zu Nr. 105.

Nr. 362. Nach Collitz, Gr. Dial. Inschr. II, 1, Nr. 1438 scheint εὐεργέτην und κτίστην am Steine zu stehen. Solche Inconsequenzen kommen in den Isyllosgedichten (Nr. 420) vor. Ἀσκλήπιε (dreimal) neben Ἀσκλάπιε (einmal), φήμαν neben σὴν ἀρετὴν.

Nr. 382, 7 ἄπο[ρον.

Nr. 389 lässt sich nach der jüngst in der Ἐφημ. ἀρχ. 1893, p. 49 f., Nr. 80 von Leonardos mitgetheilten besseren Abschrift genau datieren. Ein gewisser Diomedes, der sein Geschlecht von dem alten argivischen Heros Diomedes ableitet (vgl. Il. *B* 361, Paus. II, 30, 9, 32, 1 f.), wird von der Vaterstadt Trozen durch eine Erzstatue im Oropischen Amphiareion geehrt. Seine Verdienste um dieselbe sind doppelter Art. Er hat die Stadt den Feinden entrissen und ihr die alte Verfassung wiedergegeben. Die Inschrift stammt den Schriftcharakteren nach aus der 1. Hälfte des 3. Jahrhunderts, die Geschicke Trozens sind in dieser Periode sehr wechselnde. Nachdem sie Demetrios Poliorketes 303 vom makedonischen Joche befreit, fällt die Stadt kurz darauf wieder an die früheren Machthaber zurück. Erst um 278 gelingt es dem Spartanerkönig Kleonymos, die makedonischen Garnisonen aus der Argolis zu vertreiben. Polyaen II, 29, 1 (nach ihm Frontin III,

6, 7) erzählt die Kriegslist, durch welche die Lakedämonier mit Hilfe der lakonerfreundlichen Partei den makedonischen Befehlshaber Eudamidas zur Räumung der Stadt zwangen. Der Führer dieser Partei, „deren Augen stets nach dem altehrwürdigen Sparta gerichtet waren“, mag Diomedes gewesen sein. Aus uralten dorischen Adel, vielleicht Priester der von seinem Ahn Diomedes gestifteten Culte Trozens (Paus. 2, 32, 1), war er wie sein Zeitgenosse Isyllos einer jener romantischen Schwärmer für das goldene Mittelalter, wie sie der abgelegene Peloponnes noch lange beherbergte. Mit Hilfe der spartanischen Harmosten hat Diomedes „die Stadt mit den alten Gesetzen wohl umgeben“. Lange werden dieselben nicht bestanden haben, da Trozen bald wieder in makedonische Hände kam. Ist diese Datierung richtig — „kurz nach 278“ —, so ist höchstwahrscheinlich auch der Künstler Xenokrates mit dem von Plinius (34, 83) genannten Enkelschüler Lysipps identisch, der wohl ein Athener war (Löwy 135*). Vgl. auch Susemihl, Alex. Littg. I, S. 515 f. Die Ergänzungen von Leonardos sind im ganzen richtig, nur verstehe ich *νισά]μενο[ν* in v. 1 nicht, ich würde eher *ἐρχ]ομέν[οις* oder *[ωι* erwarten. In v. 2 schlägt Dr. Wilhelm *Ἄνθα ἀπ' εὐσήμου [γιν]* oder *[εὐχ]όμενον γενεᾶς* vor mit Bezug auf den alten König Anthas (Paus. 2, 30, 7), was nicht unwahrscheinlich ist. Z. 8 ist wohl *φθεγγομένη π]λείστας α[ἴτ]ιον εὐνομίας* zu lesen.

Zu Nr. 392 vgl. man jetzt die freilich sehr problematischen Lesungen Dümmlers im letzten Hefte der Athen. Mittheilungen.

Bei Nr. 396 fehlt Klein, Meistersignaturen S. 219, 11. Die Inschrift ist unvollständig. Die von Studniczka, Jahrbuch II, S. 145, besprochene Inschrift: *Νησιάδης κεραμεύς με καὶ Ἀνδοκίδης ἀνέθηκεν* und ähnliche Dedicationen sprechen für Benndorfs Ansicht, dass ein zweiter Vers an einer andern Stelle des Gefäßes den jetzt einzelnen Vers ergänzt hat. Dieser wird nach Benndorfs Vermuthung mit *κεραμῆες* geendet haben, woran sich *ἄνδρες* schloss, wie *τέκτονες ἄνδρες, χαλκῆες ἄνδρες* bei Homer.

Nr. 405 liest Kalinka nach wiederholter Prüfung des Originals *τὸ το(ῦ)[ν]εκα ὕ(μ)μιν* (den Lehrern), während Studniczka *το(ῦ)το [δ]εκᾶν μίν* vorschlägt (*δεκάω*, St. *δεχ*, doch wohl *δοκάω*?).

Nr. 407. Bergks Ergänzung *Γνά]θιε αἰεὶ σπεῦδ[ε* wäre zu erwähnen gewesen, vielleicht schwebte das alte „*σπεῦδε βραδέως*“ vor. Man vgl. die Sprüche auf den Hermen des Hipparchos [Platon] Hipparch 228 C.

Unter den Gefäßaufschriften hätte ich folgende gern gesehen: Die bekannten Verse: *Μοῖσά μοι ἀ(μ)φὶ Σκάμανδρον ἐύρ(ρ)ω(οο)ν ἄρχομαι ἀεί(ν)δε(ι)ν* auf der Rolle des Lehrers auf der Berliner Durisvase (Furtw. 2285) und der Hydria von Vari (Collignon catalogue n. 517. Comparetti, Mus. Ital. II, 1888, p. 66, t. VII) *Θεοί, ἠερίων ἐπέων ἄρχομαι* etc. auf der Rolle, die Sappho in den Händen hält. Ferner die ganz ähnliche Brit. Mus. n. 797 =

CIGr. 7980; andere hat Hartwig, Griechische Meisterschalen, p. 255, A. 2 zusammengestellt.

Nr. 418 sind die Angaben über die Fehler des Graveurs sehr ungenau. I, 14 war wohl Ficks *κεραυνῶν* (für *κεραυνόν*) vorzuziehen nach II, 5. Hier durfte das von Fiorelli-Comparetti in den Notizie degli Scavi 1879, p. 156, publicierte Goldblättchen von Petelia nicht fehlen. Kaibel, Inscr. Gr. Sic. 642. Deecke, Journal of Hell. Stud. III, 114 f.; als neues Beispiel solcher orphischer Inschriften: A. Joubin, Bull. d. C. H. 1893, p. 121 f., aus Eleutherna auf Kreta.

In der Recensio der Gedichte des Isyllos von Epidauros ist Hoffmann Wilamowitz gefolgt, ohne die seither erschienene Literatur zu berücksichtigen. Ich führe nur das Wichtigste an: F. Blass, Jahrb. f. Phil. u. Päd. 1885, S. 823—825; A. Ludwich, Berl. Phil. Wochenschr. 1890, S. 419 f. u. 449 f.; Baunack, Studien auf dem Gebiete der griechischen und arischen Sprachen I, 1, S. 147 ff.; derselbe, Aus Epidauros, S. 18 f.; H. Diels, Sibyllinische Blätter, S. 61 f.; Prellwitz, Gr. Dial.-Inschr. III, 3, S. 162; Cavvadias, Fouilles d'Epidaure I, S. 34 f.

Aus diesen ergeben sich folgende Berichtigungen: D 10 steht *ἐγδέ* am Steine. *E* 2 *ἄγε*, nicht *ἦγε*. *E* 7 Anf. *τῶι*, nicht *τῶ*. *E* 10 *ἄμμορος*, was schon Diels und Ludwich vermuthet hatten. *E* 14 *σώιζοντι*, nicht *σώζοντι*. *E* 16 *νόημα* ist deutlich erkennbar. Von den Änderungen von Wilamowitz' durfte *B* 14 *(δ)ρέπεν* nach Baunacks Bemerkungen nicht in den Text gesetzt werden. Es schwebt das homerische Bild von der Wage vor Il. *Θ* 72, auch die Änderung *⟨ἵ⟩νιν* ist meines Erachtens unnöthig. Dagegen musste die Ansicht von Blass wenigstens erwähnt werden, der unter dem in *E* 2 erwähnten Philippos den fünften versteht und damit die Abfassungszeit der Gedichte auf „nach 218 v. Chr." herabrückt.

Als Desiderata notierte ich mir:

Latyschev, Inscriptiones orae septentrionalis Ponti Euxini I, Nr. 99, Weihinschrift des Kleombrotos, 4. Jhdt.

Ebenda II. Nr. 9 = Kaibel 773, Weihinschrift des Phanomachos. Gehört ins 4. Jahrhundert. Denn der in v. 3 genannte Pairisades ist der aus Demosthenes gegen Phormion §. 8 bekannte bosporenische Fürst (342—309), wie sich mit Sicherheit aus v. 3 f. ergibt:

Παιρισάδεος ἄρχοντος ὅσην χθόνα τέρμονες ἄκροι
Ταύρων Καυκάσιός τε ἐντὸς ἔχουσιν ὅροι.

Ebenda Nr. 370 Grabstein der Hedeie (*E* = *EI*), 4. Jhdt.?

The Collection of the ancient greek Inscriptions in the British Museum, part II, Nr. 361 Weihinschrift des *Σαίστης*: „the inscription would not be later than the time of Ptolemy Euergetes I." part IV, 1, Nr. 796 = Kaibel 783. 4. Jhdt. Nr. 797 das bekannte, von Usener im Rhein. Mus. 1873, S. 25 meisterhaft erklärte Weihepigramm von Knidos stammt wohl noch aus der ersten

Hälfte des 3. Jahrhunderts (nach 266, vgl. Benndorf, Untersuchungen auf Samothrake II, S. 84, A. 1. Droysen, Hellenismus III, 1, S. 241).

Ebenda Nr. 813 = Kaibel 785, die älteste Weihinschrift des knidischen Demeterheiligthums.

Paton Hicks, Inscriptions of Cos Nr. 420, p. 298 „probably the oldest extant inscription from Cos", 4. Jhdt.; dem beginnenden 3. Jahrhundert gehört Nr. 218 an, wenn Reitzenstein: Epigramm u. Skolion, S. 219 f. mit Recht in Philiskos den bekannten Tragiker erkannt hat.

Mittheilungen des D. A. Inst. Athen. Abth. XVI (1891), S. 127. Dümmler, Felsinschrift von Itanos.

Blinkenberg, Eretriske Gravskrifter aus: Det kgl. Danske Videnskabernes Selskabs Skrifter 5te Raekke Hist. og phil. Afdeling København 1891, Nr. 88 u. 181, wo v. 1 ὅτ', nicht ὅγ' zu lesen ist. Ἐφημερὶς ἀρχ. 1883, S. 213, Z. 7.

Weihinschrift der Kleo, enthalten in der großen Heilinschrift, also älter als das 3. Jahrhundert. Cavvadias, Fouilles d'Epidaure I, Nr. 108. Anf. des 4. Jhdt., vielleicht auch n. 4. dts., wo ich etwa *βάκ]τρον ἀειράμενος πᾶ[σι βροτοῖς φ]ανερὸν ὄψιν σῆς τέχνης* lesen möchte; man vgl. die Inschrift von Lebena R. Meister, Philologus 1891, S. 570, v. 4 *πᾶσιν θαῦμα βροτοῖσι μέγα*. das Präsens *κεῖμαι* in v. 6 ist als Präteritum zu fassen, nicht als wirkliches Präsens, wie Cavvadias es thut.

Δελτίον 1892, p. 4 *δ'* p. 36 Grabschrift des Kallias. Anf. des 4. Jhdts. Journal of Hellenic studies 1892 (XIII), Nr. 56, p. 128.

Von Druckfehlern bemerkte ich: Nr. 343 Löwy 153c, nicht 155c. Nr. 287. Kirchhoff Studien[4] 134, nicht 144. Nr. 200. Dittenberger I G. S. 2248, nicht 2284. Nr. 175. Arch. Ztg. 1856, S. 269*, nicht S. 270 u. 74, 4 [δῆ]λος. Im Index ist der Buchstabe *Φ* hinter *X* gerathen. Hoffentlich beschenkt uns Hoffmann bald mit dem zweiten Theile, für den die Vorarbeiten freilich sehr geringe sind.

Wien. Dr. Karl Radinger.

J. Rappold, Chrestomathie aus griechischen Classikern. Zur Erleichterung und Förderung des Übersetzens aus dem Stegreife. Wien, Gerold 1893. 8°, V u. 93 SS. Preis 70 kr.

— — Chrestomathie aus lateinischen Classikern. Zur Erleichterung und Förderung des Übersetzens aus dem Stegreife. Wien, Gerold 1893. 8°, VI u. 193 SS.

Der Verf. führt im Vorworte, das in beiden Ausgaben gleich lautet, aus, dass der Grammatikalismus und Formalismus im fremdsprachlichen Unterrichte zu überwuchern anfieng, während das Ein-

dringen in den Inhalt der Classiker immer mehr zurücktrat. Der bekannte h. Ministerialerlass suchte diesem Unwesen zu steuern. Rappold stellte nun, um das Übersetzen aus dem Stegreife zu befördern, eine Reihe kürzerer Stellen aus griechischen und lateinischen Autoren zusammen, bei deren Auswahl er besonders die in den letzten Jahren gestellten Maturitätsthemen berücksichtigte. Ferner gibt er noch in beiden Büchern in einem eigenen Verzeichnisse eine Anzahl anderer geeigneter Stücke an. Wir haben somit eine Art philologischen Wallentin vor uns. Aber wir wollen gleich gestehen, dass das Vorbild trefflich nachgeahmt wurde, obgleich uns das lateinische Büchlein besser gefällt. Mit Recht betont der Verf., dass der Geist des Alterthums das wertvollste Gut sei, das wir den Gymnasiasten mitgeben können. Sind ja noch heute Lehrer nicht selten, die selbst in den obersten Classen die Grammatik wörtlich auswendig lernen lassen. Allerdings ist auch im entgegengesetzten Lager nicht alles Gold, was glänzt. Es ist für den Lehrer recht bequem, wenn er sehr viel, sehr viel lesen lässt. Er strengt sich dabei nicht sonderlich an; die Schüler leiden allerdings auch nicht darunter, da wir Deutsche schon gute und billige Übersetzungen besitzen. Und doch gilt von beiden des Dichters Wort: 'Vom Geiste seh' ich keine Spur'.

Rappold ist dieser Gefahr glücklich entgangen. Was er bietet, kann noch ohne Überhastung gelesen werden. Mit Fug und Recht nimmt Cicero im lateinischen Büchlein den weitesten Raum ein. Er muss im Mittelpunkte der gesammten Lectüre stehen. (Vgl. D. O. Weißenfels, Cicero als Schulschriftsteller.) Man wird es nur billigen können, dass auch die philosophischen und rhetorischen Schriften reichlich ausgebeutet wurden. Finden wir doch vor allem in jenen Schriften den hellenistischen Geist, dessen richtiges Erfassen Hauptziel der Septima und Octava sein muss. Deshalb bedauern wir es, dass der Verf., der sich in der anderen Arbeit keineswegs nur auf Schulautoren beschränkte, Catull und Tibull von dieser Sammlung ausschloss. Diese beiden Dichter bilden eine wichtige Ergänzung zu Horaz und sollten besonders fleißig zur Privatlectüre herangezogen werden. Die soeben erschienene zweite Auflage der Jacobyschen Anthologie aus den Elegikern der Römer (Teubner 1893) kann unbedenklich empfohlen werden, sie wird Schülern und Lehrern treffliche Dienste leisten. Es kann auch die Tempsky'sche Chrestomathie herangezogen werden, nur entbehrt sie eines Commentars. Properz dürfte für Schüler zu schwer sein. Auch Livius wurde reichlich ausgebeutet, während Vergil und Tacitus ziemlich leer ausgingen. Nicht unpassend wäre eine Zusammenstellung aller Stellen, an denen Tacitus von unseren Gegenden spricht.

Für die griechische Lectüre lässt sich schwerer ein leitender Gedanke finden, wie es die Darstellung der hellenistischen Verhältnisse für die lateinische war. Die Lebensäußerungen der streng classischen Zeit sind zu vielfältig und compliciert, als dass sie

sich auf eine einfache Formel reducieren ließen. Deshalb stellt auch der griechische Unterricht an das Wissen des Lehrers sehr große Anforderungen, denn nur derjenige wird die richtige Auswahl des Mitzutheilenden treffen können, der aus dem Vollen schöpft. Man wird damit nur einverstanden sein können, wenn Xenophon und Plato den meisten Raum einnehmen. Leider wurde Platos Staat gar nicht berücksichtigt und doch enthält diese genialste Schrift des griechischen Philosophen zahlreiche Stellen, die keine besondere Schwierigkeit bieten und inhaltlich vom größten Interesse sind (z. B. 393 E — 394 B; 395 B — E; 375 E — 376 C; 378 B (καὶ οὐ) — E; 387 D (φαμέν) — 388 A (ἔφη); 401 D (ἄρ οὖν) — 402 A (εἶναι τροφῇ) usw.). Diese Auswahl bestand bereits die Feuerprobe bei der Matura. Das aus Euripides genommene Stück wird Schülern große Freude bereiten; es wurde übrigens bereits mit gutem Erfolge bei einer Matura vorgelegt. Auffallend war dem Ref. das Fehlen von Antig. 450—470 (die ungeschriebenen Gesetze) und Oed. tyr. 58—77 wegen der trefflichen Exposition. Schade ist es, dass das nette Geschichtlein Xen. Hen. III, 1, 10 ff. nicht aufgenommen wurde. Vielleicht hätten auch die Memorabilien mehr ausgebeutet werden können. Ref. denkt hier besonders an die Lehren über Erziehung.

Doch das sind nur Kleinigkeiten, die an dem Werte des trefflichen Büchleins nichts ändern. Wir Lehrer haben allen Grund dem Herausgeber für seine Arbeit dankbar zu sein. Hoffentlich wird eine zweite Auflage bald nöthig werden. Zur Vervollkommnung einer solchen beizutragen, ist der Zweck der vorhergehenden Bemerkungen.

Oberhollabrunn. Dr. K. Wotke.

---

1. Lateinische Schulgrammatik. Von Dr. W. Deecke, Director des Gymnasiums zu Mühlhausen i. E. Berlin, Verlag von S. Calvary u. Comp. 1893, 8°, 300 SS.

2. Erläuterungen zur lateinischen Schulgrammatik. Von demselben. 8°, 477 SS.

1. Es ist ein eigenthümliches Buch, das uns der bekannte und verdiente Forscher auf dem Gebiete der lateinischen Grammatik diesmal vorlegt: eigenthümlich in Auswahl, Anordnung und Auffassung des Inhaltes nicht minder als in seinem sprachlichen Gewande. Um sogleich mit dem letzteren zu beginnen, so gieng der Verf. darauf aus, die fremdsprachliche Terminologie der lateinischen Sprachlehre durch die deutsche zu ersetzen. Wir lesen also nicht mehr von einer Declination, sondern von Biegung, nicht mehr vom Nominativ, Genitiv usw., sondern vom Werfall, Wesfall (!) usw., nicht mehr von einem Abstractum, sondern von einem abgezogenen Hauptworte, nicht mehr von einem Superlativ, sondern von der Höchststufe u. s. f. Ja nicht etwa nur dem An-

fänger wird die fremde Terminologie erspart, diese Verdeutschung ist das ganze Buch hindurch mit Consequenz festgehalten, so dass ein Schüler, der vier Jahre Latein lernt, z. B. nicht mehr vom Accus. cum inf., sondern vom Wenfall mit der Dingform hört und spricht. Nur drei Termini waren hartnäckig genug, sich ihren Bestand zu erhalten, das sind die Wörter: Deponens, Gerundium und Supinum. — Welchen Grund der Verf. einer lateinischen Schulgrammatik hatte, der fremdsprachlichen Terminologie so völlig den Krieg zu erklären, ist für mich nicht leicht zu erkennen; ich verstünde es bei einer deutschen Sprachlehre für Deutsche; ja ich könnte es begreifen, wollte man dem Anfänger im Lateinischen, der nie etwas von einer lateinischen Terminologie gehört hat, auch in dieser Hinsicht entgegen kommen. Und wenn schließlich Einfachheit und größere Deutlichkeit erzielt würde, gut, auch um diesen Gewinn noch gebe ich die alte Übung auf. Allein auch hievon ist bei dem vorliegenden Versuche nicht die Rede; im Gegentheile, der deutschen Sprache wird in oft unerträglicher Weise Gewalt angethan, und die Darstellung wird umständlicher und schwerfällig. Ich will dies nur an folgenden beliebig gewählten Regeln exemplificieren: S. 160, §. 245 liest man: (Im Wenfall stehen) „3. die Aussagenennwörter bei der Leidensart derjenigen Zeitwörter, welche in der Thätigkeitsart ein Aussagenennwort im Werfall bei sich haben ...“ oder S. 217, §. 371, 1 Zus. „für die gegenwirkliche Mitverg. d. Mögl. tritt die Dingform d. Zuk. oder futurum esse (fore) ut ein, letzteres regelmäßig in der Leidensart; für die gegenwirkliche Vorverg. d. Mögl. die Dingf. der Verg. der umschreibenden Abwandlung oder futurum fuisse ut; nur nicht bei posse und potuisse.“ Ich denke, diese Probe wird genügen, um das gänzlich Unpraktische eines derartigen Beginnens zu erweisen.

Was nun den Inhalt betrifft, so kommt zunächst die Auswahl des Stoffes in Betracht. In der Formenlehre wird noch viel unnöthiger Ballast mitgeschleppt, so juniperus der Wachholder, (S. 16) virus das Gift (eb.), coelebs ehelos (S. 19), das weder bei Nepos, noch bei Caesar, noch in Ciceros Reden sich findet, sondern nur an einer Stelle bei Cic. L. III, 7 censores .. coelibes esse prohibento, aber auch da nicht in der Form, weshalb das Wort in der Grammatik aufgeführt wird; cicur zahm (S. 19), sospes (eb.), tussis (S. 21), puls der Brei (S. 22), aurifex der Goldschmied (S. 24), bicorpor zweileibig (S. 27), S. 31: die Wörter arcus, partus, acus, quercus und artus; merenda das Vesperbrot (S. 62) u. a. m. caritum, dolitum, nocitum (S. 70), valitum (S. 71), calefacere (S. 79), scabere (S. 80), sublegere (S. 81), tendo (S. 81) usw. Ich wähle nur das Auffälligste aus, da der Verf. im Vorworte selbst erklärt: „Das Maß der Nothwendigkeit habe ich aus meiner 40jährigen Praxis im lateinischen Unterrichte bestimmt.“

Die Anordnung des Stoffes ist originell und von der bisherigen wesentlich verschieden. Ob aus derselben für die Didaktik

ein Gewinn erwächst, möchte ich aber bezweifeln. Sehen wir uns z. B. aus der Formenlehre die Behandlung der Declination näher an. Nachdem in den §§. 16—19 die nöthigsten Vorbegriffe gegeben sind, folgt in §. 20 sofort das Paradigma bonus, bona, bonum, hierauf in §. 21 die Adjectiva auf er, era, erum (ohne eigenes Paradigma), im §. 22 und 23 wird ohne Paradigma einfach durch den Hinweis auf bona, bez. bonus, bonum die 1. und 2. Biegung abgehandelt. Im §. 24 wird das Paradigma acer, acris, acre vorgeführt, in den folgenden §§. 25—27 die Unregelmäßigkeiten in der Biegung der Beiwörter, worauf in §. 28 sofort die dritte Biegung angeschlossen wird in der Weise, dass die Endungen bloß in einem Schema angegeben werden. Im §. 29 werden die Hauptwörter nach ihren Stämmen in zwei Gruppen: Stämme auf i und Stämme auf Mitlauter eingetheilt; in den §§. 30, 31, 32 werden die Wörter, welche die Endungen im, i, ia, ium haben, angeführt; die §§. 33—42 handeln über die Nominativbildung, §. 43 über die Unregelmäßigkeiten der dritten Biegung, endlich wird in den §§. 44—47 das Geschlecht der Hauptwörter der dritten Biegung dargelegt. §. 48 enthält die vierte Biegung, ausnahmsweise mit Paradigmen. §. 49 die Unregelmäßigkeiten in Biegung und Geschlecht; §. 50 bringt zwei Paradigmen (dies und res) der fünften Biegung und §. 51 die Unregelmäßigkeiten im Geschlechte. Die nächsten fünf Paragraphe (52—56) enthalten die Unregelmäßigkeiten der Biegung, §. 57—59 die Biegung der Fremdwörter, §. 60—62 die Geschlechtsbiegung der Nennwörter usw.

Betrachten wir nur den Effect der ganzen Anordnung im praktischen Unterrichte. Der Schüler muss zuerst sein bonus, bona, bonum einlernen; dann kommt er erst zu mensa, hierauf zu hortus und bellum. Liegt schon die Gefahr nahe, dass er nach Analogie von bonus, bona, bonum auch mensus, mensa, me s m oder hortus, horta, hortum usw. bildet — so lässt sich doch sicherlich das nicht leugnen, dass es zur festen Einprägung der Endungen unbedingt vorzuziehen ist, vom einfachen und leichten mensa zu hortus, dann zu bellum überzugehen, woraus sich dann wirklich bonus, bona, bonum von selbst ergibt.

Die gleichen Bedenken richten sich gegen die Voranstellung von acer, acris, acre, von dem ja 1. eine so große Anzahl von Substantiven in den drei kritischen Casus abweicht, richtiger gesagt, mit dem nur eine sehr geringe Anzahl von Substantiven völlig übereinstimmt, und von dem 2. die große Zahl von Endungen entschieden schwerer fürs erstemal und auf einmal zu erlernen ist, als die Endung eines bestimmten Substantivs. Es heißt endlich die Dinge auf den Kopf stellen, wenn von bonus, bona, bonum ausgegangen wird; denn so lernt das der Knabe ohne jede Spur des syntaktischen Verständnisses; lernt er aber zuerst mensa, dann hortus, dann bellum, so wird ihm auch ohne weitere Darlegung des Grundes die dreifache Form des Adjectivs verständlich; denn

er ahnt nach seinen Kenntnissen der deutschen Formenlehre und Syntax, dass einem mensa ein bona, einem hortus nur ein bonus usw. entspricht. Der Unterrichtsgang ist aber schon gänzlich unverwendbar, wenn vom lateinischen Lehrbuche ausgegangen wird, wie dies z. B. unsere Instructionen empfehlen. — Bedenklich ist mir ferner, dass für die dritte Declination nichts weiter als ein Schema der Endungen ohne Paradigma gegeben wird. Es wird da vom Knaben doch sehr viel vorausgesetzt. Wenigstens erinnere ich mich aus meinen Lern- und Lehrjahren, dass hortus, ī, ō sich häufig und gerne in ein hortusī, hortusō, ein avis, is in ein avisis usw. verwandelte. Bedenklich erscheint es mir ferner, die Adjectiva auf er, era, erum ganz zu trennen von denen auf er, ra, rum, und die Adjectiva auf er, era, erum, die weniger und seltener sind als die auf er, ra, rum, voranzustellen. Was die Behandlung des Verbums betrifft, so ist auch sie ganz originell. Es würde aber zu weit führen, dieselben im einzelnen zu verfolgen. Es sei daher gestattet, nur auf einiges hinzuweisen, worin die neue Anordnung besonders auffällt. In den §§. 85—100 werden die Vorbegriffe gegeben, wobei §. 87 und §. 91, Zus. 1 rein syntaktische Sachen vorwegnehmen; dort wird die Eintheilung der Verba in transitive, intransitive (nicht hinbezügliche), hier die Doppelbedeutung des Perfects eingehend erörtert. In der Syntax muss natürlich die Bedeutung des Perfects noch einmal genommen werden (§. 326). Auffallend ist die Übersetzung des infin. futur. pass. (Dingform der Zukunft der Leidensart) z. B. pulsum iri im Begriffe sein, vertrieben zu werden; dieselbe Übersetzung kehrt in den Paradigmen immer wieder. Meines Erachtens ist diese Übersetzung unglücklich gewählt, da sie weder der Etymologie, noch dem thatsächlichen Gebrauche entspricht. Die Aufnahme des Supinums als Grundform, sowie die Übersetzung des Supina (amatum um zu lieben, amatu zu lieben) hat mich nach dem, was ich in der Einleitung zu meiner Grammatik hierüber geschrieben habe, überrascht, umsomehr als sowohl in den Erläuterungen zu §. 95, als im §. 95 selbst die richtige Natur der Supina klar und deutlich dargelegt ist. Von Paradigmen ist nicht einmal das erste, das der I. Coni., ausgedrückt, die der übrigen Conjugationen sind nur angedeutet. Die Deponentia werden sogleich hinter jeder Conjugation (Abwandlung) vorgenommen. Merkwürdig ist die Anordnung der II. und III. Conjugation. Als Paradigma der II. Conjugation ist moneo gewählt und sofort an das Paradigma sind alle Verba auf ui, Supinum auf itum, tum oder ohne Supinum aufgezählt. Als Paradigma der III. Conjugation fungiert ago. Im Anschlusse daran heißt es in §. 112: „Kein einziges anderes Zeitwort wird genau so abgewandelt wie agere; doch werden hier als regelmäßig alle diejenigen aufgeführt werden, welche, wenn auch mit manchen Abweichungen im einzelnen, im wesentlichen der Abwandlung von agere folgen. Ihre Kennzeichen sind also:

a) Der Gegenwartstamm hat dieselben Personalendungen (??), und er und der Dingformstamm bilden die von ihnen abzuleitenden Formen auf dieselbe Weise wie von ago, agere. Häufig zeigen beide Stämme eine Erweiterung.

b) Der Vergangenheitstamm endet auf i und hatte ursprünglich stets die Verdoppelung des Anlautes (reduplicatio).

c) Der Supinstamm hat -tum, das mit einem Zahnauslaut (!) in -sum, selten -ssum übergeht (!); vereinzelt findet sich sum auch nach l und r. Ein kurzer Wurzelselbstlauter wird im Supinum bisweilen gedehnt, wenn die Wurzel auf einen weichen Stummlaut (im Buche steht Stammlaut) ausgeht (s. āctum, Zus. v. §. 111)".

Allerdings ist diese Charakteristik nach des Herausgebers Eintheilung (S. VII der Vorrede) für die Quarta bestimmt; allein einfach, klar und deutlich wird sie auch Schülern dieser Classe nicht sein. Für die Sexta ist in §. 113 der Übergang mit folgenden Worten hergestellt: An agere schließen wir zunächst diejenigen Zeitwörter der dritten Abwandlung an, welche in der Vergangenheit denselben Ablaut von a zu ē haben wie ago : egi. Alle sind im Gegenwarts- u. Dingformstamme erweitert. Wie sich der Verf. daran hält, ist merkwürdig: Zunächst kommen die Verba auf io: capio, apio, facio (mit fio (!), jacio; dann die Erweiterung mit n frango, compingo; hierauf lavo (!), scabo (!), edo, emo, lego, sido, linguo, vinco, fodio, odio (!), fugio, fundo, rumpo, sum, ruo, cello (!), pello, fero, cando (!), mando (!), pando, scando (!), fendo (!), hendo (!), pendo, tendo, findo, scindo, tundo, pungo; dann vello, verro, verto, posco, curro; ferner cudo, ico (!), strido (!), viso; dann cano, cado, pango, tango, pario, fallo, parco, caedo, memini (Supin mentum (!)), disco, bibo, sisto; endlich die Composita von do. Hieran schließen sich einige Deponentia: apisci, proficisci, deverti, reuerti, pacisci, comminisci. Ich gestehe offen, ich kann mir nicht denken, dass 10- und 11jährige Knaben das Verständnis für diese Eintheilung besitzen, noch weniger, dass die Verba auf io, die erfahrungsgemäß große Schwierigkeiten bereiten, so nebenbei behandelt werden können, ebenso fio, die Diponentia mitten unter den activen Verben, sum mit seinem Perf. fui an dieser Stelle. Auf die vierte Abwandlung folgt §. 128 sum, fui, esse mit seinen Compositis, hierauf die umschreibende Abwandlung, dann die Bildung der Stammformen in 38 Paragraphen auf 16 Seiten, dann die Zusammensetzung der Zeitwörter mit Vorwörtern in 7 Paragraphen, dann die Aufzählung der abweichenden Zeitwörter aller vier Abwandlungen auf 20 Seiten. Als Curosium hebe ich hervor, dass obliviscor in §. 196, S. 133 unter Nr. 11 ohne Bemerkung unter die Zeitwörter der vierten Abwandlung eingereiht ist. Nicht minder originell verfährt der Verf. in der Anordnung des Lehrstoffes in der Syntax (Satzlehre). Z. B. werden im §. 245 die Verba aufgezählt, welche ein Prädicat im Nominativ neben dem Subjecte bei sich haben; unter

dieselben werden die Verba dari, tradi, mitti, imponi usw. mit dem Gerundivum aufgenommen. Dabei ist die Textierung recht unglücklich gerathen. Es heißt nämlich im Einleitungssatze:

„Dies sind die Zeitwörter der Bedeutung: *a*) gehalten werden für... *b*) genannt werden... *c*) gegeben werden... *d*) mit dem leidenden Mittelwort der Zukunft (Gerundivum): gegeben werden zum... *e*) videri in der Bedeutung „scheinen“, und das halb leidende fieri werden. Warum ferner fieri nur in der Bedeutung „werden“ nicht auch in der ganz leidenden Bedeutung „gemacht werden“ zu etwas angeführt wird, ist nicht ersichtlich.

Von größerer Bedeutung ist die locale Auffassung der Casus, weshalb z. B. der Accusativ in folgender Reihenfolge behandelt wird: *A*. Der Wenfall ohne Vorwort. 1. Der räumliche Wenfall; 2. der zeitliche Wenfall; 3. der Wenfall der näheren Ergänzung; 4. der Wenfall des Zweckes. *B*. Der Wenfall nach Vorwörtern. Auffallend ist dabei, dass der Verf. den Accusativ doch Wenfall nennt, während man Wohinfall erwarten würde. Auf Schritt und Tritt stößt man in diesem Buche auf originelle Auffassung und Anordnung. Ob der praktische Unterricht einen Vortheil daraus ziehen kann und wird, möchte ich auch in der Syntax dahingestellt sein lassen. Nur eines noch möchte ich hervorheben, worauf neuestens mit Recht großes Gewicht gelegt wird: die Beispiele. Der Verf. bringt Beispielsätze, wie: gallus cantavit; pauperes querebantur; vos effugeratis; ubi rex sit, nescitur (S. 151, §. 222) — mulier panem puero dedit — rogo vos hanc veniam; . . adde quod aeger est (§. 224, S. 152) — pater quum centum fere dies aeger fuisset, propere ex urbe profectus est; quis tandem id credit, quippe quod maxime absurdum est; ponte rupto hostes ripam legendo recesserunt (§. 227, S. 153) — arx oppidanis diripienda conce*debatur*; id opportunum fortasse videbitur (§. 245, S. 161) u. a. Solche Beispielsätze entsprechen wohl in keiner Hinsicht den Anforderungen, wie sie heutzutage an die Mustersätze der lateinischen Grammatik gestellt werden.

2. In den „Erläuterungen zur Schulgrammatik“ verfolgt der gelehrte Verf. seine Schulgrammatik von Paragraph zu Paragraph und stellt überall die Literatur und wissenschaftliches Materiale zusammen, das seiner Auffassung und Darsellung zur Stütze dienen soll. Auf den ersten Blick zeigt es sich, dass der Verf. hier in seinem Elemente ist. Die Erläuterungen geben ihm Gelegenheit, seine Gelehrsamkeit auf dem Gebiete der lateinischen Sprachlehre zu zeigen, und mit denselben hat er ein treffliches Nachschlagebuch für die Lehrer geschaffen, das jedem, der sich Rath und Belehrung holen will, willkommen sein wird. Zwar wird man auch hier mit dem Verf. im einzelnen oft nicht übereinstimmen können: so §. 21, 2: Man mache den Schüler aufmerksam, dass das e in diesen Wörtern im Nom. Sg. Mask. nur zur Erleichterung der Aussprache eingeschoben ist, nachdem *-us* abgefallen war (!). Ich glaube

nicht an den Abfall der Endung us; denn eine Form pulchrus ist doch nicht erweisbar. Dass filiabus und deabus juristische Formen seien (S. 30), möchte ich bestreiten. — Die Bemerkung S. 32: „der Genitiv alīus ist nicht häufig; aber dass er durch alterīus zu ersetzen sei, auch nicht richtig“ hält wohl der Verf. nicht mehr aufrecht, da er im Vorwort S. IV, Note 2 selbst sagt: „Statt alīus besser alterīus“. Und so ließe sich mit ihm über viele Einzelheiten in Formenlehre und Syntax, besonders in seinen Etymologien, rechten. Allein man wird zugeben müssen, dass eben über so vieles die Ansichten der Forscher weit auseinandergehen und dass vorderhand keine Hoffnung auf Einigung vorhanden ist. Im ganzen und großen — und darauf kommt es bei einem derartigen Werke doch an — kann man vom wissenschaftlichen Standpunkte aus sowohl die Schulgrammatik, als auch die Erläuterungen nur begrüßen. Indirect wird diese Arbeit gewiss auch der Schule zu gute kommen.

Wien. A. Scheindler.

W. Wilmanns, Deutsche Grammatik. (Gotisch, alt-, mittel- und neuhochdeutsch.) Erste Abtheilung: Lautlehre. Straßburg, Karl J. Trübner 1893. 4 Lieferungen à 1 Mk. 50 Pf.

Nach der Ankündigung der Verlagsbuchhandlung ist das Werk auf vier Theile berechnet, die Lautlehre, Wortbildung, Flexion und Syntax enthalten sollen. Die Möglichkeit einer fünften Abtheilung, welche die Geschichte der Sprache behandeln würde, ist in Aussicht gestellt. Dass die Wilmanns'sche Grammatik einem wirklichen Bedürfnisse entgegenkommt ist zweifellos. Ganz abgesehen davon, dass in unseren gebräuchlichsten germanistischen Compendien die Wortbildungslehre sehr stiefmütterlich und, wenn man von Pauls mhd. Grammatik absieht, die Syntax gar nicht behandelt wird, fehlte es auch an einem Buche, welches den heutigen Anforderungen entsprechend und nach einheitlichem Plane die Entwicklung der Sprache von den ältesten Zeiten bis zum heutigen Tage verfolgte. Und wie es bei dem wissenschaftlichen Range des Verf.s nicht anders zu erwarten ist, stellt sich seine Arbeit als eine bedeutende Leistung dar. Der umsichtigen Auswahl der grammatischen Erscheinungen, der umfassenden Ausnutzung der wissenschaftlichen Literatur, der sorgfältigen Scheidung von Sicherem und Unsicherem, endlich der Klarheit der Darstellung im einzelnen wird wohl jeder die vollste Anerkennung zollen. Wenn man mitunter auf Ansichten über Sprachentwicklung stößt, die von den herrschenden einigermaßen abweichen — ich denke vor allem an die Bemerkung S. 197, dass *ī* und *ū* zu *ei* und *au* wurden, weil die Sprache die Diphthonge *ie* und *uo* bereits besaß — so wird man bei einem Manne wie Wilmanns annehmen müssen, dass er nicht unter dem Einfluss

veralteter Lehrmeinungen steht, sondern seine eigenen guten Gründe hat, von der Vulgatansicht abzuweichen.

Ich fürchte nur, dass der Verf. an sein Publicum zu große Anforderungen stellt. Er setzt bei ihm schon die Kenntnis des Gothischen, Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen voraus. Nur ungern vermisse ich eine Ausführung über die Bedeutung dieser Termini. Ich kann mir wohl denken, dass der Verf. mit Rücksicht auf den in Aussicht genommenen fünften Theil unterlassen hat, das gegenseitige Verhältnis der vier behandelten Sprachen und die Beziehungen zwischen Mundart und Schriftsprache schon in der ersten Abtheilung zu behandeln. Aber eine noch so kurze Orientierung wäre doch nützlich gewesen. Der erste Theil der Grammatik wird ja wohl lange Zeit in den Händen Aller sein, ehe die Geschichte der deutschen Sprache erscheint und da ist die Gefahr vorhanden, dass sich bei gar Manchem, der nicht mehr mitten im wissenschaftlichen Betriebe steht, unrichtige oder zum mindesten unklare Anschauungen einnisten. Hoffen wir, dass die Bemerkung in der Vorrede S. VII genügt, um jeden von der irrigen Meinung abzuhalten, dass das Gothische sich zum Althochdeutschen verhalte, wie das Althochdeutsche zum Mittelhochdeutschen. — Da der Verf. — und gewiss mit vollem Rechte — der eigentlichen Grammatik eine phonetische Einleitung vorausgeschickt hat, so hätte er wohl auch über den Bau des menschlichen Sprachorganes referieren müssen; ich glaube nicht, dass viele aus dem Gymnasium so viel somatologische Kenntnisse mitbringen, um etwa zu wissen, was das Gaumensegel ist. — Wer die Geschichte der phonetischen Terminologie nicht kennt, wird wohl ein wenig dadurch verwirrt werden, dass etwa S. 68 das, was der Verf. sonst lenis nennt, leichte tenuis heißt, umsomehr als S. 218 der Ausdruck leichte und schwere Consonanten in ganz anderem Sinne angewendet ist. — Da der Verf. in der Lehre vom Consonantismus nicht jede Sprachperiode für sich behandelt, sondern die Entwicklung der einzelnen Consonanten oder Consonantengruppen durch den ganzen von ihm behandelten Zeitraum verfolgt, so hätte es sich empfohlen, eine Aufzählung der Consonanten vorauszuschicken, welche das Germanische aus indogermanischer Zeit erbte. So hätte der Lernende einen Überblick über den Lautbestand der Sprache erhalten, den er bei der gewählten Darstellungsform nur mühsam gewinnen wird.

Da S. 20 f. den gothischen Wörtern mit *q* und *hv* griechische entgegengestellt werden, so hätte bemerkt werden müssen, wie sich die Laute der hinteren Gutturalreihe im Griechischen reflectieren — die gelegentliche Bemerkung S. 22, §. 35 kann leicht irreführen.

Im folgenden will ich an einzelne Aufstellungen W.s einige Bemerkungen anknüpfen. S. 9, §. 19 wird gesagt, die meisten stimmten jetzt darin überein, dass den germanischen *b g d* mediae affricatae zugrunde lägen; ich habe aus der neueren Literatur über die Lautverschiebung die Überzeugung gewonnen, dass die herr-

schende Meinung dahin geht, die indogerm. mediae aspiratae seien direct zu Spiranten geworden. Der S. 14, §. 24 ausgesprochenen Meinung, dass *ga-*, weil es im Germanischen unbetont war, *g* als Vertreter von indogerm. *k* aufweise, kann ich mich nicht anschließen. Kluge hat ja gezeigt, dass auch in germanischer Zeit *ga-* theilweise betont war. S. 19, Z. 17 ist 'velaren' wohl Druckfehler statt 'labialen'.

S. 32, §. 46. Daraus dass Schottel die Schreibungen *lauffen, reiſſen, werffen* verlangte, lässt sich nicht schließen, dass er wirklich eine Verdoppelung in der Sprache wahrnahm, sondern nur, dass *ff* und *ſſ* für ihn einen andern Wert hatten als *f* und *s*. W. hat die Bemerkung auf S. 192 der Ausführlichen Arbeit von der Teutschen Haubt-Sprache im Auge. Schottel sagt dort, man müsse im Imp. *reiß* schreiben, denn man spreche *reiſſen* und nicht *reiſen*. Der Satz könnte heute ebenso gut aufgestellt werden, nur schreiben wir jetzt nach langem Vocal *ß* nach kurzem *ſſ*. Für Schottel sind dagegen *ſſ* und *ß* ganz gleichwertig. Er schreibt z. B. *Bißen, Boße,* auf derselben Zeile *drießen* und *verdrieſſen* (S. 1304), *eßen, faßen, heißen* jubere und *heiſſen* vocari (S. 1335), *stoſſen* und *stößel* S. 1424 usw. Beim *s* gab es eben von altersher zwei Mittel, den stimmlosen Laut vom stimmhaften zu unterscheiden: Verdoppelung und Ligatur *ß*, beim *f* dagegen nur die Verdoppelung. Ich möchte nämlich annehmen, dass Schottel nach niederdeutscher Art das *f*, das germ. *f* entspricht, stimmhaft gesprochen hat, das *f*, dem in seiner Mundart *p* entsprach, aber stimmlos. S. 53, §. 65 W. meint, dass der orthographische Wechsel von *b, g, d* und *p, k, t* bei Notker einen phonetischen Wechsel von stimmhaftem und stimmlosem Laut andeute. Wer das annimmt, muss nothwendig auslautendes *-b, -g, -d* bei N. für stimmlos ansehen, da nach diesen Lauten ebenso wie nach *-f, -h, -t, -z, -s* der Anlaut des folgenden Wortes *p k t* aufweist. Vgl. Heusler Afda. 19, 44. S. 129, §. 146 b) scheint jedoch der Verf. zu der Annahme zu neigen, dass auch im Auslaut *b, g, d* ihren Stimmton behielten. Dafür dass im Oberfrk. *g* als Spirant (vgl. S. 54, §. 67) gesprochen wurde, ließe sich doch wohl die Lautgebung der heutigen fränkischen Dialecte anführen.

S. 56 f., §. 70 b. W. hält meine (Beitr. 15, 268 ff., Zts. f. d. A. 36, 77 ff.) ausgesprochene Ansicht, dass *ch* für auslautendes *g* den Lautwert der Affricata hatte, für die nächstliegende. Doch äußert er einige Bedenken. Ich kann ihm jedoch nicht zugeben, dass sich in älterer Zeit die Neigung zeige, die Affricata im Auslaut zur Tenuis zu wandeln. Wenn Notker für *cch* und *ch* nach *s* im Anlaut *g* schreibt, so beweist das zunächst nur, dass auslautendes *g* und der im Auslaut stehende Laut, der inlautenden Affricata entspricht, gleiche Aussprache hatten. Die Qualität dieser Aussprache ist erst zu ermitteln. Wilkens, Zum hochalem. Consonantismus. §§. 65, 118, und Heusler, Anz. f. d. A. 19, 41 meinen

sich für fortis entscheiden zu müssen. Heusler spricht sich dahin aus, dass man der Orthographie des Inlauts zuliebe diese fortis im Bairischen durch *ch* (*danch* wegen *danches*), im Alemanischen durch *g* (*tag* wegen *tages*) bezeichnet habe, dann seien diese Zeichen auch dort angewandt worden, wo die Orthographie des Inlauts widersprach (*tach* trotz *tages*, *dang* trotz *danches*). Die heutigen Mundarten zeigten nicht mehr die Fortis, sondern Affricata und Lenis je nach der Qualität des Inlauts. Das sei auf Analogiewirkung zurückzuführen. Heusler findet diese Auffassung der Beziehungen, die zwischen *g* und *kχ* bestehen, einleuchtender als die meinige. Ich kann eine Theorie nicht einleuchtend finden, die in den heutigen Dialecten keine Stütze hat und die alten Schreibungen nur durch complicierte Annahmen erklären kann. Heusler konnte übrigens als er Wilkens' Schrift besprach, noch keine Kenntnis von meiner Abhandlung in der Z. f. d. A. haben. Dort ist gezeigt, dass in Tiroler Mundarten das adv. *weg* wie *wekχ* gesprochen wird und daraus folgt mit Evidenz, dass in diesen Mundarten *g* im Auslaut lautgesetzlich zur Affricata wurde. Ich kann kein Hindernis finden, diesen Lautübergang schon der ahd. Zeit zuzuschreiben. Ausdrücklich bemerke ich, dass meine Auffassung der obd. *-ch* für *-g* als Affricaten unabhängig ist von meiner Meinung, dass inl. *g* einmal media affricata war. (Vgl. Braune, Ahd. Gramm.[2] 149 A. 5.) Wenn aber W. bemerkt, die Behauptung, dass inl. *g* 'dieser schwache, nie positionbildende, leicht verklingende Laut' affricata gewesen sei, wäre unhaltbar, so scheint mir dies doch in Widerspruch zu stehen mit seiner Ansicht S. 7, 9, dass *gh* zunächst *gγ* geworden sei. Nur für die ältesten Zeiten, d. h. bis zum Eintritt des vocalischen Auslautgesetzes, meine auch ich (Beitr. 15, 283, Zs. 36, 87), lässt sich die Existenz der media affricata einigermaßen wahrscheinlich machen.

S. 60, §. 73 wird nach Trautmann behauptet, *b* werde in Wien im Inlaute spirantisch gesprochen. Das gilt nur für den Dialect; wer überhaupt Schriftsprache spricht, wird stimmlose Lenis sprechen. S. 62, §. 76 Anm. wird gesagt, die jüngere Bildung *flügge* hätte mit der älteren *flücke* im Oberdeutschen zusammenfallen müssen. Es ist jedoch nicht richtig, dass auf dem ganzen Gebiete des Oberdeutschen etym. *gg* und *kk* zusammenfallen, andererseits ist dieser Zusammenfall gerade in Mitteldeutschland, so viel mir bekannt ist, überall eingetreten. S. 65, §. 79, 2 über *mancher* vgl. jetzt v. Bahder, Idg. F. 2, Anz. 59.

S. 79, §. 93. Dass anlautendes f^1 später und nicht so consequent wie im Inlaut durch *u* bezeichnet wurde, scheint meines Erachtens nicht zu dem Schlusse zu berechtigen, dass es dem jüngeren f^2 näher stand; die Schreibung *f* wurde im Anlaut beibehalten, weil es eben in dieser Stellung kein anderes *f* gab als f^1, im Inlaut wollte man aber die beiden Laute unterscheiden, und da f^2 nach Länge oft durch einfaches *f* wiedergegeben wurde,

musste man natürlich sich für f^1 nach einem anderen Buchstaben umsehen.

S. 89, §. 103. Die in bairischen Denkmälern ercheinenden *sl, sm, sn, sw* scheinen mir mit Schottels bekannter Äußerung über die Zwecklosigkeit des *ch* nach *s* vor Consonanten nicht gut in Parallele gebracht werden zu können. Schottels Bemerkung beweist nur, dass auf niederdeutschem Sprachgebiete auch in der Aussprache der hochdeutsch Redenden die dialectgemäßen *sl*, *sm*, *sn*, *sw* noch nicht verdrängt waren — ebenso wie ja heute noch in Schottels Heimat *st* und *sp* gesprochen werden; die bairischen Schreibungen sind aber nur Überreste alter Orthographie und vielleicht auf ein ganz bestimmtes Gebiet der Literatur beschränkt. Über die ganze Erscheinung hat in der jüngsten Zeit ausführlich gehandelt Aron, PB. 17, 225. Sein Erklärungsprincip kann ich freilich nicht für richtig halten. S. 90, §. 104 wird gesagt *s* sei im Inlaut nicht zu *sch* geworden, wenn folgendes *t* die vordere Articulation begünstigte. Wie stimmt das zu der S. 88 vorgetragenen Ansicht, dass Consonanten (auch *t*) die vordere Articulation verhinderten? Es wäre zu untersuchen, wieso sich die Aussprache des inlautenden *st* nach *r* durchgesetzt hat; sie widerstrebt der Eigenart sehr verschiedener Dialectgruppen. Ganz abgesehen vom Alem. und Rheinfrk., die jedes inlautende *st* zu *št* werden lassen, kommt hier das Baier.-Österr. Ostfrk. (vgl. Schmeller, Ma. S. 147, §. 653 und S. 427) und Sächsische in Betracht. Im vorigen Jahrhundert hielt nicht nur der Österreicher Antesperg, sondern auch Adelung die Aussprache des inl. *st* nach *r* als *št* für correct. (Umständliches Lehrgebäude I, S. 170, §. 41, 3.) Wer weiß, ob der heutige Gebrauch nicht theoretischer Regelung zu verdanken ist: *st* wird im Anlaut *št*, im Inlaut *st* gesprochen. S. 90, §. 105. Ob man berechtigt ist, die stimmhafte Aussprache des *s* im Anlaut und Inlaut zwischen stimmhaften Elementen als die allein richtige zu bezeichnen, scheint mir zweifelhaft, da doch der Gebrauch eines sehr großen Theils des deutschen Sprachgebietes widerstrebt. Ich will nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit mit allem Nachdruck hervorzuheben, dass die stimmlose Aussprache des *s* nicht zur nothwendigen Folge hat, dass dieser Laut mit *ß* zusammenfällt. Es ist dies ein Irrthum, den man häufig bei Mitteldeutschen findet. Der gebildete Österreicher (über den Dialect getraue ich mir nichts zu sagen) wird *heiser* und *heißer*, *reise* und *reiße* nie gleich sprechen, obwohl die stimmlose Aussprache des *s* im Inlaut durchaus die Regel ist. Der Unterschied von lenis und fortis ersetzt den von stimmhaftem und stimmlosem Laut. Im Anlaut scheint sich übrigens in Wien die stimmhafte Aussprache auszubreiten. S. 97, §. 115 Anm. W.s Anmerkung hat auf mich den Eindruck gemacht, als glaubte er, ich hätte in meiner Abhandlung (Zs. f. d. A. 36, 266) dem goth. *w* einen andern Lautwert zuerkannt, als er. Das würde irrig sein; ich meinte denselben Laut, den W. nach Trautmann

§. 182 beschreibt. S. 104, §. 125. Unter der Literatur über die Bedingungen der Verschärfung von *u* wird auch auf Streitberg, Zur germanischen Sprachgeschichte S. 102 verwiesen. Ich möchte bemerken, dass die dort vertretene Ansicht mir sehr bedenklich vorkommt. Streitberg meint, die Verschärfung sei nach betontem kurzen (Wurzel-) Vocal eingetreten. Das setzt voraus, dass die Verlegung des Accents auf die Wurzelsilbe nicht gemein-germanisch ist, denn sonst bliebe es nach wie vor ein Räthsel, dass es *triggwa* aber *kniwa* heißt. Aber jene Ansicht, die freilich von verschiedenen skandinavischen Forschern ausdrücklich vertreten wird, ist keineswegs auch nur einigermaßen wahrscheinlich gemacht worden.

S. 112, §. 134, 2. In den Bemerkungen über die Consonantverdopplung vermisse ich die sonstige Klarheit des Verf.s. Was er über den verschiedenen Sinn der Consonantverdopplung sagt, kann sich nur auf die Schrift beziehen; wenn er aber bemerkt 'im Anlaut finden wir die Verdoppelung in der Schriftsprache nicht..... Aber in den Mundarten sind durch Assimilation allerdings solche gedehnten Anlaute entstanden', so kann das doch nur auf die Aussprache gehen.

S. 115. Goth. *wulla* ist kein Beispiel dafür, dass in schwachen Substantiven infolge des unmittelbaren Antritts von *n* an die Stammsilbe in gewissen Casus Gemination eingetreten ist; goth. *wulla* ist stark und die Gemination erklärt sich daraus, dass das Suffix *-nā* war: altind. *ūrṇā*, lat. *lāna*.

S. 126. Bei den Bemerkungen über das Verhältnis der nhd. Geminaten zu den altgermanischen ist die von Sievers aufgestellte Unterscheidung von Drucksilben und Schallsilben nicht berücksichtigt. Sievers' Meinung, dass Wörter wie *füllen* ohne Druckgrenze gesprochen werden, scheint, wenigstens für einen Theil der norddeutschen Aussprachsformen, durchaus zutreffend zu sein. In der süddeutschen Aussprache liegen die Dinge anders; es dürfte überall entweder Geminata im alten Sinne gesprochen oder die graphische Doppelconsonanz zur zweiten Silbe gezogen werden. Ich halte es für zweckentsprechend, hier gleich einige Bemerkungen über die enge mit der Geminatenfrage zusammenhängenden Erscheinungen der Vocaldehnung anzufügen. Wilmanns bespricht S. 221, §. 239 Anm. 1 die Angaben Burghausers über die Silbentrennung in der österreichischen Aussprache. Er findet seine Angaben höchst auffällig, was ganz begreiflich ist, denn in nichts tritt der Unterschied zwischen der österreichischen (und wohl allgemein süddeutschen) Aussprache und der norddeutschen so hervor, wie in der Art der Silbentrennung und im Accent. W. hat ganz recht, wenn er schließt, wir sprächen keinen Acut, sondern Gravis. Auch Laien empfinden den Unterschied ganz richtig, wenigstens schließe ich das daraus, dass ich öfters die norddeutsche Aussprache als 'bellend' habe bezeichnen hören. Umgekehrt haben wieder Norddeutsche den Eindruck, dass wir die Silben dehnen,

was richtig ist, wenn man die norddeutsche Zeitdauer der Kürze zum Maßstab nimmt. Unrichtig wäre es aber zu glauben, dass wir etwa die ersten Silben von *füllen* und *fühlen* gleich lang sprächen. In den österreichischen Dialecten geht die Dehnung freilich weit über das Gebiet hinaus, welches sie in der Schriftsprache einnimmt. Nehmen wir ein Wort wie *Anna*. Nach norddeutscher Aussprache wird es mit scharf geschnittenem Accent auf der ersten Silbe und Nebenaccent auf der — gedehnten — zweiten Silbe gesprochen, nach gebildeter österreichischer Aussprache erhält die Stammsilbe den schwach geschnittenen Accent, bleibt aber kurz, der Consonant (*nn*) wird zur zweiten Silbe gezogen, die gleichfalls kurz ist und keinen Nebenton trägt; in dialectischer Aussprache (in Wien) wird die erste Silbe gedehnt. — Ich muss Burghausers Aufstellungen für die heutige Sprache im großen und ganzen als zutreffend bezeichnen, ergänzend füge ich hinzu, dass ausnahmslos nach Länge die Doppelconsonanz zur folgenden Silbe gehört; vielfach in Widerspruch zu norddeutschen Aussprachsformen, die freilich hier nach den Angaben der Phonetiker auch untereinander vielfach abweichen. Es heißt also *räu-mte*, während Trautmann *räum-te* angibt, ferner *lie-blich* u. dgl. Aber Burghausers Auffassung der nhd. Dehnung muss ich durchaus ablehnen. Man darf nicht übersehen, dass unsere deutsche Aussprache ein Compromiss ist zwischen den dialectischen Gewohnheiten und der im vorigen Jahrhundert nach Österreich importierten mitteldeutschen Aussprache. Welche Silben als lang, welche als kurz zu gelten hatten, war damals wie heute in den meisten Fällen durch die Orthographie fest bestimmt, sei es direct oder indirect. (Ich meine Fälle wie Fuß-Füße, Guß-Güsse.) Man gab daher, wie etwa in dem Worte *Guß*, die dialectische Aussprache mit langem *u* auf. Aber mehr als die rohe Unterscheidung zwischen Länge und Kürze setzte sich nicht durch. Wie die Kürze zu sprechen sei, m. a. W. die Qualität des Accents, war aus der Schrift nicht zu ersehen, hier machten sich die dialectischen Gewohnheiten geltend. Und sicher war der Dialect der Hauptstadt von maßgebendem Einfluss. — Ich kann es also nicht für richtig halten, wenn man die heutige österreichische Aussprache des Schriftdeutschen dazu verwenden will, die Lautgesetze aufzudecken, nach welchen sich die neuhochdeutsche Vocaldehnung gerichtet hat. Unsere Unterscheidung von Länge und Kürze beruht auf der neuhochdeutschen Orthographie und diese ist von Mittel- und Niederdeutschen festgestellt worden.

S. 149, §. 166. Die Bemerkungen über die Entstehung der Tiefstufe scheinen mir unrichtige Ansichten über das Wesen der Diphthonge zu enthalten. Ich kann mir keine Zeit denken, in der etwa in einer Wurzel *steiġ* *i̯* nicht mit *e* zum Diphthong verschmolzen war. *i̯* ist doch ein conventionelles Zeichen für *i* in consonantischer Function. *i* in consonantischer Function sagt aber nichts anderes, als dass *i* einem andern zur selben Silbe gehörigen

Laute untergeordnet war. Dieser Laut, der Sonant der Silbe, ist unzweifelhaft *e*, also ein Vocal, die Verbindung zweier Vocale in einer Sibe nennt man aber wiederum herkömmlich Diphthong. Oder meint W., die Wurzel sei ursprünglich zweisilbig *ste-ig* gewesen? Dann hätte er nicht das Zeichen *i̯* anwenden dürfen. S. 153, §. 170 wäre unter der Literatur über die Ablautreihen auch Bartholomae B.B. 17, 91 ff. zu erwähnen gewesen. S. 167. Die Bemerkungen über obd. *ie* vor Labialen und Gutturalen scheinen mir nicht das Richtige zu treffen; heutige Dialecte weisen noch den alten Lautstand auf, vgl. Behaghel Grdr. I, 568, §. 41, auch in der Orthographie ist die frk. Regel durchaus nicht durchgedrungen; ich finde *deup* (fur Font. rer. Austr. Dipl. VII, 7), ja noch in einem Wiener Druck des 16. Jhdts. teuf[1]), s. auch Schmeller, Bair. Wb. I, 590; in andern Wörtern erscheint wieder die reguläre Form. S. 174, §. 190. Ich möchte daran festhalten, dass urgerm. *ē* (in *hêr* usw.) offen war, da ja doch in Lehnwörtern dieser Laut das offene lat. *e* vertritt. Vgl. Möller, Zur ahd. Alliterationspoesie, S. 67, wo richtig bemerkt wird, dass man mit den Ausdrücken offen und geschlossen ganz verschiedene Begriffe verbindet. S. 188, §. 205, S. 195, §. 213, S. 205, §. 221. Heinrich von Veldegge kann doch nicht wohl als Zeuge für hochdeutsche Lauterscheinungen angeführt werden. S. 193, §. 211. Ich halte es nicht für nothwendig anzunehmen, dass der Umlaut überall eintrat, bevor *-j-* verschwand und *-i-* zu *-e-* geschwächt wurde. Es ist denkbar, dass sich die Mouillierung des Consonanten erhielt, nachdem der die Mouillierung ursprünglich bewirkende Factor schon verschwunden oder in seiner Qualität geändert war. Später konnte dann die Einwirkung des mouillierten Consonanten auf den vorhergehenden Vocal stattfinden. W. lehnt freilich die Mouillierungstheorie ab. S. 201, §. 217. Treffend ist die Bemerkung, dass die alten und die neuen Diphthonge deshalb in der (gebildeten) Aussprache zusammenfielen, weil die jüngeren Diphthonge zum Theil nur durch die Schrift verbreitet wurden. Sehr charakteristisch scheint mir eine Äußerung Schottels, auf die, soviel ich weiß, noch nicht aufmerksam gemacht worden ist. Er bemerkt Haubt-Sprache S. 686, dass die Dialecte mitunter Wörter unterscheiden, die in der Schriftsprache zweideutig seien. Dabei führt er eine Äußerung des Paulus Melissus an, der u. a. schreibt: *Maximum discrimen est inter aj & ej perinde ut inter au & eu, adeo quidem ut in fine Rhythmorum Teutonicorum ambae nullo invicem coalescere modo aut colligari possint.* Melissus gibt dann Beispiele wie *baiſſen* macerare und *beiſſen* mordere. Schottel bemerkt dazu: „Diese und dergleichen Exempla mehr können herbey gebracht werden/ aber die Ausrede der Hoch- und Nieder-Teutschen wird schwerlich können eine Regul

---

[1]) 'In dem Teuffen graben', Fewr Ordnung der Stat wien (vom 28. April 1534) F. 2b.

geben/ nach solcher Ausrede ist alles ungewiß/ und werden die Wörter vielmehr/ wie sie in öffentlichen guten Schriften/ und sonderlich in der Teutschen Bibel/ so nunmehr so lange Jahr in Teutschland bekant und beliebt/ befindlich/ zu behalten seyn."

S. 209, §. 226. Die Bemerkung 'obwohl ahd. *darot* nur in der Bedeutung *wohin* belegt ist' kann leicht zu Missverständnissen führen. W. meint wohl, dass *darot* auf die Frage *wohin* antwortet. S. 228, §. 246. Die Länge von *ihn* lässt sich wohl am einfachsten aus der zweisilbigen Form *ine* erklären, die sowohl in der österreichischen Kanzleisprache als auch in der schweizerischen (vgl. Brandstetter, Die Reception der nhd. Schriftsprache in Stadt und Landschaft Luzern §§. 80, 82) vorkommt. Dieses *ine* wird allerdings durch den Einfluss von *ime* entstanden sein.

Gegenüber den Versuchen, die Gesetze des germanischen Auslautes zu erforschen, verhält sich W. nicht mit Unrecht ziemlich skeptisch. Er referiert mehr über die verschiedenen Aufstellungen, als dass er eine Entscheidung träfe. Viele sind geneigt, in der Unterscheidung der Accentqualität der Endsilben den Schlüssel zu sehen, der die Geheimnisse der Auslautsbehandlung erschließt. Dass es einmal gelingen werde, den Nachweis zu führen, dass circumflectierte Endsilben im Germanischen anders behandelt wurden als acuierte, lässt sich natürlich von vornherein nicht leugnen; dass aber dieser Beweis durch die Abhandlung Hirts, Idg. Forsch. I, 195 ff., erbracht ist, das bestreite ich auf das Entschiedenste und will hier meine Meinung kurz begründen. Hirt sucht zu beweisen, dass die ältere Ansicht, welche die Erhaltung der Längen im Auslaute einem erhaltenen oder ursprünglich vorhandenen Consonanten zuschreibt, unrichtig ist. Er will zeigen, dass sich auch Längen erhalten, die im ungedeckten Auslaute standen, und dass ursprünglich gedeckte Längen verkürzt wurden. Für die erste Behauptung hat er drei Beweise: die Adverbia auf *-þro*, den n. a. *wato* und die ahd. Formen *nefo*, *mâno*. *wato* entspricht nämlich nach Hirt genau lit. *vandů*, dessen *ů* = idg. $\bar{o}$ sei, das wieder seine Entstehung dem Abfalle eines *r* (vgl. griech. ὕδωρ) verdanke. Hirt meint, es hieße alle Methode vernachlässigen, wenn man für das Gothische eine nasalierte Grundform ansetzte. Ich weiß nicht, ob das jemand gethan hat. Die Sache liegt vielmehr so. Im Indogermanischen war das Wort heteroklitisch: ein *r*-Stamm wechselte mit einem *n*-Stamme. In den germanischen Sprachen ist das anders. Im Gothischen ist die *n*-Declination durchgeführt, im Nordischen (*vatn*) ist das stammhafte *n*, im Westgermanischen das stammhafte *r* in allen Formen vorhanden, die Declination geht aber nach dem Schema der *a*-Stämme. Da scheint es mir denn doch methodisch, mit Streitberg, Idg. Forsch. I, 275, anzunehmen, dass *wato* nichts ist als eine Analogiebildung nach den obliquen Casus. Andernfalls könnte Hirt auch ahd. *wazzares* gleich aind. *udnás* setzen und folgern, dass *n* im Althochdeutschen zu *r* wurde. Es

bleiben die Adverbia auf *-þro* und *nefo, mâno.* Hirt setzt Formen an, die auf Dental ausgehen (*χuáþrō(d)* S. 209). Nun hat er aber selbst zugestanden (S. 199), dass der Dental an der Erhaltung der Länge schuld sein könne, man dürfte also die beiden Classen a limine ablehnen, da ja bestenfalls gezeigt wäre, 'dass Silben, die nie einen Nasal im Auslaut hatten, nicht verkürzt sind S. 199', nicht aber, dass g e d e c k t e Länge nicht anders behandelt wurde als nicht gedeckte. Es verlohnt sich aber aus anderen Gründen, auf die Formen *hvaþro, mâno* einzugehen. Hirt meint, der Sinn der Adverbia auf *-þro* sei durchaus ablativisch, folglich könnten sie nie einen Nasal, sondern müssten ein *d* verloren haben. Aber es ist ganz unberechtigt, aus der Bedeutung, die eine Gruppe von Adverbien in einer bestimmten historischen Sprachperiode hat, auf den Casus zu schließen, mit dem die Bildung identisch ist. Jüngere Sprachperioden lehren doch, dass die verschiedensten Casus Adverbia derselben Bedeutung liefern, vgl. Collitz, BB. 17, 15 f.

Dazu kommt noch Folgendes. Das Suffix, welches den im Stamme liegenden Begriff determiniert, ist doch *-þro.* Dass dieses Suffix einmal einen Laut verloren hat, der zum Stamme gefügt ebenfalls die ablativische Bedeutung hervorrief (*tā-t*), ist ganz unberechtigt. Ebenso gut könnte man schließen, dass aind. *-tas,* das auch meist ablativisch fungiert, ein *-t* verloren habe. Dazu kommt noch, dass mit den Adverbien auf *-þro* solche auf *-dre* in enger Verbindung stehen, ja nur Modificationen derselben Grundform zu sein scheinen. Nun antworten die Adverbien auf *-dre* ebenso sicher auf die Frage wohin? wie die auf *-þro* auf die Frage woher? Während aber Hirt sich durch die entschieden ablativische Bedeutung von *hvaþro* usw. veranlasst sieht, in ihm einen alten Ablativ zu sehen, sieht er sich gar nicht veranlasst, auch für *hvadre* einen Casus ausfindig zu machen, der zur Bedeutung stimmt, er setzt als Grundform *χuadrē(d)*, also wieder eine Ablativform an. Nun kann man aber mit demselben Rechte die Sache umkehren und so schließen: *hvadre* hat durchaus Richtungsbedeutung, der Casus, der im Indogermanischen die Richtung bezeichnete, war der Accusativ, also ist *hvadre* ein alter Accusativ, der einmal das Accusativzeichen besessen hat. Nun ist aber *hvaþro* mit *hvadre* identisch, es ist also auch ein alter Accusativ. Natürlich fällt mir nicht ein, das im Ernst behaupten zu wollen, nach meiner Meinung kann man weder *hvaþro* noch *hvadre* mit einem bestimmten Casus identificieren, und, um es nochmals zu wiederholen, am allerwenigsten darf man als gewiss annehmen, dass die Casusbedeutung doppelt ausgedrückt war, erstens durch das Suffix *-tro-*,[1]) zweitens durch das Suffix *-d.*[2])

[1]) Die Adverbia auf *-þro* hängen doch klärlich mit den aind. auf *-tra* (*kutra, tatra* usw.) irgendwie zusammen, an seiner Contaminationstheorie wird wohl Hirt selbst nicht mehr festhalten.

[2]) Die allgemeine Möglichkeit soll damit nicht bestritten werden; vgl. *-lîche* dass mhd. Adverbia auch zu Adjectiva bilden, die nicht auf *-lich* ausgehen.

Es bleiben noch *nefo*, *mâno* übrig. Nach der Meinung Hirts hätten sie ursprünglich auf *-ō̃* ausgelautet und seien deshalb mit den *n*-Stämmen, deren Nominativ gleichfalls auf *-ō̃* (neben *-ōn*) ausgehen konnte, zusammengefallen. Aber für die Ansetzung eines circumflectierten Nominativs bei einem *t*-Stamme fehlen alle Anhaltspunkte, vgl. Streitberg, Idg. Forsch. I, 276, Michels, das. Anz. 30. Hirt sagt ferner, es ließen sich *nefo*, *mâno* (und *wato*) durch eine Reihe von Analogiebildungen erklären, die aber alle nicht wahrscheinlich seien. Aber auch Hirt kommt ohne Analogiebildungen nicht aus; er muss nothwendigerweise annehmen, dass nach Analogie der *n*-Stämme zu dem ursprünglichen nominativen *mēnō* auch die Form *mēnēn* gebildet wurde, die dann im Gothischen und Nordischen zur Herrschaft gelangte. Andere Analogiebildungep hat auch der nicht nothwendig, der goth. *-a* in *hana* auf ō, ahd. *-o* in *hano* auf *-ōn* und aisl. *-i* in *hani* auf *-ēn* zurückführt. Vgl. meine Beitr. z. Erkl. d. germ. Flexion S. 61.[1]) Mit den Beweisen für die Erhaltung ungedeckter Längen ist es also nichts. Die zweite These, dass nämlich auch nasalierte Länge verkürzt wurde, stützt Hirt durch den Hinweis auf Accusative wie *bandja*, für die er Grundformen auf *-i̯ēn* annimmt. Aber diese Formen erklären sich leicht (ob man nun *-i̯ēm* oder *-i̯ām* als Urform ansetzt) durch Meringers Annahme eines *m*-sandhi. (Vgl. Anz. f. d. A. 18, 34, wo das Gesetz näher begründet ist.) Dass durch diesen sandhi circumflectierte Länge entstand, die gar nicht zu *-a* werden konnte, darf natürlich nur der behaupten, der Hirts Hypothese schon als bewiesen ansieht.

Ich kann nach alledem nicht zugeben, dass Hirt die Unrichtigkeit der älteren Hypothese, nach der die Erhaltung der Längen durch folgende Consonanz bewirkt wurde, nachgewiesen hat. Da aber diese ältere Hypothese viele Erscheinungen nur ungenügend erklärt, wäre es doch möglich, dass eine andere Theorie wegen der größeren Einfachheit ihrer Aufstellungen den Vorzug verdiente. Aber Hirts Ausführungen kann ich diesen Vorzug nicht zuerkennen. Leider fehlt mir der Raum, um dies im einzelnen zu begründen.

Gerne erkenne ich aber an, dass Hirt eine schwere Crux durch eine ebenso einfache wie überzeugende Erklärung beseitigt hat, ich meine die Differenz der Endungen von *blinto* und *gebâ*. Er erklärt das *-o* des Adjectivs als hervorgerufen durch die ursprüngliche Form des n. pl. fem. des Demonstrativs, die man kaum anders als **dô* ansetzen kann. Dass diese Form thatsächlich dem goth.

---

[1]) Ich will ausdrücklich hervorheben, dass ich die dort erhobenen Bedenken noch jetzt habe. Wenn Hirt, Litbl. 1891, Sp. 367, behauptet, *nefo* und *mâno* müssten bereits urgerm. zu ihrer *n*-Declination gekommen sein, so möchte ich mir die Frage erlauben, wie er auch nur nachweisen will, dass sie in allen germ. Dialecten dieser Declination folgen, da doch im Goth. **nifa* gar nicht und *mena* nur im Nom. belegt ist.

þos entsprach, wird durch *zwô*, *zwuo*[1]) = *twos* bewiesen. Damit ist das Columbusei auf die Spitze gestellt. Hätte ich diesen glücklichen Gedanken gehabt, so würde ich mich nicht haben verleiten lassen, das *-â* von *gebâ* auf *-ēs* zurückzuführen, während ich doch das *-a* von *geba* (Acc.) aus *-ām* herleitete. Michels hat Idg. Forsch. I, Anz. 31 diese Inconsequenz mit Recht getadelt. Mit Hilfe der Hirt'schen Erklärung und der meist ignorierten, aber nie widerlegten Mahlow'schen Gleichung ahd. *taga* = goth. *dagans* lässt sich die ahd. Doppelheit *a-o* gegenüber goth. *-o* in den Endsilben leicht erklären: gedecktes idg. *ā* ergibt *-a* (*-â*), gedecktes idg. *-ō* *-o*; *-ām* = *a*, vgl. *geba, blinta*, *-ās* = *â*, vgl. *gebâ* gen. sg. n. a. pl. *blinterâ* (die Genitive *gebâ*, *blinterâ* werden bekanntlich von Braune nur deshalb ohne Längezeichen angesetzt, weil die Orthographie Notkers, bei dem sie durch die Dativformen *gebo*, *blindero* ersetzt sind, keinen directen Beweis für die Länge gibt), *-ōn* = *o*, vgl. *hano*, *-ōm* vgl. *tago* und die übrigen Genitive, *-ōt* = *o*, vgl. *blintemo*. Unerklärt bleiben die Adverbia auf *-o*, sowie die schwachen Formen wie *zunga*, *herza* und die schwachen Präterita auf *-ta*. Wir haben eben gar keinen Anhaltspunkt, um die Grundformen dieser Kategorien mit Sicherheit anzusetzen. Der neueste Versuch, die Doppelheit *o-a* zu erklären (van Helten, PBB. 17, 272 ff.) überzeugt mich nicht.

S. 260, 264, 271 schließt sich W. den Ausführungen Behaghels an, nach denen im Neuhochdeutschen ein auslautendes *-e* ohne Functionsbedeutung (also im Nom. der *ja*-Subst. und in der unflectierten Form der *ja*-Adj.) sich nur nach *b*, *g*, *d*, *s* erhalten habe. Dass die thatsächlichen Verhältnisse ziemlich gut zu dieser Regel stimmen, ist zuzugeben, dass aber Behaghels Begründung das Richtige trifft, möchte ich bezweifeln. Behaghel erklärte[2]) nämlich die einsilbigen Formen der alten *ja*-Stämme (nhd. *kinn* = mhd. *kinne*, *schön* = mhd. *schœne*) für Analogiebildungen nach den reinen *a*-Stämmen. Jene Wörter, deren Stamm auf *b*, *g*, *d*, *s* ausgieng, hätten aber, wenn das auslautende *-e* wegfiel, die Lenis zur Fortis werden lassen müssen. Dadurch sei eine lautliche Differenz zwischen Nominativ und den übrigen Casus entstanden und das habe bewirkt, dass die alte lautgesetzliche Form mit erhaltenem *-e* die Analogiebildung wieder beseitigt habe. Gegen diese Auffassung nimmt mich, abgesehen von anderen Bedenken, der Umstand ein, dass noch im vorigen Jahrhundert die Behaghel'sche Regel

---

[1]) *zwuo* ist die regelrechte Fortsetzung der hauptbetonten Form; die unbetonte ergibt regelrecht das gewöhnliche ahd. *zwâ*. *zwô* ist so zu erklären, dass die ursprünglich in haupttoniger Stellung berechtigte Form auch unbetont gebraucht wurde und so der Diphthongierung entgieng. Nachträglich wurde sie wieder unter dem Hauptton gebraucht.

[2]) Jetzt scheint Behaghel an dieser Erklärung nicht mehr festzuhalten. Wenigstens erwähnt er in Pauls Grundriss seine Regel nicht.

nicht durchgeführt ist.[1]) Es liegt die Vermuthung sehr nahe, dass der heutige Sprachgebrauch durch theoretische Erwägungen eines Sprachlehrers beeinflusst ist. Die Behaghel'sche Regel ist nämlich schon ungefähr hundert Jahre vor Behaghel von dem bedeutendsten deutschen Grammatiker seiner Zeit ausgesprochen worden. Nur hat Johann Christoph Adelung bei seiner geringen Neigung zu wahrhaft historischer Ergründung der Sprache den Sachverhalt gerade umgekehrt dargestellt. Für ihn sind die einsilbigen Formen die älteren, als die Cultur der Sprache Fortschritte machte, habe man vielfach ein *e* angehängt, sei es um dem weichen Endbuchstaben die weiche Aussprache zu erhalten, sei es um die Härte der Einsilbigkeit zu mildern. Adelung spricht an verschiedenen Stellen des Umständlichen Lehrgebäudes von diesem *e*, das er das mildernde e' nennt, z. B. I, Vorrede XVII, S. 74, 144, 149, 155, 171, 232, 311, 319, 321, 330, 332, 350, 401, 413, 429, 433, 437, 450, 559, 575, 610, 768, 793, II, 395, 685. Interessant sind besonders folgende Stellen. S. 413 'Andern Neutris, welche sich auf keinen gelinden Hauptlaut (= Consonanten) endigen, welcher in der Aussprache gelinde lauten soll, dieses e anzuhängen, ist fehlerhaft, so oft man auch im gemeinen Leben das Gemüthe, Gesichte, Gespenste, Geschlechte u. s. f. lieset und höret.' S. 433 ff. (Zur 3. Declination gehören) '5. Alle Neutra mit den Vorsylben *be* und *ge*, wenn sie, um des gelinden Hauptlautes am Ende willen, das Hochdeutsche mildernde *e* erfordern. . . . . . . Die Oberdeutschen Mundarten, welche den Hauptlaut am Ende in diesen Wörtern hart aussprechen, und folglich dieses mildernde *e* nicht kennen, beugen alle diese Wörter nach der ersten Declination, welcher auch im Hochdeutschen alle übrige folgen, welche entweder wegen des härtern Lautes im Nominative wie *Gewand* .. *Gelag* und *Gezeug*, oder wegen der Natur des End-Consonanten dieses *e* nicht bedürfen, wie *Besteck*, *Geboth*, *Geheck* . . . . u. s. f., welchen daher auch kein solches *e* angehänget werden darf. Einige wenige, bey welchen der End-Consonant dieses *e* nicht erfordert, sind im gemeinen Leben dessen ungeachtet mit demselben üblich, wie das *Gebräme*, *Gefälle*, *Angefälle*, *Gerinne*, *Gerippe*, *Gerülle*, *Geschühe* bey den Handwerkern, *Geschütte*, *Gewinse*, *Gewölle* bey den Jägern, und vielleicht noch einige andere mehr. Da das *e* sich hier vermuthlich nur durch einen Missbrauch eingeschlichen hat, so muss die edlere Schreibart, wenn sie dieser Wörter bedarf, ihnen solches wieder nehmen' . . . . usw. Adelung dehnt seine Theorie vom mildernden *e* auch auf die flectierten Formen der Cardinalzahlen und die Imperative aus. Dass Adelung trotz seiner Hochachtung vor dem Sprachgebrauche sich nicht gescheut hat, die Sprache zu schulmeistern, ist bekannt. Seine Polemik

---

[1]) Eine knappe Übersicht über den Sprachgebrauch des vorigen Jahrhunderts gibt Längin, Die Sprache des jungen Herder S. 22, 37, 101.

gegen die Formen mit überflüssigem *e* beweist, dass seine Regel zu seiner Zeit noch nicht durchgedrungen war. Dass die spätere Durchführung seinem Einflusse zu verdanken ist, halte ich nicht für unmöglich. Die Frage nach dem Verhältnisse der Grammatikertheorien über das auslautende *-e* zum Sprach- (besser Schrift-) gebrauche ist eine der interessantesten aus dem ganzen Gebiete der nhd. Grammatik. Hoffentlich wird mir Gelegenheit, sie näher zu untersuchen.

S. 286, §. 315 c wird bemerkt, dass bei Adjectiven auf *-el*, *-er*, *-en* in mehrsilbigen Formen das *e* der Ableitungssilbe synkopiert werden könne. Wenn ich meinem Sprachgefühle trauen darf, können die Adjectiva auf *-el* mit den andern nicht auf eine Stufe gestellt werden. Sie müssen das *e* synkopieren. Ein *edelen* usw. wird man gewiss nur selten finden; wenn ich solche Formen lese (Schopenhauer schreibt gern *edele*), machen sie auf mich den Eindruck des Affectierten oder Pedantischen. S. 292, §. 320, 2. *gundfano* setzt wohl kein Substantiv *gund*, sondern *gunda* voraus, vgl. ags. *gúd* f. ohne Umlaut im Gegensatze zu *ýd*. S. 301, §. 331 wird unter Citierung von Streitberg, Zur germ. Sprachgeschichte, S. 9 f., bemerkt, dass im Gothischen das wenig betonte *is si ita* im n. s. f. kurzes *ĭ* für *ī* habe, während das stärker betonte *so* die Länge bewahrte. Streitberg sucht an der citierten Stelle unter Berufung auf Gabelentz-Löbe nachzuweisen, dass im histor. Gothisch das Pron. personale schwächer betont war als das Demonstrativ. Wenn man aber im Wörterbuche die Stellen nachschlägt, an denen der Nominativ *si*, um den es sich doch eigentlich handelt, vorkommt, so findet man, dass *si* nur dort belegt ist, wo ein starker Ton auf dem Pronomen ruht. Übrigens steht auch der Nominativ *is* oft betont; in der Regel wird ja, wenn kein Nachdruck auf dem Pronomen personale liegt, dasselbe gar nicht gesetzt. Ausnahmen finden sich freilich. Also historische Belege dafür, dass *so* stärker betont war als *si*, gibt es nicht; man wird annehmen müssen, dass sowohl **sī* als *sō* je nach der Stärke der Betonung (*sō* ist ja auch Artikel) Doppelformen entwickelten, von denen nur je eine erhalten blieb. Im Hochdeutschen kommt bekanntlich *si* und *sî* vor.

Wien. Dr. M. H. Jellinek.

Handbuch der deutschen Sprache für höhere Schulen. Mit Übungsaufgaben. Von Dr. Otto Lyon. I. Theil: Sexta bis Tertia. 4. verm. u. verb. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1893. 8°, VIII u. 272 SS. Preis geb. 2 Mk. 80 Pf.

Lyons Schulbüchern muss nachgerühmt werden, dass sie sich von Auflage zu Auflage vervollkommnen, was der Selbstvervollkommnung des Autors und seiner gewissenhaften Benutzung aller Ver-

besserungsvorschläge zuzuschreiben ist. Von der dritten Auflage, deren Kenntnis ich voraussetzen darf, unterscheidet sich vorliegende vierte in keiner wesentlichen Beziehung, nur ist sie eben in der oben angedeuteten Weise correcter geworden. Seiner Abweisung allzuweitgehender Forderungen in Bezug auf wissenschaftliche Genauigkeit (Vorwort S. III fg.), besonders der Lautlehre, muss beigepflichtet werden. Die Aufgaben der Mittelschule und der Universität sind eben grundverschieden.

Kurzgefasste deutsche Stilistik. Von Dr. Otto Lyon. 3. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1893. 8°, VIII u. 94 SS. Preis 1 Mk.

Dieses Werkchen ist eine Specialausgabe der Stilistik aus dem größeren Buche desselben Verf.s „Handbuch der deutschen Sprache II. Theil", das ich in dieser Zeitschrift Jahrg. 1887 eingehend besprach. Die verbessernde Hand ist auch hier nicht zu verkennen. So gute Dienste es Lehrern und Schülern im einzelnen leisten mag, von der obligatorischen Einführung eines eigenen Stillehrbuches könnte ich mir keinen Nutzen versprechen.

Deutsche Sprachlehre. Zusammenstellung der wichtigsten Lehrstoffe von Franz Linnig. Paderborn, F. Schöningh 1892. 8°, IV u. 113 SS.

Dieses für Lehrer und Schüler berechnete grammatische Hilfsbuch geht zurück auf einen Abriss der deutschen Grammatik, den Linnig anhangsweise seinem Lesebuche beigegeben hatte. Er war dabei nach seinen eigenen Worten von folgenden Anschauungen geleitet: „Die Zerlegung und Anordnung der einzelnen Materien soll dem Lehrer die sachliche Vorbereitung erleichtern, aber nicht entbehrlich machen; dem Schüler wird ein bequemes Mittel geboten, sich in zweifelhaften Fällen Raths zu erholen und die gewonnenen Einzelkenntnisse an den geordneten Übersichten zu befestigen. Die Belebung des Stoffes durch das Wort des Lehrers und die methodische Entwicklung der Regel auf deductivem (!) Wege wird überall vorausgesetzt."

Über das Buch kann ein im ganzen günstiges Urtheil gefällt werden, wenngleich nicht verschwiegen werden soll, dass noch zahlreiche Punkte, besonders der Lautlehre, der Verbesserung harren. Wenn ich auch aus methodischen Gründen einem Schulbuche weitgehende Concessionen in Bezug auf wissenschaftliche Vollständigkeit mache, — was der Verf. an historischem Material zu bringen für nöthig hält, muss tadellos sein.

Besser als Laut- und Wortbildungslehre sind die Abschnitte über Wort- und Satzlehre gearbeitet, da sich L. hier mehr auf die Sprache der Gegenwart beschränkt und aus der eigenen reichen Lehrerfahrung sprechen kann. Für eine neue Auflage wünschte ich noch charakteristische Beispiele in größerer Menge und geringere Verwendung des kleinen Druckes.

Grundzüge der deutschen Grammatik. Von Dr. W. Wüseke. 2. verb. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1892. 8°, VIII u. 69 SS.

Ein Büchlein, wie es für den ersten Unterricht an Gymnasien und Realgymnasien sein soll. Eine Übersicht über den einfachen Satz geht voran. Als Theile des lebendigen Satzorganismus also hat der Schüler die Worte kennen zu lernen, ehe er sie in der Formenlehre zergliedert. Die inductiv-heuristische Methode ist principiell angewendet, und demgemäß sind Fragen, Beispiele und Aufgaben reichlich eingestreut. Auswahl und Anordnung des Lehrstoffes verrathen viel Geschick, auch die Rücksichtnahme auf den gleichzeitigen elementaren Lateinunterricht, die sich darin äußert, dass die Ausführlichkeit der Darstellung im umgekehrten Verhältnisse zur Ähnlichkeit beider Sprachen steht, ist zweckmäßig. Hervorragende Erscheinungen auf grammatischem Gebiete wurden mit Kritik benützt. Vorliegende zweite Auflage hat an Stelle des verstorbenen Verf.s Dr. Vockeradt herausgegeben, der schon an der ersten Ausgabe Antheil genommen.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Freytags Schulausgaben classischer Werke für den deutschen Unterricht: Goethe, Hermann und Dorothea. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Adolf Hauffen, Privatdocent an der k. k. deutschen Universität in Prag. 8°, 96 SS. Preis 25 kr. — Schiller, Die Jungfrau von Orleans. Herausgegeben von Franz Ullsperger, k. k. Gymn.-Prof. Mit einem Kärtchen. 8°, 151 SS. Preis 30 kr. — Schiller, Wilhelm Tell. Herausgegeben von Paul Strzemcha, Director der Landes-Oberrealschule in Brünn. Mit 2 Abbild. u. 1 Kärtchen. 8°, 141 SS. Preis 60 h. — Kleist, Prinz Friedrich von Homburg. Herausgegeben von Dr. Anton Benedict, k. k. Prof. Mit einem Plane der Schlacht von Fehrbellin. 8°, 109 SS. Preis 50 h. — Kleist, Die Hermannsschlacht. Herausgegeben von Dr. Ferdinand Khull. 8°, 130 SS. Preis 60 h. Wien u. Prag, F. Tempsky 1893.

Aus dem rührigen Tempsky'schen Verlage liegen nunmehr fünf Bändchen einer deutschen Classikerausgabe vor, die dazu bestimmt und zum Theile wohl auch geeignet ist, den bereits vorliegenden Sammlungen von Hölder und Graeser erfolgreiche Concurrenz zu bieten. Es ist fast unnöthig zu erwähnen, dass diese Ausgaben die wohlbekannten Vorzüge der editio Schenkl-Kviczala theilen: schöne Ausstattung, dauerhaften Einband, splendiden und correcten Druck, handliches Format. Wie herkömmlich, sind die Ausgaben mit Einleitungen und Anmerkungen versehen, für welche die Mitwirkung hervorragender Fachmänner aus den Kreisen der Hoch- und Mittelschule gewonnen wurde. Die Anmerkungen sind an den Schluss der Bändchen gesetzt, eine Einrichtung, die vor der Anwendung von Fußnoten entschieden den Vorzug verdient, und im Texte ist durch Sternchen auf die Anmerkungen aufmerksam

gemacht. Auch dies ist meines Erachtens überflüssig. Der gewissenhafte Schüler wird auch ohne diesen Wink die Erklärung eines unbekannten Wortes oder sonst einer auffälligen Erscheinung hinter dem Texte suchen, namentlich wenn er weiß, dass die Anmerkungen ihn nicht gerade an den entscheidenden Stellen im Stiche lassen, und die anderen werden sich auch durch das Vorhandensein der Sternchen nicht zu genauer Präparation veranlasst sehen. Vielmehr wünschte ich, dass auch in diesen Schulausgaben der Text des Werkes wie unberührt aus der Hand des Dichters dem Schüler in die Hand gegeben werden könnte. Doch ist dies vielleicht nur eine Pedanterie des Ref., der auch gewünscht hätte, dass in der Ausgabe der Hermannsschlacht das Motto:

Wehe, mein Vaterland, dir! die Leier zum Ruhm dir zu schlagen
Ist, getreu dir im Schoß, mir, deinem Dichter, verwehrt.

nicht weggeblieben wäre und dass der Herausgeber des anderen Kleist'schen Dramas sich vor S. 84 auf den richtigen Titel besonnen hätte. Bis S. 82 heißt es in den Seitenüberschriften überall: Der Prinz von Homburg.

Was die innere Einrichtung dieser Schulausgaben anbelangt, so enthält ein Circular der Verlagsbuchhandlung die Grundsätze, die für die Herstellung der vorliegenden und die folgenden Hefte maßgebend sind. Man kann sich im wesentlichen mit diesen Programmpunkten einverstanden erklären, ohne dass gleichwohl in jedem einzelnen Falle ihre Ausführung über jedes Bedenken erhaben wäre. Dass „Stellen, die vom Standpunkte des erziehenden Unterrichtes aus bedenklich erscheinen, weggelassen oder abgeändert werden", ist ebenso selbstverständlich wie die Regelung des Textes nach den besten Ausgaben und der vorgeschriebenen Orthographie. Aber über die Grenzen des Bedenklichen können doch leicht die Meinungen auseinandergehen und es wäre wohl angemessen, auch in diesem Punkte die Altersstufe der Schüler in Betracht zu ziehen. Nun sind die jetzt vorliegenden Werke durchwegs für die höchste Stufe des Unterrichtes bestimmt, und ob es nur die geringste Bedenklichkeit hat, in Hermann und Dorothea den Vers (795):

Dass die Nacht dir werde zur schöneren Hälfte des Lebens,

der als Antithese zu dem darauf folgenden:

Und die Arbeit des Tags dir freier und eigener werde

für den Sinn ganz unentbehrlich ist, oder in Wilhelm Tell die Erzählung Baumgartens von der seiner Frau zugefügten Kränkung mit Schülern der höchsten Classen zu lesen, wird mancher billig bezweifeln. Eher ist zu billigen, dass in Kleists Hermannsschlacht (IV, 4—6; V. 1536. 1583) das Adjectiv geil durch frech ersetzt ist.

Was die Constituierung des Textes anbelangt, so ist rühmend hervorzuheben, dass namentlich im Kleist'schen Prinz Friedrich von Homburg die Anstöße, die der von Tieck besorgte Text bietet, nach dem Vorbilde der von Kade bei Gräser veranstalteten Schulausgabe hinweggeräumt oder verringert worden sind. Die An-

merkungen hinter dem Texte verfolgen den doppelten Zweck, dem Schüler über die Schwierigkeiten des Inhaltes hinwegzuhelfen und ihn auf formelle Eigenarten des betreffenden Kunstwerkes aufmerksam zu machen, die sonst vielleicht auch dem Lehrer leicht entgehen würden. So ist in den Bemerkungen zu dem Prinzen von Homburg mit großer Sorgfalt auf die metrischen Besonderheiten des Stückes hingewiesen und man könnte fast sagen, es ist darin eine vollständige Metrik des Dramas geliefert, die zugleich deutlich die überhastete Fertigstellung des Stückes beweist. In der von Ullsperger bearbeiteten Ausgabe der Jungfrau von Orleans ist wieder mit großer Genauigkeit auf jene Stellen bei Homer oder in der biblischen Poesie hingewiesen, die Schiller zum Vorbilde gedient haben mögen.

So dienen diese Ausgaben mit ihren Erläuterungen nicht bloß den praktischen Zwecken der Schule, sondern auch der Erweiterung unserer wissenschaftlichen Erkenntnis. Natürlich ist hiebei eine vollständige Gleichmäßigkeit der Behandlung kaum zu erzielen, weil unwillkürlich der Blick jedes Herausgebers auf andere Punkte der Textcommentierung gerichtet ist. Über diesen Mangel an Gleichmaß werden sich jedoch Lehrer wie Schüler hinwegsetzen, wenn nur die Erläuterung der inhaltlichen Schwierigkeiten nie im Stiche lässt und auch zuverlässig das Richtige bietet. In dieser Beziehung leisten vier von den vorliegenden Heften jeder billigen Anforderung Genüge. Wenn ich mir gleichwohl erlaube, einige Einzelheiten hervorzuheben, die mir aufgefallen sind, so möge das nur als Beweis für die Thatsache gelten, dass ich den vorliegenden Schulausgaben mit dem besten Erfolge auch die dazu unbedingt erforderliche Vollkommenheit wünsche.

Hermannsschlacht 88: S c h e i t e l ist hier nicht als Plural gebraucht; die Bemerkung gehörte zu V. 567. 109. Forst als Femin. muss einmal allgemein üblich gewesen sein; vgl. la forêt und das Deutsche Wörterbuch s. v. 585. Die Anklänge an Ovid bedürfen näherer Anführung, zumal unsere Schüler nur einzelne Stücke der Metamorphosen in die Hand bekommen. 1094 musste erklärt werden, auf welche Eigenschaften der Vergleich mit den Abderiten zurückführe. 1484. Anklang an Vergil.

Prinz Friedrich von Homburg 27: identificieren ist ein falscher Ausdruck. 1514 konnte erwähnt werden, dass in peinlich = hochnothpeinlich die alte Bedeutung von Pein = poena zutage tritt.

Gegen die Sorgfalt und Sachkenntnis, mit der die Anmerkungen zu den anderen Ausgaben gearbeitet sind, sticht unvortheilhaft die von Strzemcha besorgte Ausgabe des Wilhelm Tell ab. Es ist hier schon ein grober Verstoß, dass die einzelnen Abschnitte der Acte, die Schiller wohlweislich als S c e n e n bezeichnet hat, als A u f t r i t t e überschrieben werden. Diese Abschnitte hat Schiller nur bei Scenenwechsel eintreten lassen, das Auf- und Abtreten der Personen im Contexte der Scenen angegeben. Es scheint sonderbar, dass Schiller hier in seiner Bezeichnung gemaßregelt werden soll.

Sprachreinigung treiben zu wollen, dürfte wohl Schiller gegenüber auch unpassend sein. Und geradezu unmöglich scheint die Interpunction des V. 150: Ihr seid ein Meister, Steuermann. Die Anmerkungen dieser Ausgabe vollends bieten so viel Unrichtiges, dass ich mich kaum entschließen könnte, sie meinen Schülern in die Hand zu geben, weil an den meisten Stellen schon sie die offenbaren Fehler corrigieren könnten. Ich gebe den Fachgenossen, die ja die Ausgabe wohl alle in der Hand haben, die Verszahlen, unter denen sie unrichtige Bemerkungen finden können: hinter 36 Ruodi (sprich Rūdi), Kuoni (sprich Kūni)! 38. 283. 349. 990. 1094. 1309 (Pfalz = Burg). 1487 (Firn = frisch gefallener Schnee). 1736 (däuchten alt für dünken). 2143. 2460. 2878 usw.

Die dem Texte vorangeschickten Einleitungen „enthalten die im Unterrichte zulässigen literarhistorischen Angaben und solche Erläuterungen, die der richtigen Auffassung des Stoffes und der Charakteristik der Kunstform dienen oder besondere Eigenthümlichkeiten des betreffenden Kunstwerkes beleuchten", wobei natürlich „gelehrtes Beiwerk im engeren Sinne des Wortes (Bibliographie, Polemik)" und „kritische Bemerkungen, soweit sie die Freude an der Schönheit des Kunstwerkes stören," ferngehalten werden.

Auch in dieser Beziehung wird man im wesentlichen mit dem Programm einverstanden sein und es zeigt von fachmännischer Feststellung dieser Grundsätze, dass die Erläuterung des Lehrers durch die Ausgabe nicht überflüssig gemacht wird, weil dies eben unmöglich ist, sondern nur die Aufzeichnung des Memorierstoffes erspart und damit Zeit zu ausgedehnterer Lectüre gewonnen werden soll. Wenn dies Programm in den Hauptzügen eingehalten ist, so wird man einzelne Ungleichheiten in der Ausführung, wie sie eben aus der Individualität der einzelnen Bearbeiter hervorgehen, hier wie in den Anmerkungen gerne hinnehmen. So ist in der Ausgabe von Hermann und Dorothea die Quelle wörtlich angeführt, die Abweichungen des Gedichtes davon aufgesucht und nach den Gründen erörtert; in der Ausgabe der Jungfrau von Orleans und des Prinzen Friedrich von Homburg die historischen Facta genau erzählt und gleichfalls die Gründe angeführt, warum der Dichter für die poetische Bearbeitung diese verändert hat. Gleichwohl hätte Ref. gerne gesehen, dass auch im letzteren Falle die Quellen, die den Dichtern vorgelegen sind, angeführt worden wären. Warum der Dichter an einzelnen Stellen die Vorlage umgestaltet hat, das herauszufinden wird auf der obersten Stufe des deutschen Unterrichtes dem Schüler unter Anleitung des Lehrers leicht gelingen. Vor allem aber hätte in der Einleitung zu Wilhelm Tell zum mindesten die Erzählung Tschudis genau wiedergegeben werden sollen. Ich finde, dass gerade in diesem Falle der Einblick in die dichterische Thätigkeit Schillers auch für den Schüler höchst interessant ist und dass sein Respect vor dem Dichter nicht vermindert wird, wenn er sieht, dass Tschudi stellenweise selbst wörtlich benützt ist. Dagegen halte ich es nicht für nöthig oder auch nur

nützlich, die Charakteristik der handelnden Personen auch nur in den Grundzügen in der Einleitung einzufügen. Die wichtigsten Charakterzüge zu finden, muss dem Schüler überlassen bleiben und auch der schwächste wird unter vernünftiger Anleitung des Lehrers eine ebenso wertvolle Darlegung der Charaktere zustande bringen, wie sie in der Einleitung zu Wilhelm Tell vom Herausgeber geliefert ist. Soll eine solche Charakteristik Wert haben, so muss sie zugleich dem Schüler als Muster dienen können, nach dem er ähnliche Personenbeschreibungen zu liefern hat. Musterhaft ist diese Charakteristik für Hermann und Dorothea von Hauffens Hand geliefert, sie fehlt mit vollem Rechte in der Ausgabe der Jungfrau von Orleans. Ebenso hätte ich gerne auf die Darlegung des dramatischen Aufbaues der Jungfrau von Orleans (nach dem Freytag'schen Schema) und die Erörterung über die tragische Schuld des Prinzen Friedrich von Homburg verzichtet. Beides, die tragische Schuld wie der schematische Aufbau der Handlung, scheint mir so unwesentlich für das Wesen der dramatischen Poesie und für das Verständnis des Kunstwerkes zu sein, dass man meines Erachtens dem Schüler, der zum erstenmal mit Verständnis das Kunstwerk genießen soll, die Freude daran nicht durch dergleichen verstandesmäßige Subtilitäten verbittern sollte. Anders ist es etwa im antiken Drama, wo die Kunstform gewisse traditionelle Eigenthümlichkeiten herbeiführt, die bekannt sein müssen, soll das Kunstwerk als Ganzes verstanden werden.

Überhaupt wäre im deutschen Unterrichte in den höchsten Classen eine größere Annäherung an die Methode des altclassischen Unterrichtes nicht vom Übel, und ich erblicke in den vorliegenden Schulausgaben ein Mittel, diese Annäherung herbeizuführen. Für die griechischen und lateinischen Autoren ist es anerkannt, dass die Lectüre von Anthologien zu verwerfen ist. Wie es mit dem deutschen Unterrichte in den Unterclassen zu halten ist, will ich hier nicht erörtern [1]; für die Oberclassen halte ich es aus pädagogischen Gründen für weit ersprießlicher, ganze Werke zu lesen, als von den einzelnen Autoren nur zu naschen. Der Gedanke, das Lesebuch aufzugeben und derartige Ausgaben wie die vorliegenden den Schülern in die Hand zu geben, den literarhistorischen und ästhetischen Theil des Unterrichtes aber mit Hilfe eines Leitfadens wie des Prosch'schen zu ertheilen, hat für mich gar nichts Abschreckendes. Es ist auch kaum zu fürchten, dass den Schülern die Anschaffung der nöthigen Hilfsmittel durch höhere Kosten erschwert werden könnte. Das Material für den literarhistorischen Unterricht könnte ebenfalls in solchen Ausgaben geboten werden, wenn nach dem Muster der Göschen'schen Sammlung etwa neben dem Nibelungenlied und Walther einzelne Gedichte von Hans Sachs,

---

[1] Auch für die untere Stufe ist wiederholt die Lectüre eines zusammenhängenden Autors an Stelle des Lesebuches oder daneben empfohlen worden.

ausgewählte größere oder kleinere Stücke aus dem 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts herausgegeben würden, die den Vortheil hätten, dass der Schüler durch Privatlectüre sich von dem Stil der hervorragendsten Werke jener Zeit eine Anschauung verschaffen könnte. Von 1750 ab sollten nur mehr größere Stücke gelesen werden: Klopstocks Messias und Oden verdienten je eine Ausgabe, Wieland sollte neben dem Oberon durch kleinere Gedichte und Prosaerzählungen vertreten sein. Lessings Prosa erfordert ohnedies eine sorgfältige Ausgabe: die hervorragendsten Literaturbriefe und die Hamburgische Dramaturgie in ihren wichtigsten Stücken wären die nächsten Aufgaben, die die Herausgeber der vorliegenden Schulausgabe ohnehin ins Auge fassen müssten. Es ist wirklich auffallend, dass das letztere Werk, das doch in der achten Classe gelesen werden muss, noch nicht für die Schule herausgegeben worden ist, trotzdem doch der Commentar von Schröter und Thiele alles Material in der größten Vollständigkeit bietet.[1]) Wenn ich außerdem einige Wünsche äußere, die ich gerne in den vorliegenden Classikerausgaben verwirklicht sehen möchte, so möge dies ein Beweis sein, dass ich sie gerne selbst in größerer Ausdehnung in der Schule verwenden möchte. Da wünschte ich zunächst eine Auswahl aus Goethes und Schillers Prosa, sowohl der erzählenden, wie der abhandelnden Gattung, eine Auswahl classischer Werke der Erzählungskunst, in der Kleists Kohlhaas nicht fehlen dürfte, weil doch auch die Prosaerzählung in der Schule vorgeführt werden soll, ferner eine Ausgabe des Canons mit seinen Ergänzungen, besonders sorgfältig erläutert, um jederzeit auch in den höheren Classen auf die früher memorierten Gedichte zurückgreifen zu können. Dass diese Ausgabe ein Bedürfnis ist, dafür kann ich mich auch auf die Meinung eines bewährten Schulmannes, Joh. Schmidt, berufen, der in dieser Zeitschrift 1891, S. 152 sagt: „es ist wirklich wünschenswert, die zum Auswendiglernen bestimmten Gedichte den Schülern gesammelt in die Hand zu geben". Ob in dieser Ausgabe die Anordnung nach Altersstufen, nach Gattungen oder chronologisch erfolgen soll, das kann man getrost dem Herausgeber überlassen.

Fasse ich mein Urtheil über die vorliegenden Proben der Freytag'schen Sammlung zusammen, so kann ich nur sagen, dass — mit einer einzigen Ausnahme — Verleger und Herausgeber eine wertvolle Bereicherung unserer Schulliteratur geliefert haben und dass dem ersprießlichen Werke glücklicher Fortgang und der verdiente Erfolg in reichem Maße zu wünschen ist.

Wien. Hugo Herzog.

---

[1]) Nunmehr ist in diesen Ausgaben auch die Hamburgische Dramaturgie, herausgegeben von Prof. Manlik, versprochen.

Ludwig der Bayer. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen von Ludwig Uhland. Schulausgabe mit Anmerkungen von Dr. Heinrich Weismann in Frankfurt a. M. 4. Aufl. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung 1892.

Die vorliegende Ausgabe ist eine vorzügliche Arbeit, die sich insbesondere eingehend mit den geschichtlichen Quellen des Uhlandschen Stückes beschäftigt und mit Rücksicht auf diese Untersuchung einen bleibenden wissenschaftlichen Wert besitzt. Dieser Arbeit gegenüber vermag auch Ludwig Fränkel in dem soeben erschienenen zweiten Bande seiner Ausgabe von Uhlands Werken, Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, weder in der Einleitung, noch in den Anmerkungen zu dem genannten Drama etwas beizubringen, das besonderes Interesse beansprucht. Doch ist Fränkels Ausgabe wegen der knappen Einleitungen und der sachlichen Anmerkungen, sowie deshalb, weil sie eine Auswahl der Uhland'schen Dramenfragmente bringt, als Volksausgabe empfehlenswert.

Weismann hat sich schon durch sein Buch „L. Uhlands dramatische Dichtungen. Für Schule und Haus erläutert. Frankfurt 1863" um unsern Dichter Verdienste erworben. In der umfangreichen Einleitung seiner Schulausgabe bespricht er in dem Abschnitte „Entstehung des Dramas" besonders die Preisausschreibung der Münchener Intendanz. Auf die älteren Dramen, welche denselben Stoff behandeln wie Uhlands Dichtung, geht er nicht ein, und auch die späteren poetischen Behandlungen desselben (S. VI) sind nicht erschöpfend angeführt. Ausführliches hierüber findet man bei Kehrein „Deutsche Geschichte aus dem Munde deutscher Dramatiker".

Besonders wichtig ist das zweite Capitel der Einleitung „Die geschichtliche Grundlage der Handlung". Der Herausgeber gibt eine genaue Übersicht über die von Uhland benützten Geschichtsquellen und bespricht besonders eingehend die Chronik des Ioannes Victoriensis. Am Schlusse des Büchleins werden übrigens erschöpfend die älteren und neueren Quellen für die einschlägigen Capitel aus der baierischen und österreichischen Geschichte angeführt. (Vgl. dazu auch Krones bei den Quellenangaben in der Einleitung seines Geschichtswerkes.)

Der dritte Theil der Einleitung behandelt den Gang, die sittliche Idee und die Charaktere des Dramas in sehr eingehender Weise. Die etwas zahlreichen Anmerkungen, von denen man einzelne, da sie Selbstverständliches enthalten, missen möchte, behandeln die zahlreichen sprachlichen Eigenthümlichkeiten Uhlands und enthalten überdies historische Erklärungen zu einzelnen Stellen, häufig mit Heranziehung der Chroniken. Ein besonderer Anhang gibt noch ausführlichere sachliche Erklärungen, die sich auf die Geschichte beziehen.

Wien. Dr. F. Prosch.

Österreichisches Städtebuch. Statistische Berichte von größeren österreichischen Städten, herausgegeben durch die k. k. statistische Central-Commission. IV. Jahrgang. Redigiert unter der Leitung des Präsidenten der k. k. statistischen Central-Commission Dr. K. Th. v. Inama-Sternegg von Dr. Josef Freih. v. Friedenfels. Wien, Hof- und Staatsdruckerei 1891. Lex. 8°, XXVI u. 677 SS.

Als wir im Jahrgange 1891 das österreichische Städtebuch in den Spalten dieser Zeitschrift (S. 340—343) zum erstenmale zur Anzeige brachten, konnten wir constatieren, dass das Unternehmen mit dem damals von uns besprochenen dritten Jahrgange auch formell zu einer amtlichen Publication der statistischen Central-Commission geworden war. Gleichwohl blieb das Werk auf der Grundlage freiwilliger Mitwirkung der einzelnen Gemeinden aufgebaut und dies erklärt zur Genüge, dass die Redaction auch jetzt noch nicht nur für die Ausgestaltung des Werkes, sondern auch für den ungestörten Bestand desselben zu kämpfen hat.

Diese Schwierigkeiten der Entstehung spiegeln sich in dem vorliegenden vierten Bande deutlich wieder.

Zwischen dem 3. und 4. Bande liegt nämlich zunächst die Pause eines Jahres, welche, wie die Redaction mittheilt, theils durch die Überlastung der Gemeinden mit den Volkszählungsarbeiten, theils durch den Proceß der Vereinigung Wiens mit seinen Vorortegemeinden verursacht war. Der vorliegende 4. Band musste daher, so weit als möglich, die Daten zweier Berichtsjahre (1889 und 1890) zu vereinigen trachten und es bleibt abzuwarten, ob das jahrweise Erscheinen des Städtebuches sich in Hinkunft als erreichbar erweisen wird.

Aber auch der Kreis der in dem Städtebuche vertretenen Gemeinden hat sich verengert; während im vorigen Jahrgange deren 43 ihren Beitrag leisteten, sind jetzt, zum größten Theile allerdings infolge des Fehlens der Mehrheit der Vororte Wiens, nur 28 Gemeinden an dem Städtebuche betheiligt. Eine der vertretenen Städte (Graz) hat überdies nicht die Daten der programmäßigen Zeit, sondern jene des Vorjahres (1888) geliefert.

Wenn demnach schon die Mitwirkung der berufenen Kreise überhaupt nicht leicht zu gewinnen war, so ist es erklärlich, dass die von uns im Vorjahre betonten Schwierigkeiten, aus Einzelberichten ein Ganzes von einheitlichem Gepräge zu schaffen, auch diesmal nicht überwunden sind. Das den einzelnen Gemeinden vorgezeichnete Programm ist seitens der letzteren nach wie vor vielfach nicht eingehalten worden und die Vergleichbarkeit der Daten bleibt daher an vielen Punkten von vorneherein ausgeschlossen. Ja, auch dort, wo in der Anlage der Tabellen an sich eine Verschiedenheit nicht obwaltet, macht sich der Individualismus der Berichterstattung vielfach in formalen Dingen geltend, und es ist nur zu bedauern, dass die Redaction nicht imstande gewesen ist, dieser in isolierten Berichten vielleicht bedeutungslosen, in einem Sammel-

werke aber störenden äußeren Verschiedenheiten Herr zu werden. Eine auch nur flüchtige Vergleichung der Tabellenköpfe liefert zahlreiche Belege unmotivierter Ungleichmäßigkeiten.

Der Wert des Städtebuches liegt daher, wie wir im Vorjahre betonten, nothwendigerweise in der Ermittlung des Particulären; für die allgemeinen Fragen, zur Klarstellung der Zustände und Probleme der Gesammtheit sind die Ergebnisse dieser Städtestatistiken größtentheils nur indirect, im Wege der Schlussfolgerung oder als Anregung und Beispiel für neue Erhebungen von Bedeutung.

Was den Inhalt des vorliegenden Jahrganges betrifft, so bildet die Bevölkerungs-Statistik wie in den früheren Jahrgängen auch so diesmal den Schwerpunkt der Veröffentlichung.

In dieser Richtung hat schon das von der Redaction entworfene Programm mehrfach Gesichtspunkte aufgestellt, welche von der Staatsstatistik nicht gewürdigt werden, und überdies namentlich in der Combination der beobachteten Momente über das übliche Maß der Darstellung weit hinausgegriffen. Wir nennen diesfalls beispielsweise nur die Ehelösungen, die Legitimitäts-, Gebürtigkeits-, Zuständigkeits- und Berufsverhältnisse bei den Trauungen, das Alter der Eltern und die Quotietät bei den Geburten, die Todesursachen, die Confessionsänderungen. Und, so wenig dies reiche Programm allseits eingehalten wurde, so hat doch eine Reihe von Städten in manchen Richtungen noch etwas Besonderes geleistet. Zumal auf dem Gebiete der Sanitätsstatistik, in Fragen der Morbidität und Mortalität, ist die Initiative einzelner Städte bemerkenswert, und auch dort, wo nicht unmittelbar praktische Interessen in Frage stehen, finden sich mitunter eigenthümliche Beobachtungen theoretischer Natur, so über die Dauer der Ehen vor der Auflösung (Graz, Prag), über die Geburten nach der Conceptionszeit (Karlsbad) u. a. m.

Neben der Bevölkerungsstatistik sollen aber auch die verschiedenen Zweige der städtischen Verwaltung und des städtischen Lebens der Reihe nach in dem Städtebuche zur Darstellung gelangen. In dieser Richtung sind in dem vorliegenden Bande die Gebiete des Armen- und Unterrichtswesens und auch der städtischen Finanzen einbezogen, und zwar das letztere zum erstenmale, die ersteren in Anknüpfung an die Darstellungen früherer Jahrgänge.

An dieser Stelle könnte füglich nur auf den Abschnitt über das Unterrichtswesen näher eingegangen werden; aber auch hier kommen, so weit die Städteberichte sich im vorliegenden Jahrgange mit dem Schulwesen befassen (in Graz, Klagenfurt, Prag, Karlsbad, Lemberg, Krakau ist dies leider nicht der Fall), in der Hauptsache nur die schon bei dem vorigen Jahrgange gemachten Wahrnehmungen zur Geltung.

Vor allem sind es auch diesmal die Beziehungen der Schulen zu den Gemeinden und der Aufwand für die Schule, welche, von der allgemeinen Statistik wenig oder gar nicht berücksichtigt, in dem

Städtebuch in charakteristischer Weise zur Darstellung gelangen; sodann kommt in manchen Städteberichten, im Gegensatze zu der summarischen Darstellung der allgemeinen Statistik, die Individualisierung der Schulbeschreibung wieder zur Geltung und vereinzelt wird auch die Geschichte des Schulwesens abermals herangezogen (letzteres in Wien für die Mittel- und Hochschulen in ausführlicher Weise).

Neu sind hingegen die Nachweisungen über die Schulstiftungen, welche allerdings nur seitens der Minorität der Gemeinden vorliegen, in welchen wir aber trotzdem die wertvollste Bereicherung des Abschnittes über das Schulwesen erblicken. Indem das Programm dieses Gebiet in die Darstellung einbezog, hat es der allgemeinen Staatsstatistik einen Weg gewiesen, den dieselbe nothwendig selbst wird beschreiten müssen, und sich damit ein rühmlich anzuerkennendes Verdienst um die Erforschung des öffentlichen Bildungswesens erworben.

Wien. Dr. Karl Hugelmann.

Botanische Lehrbücher.

Dr. F. O. Pilling, Lehrgang des botanischen Unterrichtes. II. Theil. Unter methodischer Verwendung der 64 Pflanzenbilder des II. Theiles der deutschen Schulflora. Gera, Th. Hofmann 1892. 8°, 80 SS. 16 Textabbildungen. Preis 80 Pf.

Der 2. Theil dieses für alle Lehrer besonders empfehlenswerten Lehrganges bezweckt im Anschlusse an den bereits besprochenen 1. Theil, in welchem der Schüler auf der ersten Stufe des botanischen Unterrichtes vornehmlich in der Beschreibung bekannter Pflanzen und der Hauptformen der Pflanzenorgane geübt wurde, weitergehende Kenntnisse der äußeren Organe der Blütenpflanzen im Anschlusse an die Beschreibung und Vergleichung verwandter, gleichzeitig vorliegender Arten. Der mit den ersten botanischen Kenntnissen bereits ausgerüstete Schüler soll weiters mit einer möglichst großen Zahl von Pflanzen bekannt gemacht werden, um durch Vergleichung ihrer Organe Ähnlichkeiten und Verwandtschaft zu erkennen, sie darnach zu Gattungen und zu Familien zu vereinen und hiedurch endlich eingehendere Kenntnis über den Aufbau des natürlichen Systems der Pflanzen zu erlangen. Diese Aufgabe hält der Lehrgang stets im Auge; er beginnt entsprechend der periodischen Entwicklung unserer Pflanzenwelt im Freilande mit der Besprechung der Knospen; daran schließen sich die Beschreibungen der Pflanzen nach ihrer Blütezeit von Monat zu Monat geordnet, wobei die schon im Lehrgange der untern Stufe enthaltenen Pflanzenbeschreibungen nicht wiederholt werden. Die neu eingeschalteten Pflanzen haben durchwegs eine klare, charakteristische Beschreibung erhalten, denen eine richtige An-

wahl morphologischer und biologischer Details oder ein Resumé des für den Schüler Wissenswerten angehängt wurde. Die Tafeln der Schulflora sollen hiebei die Analyse der Pflanzen wesentlich unterstützen. Dem Lehrer ist auch wie im 1. Theile des Lehrganges ohne weitere Vorbereitung die Möglichkeit geboten, den Lehrstoff successive auf Grund der bereits durchgenommenen Pflanzen zu wiederholen und den Schüler auf das Endziel dieses Lehrganges, das Erfassen der Verwandtschaftsverhältnisse der Pflanzen sowie der Bedeutung des natürlichen Systems der Pflanzen, vorzubereiten. Letzteres wird am Schlusse eingehender erläutert. Wir wollen die Vorzüge der beiden Lehrgänge nicht des weiteren hervorheben, sondern nur betonen, dass beide wegen ihrer besonders gewissenhaften Durcharbeitung und ihrer vorzüglichen Methodik geradezu als Muster für die Ertheilung des botanischen Unterrichtes auf der unteren Stufe die weiteste Beachtung und Würdigung verdienen.

Pflanzenheft herausgegeben von Dr. F. Pilling. Gera, Th. Hofmann 1892. kl. 8°. Preis 25 Pf.

Durch das vorliegende Pflanzenheft wird dem Schüler die Gelegenheit geboten, die Beschreibungen der Pflanzen nach 18 aufgestellten Punkten einzutragen und eventuell auf den freigelassenen Seiten Zeichnungen anzufügen oder Blütentheile, Blätter u. dgl. von der beschriebenen Pflanze einzukleben. Wir halten diesen Behelf deshalb für zweckmäßig, weil der Schüler hiedurch angeleitet wird, die Beschreibung einer Pflanze vollständig zu liefern.

W. Müller und Dr. F. Pilling, Deutsche Schulflora zum Gebrauche für Schulen und zum Selbstunterrichte. II. Theil. Gera, Th. Hofmann 1892. gr. 8°. 64 Tafeln coloriert. Preis in Mappe 6 Mk.

Wir erwähnten bei der Besprechung des 1. Theiles dieser Schulflora, dass die farbenprächtigen Pflanzentafeln dieses verdienstvollen Werkes in Bezug auf künstlerische Auffassung und Wiedergabe botanischer Details in Wahrheit etwas in seiner Art Vollendetes und eine anerkennenswerte Leistung darstellen, die bisher wohl noch von keinem anderen Werke übertroffen wurde. Wir freuen uns, Gleiches auch vom 2. Theile aussagen zu können. Selbst schwierig darzustellende Pflanzen zeigen auf den vorliegenden Tafeln eine in allen Einzelheiten der Analysen bewunderungswürdige Klarheit, die man sonst bei colorierten Abbildungen der Pflanzenorgane des öfteren vermisst. Die Auswahl der zur Darstellung gelangten Pflanzen hätte für unsere Schulen keine bessere sein können.

Dr. Otto Wünsche, Schulflora von Deutschland. Die höheren Pflanzen. 6. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1892. kl. 8°, XXX u. 472 SS. Preis geh. 4 Mk., in biegsamem Leinwandbande geb. 4 Mk. 60 Pf.

Schon bei Besprechung der 5. Auflage wurde auf die Vorzüge dieses ausgezeichneten alle anderen Schulfloren weit über-

treffende Buches hingewiesen. Selbstverständlich hat auch die 6. Auflage verschiedene Zusätze und Verbesserungen erhalten, und der Verf. widmete auch einigen in der Unterscheidung der Arten Schwierigkeiten bietenden Gattungen, wie z. B. *Rosa, Hieracium*, besondere Aufmerksamkeit. Wenn auch nach des Ref. Ansicht manches gemäß neueren wissenschaftlichen Forschungen umgestaltet und verbessert hätte werden können, ist Wünsches Flora doch unstreitig das beste analytische Bestimmungsbuch, dessen sich die Literatur über die deutsche Flora erfreut.

Dr. Otto Wünsche, Die verbreitetsten Pflanzen Deutschlands. Ein Übungsbuch für den naturwissenschaftlichen Unterricht. Leipzig. B. G. Teubner 1893. 12 : 18 *cm*. VIII u. 269 SS. Preis 2 Mk.

Vorliegendes Büchlein bietet für alle jene, die in Wünsches Schulflora und Excursionsflora für Sachsen noch zu viele Pflanzen behandelt finden, einen willkommenen und sehr brauchbaren Ersatz. Elegante Ausstattung, deutlicher und angenehm lesbarer Druck und besonders der billige Preis sind weitere Vorzüge desselben.

Dr. O. Wünsche, Der naturkundliche Unterricht in Darbietungen und Übungen. Für Lehrer an Volksschulen und höheren Lehranstalten. Heft 2: Die Laubmoose. Zwickau, Thost (R. Bräuninger) 1892. 8°, 23 SS. 1 Taf. Preis 50 Pf.

Das Büchlein enthält in knapper Form dasjenige über die Moose, was zum Vortrage über diese Pflanzengruppe an Mittelschulen wünschenswert erscheint. Die schematischen, aber guten Figuren dürften hiefür von wesentlichem Nutzen sein.

Dr. W. Medicus, Flora von Deutschland. Illustriertes Pflanzenbuch. Lief. 2—4, S. 33—128, Taf. 9—32 (coloriert). Kaiserslautern, A. Gotthold.

Die vorliegenden Lieferungen verdienen vollends das ungünstige Urtheil, welches schon bei dem Erscheinen der ersten Lieferung hierorts gefällt wurde. Derartige Literaturerzeugnisse sind erfreulicherweise recht selten und sind einer Beachtung nicht wert.

P. Martin Gander, Grundzüge der Botanik für Realschulen und Gymnasien mit besonderer Berücksichtigung der Zweckmäßigkeit in der Einrichtung der Pflanzenorgane. Münster i. W., Commissionsverlag der Aschendorff'schen Buchhandlung. kl. 8°, 118 SS. 4 Tafeln. Preis 1 Mk. 80 Pf.

Das Büchlein hält gar keinen Vergleich aus mit anderen Elementarbüchern der Botanik, welche für Mittelschulen bestimmt sind, und bietet nach des Ref. Ansicht nichts Empfehlenswertes; denn die Ausdrucksweise ist eine sehr unklare, vielfach fehlerhafte, die Beschreibungen sind meist unzureichend oder nichtssagend, die Zweckmäßigkeitserläuterungen hätten zu Gunsten der

Klarheit gekürzt werden können und enthalten oft Absurdes, die Abbildungen sind roh und zum größten Theile unrichtig. Zur Bekräftigung dessen nur eine kleine Auslese: „die Wurzelhaube ist eine Korkschichte" (S. 8); „der Kohlenstoff wird von der Wurzel als Lösung aufgenommen" (S. 8); „unregelmäßige Form ist einzig die Schmetterlingsblüte" (S. 21); die Definition der Kapsel lautet: „zwei- bis mehrfächerig d. h. aus zwei oder mehreren Fruchtblättern bestehend; sie springt durch Seitenlöcher oder Deckel auf. Mohn" (S. 27); „der Zapfen ist eine Ähre mit Deckschuppen. Tanne, Hopfen" (S. 23); die Mehlbeere wird als eine aus mehreren Blüten entstandene unechte Frucht angeführt (S. 29); „bei jungen Zellen fehlt oft die Zellhaut" (S. 38); „Pilze nützen durch Beseitigung der todten Körper", „der verschiedene Standort kann eine essbare Pilzart in eine giftige verwandeln" (S. 52); „die cultivierten Getreidearten waren von jeher die Träger der menschlichen Cultur" (S. 66) usw.

Dr. M. Krass und Dr. H. Landois, Lehrbuch für den Unterricht in der Botanik. Für Gymnasien, Realgymnasien und andere höhere Lehranstalten. 3. nach den neuen Lehrplänen verb. Aufl. Freiburg i. B., B. Herder 1893. 8°. 292 SS. 275 Abbildungen im Texte. Preis brosch. 3 Mk., geb. 3 Mk. 40 Pf.

Dass die von den Autoren herausgegebenen Lehrbücher eine hervorragende Stellung einnehmen, wurde hierorts schon öfters betont. Eine Anpreisung kann daher unterbleiben, und wir erwähnen nur, dass die neue Auflage dem neuen preußischen Lehrplane für den botanischen Unterricht an höheren Schulen angepasst wurde und auch sonst manche Verbesserungen erhalten hat. Auch einige gute Holzschnitte sind eingefügt worden, und es wird die Aufgabe einer weiteren Auflage sein, noch einige, namentlich in den Analysen herzlich schlechte (z. B. 149, 173, 216, 218) auszutauschen.

Karl Ströse, Leitfaden für den Unterricht in der Naturbeschreibung an höheren Lehranstalten. II. Botanik. 2. Heft. Oberstufe. Dessau, P. Baumann 1892. 8°, 153 SS. 94 Figuren. Preis 1 Mk. 80 Pf.

Ein recht gutes Hilfsbuch für den Lehrer zum angegebenen Zwecke, mit correcten, klaren Abbildungen. Doch will uns scheinen, dass auf die Erläuterung der morphologischen Verhältnisse, überhaupt auf den beschreibenden Theil vielzusehr der Schwerpunkt auf Kosten anderer Zweige der Botanik gelegt wurde. Hiedurch entfiel gerade das, was den Schüler bei dem Studium der Botanik am meisten zu fesseln vermag, wie z. B. die Kenntnisse über das Leben und den Nutzen der Pflanzen, über die physiologische Aufgabe der Pflanzenorgane, über die Vegetationserscheinungen usw. Das müsste der Lehrer bei Benützung des vorliegenden Buches erforderlichenfalls aus anderen Quellen schöpfen.

A. Reinheimer, Leitfaden der Botanik. Für die unteren Classen höherer Lehranstalten. 3. verm. u. verb. Aufl. Freiburg i. B., B. Herder 1893. 8°. 96 SS. 120 Textabbildungen. Preis brosch. 1 Mk. 20 Pf., geb. 1 Mk. 55 Pf.

Die vorliegende Auflage hat ebenfalls dem neuen preußischen Lehrplane gemäß manche Änderungen erhalten, indem die Einzelbeschreibungen der Pflanzen an den Anfang des Büchleins gestellt und nach dem natürlichen Systeme geordnet wurden. Die am Schlusse behandelte Morphologie und die Besprechung des Linné'schen Systems wurden jedoch ohne Beeinträchtigung des zu behandelnden Stoffes gekürzt.

Pokornys Naturgeschichte des Pflanzenreiches. Für die unteren Classen der Mittelschulen bearbeitet von Dr. R. Latzel und J. Mik. 19. nach dem neuen Lehrplane vom 24. Mai 1892 umgearb. Aufl. Wien u. Prag, F. Tempsky. 8°, 215 SS. 285 Textfiguren. Preis geh. 90 kr., geb. 1 fl. 10 kr.

Der Titel dieses bekannten guten Lehrbuches besagt uns, durch welche Veränderungen sich die 19. Auflage desselben auszeichnet. Einige, nach der Anschauung der Herausgeber weniger wichtige Pflanzen entfielen, um für neue, wie Ephen, Steinbrech und für die schönen Abbildungen des Gemüsekohles und seiner Spielarten, sowie die Zwiebelarten Platz zu machen. Obwohl hiedurch einige Seiten Platz gewonnen wurde, müssen wir gestehen, dass wir einige ausgeschiedene Pflanzen nur ungern vermissen, wie z. B. Zaunrübe, Baldrian, Wegerich, Sommerwurz, Reseda. Die Übersicht der im Buche enthaltenen Blütenpflanzen erhielt den Titel „Anleitung zum Bestimmen von Blütenpflanzen nach dem Linné'schen Pflanzensysteme". Dass aber darin Pflanzen aufgenommen wurden, die im Buche nicht beschrieben sind, halten wir nicht für zweckmäßig. Die Abbildungen, insoferne sie neu geliefert wurden, sind vortrefflich. Bei einigen wären in einer neuen Auflage die Analysen zu verbessern, wie z. B. bei Fig. 25, wo eine Nelkenblüte mit 11 Staubblättern abgebildet ist, oder Fig. 38 b, 41 c, 61 b, 147 c. — Für Fig. 8 c, 51 b (übrigens nicht gelungen), 58 e, h, 56 c, 150 d ist der erklärende Text unrichtig. Auch erwähnen wir verbessernd, dass der Buchsbaum keine Beere besitzt und die Schuppenwurz keine Insecten fängt. Von Kelchblättern bei *Anemone* und *Pulsatilla* zu reden, wenn man bei Ranunkeln dieselben Organe als Blumenblätter bespricht, dürfte den Schüler wirre machen. Die Ausstattung des Buches verdient in jeder Beziehung alle Anerkennung.

S. Schlitzberger, Unsere verbreiteten Giftpflanzen auf großen Wandtafeln dargestellt. Cassel, Druck und Verlag von Th. Fischer. Taf. I und II. Preis sammt Text à 1 Mk.

Die zwei ersten uns zur Ansicht übersendeten Tafeln dieses Werkes, welche Tollkirsche, Aronstab, Stechapfel und Bilsenkraut

zu je zwei auf einer Tafel in Format 85 : 60 *cm* coloriert darstellen, entsprechen zwar nach der Größe der dargestellten Pflanzen den Anforderungen einer Wandtafel, lassen aber sehr viel zu wünschen übrig. Das Colorit ist wenig naturgetreu. Der Stechapfel ist ganz verzeichnet, das Bilsenkraut zu wenig charakterisiert. Die Analyse der Blüte des Stechapfels ist nicht naturgetreu, diejenige der Kapsel des Bilsenkrautes ganz zu verwerfen. Bei der Tollkirsche hätte statt der nichtssagenden Wurzel wohl eher eine Beere recht groß dargestellt werden sollen, aber sie müsste glänzen, nicht wie die auf dem Bilde als schwarzer Kleks erscheinen. Die Knollen des Aronstabes haben in der Natur eine weiße, nicht, wie dargestellt ist, braune Färbung, die Keule desselben ist heller gefärbt. Da wir die Fischer'sche Anstalt als eine besonders leistungsfähige kennen, treffen diese Aussetzungen wohl den künstlerisch weniger begabten Zeichner. Der den Tafeln beigegebene Text bedarf ebenfalls mancher Ergänzung und Verbesserung.

— — Die Culturpflanzen der Heimat mit ihren Feinden und Freunden auf großen Wandtafeln dargestellt. Cassel, Th. Fischer. Taf. I. Apfelbaum. Preis sammt Text 1 Mk.

Die vorliegende Tafel stellt blühende und fruchtende Zweige des Apfelbaumes mit seinen Feinden und Freunden aus der Thierwelt dar und verdient nach der Zusammenstellung, nach Zeichnung und Colorit die vollste Anerkennung. Wir schließen hier noch eine Tafel an, die nicht in das Gebiet der Botanik fällt, aber hier als von demselben Verf. herrührend mit einem Worte erwähnt werden soll:

— — Die einheimischen Schlangen, Echsen und Lurche in ihrer Bedeutung für die Landwirtschaft auf großen Wandtafeln. Taf. I. Schlangen. Cassel, Th. Fischer.

Auch die Darstellung der Schlangen verdient das vollste Lob und die weitgehendste Benützung beim Unterrichte.

Dr. A. Peter, Wandtafeln zur Systematik, Morphologie und Biologie der Pflanzen für Universitäten und Schulen. Taf. I und II. Cassel, Th. Fischer. Format 70 : 100 *cm*. Lief. 1. Preis 4 Mk.

Auf den vorliegenden colorierten Tafeln sind Blütenanalysen und Diagramme von Viola und Cucurbitaceen in Farben zur Darstellung gebracht. Die Zeichnung der zweckmäßig ausgewählten Analysen ist eine sehr correcte und die Farben sind lebhaft. Doch dünkt uns, die Contour der Zeichnungen sei zu zart, da Diagrammtheile, namentlich in Bezug auf die Staubblätter schon auf wenige Schritte Entfernung verschwinden. Die kurze textliche Erklärung der Abbildungen hätte wohl am Grunde der Tafel einen besseren Platz gefunden, denn das beste Auge kann sie ohnehin erst zwei

Schritte vor der Tafel lesen, und auf weitere Entfernungen stören sie die Darstellung. Wir sind überzeugt, dass die Tafeln für den systematischen Unterricht weitgehende Verbreitung finden werden.

G. Hempel und K. Wilhelm, Die Bäume und Sträucher des Waldes in botanischer und forstwirtschaftlicher Beziehung geschildert. 7.—9. Lief. Wien, Ed. Hölzel 1893. Text S. 153—200, Titel zum I. Theil und S. 1—16 des II. Theiles. Taf. XIX—XXVII. Jede Lieferung 1 fl. 50 kr.

Mit der 8. Lieferung dieses an Inhalt ebenso gediegenen als durch Künstlerhand vornehm ausgestatteten Werkes hat der I. Theil desselben, die Nadelhölzer enthaltend, geschlossen. Mit der 9. Lieferung beginnt der II. Theil, welcher die Laubhölzer in gleich eingehender und nach jeder Richtung erschöpfenden Weise behandelt. Die farbigen Tafeln, welche die Eichen darstellen, bezeichnen wir unbedingt als die schönsten, die wir überhaupt sahen, sie sind eine wahre Kunstleistung, die dem Schöpfer derselben, Herrn Maler Liepold, ebenso wie der Kunstanstalt E. Hölzel das ehrendste Denkmal setzen. Wir können nur erneuert das im Verhältnisse zu dem Gebotenen sehr billige Werk allen Interessenten auf das wärmste empfehlen.

Dr. A. Schwaighofer, Tabellen zur Bestimmung einheimischer Sporenpflanzen. Für Anfänger, sowie für den Gebrauch beim Unterrichte zusammengestellt. Wien, A. Pichlers Witwe u. Sohn 1892. 8°, 148 SS. Preis 80 kr.

Die botanische Literatur weist nur sehr wenige gute Bestimmungsbücher für Kryptogamen auf und letztere beschränken sich gewöhnlich auf einzelne Abtheilungen der Sporenpflanzen und sind nur für den Fachmann bestimmt. Die Aufgabe, ein knappes Bestimmungsbuch für Kryptogamen zu liefern, das dem Anfänger zur Determination selbst nur der häufigsten Sporenpflanzen verhelfen soll, halten wir, so verlockend sie auch scheint, für undurchführbar, denn es setzt so viele Fachkenntnisse voraus, wie sie in der Schule nie gelehrt werden können; es bedingt die Vertrautheit mit mikroskopischer Arbeit, die ein Mittelschüler zu bewältigen niemals die Zeit findet, und verleitet einen selbst mit Fachkenntnissen vertrauten Mikroskopiker zu falschen Bestimmungen, wenn nur eine Auswahl von Kryptogamen in dem betreffenden Buche behandelt wird. Anfänger bedürfen aber vor allem der nöthigen Erklärungen der Fachausdrücke und der Abbildungen. Beides vermissen wir in dem vorliegenden Büchlein. Schon auf der ersten Seite muss der Anfänger wissen, was vollkommene Gefäßbündel, Gefäße, Parenchym, Schleuderzellen, Sporen, Thallus sind! Woher? Die Fülle solcher Termini technici, die keine Erläuterung finden, macht ihm die Tabellen ganz unverständlich. Ref. versuchte es einige sehr häufige Sporenpflanzen zu bestimmen, kam aber nur

mit mannigfachen Bedenken oder gar nicht zum Ziele. So z. B. bei *Chroolepus aureum* oder bei der so weit verbreiteten *Peziza scutellata*, die zwar ganz richtig auf feuchtem Holze angegeben ist, die man aber trotzdem in der Gruppe der auf dem Erdboden oder auf Mist wachsenden Scheibenpilze suchen müsste, um überhaupt zur Gattung *Peziza* zu gelangen. Gleiches gilt für *Peziza coccinea* und *violacea*. Sehr verwirrend ist auch gleich in den ersten Gegensätzen der Tabellen zur Bestimmung der Pilze die Verwendung ganz gleicher Gegensätze zur primären und weiteren Zerlegung einer und derselben Gruppe. So kommt man auf S. 84 bei 2, wo es heißt: „Das Mycelium bildet wirkliche Fruchtkörper" zu 3.: „Ein eigentlicher Fruchtkörper wird nicht gebildet, sondern die Fruchthyphen stehen einzeln" und bei Bestimmung eines Schlauchpilzes mit Fruchtkörper über 3 zu 4, wo es wieder heißt: „Fruchtkörper fehlend; Schläuche einzeln: Fruchtkörper vorhanden" oder wenn man einen Basidiomyceten mit Fruchtkörper bestimmt über 3 zu 50, wo sich wiederholt „Fruchtkörper deutlich: Fruchtkörper fehlend". Da wird eine Bestimmung völlig unmöglich gemacht. Auch die Auswahl der Arten hätte vielfach geringer ausfallen können. Wir konnten hier nur auf einiges aufmerksam machen und halten im übrigen auch diesen Versuch, für Anfänger in vorliegender Form ein Bestimmungsbuch für Kryptogamen zu bieten, für misslungen.

Lüddecke G., Der Beobachtungsunterricht in Naturwissenschaft, Erdkunde und Zeichnen an höheren Lehranstalten, besonders als Unterricht im Freien mit einem Vorworte von Dr. Hermann Schiller. Braunschweig, Otto Salle 1893. 8°, 151 SS.

Ein für alle Lehrer der Naturwissenschaft sehr lesenswertes, mit außerordentlichem, in der Erfahrung gekräftigtem Sachverständnisse geschriebenes Buch, das für den Beobachtungsunterricht in der freien Natur und für die Vereinigung der naturgeschichtlichen Disciplinen mit offenem Freimuthe eintritt und hiebei soviele beherzigenswerte Rathschläge ertheilt, dass wir es allen maßgebenden Kreisen, denen die Obsorge für einen zweckgemäßen, naturwissenschaftlichen Unterricht in den Mittelschulen obliegt, auf das allerwärmste empfehlen können.

Wien. G. v. Beck.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Zu den deutschen Aufsätzen in der achten Classe unseres Gymnasiums.

Die folgenden Bemerkungen wollen den deutschen Aufsatz vom erziehlichen und wissenschaftlichen Gesichtspunkte betrachten. Sie nehmen auf die Aufsätze in der letzten Classe unseres Gymnasiums Rücksicht, weil sie ganz besonders einen Rückschluss auf die allgemeine Bildung unserer Gymnasialjugend, der nun die Schule das Zeugnis der Reife ausstellt, ermöglichen, auch glaubt der Verf. durch den Unterricht in der philosophischen Propädeutik sowohl in den Gedankenkreis als auch in die Gestaltungskraft der Schüler einen Einblick gewonnen zu haben.

Es wird hier nicht nöthig erscheinen, die engen Beziehungen, welche die »philosophische Propädeutik« gerade mit dem deutschen Unterrichte aufweist, näher auszuführen, sie werden im Verlaufe dieser Bemerkungen selber hervortreten; es sei nur auf die Übung hingewiesen, nach welcher an den preußischen Gymnasien der Unterricht in der philosophischen Propädeutik sich an den deutschen Unterricht anlehnt. In den Werken von Ernst Laas[1]) tritt dieser Nebenzweck deutlich hervor, Franz Kern[2]) unternahm es, aus dem deutschen Unterrichte in das Gebiet des propädeutisch-philosophischen hinüberzuleiten, und dieses Verhältnis hat auch der neue Lehrplan bestehen gelassen. Über diese »langjährige Personalunion« zwischen den beiden Unterrichtsgegenständen, bei welcher die Propädeutik nur zu leicht ihre Selbständigkeit und Selbstbestimmung verliert, handelt nun in eingehender Weise Rudolf Lehmann[3]) in seinem »Deutschen Unterricht« S. 339—387. An unserem Gymnasium

---

[1]) Der deutsche Aufsatz in der ersten Gymnasialclasse (Prima). Berlin 1868. Der deutsche Unterricht auf höheren Lehranstalten. Ein kritisch-organisatorischer Versuch. 2. Aufl. besorgt von Imelmann. Berlin 1886.

[2]) Zur Methodik des deutschen Unterrichtes. Berlin 1883. Lehrstoff für den deutschen Unterricht in der Prima. Berlin 1886.

[3]) Der deutsche Unterricht. Eine Methodik für höhere Lehranstalten. Berlin 1890.

steht der propädeutische Unterricht seit dem „Organisationsentwurfe vom Jahre 1849", welcher für den heutigen Unterrichtsbetrieb im wesentlichen noch Geltung hat, auf der Bahn der Forderungen, die Friedrich Paulsen[1]) für die Gymnasien des Deutschen Reiches aufstellt. Der Grund des Anlehnens des einen Gegenstandes an den andern liegt in dem Inhalte der beiden selbst: Keine Literatur ist wohl sosehr von Philosophie durchtränkt wie die deutsche im Ausgange des 18. und im Beginne des 19. Jahrhunderts, sie bildet ja auch den Grundstock der Schullectüre, es gilt nur, den philosophischen Gehalt zu heben. Allein — und hierin liegt die Berechtigung der Selbständigkeit jedes Gegenstandes — jeder Lehrgegenstand kann nur dann seine volle und ganze Wirkung erzielen, wenn er sich aus eigenen Mitteln und Kräften erhebt und in dieser gleichsam persönlichen Selbständigkeit sich dann unterordnet dem einzigen und höchsten Zwecke, die Gemüthskräfte des Zöglings zu der in sich geschlossenen Einheit auszugestalten. Der deutsche Unterricht selbst ist der allgemeinen Culturbewegung gefolgt. „Wie die reifende Frucht von dem Baume sich löst, auf dem sie gewachsen ist, so ist die geistige Bildung der abendländischen Völker in stetem Fortschritte aus dem Alterthume hervor- und herausgewachsen,[2]) aus und neben der classischen Bildung hat sich die Bildung, welche aus dem eigenen Volksthume schöpft, ihre Geltung erobert, und wir stehen noch mitten in der Bewegung, welche das gesunde Gleichgewicht zwischen beiden sucht. Und dies nicht allein. Der deutsche Unterricht greift wie kein anderer in alle Disciplinen hinüber. Man schlage nur die Lesebücher nach, die er benützt. Welche Fülle von Stoff aus den verschiedensten Gebieten! Märchen und Sagen leiten zurück in das stille Wehen des Volksgeistes, Gedichte der verschiedensten Art knüpfen an religiöse Vorstellungen und Gefühle an, legen den innersten Kern des menschlichen Herzens bloß, Sprichwörter, Fabeln, Parabeln, Legenden kleiden das sittliche Leben in ein dichterisches Gewand, Naturkunde in Erde und Himmel, Stein, Pflanze und Thier, und Menschenkunde in Sprachen und Mythologie, Staaten- und Culturgeschichte, Erfindungen, Kunst und Gewerbe bieten die „ausgewählten Lesestücke". Der Stoff, welchen die „deutschen Lesebücher" insbesondere in den unteren Classen aufweisen, ist so mannigfaltig und weitgreifend, dass eher eine weise Beschränkung am Platze wäre. In den oberen Classen, wo sich der Unterricht im Anschlusse an die Literatur bewegt scheint das rechte Ziel und Maß leichter zu finden zu sein. Ein Unterricht, welcher sich in den Grenzen hält, die Rud. Lehmann in der oben genannten Methodik darlegt, und welcher sich mit dem liebevollen Ein-

---

[1]) Geschichte des gelehrten Unterrichtes auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgange des Mittelalters bis zur Gegenwart. Leipzig 1885. S. 767, 770 ff.

[2]) Friedr. Paulsen, a. a. O. V, 127, 590, 782. Einen Abriss über die Geschichte des deutschen Unterrichtes an den gelehrten Schulen gibt Ernst Laas, Der deutsche Unterricht, Cap. IV—VIII. Dr. Otto Apelt, Der deutsche Aufsatz in der Prima des Gymnasiums. Ein historisch-kritischer Versuch. Leipzig 1883. S. 3 ff.

gehen auf das Volksmäßige verbindet, wie es Rud. Hildebrand[1]) in seinem »Deutschen Sprachunterrichte« und in einigen »Aufsätzen zum deutschen Unterrichte« fordert und näher ausführt, dürfte für den jetzigen Stand der Dinge den goldenen Mittelweg treffen.

Neben der Lectüre geht stetig der deutsche Aufsatz einher, oder richtiger gesagt, der deutsche Aufsatz ist ein Ertrag aus der Lectüre, die Lectüre »der Mutterboden des Aufsatzes«,[2]) auch münden in ihn die formalen Unterweisungen in der Grammatik und den Stilformen ein. Durch den Aufsatz erhält der deutsche Unterricht eine noch höhere Bedeutung. Wie sehr dieser Umstand allgemein gewürdigt und anerkannt ist, ebenso fehlt es für diesen so wichtigen Zweig des Unterrichtes an einer zielbewussten, sicheren Anleitung.[3]) Als Gestaltung eines Gedankeninhaltes durch das Mittel der Sprache fällt der deutsche Aufsatz unter den Gesichtspunkt der künstlerischen Thätigkeit;[4]) dies gilt sowohl für die oberste wie für die unterste Stufe des Unterrichtes. Mag

---

[1]) Vom deutschen Sprachunterrichte in der Schule und von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt. 3. Aufl. Leipzig 1887. Gesammelte Aufsätze und Vorträge zur deutschen Philologie und zum deutschen Unterricht. Leipzig 1890. Diese Aufsätze sind ursprünglich in Otto Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht, Bd. I—III, erschienen.

[2]) Rud. Lehmann a. a. O. 71.

[3]) Der Gegenstand ist, sofern er unser Gymnasium betrifft, unter dem Hinweise auf den »Organisationsentwurf« erörtert worden von J. Mozart, Die verschiedenen Seiten des Unterrichtes in der Muttersprache. Ztschr. f. d. österr. Gymn. 1851, Jahrg. II, S. 1—20, 97—113. A. Baumgarten, Gedanken über die deutschen Aufsätze. Ebend. S. 454—464. A. Wilhelm, Über die Anleitung zu schriftlichen Aufsätzen. Ebend. 1852, Jahrg. III, S. 187—207. Fr. Hochegger, Über die Wahl von Themen zu Aufsätzen in der Muttersprache am Obergymnasium. Ebend. S. 347 bis 380. W. A. Passow, Die deutschen Aufsätze auf dem Obergymnasium. Ebend. S. 515—532. P. Zingerle, Über moralisierende Aufsätze und poetische Compositionen in der Muttersprache im Obergymnasium. Ebend. 1853, Jahrg. IV, S. 857—860. A. Baumgarten, Bemerkungen zu dem voranstehenden Aufsatze. Ebend. S. 860—867. Karl Reichel, Die Aufgaben zu deutschen Aufsätzen an den österreichischen Gymnasien. Ein kritischer Rückblick. Ebend. 1857, Jahrg. VIII, S. 341—385. Theod. Vernaleken, Der deutsche Unterricht an Mittelschulen. Ebend. 1864, Jahrg. XV, S. 717—741. Man vergleiche zudem die Abhandlungen in K. A. Schmids Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens, 2. Aufl. I. von Deinhardt und K. A. Schmid, Aufsätze (deutsche) in höheren Anstalten. Auf die Bemerkungen über den deutschen Aufsatz in den »Instructionen« vom Jahre 1884 beziehen sich Dr. K. F. Kummer, Der deutsche Unterricht nach dem neuen Gymnasiallehrplane vom 26. Mai 1884. Stimmen über den österr. Gymnasiallehrplan. Wien 1886, S. 145 ff. Dr. Fr. Prosch, Zu den Instructionen für den deutschen Unterricht an den Gymnasien in Österreich. Ebend. S. 172 ff. Fr. Spengler, Der deutsche Aufsatz. Zur Methodik des deutschen Unterrichtes an den Gymnasien. Wien 1891.

[4]) Unter diesem »fruchtbaren« Gesichtspunkte betrachtet den Aufsatz Rud. Hildebrand in der Abhandlung: »Die Stilübung als Kunstarbeit«; zuerst abgedruckt in Frick und Richter, Lehrproben und Lehrgänge, 5. Heft 1885; in den gesammelten Aufsätzen und Vorträgen S. 127 ff. Vgl. ferner ebend. S. 154, 155.

auch hier die Reproduction an Inhalt wie Form durch den vorgelegten, bereits fertigen Aufsatz gebunden sein, die nun folgende Nacherzeugung, das ist die Arbeit des Schülers, erhebt sich zu einer freieren Thätigkeit. Aber jene Gebundenheit soll der aufsteigende Unterricht allmählich lösen und zur Production hinüberführen, dadurch erstarkt das geistige Können der Jugend und bildet sich zur gesunden Reife heran. Und gerade darin liegt der erziehende Wert des Aufsatzes: Er bilde ein Ganzes von mäßigem Umfange, an welchem sich die Fassungs- und Gestaltungskraft des Schülers, vom Leichteren anhebend und zum Schwierigeren vorschreitend versuche. Wenn nun weiter bei jeder Thätigkeit die Freude am Gelingen die Lust zur Arbeit selbst mehrt, so gilt dies in viel höherem Grade von der geistigen Arbeit. »Die deutsche Arbeit soll aus dem Gedankenkreise der Schüler herauswachsen, und der Grund, warum jetzt dieses oder jenes bearbeitet werden soll, muss dem Schüler verständlich sein.«[1]) Ein klar durchschauter, deutlich erfasster Inhalt fügt sich sozusagen selbst in seine Form. So erwächst der Schule die ideale Aufgabe, durch die Pflege des Aufsatzes die ihr anvertraute Jugend zu dem Ziele hinanzuführen, einen Gedankeninhalt in seinem beschlossenen Kreise aufzufinden, zu sichten und zu ordnen und ihm jenen inneren Aufbau zu geben, in welchem ein Theil den andern hält und trägt. Das Ziel ist allerdings nicht im Sprunge zu nehmen, es will eine treue und feste Arbeit, welche eher tiefer unten stehen bleibt als höher hinauf hastet. Woher kommen die Klagen über den leeren Gedankenschaum, welcher so oft in den deutschen Arbeiten geschlagen wird, über den tönenden Wortschwall, in welchen sich der ärmliche und unklare Inhalt hüllt?[2]) Keine »Anweisung zu den Stilübungen«, keine »Aufgabensammlung« kann hier dem Lehrer das ersetzen, was persönliche Eignung und pädagogischer Takt, Liebe zu dem Gegenstande und maßvolles Eingehen auf das Wissen und Können der Schüler, sowie jahrelange Übung zusammen bewirken.[3]) Seit der Pflege des deutschen Aufsatzes an der Lateinschule hat sich nun besonders für die oberen Classen ein fester Bestand von Aufgaben herausgebildet, und Otto Apelt[4]) hat es in dem obengenannten Werke unternommen, aus den Programmen von 276 deutschen Gymnasien für das Schuljahr 1878/9 die verzeichneten deutschen Aufsätze einer kritischen Untersuchung zu unterziehen. Seine Musterung

---

[1]) Dr. Otto Willmann, Pädagogische Vorträge über die Hebung der geistigen Thätigkeit durch den Unterricht. Leipzig 1869. S. 112, Anm. 74.

[2]) Fr. Spengler a. a. O. S. 9.

[3]) Es mögen hier noch die trefflichen Worte von A. Baumgarten (Ztschr. f. d. österr. Gymn. IV, S. 867) platzfinden: »Schließlich kann ich mir die Bemerkung nicht versagen, dass ich es als die höchste Kunst des Lehrers in der Muttersprache ansehe, seine Schüler dahin zu bringen, dass ihre schriftlichen Gedankenerzeugnisse, dem Inhalte und der Form nach, Unmittelbarkeit, ursprüngliches individuelles Leben durchrinnt, und dass derjenige Lehrer, der dieses schöne Ziel zu erreichen strebt, nicht von außen hineintragen, sondern von innen heraus entwickeln muss.«

[4]) S. IV, 251.

erstreckt sich auf 3183 Themen. Die deutschen Aufsätze, welche die Programme unserer Gymnasien alljährlich aufweisen, lassen die Abhängigkeit von jenem Bestande deutlich ersehen. Dass noch gar vieles da unterläuft, was für die Gymnasialjugend zu hoch gegriffen erscheint, möge die folgende Auslese zeigen; sie ist den Jahresberichten von 79 österreichischen Gymnasien für das Schuljahr 1891/2 entnommen.[1]) Wir theilen die Themen zur besseren Übersicht in die Gruppen:

I. Engerer Anschluss an die Lectüre.

1. Wie hat Schiller die dem Liede von der Glocke zugrunde liegende Idee durchgeführt? 2. Welche Aufgabe stellt Schiller dem Menschen in seinem Gedichte: »Das Ideal und das Leben«? 3. Das Leben in der Familie und im Staate. (Nach Schillers Glocke.) 4. Schillers Ideale. (Auf Grund der Lectüre Schillers.) Vortrag. 5. Der Chor in Schillers Braut von Messina in seiner Stellung zum antiken Chore. 6. *[2]) *Πολλὰ τὰ δεινά, κοὐδὲν ἀνθρώπου δεινότερον πέλει.* 7. Schillers sittliche Weltanschauung. (Nach der Glocke). 8. Schillers Stellung zur französischen Revolution. (Nach dem Liede von der Glocke.) 9. Ein Gemälde aus Schillers Glockenlied. 10. Analyse der Gefühle in Schillers Wilhelm Tell. 11. Die Bestimmung der Glocke nach Schillers Lied »Die Glocke«. (Vortrag.) 12. Die Glocke — unsere Leiterin und Führerin durch das Leben. 13. Das Werden der Glocke — ein Bild der Entwicklung des Menschen. 14. Die sittlichen Grundideen in Schillers Balladen. 15. Das Läuten der Glocken in seinen verschiedenen Beziehungen zum menschlichen Leben. 16. Der Meister in Schillers Glocke. (Vortrag.) 17. Ein Bild des häuslichen Lebens. (Nach Motiven aus Schillers Lied von der Glocke.) 18. Inwiefern ist Goethe Realist, Schiller Idealist? 19. Freiheitsdrang und Schicksalsglaube in der Schiller'schen Dichtung. 20. *In welchem Verhältnisse steht die epische Einheit zur dramatischen? 21. Die Hauptgedanken in Goethes Faust. 22. *Gliederung und Gedankengang in Schillers Lied von der Glocke. 23. Vergleichung der Laokoongruppe mit der Erzählung Vergils. 24. Warum ist Schiller der Lieblingsdichter der deutschen Jugend? 25. Charakteristik Horazens nach seinen Oden. 26. *Erläuterung des Mottos zu Schillers Glocke. 27. Inwiefern lassen sich die Worte des Sängers: »Er preiset das Höchste, das Beste« auf Schiller selbst anwenden? (Maturitätsprüfung.) 28. Die leitenden Gedanken in Schillers Spaziergang. 29. Der Glockenton als Begleiter des Menschen auf seinem Lebenswege. 30. Nichts ist gewaltiger als des Menschen Geist. 31. Welche Bilder des menschlichen Lebens führt uns Schiller im Liede von der Glocke vor? 32. Schillers Spaziergang und

---

[1]) Diese Bemerkungen waren bereits zum Drucke abgeschickt worden, als dem Verf. die Schrift von Dr. F. Umlauft zukam: »6900 Themen zu deutschen Aufsätzen und Redeübungen an Obergymnasien und Oberrealschulen. Wien 1893.« Sie gibt die Titel der Aufsätze aus den Programmen mehrerer Jahre, nach den Classen und ihrem Inhalte geordnet.

[2]) Das * bedeutet, dass dieses Thema in den Verzeichnissen öfter wiederkehrt.

das Lied von der Glocke. 33. Der Chor in Schillers Braut von Messina. (Vortrag.) 34. Was beabsichtigte Schiller mit der Einführung des Chores in die Braut von Messina, und worin unterscheidet sich sein Chor von dem antiken? (Vortrag.)

II. Zur Geschichte.

1. Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt. (Goethe.) 2. Ist es richtig, dass nur mit Blut und Eisen Weltgeschichte gemacht wird? 3. Ist die Geschichte oder die Poesie für die Erkenntnis der menschlichen Natur förderlicher?

III. Sprache und Völker.

1. Welche Vortheile hat die Verschiedenheit der Sprachen dem Menschengeschlechte gewährt? 2. Ringe, Deutscher, nach römischer Kraft, nach griechischer Schönheit! Beides gelang dir; doch nie glückte der gallische Sprung. (Schiller.) 3. Inwiefern fußt die moderne Cultur auf den Errungenschaften der großen Culturvölker des Alterthums? 4. Körper und Stimme leihet die Schrift dem stummen Gedanken, durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt. (Schiller). 5. Wodurch wird der Charakter eines Volkes bedingt? (Maturitätsprüfung.) 6. Im Leben der Völker sind äußere Gefahren oft die Quelle nationaler Erhebung und Größe. 7. Welchen Nutzen gewährt das Studium fremder Sprachen? 8. Nach welchen Gesichtspunkten lässt sich der Wert einer Sprache bestimmen? 9. Welches Volk sich selbst empfunden, ward vom Feind nie überwunden. (Collin.) 10. Welches sind die Erfordernisse, damit einem Volke weltgeschichtliche Bedeutung zuerkannt werde? 11. Durch welche Umstände wird das Nationalbewusstsein eines Volkes geweckt und gefördert? 12. In anderer Weise und dauernder als die Römer haben die Griechen die Welt erobert. 13. Deutschen selber führ' ich euch zu in die stillere Wohnung, wo sich, nach der Natur, menschlich der Mensch noch erzieht. (Goethe.) Vortrag. 14. Über den Ursprung und die Bedeutung der menschlichen Sprache. 15. Das classische Alterthum, Christenthum und Germanenthum als Grundlagen der modernen Cultur. (Maturitätsprüfung.) 16. Was machte die Griechen zu einem weltgeschichtlich bedeutenden Volke? (Maturitätsprüfung.) 17. Im Leben der Völker sind äußere Gefahren oft die Quelle nationaler Erhebung und Größe. (Maturitätsprüfung.) 18. Griechenland, das Deutschland des Alterthums. (Niebuhr.) 19. Was macht die alten Classiker für unsere Bildung so bedeutend und wichtig? 20. Die Macht des Wortes. 21. Der Einfluss der politischen Verhältnisse auf die deutsche Literatur.

IV. Familie, Staat, Gesellschaft.

1. Was des Bürgers Fleiß geschaffen, schütze treu des Kriegers Kraft. 2. Wehe, wenn sich in dem Schoße der Städte der Feuerzunder still gehäuft, das Volk, zerreißend seine Kette zur Eigenhilfe schrecklich greift. (Schiller.) 3. Der Krieg ist ein Jungbrunnen der sittlichen Kraft eines Volkes. (v. Treitschke.) 4. Noth und Gefahr sind der beste Prüf-

stein für den Geist und die Kraft eines Volkes. (Maturitätsprüfung.) 5. Alteri vivas oportet, si tibi vis vivere. (Seneca). 6. Du sehr verachteter Bauernstand, bist doch der beste in dem Land. (Grimmelshausen.) 7. Vaterhaus und Vaterland. 8. Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an. (Schiller.) 9. Die Cultur führt zur Theilung der Arbeit. 10. In der Natur, wie im Völkerleben gilt der Wahlspruch: viribus unitis. 11. Wir alle leben vom Vergangenen. 12. Einzeln ist der Mensch ein schwaches Wesen, aber stark in Verbindung mit anderen. (Herder.) 13. Iustitia fundamentum regnorum. 14. Von welcher Bedeutung ist die Cultur für den Menschen, für die Völker? 15. Was fördert die Cultur der Menschheit? 16. Gemeinsame Hilf' und gemeinsame Noth hat Reiche und Staaten gegründet. Der Mensch ist ein Einsamer nur im Tod, doch Leben und Streben verbündet. (Grillparzer.) 17. Der Staat, eine Erziehungsanstalt der Gesellschaft. 18. Wie hat die fortschreitende Kenntnis der Naturkräfte umgestaltend auf die modernen Lebensverhältnisse eingewirkt? 19. Parallele zwischen den Verfassungen der classischen Völker und den constitutionellen Verfassungen moderner Völker. 20. *Was man ist, das bleibt man anderen schuldig. 21. Es sind die Verse: „Sieh', da entbrennen im feurigen Kampf die eifernden Kräfte. Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund" zu erklären und zur Beleuchtung Belege aus der Geschichte sowie aus dem Leben beizubringen. 22. Die fortschreitende Cultur macht Tugenden und Laster verschwinden und erzeugt deren neue. 23. Noth und Gefahr zeitigen die Kräfte eines Volkes.

V. Patriotisches.

1. Wie äußert sich die wahre Vaterlandsliebe? 2. *Im Vaterlande sind die Wurzeln deiner Kraft. 3. Treu jedem Wort, das man dem Manne gab, treu jener Wahrheit, die mit uns geboren, dem Lande treu, das Wiege uns und Grab, dem Kaiser treu, dem wir den Eid geschworen. (Grillparzer.) 4. Der Mann ist wacker, der sein Pfund benützend zum Dienste des Vaterlandes kehrt seine Kräfte. (Rückert.) 5. Der Geburtstag des Kaisers ist für die Völker Österreichs das schönste patriotische Fest. 6. Der Tugend beste Pflanzstätte bleibt das Vaterland. (Sturm.) 7. Pro patria sit dulce mori licet atque decorum: — Vivere pro patria dulcius esse puto. (Owen). 8. Wer recht fürs Vaterland zu leben weiß, der weiß auch fürs Vaterland zu sterben. 9. Österreich ein Bollwerk und Bannerträger der abendländischen Cultur. 10. Bonum virum decet de ceterorum commodo aeque laborare ac de suis; bonum vero civem patriae commoda prima ac maxima ducere. (Cicero. Maturitätsprüfung.) 11. Der Gesammtstaats-Gedanke in Österreich. (Vortrag.) 12. Mächtig ist der Trieb des Vaterlandes. (Schiller. Maturitätsprüfung.) 13. Vaterlandsliebe ist der edelste Sporn zu großen Thaten. 14. Ein edler Mensch kann einem engen Kreise nicht seine Bildung danken; Vaterland und Welt muss auf ihn wirken. 15. Was ist unschuldig, heilig, menschlich gut, wenn es der Kampf nicht ist ums Vaterland? (Schiller.) 16. Dulce et decorum pro patria mori. 17. Ans Vaterland, ans theure schließ' dich

an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen. 18. Der Freiherr von Attinghausen, ein Vorbild der Vaterlandsliebe. 19. In der Geschichte wie in der Poesie spielt die Liebe zum Vaterlande eine große Rolle. 20. Mein Vaterland, mein Österreich, du Land an Kraft und Ehren reich; wie schloss ich tief ins Herz dich ein, wie bin ich stolz, dein Sohn zu sein. (J. Wurth, Maturitätsprüfung.) 21. Die Vaterlandsliebe bedingt die Größe eines Volkes. (Maturitätsprüfung.) 22. Viel hat dich (Austria) der Herr gesegnet, doch du darfst auch rühmend sagen, dass bei dir die edlen Körner reich und herrlich Frucht getragen. (Maturitätsprüfung.) 23. Das Vaterland darf jedes Opfer fordern. 24. Die Vaterlandsliebe ist die Quelle der edelsten Thaten. 25. Welche Verdienste erwarb sich Österreich um die Cultur des Abendlandes? (Maturitätsprüfung.) 26. Wie kann das Studium der Geschichte auf die Vaterlandsliebe fördernd wirken?

VI. Beruf und Güter des Lebens.

1. Die Bildung ist einer Pflanze vergleichbar, deren Wurzeln bitter deren Früchte süß sind. 2. Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen. (Goethe.) 3. Der wissenschaftliche Beruf im Vergleiche mit anderen Lebensbestimmungen. 4. Wodurch macht man sich um die Nachwelt verdient? 5. Ein Held ist, wer das Leben Großem opfert, Wer's um ein Nichts vergeudet, ist ein Thor. (Grillparzer.) 6. Über den Wert einer höheren Bildung. 7. Was uns noth ist, uns zum Heil, ward's gegründet von den Vätern; aber das ist unser Theil, dass wir gründen für die Spätern. (Geibel.) 8. Das Leben ist ein Darlehen, keine Gabe. (Maturitätsprüfung.) 9. Ein jeder gibt den Wert sich selbst. 10. Wissen ist ein Schatz, Arbeit der Schlüssel dazu. (Maturitätsprüfung.) 11. Im engen Kreise verengt sich der Sinn, es wächst der Mensch mit seinen größeren Zwecken. (Schiller.) 12. Das Wesen wahrer Bildung. 13. *Heilig sei dir der Tag, doch schätze das Leben nicht höher als ein anderes Gut, und alle Güter sind trüglich. 14. *Nehmt den heiligen Ernst mit ins Leben hinaus; denn der Ernst, der heilige, macht allein das Leben zur Ewigkeit. 15. Welche Grundsätze für das Leben bildet sich der Jüngling im Laufe seiner Studienzeit? 16. Ohne die That ist das Wissen wie ohne Honig die Biene. — Sage der Stolzen: Warum schwärmest du müßig und stichst? 17. Der Zweck der thätigen Menschengilde ist die Urbarmachung der Welt, ob du pflügest des Geistes Gefilde oder bestellest das Ackerfeld. (Maturitätsprüfung.) 18. Wissen ehrt, Können nährt. 19. Den ernsten Weg der Pflicht, geh' ihm nur immer zu: führt er zum Glücke nicht, so führt er doch zur Ruh'. 20. Der Zweck des Studierens. 21. *Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes aber ist die Schuld. 22. Das Leben gleicht einem Buche; Thoren durchblättern es flüchtig, der Weise liest es mit Bedacht. 23. Welche Beweggründe hat die Thätigkeit der Menschen? 24. »Per aspera ad astra.« Mit Anwendung *a)* auf den Beruf des Studierenden oder *b)* auf die höheren menschlichen Berufsarten überhaupt. 25. Über Wesen und Wert einer gründlichen Gymnasialbildung. 26. Das Wissen ist der beste Reichthum. (Maturitätsprüfung.) 27. Die griechische Kalokagathia und

Goethes: »Edel sei der Mensch, hilfreich und gut«. 28. Über den Wert höherer Bildung. (Vortrag.) 29. Über die Erziehung. 30. Edel sei der Mensch, hilfreich und gut; denn das unterscheidet ihn von allen Wesen, die wir kennen. 31. Worin besteht das Glück des Reichthums? 32. Arbeit ist des Blutes Balsam, Arbeit ist der Tugend Quell. 33. Die Wichtigkeit der Selbstkenntnis bei der Berufswahl. 34. Wenn du das Leben liebst, so verschwende die Zeit nicht; denn aus der Zeit besteht das Leben.

VII. Aufsätze allgemeineren Inhaltes.

1. *Ein jeder muss seinen Helden wählen, dem er die Wege zum Olymp hinauf sich nacharbeitet. (Maturitätsprüfung.) 2. Der Mensch bedarf des Menschen. 3. Schneide den Mantel nach deinem Tuche. (Chrie.) 4. In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne. 5. *Es soll der Sänger mit dem Könige gehen, sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen. (Schiller.) 6. Erquickung hast du nicht gewonnen, wenn sie dir nicht aus eigner Seele quillt. (Goethe.) 7. Es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter in dem Strom der Welt. (Goethe.) 8. *Der Ruhm der Ahnen ist ein Hort der Enkel — auch eine Gefahr für sie. 9. Vox populi, vox dei. 10. Warum gereicht Unglücklichen fremdes Leid zum Troste? 11. Der Tod hat eine reinigende Kraft. (Schiller.) 12. Eine große Zeit will große Herzen. (Körner.) 13. Wer gar nicht scherzen kann, der ist ein armer Mann. (Rückert.) 14. *Was unsterblich im Gesang soll leben, muss im Leben untergehen. (Vortrag.) 15. Fluchwürdiger Argwohn, unglückseliger Zweifel! Es ist ihm Festes nichts und Unverrücktes, und alles wankt, wo der Glaube fehlt! 16. Von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet. 17. Du sehnest dich, weit hinauszuwandern, bereitest dich zum raschen Flug; dir selbst sei treu und treu den andern, dann ist die Enge weit genug. (Maturitätsprüfung.) 18. *Ein unnütz Leben ist ein früher Tod. 19. Es binden Sclavenfesseln nur die Hand; der Sinn, er macht den Freien und den Knecht. (Grillparzer.) 20. Das passendste Studium für den Menschen ist der Mensch. 21. Rastlos vorwärts musst du streben, nie ermüdet stille stehen, willst du die Vollendung sehen; musst ins Breite dich entfalten, soll sich dir die Welt gestalten; in die Tiefe musst du steigen, soll sich dir das Wesen zeigen. (Schiller.) 22. Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde. (Schiller.) 23. Alles wankt, wo der Glaube fehlt. (Schiller.) 24. Begeisterung ist die Sonne, die das Leben befruchtet, reift und tränkt in allen Sphären. 25. Das Glück ist eine Klippe, das Unglück eine Schule. 26. Nicht so vieles Federlesen! Lass mich immer nur herein; denn ich bin ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein. (Goethe.) 27. Warum ist es gut, dass wir die Zukunft nicht voraus wissen? 28. Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen und das Erhab'ne in den Staub zu ziehen. 29. Zieh' hin, das Leben ruft zum Streite. 30. Vergessen ist ein Fehler, eine Schuld, ein Glück, eine Tugend. 31. Lerne dich selbst besitzen! 32. Den schlechten Mann muss man verachten, der nie bedacht, was er vollbringt. 33. Erinnerung und Hoffnung. 34. So wandellos, so gleich ist die Natur.

so wandelbar der Mensch und sein Geschick. (Grillparzer.) 35. Die Geschichte des Menschen ist sein Charakter. 36. Wem zu glauben ist, redlicher Freund, das kann ich dir sagen: Glaube dem Leben, es lehrt besser als Redner und Buch. (Goethe.) 37. Nur Beharrung führt zum Ziele. 38. Wie du mir, so ich dir. 39. *Ἄνθρωπος ὢν τοῦτ' ἴσθι καὶ μέμνησ' ἀεί.* 40. Der Anblick der Natur ist für den Menschen demüthigend, aber auch erhebend. 41. In seinen Helden ehrt das Volk sich selbst. (Maturitätsprüfung.) 42. Alles Große in der Weltgeschichte ist von einzelnen ausgegangen, nicht von der Menge. (Vortrag.) 43. Der Acker, ewig umgewühlt vom Pfluge, erschöpft sich endlich, gute Frucht zu tragen. 44. Besonnenheit und Begeisterung sind die Pole des Lebens. 45. Die Natur zeigt nicht nur, wie klein, sondern auch, wie groß der Mensch ist.

VIII. Zur Kunst.

1. Irrational erscheint das Leben, die Kunst soll keine Brüche geben. (Geibel.) 2. Über den Wert des Theaters. 3. Ingenuas didicisse fideliter artes emollit mores nec sinit esse feros. (Ovid. Maturitätsprüfung.) 4. Es leitet dich auch die Natur zum Wahren, Guten und Schönen. 5. Was bietet der Realismus und was der Idealismus dem Erdensohne? 6. Warum kann in unseren Tagen kein Volksepos mehr entstehen? (Vortrag.) 7. Durch welche Mittel erzeugt der Epiker Anschaulichkeit?

In dem voranstehenden Verzeichnisse finden wir Themen, deren Bearbeitung im einzelnen noch sehr verschiedene Voraussetzungen macht. Die Arbeiten, welche mit der deutschen Lectüre, dem classischen Unterrichte und der Geschichte engere Fühlung nehmen, bilden in den Ausweisen der Programme die überwiegende Zahl, an drei Anstalten die einzige Art der Aufsätze. Von diesen sind nur einige als Beispiele aufgenommen. Daneben begegnen uns auch andere, welche nicht nur den Gesichtskreis der Schüler, sondern auch das Verständnis, wenn ein solches von dem Lehrer in der Vorbesprechung zu geben versucht wird, weit übersteigen, sie liegen auf der äußersten Seite der sogenannten moralisierenden und allgemeinen Themen, wir haben sie vollzählig angeführt. Eine Mittelstufe nehmen die Aufsätze ein, welche in der Form einer kritischen Besprechung oder ästhetischen Beurtheilung eines literarischen Werkes oder eines Theiles eines solchen gehalten sind. Sie heben entweder allgemeine, formale Gesichtspunkte aus einem Werke hervor oder beurtheilen nach bekannten Regeln und Gesichtspunkten einen vorgelegten besonderen Fall. So ertragreich Arbeiten dieser Art werden können, so ist doch der Abweg zu vermeiden, auf dem die kritisch-ästhetische Beurtheilung in schöngeistige Redseligkeit ausartet, die im Kritisieren den unmittelbaren ästhetischen Eindruck verliert und zu hohlen Phrasen herabsinkt.[1]) Deswegen will auch Rud. Lehmann auf die kritische Betrachtungsweise, die er für die Universität angemessen erachtet, verzichten. Für das Gymnasium reiche die geschichtliche Betrachtungsweise

---

[1]) Theod. Vernaleken, a. a. O. S. 724.

aus, welche das dichterische Werk in der Reihe der geschichtlichen Erscheinungen erklärt.[1] Strenge genommen, dürfte aber die geschichtliche Erklärung der kritisch-philosophischen nicht vollends entrathen können.

Es ist leicht zu ersehen, dass die Aufsätze nach den aufsteigenden Stufen auch größere Schwierigkeiten in der Ausarbeitung mit sich führen. Aber selbst für das Thema, wie es I, 8 gestellt ist, gibt die Vorlage, das »Lied von der Glocke«, nur die Geleitworte, nähere Bemerkungen müsste offenbar der Unterricht noch beibringen.[2] Die Themen I, 7, 2 streifen zusehr in das abstracte, philosophische Gebiet und stellen trotz eingehender Behandlung der bezüglichen Gedichte für eine schriftliche Darstellung noch hohe Anforderungen.[3] Die Aufgaben über den Chor in Schillers »Braut von Messina« I. 5, 33, 34 stützen sich offenbar auf die Vorrede des Dichters zu seinem Drama. Wenn auch der tragende Gedanke der ganzen Vorrede von dem »Indifferenzpunkte des Ideellen und Sinnlichen« den Schülern kaum verständlich wird, so bietet doch die unmittelbare Anschauung der dichterischen Werke — des Schiller'schen Dramas selbst und einer in der Classe gelesenen Tragödie des Sophokles — für die Arbeit festen Boden genug. Die Aufgaben I, 18, VII, 34, 40, 45 weisen auf Gedanken hin, welche Schiller in der Abhandlung »Über naive und sentimentalische Dichtung« begründet hat. An einigen Anstalten ist die Abhandlung auch als Lectüre angeführt. Die »Instructionen« setzen sie als Classenlectüre ein, die hohe Ministerialverordnung vom 14. Jänner 1890 lässt sie dagegen wieder fallen.[4] Die besondere Stellung, welche Schillers »Lied von der Glocke« in dem gesammten Mittelschulunterrichte einnimmt, rechtfertigt es auch, dass aus demselben verhältnismäßig viele Aufsätze entnommen werden. Otto Willmann nennt mit Recht dieses Gedicht ein »Thema, welches zwar viel behandelt, aber keineswegs erschöpft ist«.[5] Wir wollen hinzufügen, dass nach den obwaltenden Umständen der eigentliche

---

[1]) a. a. O. S. 4 ff. 133.

[2]) Den Gegenstand behandelt K. Rieger in einem Vortrage: »Schillers Verhältnis zur französischen Revolution.« Wien 1885.

[3]) Eine kurze Darlegung der Philosophie Schillers enthält des Verf.s Abhandlung zum Jahresbericht der Staatsmittelschule Reichenberg 1885: Über Schillers Begriff des Sittlich-Schönen; eine Erklärung des Gedichtes: »Das Ideal und das Leben« die Abhandlung zum Jahresberichte derselben Anstalt 1890.

[4]) Ohne nähere Begründung. Fr. Spengler, a. a. O. 29, 30: »So wertvoll diese Abhandlung an sich ist, ja so außerordentlich passend sie als Abschluss des deutschen Unterrichtes erscheint, da sie großartige Überblicke über die Cultur- und Literaturgeschichte aller Zeiten und Länder eröffnet, so wenig ist damit in der Schule anzufangen, weil sie Kenntnisse und abstractes Denken voraussetzt, wie sie auch Schülern der obersten Classen nicht eigen sind.«

[5]) Otto Willmann, Didaktik als Bildungslehre nach ihren Beziehungen zur Specialforschung und zur Geschichte der Bildung. Braunschweig 1882. 1889, II, §. 84. Die hier gegebene Lehrprobe enthält treffende Winke über die Behandlung und Verwertung des Gedichtes beim Unterricht.

Kern des Gedichtes für Schüler unserer Mittelschulen schwer zu heben ist. Diese Eigenthümlichkeit des Gedichtes „des hohen Liedes der Menschheit" ist in den Aufgaben I, 3, 7. IV, 2. V, 12. VII, 22, 32 angedeutet und ist in den Begriffen: Familie, Staat, Vaterland, Vernunft, Freiheit[1]) eingeschlossen. Hiemit betritt auch der deutsche Aufsatz ein Gebiet, welches noch immer im Vordergrund der Erörterung steht. Die Frage, inwieweit Themen moralischen und allgemeinen Inhaltes dem deutschen Aufsatze zweckdienlich und förderlich sind, zieht sich durch die ganze Literatur dieses Unterrichtszweiges hindurch, und dies muss als ein Beweis angesehen werden, dass sie auf dem Wege theoretischer Erörterungen zu keinem Absshlusse zu bringen ist.

Dass die Stoffe und Wissensgebiete, welche die oben angeführten Themen entweder ausdrücklich nennen oder auf welche sie hinweisen, der Unterricht in seinem ganzen Umfange behandelt und berührt, wird kein Einsichtsvoller in Abrede stellen, auch ist es klar, dass die Jugend von allen diesen Dingen das aufnimmt, was ihr geistesverwandt ist, wofür sie sich bereits die inneren Fühler und geistigen Fangarme herangebildet hat: und es soll der Jugend der Ausblick in ein immer höheres Gebiet geöffnet, die Fähigkeit der Aneignung gemehrt werden. Aber es besteht hier ein wesentlicher Unterschied zwischen dem unmittelbaren mündlichen Wechselverkehr von Schüler und Lehrer, wobei eben der Lehrer der Führer bleibt, und dem Selbstmühen des oft erfahrungslosen, im abstracten Denken noch wenig geübten Schülers zum Zwecke der schriftlichen Darstellung. Die Angelegenheit hat also, wie sie als Gestaltung eines Stoffes, als eine πρᾶξις oder ποίησις erscheint, eine vorwiegend praktische Seite, für deren glückliche Lösung in jedem einzelnen Falle der Lehrer die Verantwortung trägt. Es dürfte oft dem Lehrer selbst schwer werden, über einzelne der angeführten Themen einen an Inhalt und Form befriedigenden Aufsatz zu liefern. Aufgaben, wie sie III, 14, 1. IV, 3, 17, 9. VII, 9. VIII, 1, 6 dem nackten Wortlaute nach gestellt sind: „Über den Ursprung und die Bedeutung der menschliche Sprache" — „Welche Vortheile hat die Verschiedenheit der Sprachen dem Menschengeschlechte gewährt?" — „Der Krieg ist ein Jungbrunnen der sittlichen Kraft eines Volkes (v. Treitschke)" — „Der Staat, eine Erziehungsanstalt der Gesellschaft" — „Die Cultur führt zur Theilung der Arbeit"[2]) — „Vox populi, vox dei" — „Irrational ist das Leben, die Kunst soll keine Brüche geben (Geibel)" — „Warum kann in unseren Tagen kein Volksepos mehr entstehen?" sind für Schüler offenbar ungeeignet. Noch ein Umstand möge hier Erwägung finden. Jeder Lehrer, der sich ein unge-

---

[1]) VII, 22 ist allerdings dem „Spaziergang" entnommen, dem Inhalte jedoch vollkommen gleich: „Freiheit und Gleichheit! hört man schallen; —"

[2]) Dieses Thema scheint Schillers „Spaziergang" vor Augen zu haben.

trübtes, offenes Auge für die Jugend bewahrt hat, weiß davon, und es ist auch zu wiederholtenmalen ausgesprochen worden.[1]) Im Schulverhältnisse zeigt die Jugend dem Lehrer wie der Mond nur eine beleuchtete Seite ihres vollen, ganzen Inhaltes. Es ist dies noch keine Heuchelei, ihr Innerstes offenbart sie nur dem, den sie ihres Vertrauens würdigt. An jenem vollen Inhalte arbeitet ja nicht allein die Schule durch ihren Unterricht, sondern auch alle die Beziehungen, unter denen die Jugend in ihrem Leben überhaupt steht. Von dem Werte der Arbeit, von der Süßigkeit ihrer Frucht, wie es das Thema VI, 1 in Rücksicht auf die Bildung so schön ausspricht, hat die Jugend gar selten ein rechtes Einsehen, sie spürt das Bittere der Wurzel, und ein Lob fließt nicht so offen aus der Feder. So verleiten gerade solche Themen (VI, 6, 12, 15, 20, 25, 26, 28, 29, 32), wie Rud. Lehmann[2]) mit Recht bemerkt, zu einem unwahren und phrasenhaften Haschen nach dem Beifalle des Lehrers, dessen Gesinnung man zu treffen sucht. »Was will er haben?« ist in solchen Fällen die landläufige Schülerfrage. Man täuscht sich nur zu häufig in der Erwartung, Moral zu schaffen,[3]) wenn man sie predigt oder predigen lässt. Es sind ferner die Güter, von welchen in den Aufgaben der Gruppe VI die Rede ist, »Arbeit sei sie durch die Hand oder durch den Geist«, »Reichthum«, »Beruf«, »Der Väter Besitz«, »Verdienste um die Nachwelt«, »Die Zeit, aus der das Leben besteht«, »Tugend und Seligkeit der Pflichterfüllung«, »Der sittliche Adel des Menschen« bezüglichen Größen vergleichbar, die eben erst in der vergleichenden Schätzung ihren richtigen Wert erhalten. Dies zu leisten ist nicht mehr Aufgabe des deutschen Unterrichtes, sie soll dem philosophisch-propädeutischen Unterrichte übertragen werden, wo von den Wertgefühlen und den Strebungen die Rede ist. Hier wird es auch eher möglich sein, durch Herbeiziehung der Lebenserfahrung des Schülers, durch Beispiele aus der Lectüre und Geschichte auf den Boden hinzuweisen, aus welchem jene Güter keimen und auf dem sie sich entfalten, also auf den Gegenstand, den wieder die Aufsätze der Gruppen III—V berühren. Was soll es heißen, Jünglinge von 18–20 Jahren förmliche Abhandlungen über »Familie«, »Staat«, »Vaterland«, »Stände«, »Gesellschaft«, »Völker und ihre Sprachen«, »Krieg«, »Die Tugenden und Laster der Cultur« schreiben zu lassen! Was einsichtsvolle Männer[4]) als Forderung unserer gelehrten

---

[1]) H. Meier, Bewusste und unbewusste Erziehung. O. Frick und H. Meier, Lehrproben und Lehrgänge, Heft 23, 1890, S. 7 ff.

[2]) a. a. O. S. 77.

[3]) Unter dem Zwecke, »sittlichen Ernst bei der Jugend zu wecken und zu befestigen«, tritt besonders P. Zingerle für diese Themen ein, a. a. O. S. 858.

[4]) Otto Willmann, Didaktik II, §. 94 ff.; derselbe, Die sociale Aufgabe der höheren Schulen. Ein Vortrag. Braunschweig 1891. S. 14, 16. Lor. von Stein, Handbuch der Verwaltungslehre. 3. Aufl. Stuttgart 1887, 1888. I, S. 242. III, S. 106, 140. Jak. Frohschammer, Über die Organisation und Cultur der menschlichen Gesellschaft. Philosophische Untersuchungen über Recht und Staat, sociales Leben und Erziehung

Bildung hinstellen, die erst verwirklicht werden soll, das leistet bereits, oder hat wenigstens die Absicht es zu leisten, der deutsche Unterricht durch den schriftlichen Aufsatz, aber nur um in den folgenden Universitätsjahren selten darauf zurückzukommen und im Lebensberuf achtungslos dabei vorüberzugehen. Wie weit Mittelschüler diese Dinge fassen, kann man bei der Lectüre von Ciceros de officiis, wo der Römer gleich im Beginne der Schrift von den gesellschaftlichen Körpern und den Lebensgütern handelt, in bester Weise erfahren. Diese Schrift kann in VII. gelesen werden.[1]) Aber auch Tacitus in der Germania, Platon in der Apologie und im Kriton, Sophokles in der Antigone berühren oft genug den Gegenstand. Hier ist der rechte Erfolg nur dann zu erzielen, wenn die abstracten Begriffe und dichterischen Bilder durch die wirklichen Dinge und thatsächlichen Beziehungen erklärt und belegt werden, und dann folgen auch die Schüler mit großem Interesse. Für sie ist ja der Weg von unten nach oben, von den Sachen zu den Worten angemessen. Es ist weiter eine löbliche Absicht, vaterländische Gefühle durch den deutschen Aufsatz zu pflegen, wenn auch auf der anderen Seite Wilh. Schrader ein richtiges Wort sagt, dass "über das, was sich von selbst versteht, Schüler nicht schreiben sollten".[2]) Ein Verfehlen des Zweckes liegt nur in dem übertriebenen, hohlen Moralisieren. "Das Theuerste der Bande, der Trieb zum Vaterlande", ist zu heilig und hehr, als dass man bloße Worte darüber machen sollte. Er erfasst dagegen der Jugend Herz und Sinn, wenn er gesucht und geweckt wird durch die landschaftliche Schönheit des Heimatlandes, in der opferfreudigen That für das Vaterland, welche uns die Geschichte erzählt, in der vaterländischen Literatur- und Culturgeschichte. Und diesen Weg nehmen die Aufsätze, welche unter V, 9, 18, 25, 26 gestellt sind. Selbst bei einem Stoffe, mit welchem sich die Gymnasialschüler jahrelang eingehend beschäftigen und der durch die Aufgaben III, 2, 3, 5, 12, 15, 16, 18 bezeichnet ist, wird ihnen oft mehr zugemuthet als sie wirklich tragen können. Die zerstreuten Züge eines Culturvolkes, die hervortretenden Merkmale einer Culturepoche in ein Bild einzuordnen, ist keine geringe Leistung. Herder, Schiller, W. Schlegel geben uns solche Charakterzeichnungen, und die Schüler haben auch Gelegenheit, diese Abhandlungen kennen zu lernen; auch verlangt man ja von ihnen keine wissenschaftliche Darstellung. Nun versuche man es, um ein passendes Beispiel für die eben angeführten Themen herbeizuziehen, die Abhandlung von Zell: "Die Wichtigkeit des Studiums der classischen Literatur für die Bildung unserer

---

München 1885. S. 250 ff., 268. Es sei hier angemerkt, dass gerade durch diesen Gegenstand dem propädeutischen Unterrichte etwas mehr Frische und Leben zugeführt werden könnte.

[1]) Der Verf. hat Cic. de off. I, 1.—35. mit den Schülern bereits öfter gelesen.

[2]) Wilh. Schrader, Erziehungs- und Unterrichtslehre. 2. Aufl. Berlin 1873. S. 448.

Zeit« in der Schule, selbst in der achten Classe, fruchtbringend zu lesen![1] Schillers Abhandlung: »Über naive und sentimentalische Dichtung« wurde, wie schon bemerkt worden ist, aus der Schullectüre gestrichen, der Aufsatz würde auch hier diese Abhandlung erfordern. Der Verf. dieser Bemerkungen hatte zu der Zeit, als die »Instructionen« die Lectüre derselben in der Schule forderten, dem deutschen Unterrichte öfter beigewohnt, auch verwendet er bei dem propädeutischen Unterrichte die mustergiltige Zeichnung der Griechen und Römer von Herm. Lotze.[2] Erleichtert man den Schülern den Weg von oben nach unten, welchen diese Darstellungen nehmen, durch entsprechende Hinweise auf die ihnen so naheliegende Sprache, Literatur und Geschichte dieser Völker, so kommen sie auch mit Verständnis und sichtlicher Neigung entgegen. Lernen sie doch von einem höheren Gesichtspunkte einen Gegenstand betrachten, dem sie während der Gymnasialstudien soviel Zeit und Arbeit widmen! Ein Auszug aus solchen Abhandlungen, eine schriftliche Darstellung über einen Theil derselben dürfte einen reicheren Ertrag liefern als von vornherein ein so allgemein gehaltenes Thema in einem selbstständigen Aufsatze bearbeiten zu lassen. Und wenn es wirklich so geschieht, dann möge auch der Jahresbericht es in schlichter Rede sagen.

Bewegen sich die eben genannten Aufsätze auf dem Gebiete der »gesellschaftlichen Ethik«, welche in unserem Unterrichtsplane die ihr gebürende Stelle wohl noch erobern wird, so begegnen uns in der Gruppe VII Aufgaben, welche der jetzigen allgemeinen Bildung näher liegen. Sie heben Züge aus dem individuellen Seelenleben heraus, die in dem allgemein Menschlichen, dem homo sum, ihre höchste Spitze erreichen. Der idealistische Grundzug der neuen deutschen Literatur enthält hiefür Gedanken und Anhaltspunkte genug. Aber auch hier dürfte das Augenmerk darauf zu richten sein, dass die Worte durch den anschauungsvollen Inhalt erfüllt werden, ein Umstand, den mit Recht A. Baumgarten[3]) und Rud. Lehmann[4]) betonen. Die verdiente Beachtung mögen auch hier die Bemerkungen finden, welche Rud. Hilde-

---

[1]) Die Abhandlung war in den früheren Auflagen des deutschen Lesebuches von Kummer-Stejskal, V. Band, als Stilprobe aufgenommen.

[2]) Mikrokosmus. Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit. 3. Aufl. 1876—1880. III, S. 289 ff.

[3]) Zeitschr. f. d. österr. Gymn. IV, S. 861 ff.

[4]) a. a. O. 79 ff. »Das schöne, aber schwierige Thema: Von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet, wird dem Schüler zu einer lieberen und leichteren Aufgabe werden, wenn man es auf den Kreis der Volkssagen bezieht und ihn veranlasst, dem zürnenden Achill der ersten Bücher der Ilias den verzeihenden des letzten Buches, der maßlosen Leidenschaft der Frauen im Nibelungenliede die edle Würde einer Hilde, einer Gudrun gegenüberzustellen. Das Thema: In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne, das an und für sich ziemlich vage erscheint, gewinnt sofort concretes Leben und Bestimmtheit, wenn es gilt, die Wahrheit dieses Gedankens an Gestalten aus dem Wallenstein zu prüfen.« (Man vergleiche die Aufgaben VII, 4, 16.)

brand[1]) über die Verwertung des Sprichwortes für den deutschen Aufsatz gibt. Mit vollem Rechte wird hier darauf hingewiesen, dass durch die Herbeiziehung des volksmäßigen Sprichwortes das Leben in die Schule eingeführt werde. »Der Schüler lerne sein Selbsterlebtes, Selbsterfahrenes richtig und gründlich verarbeiten und für die Zwecke alles Lebens verwerten, indem er die Masse der Einzelerscheinungen, die an ihn herantreten und in ihn hereinwirken, bezwingen lernt mit den höheren Gesichtspunkten, die eben auch in den Sprichwörtern aus uralter Gesammterfahrung in knappen Formeln niedergelegt sind zum Gewinne der Nachwelt, die daran Wegweiser hat zur Abkürzung der Wege nach dem besten Ziele dieses Lebens, das man ja wohl auch als die Kunst des Lebens bezeichnen kann.« Einen Überrest aus der Jugendzeit des deutschen Aufsatzes finden wir noch in dieser Gruppe die als »Chrie« angeführte Aufgabe 3: »Schneide den Mantel nach deinem Tuche.« Selbst Ernst Laas,[2]) dem die moralisierenden Themen und der Formalismus des deutschen Aufsatzes manches zu danken haben, verwirft das »Chrien-Schema als trockene, todte Formeln, durch welche der Schüler der Gefahr ausgesetzt ist, die wichtigste Aufgabe zu verfehlen, die Anordnung seiner Arbeit aus dem Innern der Sache zu schöpfen«.

Eine Forderung anderer Art, wert von berufener Seite gehört zu werden, stellt an den deutschen Unterricht der Archäologe Prof. Heinr. Brunn.[3]) »Der Unterricht soll in stufenweise fortschreitender Schulung von unten bis zur obersten Stufe eine Technik und eine Art von Grammatik des Beschreibens geben, um den Sinn für die Formensprache der Natur und der bildenden Kunst zu wecken.« Aufgaben beschreibender und schildender Art werden nun allerdings nach der jetzigen Übung auf der mittleren Stufe häufiger gegeben, auf der oberen nur selten, wir haben einige in Gruppe I angeführt. Mit entsprechenden Musterstücken werden die Schüler bereits auf der unteren Stufe des Unterrichtes durch das Lesebuch vertraut, auch kann es nicht schwer halten, aus der vorhandenen Literatur den Schülern der obersten Stufe mustergiltige Aufsätze vorzuführen,[4]) und Belehrungen über die Technik bieten Lessings Laokoon und Schillers Recension: Über Mathissons Gedichte. Da ferner der Gegenstand, welcher darzustellen ist, in der äußeren Anschauung thatsächlich gegeben werden kann,[5]) so sollte man erwarten, dass diese Aufsätze, deren lehrgerechter Wert außer Frage steht,

[1]) In der Abhandlung: »Etwas vom Sprichwort in der Schule.« Gesammelte Aufsätze S. 154 ff.

[2]) Der deutsche Aufsatz §. 51.

[3]) In einer Festrede: »Archäologie und Anschauung.« München 1886. O. Frick, Zur Charakteristik des elementaren und typischen Unterrichtsprincipes. Lehrproben und Lehrgänge Heft 9, S. 10.

[4]) Heinr. Brunn selbst bietet in einem Gymnasialschülern sehr naheliegenden Theile der bildenden Kunst wertvolle Beiträge durch sein Werk: Griechische Götterideale in ihren Formen erläutert. München 1893.

[5]) Ed. Beneke, Erziehungs- und Unterrichtslehre. Berlin 1835. II, S. 161, 163.

am ehesten gelingen. Die Erfahrung scheint jedoch das Gegentheil zu zeigen.[1] Die Schwierigkeiten mögen nicht allein darin zu suchen sein, dass die äußere Anschauung des Gegenstandes zu unserem inneren Bilde wird, für welches die sprachliche Darstellung die Merkmale richtig zu wählen und zum gefälligen Ganzen zu fügen hat, sondern auch in unserem Lehrbetriebe selbst. Die „Formensprache für die bildende Kunst zu wecken", wie es Brunn fordert, setzt voraus, dass für das Verständnis ihrer Werke die inneren Bedingungen der Auffassung und Aneignung, das ästhetische Fühlen, zugleich mit ausgebildet werde, so dass Kunsterklärung — und als solche müsste doch der Aufsatz aufgefasst werden — und Kunstgenuss aus demselben Boden zugleich erwachsen. Dies wäre eine Aufgabe, welche der Unterricht in der Mittelschule, der deutsche nicht minder wie der classische, wohl anbahnen, aber nur zum geringen Theile leisten könnte. Zudem fehlt unseren Gymnasien hiezu noch das Erste und Nothwendigste, die Mittel für die lebendige und unmittelbare Anschauung selbst. Was ferner die Naturbeschreibung oder Naturschilderung anlangt, so müssten wir von unserer wissenschaftlichen Betrachtungsweise zu der unbefangenen, ästhetischen Betrachtung einlenken. Darunter soll etwa nicht eine poetische Belebung der Natur oder eine erneuerte Mythologie verstanden sein, sondern eine Auffassung der Natur in ihren Gegenständen und in ihrem Leben, wie sie sich dem unbefangenen Auge zeigt, welches auch mit Gefühl und Phantasie sieht, also nicht zerrissen und zerstückelt und verstandesmäßig eingereiht in die Classen und Ordnungen oder in der starren Nothwendigkeit des Gesetzes festgestellt durch die trockene Ziffer. Die Wissenschaft hat, eben weil sie Wissenschaft ist, sich ihre unverrückbare Stellung in den gelehrten Schulen gesichert, aber auch Phantasie und Herz mögen ihr Recht behaupten. Dass eine glückliche Verbindung von beiden herzustellen ist, hat Otto Twiehausen[2] für die beschreibende Naturkunde gezeigt. So weist auch hier der deutsche Aufsatz, der seinem Wesen nach aus dem vollen und ganzen Unterrichte zu schöpfen sucht, auf eine Stelle desselben hin, die eine bessernde Hand zu dem guten Ziele führe.

Reichenberg. Dr. Anton Frank.

---

[1] Fr. Spengler, a. a. O. S. 43.

[2] Der naturgeschichtliche Unterricht in ausgeführten Lectionen. Nach den neuen methodischen Grundsätzen für Behandlung und Anordnung (Lebensgemeinschaften) bearbeitet. 2. Aufl. Leipzig 1890.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

1. Schüler-Commentare zu griechischen und lateinischen Classikern. Heft V, 2: Anleitung zur Vorbereitung auf Homers Odyssee. Von C. Hentze. II. Bändchen: Gesang VII—XII. Leipzig, Teubner 1891. 8°, IV u. 116 SS. Preis in Lwd. geb. 80 Pf.

2. — — Heft III, 2: Anleitung zur Vorbereitung auf C. Julius Cäsars gallischen Krieg. Von Prof. Dr. A. Procksch, Director des Herzogl. Friedrichsgymnasiums in Altenburg. II. Bändchen: Buch IV—VI. Ebd. 1892. 8°, VI u. 54 SS. Preis in Lwd. geb. 80 Pf.

3. — — Heft IV, 2: Anleitung zur Vorbereitung auf Xenophons Anabasis. Von Dr. Adolf Schirmer, Gymnasiallehrer in Eisenberg, S.-A. II. Bändchen: Buch III, IV und V. Ebd. 1892. 8°, VI u. 81 SS. Preis in Lwd. geb. 80 Pf.

4. Wörterverzeichnis zu Xenophons Anabasis. Nach der Reihenfolge der Paragraphen zusammengestellt von Dr. E. Bachof. Heft I, gr. 8°, 76 SS. Buch I—III. Heft II, 102 SS. Buch IV—VII. Paderborn, F. Schöningh 1892. Pr. 1 Mk. u. 1 Mk. 20 Pf.

5. Wörterverzeichnis zu Xenophons Anabasis. Buch IV. Zur Einführung in die griechische Prosalectüre zusammengestellt von Dr. A. Sickinger, Prof. am Gymn. in Bruchsal. Berlin, Grote 1892. 8°, 52 SS. Preis 60 Pf.

6. Präparationen für die Schullectüre griechischer und lateinischer Classiker. Herausgegeben von Dr. Krafft, Oberlehrer, und Dr. Ranke, Gymnasiallehrer, in Goslar. Heft 2: Präparation zu Ovids Metamorphosen. Buch I, 89—162, 262—415. II, 1—328. Zur ersten Einführung in die lateinische Dichterlectüre. Von Fritz und Julius Ranke. 2. Auflage. Neu bearbeitet von Th. Merklein. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Goedel) 1892. gr. 8°, 29 SS. Preis 50 Pf.

7. — — Heft 5: Präparation zu Xenophons Anabasis. Buch I. Wortkunde. Von Julius Albert Ranke. 2. Auflage. Neu bearbeitet von Dr. M. Krafft. Ebd. 1892. gr. 8°, 62 SS. Preis 75 Pf.

1, 2 und 3 bedürfen, weil zu Teubners Schüler-Commentaren gehörig, an dieser Stelle einer allgemeinen Charakteristik nicht mehr. In allen drei Bändchen wird bereits eine gewisse Vertrautheit mit den Eigen-

thümlichkeiten des betreffenden Autors vorausgesetzt, und dem entsprechend sind die anleitenden Bemerkungen beschränkt. Dass aber Hentze immer noch mehr Nachhilfe als man zunächst erwarten sollte, bietet, namentlich Übersetzungen, die man aus dem Lexikon holen könnte, und Notizen, die der vorgeschrittene Schüler der Grammatik zu entnehmen hat, beibringt, erklärt sich Ref. einerseits daraus, dass der eine oder andere der hier commentierten Gesänge häufig noch zur Anfangslectüre gehört, wo bekanntlich der Schüler von Grammatik und Lexikon noch wenig Gebrauch zu machen weiß, andererseits aber daraus, dass Hentze häufig an Stelle von schwankenden Erklärungen oder wenig zutreffenden Übertragungen, wie sie zumeist die Lexika bieten, präcise Angaben, an die sich der Schüler einfach zu halten hat, setzen will: in letzterer Beziehung vgl. z. B. *ἀμφιέλισσαι* 'auf beiden Seiten geschweift', *ἐυπλόκαμος* 'Flechten geschmückt', *ἐΐσας* 'die ebenmäßigen', *γέρας* 'Ehrentheil' usw. Gegen diesen Vorgang wird man vom pädagogischen Standpunkte kaum etwas einzuwenden haben; dass aber der Inhalt des Bändchens auch sachlich durchaus zuverlässig ist, dafür steht der Name des Verf.s ein.

Procksch betont ausdrücklich, dass die Übersetzungshilfen nur am Anfange des 4. Buches in gleichem Umfange gegeben sind wie im ersten Hefte, allmählich aber immer spärlicher werden. Außerdem ist in diesem Hefte die Frageform ausgedehnter zur Anwendung gekommen. Ref. könnte nicht sagen, dass die gestellten Fragen besonders schwieriger Natur wären: sie werden auch von dem mittelmäßig Begabten ohne Mühe beantwortet werden, haben aber den Vortheil, dass die durch sie angeregte, wenn auch kurze Überlegung den Einblick in die betreffende sprachliche Erscheinung mehr fördert als directe Belehrung: vgl. *in contionibus*: welcher Numerus steht im Deutschen? — *proelio lacessere*: wie übersetzen wir den Ablativ? — *post tergum*: im Deutschen welche Präposition? — Wie übersetzen wir *pontem facere*? — *Africus*: der Südwestwind: warum? — *inter se*: wie sagen wir im Deutschen? — *quindecim diebus*: was heißt das französische *quinze jours*? u. ä. — Wenn der Verf. in der Vorrede die Berechtigung von Commentaren wie der vorliegende, gegen Schulmänner glaubt vertheidigen zu müssen, welche in den Händen ihrer Schüler nur reine Texte dulden, so gesteht Ref. für solche Anschauungen kein Verständnis zu haben: das Verbot sonst allgemein erlaubter Hilfsmittel führt doch erfahrungsmäßig zum Gebrauche unerlaubter. Ref. erklärt daher unter jene zu gehören, die der Meinung sind, 'dass die Leistungen einer Schule keineswegs immer um so höher sind, je größere Anforderungen sie an die Schüler stellt — oder zu stellen scheinen will'.

Auch Schirmers Commentar ist für den Schüler berechnet, welcher die Schwierigkeiten der Anfangslectüre bereits überwunden, d. i. mindestens einen Theil der beiden ersten Bücher der Anabasis gelesen hat. Sprachliche Noten gleichen Inhalts finden sich im vorliegenden Hefte wiederholt, was Sch. durch Hinweis auf die Gepflogenheit rechtfertigt, gerade die Bücher III—V mit Auswahl zu lesen, so dass bei dem späteren Vorkommen einer Wendung nicht ohneweiters angenommen werden kann, dass diese dem Schüler schon begegnet ist. 'Überdies ist es bei der jetzigen Beschränkung des grammatischen Unterrichtes geboten, die Aufmerksamkeit des Schülers den sprachlichen Erscheinungen gegenüber durch wiederholte kurze Hinweise gerade in der Anabasis zu schärfen, an welche sich die grammatische Unterweisung künftig aufs engste wird anschließen müssen.' — Die Erklärungen des Verf.s enthalten manches Eigenartige, was Sch. an anderer Stelle ausführlicher zu rechtfertigen gedenkt.

4. 'Das vorliegende Wörterverzeichnis soll das Präparationsheft des Anfängers ersetzen. Indem es sowohl das Dictieren der Vocabeln seitens des Lehrers, als das Aufsuchen derselben im Wörterbuche seitens der

Schüler überflüssig macht, kann es die Möglichkeit gewähren, in der Lectüre rascher vorwärts zu kommen, und die Zeit verschaffen, den Wortschatz gründlich und genau einzuprägen. Von ähnlichen Hilfsmitteln unterscheidet es sich dadurch, dass es nicht zugleich auch Regel- und Erläuterungsheft sein will, dass es mehrere Bücher der Anabasis und somit die Lectüre eines ganzen Jahrescurses umfasst, dass es ferner durch ein alphabetisches Verzeichnis ermöglicht, etwa Vergessenes wieder nachzuschlagen. ... Im übrigen aber ist die Aufnahme selbst der gewöhnlichsten Wörter aus dem Grunde erfolgt, weil der Wortschatz der in Untertertia gebrauchten Vocabularien und Übungsbücher zu verschieden ist, als dass sich mit Sicherheit bestimmen ließe, welche Wörter man bei dem Anfänger in der Xenophonlectüre als bekannt voraussetzen darf.' Nach diesen letzteren Worten der Vorrede zu schließen, steht die Existenzberechtigung des Bachof'schen Wörterverzeichnisses außer Frage. Für die österreichischen Schulen ist aber ein solches Hilfsmittel insoferne eher entbehrlich, als unsere griechischen Elementarbücher durch Verarbeitung eines aus Xenophon entlehnten Vocabelschatzes und Aufnahme leichterer Abschnitte aus Anabasis und Kyropädie der Xenophonlectüre in hinlänglichem Maße vorarbeiten.

5. S. führt sein Wörterverzeichnis mit der Vorbemerkung ein: 'Da das Wörterverzeichnis zum 1. Buche der Anabasis (1889) nach mir zugegangenen Mittheilungen sich im Unterrichte als brauchbar erwiesen hat, so habe ich, um einen wünschenswerten Wechsel in der Lectüre zu ermöglichen, nach denselben Grundsätzen das 4. Buch bearbeitet; denn dieses erscheint nach dem ersten zur Einführung in die Anabasis am geeignetsten ....' S.s Arbeit unterscheidet sich von der Bachofs dadurch, dass letztere weit geringere Vocabelkenntnis seitens des in die Lectüre Xenophons eintretenden Schülers voraussetzt und den Charakter des Vocabulariums strenger festhält. S. bietet überhaupt das zur Einführung in die Lectüre nöthige Rüstzeug: Constructionsverhältnisse werden angedeutet, etymologische Belehrungen durch Beifügung der Stammwörter oder des dem Schüler geläufigen stammhaft verwandten Wortmaterials geboten, vor allem aber Syntaktisches durch bloße Andeutung oder förmliche Regeln erklärt; letztere, an entsprechenden Stellen in fetter Schrift angebracht, betreffen: 1. die iterativen Nebensätze, 2. die doppelte Negation, 3. den Optativus obliquus, 4. den Finalsatz, 5. den Consecutivsatz, 6. ὡς beim Particip, 7. die Construction der Verba der sinnlichen und geistigen Wahrnehmung, 8. ἄν im Temporalsatze, 9. ὡς, ὅτι, ᾗ beim Superlativ, 10. μή und 11. die Assimilation des Relativs. Was diese Regeln anlangt, so würde Ref. dieselben lieber an der Hand der Schulgrammatik vornehmen, in welcher der Schüler doch so bald als möglich heimisch werden soll. — Ein Anhang bringt sachliche und sprachliche Bemerkungen für den Lehrer.

6. Fr.-Jul. Rankes Präparation zu Ovid hat in der neuen Bearbeitung von Merklein zunächst in typographischer Beziehung ungemein gewonnen. Vernünftig ist auch, dass die Unterscheidung von Bekanntem und Unbekanntem durch den Druck diesmal unterblieben ist, da es ja doch unmöglich sei, hier eine scharfe Grenze zu ziehen. Sonst hat Ref. noch bemerkt, dass einige der in erster Auflage fehlenden Vocabeln nachgetragen sind. Ref. beantragt in Hinkunft noch aufzunehmen: *mulcere* I 391, *occupare* II 150, *praeceps* II 185 (die zu I 97 beigebrachten Bedeutungen sind II 185 nicht verwendbar), *votum* II 186, *vastus* II 194.

7. J. A. Rankes Präparation ist erst unter Kraffts Händen zu einem brauchbaren Unterrichtsbehelfe geworden: wir haben jetzt wirklich eine Wortkunde, d. h. es nähert sich die Präparation der Einrichtung, wie wir sie bei Sickinger und namentlich bei Bachof treffen. Großes Gewicht legt aber auch Kr. noch auf Zusammenstellungen, welche etymologischen Belehrungen dienen sollen. Hiemit hängt auch der Versuch des neuen Herausgebers zusammen, 'dem Schüler das Verständnis der Grundformen

für die Conjugation der unregelmäßigen Verba durch die Verbindung derselben mit der Wortbildung zu erleichtern und damit die Verwandtschaft der beiden Vorgänge nahezulegen'. Es erscheinen (wie bei Bachof) die Formenreihen unregelmäßiger Verba in den Fußnoten, womit Kr. auch den Zweck verfolgt, 'in Verbindung mit den herangezogenen verwandten Wörtern die Bedeutung der Stämme für die Conjugation dem Schüler zu veranschaulichen, damit er imstande ist, vorkommende neue Formen selbst auf das nunmehr nach Präsens und Stamm bekannte Verbum zurückzuführen'. Hiemit ist also der Fall ins Auge gefasst, wo der Unterricht in der Formenlehre des Verbs vor Beginn der Xenophonlectüre noch nicht abgeschlossen ist.

Wien. J. Golling.

Paul Heinze und Rudolf Goette, Deutsche Poetik. Umriss der Lehre vom Wesen und von den Formen der Dichtkunst. Mit einer Einführung in das Gebiet der Kunstlehre. Dresden, Paul Heinzes Verlag 1891. 8°, IV u. 363 SS.

Nach dem Vorworte ein Versuch, die Poetik »von dem Standpunkte, welchen die Kunstlehre gegenwärtig einnimmt«, zu behandeln. Wäre nur der Standpunkt der modernen Kunstlehre ein festerer und sicherer! Aber bekanntlich ist in der neueren Kunstlehre jeder Standpunkt möglich und erlaubt. Die Verff. haben namentlich den schwer definierbaren Schönheitsbegriff in ihrem Werke zurückzudrängen gesucht; ich weiß nicht, ob ihnen dabei bekannt war, dass schon Hamerling der Ästhetik diesen Grundbegriff entziehen wollte! Sie geben uns auf nicht ganz 400 Seiten eine Stilistik, Metrik und Poetik. Leider haben die wichtigsten Abschnitte über die großen Dichtungsgattungen dadurch Einbuße erlitten; sie sind sowohl im Verhältnis zu dem, was sie bedeuten, als auch im Verhältnis zu dem, was man über sie weiß, viel zu dürftig behandelt. Im übrigen ist auch die strengste Kritik auf diesem Gebiete zu dem mildesten Urtheile geneigt; und wenn auch die Wissenschaft aus dem neuen Buche über Poetik keine entscheidende Anregung erfährt, so darf es das Recht seines Daseins doch ebenso gut wie die meisten seiner Vorgänger behaupten.

Wien. J. Minor.

---

1. Repertorium der landeskundlichen Literatur der Bukowina von Dr. Johann Polek. Czernowitz 1892. 41 SS.

2. Rückblick auf die Forschungen zur Landes- und Volkskunde der Bukowina seit 1773 von Dr. Johann Polek. Czernowitz 1892. 32 SS.

Dr. Polek hat sich durch sein mit ebenso großer Mühe als Genauigkeit zusammengestelltes Repertorium der auf die Landeskunde der Bukowina Bezug habenden Literatur ein großes Verdienst erworben. Das Material, das auf diesem Gebiete vorliegt, ist durchaus nicht gering; allein die Benützung desselben war bisher dadurch erschwert, dass für die zahlreichen, in Büchern, Broschüren, Sammelwerken, Fachzeitschriften und selbst in Tagesblättern verstreuten Arbeiten ein verlässlicher Führer fehlte, der die Orientierung besorgt hätte. Polek hat nun in seinem Repertorium die seit der Erwerbung der Bukowina durch Österreich, von dem aus dem Jahre 1775 herrührenden, in dem k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchive sub Nr. 906 aufbewahrten Manuscripte des Generals Gabriel Freiherrn von Spléný »Beschreibung des Bukowiner Districtes« (S. 34

Nr. 721) angefangen, bis zum Schlusse des Jahres 1891 in deutscher, rumänischer, ruthenischer, polnischer, französischer und griechischer Sprache erschienenen (774) Werke und Aufsätze zusammengestellt, dieselben nach ihrem Inhalte in Gruppen (*A.* Natur, *B.* Bewohner, *C.* Allgemeine Landeskunde) geordnet und diese selbst wieder nach den verschiedenen, in nationaler und cultureller Hinsicht so mannigfaltigen Materien in übersichtlicher Weise gesondert. Ein alphabetisch angelegtes Verzeichnis der Autoren beschließt die verdienstvolle Arbeit.

Die zweite Schrift bietet uns einen interessanten Vortrag, den Dr. Polek am 21. Februar 1892 in der constituierenden Versammlung der Mitglieder des bukowiner Landesmuseums zu Czernowitz gehalten hat. Wenn Polek in dem Repertorium ein möglichst vollständiges Verzeichnis der landeskundlichen Literatur der Bukowina zu liefern bemüht ist, so hebt er in seinem »Rückblicke« die wichtigsten Erscheinungen aus derselben heraus und beleuchtet die Verdienste einzelner Persönlichkeiten auf dem fraglichen Gebiete. Den Reigen eröffnet Freiherr Karl von Enzenberg, der, wie Polek anderweitig nachgewiesen hat, bereits im Jahre 1773, also kurz vor der österreichischen Occupation des Landes, dem Kaiser Josef II. einen Bericht über die Bukowina unterbreitet hat. An Enzenberg schließt sich der schon oben genannte General von Splény an, der 1774—1778 mit der Organisierung des Landes beschäftigt war. Diesem folgt der Naturforscher Balthasar Hacquet, ein Franzose, der in den Jahren 1788 und 1789 die Karpathen bereiste und insbesondere den physikalischen Verhältnissen derselben seine Aufmerksamkeit zuwandte. Ich müsste den mir zur Verfügung gestellten Raum weit überschreiten, wollte ich auch nur andeutungsweise die Fülle des in dem Rahmen eines Gelegenheitsvortrages zusammengedrängten Materials besprechen; ich will nur in Kürze erwähnen, dass die geologischen, floristischen, ethnographischen, culturhistorischen und volkswirtschaftlichen Verhältnisse des Landes bereits in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts tüchtige Bearbeiter gefunden haben. Besonders belebend wirkte sodann für die wissenschaftliche Erforschung der Bukowina das Jahr 1849, in welchem dieselbe von ihrer großen Nachbarprovinz (Galizien), der sie seit dem Jahre 1786 als Czernowitzer Kreis einverleibt war, losgelöst und zu einem Herzogthume erhoben wurde; namentlich entwickelten die Mittelschulen des Landes eine rege Thätigkeit, denen sich im Jahre 1875 als kräftiger Bundesgenosse die Alma mater Francisco-Josephina zugesellte.

Dr. Polek hat dem in Czernowitz im vorigen Jahre gegründeten bukowiner Landesmuseum, das die Hebung und Erweiterung der Landeskunde in archäologischer, allgemein geschichtlicher, kunsthistorischer Beziehung bezweckt, mit seinen beiden Schriften unstreitig eine wertvolle Morgengabe dargebracht; möge er denselben bald andere Arbeiten auf diesem Gebiete, das er so gründlich beherrscht, nachfolgen lassen.

Linz. Chr. Würfl.

Programmenschau.

146. Richter Karl, Aus dem mittelalterlichen Leben. (Nach dem Nibelungenlied und Kudrun.) Progr. des k. k. deutschen Obergymn. zu Pilsen 1892, 8°, 34 SS.

Wenn man die beiden großen nationalen Epen der Deutschen für die Kenntnis des mittelalterlichen Lebens heranziehen will, so muss man dies mit dem Bewusstsein thun, dass sie sehr verschiedene Schichten des geschichtlichen Lebens unserer Nation aufbewahren. Sehr richtig macht der Verf. des vorliegenden Aufsatzes die Bemerkung, dass die höfischen

Dichtungen nach Form und Inhalt ganz in ihrer Zeit wurzeln; anders ist es bei den Nibelungen und der Kudrun. Sieht man von den Überresten aus der mythischen Zeit und der Epoche der Völkerwanderung ab, so findet sich freilich noch genug, was auf das Leben des Zeitraumes hinweist, in welchem die Epen abgefasst wurden.

Der Verf. will nun nach den angedeuteten Gesichtspunkten ein Bild des mittelalterlichen Lebens auf Grund der genannten Quellen entwerfen. Dieses kann selbstverständlich nicht erschöpfend sein, da nicht alle Lebensverhältnisse und diese wieder nicht vollständig in den vorliegenden Gedichten behandelt sind. Die Genauigkeit kann sich also nur darauf erstrecken, dass der Verf. sein Material erschöpft; doch auch diese Behandlung entbehrt nicht des Wertes. Man hat nämlich sodann alles übersichtlich geordnet, was für die Kenntnis des Culturlebens aus den beiden Gedichten geschöpft werden kann. Dabei leistete für die Bearbeitung und Behandlung des Stoffes »Das höfische Leben« von A. Schultz dem Zusammensteller die besten Dienste. — Die Lehrer der oberen Classen werden den Aufsatz mit Interesse lesen und für den Unterricht, vor allem aber für deutsche Aufsätze, darin schätzenswertes Material finden.

Der Verf. hat seinen Stoff mit Geschick und Geschmack gruppiert. Er sagt über dessen Anordnung Folgendes:

»Ausgehend von der Burg und den einzelnen Bestandtheilen derselben, wollen wir uns also dem Leben in derselben, der Erziehung der männlichen Jugend und der Beschäftigung der Frauen zuwenden, die Stellung des Gesindes betonen und die wichtige Rolle hervorheben, welche die Boten im mittelalterlichen Leben spielten. Wir wollen ferner an der Hand der Quellen einigen Lebensgewohnheiten nachgehen und die Kleidung ins Auge fassen, sowie Waffen und Ausrüstungen des Ritters beleuchten. Die Art mittelalterlichen Reisens, die Pflege der Gastfreundschaft, die Jagd, die Waffenspiele und einzelne Züge, die Ehe, die Krönung und die Lehenstreue mögen ihre Darstellung finden.«

147. Khull, Dr. Ferdinand, Die Geschichte Palnatokis und der Jomsburger nach der jüngsten altnordischen Bearbeitung erzählt. (Schluss.) Progr. des k. k. II. Staatsgymn. in Graz 1892. (Separatabdruck aus den Jahresberichten des k. k. II. Staatsgymnasiums pro 1891 und 1892. Graz, Leuschner u. Lubensky 1892. 8°, 57 SS.)

Das Programm für 1892 enthält den Schluss der Erzählung von Palnatoki und den Jomsburgern in deutscher Übersetzung, der ein Anhang folgt. Dieser bringt die der Geschichte Palnatokis in den älteren Fassungen der Saga vorausgehenden Erzählungen über verschiedene dänische Könige. Der Übersetzer benützte hiefür die lateinische Darstellung von Arngrim Jonsson. Zum Schlusse sind die wesentlichsten Veränderungen angeführt, welche die jüngste Überlieferung der Saga gegenüber der ältesten aufweist.

148. Schmidtmayer Rudolf, Schillers Iphigenie auf Aulis und ihr Verhältnis zum gleichnamigen Drama des Euripides. Progr. des deutschen Staatsgymn. in Budweis 1892, 8°, 7 SS.

In diesem Programm ist der Schluss der Abhandlung enthalten, von welcher der erste Theil 1890, die Fortsetzung 1891 erschien. Der zuletzt herausgegebene Theil enthält die Seiten 57—63 des Ganzen. Der Verf. fasst hier zunächst die Resultate seiner früheren philologischen Untersuchungen zusammen, aus welchen sich ergibt, dass Schiller die Kenntnis des Griechischen in dem Maße abgieng, dass er nicht nach

dem Originale übersetzte, sondern die wörtliche lateinische Übertragung, die ihm vorlag, als Hauptquelle benützte. Er hatte das Drama zuerst aus einer mangelhaften französischen Bearbeitung kennen gelernt, als er sich aber zu einer eigenen Verdeutschung entschloss, genügte ihm diese nicht und er griff zu der erwähnten ziemlich treuen, aber geradezu barbarischen Übersetzung in lateinischer Sprache. Mit diesem sehr geringwertigen Material ausgerüstet, unternahm er die Arbeit und zog nur höchst selten den griechischen Text zurathe. Mit bewunderungswürdigem Genie wusste er in das, was ihm vorlag, den Geist des alten Dichters zu legen, und durch schöpferische Thätigkeit eine dem ursprünglichen Drama gleichwertige Bearbeitung, doch keine Übersetzung aus dem Griechischen zu liefern.

Heftig wird vom Verf. bekämpft Minckwitz, der auf Grund einer mangelhaften Kenntnis der Quellen behauptete, Schiller habe das Griechische in den späteren Jahren gut erlernt, und seine Iphigenie nach dem griechischen Originale übersetzt. Der Verf. gibt vielmehr A. W. Schlegel recht, welcher in einem Epigramme das thatsächliche Verhältnis ausgesprochen hat; dagegen ist Goedekes Ansicht in ihrer allgemeinen Ausdrucksweise nicht völlig zutreffend.

Wien. Dr. F. Prosch.

---

149. Knieschek, Dr. Joh., Über den deutschen Unterricht in der Quinta. Progr. der k. k. Staatsmittelschule in Reichenberg 1891, 8°, 14 SS.

Überzeugend weist der Verf. auf Mängel im Deutsch-Unterrichte der Quinta hin, als dessen Hauptaufgabe trotz aller in den Instructionen gebrachten Verclausulierungen immerhin die Poetik zu betrachten sei. Gegen diese nun erhebt der Verf. den Vorwurf, dass sie einerseits, wenn man nur das wirklich wissenschaftlich Haltbare daran ins Auge fasst, zu wenig Stoff für ein Jahrespensum biete, und dass man anderseits, wenn man sie nach althergebrachter Weise behandle, und das complicierte Fachwerk einer systematischen Poetik gebe, unrettbar in Wirrnisse gerathe, von denen ein vergleichender Blick in die unzähligen Poetik-Lehrbücher eine anschauliche Vorstellung gebe. Mit Recht spottet er z. B. über den Kummer so vieler Lehrer und Poetik-Verfasser, wie man denn doch eigentlich Ballade und Romanze unterscheiden könnte. »Die Beschäftigung mit dieser Art Poetik«, sagt der Verf. S. 13, »dient nicht zur Bildung des Geschmackes, so wenig als sich der Geschmack offenbart in der Fähigkeit, ein Werk unter eine bestimmte Gattung unterzuordnen: das ist eine rein logische Übung«. Besonders treffend zeigt der Verf. (S. 12 bis 13), wie übel angebracht ein derartiges Vorgehen bei der lyrischen Poesie sei. — Zum Schlusse schlägt er vor, diese Art von Charakteristik der Dichtungsarten ganz zu streichen; das müsse der Unterricht des Untergymnasiums »gelegentlich besorgen« und der der VIII. Classe durch Lectüre ästhetischer Schriften vertiefen und ausführen. In V. aber soll das Mittelhochdeutsche beginnen, dann könnte in VI. die Literaturgeschichte einsetzen.

Soweit der Verf. ein Überwiegen der systematischen Poetik bekämpft, möchte ich seinen durchweg wohlthuend klaren und gesunden Anschauungen vollständig beipflichten. Ist es doch in V. wahrhaft nicht leicht, einerseits das Formelle der Aufgabe, wie es die Instructionen verlangen, im Auge zu behalten und doch anderseits nicht durch allzu verstandesmäßiges Vorgehen den Lebensnerv des deutschen Unterrichtes, das lebendige gefühlsmäßige Erfassen poetischer Schönheit, zu unterbinden. Nur darf der »rein logischen Thätigkeit« des Classificierens nicht, wie es der Verf. zu thun scheint, jeder Wert abgesprochen werden.

Wenn der Verf. aber nun auf Grund seiner Bedenken den Gesammtlehrstoff der V. einfach streicht, so geht er meines Erachtens zu weit. Ich denke, das bisherige Lehrpensum der V. kann recht nutzbringend gestaltet werden, wenn der Lehrer an den Instructionen hauptsächlich die mehrmals betonte Abweisung einer regelrechten Poetik sich gesagt sein lässt und den reichen, inhaltlich gewiss wertvollen Lesestoff der V. nach Kräften ausnützt, das Schöne auf das empfängliche Gemüth der Schüler rein und ungetrübt wirken zu lassen. Dazu hat man später nicht mehr so gut Gelegenheit, da von VI. ab mit dem ästhetischen das historisch-literarische Moment verquickt ist und so die Bethätigung des Intellects in den Vordergrund tritt. Ist es dem Deutschlehrer in V. gelungen, seine Schüler für Poesie wahrhaft empfänglich zu machen und zu erwärmen, dann ist er in höherem Sinne den nicht ganz widerspruchsfreien Forderungen der Instructionen, Stilverständnis zu erwecken, gerecht geworden; denn er hat die Vorbedingung geschaffen, ohne die überhaupt alle, sei es ästhetische, sei es literarhistorische Behandlung fruchtlos ist und auch das von den Instructionen als Ziel hingestellte wahrhafte Stilverständnis entweder unerreicht oder wertlos bleibt: Freude am Poetisch-Schönen.

Lassen wir hingegen mit dem Verf. den Lesestoff der V. ganz fallen und setzen da schon mit dem Mhd. ein, so weiß ich nicht, wann das Versäumte nachgeholt werden kann. — Die Einführung des Mhd. in V. aber kann man doch nicht deswegen befürworten, weil der Verf. erklärt, er getraue sich, Mhd. mit demselben Erfolge in V. zu lehren wie in VI. Dem einen oder dem anderen Lehrer mag es gelingen, daran wollen wir durchaus nicht zweifeln. Aber die Verallgemeinerung wäre denn doch vorschnell. So lange der Verf. hiefür nicht sachliche oder statistisch-empirische Gründe beibringt, halten wir an unserer Meinung fest, die Durchschnittsleistung werde in VI. erheblich besser sein als in V.

Graz. Dr. Ed. Martinak.

---

150. Schmidt Rochus, Verwandlung der gemeinen Brüche in Decimalbrüche. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Iglau 1891, 8°, 14 SS.

Die Grundsätze der Lehre von der Congruenz der Zahlen werden im ersten Theile der vorliegenden Arbeit in übersichtlicher Weise ohne besondere Ableitung derselben zusammengestellt, im weiteren auf die Neunerprobe angewendet und mittels der gewonnenen Theoreme die Frage der Verwandlung gemeiner Brüche in Decimalbrüche erörtert und zwar für die drei Fälle, in denen der Nenner des gemeinen Bruches außer 2 und 5 keine Primfactoren, weder 2 noch 5 als Primfactoren und außer 2 oder 5 noch andere Primfactoren umfasst. Die vorgeführte Untersuchung wird durch die Einführung der Zahlencongruenzen eine einheitlich und leicht zu übersehende und es zeigt dieselbe genügend, welchen bedeutenden didaktischen Vortheil die Aufnahme der Grundlehren der Zahlencongruenzen in den Mittelschulunterricht, die wir schon öfters befürwortet haben, biete.

151. Adler August, Graphische Auflösung der Gleichungen. Progr. der Staats-Oberrealschule in Klagenfurt 1891, 8°, 76 SS.

Der Verf. theilt die Methoden, welche bisher angegeben wurden, um die Wurzeln einer vorgelegten Gleichung graphisch zu finden, in drei Theile ein: Im ersten wird die Gleichungsfunction für bestimmte Werte von x auf graphischem Wege ausgewertet und dann werden durch Anni-

herung die Wurzeln der Gleichung bestimmt; diese Methode ist von dem Gleichungsgrade unabhängig. Im zweiten Theile werden die Wurzeln der Gleichung derart bestimmt, dass verschiedene mit der Gleichungsfunction im Zusammenhange stehende Curven miteinander zum Schnitte gebracht und den Schnittpunkten in entsprechender Weise Zahlenwerte beigemessen werden. Die dritte Kategorie zur graphischen Auflösung von Gleichungen umfasst die Methoden, bei denen man schon construierte Hilfstafeln zugrunde legt und übrigens die Wurzeln der Gleichungen auch dadurch bestimmt, dass verschiedene Curven zum Schnitte miteinander gebracht werden. Es werden nun entsprechend dieser Eintheilung die theoretisch und praktisch belangreichsten Methoden auseinandergesetzt und der Zusammenhang des vorgelegten Problemes mit mehreren geometrischen Untersuchungen dargelegt, sowie auf den historischen Theil dieser Methoden des Näheren eingegangen. Zur ersten Kategorie gehörig sind die Methoden von Wehage und von Lill vorgeführt und zwar unter der vereinfachenden Voraussetzung, dass die Gleichungsfunction eine algebraische vom 3. Grade sei, wodurch die Allgemeinheit der Untersuchungen keinen Schaden erleidet. Bezugnehmend auf die Lill'sche Methode wird die Construction des von diesem angegebenen Apparates mitgetheilt, durch welche die Auflösung der Gleichungen auf diesem Wege eine wesentliche Vereinfachung erfährt; dieser von dem berühmten Wiener Mechaniker Starke ausgeführte Apparat war auch auf der Pariser Weltausstellung vom Jahre 1867 zu sehen. Im Folgenden wird das Ergebnis der Lill'schen Methode, Gleichungen zweiten und dritten Grades mittels zweier rechtwinkeliger Dreiecke auflösen zu können, vom geometrischen Standpunkte näher betrachtet. Wir machen die Fachgenossen auf diese interessanten Erörterungen aufmerksam. Im Folgenden wird auf das Gemeinsame der Methoden von Wehage und Lill verwiesen und noch auf ein kurzes Verfahren von Lagrange eingegangen.

Im zweiten Abschnitte wird in besonderer Weise hervorgehoben, dass zur graphischen Lösung von Gleichungen der ersten vier Grade die Benützung zweier Curven vortheilhafter ist, als jene nur einer krummen Linie. Die Gleichungen 2., 3. und 4. Grades werden im Folgenden gelöst, wobei nur der historisch oder praktisch bemerkenswerten Methoden gedacht wird. Dieser Abschnitt enthält manche lehrreiche Anregung. Besonders eingehend behandelt der Verf. die von Chasles angegebene Methode, um 5 Punkte des einen der Kegelschnitte, die man zur Lösung der Gleichungen 3. und 4. Grades erfordert, aus den Coëfficienten der aufzulösenden Gleichung finden zu können.

Zur oben angeführten dritten Kategorie der graphischen Auflösungsmethoden von Gleichungen wird in erster Linie der 1885 von Reuschle angegebenen Methode gedacht, welche zur Lösung von Gleichungen 2., 3. und 4. Grades vortheilhaft verwendet werden kann. Hier werden die Auflösungsverfahren für die Gleichungen von der Form $z^m + xz^n + y = 0$, wo x und y die Coëfficienten darstellen, skizziert.

Da es sich bei sämmtlichen graphischen Auflösungsmethoden der Gleichungen darum handelt, als veränderliche Curven solche zu erhalten, welche einfach und womöglich durch einen Apparat erzeugt werden können, so wird im letzten Theile zur Construction einer großen Zahl von Curven eine sehr einfache mechanische Vorrichtung angegeben; dieselbe besteht aus einem einfachen veränderlichen Vierecke, dessen Seiten durch Gelenke miteinander verbunden sind und von dem ein Glied festgehalten wird (Kurbelgetriebe). Die festgehaltene Seite wird Steg, die anstoßenden Seiten Kurbeln und die letzte Seite Koppel genannt. Wird nun der Steg festgehalten und der Koppel bewegt, so beschreibt jeder mit demselben festverbundene Punkt eine Curve, die allgemein vom 6. Grade ist; je nachdem das Verhältnis der vier Seiten des Kurbelgetriebes ist, wird die Koppelcurve verschieden ausfallen. Die Anwendung des Kurbelge-

triebes bei der Auflösung von Gleichungen 3. Grades wird nun gezeigt und die weiteren Anwendungen desselben in Kürze skizziert. Bezüglich der Auflösungen von Gleichungen mit mehreren Unbekannten wird auf die graphische Statik des verdienten italienischen Mathematikers Favaro verwiesen.

Wir können mit Befriedigung die vorliegende Arbeit als eine der immer selteneren Programmabhandlungen anzeigen, welche dem Leser vielfach Originelles bieten. Der Verf. hat sich neuerdings als tüchtiger Geometer bewährt.

152. **Kuschniriuk Michael, Zur Theorie des arithmetisch-geometrischen Mittels.** Progr. der Staats-Oberrealschule in Währing 1891, 8°, 22 SS.

Anknüpfend an die Eigenschaft des elliptischen Integrales erster Gattung, derzufolge dasselbe unverändert bleibt, wenn man in demselben statt a und b die Werte $\frac{a+b}{2}$ und $\sqrt{ab}$ substituiert, und an die Bestimmung dieses Integrales durch Zurückführung auf die Berechnung des arithmetisch-geometrischen Mittels von a und b und an die von Borchardt vorgenommene Einführung des Begriffes des arithmetisch-geometrischen Mittels aus vier Elementen und an die weiter folgenden Arbeiten von Schering erläutert der Verf. ein Verfahren, durch welches es ermöglicht wird, zunächst ein Product von beliebig vielen completen elliptischen Integralen erster Ordnung auf einfache Weise numerisch zu construieren. Hiedurch gelangt der Verf. dazu, Fragen, die auf die Reducierbarkeit der ultraelliptischen Integrale auf niedere Transcendenten Bezug nehmen, zu beantworten. Auf die letztgenannten Untersuchungen wurde jedoch an dieser Stelle nicht eingegangen.

153. **Radnitzky Hans, Über Summierung unendlicher Reihen und das Dirichlet'sche Paradoxon.** Progr. der deutschen Landes-Oberrealschule in Prossnitz 1891, 8°, 18 SS.

In der vorliegenden Abhandlung wird an die Arbeiten von Dirichlet angeknüpft, in denen gezeigt wurde, dass unendliche und convergente Reihen andere Summenwerte annehmen, wenn die Aufeinanderfolge der Glieder nach einem gewissen Ordnungsgesetze geändert wird; insbesonders wird eine in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften durchgeführte Untersuchung des Prof. Unferdinger in der vorliegenden Abhandlung erweitert. Während Prof. Unferdinger die Reihe:

$$R=\left(\frac{1}{z+1}+\cdots+\frac{1}{z+m}\right)-\left(\frac{1}{z+m+1}+\cdots+\frac{1}{z+m+n}\right)+ \\ +\left(\frac{1}{z+m+n+1}+\cdots+\frac{1}{z+2m+n}\right)\cdots$$

in Bezug auf Änderung des Summenwertes bei Änderung der Gliederfolge prüfte, wird in der vorliegenden Abhandlung die Reihe:

$$R=\left(\frac{1}{z+\vartheta}+\cdots+\frac{1}{z+m\vartheta}\right)-\left(\frac{1}{z+m\vartheta+\vartheta}+\cdots+\frac{1}{z+m\vartheta}\right)+ \\ +\left(\frac{1}{z+2m\vartheta+\vartheta}+\cdots+\frac{1}{z+3m\vartheta}\right)\cdots$$

in Bezug auf dieselbe Eigenschaft untersucht und deren Summe bestimmt sowie die gewonnenen Resultate specialisiert.

Es werden nun die beiden Fälle, in denen $m\vartheta$ eine gerade oder ungerade Zahl ist, getrennt behandelt und die Summe der Reihe für diese beiden Fälle bestimmt. Sodann wird die Gliederordnung in der Weise

in der Stammreihe geändert, dass in der neuen Reihe auf mm' positive Glieder mn' negative folgen. Die Summierung der Reihen geschieht im allgemeinen mittels Integration und wird auf die in der Abhandlung, welche einen schätzenswerten Beitrag zur Theorie der Reihen bildet, angegebenen speciellen Fälle ausgedehnt.

154. Wenzel Leodegar, Logische Operationen in der Mathematik und beim mathematischen Unterrichte. Progr. des öffentl. Stifts-Untergymn. der Benedictiner zu St. Paul 1891. 8°, 21 SS.

Die logischen Operationen der Definition, der Division und der Argumentation werden in ihrer Anwendung beim mathematischen Unterrichte einer besonderen Untersuchung in der vorliegenden Abhandlung unterzogen. Es wird zuerst im Sinne Kants auf die mathematischen Urtheile eingegangen, auf die apodictische Sicherheit des mathematischen Urtheiles Rücksicht genommen und dann der Weg der mathematischen Methode im zweiten Abschnitte, der mathematischen Methodenlehre (Methodik) angegeben. Dann wird dargethan, dass zur Erzielung der Klarheit und Deutlichkeit und mittels dieser der Verständlichkeit die Erklärung, die Definition, zur Erreichung der Vollständigkeit, Ordnung und Übersichtlichkeit die Eintheilung, Division, Partition und Disposition, endlich zur Erlangung der Überzeugung die Argumentation, das Beweisverfahren dient. Diese logischen Operationen werden einer genauen Untersuchung unterzogen und durch mannigfache Beispiele aus dem mathematischen Unterrichte das Wesen derselben dem Leser auseinandergesetzt. Die didaktische Zwecke verfolgende Abhandlung wird in dem folgenden Schuljahre fortgesetzt werden.

155. Nitsche Johann, Ableitung der Gauss'schen Osterformel für den julianischen und gregorianischen Kalender mit begründeter Angabe der zwei Ausnahmen, die im gregorianischen Kalender vorkommen können. Progr. der öffentl. Realschule und des öffentl. Untergymn. in Wien (Josefstadt) 1891, 8°, 45 SS.

In der vorliegenden lesenswerten Programmarbeit werden zunächst die einfachsten Sätze aus der Lehre von der Congruenz der Zahlen, welche im weiteren Verlaufe der Abhandlung erfordert werden, zusammengestellt und durch entsprechende Beispiele erläutert. Weiter wird auf die Eigenthümlichkeit des julianischen Kalenders eingegangen und die Bestimmung des Wochentages gelehrt, auf den in diesem Kalender ein gegebenes Datum eines beliebigen Jahres fällt. Selbstverständlich musste auf den Begriff der Sonntagszahl und des Sonnencirkels eines Jahres in diesem Abschnitte Rücksicht genommen werden. Sodann wird die Bestimmung des Wochentages vorgenommen, auf den im gregorianischen Kalender ein gegebenes Datum eines beliebigen Jahres fällt. Um ein einfaches, von Tabellen unabhängiges Verfahren für die Bestimmung des Wochentages im alten Kalender zu geben, werden im vierten Abschnitte die erforderlichen Betrachtungen angestellt und auch auf die Bestimmung des Wochentages im neuen Kalender ausgedehnt. Weiter wird gezeigt, nach welchem Vorgange der Jahrestag bestimmt werden kann, auf welchen der Ostersonntag irgend eines Jahres im alten Kalender fällt (Einführung des Begriffes der Epakte eines Jahres). Nun wird im Folgenden zur Lösung der Hauptaufgabe, der Ableitung der Gauss'schen Osterformel für den alten und für den neuen Kalender, geschritten und auf die Ausnahmen aufmerksam gemacht, welche im neuen Kalender für die Osterformel gelten. Der umfassenden Abhandlung sind die zum Gebrauche bei praktischen Rechnungen dienlichen Tabellen beigegeben, ebenso ist zur Erreichung der Übersicht eine genaue Inhaltsangabe angefügt.

156. Medritzer Alfons, Über Schwingungen einer Luftsäule. Progr. der Staatsrealschule in Jägerndorf 1891, 8°, 27 SS.

Nach einer historischen Einleitung über den Gegenstand, in welcher nicht nur der theoretischen, sondern auch der experimentellen Arbeiten gedacht wird, werden die Bewegungsgleichungen für schwingende Luftsäulen aus den allgemeinen hydrodynamischen Grundgleichungen deduciert und auf den Begriff des von Helmholtz eingeführten Geschwindigkeitspotentiales eingegangen. Die Integration der Differentialgleichung wird im 2. Abschnitte gegeben und in Kürze dargethan, welche Vortheile in diesem Probleme das Theorem von Green darbietet. Als specielle Fälle werden betrachtet: Die Schwingungsform der Luft in einer unendlich langen Röhre, in welcher die ebenen Wellen senkrecht zur Längsachse stehen und auf irgend eine Weise erzeugt wurden und zwar auch für den Fall, in welchem senkrecht gegen die Bewegungsrichtung der Lufttheilchen eine feste unbewegliche Wand angenommen wird. Die Betrachtung der Resonanz in einer einerseits geschlossenen Röhre, die Erregung derselben in einer einerseits geschlossenen Röhre durch eine außerhalb befindliche Schallquelle und in einer beiderseits offenen Röhre werden im Folgenden besprochen und theoretisch erläutert, sowie die Ergebnisse dieser Betrachtungen mit denen des Versuches verglichen.

157. Breuer Adalb., Übersichtliche Darstellung der mathematischen Theorien über die Dispersion des Lichtes. Progr. der k. k. deutschen Staats-Oberrealschule in Trautenau 1891, 8°, 54 SS.

In erster Linie wird die Geschichte der Entdeckung der anomalen Dispersion und die experimentellen Forschungen über dieselbe besprochen, dann das Gesetz dieser Erscheinung von Kundt und die einschlägigen Versuche erörtert. Da die Erscheinungen der anomalen Dispersion im engsten Zusammenhange mit denen der elliptischen Polarisation und Absorption stehen, wird die Theorie dieser Erscheinungen vorangestellt. — Die Erklärungen der Phänomene der anomalen Dispersion betreffend wird zuerst der Theorie Meyers gedacht und die bezügliche Differentialgleichung, in welcher die Reibung auf den schwingenden Äther zum Ausdrucke gelangt, integriert. Die Nichtübereinstimmung der resultierenden Formel mit den Versuchsergebnissen leitete Meyer zur Aufstellung seiner zweiten Theorie, in welcher dem intermolecularen Äther im Gegensatze zu dem freien eine innere Reibung zugeschrieben wird, welche der relativen Geschwindigkeit der aneinander vorbeistreichenden Äthertheilchen proportional gesetzt wird. Aus den Endformeln ergibt sich der Zusammenhang der Theorie mit jener der elliptischen Polarisation, wie sie von Cauchy aufgestellt wurde. Als nächste Theorie wird die von Sellmeier (Erklärung durch das Mitschwingen der ponderablen Molecüle) betrachtet, wobei an derselben einige Correctionen vom Verf. der vorliegenden Abhandlung vorgenommen werden. Sie hat unter anderem den Nachtheil, dass die Absorption von ihr nicht in Rechnung gezogen wird; auch ist an derselben zu tadeln, dass die Dispersionsformel nur durch verschiedene Kunstgriffe aus dieser Theorie gewonnen werden konnte. — In der nun erörterten Theorie von Helmholtz wird eine Reibungskraft zwischen den Körperatomen, ein gegenseitiger Widerstand zwischen den Schwingungsbewegungen der Äther- und Körpertheilchen angenommen, ferner vorausgesetzt, dass die Gleichgewichtslage der Körpertheilchen nicht mitschwinge. — Anschließend an die Theorie von Helmholtz kommt jene von Lommel (Einführung des Newtonschen Reibungsgesetzes), dann die Theorie von Ketteler zur Sprache, welche den Grad von Allgemeinheit in sich trägt und in der der Dispergent als ein Doppelmedium betrachtet wird, indem vermöge der zwischen den Äther- und Körpertheilchen wirkenden Molecularkräfte

keine der beiden Materien sich bewegen kann, ohne dass die andere wenigstens partiell an der Bewegung theilnimmt, in der ferner keine Voraussetzung über die Art der Wechselwirkung zwischen den Äther- und Körpertheilchen gemacht wird. Hiebei wird die gute Übereinstimmung zwischen dieser Theorie und der Erfahrung besonders betont. — Auf andere zum Theil im Entwurfe begriffene, zum Theile noch nicht experimentell geprüfte Theorien der anomalen Dispersion wird in der vorliegenden lesenswerten Abhandlung nicht eingegangen.

158. Demel W., Die Bestimmung der im Wasser gelösten Gase. Mit besonderer Berücksichtigung der Gewässer der Landeshauptstadt Troppau. Progr. der Staats-Oberrealschule in Troppau 1891, 8°, 48 SS.

In der vorliegenden, nicht nur den Physiker und Chemiker, sondern auch den Hygieniker in hohem Grade interessierenden Arbeit wird an erster Stelle eine Einleitung und Übersicht der wichtigsten Forschungen über den betreffenden Gegenstand gegeben. Es wird gezeigt, welche Gase vom Wasser in der Regel absorbiert werden, welche Bedeutung dieselben für die im Wasser lebenden Organismen, für die chemischen Vorgänge innerhalb des Wassers, im Wasser als Trinkwasser und in der Industrie haben; es wird ferner auf die Grundgesetze der Absorption in dieser Einleitung aufmerksam gemacht und einiger Forschungen bezüglich des Gasgehaltes von Meerwasser Erwähnung gethan. Besonders eingehend verbreitet sich der Verf. der vorliegenden Abhandlung über den Einfluss der Tiefe auf die Gasabsorption und über das eigenthümliche Verhalten der Kohlensäure im Meerwasser, welche nach verschiedenen Forschungen keine freie sein dürfte. Zum Vergleiche mit Forschungsergebnissen des Verf.s wird dem Leser eine Tafel vorgeführt, in der das Absorptionsvermögen des Wassers bei dem normalen Luftdrucke von 760 *mm* und bei verschiedenen Temperaturen für Sauerstoff und Stickstoff dargelegt wurde. An diese Tafel werden wesentliche Bemerkungen geschlossen.

Im zweiten Abschnitte findet man eine klare Darlegung der Methoden zur Bestimmung der im Wasser gelösten Gase, welche in drei Gruppen getheilt werden: gasvolumetrische Methoden, nach denen man Sauerstoff, Stickstoff, Kohlensäure und Sumpfgas bestimmen kann; maßanalytische Methoden zur Bestimmung des Sauerstoffes; directe und indirecte Methoden zur Bestimmung des Kohlensäure- und Schwefelwasserstoffgehaltes. In ersterer Beziehung wird vorzugsweise die Methode von Pettersson hervorgehoben, welche in übersichtlicher Weise skizziert und deren Anwendung durch einige Figuren verdeutlicht wird. Unter den maßanalytischen Methoden zur Bestimmung des gelösten Sauerstoffes wird jene von Mohr, von Schützenberger und Risler und von Winkler genannt und auf die einschlägige ziemlich umfangreiche Literatur Rücksicht genommen. Die speciellen Untersuchungen der in den Troppauer Gewässern gelösten Gase beziehen sich auf das Wasser des Gypsbrünnels, des Jaktarthalwassers, des Leitungswassers, des Flusswassers der Uppa und der Mohra und einiger Brunnenwässer. Bei diesen Untersuchungen sind fast durchwegs die Methoden von Pettersen in Anwendung gebracht und die Versuchsergebnisse nach dem Vorschlage des letztgenannten Forschers in übersichtlicher Weise zusammengestellt. In diesen Tafeln wird einer Größe besondere Aufmerksamkeit geschenkt, welche als Sauerstoffdeficit bezeichnet wird; derselbe wird gefunden, wenn man die für normalen Druck berechneten Werte für Sauerstoff mit den aus den Tafeln über das Absorptionsvermögen des Wassers bei dem Normaldrucke ermittelten Werten vergleicht. Im Folgenden werden an die vorgeführten Zahlentabellen einige wichtige Bemerkungen geknüpft

Progr. des k. k. Staats-Obergymn. zu Lan
8°, 12 SS.

In der ersten Abhandlung wird statt
rischen Bewegung, welche eine elliptische ist, ei
von einem mittleren Radius angenommen und
einfacher gestaltet. Es wäre — nachdem die Re
gehalten wurde — zweckmäßig gewesen, direct
Erhaltung der Energie auszugehen und, wie es
schehen ist, die Geschwindigkeit der Bewegung
Bahn und daraus den Zusammenhang zwischen
neten und dem mittleren Radius zu berechnen. Di
allgemein durchgeführt.

Die zweite Abhandlung enthält einen neu
dass in jedem ebenen Dreiecke ein Punktepaar exis
heit, dass die Verbindungslinien jener Punkte m
eckes je einen gleichen Winkel ϑ von den Dreie
in demselben Sinne abschneiden, dessen Größe du
$\operatorname{Cot}\alpha + \operatorname{Cot}\beta + \operatorname{Cot}\gamma$ bestimmt ist. Diese Pun
fachsten Weise construiert und die eben angege
aus einfachen Flächeninhaltsbetrachtungen gefolg

Wir stimmen dem Verf. vollkommen bei, w
Beweis wegen seiner Einfacheit und der bemerkens
Relationen, die sich bei der Beweisführung erg
stoffe beim Wiederholungsunterrichte an Mittelsch
ziehen.

Troppau. D

---

160. Lukas G., Schulreform, gesellscha
liche Erziehung. (Eine Skizze.) Progr. d
im VII. Bezirke in Wien 1891, 8°, 9 SS.

Geboten werden, wie schon der Zusatz

die Verstandesbildung) dienen« und »zur gesellschaftlichen Erziehung nichts wesentliches beitragen«. Freilich fassen wir dabei »die gesellschaftliche Erziehung« in einem anderen und, wie uns dünkt, tieferen Sinne als der Verf.; wir denken nicht so sehr an Drill für das gesellschaftliche Leben, sondern an die ethische Vertiefung und Veredlung — welche ja der Stifter unserer Cultur aufgestellt hat —, bei welcher auch das gesellschaftliche Leben durchaus nicht zu kurz kommen wird, während das sonstige Schulleben dem Schüler nur einen höchst beschränkten Gesichtskreis ins Leben mitgeben kann. Freilich müsste dann der Unterrichtsstoff nach diesem Gesichtspunkte ausgewählt sein, was gegenwärtig nicht der Fall ist.

Hingegen stimmt der Ref. dem Verf., wenngleich von einem anderen Gesichtspunkte aus, darin vollständig bei, dass die künftige Reform der Mittelschule sich nach der Richtung der Revision bez. Sichtung und Vereinfachung der Lehrpläne, der Steigerung der Schulthätigkeit und der Beschränkung der häuslichen Arbeit bewegen müsse.

Wien. J. Rappold.

Lehrbücher und Lehrmittel.

(Fortsetzung vom Jahrgang 1893, Heft 10, S. 938).

Deutsch.

Fischer, Dr. Franz, Lehrbuch der Kirchengeschichte für Gymnasien und andere höhere Lehranstalten. 6. unv. Aufl. Wien, Mayer u. Co. 1894. Pr. brosch. 60 kr. (Min.-Erl. v. 9. Sept. 1893, Z. 20.225).

— — Katholische Religionslehre für höhere Lehranstalten. 20. unv. Aufl. Wien, Mayer u. Co. 1894. Pr. brosch. 40 kr. (Min.-Erl. v. 9. Sept 1893, Z. 20.223).

Mach Franz J., Grundriss der Kirchengeschichte für Gymnasien und höhere Lehranstalten. 3. unv. Aufl. Wien, A. Pichlers Witwe u. Sohn 1893. Pr. geh. 1 fl. 20 kr., geb. 1 fl. 35 kr. (Min.-Erl. v. 25. Oct. 1893, Z. 23.301).

Seeberger K., Lectures françaises pour les écoles réales. Wien, A. Hölder. Première partie 1892. Pr. geh. 28 kr. Deuxième partie 1893. Pr. geh. 92 kr., geb. 1 fl. 12 kr., der Gebrauch kann auf motiviertes Einschreiten des Lehrkörpers vom Landesschulrathe gestattet werden (Min.-Erl. v. 10. Juli 1893, Z. 14.812).

Richter, Dr. Eduard, Lehrbuch der Geographie für die I., II. und III. Classe der Mittelschulen, mit 21 Karten in Farbendruck und 32 Abbildungen. Wien u. Prag, F. Tempsky 1894. Pr. geh. 1 fl. 25 kr., geb. 1 fl. 50 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 5. Oct. 1893, Z. 21.785).

Supan, Dr. Alex., Lehrbuch der Geographie für österreichische Mittelschulen und verwandte Lehranstalten, sowie zum Selbstunterrichte. 8. Aufl., mit 37 Holzschnitten. Laibach, I. v. Kleinmayr u. F. Bamberg 1893. Pr. in Leinwand geb. 1 fl. 25 kr., mit Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. in derselben Classe und nur bis einschließlich das Schuljahr 1894/95 unter Beachtung der Anordnungen des Min.-Erl. v. 24. Mai 1892, Z. 11.373, allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 31. August 1893, Z. 19.423).

Das Dachsteingebiet. Ein geographisches Charakterbild aus den österreichischen Nordalpen, nach eigenen, photographischen und Freihandaufnahmen illustriert und geschildert von Dr. Friedrich Simony. II. Lief. Wien u. Olmütz, E. Hölzel 1893. Pr. 8 fl., wird den Lehrkörpern der Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten zur Anschaffung für die Lehrerbibliotheken empfohlen (Min.-Erl. v. 16. Oct. 1893, Z. 22.322).

Faulmann Karl, Lesebuch zur Einübung der Gabelsberger'schen Stenographie für Mittel- und Handelsschulen. Wien, Bermann u. Altmann 1893. Pr. geh. 1 fl., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 10. Juli 1893, Z. 15.075).

Fischer Robert, Theoretisch-praktischer Lehrgang der Gabelsberger'schen Stenographie. Ausgabe mit österr. Rechtschreibung. 36. unv. Aufl. Altenburg, H. A. Pierer 1893. Pr. geb. 90 kr. (Min.-Erl. v. 20. Sept. 1893, Z. 20.870).

Čechisch.

Bartoš Franz, Česká čítanka pro I. třídu škol středních. 5. unv. Aufl. Prag, F. Urbánek 1894. Pr. geh. 80 kr., geb. 90 kr. (Min.-Erl. v. 25. Oct. 1893, Z. 22.914).

— — Česká čítanka pro třetí třídu škol středních. 2. gänzlich umgearb. Aufl. Brünn, K. Winiker 1893. Pr. 90 kr., geb. 1 fl. 8 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der ersten Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 31. Juli 1893, Z. 16.728).

Pelikán Johann, Výbor z literatury české. Doba stará. 2. Aufl. Prag, Bursík u. Kohout 1893. Pr. geh. 1 fl. 30 kr., geb. 1 fl. 50 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der ersten Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 3. Oct. 1893, Z. 20.934).

Slovenisch.

Kermavner V., Latinska slovnica. 2. wesentl. unv. Aufl. Laibach, I. v. Kleinmayr u. F. Bamberg 1893. Pr. brosch. 1 fl. 40 kr., in Leinw. geb. 1 fl. 60 kr. (Min.-Erl. v. 22. Sept. 1893, Z. 21.015).

Sket, Dr. Jakob, Slovenisches Sprach- und Übungsbuch nebst Chrestomathie und slovenisch-deutschem und deutsch-slovenischem Wörterverzeichnis. 5. wesentl. unv. Aufl. Klagenfurt, Verlag der St. Hermagoras-Buchdruckerei 1893. Pr. brosch. 1 fl. 30 kr. (Min.-Erl. v. 13. Sept. 1893, Z. 20.515).

Serbo-croatisch.

Dobrilović Augustin, Zemljopis za niže razrede srednjich škola. I. Curs (für die 1. Classe). 2. verb. Aufl. Agram, Verlag des Verf. 1892. Pr. geb. 1 K., mit Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 16. Oct. 1893, Z. 22.588).

Hočevar, Dr. Fr., Aritmetika za niže gimnazije i nalike im škole, bearb. v. J. Kenfelj. Agram, Verlag der Landesregierung 1893. Pr. geb. 1 K. 50 h., unter der Bedingung der Beobachtung der Min.-Verordnung v. 24. Mai 1892, Z. 11.372, sowie des Min.-Erl. v. 24. Mai 1892, Z. 11.373, rücksichtlich des Umfanges und der methodischen Behandlung des Lehrstoffes allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 25. Oct. 1893, Z. 22.587).

Rumänisch.

Coca Calistrat, Învĕtătura credinţei şi a moralei creştine ortodoxe pentru şcoale secundare. Czernowitz, Verlag des griech.-orient. Religionsfondes 1893. Pr. brosch. 97 kr., die Approbation der bezüglichen kirchlichen Oberbehörde vorausgesetzt allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 28. August 1893, Z. 18.912).

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Das h. k. k. Ministerium für C. und U. hat mit Erlass v. 26. Sept. 1893, Z. 20.151, ein neues, definitives Statut für das Istituto austriaco di studii storici in Rom genehmigt, s. Verordnungsbl. Stück XX, S. 293 ff.

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen.

Der a. o. Prof. an der Univ. in Graz Dr. Julius Wagner Ritter von Jauregg zum ord. Prof. der Psychiatrie und Nervenpathologie und der Privatdocent Dr. Johann Fritsch zum a. o. Prof. der Psychiatrie an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 20. Sept.), der ord. Prof. an der deutschen Univ. in Prag Dr. Gustav Hanausek zum ord. Prof. des röm. Rechtes an der Univ. in Graz (a. h. Entschl. v. 24. Sept.), der a. o. Prof. Dr. Emil von Ottenthal zum ord. Prof. für allg. Geschichte und histor. Hilfswissenschaften an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 10. Sept.), der Privatdocent Dr. Georg Juffinger zum a. o. Prof. der Oto- und Laryngologie an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 24. Sept.), der a. o. Prof. der Statistik an der deutschen Univ. in Prag Dr. Ernst Mischler zum ord. Prof. dieses Faches an der Univ. in Graz (a. h. Entschl. v. 12. Oct.), der Privatdocent an der Univ. in Innsbruck Dr. Franz Torggler zum Prof. der Geburtshilfe an der Hebammenschule in Klagenfurt (a. h. Entschl. v. 16. Oct.), der a. o. Prof. für ruthenische Sprache und Literatur Dr. Stefan Smal-Stocki und der a. o. Prof. für Geographie Dr. Ferdinand Löwl zu ord. Proff. der bezeichneten Fächer an der Univ. in Czernowitz (a. h. Entschl. v. 8. Oct.).

Zum definitiven Amanuensis an der Univ.-Bibliothek in Prag der prov. Amanuensis an dieser Anstalt Dr. Wenzel Tille und zum prov. Amanuensis an derselben Anstalt der Praktikant daselbst Dr. Hugo Glaeser.

Die k. k. wiss. Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Wien und die k. k. Prüfungscommission für das Lehramt der Stenographie in Innsbruck wurden in ihrer dermaligen Zusammensetzung für das Studienjahr 1893/4 bestätigt (Min.-Erl. v. 25. Oct. 1893, Z. 23.543 und 23.437), desgleichen die k. k. Prüfungscommission für das Lehramt des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in Prag in ihrer dermaligen Zusammensetzung auch für

die nächste Functionsperiode 1893/4 bis 1895/6 (Min.-Erl. v. 18. Oct. 1893, Z. 22.726).

Der ord. Prof. an der Univ. in Innsbruck Dr. Otto Stolz, ferner der a. o. Prof. an derselben Univ. Dr. Ernst Lecher zu Mitgliedern der k. k. wiss. Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Innsbruck, und zwar ersterer zum alleinigen Examinator für Mathematik, letzterer zum alleinigen Examinator für Physik. Im übrigen wurde diese Prüfungscommission in ihrer dermaligen Zusammensetzung für das Studienjahr 1893/94 bestätigt.

Die k. k. wiss. Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Krakau und die k. k. Prüfungscommission für das Lehramt der Stenographie in Lemberg wurden in ihrer dermaligen Zusammensetzung für das Studienjahr 1893/4 bestätigt (Min.-Erl. v. 7. Oct. und 3. Sept. 1893, Z. 22.012 und 21.739).

Die Landesschulinspectoren für Galizien Dr. Siegmund Samolewicz und Johann Franke, sowie der ord. Prof. an der techn. Hochschule in Lemberg Dr. Placidus Dziwiński zu Mitgliedern der k. k. wiss. Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Lemberg, und zwar der erstgenannte zum Examinator für Pädagogik, die beiden andern zu Examinatoren für darstell. Geometrie und für geom. Zeichnen. Im übrigen wurde die Prüfungscommission in ihrer gegenwärtigen Zusammenstellung für das Studienjahr 1893/4 bestätigt.

Die Zulassung des Dr. Albert Hammerschlag als Privatdocent für interne Medicin an der med. Fac. der Univ. in Wien wurde genehmigt, desgleichen die des Dr. Wilhelm Meyerhoffer als Privatdocent für Chemie an der phil. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Rudolf Fischer als Privatdocent für englische Sprache und Literatur an der phil. Fac. der Univ. in Innsbruck, des Dr. Beda Rinz als Privatdocent für philos.-theol. Propädeutik und speculative Dogmatik an der theol. Fac. der Univ. in Innsbruck und des Dr. Alexander Wladimir Czerkawski als Privatdocent für Nationalökonomie an der rechts- und staatswiss. Fac. der Univ. in Krakau.

Der Domcapitular der Seckauer Diöcese, fürstbischöfl. Consistorialrath und Director des Diöcesan-Priesterhauses in Graz Anton Grießl, der Domcapitular der Lavanter Diöcese Dr. Johann Křižanič, der evang. Pfarrer in Graz Dr. Robert Leidenfrost, der Univ.-Prof. Dr. Franz Krones Ritter von Marchland und der Director des II. Staats-Gymn. in Graz Schulrath Heinrich Noë zu Mitgliedern des steiermärk. Landesschulrathes für die nächste sechsjährige Functionsperiode (a. h. Entschl. v. 11. Oct.).

Der mit dem Titel und Charakter eines Statthaltereirathes bekleidete Bezirkshauptmann Josef Matschego zum Statthaltereirathe und Referenten für die administrativen und ökonomischen Angelegenheiten bei dem Landesschulrathe für Böhmen (a. h. Entschl. v. 22. Oct.).

Der Prof. am Staats-Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Altstadt Josef Grünes zum Director der Staats-Mittelschule in Reichenberg (a. h. Entschl. v. 12. Oct.).

Zum prov. Lehrer am Gymn. in Cattaro der Supplent an dieser Anstalt Stefan Čubretović.

Auszeichnungen erhielten:

Der Prof. am Gymn. in Tabor Martin Kolář aus Anlass der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand das goldene Verdienstkreuz mit der Krone (a. h. Entschl. v. 1. Sept.).

Dem ord. Prof. der polit. Ökonomie an der deutschen Univ. in Prag Dr. Emil Sax wurde aus Anlass seines Übertrittes in den bleibenden

Ruhestand die a. h. Anerkennung seiner vorzüglichen lehramtlichen und wissenschaftlichen Leistungen ausgesprochen (a. h. Entschl. v. 10. Sept.).

Der Prof. am Gymn. in Cilli, fürstbischöfl. geistl. Rath Johann Krušić aus Anlass der von ihm erbetenen Versetzung in den dauernden Ruhestand den Titel eines Schulrathes (a. h. Entschl. v. 14. Sept.).

Der ord. Prof. der österr. Rechtsgeschichte und Rechtsalterthümer, sowie des deutschen Rechtes an der Univ. in Wien Dr. Johann Adolf Tomaschek aus Anlass der von ihm erbetenen Übernahme in den bleibenden Ruhestand den Adelstand (a. h. Entschl. v. 22. Sept.).

Der Ministerialrath im Min. für C. und U. Dr. Alfons Heinefetter das Ritterkreuz des Leopoldsordens (a. h. Entschl. v. 23. Sept.).

Der ord. Prof. der class. Philologie an der Univ. in Wien Dr. Theodor Gomperz den Titel eines Hofrathes (a. h. Entschl. v. 25. Sept.).

Der Director des österr. Museums für Kunst und Industrie Hofrath Jakob Ritter von Falke und der Director der Kunstgewerbeschule dieses Museums Hofrath Josef Storck das Komthurkreuz des Franz Joseph-Ordens; ferner der Prof. an der Kunstgewerbeschule des österr. Museums für Kunst und Industrie Otto König den Orden der eisernen Krone III. Classe und die Proff. an derselben Anstalt Ludwig Minigerode, Johann Macht und August Kühne das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens (a. h. Entschl. v. 2. Oct.).

Der ord. Prof. an der evang.-theol. Fac. der Univ. in Wien Dr. Gustav Frank wurde auf sein Ansuchen von dem Amte eines geistl. Rathes A. B. beim evang. Oberkirchenrathe A. und H. B. enthoben, gleichzeitig zum a. o. Mitgliede des evang. Oberkirchenrathes A. und H. B. ernannt und ihm bei diesem Anlasse der Titel eines Hofrathes verliehen (a. h. Entschl. v. 8. Oct.).

Nekrologie.

Am 31. August in Södermannland der frühere Oberbibliothekar der k. Bibliothek in Stockholm, Gust. Ed. Flemming, 71 J. alt.

Am 9. Sept. in Nordhausen der vormalige Prof. am dortigen Realgymn. Dr. Friedrich Traug. Kützing, als Botaniker geschätzt, im 86. Lebensjahre.

Am 11. Sept. in Potsdam der vormalige Prof. am dortigen Gymn. Alexander Buttmann, im 81. Lebensjahre.

Am 15. Sept. in Göttingen der ord. Prof. der class. Philologie an der dortigen Univ., geh. Regierungsrath Dr. Hermann Sauppe, 84 J. alt.

Am 16. Sept. in Holzminden der Lehrer an der dortigen Baugewerkschule, C. Reinhold Klette, als Schriftsteller auf dem Gebiete der Bauwissenschaft verdient.

Am 22. Sept. in Wien der Schriftsteller Dr. Julius Kulka, 30 J. alt.

Am 24. Sept. in München der Director der meteorolog. Centralanstalt daselbst, Dr. Lang.

Am 25. Sept. in Weißenfels (preuß. Provinz Sachsen) die Romanschriftstellerin Fräulein von François, und in Moskau der Publicist Georg Dick Lonlay, 46 J. alt.

Im September in St. Andrews in Schottland der Prof. der systematischen Theologie an der dortigen Univ. Dr. John Cuningham, in Edinburgh der Prof. der Embryologie an der dortigen Univ., George Brook, 36 J. alt, in Alençon der Schriftsteller Louis Eugène Hatin, 84 J. alt, und in Berlin der a. o. Prof. an der Univ. in Tokio Dr. Yoshito Inoko, als Schriftsteller auf dem Gebiete der Pharmakologie und Physiologie bekannt.

Am 1. Oct. in Oxford der Prof. der griech. Sprache an der dortigen Univ., Dr. Benjamin Jowett.

Am 3. Oct. in Wien der geschätzte Kupferdrucker Franz Kärgl.

Am 5. Oct. in Prag der Propst des Capitels zu Allen Heiligen und emer. Prof. der theol. Fac. an der deutschen Univ. in Prag Dr. Anton Reinwarth, im 71. Lebensjahre.

Am 7. Oct. in London Sir William Smith, Verfasser zahlreicher Schriften auf dem Gebiete der class. Literatur, im 81. Lebensjahre.

Am 8. Oct. in Paris der russische Dichter und Novellist Alexei Pleschtschejew, im 68. Lebensjahre.

Am 9. Oct. in Wien der emer. Prof. der techn. Mechanik und Maschinenlehre an der hiesigen techn. Hochschule Karl Jenny, im 75. Lebensjahre, in München der ord. Prof. der Physik an der dortigen Univ. Dr. Friedrich Narr, 49 J. alt, und in Löwen der Prof. an der med. Fac. der dortigen Univ. Dr. Etienne Michael van Kempen, 79 J. alt.

Am 17. Oct. in Berlin der ord. Prof. der Geschichte der Medicin an der dortigen Univ. Dr. Friedrich Falk, 53 J. alt.

Am 18. Oct. in Paris der berühmte Componist Charles Gounod, im 71. Lebensjahre.

Am 26. Oct. in Karlsruhe der Prof. der Ingenieurwissenschaften an der dortigen techn. Hochschule, Grashof, im 68. Lebensjahre.

Im October auf Schloss Brion (Loiret) der Vicepräsident der Académie de médicine, Prof. Le Fort, ein bedeutender Chirurge, in Berlin der Thiermaler Gustav Mützel, in Paris der Maler Karl Bodmer, als Landschafter und Thiermaler berühmt, 85 J. alt, in Manchester die Schriftstellerin Mrs. Alexander Ireland, und in London der Prof. der Kirchengeschichte am Union theological Seminar in New-York, Dr. Philipp Schaff, im 74. Lebensjahre.

Am 1. Nov. in Krakau der berühmte Historienmaler Jan Matejko, im 55. Lebensjahre.

Am 4. Nov. in Breslau der Prof. der Geschichte an der Univ. in Breslau, geh. Regierungsrath Dr. Richard Röper, 85 J. alt.

Am 6. Nov. in Wien der Musikprof. und Präsident des Ambrosiusvereines Josef Böhm, 52 J. alt, und in Zürich der Schrifsteller auf dem Gebiete der Politik und Culturgeschichte, Dr. Julius Fröbel, 89 J. alt.

Kundmachung.

In Rom werden die öffentlichen Sitzungen mit der Winckelmannssitzung am 8. December beginnen. Zur selben Zeit wird der erste Secretär, Herr Petersen, seine Demonstrationen in den römischen Museen anfangen, verbunden mit Übungen im Aufnehmen antiker Bildwerke im Vatikan. Der zweite Secretär, Herr Hülsen, wird vom 15. November bis 15. December über Topographie der Stadt Rom im Alterthum, besonders vor den Monumenten, etwa dreimal wöchentlich und von Mitte Januar bis Ende März zweimal wöchentlich über lateinische Epigraphik, vornehmlich in den kapitolinischen und vatikanischen Sammlungen, vortragen. — Für das Frühjahr werden Ausflüge in die Umgegend (Ostia, Palestrina, Tivoli, Corneto) unter Führung der beiden Herren Secretäre in Aussicht genommen. — Anfangs Juli wird Herr Mau, wie bisher, einen achttägigen Cursus in Pompeji abhalten.

In Athen beginnen die öffentlichen Sitzungen des Instituts am 6. December und werden an jedem zweiten Mittwoch bis zum April abgehalten werden. — Der erste Secretär, Herr Dörpfeld, wird seine Vorträge über die Bauwerke und die Topographie von Athen, Piräus und Eleusis anfangs November beginnen und wöchentlich einmal bis zum April fortsetzen. — Der zweite Secretär, Herr Wolters, wird vom December bis zum April Übungen zur Einführung in die Antiken-Sammlungen Athens halten. — Anfangs April wird voraussichtlich die gewöhn-

liche Reise durch den Peloponnes unternommen werden. Da die Zahl der Theilnehmer nur eine beschränkte sein kann, ist eine möglichst frühzeitige Meldung beim Secretariate in Athen empfehlenswert. - Eine Reise nach den Inseln des ägäischen Meeres wird wahrscheinlich Ende April stattfinden und möglicherweise bis Pergamon und Troja ausgedehnt werden. Meldungen dazu sind bis Anfang April beim Secretariate in Athen einzureichen.

Eranos Vindobonensis.

Sommersemester.

XI. Sitzung am 4. Mai 1893.

Herr Architekt Dell legt mehrere Pläne der vorjährigen Ausgrabungen in Carnuntum vor. Man begann bei der im vorigen Jahre zufällig an ihrem antiken Platze im Thiergarten des Grafen Traun gefundenen Ara und deckte auf: eine Straße, darunter einen 2 Fuß hohen und breiten, mit Ziegeln gepflasterten Abflusskanal, das Heiligthum eines Silvanus domesticus und ein tiefer liegendes der Quadriviae, welches gewaltsam zerstört zu sein scheint, und eine große Anzahl von Privatgebäuden, darinnen mehrere Gemächer mit Hypokausten. Es stellte sich ferner heraus, dass das Gräberfeld sich um die Civilstadt Carnuntum herumziehe. Der Vortragende besprach weiter die Ergebnisse der Ausgrabungen am Amphitheater und der südöstlich davon entdeckten zerstörten Wasserleitung.

Herr Prof. Bormann berichtet, dass $1^1/_2$ Stunden von Pesaro, wo schon vor zwei Jahren in seiner Anwesenheit vorrömische Gräber mit reichem Inhalte entdeckt worden waren, durch systematische Grabungen eine große Nekropole mit bereits über 200 größtentheils reichhaltigen Gräbern aufgedeckt worden sei. Eine einzige Grabstele hatte noch ein Stück einer Inschrift in sabellischen Buchstaben, wovon der Vortragende Abklatsche vorlegte. Durch diese Grabungen wird das alte Museum in Pesaro, das wesentlich im vorigen Jahrhunderte durch Olivieri gebildet wurde, zu einem völlig anderen werden. In Jesi (Aesis) konnte der Vortragende in der Bibliothek, aufmerksam gemacht durch einen dort ausgestellten Brief von E. Q. Visconti, die Zugehörigkeit eines Tiberius- und eines Augustuskopfes zu ebendort, aber getrennt aufgestellten Torsi erweisen. Ersterer wurde sofort aufgesetzt. Die Einrichtung des Museums in den Diocletiansthermen durch Barnabei macht große Fortschritte. Die Krone der Sammlung bildet der Schmuck der bei der Tiberregulierung entdeckten Privathäuser. Auch in Sarsina gibt es seit kurzem ein den Namen des berühmten Sarsinaten Plautus tragendes Museum. Die auf dem Minervatempel in Assisi befindlichen Löcher der Nägel, mit denen einst die Bronzebuchstaben der Bauinschrift befestigt waren, haben nach Vervollständigung der Aufnahmen durch Dr. Ladek zur endgiltigen Lesung geführt. Darnach ist der Tempel von zwei Brüdern, die gemeinsam IIII viri quinquennales waren, Cn. und T. Caesius, erbaut worden. Einer derselben wird auch in einer Grabinschrift von Assisi erwähnt.

XII. Sitzung am 18. Mai 1893.

Prof. K. Wotke berichtet über Karl Krumbacher, Studien zu den Legenden des h. Theodosius, München 1892. Der Verf. weise nach gründlicher Untersuchung der Handschriften drei Classen von Legenden nach. Die beste liegt vor der Bearbeitung durch Symeon Metaphrastes, der sich noch verkürzte Legendenmenäen anschließen. Bei künftigen Editionen wird man immer auf die alten, von der überarbeitenden Thätigkeit des

Symeon noch unberührten Legenden zurückgehen müssen. Ferner wird ausgeführt, dass zu einer solchen Thätigkeit auch eine gründliche Kenntnis der byzantinischen Gräcität gehört. Welchen Irrthümern sonst selbst bedeutende Gelehrte ausgesetzt sind, wird S. 270 köstlich illustriert. Das Buch selbst enthält im zweiten Theile eine Menge von Beiträgen zur byzantinischen Gräcität. Krumbacher verlangt S. 258, dass jetzt im Auftrage irgend einer gelehrten Körperschaft ein Verzeichnis aller Legendenhandschriften, das nach jenen drei Kategorien geordnet sein muss, angelegt werde. Nur auf diese Weise könne dem bisherigen desultorischen Verfahren bei der Ausgabe einzelner Legenden eine Ende gemacht werden. Auf welche Dinge es bei dieser Arbeit besonders ankommt, wird ausführlich dargelegt. Schließlich sei nur noch bemerkt, dass auch die byzantinische Culturgeschichte dem Verf. für viele Beiträge sehr dankbar sein muss. Durch diese Arbeit hat Krumbacher eine wichtige Lücke seiner Literaturgeschichte ausgefüllt.

Herr Dr. Nowotny bespricht, ausgehend von einer vorgezeigten, aus einem Römergrabe hadrianischer Zeit zu Wels stammenden weiblichen Büste aus weißem Thon von individuell-matronalem Charakter, die einzigen bisher in Österreich hiezu gefundenen Analoga von Birglstein bei Salzburg unter Vorzeigung mehrerer, der Güte des Directors des Salzburger Museums, Dr. A. Petter, zu verdankenden Photographien und unter Hinweis auf zwei demnächst in der archäol. Ausstellung zu sehende Originale. Äußerlich ließen sich, wie u. a. der stets wechselnde modische Kopfputz zeige, diese Büsten als Abbreviaturen jener — Kinder säugend oder haltend dargestellten — sogen. »mütterlichen« Gottheiten auffassen, wie solche ebenfalls am Birglstein, ferner in einem Exemplar in Enns, insbesondere aber unter den Vorräthen einer sammt Modeln in Toulon sur Allier aufgedeckten, von Tudot (»Collection des figurines etc.«, Paris 1860) beschriebenen römisch-gallischen Töpferei gefunden wurden. Derselben Provenienz gehört u. a. die Darstellung einer weiblichen Gottheit im Habitus der Anadyomene an, von der sich Repliken in Salzburg, neuestens eine in Carnuntum fanden, von einigen, ebenfalls demnächst in der archäol. Ausstellung zu sehenden, zum Theile etwas abweichenden Exemplaren aus privatem Besitze stammt, wenigstens eines sicher aus Ungarn. Dies alles, insbesondere aber der Umstand, dass ein zu Wels nächst jenem Grabe gefundenes Pferdchen gleicher Technik allein in dem bei Tudot a. a. O. pl. 58 publicierten Ausguss einer in jener gallischen Töpferei gefundenen Form seine Entsprechung finde, berechtige zu dem Schlusse, dass alle diese in Material, Technik und Stil bald ganz übereinstimmenden, bald sehr ähnlichen keramischen Producte aus Gallien auf jener großen Handelsstraße importiert wurden, deren Zuge etwa noch die heutige Verbindung zwischen Paris und Constantinopel entspricht. Auch sei es gewiss kein Zufall, dass die Stempel der nicht im Lande erzeugten feineren Töpferware in Ufernoricum und im angrenzenden Rätien ihre Entsprechungen vielmehr in Gallien und Britannien haben als in den südlich der Alpenscheidewand gelegenen österreichischen Provinzen, die meist von Aquileia abhängen. Spuren jener Darstellungen weiblicher Gestalten fänden sich auch in den Rheinlanden (vgl. Rhein. Jahrbücher XVIII, Taf. 4 u. 6), doch seien sowohl diese, als die oberwähnten nicht zu verwechseln — wenn auch vielleicht äußerlich in Parallele zu setzen — mit den bekannten Matronenbildnissen. Jedenfalls seien sie ein neues Zeugnis für den Syncretismus römischer und einheimischer Religionsvorstellungen und ihrer Ausdrucksweisen. Die Büsten von individuellem Charakter dürfe man wohl als Schutzgenien der Frauen (»Iunones«) betrachten (vgl. die von Weißhäupl, Arch.-epigr. Mitth. XIII, S. 175 ff. beschriebene Herme). Herr Dr. Bieńkowski bestätigte, dass die Form der Büste auf die hadrianische Zeit hinweise.

Herr Prof. Bormann bespricht ein neues Militärdiplom aus Brigetio im Besitze des Herrn Trau.

XIII. Sitzung am 8. Juni 1893.

Der Vorsitzende, Herr Prof. Ziwsa, wirft einen Rückblick auf die schönen Tage der 42. Philologenversammlung und drückt Herrn Hofrath Hartel unter großem Beifall der Versammelten die Freude aller Betheiligten und herzlichen Glückwunsch aus zu dem seiner aufopfernden Thätigkeit und umsichtigen Leitung zu verdankenden Gelingen.

Herr Hofrath Hartel dankt und schreibt das Gelingen des Festes insbesondere der Unterstützung der ausgezeichneten Kräfte zu, die ihm zur Seite gestanden. Der Vorsitzende dankt ferner allen, die an der Fertigstellung der Festgabe »Eranos Vindobonensis« betheiligt waren.

Herr Dr. Alois Riegl sprach über den antiken Webstuhl unter Zugrundelegung eines Modells, das Prof. Feodor Hoppe nach Angaben des Vortragenden durch den Director der Lehranstalt für Textilindustrie im VI. Gemeindebezirke von Wien, kaiserl. Rath F. Lieb, als Hilfslehrmittel für den classischen Sprachunterricht hatte construieren lassen. Auf Grund von Vergleichungen der bereits von Conze bekannt gemachten und erklärten Webstuhlabbildung auf einer chiusinischen Vase mit der Darstellung der Penelope und des Telemach, mit einer andern, erst jüngst bekannt gewordenen auf einer thebanischen Vase der Sammlung van Branteghem, ferner mit den noch heute in Betrieb stehenden nordischen Webstühlen, gelangte der Vortragende zu dem schließlichen Nachweise, dass bereits der antike aufrechte Webstuhl die zur Kettbildung und wechselweisen Fachbildung erforderlichen zwei Querhölzer (die »Schäfte« des wagrechten Webstuhles) besessen haben müsse, während das dritte (mittlere) Querholz von unten am chiusinischen Stuhle nach einer recht ansprechenden Vermuthung des Dir. Lieb zur Spannung des fertigen Gewebes behufs Erleichterung des Anschlagens der frischeingetragenen Schussfäden bestimmt gewesen sein dürfte. — Die dem Vortrage folgende Debatte hatte namentlich den Faden zum Gegenstande, der auf der chiusinischen Abbildung anscheinend die Kette durchkreuzt; Herr Hofrath Benndorf äußerte die Ansicht, dass einem ernstlicheren Deutungsversuche für dieses vermuthlich nur nebensächliche Detail eine Überprüfung des Originals vorangehen müsste.

Herr Prof. Bormann bespricht eine Inschrift des Sestius, die er bisher unter die falsae gerechnet hatte. Es stellt sich indes heraus, dass es ein vollständigeres Exemplar des Eides für Kaiser Caius (Caligula) ist, der durch eine Inschrift aus Spanien und die griechische Fassung von Assos bekannt ist.

XIV. Sitzung am 22. Juni 1893.

Der Antrag des Herrn Prof. Bormann, dass sich die Gesellschaft an der zu Ehren Mommsens zu gründenden Stiftung mit einem Betrage von 20 fl. betheilige, wird einstimmig angenommen.

Herr Prof. K. Wotke hält einen Nachruf auf Dr. Karl Hartfelder: Am 7. Juni starb an einem krebsartigen Leiden der bedeutendste Forscher Deutschlands auf dem Gebiete des Humanismus, Karl Hartfelder, in jungen Jahren, da er am 25. April 1848 in Karlsruhe geboren war. Er studierte Theologie, Philologie und Geschichte. Nachdem er zunächst zum Gymnasiallehrer in Freiburg (1876) ernannt worden war, kam er 1879 als Archivrath an das großherz. Generallandesarchiv in Karlsruhe, von wo er nach zwei Jahren als Lehrer an das Gymnasium in Heidelberg berufen wurde, an welcher Anstalt er bis zu seinem Tode wirkte. Neben kleineren philologischen Arbeiten trat er zuerst mit 'Fünf Bücher Epigramme von Konrad Celtes. Berlin 1881' und 'Zur Geschichte des Bauernkrieges in Südwestdeutschland. Stuttgart 1884' vor die Öffentlichkeit. Dem Humanismus blieb er von nun an treu. Es erschienen in rascher Folge 'Der Briefwechsel des Beatus Rhenanus', den er im Vereine mit Horawitz herausgab, 'Philipp Melanchthon als Praeceptor Germaniae.

Berlin 1889', 'Melanchthoniana Paedagogica. Leipzig 1892', 'Philippus Melanchthon Declamationes. Berlin 1891' und zahlreiche kleinere Aufsätze in d. Ztschr. f. vergl. Literaturgesch., in d. Ztschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins, in Raumers historischem Taschenbuch. Ferner übernahm er nach Bursians Tod den Bericht über Encyklopädie, Methodologie und Geschichte der Alterthumswissenschaft. Hartfelder war eine durch und durch friedliche Natur. Dies zeigt sich bei der Beurtheilung Melanchthons und seiner Gegner nicht minder als bei der Besprechung der Verdienste, die sich der Jesuitenorden um die Erziehung der Jugend erworben hat. Nie hat confessionelles Vorurtheil seinen Blick getrübt, wie dies neben anderem die Arbeiten über Erasmus beweisen. In dieser Hinsicht ist sein Verlust für die deutsche Wissenschaft geradezu unersetzlich. Er hatte auch den Muth, Voigts Werk (Colets Schule. Leipzig 1892 E) eine Caricatur des Humanismus zu nennen. Obgleich ein Reichsdeutscher trat er doch Ulmanns Verunglimpfung Kaiser Maximilians I. energisch entgegen und bewies durch seine Arbeiten über Celtis reges Interesse für unsere Hochschule. Für seine Publicationen war es nützlich, dass er ein geschulter Philologe war und die Anschauung, dass der Herausgeber zunächst selbst jenen Text verstehen müsse, den er edieren wolle, theilte. Wie sehr wird in unseren Tagen auf diesem Gebiete der Forschung gegen jenen Grundsatz gesündigt! Ebenso brachte Hartfelder der Schulgeschichte des deutschen Volkes warmes Interesse entgegen, für die er zuletzt in Bursians Berichten ein eigenes Referat schrieb. Immer betonte er, dass für solche Arbeiten genaue Kenntnis des ital. Humanismus unerlässliche Bedingung sei. Auch hier hatte er oft Veranlassung, seine friedliebende Natur zu bethätigen. So sehen wir, dass er auf allen Gebieten unserer Disciplin ein richtigeres und objectiveres Urtheil anbahnte, indem er die Renaissanceleute confessionellem und politischem Hader entzog. Möchte sich die deutsche Forschung zu ihrem eigenen Vortheile auch nach Hartfelders Tod auf dieser Höhe erhalten! Wir Österreicher werden ihm das warme Eintreten für Kaiser Maximilian I. und die Wiener Hochschule nie vergessen.

Herr Dr. Heberdey führt ein neu gefundenes und ihm von Philios brieflich mitgetheiltes Fragment des Lakrateidesreliefs vor, welches die Größe des Reliefs fast genau in der früher vermutheten Weise bestimmt und die Ergänzung der beiden letzten Zeilen der Inschrift sichert. An der dem Vortrage folgenden Debatte betheiligten sich Herr Prof. Bormann, der die Sicherheit der Ergänzung der vierten Zeile noch in Zweifel zog, Herr Hofrath Benndorf und der Vortragende.

Herr Dr. Ernst Kalinka erstattet nach einigen allgemeinen Worten über die in altlykischer Sprache abgefassten Inschriften kurz Bericht über die auf eine umfassende Wiener Publication dieser Inschriftengruppe hinzielenden Vorarbeiten. Sodann unterzieht er die im Vorjahre gefundene Bilinguis einer Analyse und fasst zuletzt die daraus sich ergebenden lautlichen, grammatikalischen und lexikalischen Resultate zusammen. In einer daran sich schließenden Debatte, an welcher sich die Herren Hofräthe Benndorf und v. Hartel, sowie Dr. Heberdey nebst dem Vortragenden betheiligten, wurden hauptsächlich Lautwandlungen erörtert, welche sich im lykischen Idiom seit der Aufnahme des Alphabets vollzogen zu haben scheinen.

Die Wahl des Bureaus für das kommende Jahr ergibt als Resultat: Präses: Dir. Dr. Josef Loos, Vicepräses: Prof. Dr. Emil Szanto, Schriftführer: Dr. Julius Jüthner.

XV. Sitzung am 6. Juli 1893.

Die Gesellschaft besichtigte unter der Leitung der Herren Dr. M. Hörnes, Dr. E. Nowotny, Dr. K. Masner und Dr. A. Riegl die archäologische Ausstellung im k. k. Österr. Museum für Kunst und Industrie.

Berichtigung.

Die Besprechung meines »Handbuches der deutschen Sprache« S. 623 ff. durch Herrn Joh. Schmidt in Wien enthält eine Reihe von Unrichtigkeiten. Da die Redaction eine ausführlichere Berichtigung wegen Mangels an Raum ablehnte, beschränke ich mich auf folgende Bemerkungen:

1. Von der Fachpresse ist mein Buch bisher einstimmig anerkannt und warm empfohlen worden (mit alleiniger Ausnahme der Zeitschrift für österr. Gymn.). Es kann also davon, dass mein Buch seinen Erfolg dem Beifalle von Nichtfachmännern verdanke, nicht die Rede sein. Warum verschweigt der Herr Ref. die Thatsache, dass schon seit Jahresfrist die 4. Auflage meines Handbuches (I) erschienen ist?

2. Soweit die vom Herrn Ref. angeführten sogenannten Inconsequenzen nicht Druckfehler sind, habe ich sie absichtlich eingefügt. Dies betrifft den weitaus größten Theil der von Herrn Prof. Schmidt gemachten Ausstellungen. Trotz der bestimmten Fassung der Regel muss der Schüler doch in den Beispielen die lebendige Sprache vorgesetzt erhalten, nicht eine schulmeisterlich zugestutzte. Wer die Forderungen der historischen Grammatik auch nur oberflächlich kennt, wird hier durchaus auf meiner Seite stehen. Ich halte den Standpunkt des Herrn Schmidt nicht nur für unwissenschaftlich, sondern geradezu für schädlich. Mein Aufsatz »Über das Pedantische im deutschen Unterrichte«, der in meiner Zeitschrift für den deutschen Unterricht erscheinen wird, soll dies eingehender darlegen.

3. Unwahr ist es, dass mein Handbuch II, S. 220 ff. eine freie Stelle enthalte, welche die Verwendung in der Schule kaum möglich mache. S. 220 ff. lautet:

»*b*) Das Volkslied. Das Leben echter und wahrer Poesie hatte sich in jener Zeit fast ausschließlich auf das Volkslied zurückgezogen. Das Volkslied hatte von jeher bestanden; aber erst im fünfzehnten Jahrhundert, als die höfische Kunst verfallen war, trat es bemerkbar hervor, gelangte im sechzehnten Jahrhundert zur höchsten Blüte und verwilderte mehr und mehr im siebzehnten Jahrhundert. Die Verfasser der Volkslieder sind meist unbekannt, die Lieder wandern von Mund zu Mund fort, sie werden von einzelnen abgeändert, verkürzt oder erweitert. Das Volkslied wird immer gesungen, niemals bloß gesprochen, die Weise gehört zum Liede. Meist sind die Lieder episch gehalten, oft verlaufen sie dramatisch nur in Gesprächen. Die Erzählung schreitet rasch, sprungweise vorwärts, die Beziehung und Deutung muss oft der Hörer bloß errathen. Im Volksliede ist nichts bloß gedacht, gekünstelt oder geschraubt, alles ist frisch und natürlich, es quillt unmittelbar aus dem Leben hervor. Die Volkslieder sind theils geistlichen, theils weltlichen, theils politischen Inhalts (historische Volkslieder). Unter den weltlichen finden sich prächtige Trink- und Liebeslieder, Spott- und Scherzlieder, Soldaten-, Jäger-, Handwerks-, Bergmanns-, Gärtnerlieder u. a. Eine köstliche Schilderung der Entstehung und des Lebens des Volksliedes gibt Kinzel in seiner im Anhang angeführten Schrift, sowie Schuré in seiner Geschichte des Liedes: »Das Leben der Volkspoesie ist heimlich, wie das verborgene Rinnen des Wassers im Innern der Berge. Hier und da rieselt es, ohne dass es jemand merkt, bis plötzlich der murmelnde Quell zutage tritt und von Stein zu Stein in die Ebene springt. Das Volkslied schallt aus der Kehle des lustigen Jägers im Walde, des Knechts auf dem Acker, des Soldaten auf dem Marsch, es erklingt an den langen Winterabenden von der traulichen Ofenbank in der Spinnstube. So lebt es Jahrhunderte dahin, ohne besonderen Aufschwung. Diesen aber erhält das Volkslied bei großen Ereignissen der Völkergeschichte, welche die breiten Schichten des Volkes ergreifen und alle Leute mächtig erregen. Da wird Phantasie und leidenschaftliche Theilnahme belebt, und der

Dichtergeist des Volkes erwacht zu neuer Schöpferkraft. Solche Zeiten waren für unser Volk die Völkerwanderung, die Kreuzzüge und das Reformationszeitalter. In jenen beiden ersten Perioden war die Volksdichtung rein episch, da entstand das Nibelungenlied und die Gudrun, aber im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert gestaltet sich die Volkspoesie zum Liede, das voll echt deutschen Wesens und Fühlens war. Namentlich aber die Reformation entflammte den Geist zu höherem Fluge, und die Empfindungen drangen in lyrischen Gedichten hervor.« »Unter dem Einfluss der verschiedenartigen Bewegungen, welche die Gesellschaft umgestalten, bemächtigte sich der ganzen Welt eine unbezwingliche Lust, zu sehen, zu lernen und zu reisen. Der Ritter macht sich auf den Weg, die Türken zu bekriegen, der Handwerksbursche zieht durch Deutschland, der Bauer verlässt den Pflug, wird Landsknecht und versucht in Italien sein Glück. Das zerlumpte Kind des Leibeigenen ergreift die Flucht und studiert auf einer Universität. Mit dem Schwert an der Seite, dem Virgil und Aristoteles, den köstlichsten Schätzen jener Zeit, im Mantelsack, macht sich der freie Denker auf den Weg, um Wissenschaft und Poesie zu erstreiten. Wie viel Abenteuerer ohne Dach und Fach, die sich weder vor Gott noch dem Teufel fürchten, ziehen von Herberge zu Herberge und liegen auf den Landstraßen, sie wissen selbst nicht warum: ein unbestimmtes Verlangen treibt sie, zu leben, zu lieben und zu genießen. Das schnelle Aufeinanderfolgen einer Menge neuer Anschauungen verwandelt plötzlich den Menschen. Er bricht mit den Vorurtheilen der Geburt und des Standes, spottet seiner früheren Herren, fühlt seine eigene Persönlichkeit mit der ganzen Energie seines Wesens und ruft: »Ich will für mich selbst leben!« Das sehen wir an dem Bettler, der nichts zu verlieren und zu gewinnen hat, an dem lustigen Reitersmann, der den Augenblick genießt und nicht weiß, ob ihn nicht morgen schon der grüne Rasen deckt, an dem trauernden Burschen, der die Geliebte vielleicht für immer verlassen, an dem leichtfüßigen Jäger, der heute ruht und morgen weiter zieht, der heute zwei rothe Lippen und morgen vielleicht zwei strahlende braune Augen liebt, an dem kühnen Schüler, der Macht hat über die Frauen und den Teufel, der am Morgen schwarzes Brot mit der Bäuerin isst und abends schon der Königin als Page dient. Mit dem Mantelsack auf dem Rücken, mit ihrer Liebe und ihren Illusionen ziehen sie durch die Welt, ohne an den kommenden Morgen zu denken. Selten sehen sie ihr Vaterland wieder, vergebens wartet die erste Vielgeliebte sieben Jahre und mehr auf sie. Sie kommen nicht zurück, sie liegen todt am Waldessaum oder im Dickicht; niemand kennt ihr Grab und bald werden sie vergessen. Aber was kümmert sie das; sie haben gelebt und ließen ihren Gefährten das, was sie alle vereinte: ihre Lieder. Und wie hätten sie das Leben nicht besingen sollen, das sie in vollen Zügen schlürften? Mussten sie nicht ihren Schmerz und ihre Lust aussprechen, sie, die ihr Herz, ihre Pfeile und ihre Lieder in alle Winde streuten? Das Wasser, das sich im Innern des Berges ansammelt, bahnt sich nicht sicherer einen Ausweg durch die Felsen, als die geheimen Bewegungen der Seele durch die Schale selbst der rauhesten Naturen. Man braucht nur ein Kind zu beobachten, das sich selbst überlassen ist. Während es allein herumläuft und spielt, spricht und singt es unaufhörlich. Sein Seelenleben ist eine fortwährende Unterhaltung mit sich selbst; die Worte irren in seinem Kopf herum, begegnen einander und kommen ihm auf die Lippen, ohne dass es ganz aussprechen kann, was es verworren bewegt; es ist ein Murmeln, noch kein Gesang. Dasselbe thun am Sonntagnachmittag die Bauernmädchen. Wenn sie nicht singen, gehen sie untergefasst in langen Reihen auf der Landstraße spazieren und summen Melodien. Wieviel größer noch war die Macht des überströmenden Lebensgefühls im sechzehnten Jahrhundert, als es sich zum erstenmal Luft machte. Und so entstand das Volkslied, das bis heute unser köstlichstes Kleinod und der wahre Zauberquell aller echten Kunst geblieben ist.«

Jeder Kundige, der diese Stelle liest, wird erkennen, dass sie nur der Niederschlag aus Volksliedern ist, die jedes gute Lesebuch und jede gute Gedichtsammlung enthält. Ist der Geist der Pedanterie, der die reinste und schönste Blüte des Volksliedes, das Liebeslied, aus der Schule verbannen wollte, denn noch immer nicht aus unserer Mitte verschwunden? Leider soll es noch heute Lesebücher geben, in denen Eichendorffs schönes Lied: »In einem kühlen Grunde da geht ein Mühlenrad« in der dritten Zeile lautet: »Mein Onkel ist verschwunden usw.« Wie es scheint, haben die Verfasser solcher Bücher den vollen Beifall des Herrn Schmidt.

Dresden, am 7. Sept. 1893. Otto Lyon.

Antwort.

Ich stelle hiemit fest, dass mir Herr Lyon nicht einen einzigen Fehler nachgewiesen hat. Dies dürfte ihm auch in der ausführlichsten 'Berichtigung' schwer fallen. Denn einseitige Behauptungen hinstellen, ist nicht meine Sache. Von der 4. Auflage weiß ich nichts, da ich seit zwei Jahren dem Schulleben fern bin. Das Buch mag hundert Auflagen erleben und von Himmel und Erde gelobt werden, es bleibt verfehlt.

Dass gerade ich im Gegensatze zu vielen Lehrern für Wahrung der 'lebendigen Sprache' in der Schule eintrete und in dieser Richtung auch einige Erfolge zu verzeichnen habe, kann Herr Lyon freilich nicht wissen. Aber was ich an seinem Handbuche und seinem Buche über die deutsche Lectüre und so vielen andern tadle, ist ja die Inconsequenz, d. h. Nachlässigkeit in Dingen, wo die Schüler zur strengsten Genauigkeit anzuleiten sind.

Über die streitige Stelle mögen sich die Leser ein Urtheil bilden. Ich will lieber Pedant heißen, als auch nur einen Schüler durch ein 'Liebeslied' in Versuchung führen. Das Leben legt der Jugend genug Schlingen. Die Schule soll frei davon bleiben.

Wien. Johann Schmidt.

Fünfter deutsch-österreichischer Mittelschultag.
Wien 1894.

Hochverehrte Herren Collegen! Mehr als ein Jahr ist verflossen, seitdem zum letztenmale zu Ostern 1892 ein deutsch-österreichischer Mittelschultag — der vierte in der Reihe dieser Veranstaltungen — in Wien abgehalten wurde. Ehe man damals auseinandergieng, wurde der Beschluss gefasst, erst nach zwei Jahren zu dem fünften Mittelschultage in Wien wieder zusammenzutreten, es sei denn, dass unvorhergesehene, wichtige Ereignisse die deutsch-österreichischen Mittelschulkreise von der beabsichtigten Frist wieder unter das liebgewordene Banner gemeinsamer Berathungen rufen würden. Für den Eintritt einer zweijährigen Zwischenzeit war vor allem die damals erst geplante, nunmehr glänzend durchgeführte Abhaltung der 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner maßgebend gewesen; außerdem schien es auch im Interesse der ungemein rasch emporblühenden Institution der Mittelschultage geboten, die in denselben wurzelnde und sich entwickelnde Kraft nicht durch einen allzu raschen Verbrauch abzunützen, damit nicht zu schablonenhafter Gewohnheit herabsinke, was den treibenden Bedürfnissen unseres Standes und Berufes entsprungen, nur diesen Bedürfnissen Wert und Geltung verdankte. Nach Ablauf dieser wohlerwogenen Frist der Sammlung soll

nunmehr in der Osterwoche 1894 der fünfte deutsch-österreichische Mittelschultag in Wien wieder zusammentreten, um in lebenskräftiger Fortentwicklung auszugestalten und zu befestigen, was seine Vorgänger angebahnt und erwirkt haben. Auch der fünfte Mittelschultag wird es auf seine Fahne schreiben, dass er bestrebt sein werde, der freimüthigen Überzeugung in Standes- und Berufsfragen, der wissenschaftlichen Forschung, wie der durch Erfahrung und Nachdenken gereiften erziehlichen Thätigkeit des praktischen Schulmannes Gelegenheit zur Äußerung und Anregung zu bieten. In diesem Sinne stellt die gefertigte Geschäftsleitung namens des Wiener vorbereitenden Ausschusses an die hochverehrten Herren Collegen das Ersuchen, durch Anmeldung von Vorträgen, beziehungsweise Übernahme von Disputationsthemen die Zwecke und Ziele des Mittelschultages fördern zu helfen. Der fünfte deutsch-österreichische Mittelschultag soll hinsichtlich seiner Organisation nach den bewährten Mustern seiner Vorgänger im allgemeinen eingerichtet werden. Die zu bietenden Vorträge werden entweder vermöge ihres allgemein interessierenden Inhaltes in den Vollversammlungen stattfinden, oder sie werden entsprechend ihrer Zugehörigkeit zu speciellen Gebieten oder Fächern des Mittelschulwesens den Sectionen überwiesen. Die Anmeldung der Vorträge wird bis Neujahr 1894 an die gefertigte Geschäftsleitung erbeten und zugleich im Interesse der Sache der dringende Wunsch ausgesprochen, nach Thunlichkeit die etwa aus dem Vortrage abzuleitenden Thesen oder das Ergebnis des Vortrages in bündiger Form der Anmeldung beizufügen. Schließlich sei es gestattet, die Überzeugung auszusprechen, dass es dem einmüthigen und selbstlosen Zusammenwirken des deutsch-österreichischen Mittelschullehrstandes gelingen werde, auch den fünften Mittelschultag zu einer ernsten, entschiedenen und würdigen Kundgebung unseres Standes zu gestalten. Und war Wien zu Pfingsten dieses Jahres Zeuge des achtunggebietenden und rückhaltslos anerkannten Fortschrittes unseres Unterrichtswesens seit den Tagen der Thun'schen Reformen, so soll uns schon das nächste Jahr unverdrossen bei der Arbeit finden, das Erworbene in gemeinsamer Bethätigung zu festigen und unter nachdrücklicher Wahrung unserer Standesinteressen planmäßig und ohne Überstürzung ausbauen zu helfen, was dem Gymnasium und der Realschule als den Trägern des mittleren Unterrichtes für den Staat und die Gesellschaft zu leisten vorbehalten ist.

Wien, im November 1893.

Im Namen der vorbereitenden Commission:

Prof. Feodor Hoppe,
provisorischer Geschäftsführer des Mittelschultages,
III., Ungargasse I.

Berichtigung.

S. 937, Z. 1 v. o. lies 'Wyplel' statt 'Vyplel' und Z. 3 v. o. 'Waidhofen an der Thaja' statt 'Waidhofen a. d. Ybs'.





NAME	DATE	NAME	DATE